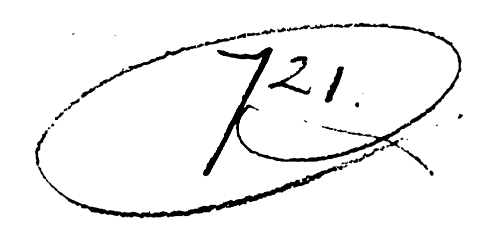




ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZEHNTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1822.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1822.

THEOLOGIE.

Jena, in der akadem. Buchhandlung: *Commentarius exegetico-dogmaticus in eos Jesu Christi sermones, qui de reditu ejus ad judicium futuro et judicandi provincia ipsi demandata agunt*, auctore *Henrico Augusto Schott*, Theol. D. et Prof. Jenensi. 1820. VI u. 432 S. gr. 8.

Den Inhalt und Zweck dieses Werkes, das den gründlichen Forschungsgeist des Vfs. sowohl, als seine unbefangene Wahrheitsliebe und lebendige Achtung für die christliche Offenbarung von Neuem beurkundet, giebt die Einleitung S. 1 — 6 an. Der Vf. hatte sich in einer Abhandlung vom Jahre 1815, *quo sensu Jesus apud Matthaeum C. 24, Marcum C. 13, Lucam C. 21, adventum suum in nubibus coeli futurum nuntiaverit*, die auch in seine *opuscula exeg. crit. dogmatica*, 1818, mit einigen Erweiterungen wieder eingerückt worden war, dahin erklärt, der Ausspruch Jesu Matth. 24, 30 und in den Parallelstellen sey von der Zukunft Jesu zur Zerstörung Jerusalems, und zu der von diesem Zeitpuncte an zu erwartenden weiteren Ausbreitung des Evangeliums zu verstehen. Zu einer wiederholten Untersuchung über den Gegenstand aber gaben ihm zunächst die Bemerkungen Anlafs, die Hr. D. *Scheibel* (in *Köthe's* Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit 1 B. 3 H. 2 B. 2 H.) jener Abhandlung entgegensetzt. Diese wiederholte Untersuchung führte ihn zu einer Änderung seiner Ansicht über die Stelle Matth. 24 und 25, und so sah er sich bewogen, *die Lehre und Überzeugung von der bevorstehenden Erscheinung Jesu zum Gerichte* nach den *sämmtlichen* eigenen, dahin gehörigen, Aussprüchen desselben genauer zu erläutern. Er giebt daher einen vollständigen Commentar über alle diese Reden Jesu, mit umsichtsvoller Benutzung der besten grammatisch-historischen Hülfsmittel und den Auslegungsgrundsätzen gemäfs, die dem Gesammtcharakter der Geschichte und Lehre Christi entsprechen. Er beginnt mit der Hauptstelle Matth. 24, 25 vgl. Marc. 13, und geht mit Recht Sect. 1 von einer sorgfältigen Untersuchung über den Sinn der Frage aus, welche die Jünger Matth. 24, 3 vgl. Marc. 13, 4, Jesu vorlegten. Er beweist ganz genügend, theils aus dem Sprachgebrauche in Rücksicht des Wortes αἰών, theils aus den Vorstellungen der späteren Juden von der bevorstehenden Erscheinung des Messias zur Errichtung seines Reichs und der damit verbundenen völligen Umbildung der ganzen sichtbaren Welt (von עולם הבא, עולם הזה, קץ הימים, סוף יומיא, אחרית ימים), dafs der Sinn der Frage kein anderer war, als dieser: 1) wann wird die Zerstörung des Tempels, von welcher du eben sprachst, erfolgen? 2) welches werden die Vorzeichen des *nahen Endes dieses vormessianischen Zeitlaufs und dieser ganzen sichtbaren Welt* (mit welcher denn auch die Zerstörung des jerusalemischen Tempels verbunden seyn wird) seyn? Nur kann Rec. dem Vf. nicht mit vollkommener Überzeugung beytreten, wenn er sich für diese Erklärung von συντελεία τοῦ αἰῶνος auf die Worte in der Parallelstelle Marc. 13, 4 beruft: καὶ τί τὸ σημεῖον, ὅταν μέλλῃ ταῦτα πάντα συντελεῖσθαι: denn 1) scheint es doch weit natürlicher, dieses ταῦτα πάντα als eben dasselbe mit dem unmittelbar vorhergehenden ταῦτα in: πότε ταῦτα ἔσται; als es δεικτικῶς von den Tempelgebäuden oder gar von der ganzen sichtbaren Welt zu nehmen. 2) Die Frage der Jünger bey Marcus ist viel eher als gleichbedeutend mit ihrer Frage bey Lucas 21, 8: πότε οὖν ταῦτα ἔσται, καὶ τί τὸ σημεῖον, ὅταν μέλλῃ ταῦτα γίνεσθαι; als mit der Frage bey Matthäus zu fassen. Der einzige positive Grund, den Hr. D. *Schott* für seine Erklärung des: „ὅταν μέλλῃ ταῦτα πάντα συντελεῖσθαι“ vorbringt: „es sey ja vorher nicht von *Mehrerem*, sondern nur von Einer Sache, der Zerstörung des Tempels, die Rede gewesen,“ läfst sich leicht mit der Bemerkung beseitigen, dafs dieser Eine bevorstehende Erfolg doch viel umfassend und grofs genug scheinen mufste, um mit „ταῦτα πάντα“ bezeichnet zu werden. — Doch dieser Umstand ist für die Erklärung der Frage, wie sie Matthäus (vollständiger, als die anderen Evangelisten) anführt, von keiner Bedeutung. Die Sect. II hat Matth. 24, 4 — 14 und Marc. 13, 5 — 13 zum Gegenstande, wo Jesus seine Antwort damit eröffnet, dafs er die Jünger warnt, die grofse Katastrophe der Dinge nicht zu früh zu erwarten, und sich nicht durch falsche Vorzeichen oder Betrüger täuschen zu lassen. So vollkommen Rec. mit der Erklärung, die der Vf. auch von diesem Abschnitte giebt, in den meisten Puncten übereinstimmt: so erlaubt er sich doch Folgendes zu bemerken. Auch nach seiner Überzeugung bezeichnet σεισμοὶ in der Parallelstelle Marc. 13, 8 nicht kriegerische Bewegungen, und könnte hingegen passender von *Empörungen* ver-

ſtanden werden; aber doch ſcheint ihm die Bedeutung: *Schrecken* in ſo fern noch paſſender, als damit beſtimmt *Todesſchrecken*, בַּלָּהוֹת (Pſalm 73, 19. Ezech. 26, 21. vgl. Hiob 18, 14) = furchtbares Wüthen des Todes, = λοιμὸς bey Matth., bezeichnet ſeyn können. 2) Die Ordnung der Rede Jeſu, wie ſie in dieſem Abſchnitte Matthäus giebt, ſcheint ihm die richtige, und ohne entſcheiden zu wollen, ob Marcus und Lucas hier mit Recht das einrücken, was wir bey Matthäus in der Inſtruction für die Jünger bey ihrer erſten Ausſendung C. 10, 17—22 leſen (ſ. Marc. V. 11. Luc. V. 14), ob alſo Matth. in unſerem Abſchnitte aus ihnen zu ergänzen ſey, geſteht er wenigſtens, daſs ihm die Gründe, aus welchen Hr. D. *Schott*, nach *Kuinöl*, jene Vorherſagungen und Verheiſsungen Jeſu Matth. 10, als ein, zu der Inſtruction eigentlich nicht gehöriges Einſchiebſel betrachtet, nicht völlig genügen. Denn was die Ordnung betrifft, ſo kann Rec. nicht finden, daſs Vers 11 ſich dem vorhergehenden 10 Verſe nicht ganz ſchicklich anfüge; und eben ſo wenig, daſs das, was V. 14 bey Matthäus vorkommt, bey Marcus V. 10 mit dem Vorhergehenden beſſer verbunden ſey. Wir müſſen nur unter den ψευδοπροφήταις Matth. V. 11 nicht wieder eben die Betrüger und falſchen Meſſiaſſe, deren er V. 5 erwähnt hatte, ſondern, dem Zuſammenhange nach, judaiſirende Irrlehrer unter den Chriſten ſelbſt verſtehen, die von den Verfolgungen, welchen dieſe von Seiten ihrer unglaubigen Verwandten und Mitbürger ausgeſetzt ſeyn würden, Veranlaſſung nehmen würden, ſie allmählich wieder zum Abfalle vom Chriſtenthume zu verleiten; ſo hängt V. 11 mit dem unmittelbar Vorhergehenden ganz gut zuſammen. Der 14 V. bey Matth. aber ſchlieſst ſich dem Vorhergehenden auf die ſchicklichſte Weiſe an, in ſofern Jeſus V. 9 — 12 die Ausbrüche des Verfolgungsgeiſtes gegen die Apoſtel und andere ſeiner Anhänger, unter welchen freylich nur ſtandhafte Treue retten könne (V. 13), und *dann* die *Ausbreitung des Evangeliums* auch unter vielen heidniſchen Nationen (die eben durch jene Verfolgungen von Seiten der Juden mit veranlaſst werden würde) V. 14, als weitere *Vorzeichen* der zu erwartenden groſsen Kataſtrophe angeben will. Die *Beruhigung der Apoſtel* auf den Fall ihrer Vorfoderung vor jüdiſche und heidniſche Obrigkeiten, die bey Marcus und Lucas ſo ſehr hervortritt, war nach dem nächſten Zwecke dieſer Rede nur ein Nebenpunct. Was aber die Frage betrifft, ob wohl die Vorherſagung Jeſu, daſs die Apoſtel vor Obrigkeiten und Fürſten zur Verantwortung vorgefodert, aber vom göttlichen Geiſte dabey mächtig unterſtützt werden würden, in jenen Zuſammenhang, und zu jener Gelegenheit paſſe? — warum ſollte Jeſus nicht damals ſchon, als er zum erſtenmal ſeine Apoſtel ausſandte, und ihnen die erſte allgemeine Anweiſung zur Erfüllung ihres Berufs gab, auf die künftigen Fälle, wo ſie vor obrigkeitliche Behörden zur Verantwortung gerufen werden würden, Rückſicht zu nehmen, Gründe gehabt haben? Und iſt es ſo ſicher erwieſen, als hier vorausgeſetzt zu werden ſcheint, daſs Matthäus *auch ſonſt* Reden Jeſu, die er zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Veranlaſſungen ausgeſprochen, der Ähnlichkeit ihres Inhalts wegen, als Beſtandtheile Eines Vortrages gern zuſammengeſtellt habe? Die Beyſpiele aus der Bergrede, wie ſie Matthäus giebt, ſind Rec. nicht beweiſend, weil ſie in den Zuſammenhang ganz ungezwungen paſſen, und ohne Schwierigkeit angenommen werden kann, daſs Jeſus dieſe Ausſprüche bey Gelegenheit wiederholt habe. Demungeachtet möchte indeſs Rec. nicht beſtreiten, daſs Matthäus, wie die anderen Evangeliſten, hin und wieder einen Ausſpruch Jeſu wohl auch an einem anderen Orte, als wo er zunächſt hingehörte, mitgetheilt habe, was ihm z. B. in Rückſicht auf Matth. 10, 23 ſelbſt wahrſcheinlich iſt.

Die III Section hat Matth. 24, 15 — 28. Marc. 13, 14 — 24 zum Gegenſtande. Aus ſehr guten Gründen erklärt der Vf. τὸ βδέλυγμα τῆς ἐρημώσεως von dem verwüſtenden Greuelheere der Römer. Die Worte τὸ ῥηθὲν διὰ Δανιὴλ τοῦ προφήτου iſt er geneigt, für Zuſatz entweder des Matth. ſelbſt, oder ſeines griechiſchen Überſetzers zu halten. Für die letzte Vermuthung findet er darin einigen Grund, daſs die Worte bey Marcus, der doch ſonſt hier dem Matth. faſt wörtlich folge, ſehr wahrſcheinlich unächt ſeyen. Rec. hält es aber doch noch für glaublicher, daſs der Zuſatz von Matth. ſelbſt herrühre, zu deſſen Manier er ſo ganz paſst, da wir hingegen ſonſt keine Spur haben, daſs der griechiſche Überſetzer des Matth. erſt eine Citation eingerückt hätte, und Marcus doch theils ſelbſt in unſerem kurzen Verſe ſich nicht an die Worte des Matth. bindet (er ſetzt namentlich ſtatt: „ἐν τόπῳ ἁγίῳ": „ὅπου οὐ δεῖ" —), theils auch an anderen Stellen, wo er dem Matthäus parallel iſt, altteſtamentliche Anführungen des Matth., oder auch Jeſu ſelbſt, wegläſst (ſ. z. B. Matth. 4, 13 — 17 vgl. Marc. 1, 14. Matth. 8, 16 f. vgl. Marc. 1, 34. Matth. 9, 12 f. vgl. Marc. 2, 17. Matth. 12, 5 — 7 vgl. Marc. 2, 26. Matth. 13, 13 — 15 vgl. Marc. 4, 12 u. ſ. w.) Nachdem der Vf. hierauf auch V. 16 — 26 ganz richtig von dem letzten Zeitpuncte der Belagerung Jeruſalems erklärt hat, wo Alles darauf ankommen werde, ohne Zeitverluſt zu fliehen (daher ſeine Jünger Gott nur bitten ſollen, daſs dieſe Flucht nicht in den Winter oder auf den Sabbath falle), wo es das gröſste Glück ſeyn werde, daſs Gott ihn der Chriſten in Paläſtina wegen abkürze, und wo ſie ſich nur von falſchen Meſſiaſſen und Propheten nicht irre machen laſſen ſollen, die ihnen etwa ſagen würden: dort iſt der Meſſias in der Wüſte, wo er ſeine Anhänger um ſich verſammelt, oder: hier, in den verborgenen Zimmern, zu heimlicher Verſchwörung! — ſo kommt er auf V. 27. 28, die er nun nicht mehr von der Zerſtörung Jeruſalems, ſondern *von der Erſcheinung Jeſu, des Meſſias, zum Weltgerichte* verſtehen zu müſſen glaubt. Allein die Gründe des Vfs. genügen, ſo viel Rec. urtheilen kann, nicht, und es ſcheint in mehrfacher Rückſicht leichter und natürlicher, auch dieſe Worte auf denſelben Gegenſtand, wie die vorhergehenden, zu beziehen. Hr. Dr. *Sch.* zweifelt zuerſt, ob unter der παρουσία Chriſti V. 27 ſeine unſichtbare Ankunft zum Strafgerichte über das jüdiſche Volk gemeint ſeyn könne, wenn gleich allerdings das Wert ἔρχεσθαι Matth. 10, 23.

16, 28 namentlich *hievon*, und an anderen Stellen von anderen außerordentlichen Erweisungen der allmächtigen Wirksamkeit Jesu gebraucht werde. Doch er legt auf diesen Zweifel selbst kein grosses Gewicht, was er auch um so weniger thun konnte, da nach dem ganzen Zusammenhange der Antwort Jesu auf die Frage V. 3: „τί τὸ σημεῖον τῆς σῆς παρουσίας καὶ τῆς συντελείας τοῦ αἰῶνος;" die παρουσία in diesem Contexte die Wirksamkeit Christi bey der Zerstörung Jerusalems *wenigstens mit einschliesst* (vgl. Marc. 13, 4. Luc. 21, 7), und da Jesus gleich im folgenden 30 V. ἔρχεσθαι, nach des Vfs. Ansicht, von seiner Zukunft zum *letzten Gerichte*, also diese beiden, ohnediess ganz gleichbedeutenden, Ausdrücke offenbar ohne Unterschied gebraucht; um nichts davon zu sagen, dass die παρουσία auch Jac. 5, 7. 8 von der Zukunft Jesu zum Strafgerichte über das jüdische Volk wenigstens sehr natürlich erklärt wird. Die Hauptgründe für seine Erklärung nimmt Hr. D. *Schott* theils daher, dass Jesus schwerlich würde verstanden worden seyn, wenn er etwa die wirkliche Zerstörung Jerusalems V. 27 nur mit den uneigentlichen Worten: „ἡ παρουσία τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου" bezeichnet hätte, dass das Bild des Blitzes V. 27, das ja das Plötzliche des Erfolgs andeute, zwar auf die letzte παρουσία Christi, aber nicht auf die Zerstörung Jerusalems passe, und dass V. 30 (vgl. Luc. 21, 25—27), welcher dem 27sten entspreche, doch nicht mehr von der Zerstörung Jerusalems die Rede seyn könne. Allein die erste Voraussetzung kann Rec. nicht zugeben: denn die folgenden Worte, V. 28, enthielten deutlich genug die Idee der wirklichen Vollziehung des Strafgerichts über das zum Verderben reife Volk, und V. 29 — 34 beschrieben dann in Bildern, die meist aus der alttestamentlichen Prophetensprache entlehnt waren, das wirkliche Eintreffen der grossen Katastrophe noch stärker. Aber auch die zweyte Voraussetzung scheint Rec. nicht richtig, denn nicht der Blitz überhaupt (der freylich öfters Symbol einer plötzlichen Erscheinung ist), sondern ein Blitz, *der im Osten hervorzückt, und auf einmal am westlichen Ende des Horizonts erscheint*, wird V. 27 als Bild gebraucht, und zwar als Bild — *nicht der Geschwindigkeit*, auch nicht der *Unsichtbarkeit* der Erscheinung des Messias an sich, die freylich eben so wenig passend mit diesem Bilde bezeichnet wäre — sondern *der Unmöglichkeit, einen bestimmten Ort anzugeben, wo der Messias sey*. So entspricht V. 27 nicht nur dem Falle der Wirksamkeit Jesu bey der Zerstörung Jerusalems vollkommen, sondern das gebrauchte Bild macht auch den treffendsten Gegensatz zu V. 23 — 26. Dass aber V. 30 nicht von der Zukunft Christi zum Weltgerichte handle, wird sich weiterhin zeigen. Auf der anderen Seite hingegen hat der Vf. *den* Einwurf gegen seine Erklärung, dass dann Jesus nur von den *Vorbereitungen* zu der Zerstörung, nicht aber von dieser selbst gesprochen haben würde, schwerlich befriedigend hinweggeräumt; denn dass das römische Heer das *verwüstende* Greuelheer, V. 15, genannt wird, konnte, selbst wenn es nicht bloss auf die vorläufigen Verheerungen der *Gegend* geht, sondern zugleich die Zerstörung der Stadt selbst bezeichnet, doch eben so wenig schon als wirkliche *Angabe* dieses endlichen Erfolges gelten, als die anfängliche Vorhersagung der Zerstörung V. 2 eine nochmalige Erwähnung derselben nach Anzeige der vorbereitenden Ereignisse (mit der sich noch V. 23 — 26 beschäftigen) überflüssig machen konnte; dass in der Parallelstelle bey Lucas C. 21, 22 — 24 deutlicher von der Einnahme und Zerstörung der Stadt gesprochen wird, scheint doch eher darauf hinzuweisen, dass wir auch bey Matthäus in der Rede Jesu am Ende Etwas von diesem Erfolge zu suchen haben. Dazu kommt noch, dass den Äusserungen Jesu V. 23 — 26 die ergänzende Erläuterung fehlen würde, wenn wir V. 27. 28 nicht, als eine solche Erläuterung, eben auf die Zukunft Jesu zur Zerstörung Jerusalems bezögen. Denn nehmen wir an, dass Jesus diese Worte wirklich in dieser Verbindung ausgesprochen habe: so passen sie, bloss von der *Schnelligkeit* der Erscheinung Jesu zum Weltgerichte verstanden, keinesweges zu den vorhergehenden, da, mochte diese als noch so plötzlich gedacht werden, auf keinen Fall folgte, es könne nicht angegeben werden, *wo* der Erschienene sey? Nehmen wir aber mit dem Vf. an, die Worte stehen hier am unrechten Orte (da Marcus sie gar nicht hat, Lucas aber in einer anderen Rede Jesu, C. 17, 24. 36 — woraus Rec. nichts schliessen möchte): so fehlt es ohnediess den Versen 23 — 26 an einem schicklichen Schlusse. Endlich passt das Bild V. 28, wenigstens nach dem Gefühle des Rec., weit besser zur Bezeichnung der, durch die Feinde des Volks an demselben zu vollziehenden Strafe, als zur Bezeichnung der, in der zukünftigen Welt allen Strafwürdigen bevorstehenden göttlichen Strafen.

IV Sect. Matth. 24, 29 — 31. Marc. 13, 24 — 27. Der Vf. tritt den Auslegern bey, die diesen ganzen Abschnitt auf die Zukunft Jesu zum Weltgerichte beziehen, 1) wegen der Worte: μετὰ τὴν θλίψιν τῶν ἡμερῶν ἐκείνων, V. 29, da unter den ἡμέραις ἐκείναις V. 22 die ganze Zeit der Belagerung *und Zerstörung* Jerusalems gemeint sey. — Aber die ἡμέραι ἐκεῖναι V. 22 sind die furchtbaren Zeiten, die vor der *Zerstörung* hergehen sollten, wie sie V. 5 — 21, und dann auch noch V. 23 — 26, beschrieben sind. Ebenso verhält es sich mit dem Ausdrucke bey Marc. 13, 24: „ἀλλ' ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις μετὰ τὴν θλίψιν ἐκείνην." 2) Wegen der Schilderungen V. 29 — 31. Mit einer richtigen Erklärung der Worte V. 29: „ὁ ἥλιος — σαλευθήσονται" (wo Rec. besonders darin einverstanden ist, dass „αἱ δυνάμεις τῶν οὐρανῶν" *von den Himmelskörpern überhaupt* genommen, und als allgemeiner Ausdruck des zuvor theilweise Gesagten gefasst wird) und mit dem Geständnisse, dass diese Worte nach dem Vorgange mehrerer Stellen in den Propheten des alten Testaments möglicherweise bloss poetisch-hyperbolische Darstellung der grossen Katastrophe, die verkündigt wird, seyn könnten (was namentlich gegen Hn. D. *Scheibel* sehr genügend gerechtfertigt wird), verbindet nämlich der Vf. folgende Bemerkungen: a) „φανήσεται τὸ σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου," V. 30, könne nur von einer *sichtbaren* Erscheinung verstanden werden, weil V. 29 lauter in die Sinne fallende Ereignisse erwähnt seyen, und weil es

V. 30 ausdrücklich heifse: „καὶ ὄψονται τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον ἐπὶ τῶν νεφελῶν τοῦ οὐρανοῦ," was doch die anwesenden Zuhörer Jesu nicht anders, als vom leiblichen Sehen haben verstehen können. b) Unter dem „σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου," V. 30, sey ohne Zweifel nichts Anderes zu verstehen, als eben jene, V. 29 erwähnten Ereignisse, die daher als wirkliche, in die Sinne fallende Erscheinungen genommen werden müssen (obwohl nicht gerade bestimmt werden könne, in wie weit jeder der V. 29 vorkommenden Ausdrücke, z. B. „οἱ ἀστέρες πεσοῦνται" buchstäblich zu erklären seyen). Jede andere Deutung der Worte: „τότε φανήσεται τὸ σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου ἐν τῷ οὐρανῷ" habe mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. c) Es dürfe ja nicht übersehen werden, dafs es V. 30 κόψονται, ὄψονται in der 3ten Person, nicht aber κόψεσθε, ὄψεσθε heifse, dafs also Jesus nicht mit einer Sylbe zu verstehen gebe, es werde dann einer von den anwesenden Zuhörern noch am Leben seyn. d) Wenn, was man doch annehmen müsse, C. 25, 31 von der letzten Parusia Christi die Rede sey: so könne in unserer Stelle auch keine andere verstanden werden, denn die Beschreibung in beiden Stellen stimme zu genau überein, namentlich das „ὄψονται τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον" 24, 30 mit: „ὅταν ἔλθῃ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου" 25, 31 und: μετὰ δόξης πολλῆς — καὶ ἀποστελεῖ τοὺς ἀγγέλους αὐτοῦ" 24, 30 f. mit „ἐν τῇ δόξῃ αὐτοῦ, καὶ πάντες οἱ ἄγγελοι μετ' αὐτοῦ," 25, 31. Der Raum gestattet es uns nicht, diese Gründe des Vfs. ausführlicher zu prüfen. Wir begnügen uns, auf Folgendes aufmerksam zu machen. a) Wenn zugegeben wird, dafs V. 29 nach prophetischen Stellen des A. T. auch nur poetische Darstellung der grofsen Katastrophe selbst seyn könne, so kann auch das φανήσεται und ὄψονται von den Zuhörern Jesu gar wohl als bildlicher Ausdruck einer unsichtbaren Manifestation des erhöhten Messias aufgefafst worden seyn. b) Unter τὸ σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου sind schwerlich die σημεῖα V. 29 genannt; es würde dann weit eher „τὰ σημεῖα" heifsen, da V. 29 mehrere Erscheinungen angeführt sind, wogegen die Frage V. 3: „καὶ τί τὸ σημεῖον τῆς σῆς παρουσίας" nichts beweifst, indem die Jünger zwar nur nach „einem Zeichen" der Zukunft Jesu *gefragt* hatten, aber nun von Jesus V. 29 *mehrere angegeben gewesen* wären — um nichts davon zu sagen, dafs Jesus schon von V. 5 an verschiedene Vorandeutungen seiner Parusie (nämlich zur Zerstörung des jüdischen Staats) genannt hatte, also um so weniger τὸ σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου, V. 30, wieder auf die Frage: τί τὸ σημεῖον τῆς σῆς παρουσίας V. 3 bezogen werden mufste. Auch pafst zu dieser Erklärung doch auch das doppelte: „καὶ τότε" V. 30 nicht recht, wenn gleich S. 109 Not. 49 richtig bemerkt ist, dafs auch V. 16 und 23 τότε *dieselbe Zeit* bezeichne, von welcher unmittelbar vorher die Rede gewesen; denn *hier* wäre nicht blofs dieselbe *Zeit*, sondern auch ebendieselbe *Sache* damit angedeutet. Hiemit ist zugleich der Haupteinwurf hinweggeräumt, den Hr. D. *Schott* derjenigen Erklärung der Worte: „καὶ τότε φανήσεται τὸ σημεῖον" *etc.* entgegenhält, nach welcher τὸ σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου *der* (bey der Zerstörung Jerusalems wirksam) erscheinende Messias *selbst*, im *Gegensatze* gegen die σημεῖα ἐν τῷ οὐρανῷ V. 29. Luc. 21, 25 und gegen das von den Juden öfters angesprochene σημεῖον ἐν τῷ οὐρανῷ (Matth. 16, 1. Marc. 8, 11 f. Luc. 9, 29) ist. Die anderen Schwierigkeiten nämlich, welche der Vf. S. 104 erwähnt, dafs dann die folgenden Worte: καὶ ὄψονται τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον ἐπὶ τῶν νεφελῶν τοῦ οὐρανοῦ *müssig* stehen würden, und überhaupt die ganze, auf die vorausgesetzte Anspielung auf Matth. 16, 1 begründete Deutung zu *künstlich* wäre, sind in der That von keinem Belang; die Worte: „καὶ τότε κόψονται — δόξης πολλῆς sind *Erläuterung* für den Ausdruck: „τὸ σημεῖον τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου ἐν τῷ οὐρανῷ." „Er wird *als σημεῖον* erscheinen, heifst es, weil er zum Strafgericht über die gesammte Nation („καὶ τότε κόψονται" u. s. w.) und darum in himmlischer Majestät (wie Gott, auf den Wolken des Himmels), mit grofser Macht und Herrlichkeit kommen wird." c) Dafs es „κόψονται" (πᾶσαι αἱ φυλαὶ τῆς γῆς) nicht „κόψεσθε" heifst, ergab sich von selbst, weil ein allgemeines *Nationalunglück* beschrieben werden sollte; mit κόψονται verband sich dann aber nothwendig ὄψονται. d) Die Beschreibung der zweyten Parusie 25, 31 *mufste* mit der Beschreibung der ersten einstimmen, weil jene ebenfalls als eine Zukunft des Messias *in himmlischer Kraft und Majestät* geschildert werden mufste; dafs aber 25, 31 nicht wieder die nämliche, wie 24, 30 gemeint sey, war aus der *Ordnung* der Rede überhaupt, und insbesondere aus dem V. 36 gemachten Übergange zu der zweyten Parusie („ἡ ἡμέρα ἐκείνη") zu entnehmen. — *Gegen* die Ansicht des Vfs. scheint uns noch immer das: „εὐθέως δὲ μετὰ τὴν θλίψιν τῶν ἡμερῶν ἐκ." V. 29 und V. 32 ff. zu entscheiden. Auf eine ungezwungene Weise läfst sich jenes εὐθέως einmal nicht erklären, wenn unser Abschnitt nicht auf die Zerstörung Jerusalems bezogen wird (oder man nehme an, wogegen der Vf. sehr wichtige Gründe geltend macht, dafs Jesus selbst sich seine Erscheinung zum Weltgerichte als nahe verbunden mit der Zerstörung Jerusalems gedacht habe). Selbst durch die Vermuthung des Hn. D. *Schott*, εὐθέως sey eine unpassende Übersetzung des hebräischen פתאם, „*unversehens* (einmal)" wird nur wenig gewonnen: denn da der Text nicht die entfernteste Spur enthält, dafs zwischen der θλίψις τῶν ἡμερῶν ἐκείνων und dem, was εὐθέως nach derselben geschehen soll, eine lange Zwischenzeit zu denken sey: so würde die Verbindungsformel: μετὰ τὴν θλίψιν τῶν ἡμερῶν ἐκείνων *selbst ohne* εὐθέως oder פתאם eine ziemlich ununterbrochene Aufeinanderfolge der Begebenheiten vermuthen lassen. V. 32 ff. aber ist offenbar wieder von den, im damaligen Zeitalter zu erwartenden (V. 34) und aus verschiedenen Vorzeichen zu ahnenden (V. 36 f.) Ereignissen die Rede.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1822.

THEOLOGIE.

Jena, in der akadem. Buchhandlung: *Commentarius exegetico-dogmaticus in eos Jesu Christi sermones, qui de reditu ejus ad judicium futuro et judicandi provincia ipsi demandata agunt*, auctore *Henrico Augusto Schott* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diess giebt der Vf. Sect. V (Matth. 24, 32 — 35. Marc. 13, 28. 31 umfassend) selbst zu; mit Recht nimmt er den Ausdruck: „ἡ γενεὰ αὕτη" V. 34 dem gewöhnlichen Sprachgebrauche und dem Zusammenhange gemäss in der Bedeutung: dieses Menschenalter, und bezieht daher unsere Verse auf die Vorzeichen der Zerstörung Jerusalems. Ταῦτα πάντα V. 33, bemerkt er dann, könne in keinem Falle von dem zunächst Vorhergehenden, V. 30 f., verstanden werden, selbst wenn V. 32 ff. auf die zweyte Parusie Christi ginge; man müsste es vielmehr in diesem Falle auf V. 29 beziehen. Eben so wohl aber könne es auch auf die noch entfernteren Aussprüche V. 15 gehen. Zwar scheine es allerdings auffallend, bemerkt er, dass Jesus hier auf das Frühere mit einemmal zurückkomme; aber V. 23 f. finde ja, vgl. V. 5. 11, das Nämliche Statt; und dass Jesus jetzt auf einmal wieder, wie oben V. 15, in der zweyten Person spreché, statt in der *dritten*, wie V. 30, sey ein deutliches Kennzeichen, dass V. 33 von demselben Gegenstande, wie V. 15, wieder die Rede werde; auch lasse sich annehmen, dass Jesus dieses ταῦτα πάντα (oder ταῦτα Marc. V. 29) wie das πάντα ταῦτα V. 2 δεικτικῶς ausgesprochen habe; überdiess sey nicht zu vergessen, dass Jesus vor den Worten V. 33 noch das gesagt habe, was wir bey Luc. 21, 28 lesen: „ἀρχομένων δὲ τούτων γίνεσθαι" und zu ἐγγύς ἐστιν ἐπὶ θύραις V. 33 lasse sich eben sowohl τὸ θέρος (V. 32) im tropischen Sinne (die weitere Ausbreitung des Evangeliums = ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ Luc. 21, 31), als ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου subintelligiren. Allein Rec. glaubt doch das exegetische Gefühl des Vfs. selbst fragen zu dürfen, ob es sich ganz befriedigt finde bey der Voraussetzung eines so abgerissenen Überganges der Rede von einem Gegenstande zum anderen, und zwar mit Wendungen und Ausdrücken, die unstreitig mehr die Fortsetzung eben derselben Materie annehmen lassen. V. 33, vgl. 15, ist der Fall ganz anders; es ist hier doch beidemal von demselben Hauptgegenstande, von ebenderselben Zeitperiode die Rede; das ὅτι ἐγγύς ἐστιν ἐπὶ θύραις V. 33 geht am natürlichsten auf τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον V. 30; will man auch (was auf jeden Fall nur eine Möglichkeit bleibt) annehmen, dass Jesus bey ταῦτα πάντα V. 33 (34) auf Jerusalem und die Tempelgebäude hingewiesen habe: so würden die anwesenden Jünger selbst dann veranlasst gewesen seyn, das unmittelbar vorher Gesagte mit hineinzudenken; und das „ἀρχομένων δὲ τούτων γίνεσθαι" bey Lucas geht eben so natürlich auf alles vorher Angekündigte, namentlich V. 25 f.

Sect. VI, über Matth. 24, 36 — 51. Marc. 13, 32 — 37, zeigt zuerst durch sehr einleuchtende Gründe, dass ἡ ἡμέρα ἐκείνη καὶ ὥρα nicht die Zeit der Zerstörung Jerusalems, sondern den Tag und die Stunde der zweyten Parusie bezeichne. Ebenso befriedigend hebt der Vf. den Zweifel, den man aus V. 42 gegen die Annahme, dass hier vom letzten Gerichte die Rede sey, herleiten wollte, indem er darauf aufmerksam macht, dass zwar Jesus *nirgends behauptete*, seine zweyte Parusie werde sogleich auf die erste folgen, aber eben so wenig das Gegentheil aussprach, sondern vielmehr erklärte, Niemand, als der Vater, wisse die Zeit des Gerichts, und dass er die Pflicht der Wachsamkeit ausdrücklich nicht bloss den damals anwesenden Jüngern, sondern *Allen* (auch seinen künftigen Anhängern) einschärfte, nach Marc. 13, 37. Am Ende beweist er, dass die Parabeln V. 43 — 51 nur mit Zwang auf die Zeit der Zerstörung Jerusalems sich beziehen lassen. Es ist nicht bloss von einer *Entscheidung über das künftige Schicksal* treuer oder untreuer Diener, sondern von der wirklichen *Vollziehung* der Strafe oder Belohnung die Rede; auch hörte ja die Verpflichtung zu unermüdeter Berufserfüllung für die bevollmächtigten Verkündiger und Verbreiter des Evangeliums mit der Zerstörung Jerusalems keinesweges auf; und dass der Herr des Dieners zu einer Zeit, *wo ers nicht erwartet*, kommen soll, passt wohl auf die zweyte, aber nicht auf die erste Parusie.

Sect. VII enthält die Erklärung der Parabel von den 10 Jungfrauen, Matth. 25, 1 — 13, die Hr. D. *Schott* mit Recht, wie den ganzen Inhalt dieses Capitels, auf die Zeit des Gerichts bezieht. Auch hier empfiehlt sich die Exegese des würdigen Vfs. durch Einfachheit, Leichtigkeit und gründliche Beachtung des Erweislichen oder Unerweislichen in den historischen Voraussetzungen der Erklärung. Über einzelne Puncte, in welchen wir ihm nicht folgen können, z. B.

wenn er das „ἐξῆλθον εἰς ἀπάντησιν vom wirklichen Entgegengehen Aller versteht, und daher annimmt, dass die Unbedachtsamen *unterwegs* sich niedergelegt haben, und eingeschlafen seyen, oder wenn er das „ἐνύσταξαν πᾶσαι, καὶ ἐκάθευδον auf den *Tod* der Anhänger Jesu deutet, wollen wir nicht mit ihm rechten. Die Gründe, wodurch er die Beziehung auf das künftige Weltgericht unterstützt, und besonders *Rau's* Gründe für die Erklärung von der Zerstörung Jerusalems widerlegt, sind nach unserer Überzeugung entscheidend. Ebenso

Sect. VIII die Parabel von den Talenten, Matth. 25, 14 — 30, und

Sect. IX, die den Abschnitt Matth. 25, 31 — 46 zum Gegenstande hat. In der Erklärung des Letzteren war der Vf. früher der *Keil'schen* Ansicht gefolgt, nach welcher bloss von den göttlichen Belohnungen und Strafen die Rede sey, welche *Nicht-Christen* von einem menschenfreundlichen oder lieblosen Betragen gegen Christen zu erwarten haben. Hier hingegen macht er gegen diese Ansicht theils mehrere, schon von anderen Beurtheilern gebrauchte, theils eigene Gründe geltend, und erläutert besonders den Sinn und Zweck der im vorliegenden Abschnitte enthaltenen Belehrung Jesu sehr treffend aus ihrem Zusammenhange mit der unmittelbar vorhergehenden Parabel. Die Absicht Jesu sey nämlich gewesen, recht nachdrücklich zu lehren, dass beym allgemeinen Weltgerichte treue Benutzung und treulose Vernachlässigung der Gelegenheit und des Vermögens, auch nur durch kleinscheinende Wohlthaten an seinen verachteten und gedrückten Verehrern zur Beförderung seiner Sache beyzutragen (vgl. Luc. 24, 24 — 30), den wichtigsten Einfluss auf die Entscheidung des ewigen Schicksals der Menschen haben werde. Fasse man die Rede Jesu aus diesem Gesichtspuncte auf, bemerkt Hr. D. *Sch.*: so erkläre sich hinlänglich, warum in derselben von keinen anderen Tugenden und Pflichten, nichts von dem künftigen Schicksale der Menschen, denen das Evangelium nicht bekannt geworden, nichts vom Glauben oder Nichtglauben an dasselbe u. s. w. erwähnt werde. Sehr richtig zeigt er zugleich, dass ἐλάχιστοι nach dem Sprachgebrauche Jesu (Matth. 18, 6. Marc. 9, 42. Luc. 17, 1. 2. vgl. Matth. 10, 42) keinesweges Christen überhaupt, sondern verachtete, unangesehene, verfolgte Jünger Jesu bezeichne. Unstreitig hat die ganze Stelle durch die Bearbeitung des Vfs. viel an Licht gewonnen. Doch hätte man etwa noch wünschen mögen, dass auch über die dramatische Darstellungsweise derselben Einiges erinnert, und ausdrücklich bemerkt worden wäre, dass Jesus, obgleich er V. 31 — 32 *vom allgemeinen Weltgerichte spricht*, doch im Folgenden zunächst nur diejenigen *seiner Bekenner* im Auge habe, die in ihrem Betragen gegen seine hülfsbedürftigen Verehrer die Liebe zu seiner Sache bewähren oder verleugnen, und daher beym allgemeinen Gerichte Belohnung oder Strafe zu erwarten haben. — Dem ausführlichen Commentare über Matth. 24 und 25 nebst den Parallelen bey Marcus, folgt S. 211 — 267 die Erläuterung kürzerer Stellen bey *beiden Evangelisten*, wo Jesus gleichfalls des ihm aufgetragenen Gerichts oder seiner Zukunft dazu erwähnt, namentlich Matth. 7, 19 — 25. 10, 23. 13, 24 — 30. 36 — 43. 47 — 50. 16, 27 f. (vgl. Marc. 9, 1 und Luc. 9, 27) 23, 38 (vgl. Luc. 13, 35). 26, 64 (vgl. Marc. 14, 62. Luc. 22, 69), — hierauf die Auslegung anderer, auf denselben Gegenstand sich beziehenden Aussprüche Jesu bey Lucas S. 268 — 364 (wo auch noch ein kurzer Ausspruch Jesu bey Matth. 10, 32 f. parallel mit Luc. 12, 8 — 9 nachgeholt wird), und bey *Johannes* (S. 364 — 409, vornehmlich der Stellen Joh. 5, 21 — 30 und 12, 48), welche diese besonders mittheilen.

Doch unsere Anzeige hat von den Ansichten des Vfs. über die Hauptstelle schon zu ausführliche Rechenschaft gegeben, als dass wir uns in Beziehung auf die übrigen nicht mit der allgemeinen Versicherung, dass die Leser auch über diese viele treffliche Aufhellungen bey demselben finden werden, und mit einigen wenigen einzelnen Bemerkungen unserer abweichenden exegetischen Ansicht begnügen sollten. — Unter den unwürdigen Bekennern Jesu, von denen er sich einst beym Gerichte lossagen werde, Matth. 7, 22 f. versteht Hr. D. *Sch.* falsche *betrügerische Lehrer*, die *göttliche Eingebungen bloss vorschützen*, und sich scheinbarer *Wunderthaten rühmen*, wobey er sich auf seine Erinnerungen zu Matth. 24, 24 und auf seine *Diss. de consilio, quo Christus miracula ediderit*, *Opusc.* p. 308 ff. beruft. Rec. glaubt Anhänger Jesu verstehen zu müssen, die wirklich das Vertrauen auf die göttliche Macht Jesu zu wunderbaren Thaten benutzten, und sich damit, wie mit ihren begeisterten Vorträgen, Verdienste um die Sache des Evangeliums erworben zu haben glaubten, aber ohne diesem durch ihre sittliche Handlungsart Ehre zu machen, vgl. die vom Vf. selbst *Opusc.* p. 302 Not. 34 berücksichtigte Stelle Marc. 9, 39 und 1 Kor. 14. Denn sonst würde sie wohl Jesus nicht *so* redend einführen, dass sie auf ihr προφητεύειν, δυνάμεις πολλὰς ποιεῖν, δαιμόνια ἐκβάλλειν *sich zuversichtlich berufen*; er würde wenigstens der Richtigkeit ihrer Behauptungen doch auch ein Wort entgegensetzen, und nicht bloss auf den Mangel einer gottgefälligen Handlungsweise den Nachdruck legen. Die Stelle Matth. 10, 23 erklärt der Vf. so: *Quodsi vos in aliqua urbe vexaverint, in aliam confugite; si ex hac vos ejecerint, in aliam vos conferte, ejusque incolis doctrinam tradite salutarem (eripite vitam vestram, quamdiu fieri potest salva veritatis, caussa hominum insidiis). Credite mihi, omnino non peragrabitis omnes Israelitarum urbes, donec filius hominis venerint. Credite mihi, evangelium longe lateque propagandum est. Immo, priusquam efficaciam meam invisibilem singulari evento declaraverim (civitate Iudaica evertenda), volente Deo, doctrinam de regno divino aliis urbibus extra Judaeam sitis tradituri estis.*" Sollten wohl die Jünger im Stande gewesen seyn, diess in den Worten Jesu: „οὐ μὴ τελέσητε τὰς πόλεις τοῦ Ἰσραήλ, ἕως ἂν ἔλθῃ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου" zu finden? Wäre es nicht viel natürlicher, bloss den Sinn darin zu finden: „es ist sogar gut, wenn ihr selbst durch Verfolgungen veranlasst werdet, euch von einem Orte im Lande zum anderen zu wenden; denn noch werdet ihr nicht in allen judäischen Städten herum-

gekommen seyn, wenn des Menschen Sohn (zur Zerstörung Jerusalems) erscheinen (und ihr euch aus Judäa zerstreuen) werdet" —? —

Der Vf. schliesst endlich seinen Commentar mit einer bestimmten *Angabe der, aus Vergleichung aller dahin gehörigen Aussprüche hervorgehenden Lehre Jesu von seiner bevorstehenden Zukunft zum Gerichte*, und mit einer Vertheidigung dieses dogmatischen Resultats gegen die Einwendungen neuerer Gelehrten: *„Summa brevis doctrinae Jesu Christi, quam loca explicata, sibi invicem collata, suppeditant."* A. Lehre von seiner Erscheinung *zum Strafgerichte über die Juden*, bey der Zerstörung Jerusalems. B. *Lehre von seiner letzten Zukunft zum allgemeinen Weltgerichte.* Diese letzte wird in folgende Sätze gefasst: 1) *Jesus*, der Messias, ist vom Vater beauftragt, *einst das Gericht* über alle Menschen zu halten. 2) Er wird daher *einst* zur Erfüllung dieses Auftrages *wiederkommen* (welche Wiederkunft von der Erscheinung zur Zerstörung Jerusalems bestimmt unterschieden wird). 3) *Ausserordentliche Vorzeichen und schaudervolle Veränderungen in der ganzen sichtbaren Natur werden dieser letzten Zukunft vorangehen* (dass Rec. diesen Zug in den Aussprüchen Jesu nicht finden könne, ergiebt sich aus dem Obigen). 4) Diese Zukunft selbst wird eine *sichtbare* seyn. (Auch diess getraute sich Rec., wenigstens aus den eigenen Aussprüchen Jesu, nicht mit Sicherheit zu beweisen, da Jesus hin und wieder auch von seiner Manifestation bey der Zerstörung Jerusalems als von einem sichtbaren Kommen spricht, Matth. 10, 23. 16, 28. 24, 30. 26, 64, wenn sich gleich sonst Viel dafür sagen lässt.) 5) Die *Zeit* derselben ist unbekannt, und war Jesu selbst, so lange er auf Erden lebte, verborgen, sie wird später eintreten, als Viele meinen werden. 6) *Unvermuthet und plötzlich.* 7) Bey dieser Zukunft werden *alle Todten* von Jesus *auferweckt*, und dann wird über alle Völker der Erde *zu einer und ebenderselben Zeit* Gericht gehalten werden. Allen Menschen wird dann sogleich ihr, nach der Verschiedenheit ihrer Gesinnungs- und Handlungs-Weise, besonders gegen das Christenthum, ganz verschiedenes Schicksal zugetheilt, und durch die *Engel die wahren Verehrer Jesu überall her versammelt werden.* (Diesen letzten Zug findet Rec. nicht in den Ankündigungen Jesu vom Weltgerichte, besonders da, nach seiner Überzeugung, die Stellen Matth. 24, 31 und Marc. 13, 27 sich nicht auf dieses beziehen.) 8) Zur Zeit des allgemeinen Weltgerichts wird die *jetzt bestehende sichtbare Ordnung der Dinge aufhören.* 9) Die Ungewissheit, wann Jesus zum Gerichte erscheinen werde, ist *die stärkste Auffoderung zur beständigen Wachsamkeit und Treue.* Da der Vf. den Auslegern, welche diese Lehre in den Aussprüchen Jesu gar nicht finden zu können glauben, schon in der Erklärung der einzelnen Stellen geantwortet hatte: so setzt er jetzt nur noch der Behauptung, dass sie als blosse Bequemung nach jüdisch-messianischen Vorstellungen und Redearten, und als Einkleidung der Lehre vom künftigen Vergeltungszustande zu betrachten sey, sowie den Gründen, womit diese Behauptung unterstützt wurde, einige widerlegende Bemerkungen entgegen. Gegen den Einwurf, dass kein Zweck eines solchen allgemeinen Gerichts abzusehen sey, da doch der Vergeltungszustand mit dem Tode jedes einzelnen Menschen beginne, erinnert er mit Recht theils überhaupt daran, wie wenig wir befugt seyen, Veranstaltungen der Gottheit, deren Zweck wir jetzt nicht einsehen, geradehin für zwecklos zu erklären, theils insbesondere an den Stufengang, den Gott in der Behandlung, Belehrung und Heranbildung der Menschen schon während des irdischen Lebens nehme, und welchem es ganz entspreche, wenn jeder einzelne Mensch, nachdem seine Seele gleich vom Tode an schon mit einem gewissen Organe versehen (2 Cor. 5, 1. 2), in einem, dem Verhalten im irdischen Leben angemessenen, Zustande gewesen, durch die Auferstehung und das letzte Gericht erst vollends in einen solchen versetzt werde, der die belohnende und die bestrafende Vergeltung sowohl *vollständig*, als *allgemein wahrnehmbar und bekannt* mache. Dass die *Vorstellung von einem allgemeinen Weltgerichte*, das einst der *Messias* halten werde, *unter den Juden zur Zeit Jesu herrschend gewesen sey*, erklärt der Vf. nach *Süskind* (Mag. St. 10) für unerweislich, und wenn es erweislich wäre, für keinen hinreichenden Grund, die gleiche Lehre Jesu sofort für blosse Bequemung zu halten. Dem Schlusse: da in den Belehrungen Jesu von der Auferstehung der Todten und von seiner Zukunft zum letzten Gerichte unleugbar und nach einstimmiger Anerkenntniss so viele bildliche Ausdrücke vorkommen: so könne ebensowohl auch die ganze Idee eines künftigen sichtbaren Gerichts Jesu zur blossen bildlichen Einkleidung gehören, oder aus einer weisen Bequemung erklärt werden, wird entgegengehalten, 1) dass es sichere Merkmale gebe, an welchen erkannt werden könne, was in den Aussprüchen Jesu bildlich zu nehmen sey, dass nur exegetische Willkühr auch da, wo kein solches Merkmal vorliege, seine Äusserungen bloss bildlich und symbolisch deute; 2) dass Jesus von seiner bevorstehenden Wiederkunft zu einer jetzt noch unbekannten Zeit und von dem, gerade durch ihn zu vollziehenden Gerichte *so oft*, in so *mannichfaltigen unzweydeutigen Ausdrücken* und *so heilig versichernd* gesprochen habe, dass wohl kein unparteyischer Lehrer Anstand nehmen dürfe, ein wirkliches, wichtiges Dogma des Christenthums in dieser Lehre zu erkennen. — Dass endlich in den Reden Jesu *bey Johannes* keine Beschreibung des künftigen (sichtbaren) Weltgerichts vorkomme, könne keinen Zweifel erregen, da Johannes überhaupt in der Wahl der Reden Jesu, die er mittheile, einen eigenen Plan befolge, und die in den anderen Evangelien vorkommenden als bekannt vorausgesetzt habe, und da doch auch bey Johannes (C. 5, 22. 23. 27. 13, 48) Aussprüche Jesu mitgetheilt werden, nach welchen *ihm* vom Vater aufgetragen sey, einst zu einer *bestimmten Zeit* (ἡμέρᾳ ἐσχάτῃ) alle Todten zu erwecken, und *alle Menschen zu richten*, indem er den Bösen ihre Strafe, den Guten aber die Belohnung eines ewig seligen Lebens zutheile.

E.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Denkschrift über die Revolutionstage in Madrid* im Jahre 1820. Von *Heinrich Meisel.* 1821. X u. 116 S. gr. 8. (18 gr.)

Der Vf. versichert in dem Vorworte, „was er gesehen, und wovon er Zeuge gewesen, zu schildern.“ Diess ist ganz schätzbar, und wenn auch diese Schilderung sonst nichts enthält, was man nicht schon aus den Zeitungen wüsste: so dient die Schrift eines Augenzeugen doch immer als schätzbare Bestätigung. Auch gegen die ebenfalls zum grössten Theile schon bekannten „Actenstücke,“ welche die Hälfte des Buches füllen, wollen wir nichts einwenden, da man durch sie eine Zusammenstellung gewinnt.

Aber der Vf. geht viel weiter. Er hat die fast nicht verhehlte Tendenz, die spanische Revolution zu rechtfertigen, ja zu beloben. Diess ist freylich Sache der Meinung, eben so wie die Frage: ob die bürgerliche Freyheit unter dem Paniere einer aufrührerischen Soldateska wurzeln könne; wenn er aber sagt: sie sey rein wider die Missbräuche gerichtet gewesen, und habe nicht im Mindesten das eigentliche Königthum angetastet: so müssen wir widersprechen. Die Constitution von 1812 an sich schon tastet das Königthum nicht bloss an, sie hebt es der Wesenheit nach auf. Man hat uns gesagt, der Vf. sey Diplomat. Einem solchen ist die Behauptung: dass mit der Annahme der Constitution vom Könige die Revolution geendigt gewesen sey (S. 41), vollends gar nicht zu verzeihen; die Revolution fing mit diesem Momente wirklich erst an; wenn und wie sie enden werde, weiss der Himmel. Die Gesetzgebung liegt freylich in „den Händen der Nation,“ aber die Gewalt in den Händen des Pöbels oder vielmehr seiner *meneurs;* die ganze Tragödie scheint im zweyten oder dritten Acte zu stehen; die Jahre 1789 und 90 sind ziemlich abgespielt, und der unbefangene Beobachter hat durchaus keine Garantie, dass es nicht so bis zum Jahre 1793 fortgehen werde.

L.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Darstellung des geschichtlichen und politischen Standpunctes der Spanischen Revolution.* Von einem Augenzeugen. 1821. 58 S. 8. (8 gr.)

Abermals eine Apologie des Ereignisses, welches der Titel besagt. Wir wollen gern annehmen, dass der Vf. im guten Glauben schreibe. Doch hat er sich zu sehr an die Oberfläche der Dinge gehalten, er übersieht völlig die Einwirkung der, schon seit 30 Jahren florirenden allgemeinen revolutionären Tendenz, verwechselt oder vermischt die *Verwaltung* mit der *Verfassung* (abgenutzter Irrthum oder — Kunstgriff), und ist wenigstens so ehrlich, die Existenz einer dirigirenden geheimen Gesellschaft anzugeben. Wer soll aber das Mährchen glauben, die Constitution von 1812 sey entworfen worden, um die Kriegsbegeisterung der Nation wieder zu heben, und habe auch diesen Zweck erfüllt? (S. 19) Wem wird die Deduction der Rechtsbeständigkeit jener Constitution (S. 47) genügen, wen wird die pomphafte Schilderung des neuen, über Spanien gekommenen Heils (S. 34—39) blenden, wer endlich wird nicht lächeln, wenn er (S. 49—57) dargethan sieht: die Constitution von 1812 sey viel besser, als die französische von 1791, und weiterhin von den „Vorzügen der Gewalt des spanischen Monarchen“ liest?

Sollte der Vf. die *Theorie der Cortes,* auf welche er am Schlusse verweist, wirklich studirt haben? Wir haben dergleichen Hinweisungen schon öfter gefunden, und uns über die Inconsequenz der Menschen verwundert. Die wohlthätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem, und nicht in Spanien allein, Statt fand, beruhte wesentlich auf dem Lehenswesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, sobald sie zur Regierung kam, — und nun bezieht sie sich wieder darauf! Wer einen Begriff von der Sache hat, findet in den beiden Verhältnissen nicht das mindeste Zusammentreffende. Die sonstige Einrichtung *beschränkte* und *erhielt,* die neuere *vernichtet* die königliche Gewalt. Was an deren Stelle tritt, lehrt die Geschichte.

L.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Ohne Druckort: *Liebende Erinnerung an eine vorbildreiche Landesmutter, an Vaterland und Regentenhaus, als dringende Auffoderung zur Pflichttreue gegen den Vaterort.* Ans Herz gelegt am Namensfeste Ihrer Majestät, unserer geliebten und höchstverehrten Königin, Caroline von Baiern, den 28 Januar 1817, vom Stadtpfarrer *Lehmus* zu Rothenburg im Rezatkreise. Zum Besten der Armencasse gedruckt. 20 S. 8. (2 gr.)

Eine kräftige, von dem frommen Patriotismus und von der treuen Anhänglichkeit des Vfs. an sein Regentenhaus zeugende Rede, die, wenn sie eben so kräftig gehalten worden ist, lebhaften Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer gemacht haben muss. Sie beginnt mit einem kurzen, ergreifenden Gebete. Im Eingange redet der Vf. von der Wichtigkeit der dem Vaterlande geweihten Tage, geht dann auf den gegenwärtigen über, und legt die Stelle Jes. 43, 1: „Fürchte dich nicht — du bist mein!“ zum Grunde. Hauptsatz und eigentliche logische Disposition wird vermisst. Ausgeführt wird das Lob der Königin, ihres Muthes in Prüfungszeiten, ihres Wohlthuns u. s. w. Dann wird zur Nachahmung ihres Beyspiels, zur Dankbarkeit durch Treue und Liebe, durch strenge Gesetzlichkeit, durch häuslichen Sinn in jeder Familie, durch pflichttreues Wirken für sein (? seinen) Vaterort ermahnt.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

JURISPRUDENZ.

SULZBACH, in der Seidel'schen Kunst- und Buchhandlung: *Über das Baierische Credit- und Schuldenwesen, die Einführung der Hypothekenbücher, den Concursprocess und das Executionsverfahren, mit Rücksicht auf das österreichische, französische und preussische Recht*, ein Wort zu seiner Zeit, von *Georg Michael von Weber*, Vicepräsidenten des königl. baier. Appellationsgerichts für den Regenkreis, Ritter des Civilverdienstordens der Krone Baiern. 1819. XII u. 322 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Verhandlungen auf dem baierischen Landtage, welche die, von dem Ministerium in Antrag gebrachte Einführung öffentlicher Hypothekenbücher, und der vorgelegte Entwurf einer neuen Hypothekenordnung veranlassten, sind bekannt. Der vorgelegte, auf Specialität und Publicität gegründete, und das Hypothekenwesen bloss auf unbewegliches Eigenthum beschränkende Entwurf fand bekanntlich den Beyfall der Ständeversammlung nicht, sondern sie war der Meinung, es sey als oberster Grundsatz zu beachten, dass durch die neue Hypothekenordnung nur dasjenige geändert werden solle, was zur Einführung der Hypothekenbücher unumgänglich nothwendig sey; es möchten vorerst die Gutachten der Justizstellen vernommen, und der Regent gebeten werden, die Stände zu dem Zwecke der Berathschlagung über eine vorzulegende verbesserte Hypothekenordnung im nächsten Jahre wieder zu berufen, weil bis dahin auch der Wunsch nach Einführung eines öffentlichen gerichtlichen Verfahrens, welches auf das öffentliche Hypothekenwesen bedeutenden Einfluss habe, erfüllt seyn dürfte; — und hiemit liess man die Sache auf sich beruhen, ungeachtet man sie von Seiten des Ministeriums durch eine umständliche Beantwortung der vor den Ständen über den Entwurf gestellten Erinnerungen im Gange zu erhalten gesucht hatte, und wirklich ihre Erledigung bey weitem wünschenswerther gewesen seyn würde, als mancher andere, beym Landtage zur Sprache gekommene Gegenstand. Denn *die Gesetzgebung* ist, wie der Vf. (S. 1) bemerkt, über das Hypothekenwesen in den verschiedenen Provinzen des Reichs äusserst verschieden, aber dem Privatcredit durchaus nicht förderlich. In den *altbaierischen* Landen sind, bey einer Menge von Gesetzen über die Hypotheken, nur die *Ewiggelder* der Residenzstadt, ungeachtet sie mehr wie Eigenthums- als wie Hypotheken-Rechte behandelt werden (S. 24), eine feste Creditanstalt. Im ehemaligen *Ansbachischen* und *Baireuthischen* wird das Hypothekenwesen nach der *preussischen* Hypothekenordnung, in dem Landesbezirke der ehemaligen Abtey *Kempten* nach den dortigen älteren Verordnungen von dem J. 1738 und 1768 für die Eintragungen die *Landtafel*; in dem *Bambergischen* nach den aus der früheren Zeit beybehaltenen und durch verschiedene neuere Verordnungen näher bestimmten Grundsätzen von *Lehensconsensen*; in den *überrheinischen Ländern* nach den Vorschriften des französischen Rechts; und in mehreren Theilen des Königreichs nach dem gemeinen Rechte mit Rücksicht auf die bestehenden Provinzialgesetze und Ortsstatuten behandelt. Ein Hauptgebrechen der baierischen Gesetzgebung ist übrigens noch, dass neben ausdrücklichen Hypotheken — welche man insbesondere bisher den *Siegelmässigen*, und bis die Verfassungsurkunde vom 26 May 1818 diesem Grenzen setzte, ohne alle richterliche und obrigkeitliche Concurrenz nach Willkühr auf ihre Güter zu bestellen gestattete, — noch eine Menge stillschweigender und gesetzlicher Pfandberechtigungen bestehen, die jenen im Concurse oft vorangehen. Ausserdem werden dem Schuldner zu viele Ausflüchte gelassen, das Executionsverfahren ist zu schleppend, und der Concursprocess, bey manchen unverkennbaren Vorzügen, doch darin höchst fehlerhaft, dass er das bestens gegründete materielle Recht dem formellen aufopfert.

Mit den angedeuteten Landtagsverhandlungen stehe inzwischen die obige Schrift in keiner Verbindung. Sie war geschrieben, ehe noch der Gesetzesentwurf zu einer neuen Hypothekenordnung der Ständeversammlung übergeben wurde, und nur die bereits zu sehr beschäftigten Pressen des Verlegers hinderten ihr früheres Erscheinen. Jenen Entwurf erhielt der Vf. vor der Beendigung seines Werkes weder officiell noch durch freundschaftliche Mittheilung; sondern er erhielt denselben erst nach Vollendung seiner Schrift durch die dritte Hand, jedoch nur auf zu kurze Zeit, um ihn benutzen zu können. — Das angezeigte Werk hat also auf jenen Entwurf und auf die Streitigkeiten, welche darüber zwischen seinem Verfasser, dem Staatsrathe *von Gönner*, und dem Wortführer bey der ständischen Berathung, entstanden, keine Beziehung, son-

dern ist ein rein selbständiges Werk, das um so mehr die Beachtung des Publicums verdient, da es sich noch bloss auf eine Beurtheilung und Vergleichung der bis jetzt in den verschiedenen Theilen des Königreichs Baiern bestehenden Gesetze und Einrichtungen über das Hypothekenwesen beschränkt, sondern dabey alle Staaten, wo das gemeine Recht gilt, und noch keine besonderen Hypothekenbücher vorhanden, ins Auge gefasst sind.

Was den Inhalt dieses Werkes im Allgemeinen betrifft, so giebt der Vf. zuerst eine Übersicht der, in den verschiedenen baierischen Provinzen bestandenen und noch bestehenden, das Hypothekenwesen betreffenden Gesetzgebung; dann folgt eine kurze Darstellung der französischen, österreichischen und preussischen Hypothekenverfassung, und an diese reihen sich seine eigenen Ideen und Vorschläge mit Betrachtungen über die Zulässigkeit mehrerer, dem Schuldner bisher zugestandenen Einreden, über das Executionsverfahren, den baierischen Concursprocess, und mehrere dabey vorkommende Berechtigungen der aufgetretenen Gläubiger, dann über landschaftliche Creditsysteme, den Einfluss der Hypothekenbücher auf den Handel, und einige, beym Credit- und Hypotheken-Wesen vorkommende Nebenpuncte, besonders Creditcassen und Leihhausanstalten; den Beschluss machen in einem *Anhange* Erörterungen über die Beschaffenheit des baierischen Notariats, das Ratificatorium der Eheweiber und einige Formulare von Bamberger Lehensconsensen, Kempter Landtafelscheinen, und preussischen Hypotheken-Aufnahmen und Scheinen.

Nach der sehr richtigen Ansicht des Vfs. muss eine sichere und feste Hypothekenordnung stets auf einer reinen und richtigen Theorie des Faustpfandes ruhen. So sicher der Faustpfandgläubiger wegen seiner Foderung ist, so lange er das Pfand in seinem Besitze hat, ebenso sicher muss der hypothekarische Gläubiger rücksichtlich der seinigen seyn, sobald sie in das Hypothekenbuch eingetragen ist. Dieses ist die Grundidee, auf welcher das, von dem Vf. hier aufgestellte Creditsystem ruht. — Die Erfodernisse und Bedingungen einer solchen Sicherheit aber sind: „Möglichste Sicherheit des Eigenthümers des hypothekarisch verschriebenen Grundstücks, selbst gegen die Gefahr der Vindication; 2) Aufhebung aller stillschweigenden oder gesetzlichen Hypotheken, aller Privathypotheken, aller vor Zeugen und Notarien bestellten, und aller dieser oder jener Hypothek zugestandenen Vorzugsrechte; 3) *gerichtliche* Bestellung aller Hypotheken auf *unbewegliches* Eigenthum; und darum Eintragung der, selbst bis jetzt bestandenen gesetzlichen Hypotheken in die Hypothekenbücher." — Was das *Erste* dieser Erfodernisse betrifft, so sind wir ganz mit dem Vf. einverstanden, wenn er die Strenge, mit der hiebey die preussische Gesetzgebung verfahren wissen will, übertrieben findet. Wirklich waren auch die von ihr gefoderte Herstellung des *vier und vierzigjährigen* Besitztitels, sowie die Verantwortlichkeit der Behörden für die vollständige Eintragung aller Realansprüche und Schulden, die aus den Amtsacten bekannt waren, oder hätten bekannt seyn können, die Hauptpuncte, welche eine allgemeine Aus- und Durchführung der preussischen Hypothekenordnung in allen preussischen Staaten bisher hinderten. Statt eigentliche Hypothekenbücher, wie sie die Hypothekenordnung vorschreibt, herzustellen, musste man sich bey vielen Gerichtsstellen provisorisch mit blossen Annotationsbüchern behelfen. Indess liegt es in der Natur der Sache, dass das Eigenthum des Schuldners an dem, seinem Gläubiger verpfändeten, unbeweglichen Besitzthume völlig ausgemacht feststehen müsse, ehe von einer Sicherheit der Hypothek und des Gläubigers die Rede seyn kann. Um diese Sicherheit in möglichster Zeitkürze und mit möglichster Kostenersparniss herzustellen, giebt der Vf. der Auffoderung Aller, welche Realansprüche an die Hypothek haben, mittelst zu erlassender Edictalien den Vorzug vor den weitläuftigen Erörterungen über den Besitztitel, den die preussische Gesetzgebung vorschreibt, und thut diess, wie es uns scheint, mit vollem Rechte. Als Beförderungsmittel des allgemeinen Credits rechtfertigt sich in diesen Fällen der Provocationsprocess zuverlässig; wie ihn denn auch selbst die preussische Gesetzgebung zulässt, um das Gericht gegen alle mögliche Ansprüche zu sichern. Doch versteht es sich von selbst, dass das den Edictalien beyzufügende Präjudiz (S. 104) sich nicht auf den Verlust des Realrechts erstrecken kann, sondern nur darauf, dass der sich nicht meldende Eigenthümer, oder Realgläubiger, alle die in das Hypothekenbuch eingetragenen Foderungen, sowie die, mit dem Eigenthume getroffenen Dispositionen als gültig anerkennen, und in Hinsicht der letzten sich lediglich an den gegenwärtigen Besitzer des Guts halten muss, ohne einen künftigen Dritten desshalb in Anspruch nehmen zu können.

Ob *Generalhypotheken* mit einem Creditsysteme nach der Idee des Vfs. bestehen können, darin ist er selbst nicht ganz mit sich einig. Nach den Regeln der Consequenz muss er sie für unzulässig erklären, was auch die *Kursächsische* und die *Altenburgische* Gesetzgebung schon längst ohne Nachtheil für den allgemeinen Credit gethan haben. Indess aus einem gewissen Billigkeitsgefühle für mit Immobilien nicht angesessene Schuldner hat sich der Vf. für die fernere Duldung solcher Hypotheken erklärt; nur sollen sie den Specialhypotheken überall nachstehen, und nur, *wenn sie gerichtlich bestätigt oder ausgestellt sind*, im Concurse den Chirographengläubigern vorgehen. — Auch können wir es mit dem ungünstigen Urtheile, das er selbst über die stillschweigenden Hypotheken fällt, ganz und gar nicht vereinigen, dass er sie nicht gänzlich vertilgt, sondern wie die Generalhypotheken im Concurse, zwischen die Foderungen des hypothekarischen und chirographischen Gläubiger eingeschoben wissen will. Solche Einschiebungen sagen weder dem allgemeinen Credit zu, noch können sie je den Privatcredit fördern; sie sind auch zur Sicherstellung des, durch sie begünstigten Gläubigers nicht einmal nothwendig, weil er sich durch Eintragung in die Hypothekenbücher, besonders wenn dazu nicht die Einwilligung des Schuldners erfodert wird, seine Foderung

ebenso gut und noch fester sichern kann, als durch das, ihm vom Gesetze gegebene stillschweigende Pfandrecht.

Dagegen hat die Idee des Vfs., dem zur Sicherheit des creditirten Kaufschillings *vorbehaltenen Eigenthume und possessorischen constitutiven oder resolutiven Bedingungen*, ohne Eintragung in das Hypothekenbuch, zum Nachtheile der nachher ingrossirten Gläubiger und jedes dritten Besitzers der verpfändeten Sache, alle verbindliche Kraft abzusprechen, offenbar sehr wichtige Gründe gegen sich. Durch die Annahme solcher Bestimmungen würde unverkennbar der Gläubiger zu sehr begünstigt werden. Ihm liegt es ob, sich über die Eigenthums und Besitz-Verhältnisse seines Schuldners gehörig ins Klare zu setzen; und kommt er, wenn er diess unterlässt, in Schaden: so leidet er durch seine eigene Schuld. Um für den Gläubiger alles Mögliche zu thun, kann es der Gerichtsbehörde zur Pflicht gemacht werden, diese Gestaltung des Besitztitels des Schuldners im Hypothekenbuche zu bemerken, damit sich der Gläubiger in den Stand setzen könne, sich vor unsicherem Creditgeben hinlänglich sichern zu können. Und hat hier die Gerichtsbehörde ihre Schuldigkeit nicht gehörig gethan, und dadurch die Gläubiger in Schaden gebracht: so mag sie für verbunden erklärt werden, ihm dafür zu haften. Aber keineswegs kann um desswillen das Recht des ehemaligen Eigenthümers, sich an sein verkauftes Gut zu halten, vernichtet, oder seiner Foderung der Charakter einer Hypothek aufgedrungen werden, der ihr nicht zukommt, und die Lage eines solchen Gläubigers oft bedeutend verschlimmern kann. Die Sorge der Gesetzgebung für den sicheren Capitalverkehr darf nie so weit getrieben werden, dass sie in wirkliche Eingriffe in das wohlerworbene Eigenthum eines Dritten ausartet, wie dieses nach den Anträgen des Vfs. der Fall seyn würde.

Mit Recht will aber der Vf. die Hypothekenbücher und die Eintragung der hypothekarisch versicherten Schuldfoderungen in jene blofs auf *unbewegliches* Eigenthum oder demselben gleich geschätzte Gegenstände beschränkt wissen, ohne solches auf die Retentionsrechte, und diesem, genau betrachtet, ziemlich gleich kommenden Unterpfandsbefugnisse der Vermiether auf die eingebrachte fahrende Habe des Miethsmannes und der Verpächter auf die Illaten und Früchte des Pachters, rücksichtlich des Mieth- und Pachtzinses auszudehnen; auch billigt er die Beybehaltung der Vorzugsrechte einzelner Gläubiger aus der sogenannten *gemeinen* Masse. Denn wirklich haben die meisten dieser Vorzugsrechte sehr beachtenswerthe Gründe für sich, und ihre Vernichtung möchte dem allgemeinen Credit oft mehr nachtheilig als nützlich seyn.

Bey der Lehre von der Richtigstellung der Hypotheken verwirft der Vf. aus triftigen Gründen die, von mehreren Gesetzgebungen dazu für nöthig erachtet *Einwilligung des Gutsherrn*, und hält, ausser bey wirklichen *Lehen*, *Neu*- und *Freystiften*, und überhaupt solchen Gütern, welche dereinst wieder an den Gutsherrn zurückfallen, blofs die Einwilligung des Schuldners, (vorausgesezt, dass er überhaupt eine Hypothek rechtsgültiger Weise bestellen kann,) für nothwendig. Doch scheint er uns zu weit zu gehen, wenn er diesen bey der Verpfändung seines Grundeigenthums nur auf einen bestimmten Theil des Preises desselben beschränkt wissen will. Die Ungebundenheit, welche in diesem Puncte die preussische Gesetzgebung dem Schuldner zugesteht, verdient unverkennbar den Vorzug vor dem einzwängenden Controlar- und zwar für den Gläubiger sehr nützlichen, aber den Schuldner hart drückenden, ausgedehnten, Sicherstellungs-Systeme, zu dem sich die meisten übrigen Gesetzgebungen unserer deutschen Länder bekennen. Solche Beschränkungen lassen sich nur da rechtfertigen, wo die gerichtliche Behörde, vor der die Verpfändung geschieht, oder welche solche bestätigt, dem Gläubiger, gleichsam als Bürge, für die Schuld nebst Zinsen und etwaigen Kosten subsidiarisch haften muss. Aber eine solche Bürgschaftsverbindlichkeit liegt zuverlässig nicht darin, dass ein Richter eine solche Verpfändung aufgenommen oder bestätigt hat. Der Richter ist da, wo ihn das Gesetz nicht ausdrücklich zur subsidiarischen Haftung verpflichtet, höchstens nur dazu verbunden, den Gläubiger mit den Vermögensverhältnissen seines Schuldners, in so weit er solche selbst kennt, offen und ehrlich bekannt zu machen, und die Verbindlichkeit zum Schadensersatze im Unterlassungsfalle, kann ihm eigentlich nur die Gesetzgebung auflegen, wenn ihr Sicherstellung des öffentlichen Creditwesens auf eine den staatswirthschaftlichen Grundsätzen über den Kapitalienverkehr entsprechende Weise wahrhaft am Herzen liegt, und sie auf diesen, für den regelmässigen Fortgang der allgemeinen Betriebsamkeit und des Volkswohlstandes so unendlich wichtigen Verkehr nicht hemmend und nachtheilig einwirken soll. Zwar mag es seyn, dass der Credit der *Pfandbriefe* höher steht, wenn der Gläubiger weiss, sein Schuldner dürfe seine Besitzung nur bis zu Einem Drittheil, der Hälfte, oder drey Viertheile ihres laufenden Preises verpfänden. Aber der Credit der *Pfandbriefe* ist nicht der *allgemeine Credit*; und damit, dass man den Gläubiger vor allem Verluste gesichert zu haben meint, hat man nicht gerade auch den Credit des Schuldners — der doch hier ebensoviel Beachtung verdient, als sein Gläubiger — gefördert; sondern ihn vielmehr oft sehr gefährdet, so dass er bey dem ersten unbedeutenden Unfalle oft ganz vernichtet seyn kann, oder der Schuldner für jetzt in die Hände des Wucherers geräth, vor denen man ihn doch durch die Creditgesetze sichern wollte. Auch ist selbst die unbedingte Sicherheit des Gläubigers und seiner Pfandbriefe bey einem beschränkten hypothekarischen Creditgeben keineswegs so ganz ausgemacht, wie man gewöhnlich glaubt. Die schwankenden Güterpreise bringen selbst bey der Beschränkung des hypothekarischen Credits auf die Hälfte des Gutspreises den Gläubiger oft und um so leichter in Verlegenheit, je mehr

er auf die unbedingte Sicherheit seiner Pfandbriefe baut, dabey die Wirthschaft seines Schuldners und den Stand des Güterpreise unbeachtet läfst, sein Vertrauen nur auf die Subfidiarklage gegen den Richter und auf dessen Aufmerksamkeit setzt, ohne zu bedenken, dafs ihm jene Klage doch in zwanzig Fällen wohl kaum einmal zur Zahlung hilft, weil gerade auch in jenem Schwanken der Preise der Richter seine Einreden sucht, und gewöhnlich auch findet. Und wenn man endlich glaubt, durch jene Beschränkungen der Ueberschuldung der Güterbesitzer vorzubeugen, so zeigen beynahe alle Concursprocesse das Gegentheil; wie denn wirklich auch nichts mehr vor Ueberschuldung sichert, als die Offenkundigkeit der Vermögensverhältnisse des Schuldners, wie sie nur Hypothekenbücher mit unbeschränktem Credit für den Schuldner zu geben vermögen.

Aufserdem sind wir mit dem Vf. vollkommen einverstanden, wenn er die Gebühren für Hypothekenaufnahme und Eintragung möglichst niedrig nach fixem Procent bestimmt, und alle einmal in das Hypothekenbuch eingetragenen Hypotheken ohne Erneuerungsverbindlichkeit bis zur Löschung völlig feststehend erhalten wissen will, so dafs selbst keine Verjährung eher anfangen soll, als bis die Hypothek in dem Hypothekenbuche gelöscht ist. Denn wirklich schwächt die Erneuerung der Hypothekenscheine, welche man meist unter dem Präjudiz des Verlusts der Hypotheken fodert, den Credit, hindert den leichtern Umsatz der Pfandbriefe, und stört die leichte und zuverlässige Ueberficht, die doch das Hypothekenbuch gewähren soll, ohne bey fallenden Güterpreisen, oder sonstiger Abnahme des Vermögens des Schuldners, dem Gläubiger zur Sicherheit seiner Foderung grofsen Nutzen zu gewähren. Denn wenn das Gericht die Erneuerung versagen zu müssen glaubt, so ist mit dieser Versagung von selbst die bedenkliche Lage des Gläubigers ausgesprochen, und der jetzt meist über den Schuldner eintretende Concurs verschlimmert diese Lage gewöhnlich nur noch mehr, statt sie zum Vortheile des Gläubigers zu verbessern. Auch ist, genau betrachtet, die dem Gläubiger zur Pflicht gemachte Erneuerung in der Regel nichts weiter, als ein Anlafs zu neuen Sportelerhebungen, und die Aussicht auf diese Erhebungen macht den Richter oft nachsichtiger, als er seyn sollte. — Dagegen scheint es uns aber sehr bedenklich zu seyn, die eingetragenen Schuldscheine als *billets au porteur* anzusehen, und wie der Vf. will, dem Schuldner das Recht abzusprechen, dem Gläubiger, der seine Foderung an einen dritten cedirt hat, gültige Zahlung leisten zu können, so lange der Cessionar jenem die Übertragung der Schuld noch nicht kund gethan hat. So etwas ist der Natur der Dinge offenbar fremd, und mit dem rechtlichen Verhältnisse, in welchem Gläubiger und Schuldner stehen, ganz unverträglich. Der auf guten Glauben an die Ehrlichkeit seines Gläubigers zahlende Schuldner könnte durch eine solche Bestimmung oft in grofse Verlegenheiten kommen; und wenn wir es auch keinesweges für nothwendig halten, dafs die Gültigkeit der Cession und der Ansprüche des Cessionars an den Schuldner durch eine Bestätigung von Seiten des Gerichts und die Eintragung der Cession in das Hypothekenbuch bedingt sey, wie man es hie und da fodert: so scheint uns doch, zur Begründung rechtlicher Ansprüche des Cessionars an den Schuldner, die Kundmachung der Cession an den Letzten für den Ersten unerläfslich nothwendig; und so lange diese noch nicht erfolgt ist, das früher bestandene Verhältnifs zwischen dem Schuldner und dem seine Foderung cedirenden Gläubiger wenigstens in sofern als fortbestehend anzunehmen zu seyn, dafs der Erste dem Letzten ohne Gefahr auf die Schuld gültige Zahlungen machen kann.

Für das gerichtliche Verfahren beym Einklagen ingrossirter Schulden empfiehlt der Vf. den Mandatsprocefs. Nach Verlauf des auf 4 Wochen zu setzenden Zahlungsbefehls soll ohne Weiteres zur Execution geschritten werden. Beym Einklagen verfallener Zinsen sollen auf blofse Anzeigen des Gläubigers auf 14 Tage gestellte Zahlungsbefehle an den Schuldner erlassen, und wenn dieser sich binnen dieser Frist über die Zahlung nicht ausweist, die Zinsen vom Gerichte ohne weitere Anregung des Gläubigers beygetrieben, und dem Gläubiger geschickt werden. — Über den Concursprocefs und die übertriebene, auf möglichst schnelle Beendigung des Liquidations- und Prioritäts-Verfahrens berechnete Strenge, des baierischen insbesondere, liefert der Vf. sehr interessante Bemerkungen. Seinem Antrage nach sind die Hypothekengläubiger, als bekannte Gläubiger, speciell zu citiren, und den Hypothekenbuchführern die beglaubigten Extracte abzufodern, sowie gleich Anfangs bey dem präparatorischen Verfahren, und den defshalb nothwendigen provisorischen Verfügungen, die weitere Eintragung in das Hypothekenbuch zu sperren. Bey der Liquidation selbst sollen in der Regel die Schuldurkunden vorgelegt, und die Angabe der Beweismittel überhaupt mit der Liquidation vereinigt, die Ersetzung dessen aber, was zur Herstellung des völligen Beweises noch abgeht, vom Richter der Partey in kurzen Beweisfristen auferlegt, auch dabey von Jenem alle ihm aus den gerichtlichen Voracten und Contractsprotocollen zu Gebote stehenden Hülfsmittel von Amtswegen benutzt werden.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

JURISPRUDENZ.

SULZBACH, in der Seidel'schen Kunst- und Buchhandlung: *Über das Baierische Credit- und Schuldenwesen, die Einführung der Hypothekenbücher, den Concursprocess und das Executionsverfahren, mit Rücksicht auf das österreichische, französische und preussische Recht* — — von *Georg Michael von Weber* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die *Immobiliarmasse* — und zwar für jedes Immobiliarstück besonders — soll von der *Mobiliarmasse* geschieden, und aus der ersten sollen die darauf eingetragenen Gläubiger nach Ordnung ihrer Eintragung befriedigt werden. Ihnen sollen bloss vorgehen 1) die jede Immobiliarmasse besonders treffenden Kosten, 2) das vorgeschossene Saamengetreide, 3) der *zweyjährige* Rückstand der, von dem Grundstücke zu tragenden landesherrlichen Abgaben, 4) der *zweyjährige* Rückstand der gemeinen Lasten und Abgaben, welche von dem Grundstücke zu entrichten sind, 5) *zweyjährige* Rückstände eingetragener gutsherrlicher Abgaben, 6) gleiche Rückstände der Feuersocietäts-Beyträge, 7) der *zweyjährige* Liedlohn und Gehalt, in sofern die Personen, welche ihn zu fodern haben, zu dem Gute gehören, 8) der rückständige Pflüger- und Drescher-Lohn. — Dass der Vf. hier mit der preussischen Gesetzgebung (A. P. G. O. Thl. 1 Tit. 50 §. 393) *zweyjährige* Rückstände zulässt, scheint uns nicht consequent zu seyn. Genau genommen können bloss die, während des Concurses fällig gewordenen und erwachsenen Abgaben, und hier nothwendig gewordenen Bewirthschaftungskosten aus der Immobiliarmasse von den hypothekarischen Gläubigern mit Recht ihre Befriedigung fodern. Die übrigen Posten gehören aber zu der Mobiliarmasse, verdienen jedoch hier mit Recht in der Ordnung der Gläubiger die allerersten Stellen. Bey weitem mehrere Gründe, als für solche zweyjährige Rückstände, möchten für eine Bevorzugung der zur Erhaltung oder Wiederherstellung verpfändeten Häuser und Grundstücke, und des zu ihrer Bewirthschaftung nöthigen Inventariums gemachten Vorschüsse sprechen: denn diese kommen wirklich den hypothekarischen Gläubigern zu Gute, und wenn diese solche Vorschüsse den Darleihern nicht ersetzen, so bereichern sie sich unbilligerweise auf fremde Kosten. — Sehr beachtenswerth ist übrigens die Idee des Vfs. zur Vermeidung der mannichfachen Verwickelungen, welche die, in den Gesetzen persönlich bevorrechteten Foderungen einzelner Gläubiger veranlassen, bey dem persönlichen Gerichte für jeden Schuldner ein *Personalbuch* anzulegen, in welches solche bevorrechtete Foderungen, namentlich die der Pupillen, der Ehefrau, der Kinder, des Fiscus, sowie aller darum nachsuchenden Gläubiger eines Schuldners *mit seiner Bewilligung* eingetragen würden, und beym Concurse alle solche Foderungen nach der Ordnung, wie sie eingetragen sind, zu lociren. Es ist keine Frage, dass hiedurch die Locationsordnung sehr an Einfachheit gewinnen, und der persönliche Credit zugleich mit dem allgemeinen Verkehre eine Sicherheit erhalten würde, die bey der gewöhnlichen Locationsordnung wohl zu Grunde gerichtet, aber nie befestigt wird.

Da der auf Specialhypothek gerichtete Credit, wie ihn die Hypothekenbücher geben sollen, auch wenn er der solideste zu seyn scheint, dennoch wankend werden kann: so wünscht der Vf. mit einem solchen Creditsysteme noch ein Creditinstitut in Verbindung gesetzt zu sehen, welches sich als ein Drittes zwischen dem Capitalisten und dem Ländereybesitzer stellt, und so den Credit des Letzten und die Sicherheit des Ersten unerschütterlich festzustellen sucht. Vorzüglich empfiehlt er dem baierischen Adel eine solche Vereinigung. Die zu Gründung eines solchen Instituts erfoderlichen Summen erwartet er von der Liberalität und dem Patriotismus reicher baierischer Patrioten. Und damit durch dessen Einführung nicht derjenige Gutsbesitzer zu Grunde gerichtet werde, dessen Gläubiger bis jetzt noch stille sitzen, aber durch die Einführung der Hypothekenbücher leicht aufgeregt werden könnten: so meint er, da, wo sich keine Gläubiger melden, oder der Gutsbesitzer kein neues Capital aufnehmen wolle, könne man es bey den alten Verhältnissen lassen, und sich bloss mit der öffentlichen Erklärung begnügen, dass mit Ausschluss der älteren keine aussergerichtliche, und nicht in das Hypothekenbuch eingetragene Schuldverschreibung sich der Hypothekenrechte mehr zu erfreuen hätte; würde sich aber

ein Gläubiger oder Darleiher bey dem Hypothekenamte melden, dann müsse der Gutsbesitzer zur Angabe aller seiner Hypothekenschulden angehalten, und alle übrigen Hypothekargläubiger zur richtigen Herstellung des Hypothekenbuchs öffentlich aufgefodert werden; was zwar freylich manchen Gutsbesitzer in Verlegenheit bringen, aber ihm doch auch in sofern nützlich seyn möchte, als er sich durch gütliche Übereinkunft mit seinen Gläubigern setzen könnte. — Ob aber der baierische Adel im Stande sey, eine solche Probe schon jetzt zu bestehen, mögen wir nicht beurtheilen. Die tiefen Erschütterungen, welche insbesondere der ehedem reichsunmittelbare Adel durch die Mediatisirung in seinem Wohlstande, und in seinem Credit erlitten hat, würden wohl manchen bis jetzt für wohlhabend geachteten und durch Wirthschaftlichkeit sich aufrecht erhaltenden adeligen Gutsbesitzer leicht in grosse Verlegenheit bringen, wenn er, wie das schlesische Creditsystem es will, nur auf die Hälfte des Preises seines Grundeigenthums Pfandbriefe zur Befriedigung seiner, bey Eröffnung des Hypothekenbuches gegen ihn andringenden Gläubiger erhalten sollte. So nützlich also auch ein Creditinstitut, wie das schlesische, im Allgemeinen für den baierischen Adel seyn möchte: so können wir uns doch nicht überzeugen, dass es *schon jetzt* Zeit sey, eine solche Anstalt zu schaffen. Solche bedeutende Vorschüsse zur Fundirung der Anstalt, wie sie Friedrich II dem schlesischen Adel machte, würde die baierische Regierung *dermalen* wohl schwerlich den Güterbesitzern und der Anstalt zu machen im Stande seyn. Aber ohne solche Vorschüsse lässt sich das Gedeihen der Anstalt wohl nie, und am allerwenigsten in der jetzigen, für alle Gutsbesitzer so misslichen Zeit erwarten. Sollte aber die Anstalt aus Mangel an solchen Vorschüssen selbst in Verlegenheit kommen: so würde dieses gewiss äusserst nachtheilig auf die Gutsbesitzer und ihren Credit zurückwirken, und die Anstalt, statt ihren Wohlstand und Credit zu heben, nur ihren Ruin herbeyführen; wie denn wirklich in der letzten Zeit selbst die preussischen Creditinstitute, so gut sie auch fundirt sind, nur zu deutlich gezeigt haben, dass die Bedenklichkeiten, welche ihnen unter gewissen Umständen entgegenstehen, bey Weitem gewichtiger seyn können, als sie dem Minister *von Struensee* bey der Würdigung des schlesischen landschaftlichen Creditinstituts erschienen. — Dass endlich für *Kaufleute* Hypothekenanstalten auf ihr bewegliches Eigenthum ganz ohne Nutzen, und mehr schädlich als nützlich seyen, ist sehr überzeugend nachgewiesen.

Was wir an diesem sonst trefflichen Werke zum Schlusse noch rügen müssen, ist die Incorrectheit seiner Sprache und die Verworrenheit des Vortrags. Auch fehlt es an sinnentstellenden Druckfehlern nicht.

Z.

ÖKONOMIE.

Ohne Verlags- und Druckort: *Die Alte und Neue Landwirthschaftsverfassung der Deutschen: Jene, warum sie also war; Diese, wie sie seyn sollte und könnte. Für Regenten, welche selbst kennen und prüfen wollen.* Auch zur Aufklärung und Vorbereitung der gemeinen Landwirthe. Zweyte Ausgabe. 1819. 52 S. 8.

Dass diese kleine Schrift ein allgemeines Interesse für die Leser haben müsse, zeigt nicht nur der derselben vollkommen entsprechende Titel, sondern auch ihre zweyte Ausgabe an. Sie ist nicht etwa von einem Schwindelkopfe geschrieben, der nur ein grosses Aufsehen durch seine Lermtrompete verursachen wollte: der ungenannte Vf. ist, wie aus einer Note S. 35 erhellet, in seinen ersten Dienstjahren Justiz- und Polizeybeamter gewesen, wo er in dergleichen Geschäften gestanden, und sich von solchen wichtigen Dingen praktische Kenntnisse gesammelt hat. Dabey schreibt er in einem ruhigen und vernünftigen Tone von der alten und neuen Landwirthschaftsverfassung der Deutschen: von jener, warum sie also war; von dieser, wie sie seyn sollte und könnte. Und darum hält Rec. dafür, dass diese Schrift würdig sey, von Hohen und Niedrigen gelesen zu werden.

Die alte drückende Landwirthschaftsverfassung erklärt der Vf. aus ihrem natürlichen Ursprunge. Diesen leitet er von den Zeiten aus den vorigen Jahrhunderten her, wo die Kriege und die Pest Deutschland verdarben, da noch dazu viele Menschen in einen fremden Welttheil ausgewandert waren. Daher wären dann durch entstandene Entvölkerung die übrigen Bewohner einer Gegend mit ihren Wohnungen näher zusammen gerückt, hätten unter sich eine in allen Theilen zweckmäsige Dorfpolizey, sowohl zu ihrer damals nöthigen Sicherheit, als auch für ihr Nahrungsgewerbe, die Landwirthschaft, errichtet. Man hätte von dem meistens wüste daliegenden Felde so viel angebauet, als man mit der Arbeit und dem vorhandenen Zugviehe hätte bestreiten können, oder soviel man zum Bedürfnisse seiner eigenen Familie nöthig gehabt hätte. Das Vieh hätte man in den unangebaueten Plätzen um das Dorf herum weiden lassen. Die besten Grasflecke hätte man eingehegt, um darauf das Futter für den Winter zu sammeln. Doch wir wollen hier wegen der zur Zeit drückenden Viehweide den Vf. §. 9. selbst hören: „Alles Wohl des Viehstandes, und der davon abhangenden Landwirthschaft überhaupt, suchte man also in der gemeinen Weide. Kein Privateigenthümer hatte bey den damaligen Umständen, und weil bey diesen niemand einiger Schaden und Eintrag in der Benutzung des Seinigen geschah, einen genugsamen Anlass oder Grund, diese gemeine Weide, welche er selbst mit benutzte, zu beschränken und in einem Stücke zu widersprechen. Die Polizey trat mit ein, untersagte das zum Freveln Anlass geben-

de Hüthen eines Eigenthümers auf seinem in sehr viele kleine Theile umher zerstreuten Eigenthume; sie untersagte das ganz unnöthige Anbauen der Winter- oder Sommerfrüchte in Brachfeld (im Brachfelde), zum Nachtheile des Viehtriebes (der Viehtrift), wodurch bey damaliger Nothwendigkeit eines Ruhewechsels dagegen ein Acker im Winter- oder Sommer-Felde, statt des im Brachfelde besflurten, unnöthiger Weise unbebaut hätte bleiben müssen. — Eine bey damaligen Zeiten sehr billige und nöthige Einrichtung. — Die Uebertreter einer solchen, durch Polizeyverfügung verfassungsmäſsig gewordenen Einrichtung wurden gerichtlich gerüget. Wenn in den nachherigen Zeiten ein aufgeklärter Kopf sein Eigenthum besser benutzen zu können glaubte, und die Freyheit desselben zurück foderte: so wurde, weil man damals die Grenzlinie zwischen Polizey und Privatrecht verkannte, um die gegen einen solchen Renitenten angebrachte Klage dem Römischen Rechte besser anzupassen, unnöthiger Weise ein Dienstbarkeitsrecht — eine *Servitus vel quasi* — ersonnen, nach welchem auf jedem Privateigenthum die Dienstbarkeit ruhe, vermöge dessen der Eigenthümer die gemeine Huth leiden müsse." Nicht minder wichtig ist der 10 §., welcher so lautet: „Wenn jemand das Recht hat, auf des anderen Gut sein Vieh zu weiden, ohne daſs dieser andere auf dem Gute des erstern weiden darf; so ist dieses eine Dienstbarkeit. Der eine übt ein Recht aus und der andere muſs es leiden. — Wenn aber mehrere ihr Vieh gemeinschaftlich auf dem Eigenthume eines jeden unter ihnen weiden: so ist dieses eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft, welche nach dem bekannten Gesetze zu allen Zeiten auf einseitiges Begehren wieder aufgehoben werden muſs. Sogar auch in dem Falle, wenn man ausdrücklich verabredet hat, daſs die Gemeinschaft nicht wieder aufgehoben werden soll. Das Gesetz füget zur Ursache hinzu, weil die Gemeinschaft eine Mutter des Streites sey. Bey der gemeinen Hut findet sich allerdings eine solche Gemeinschaft, welche vor den Justizgerichten als auflösbar anzusehen ist, sobald die Polizeyobrigkeit ihre Bestätigung zurücknimmt. Im 11 §. heiſst es dann weiter: „Indessen ist dieser vormalige allgemeine juristische Aberglaube einer Dienstbarkeit so tief in die Köpfe mancher Landleute eingewurzelt, daſs sie noch jetzt aus Miſskenntniſs ihres eigenen Vortheils ein Herkommen, ein herkömmliches Recht entgegensetzen wollen, sobald von einer Beschränkung der Weide oder Abänderung der alten Flurordnung die Rede ist. Will ein Gemeindeglied für sich allein in diesem Theile etwas besondere haben: so ist es, nicht weil es gesetzwidrig, sondern weil es polizeywidrig ist, nicht nachzusehen. Wenn aber der Gesetzgeber nach den Bedürfnissen unserer Zeit die bisherige Polizeyeinrichtung aufhebt, jedem Eigenthume seine natürliche Freyheit wieder herstellt: so kann kein Widerspruch gegen ein solches Gesetz Statt finden." Diese hier angeführten Stellen enthalten diejenigen Puncte, welche sich dem Landwirthe als die gröſsten Hindernisse in den Weg stellen, welcher die neue Landwirthschaftsverfassung mit der alten gern vertauschen möchte. Zu diesen findet sich die aus der groſsen Zertheilung der Grundstücke entstandene Unordnung in der alten Landwirthschaftsverfassung, wie Rec. ein solcher Fall gegenwärtig vor Augen liegt, welcher die gute Sache ungemein aufhält und erschwert, da die Besitzer sich einander die Wege zu den Grundstücken versperren, wenn sie die neue Landwirthschaftsverfassung unter sich einführen wollen. Der Fall tritt nun zwar nicht allemal ein, aber wenn er vorkömmt, so will der gemeine Landmann auch darüber eine Belehrung haben. Diese findet man hier §. 38 folgendermaſsen: „Das Consolidiren oder Zusammenlegen der einzelnen Äcker und Wiesen u. s. w. des Landmannes ist eine noch weniger bekannte Sache. In einigen Ländern ist sie schon vor dem Krieg(e) von Gemeinde zu Gemeinde ausgeführt, und hiedurch zu dem vorher schon ziemlich ausgebreiteten Kleebau, zur Stallfütterung, zur Abstellung der Brache ein guter Grund gelegt. Der französische Krieg unterbrach sie. Die Unterthanen verstanden sich Anfangs ungern zu diesem Zusammenlegen, weil sie von der Sache keine hinreichenden Begriffe hatten. In den Gemeinden, wo sie wirklich ausgeführt ist, erstaunt man über den ihnen vorher unbegreiflich gewesenen Nutzen. (Hätte doch der Vf. etwas bestimmter darüber gesprochen!) Benachbarte Gemeinden, z. B. im Nassauischen (,) welche nun mit offenen Augen sahen, verlangten solche Zusammenlegung sogar während der Kriegsunruhen, und waren kaum durch die Vorstellung dermaliger Unmöglichkeit zu beruhigen." Aus diesen gegebenen Proben wird der Leser zur Genüge von der Nützlichkeit dieser Schrift sich selbst überzeugen können.

Ks.

Sondershausen u. Nordhausen: *Vollständiger Unterricht, alle Arten, zur Ausübung der hohen und niederen Jagd nöthigen, Hunde abzurichten, und solche bey derselben praktisch zu gebrauchen*, nebst einer *ausführlichen Naturgeschichte des Hundes*, seiner Erziehung, Wartung, Behandlung u. s. w. und den besten Mitteln, alle Krankheiten desselben eben so sicher, als geschwind zu heilen; ingleichen die Erklärung aller weidmännischen Kunstausdrücke, wiefern sich solche auf die zur Jagd erfoderlichen Hunde beziehen. Ein nothwendiges und nützliches Handbuch für jeden praktischen Weidmann, Jagdliebhaber und Besitzer von Hunden. Von *Chr. Friedr. Gottl. Thon*, vormaligem groſsherzogl. Weimarischem Forstcommissär. Nebst dem lithographirten Plane eines Hundehofes. 1821. XX u. 320 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Naturgeschichte des Hundes, womit der erste Abschnitt beginnt, ist vollständiger und sorgfältiger,

als man sie in einem praktischen Buche von der Tendenz des gegenwärtigen zu suchen pflegt. Nicht blofs die bekannten Naturhistorien, auch Notizen aus Reisebeschreibungen sind dabey benutzt, und — was auch sein Gutes hat — angeführt. In diesem Abschnitte ist hienächst die Erziehung, Wartung, Behandlung, Fütterung der Hunde abgehandelt. Die meiste Ausführlichkeit ist auf die Behandlung und Heilung kranker Hunde verwendet, und dabey auf nachfolgende Krankheiten der Hunde Rücksicht genommen: Augenkrankheiten, Beinbrüche, alte Beinschäden, Durchfall, Engbrüstigkeit, Entzündungskrankheiten, Erbrechen, Gehörkrankheiten, Geschwüre, Gries, Halskrankheiten, Harnkrankheiten, Hundskrankheit, Wasserscheu oder Tollwuth, Husten, Kopfschmerzen, Krämpfe, Krebs, Lähmung, Ohrenkrankheiten, Räude, Verrenkungen, Vergiftungen, Verstopfungen, Verwundungen, Würmer. — Unter den Ohrenkrankheiten ist die aus Blutanhäufungen entstehende Ohrengeschwulst unerwähnt geblieben, welche durch Blutentleerung mittelst Aufschneidens der Haut an den Ohren schnell entfernt wird.

Der zweyte Abschnitt ertheilt Unterricht, wie die Hunde zur Jagd zu unterrichten, und dabey zu gebrauchen sind, und handelt 1) *Von der Abrichtung und Anwendung des Leithundes*, a) auf Rothwild, und b) auf Schwarzwild. 2) *Vom Schweifshund.* 3) *Vom Saufinder.* 4) *Von den Hetzhunden.* 5) *Von Abrichtung und Anwendung der Jagdhunde* (*c. sagax*), a) zur deutschen Jagd, b) zur französischen Parforce-Jagd. 6) *Von den Windhunden.* 7) *Von dem Dachsfinder.* 8) *Vom Dachshunde.* 9) *Vom Trüffelhunde*, und 10) *vom Hühnerhunde.*

Der dritte Abschnitt enthält die auf dem Titelblatte angedeuteten *weidmännischen Ausdrücke*, die Hunde, deren Dressur und Anwendung betreffend, in alphabetischer Ordnung. — Der Plan vom Hundezwinger giebt eine deutliche Übersicht, wie die Hunde in einem nicht allzu grossen Raume zweckmäfsig zu vertheilen sind.

φλ.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin* b. Dunker und Humblot: *Ueber die Verfassung von England und die hauptsächlichsten Veränderungen, welche sie, dem Wesen und der Form nach, seit ihrem Ursprung bis auf unsere Tage erlitten hat.* Mit einigen Bemerkungen über die alte Verfassung von Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von *A. Grafen von Voss.* 1821. XII u. 91 S. gr. 8. (12 gr.)

Diese kleine Schrift, von einem in Frankreich lebenden Engländer verfafst, gehört unbezweifelt zu dem Besten, das in unsern Tagen in diesem Zweige der Literatur erschienen ist; in hohem Grade wird sie freylich das Missfallen der Staatstheoretiker erregen, in deren Kram vom Gleichgewicht der Gewalten u. s. w. sie gar nicht pafst, und deren Hauptautorität, *De Colme*, sie als in theoretischen Irrthümern befangen darstellt. Aber allen denen, welche das Wesen, so wie Ursprung und Ausbildung der so oft als Muster empfohlenen Verfassung interessirt, müssen wir das Werkchen als höchst instructiv und neue Ansichten gewährend, bestens empfehlen.

Der Vf. läfst nämlich alle Theorien fallen, und wendet seine Blicke auf die Geschichte und die Natur der Verhältnisse. Auf diesem Wege wird der Ursprung, die allmähliche Ausbildung und der wahre Geist der englischen Verfassung unter Hinblicken auf die vormalige französische erörtert; es wird dargethan, dafs die Institutionen, welche man oft als Triumfe der menschlichen Erfindungskraft belobt, durch ganz natürliche Verhältnisse herbeygeführt und begründet worden, dafs aber andere so oft hoch gefeyerte Eigenthümlichkeiten in der Wirklichkeit gar nicht, sondern andere dafür existiren, die ihr Daseyn keinem Theorem, sondern der Natur der Dinge verdanken. Es wird endlich der eigentliche Grundpfeiler jener Verfassung, die *Aristokratie* in England, in ihr gehöriges Licht gestellt, und gezeigt, wie diese begründet und erhalten werde. Man erlangt dabey leider die Überzeugung, dafs eine solche wohlthätige Aristokratie bey uns nicht zu erzeugen ist, weil sie auf fortwährenden Grundbesitz in den Familien (und zwar gros und klein) beruhe, für dessen Sicherung wir keine Institutionen besitzen. Der letztere Satz wird allerdings unseren Theoretikern, die Alles hübsch gleich und keine Vergangenheit haben wollen, um desto freyer auf die Zukunft hinweisen zu können, ein Stein des Anstofses seyn; die gelassenen Leute aber, ebenfalls dadurch offendirt, weil sie dabey von dem Standpuncte der Majorate, wie sie in Deutschland sind, ausgehen, werden leicht davon zurückkommen, wenn sie den Charakter der englischen Einrichtung genauer kennen lernen.

Der deutsche Bearbeiter hat seiner wohlgelungenen Übersetzung ein kurzes Vorwort zugegeben, in welchem er sich als einen so einsichtigen als wohlwollenden Mann zeigt. Die folgende Stelle wird gewiss jeder Wohlmeinende aus innigster Überzeugung unterschreiben. „Aus jenem irrigen Glauben ist eine beynahe fanatische Unduldsamkeit gegen alle diejenigen hervorgegangen, die der Vergangenheit das Wort reden. Nicht jeder, der auf sie hinweiset, ist ein *Finsterling.* Entwickelung und Vervollkommnung aller Individuen, von welcher Ordnung sie seyn mögen, ist das höchste und heiligste Ziel des Lebens; und wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, dann gilt es, für die Cultur bis zum Märtyrerthum zu arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserer Zeit, Verachtung und Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, dann werden die treuesten Anhänger des Entwickelungsprincips altgläubig bis zur Halsstarrigkeit."

L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

MEDICIN.

Berlin, b. Dümmler: *Grundriss der Physiologie*, von D. *Karl Asmund Rudolphi*, Prof. d. Med. u. Mitgl. d. königl. Akad. d. Wiss. *Erster Band.* 1821. XIV u. 298 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn ein Gelehrter, welcher zugleich akademischer Lehrer ist, in irgend einer Wissenschaft als Schriftsteller auftritt: so hat er entweder bloss die Absicht, seinen Zuhörern einen Leitfaden in die Hände zu geben, nach welchem er diese Wissenschaft vorträgt, wie sie sich gerade *jetzt* gestaltet hat; oder er will zugleich diese Wissenschaft durch seine Schrift zu einer grösseren Klarheit, zu einer mehr durchgreifenden inneren organischen Einheit hervorheben. Hat er sich nun nicht bloss jenes, sondern auch, wie es von jedem akademischen Lehrer geschehen sollte, dieses Letzte zum Ziele gesetzt: so muss die Kritik in eine genauere Würdigung des Geleisteten eingehen, und zeigen, wie die Wissenschaft durch diese Arbeit an *Tiefe* und *Klarheit* gewonnen habe.

Ob und wie nun der Vf., welcher in anderen Zweigen der Naturkunde rühmlichst bekannt, in der Bearbeitung der Lehre von den sogenannten Eingeweide-Würmern sogar classisch zu nennen ist, den angedeuteten Zwecken in dieser Bearbeitung der Physiologie entspreche, darüber dürfte schon die Vorrede eine nähere Auskunft andeuten. „Die Abfassung eines Handbuches der Physiologie — sagt hier der Vf. — ist in meinen Augen eine der schwierigsten und undankbarsten Arbeiten, und es ist leicht begreiflich, dass man sich in anderen literarischen Werken viel mehr gefällt, u. s. w. In einem Handbuche darf das Allerbekannteste nicht fehlen; — auf der anderen Seite ist die Masse in der Physiologie so gross, dass sie fast erdrückt." — So oft ich mir auch daher vornahm, ein Handbuch der Physiologie herauszugeben, so ging ich doch immer wieder lieber zu einer anderen Arbeit, bis ich endlich meine Scheu überwunden habe, weil ich es meinen Zuhörern schuldig zu seyn glaubte." — „Es ist mir auch wohl begegnet, dass ich mit einer ganz anderen Ansicht von einem Gegenstande die Vorlesung geschlossen, als angefangen habe: denn ich hörte selbst die schwachen Gründe dafür, und die starken dagegen." Der kundige Leser wird aus diesen Äusserungen des Vfs. schon abzunehmen im Stande seyn, was sich von dieser Arbeit in *wissenschaftlicher Hinsicht* erwarten lasse; doch fügt Rec. zugleich hinzu, dass diese Schrift sehr viele *Thatsachen* enthält, die auch der Physiolog wissen muss, obschon unter denselben Vieles wieder zu der *erdrückenden Masse* gehören dürfte, und desshalb auch vom Vf. als solche hätte bezeichnet werden sollen, um so mehr, da das Buch zum Leitfaden für Vorlesungen bestimmt ist. Der studirende Jüngling bedarf ganz vorzüglich einer *klaren Anleitung*, um durch die erdrückende Masse nicht verwirrt zu werden; und es ist ungleich weniger nachtheilig, wenn etwas an der Masse fehlt, als wenn die so nöthige wissenschaftliche Klarheit vermisst wird. Die Masse kann der Lehrer ohnehin seinen Zuhörern nicht vollständig geben, weil sie sich stets vermehrt; auch soll er sie ihnen nicht vollständig geben, damit ihnen für ihr Privatstudium noch Manches zu thun übrig bleibe; aber er soll sie auf einen *wissenschaftlich klaren Standpunct* zu stellen suchen, damit sie sich als selbständige Denker in der Masse zu finden wissen.

Der Vf. äussert ferner die Meinung, dass alle Verfasser physiologischer Werke *Haller's* Physiologie nach den ihrigen den zweyten Platz einräumen würden. Rec. bemerkt dagegen, dass *Haller's* Physiologie *nur einen historischen* Werth habe, in so weit in derselben alle vorhergehenden Meinungen zusammengetragen, und manche gründliche Beobachtungen aufbewahrt sind; dass aber auch unter den Beobachtungen viele durchaus irrig, dass viele der daraus gezogenen Schlüsse gar keine logische Begründung haben; — dass endlich *Haller's* Physiologie ebenso wenig eine Physiologie, d. h. eine Darstellung der organischen Natur, zu nennen sey, als eine anatomische Beschreibung, etwa des menschlichen Körpers, eine Physiologie des Menschen zu nennen ist. Der Reichthum von Thatsachen, den der Vf. von *Haller's* Physiologie rühmt, dürfte sehr zusammenschmelzen, wenn das wirklich Wahre herausgesucht würde.

Der Vf. giebt nach der Vorrede ein Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes. In der Einleitung bestimmt er die Physiologie als „die Lehre von dem menschlichen Organismus." Rec. glaubt, dass es dem Vf. bey einigem Nachdenken von selbst beyfallen müsse, dass die Physiologie auf diese Weise nicht bezeichnet werden könne, weil es sonst *keine Physiologie der Thiere*, *keine Pflanzenphysiologie* geben würde. Der

Vf. theilt dann die Physiologie in die allgemeine und besondere ein. Zu der ersten rechnet er die Anthropologie, Anthropotomie, Anthropochemie und Zoonomie. Zu der besonderen Physiologie rechnet er die Lehren von der Empfindung, Bewegung, Ernährung und Erzeugung. Er würdigt dann den Einfluss der Hülfswissenschaften auf die Physiologie, insbesondere den Einfluss der Physik, der Chemie, der Anatomie und der pathologischen Anatomie, und zeigt, dass sich die Physiologie keiner der genannten Doctrinen auf die Art unterordnen müsse, dass sie von derselben beherrscht werde. Rec. ist hiemit völlig einverstanden, und es ist ihm wie aus der Seele geschrieben, wenn der Vf. in Hinsicht auf die Untersuchung der Thiere sagt: „In der Regel bedarf es dazu der Vivisectionen nicht, am wenigsten aber so grausamer, als wir in manchen neueren physiologischen Schriften mit Widerwillen beschrieben finden." Rec. hält sich überzeugt, dass Vivisectionen den Unterricht um nichts gründlicher machen, und dass sie auch gewöhnlich nur gemacht werden, um Aufsehen zu erregen. Der Vf. schliesst dann die Einleitung mit einem weitläuftigen Verzeichnisse der Literatur.

Erster Theil. Erstes Buch. Anthropologie. Der Vf. handelt hier zuerst von dem Unterschiede des Menschen von den Thieren, und dann von dem Unterschiede der Menschen unter einander. Was den Unterschied des Menschen von den Thieren betrifft, so geht der Vf. in seiner Betrachtung von den *äusseren* Verhältnissen, z. B. des Körpers u. s. w., aus, und führt in dieser Hinsicht alles Merkwürdige auf. Allein das Wesen der menschlichen Natur dürfte doch nicht in den *äusseren* Verhältnissen zu suchen seyn, und wenn dieses nicht ist, was der Vf. gewiss selbst zugeben wird: so kann auch der von ihm gewählte Standpunct nicht der wahre seyn. Es muss vielmehr vom Wesen der menschlichen Natur ausgegangen werden. Am klärsten dürfte daher der Unterschied des Menschen von den Thieren sich ergeben, wenn gezeigt wird, wie in der graduellen Entwickelung der organischen Schöpfung diese zuletzt in der menschlichen Natur ihre Vollendung findet. Gern fügt indess Rec. hinzu, dass sowohl dieser, als der *zweyte Abschnitt*, über den Unterschied der Menschen unter einander, viel Lesenswerthes und Belehrendes enthält. — *Zweytes Buch: Allgemeine Anthropotomie. Erster Abschnitt: von den einfachen festen Theilen; zweyter Abschn.: von den zusammengesetzteren Theilen.* Der Vf. führt die einfachen festen Theile so auf, wie sich die Anatomen dieselben *zu denken pflegen*, — aber in der *wirklichen* Natur existiren keine *einfachen* Theile. Wenn es nun auch zwar, bey der anatomischen Untersuchung, zur Beförderung einer deutlichen Anschauung dienlich und fast unentbehrlich ist, von *einfachen* Theilen zu reden: so hat doch der Physiolog ganz vorzüglich dahin zu arbeiten, dass sich dadurch keine *falschen Ansichten von der wirklichen Natur* einschleichen. Er muss daher überall die *unzertrennliche Einheit* im Auge behalten. Wenn z. B. der Vf. §. 69 vom Zellstoffe sagt: er verbinde alle festen Theile, und mache ihre Grundlage aus: so wird er diess bey genauerer Ansicht gewiss unwahr finden. Genug, die sogenannten einfachen Theile sind *ein Product der Vorstellungsweise* des Anatomen. Übrigens gehören beide Abschnitte, so lesenswerth sie auch sind, nicht hieher, sondern in eine Schrift, die vom anatomischen Baue handelt. Mit Vergnügen hat Rec. übrigens S. 101 Anm. 4 bemerkt, dass auch der Vf. die sogenannten Ausdünstungsporen leugnet. — *Drittes Buch: Allgemeine Anthropochemie.* Der Vf. beginnt mit der durchaus wahren Bemerkung, dass dem Chemiker nur die todten Überreste der Organismen vorliegen. Rec. ist desshalb auch der Meinung, dass die Chemie aus der Physiologie als *völlig unstatthaft* zu verbannen sey, weil in der Physiologie *die wirkliche, lebende* Natur dargestellt werden soll, und weil dieses nicht dadurch erreicht werden kann, dass wir die Stoffe aufzählen, die der Chemiker gefunden zu haben *meint*, und die nach seiner Ansicht präexistirt haben sollen, während sie nur in seiner Phantasie präexistirt haben. Der Vf. führt übrigens die gewöhnlichen sogenannten einfachen Stoffe auf: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kohle, Eisen, die Metalle des Natrum, des Kali, der Kalkerde, der Talkerde, und die Basis der Salzsäure. — *Zweyter Abschnitt: Allgemeine organische Stoffe*, — Gallerte, Eyweiss, Faserstoff, Schleim, Wasser, Fett, Milchsäure. Die Bemerkung des Vfs., dass das Wasser in dem Wassermagen der Kameele nicht bloss aufbewahrt, sondern erzeugt werde, war Rec. neu, und scheint ihm durchaus wahr zu seyn. — *Dritter Abschn.: Von den allgemeinen zusammengesetzten Theilen*, — Blut, Lymphe, häutige, hornartige Theile, Knorpel, Knochen, Arterienfasern, Muskeln, Nerven. Über die Blutmenge lässt sich durchaus nichts Allgemeines angeben, und *Hallers* Bestimmung, dass sie 28 — 30 Pfund betrage, ist sicher übertrieben. Auf die Blutkügelchen dürfte nicht das Gewicht zu legen seyn, das gewöhnlich darauf gelegt wird. Rec. kennt wenigstens keine physiologische Wahrheit, die mit Grund auf der Lehre von den Blutkügelchen beruhe; auch zeigen dieselben im Blute nur das Streben, sich zu gestalten, an. — *Vierter Abschn.: Von den allgemeinsten chemischen(!) Processen im menschlichen Körper.* Giebt es denn wirklich im menschlichen Körper einen *chemischen* Process? — Oder sollte dieser Ausdruck wirklich so passend seyn, als der Ausdruck: Metamorphose? — Der Vf. handelt hier von der eigenthümlichen Wärme bey den Pflanzen, Thieren, insbesondere bey den Würmern, Crustaceen, Fischen, Amphibien, Insecten, Vögeln, Säugthieren u. s. w. Grösse der Wärme, und Zusammenhang derselben mit dem Athemholen; Beharren in derselben Wärme bey erhöheter oder verminderter Temperatur. Das Leuchten oder Phosphoresciren der Thiere während ihres Lebens, z. B. bey manchen wirbellosen Thieren; — ferner elektrisches Verhalten, besonders bey den elektrischen Fischen. Im §. 196 redet der Vf. dem thierischen Magnetismus unwillkührlich das Wort, wenn er sagt: „Wer weiss, was andere Thiere von uns leiden mögen, und

ob z. B. wenn wir mit unserer nervenreichen Hand ihr Rückgrat streichen, dadurch nicht eine Art des Erstarrens in ihnen hervorgebracht werde; wenigstens scheint hin und wieder so etwas Statt zu finden, wenn sie dadurch plötzlich zum Stillstehen gebracht werden." Wie kann der Vf. bey dieser Ansicht, womit Rec. ganz einverstanden ist, hinsichtlich des thierischen Magnetismus das Kind mit dem Bade ausschütten? — Oder verwirft der Vf. bloss den Ausdruck, und nicht die Sache? Dass unter der Firma des thierischen Magnetismus viel Unsinn geschrieben wird, giebt Rec. gern zu, aber darum ist die Sache selbst, ihrem wesentlichen Grunde nach, nicht zu verwerfen. — *Fünfter Abschn.: Von der Zersetzung im menschlichen Leichname. Viertes Buch: Zoonomie. Erster Abschn.: Von den Erscheinungen des Lebens überhaupt. Zweyter Abschn.: Von den Quellen des Lebens überhaupt.* Der Vf. zeigt, worin die Quellen des Lebens *nicht* zu suchen seyen, und nähert sich der Ansicht *Reils*, dass das Leben aus der Form und Mischung der Materie hervorgehe! Ist denn nicht die Form und Mischung der Materie vielmehr selbst das *beständige äussere Resultat* des Lebens? — Auch kann das Leben nicht „als mit dem durch Organismen entstandenen und fortzupflanzenden Organismus zugleich gegeben" betrachtet werden, weil das Leben über die Organismen hinausgeht, und seinem Wesen nach höher steht, als diese, *durch welche sich das Leben nur offenbart.* — *Dritter Abschn.: Von den verschiedenen Zuständen des Lebens und deren Ursachen.* Gesundheit, Temperament, Alter, Klima, Gewohnheit. *Vierter Abschnitt: Vom Aufhören des Lebens.*

Indem Rec. nun seinen Blick auf das Ganze zurückwendet, bemerkt derselbe gern, dass das Buch Vieles enthalte, was der Physiolog wissen muss, entweder weil es wirkliche, in der Natur gegründete Thatsachen, oder weil es Meinungen sind, die sich mit und ohne Grund in die Physiologie eingeschlichen haben. Was die letzten betrifft, so muss sie der Physiolog kennen, um zu wissen, dass sie einer gründlichen Physiologie *nur nachtheilig* sind. Wenn aber eine Physiologie des Menschen nur zum Zwecke haben kann, *die menschliche Natur in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, wie sie sich im lebenden Menschen versinnlicht, wissenschaftlich darzustellen:* so dürfte diess der Vf. trotz des vielfach Lehrreichen, was er in diesem Buche mittheilt, dennoch nicht erreicht haben. Der offene Sinn des Vfs. für eine gründliche, und in sich wahre Forschung ist Rec. Bürge dafür, dass der Vf. selbst die Frage: „ob hier eine wissenschaftliche Darstellung der Natur des *lebenden* Menschen geliefert worden sey," nach ruhiger Prüfung gewiss mit Nein beantworten werde. Das in dem Buche enthaltene Lehrreiche hat daher für die *eigentliche* Physiologie nur den Werth, den das Lehrreiche in einem Handbuche der Naturgeschichte, der Anatomie u. s. w. auch hat. Der Physiolog muss mit allem diesem bekannt seyn: denn es liefert ihm die *Masse;* aber hiemit ist die Physiologie selbst *ebenso wenig* schon gewonnen, als das Wesen der menschlichen Natur bloss in der Eigenthümlichkeit seines Körpers bestehen kann.

W.

ERFURT, in der Kaiser'schen Buchhandlung: *Klinik der chronischen Krankheiten.* Nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, und mit Berücksichtigung der bewährtesten Schriftsteller, systematisch bearbeitet von D. *Friedrich Jahn.* — Nach dessen Tode fortgesetzt von *Heinrich August Erhard*, der Philos. und Medic. D., Bibliothekar u. Mitglied der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Erfurt u. s. w. Dritter Band. 1820. VIII u. 576 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1819. Erg. Bl. No. 66.]

Die Reichhaltigkeit der Materien und die erweiterte Literatur hat den Herausgeber oder vielmehr Verfasser, den seine veränderte Lage in den letzten zwey Jahren von der Praxis entfernte, bewogen, den versprochenen letzten Band durch Spaltung des achten Abschnittes in zwey zu theilen, wovon der letzte mit nächster Messe erscheinen soll.

Siebenter Abschnitt. Erzeugung fremder Körper. 1 Cap. *Steinerzeugung, Lithiasis.* Gallensteine, Urinsteine, vornehmlich Nieren-, Blasen-Steine und Steine in der Prostata (die neueren Analysen von *Henry* und *Prout* waren dem Vf. vermuthlich noch unbekannt). „Gallen- und Harn-Steine sind bey aller Ähnlichkeit in Absicht auf ihre Entstehung doch, sobald wir sie als schon gebildet ansehen, als absolute Gegensätze, ja gewissermassen als die schärfsten Gegensätze unter allen animalischen Concrementen zu betrachten." — Bedenklichkeiten gegen den Gebrauch der Magnesie in Steinkrankheiten. Über die Schwierigkeiten bey der Einspritzung steinauflösender Mittel in die Harnblase. Die beiden von *Gruithuisen* vorgeschlagenen Mittel, das Anbohren des Steins, und die sogenannte Perfusion, als fast ganz unausführbar nur kurz berührt. Vorzüge des Steinschnitts über der Schambeinvereinigung vor dem Seitenschnitte; übrigens geschieht der chirurgischen Hülfe nur mit Wenigem Erwähnung. — 2 Cap. *Wurmkrankheiten, Helminthiasis.* Sehr umständlich über das Naturgeschichtliche nach *Zeder* und *Rudolphi*, wobey der Vf. bedauert, *Bremsers* Werk erst nach Beendigung seiner Arbeit kennen gelernt zu haben. Warnung, das krankhafte Ansehen der Augen nicht, wie sehr häufig geschehe, für ein gewöhnliches, und beynahe untrügliches Merkmal der Selbstbefleckung bey Knaben anzusehen. — Gelenkschmerzen nicht arthritischen Ursprunges, als Symptome der Eingeweidewürmer, wahrscheinlich von Blenorrhöe der Eingeweide, in sofern nämlich die *bursa mucosa* zunächst der ursprünglich leidende Theil des Gelenks seyn mag. Dass die Trichuriden die Kriebelkrankheit veranlassen sollten, ist nicht erwiesen. Aufregung und Verschlimmerung der, den Bandwurm begleitenden Zufälle durch Musik, eine im Allgemeinen irrige Bemerkung. Das Durchbohren des Darmcanals von Würmern sey offenbar grundlos. Unter den

Wurmmitteln vermissen wir die ehedem auch wegen des Meerzwiebelsauerhonigs so hochgeschätzte *Störksche* Latwerge, und den von *Rush* so sehr empfohlenen Eisenrost. Vollständiges Verzeichniss der neuerlich gegen den Bandwurm gepriesenen Mittel, dem noch eines beygefügt ist, dessen Kenntniss der Vf. einem der erfahrensten und geachtetsten deutschen Ärzte verdankt. Nöthige Vorsicht beym Gebrauche der Tabaksklystiere bey Kindern gegen die Askariden.

Achter Abschnitt. Blutungen und Blutverhaltungen. Im Allgemeinen ist besonders der therapeutische Theil sehr umständlich abgehandelt, woraus denn freylich in der Folge Wiederholungen unvermeidlich sind. Die *tinctura antiphthisica Garmanni* ist kein Bleymittel, sondern eine Auflösung des essigsauren Eisens, woraus das Bley sich wieder niedergeschlagen hat; so ist auch in einem, aus dem Journal für die holländische med. Literatur angeführten Mittel aus Bleyzucker, Eisenvitriol und Weingeist nicht das Bley, sondern das Eisen das wirksamste, weil die beiden Mittel sich gegenseitig zersetzen, und das entstehende schwefelsaure Bley dann unaufgelöst zurückbleiben muss. Wichtigkeit der Nachcur, die aber vielmehr zur radicalen Cur wesentlich gehört. Vorzüglich hat Rec. die genauere Bestimmung der Anwendung der Arnica zu Verhütung von Nachkrankheiten der Stelle, woher die Blutung kam, gefallen. Prophylaktische Aderlässe in solchen Fällen, ein sehr misslicher Rath. — 1 Cap. *Blutflecken-Krankheit.* 2 Cap. *Nasenbluten.* 3 Cap. *Blutung des Mundes.* 4 Cap. *Blutung der Luftröhre und der Lunge.* Die Phosphorsäure setzt der Vf. in passiven Blutungen der Lunge der Schwefelsäure nach, so wenig er übrigens ihre heilsamen Wirkungen in typhösen Fiebern und anderen Krankheiten verkennt. Der Saft der Brennnesseln scheint, als zu schwach, gar keine Aufmerksamkeit zu verdienen, und nur wenige der, von der Gundelrebe und einigen anderen gelind adstringirenden Pflanzen. Das Trinken eiskalten Wassers, als sehr angreifend und selbst gefährlich, verdient nur in sehr verzweifelten Fällen Anwendung. Bey Blutungen der Lunge bey Schwindsüchtigen wirkt eine Mischung aus *el. acid. Hall.* ℥j *tinct. cinn.* ʒiß *tinct. opii simpl.* ʒß alle halben Stunden zu 40 — 60 Tropfen mit 1 Löffel voll Himbeerensyrup oder etwas Ähnlichem beynahe specifisch; der Bleyzucker bleibt unter diesen Umständen nur ein ziemlich unzuverlässiges gewagtes Mittel. In der Folge gesteht der Vf., denselben ein einziges Mal ohne Erfolg, vielleicht wegen des schon zu sehr zerrütteten Zustandes des Kranken, versucht zu haben. *Calamus arom.* das Hauptmittel bey habituellem Blutspeyen von Schwäche und Unthätigkeit der Lunge, ohne entzündlichen oder krampfhaften Zustand derselben. Als permanent stärkendes Mittel gegen geschwächte Lungen ist besonders die Columbowurzel zu empfehlen, deren Mangel an flüchtigen und eigentlich reizenden, durchdringenden Bestandtheilen nöthigenfalls ein Zusatz von *Calam. arom.* abhilft, welcher auch in Verbindung mit dem Wasserfenchel wichtige Dienste leistet. Unzweckmässigkeit wiederholter kleiner Aderlässe und Abführungsmittel zur Verhütung des Blutspeyens. 5 Cap. *Blutung des Magens und Darmcanals.* Erstere wird in die acute (das gewöhnliche Blutbrechen) und das chronische (*melaena*) unterschieden, aber beide in Verbindung mit einander abgehandelt. 6 Cap. *Hämorrhoidal-Beschwerden*, im weitesten Sinne des Wortes.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *München*, b. Thienemann: *Andeutungen einer Hunde-Ordnung*, zur Verhütung der Hundswuth und ihrer Folgen. Ein Programm von Dr. *K. L. Schwab*, K. baier. Rath(e) und Professor. 1819. VI u. 48 S. 8. (4 gr.)

Obgleich das vorliegende Schulprogramm im Wesentlichen durchaus nichts Neues enthält, auch manche Vorschläge in demselben allzukleinlich oder unausführbar sind: so verdient es dennoch hier angeführt zu werden, da trotz alles Schreibens und Redens noch in den meisten Staaten keine kräftigen Massregeln zur Verhütung der Hundswuth ergriffen sind. Nach einigen vorbereitenden Worten giebt der Vf. seine Vorschläge, nach welchen folgende Massregeln getroffen werden sollen. Die Polizey muss alle Hunde nebst ihren Besitzern und ihrer ökonomischen Bestimmung in ein Register eintragen. Die Hunde zerfallen in 3 Classen, von denen die erste die zum Vergnügen und zur Belustigung dienenden, die zweyte die Jagdhunde, und die dritte die zu Arbeiten im Hause oder für das Gewerbe bestimmten enthält. (Diese Eintheilung ist übrigens unrichtig, indem die zweyte Classe nicht abgesondert seyn kann, sondern theils in die erste, theils in die dritte gehört.) Die Hunde sind mit einer Abgabe belastet, die Luxus-Hunde bezahlen am meisten. (Die dritte Classe dürfte keine Abgabe zahlen, da sie ja ein nothwendiges Hülfsmittel des Erwerbs ist.) Im April und October werden alle Hunde besichtigt. Dieselben müssen mit Blechen, auf welchen die Nummer des Registers von der Polizey angegeben ist, versehen seyn. Hunde ohne Bleche, oder welche nicht zur bestimmten Zeit besichtigt worden, werden getödtet. Beissige Hunde müssen einen Maulkorb tragen. Bey Nacht darf kein Hund herumlaufen. Der Besitzer eines Hundes, der, ohne gereizt worden zu seyn, gebissen hat, muss die Kosten der Heilung tragen, und sonstige Entschädigung gewähren. Auf alle kranken Hunde, besonders auf solche, die der Hundswuth verdächtig sind, muss strenge Aufsicht Statt finden. Hunde, welche gebissen haben, müssen in strenge Verwahrung genommen werden. Alle tollen Hunde, sowie alle von diesen gebissenen Thiere, sind baldigst zu tödten, und das zu ihnen gehörige Geräthe zu verbrennen.

Rud.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1 8 2 2.

PHILOSOPHIE.

Altona, b. Hammerich: *Allgemeine Darſtellung der Grundvermögen der menſchlichen Seele, nebſt Andeutungen über die allgemeinſten Beziehungen Gottes zur Schöpfung, von Dr. A. W. Neuber.* 1821. VIII u. 185 S. 8. mit 2 Tabellen. (20 gr.)

Der Vf. bevorwortet, daſs ſein Buch, die Zuſammenſtellung der Gegenſtände etwa ausgenommen, nichts Neues enthalte. Doch ſey es Pflicht, in einer Zeit, wo auf der einen Seite der Forſchungstrieb zur ungeregelten Neuerungsſucht ſich überſpannt, auf der anderen die blinde Anhänglichkeit an dem Veralteten ſtärker als je hervorgetreten, „alte Wahrheiten in neuer, zeitgemäſser Geſtalt wieder in Erinnerung zu bringen.“ — Vergleichen wir nun dieſe Ankündigung mit dem Buche ſelbſt: ſo können wir nicht leugnen, daſs ihr daſſelbe dem gröſsten Theile nach vollkommen entſpricht. Die darin herrſchende philoſophiſche Richtung iſt in ihrem weſentlichen Charakter die der *Wolfiſchen* Schule, deren durch *Kants* Kritik geſchlagene Wunden der Vf., ſo gut es gehen will, durch *Jacobi* verbindet und verklebt. Weiter zu den Quellen, der unmittelbaren Anſchauung der menſchlichen Seele oder anderer philoſophiſchen Schriften, ſcheint der Vf. nur in wenigen einzelnen Puncten hinabgeſtiegen zu ſeyn, daher er auch die Schwierigkeiten, welche man gegen die erwähnten philoſophiſchen Anſichten, und mit Recht, erhoben hat, kaum bemerkt, noch weniger hebt; dagegen iſt er ſehr bemüht um die äuſserlichſte Seite philoſophiſcher Forſchung, die Feſtſtellung, Erläuterung und Rechtfertigung des Sprachgebrauches; und die Auseinanderſetzung der in ihm ſich vorfindenden Unterſchiede iſt ſo klar und lichtvoll, daſs wir denjenigen, welchen es nur um einen Anflug von philoſophiſchen Kenntniſſen und um eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung ſeelenwiſſenſchaftlicher und religiöſer Sätze zu thun iſt, wie ſie bey dem nichtſpeculativen Kopfe für den gewöhnlichen Lebensgebrauch allenfalls ausreichen, dieſs Büchlein mit dem beſten Gewiſſen empfehlen können.

Doch thut der Vf. darin ſich Unrecht, daſs er ſeinem Buche *alles* Neue abſpricht. Findet ſich auch in den *Sachen* nichts Neues, ſo fehlt es doch nicht daran in den *Ausdrücken*, und in dieſer Hinſicht ſind Bücher dieſer Art, welche alte Wahrheiten in *zeitgemäſser* Geſtalt in Erinnerung bringen, überaus merkwürdig. Die meiſten untergeordneten philoſophiſchen Beſtrebungen nämlich, wie ihrer die nächſt vergangene Zeit ſo viele hervorgebracht, gehen nicht ſowohl von dem Intereſſe der Wiſſenſchaft, als von einem, an beſondere Lebensverhältniſſe und Lebenszwecke geknüpften, der Wiſſenſchaft fremden Intereſſe aus; und indem ſie ſich der unrechtmäſsigen Einmiſchung dieſes letzten mehr oder weniger deutlich bewuſst ſind, ſuchen ſie das dadurch entſtandene Miſsverhältniſs ſich und Anderen künſtlich zu verdecken. Sie laſſen die Begrenzung und Beziehung mancher Begriffe unbeſtimmt, bedienen ſich zur Bezeichnung ihres Verhältniſſes bildlicher oder gar poetiſcher Ausdrücke, und wiſſen ſich ſo über den Mangel ihrer Forſchungen durch die eigenthümliche Färbung ihrer Darſtellung zu beruhigen. Tritt nun aber ein Kopf hinzu, dem es um eine klare Überſicht, eine lichtvolle Claſſification des erworbenen Wiſſens ohne allen Schmuck zu thun iſt: ſo müſſen nun der ſchwankende Sprachgebrauch befeſtigt, die in einander flieſsenden Grenzlinien ſchärfer gezogen, die bildlichen Ausdrucksweiſen in wiſſenſchaftliche umgewandelt werden. Der verdeckte Charakter derjenigen philoſophiſchen Richtungen alſo, welchen dieſe Syſtematiſirung zunächſt ſich anſchlieſst, wird nun ohne Decke hervortreten, und auch von dieſer Seite ein ſolches Unternehmen einen willkommenen Rückblick auf die verfloſſene Zeit gewähren.

Wir können uns hier nicht darauf einlaſſen, das durch dieſen Rückblick Gewonnene vollſtändig darzulegen. Daher nur Einiges, und zwar dasjenige, welches zugleich dazu dienen kann, von den Anſichten des Vfs. über das Weſen Gottes, dem zweyten Theile, deſſen Intereſſe auch ſchon im erſten überwiegend hervortritt, Nachricht zu geben. — Schon die erſten Worte des Buches ſind in dieſer Hinſicht merkwürdig. „Alles durch Gott Erſchaffene (ſagt der Vf.) oder die geſammte Schöpfung erſcheint als *Menſchheit* und *Natur*.“ — Aber gehört denn die Menſchheit nicht zur Natur? — „In dem menſchlichen Einzelweſen, heiſst es weiter, offenbart ſich die erſtere an der letzteren, und der einzelne Menſch gehört folglich beiden an.“ — Eine Milderung freylich jenes früheren Gegenſatzes, aber doch nur eine Milderung: und immer bleibt es ein wunderliches Zeichen von der Begriffsverwirrung

unserer Zeit, dass man nun schon so weit gekommen ist, die *Menschheit* auszuschliessen aus der Natur. Rec. hat sich schon an einem anderen Orte über eine ähnliche Entgegenstellung eines Classenbegriffes und seines Gattungsbegriffes erklärt (vgl. Jen. A. L. Z. 1821. No. 30. S. 238. 39), und braucht daher zum Verständniss der hier versuchten zwischen Menschheit und Natur nur Folgendes hinzuzufügen. Natur, sagt *Kant*, ist in materieller Bedeutung der Inbegriff der Erscheinungen, in formeller der Inbegriff der Regeln, unter denen alle Erscheinungen stehen müssen. Gewöhnlich verbindet man Beides, und nennt Natur den Inbegriff der Erscheinungen, in sofern sie bestimmten Regeln unterworfen sind. *Kant* nun setzte, durch ein speculatives Interesse getrieben, dieser Natur, als über ihr erhaben, das Ding an sich entgegen, auf dessen Welt die Naturgesetze keine Anwendung leiden. Hierin folgt ihm der Vf. nicht: denn nach S. 144 stimmen die Erfahrungsgesetze mit den Weltgesetzen überein, und „Alles, was mit lebendigem, unverdunkeltem Gewissen und mit gesunden unbefangenen Sinnen wahrgenommen, und durch die gesunde Vernunft und den unverbildeten Verstand erkannt wird, das ist ebenso wahr und gewiss, als die unwandelbaren Weltgesetze wahr und gewiss sind." Auch gehört ja nach *Kant* die gesammte Menschheit, als Erscheinung, zur Natur. Aber ein praktisches Interesse trieb schon diesen grossen Forscher, auch in der Erscheinung selbst eine Übernatur und Unnatur anzunehmen, das Gebiet der Freyheit nämlich, welches, ein wunderliches Zwittergeschöpf, beiden Welten angehörig, zwischen ihnen auf und niederschwebt. Veranlassung und scheinbare Rechtfertigung für diesen Irrthum gaben auf der einen Seite die Verwechselung der sittlichen und der metaphysischen Freyheit, auf der anderen die Unkenntniss der sittlichen Naturgesetze, welche eben nicht erlaubte, eine Darstellung der Natur in der oben angeführten formellen Bedeutung zu geben. Also Mangel an Gesetzmässigkeit (oder vielmehr an ihrer Erkenntniss) begründete auch hier noch den Gegensatz gegen die Natur, dessen Subject man eben deshalb (mit welchem Rechte, ist nicht wohl einzusehen) *über* das Gesetzmässige zu setzen sich berechtigt hielt. Gewiss also verdient es alle Aufmerksamkeit redlicher Wahrheitsforscher, dass jenes eingebildete praktische Interesse nun schon zu einem solchen Übermasse gelangt ist, dass ein Buch, dessen eigenthümliche Aufgabe die Darstellung der *Gesetze* der menschlichen Seele ist, dieselbe in der Einleitung für *aller Gesetzmässigkeit entgegengesetzt* (so müssen wir doch wohl jene Einleitung fassen?) erklärt.

Als ein zweytes merkwürdiges Zeichen unserer Zeit glauben wir hervorheben zu müssen, dass der Vf. S. 108 und an anderen Stellen den religiösen *Glauben* geradezu ein *Wissen* nennt. Die genauere Beachtung auch des Verhältnisses zwischen diesen beiden Begriffen stammt von *Kant*, dessen grösstes Verdienst es war, den Glauben vom Wissen streng zu scheiden. Seitdem aber hat man in seiner und in anderen Schulen mannichfaltig an diesem Gegensatze gedreht und gekünstelt, und das Ende dieser Bemühungen ist, dass man jetzt — den ganzen Gegenstand weggedreht und weggekünstelt hat. Der Vf. sagt S. 124: „Ist man genöthigt, jede Überzeugung ein Wissen zu nennen: so muss auch diejenige, welche die Erfahrung des Gewissens, der religiöse Glaube, gewährt, ein Wissen seyn. Denn sonst müsste es eine vom Wissen entblösste, d. i. eine bewusstlose Überzeugung geben. Auch verträgt es sich schlechterdings nicht mit dem Sprachgebrauche des unbefangenen Menschengeistes, den Glauben des Gewissens ein Nichtwissen zu nennen, indem die Ausdrücke: „Wissen und Bewusstseyn" Verhältnisszweige Eines Stammes und Worte Einer Wurzel sind; weshalb jedes deutliche Bewusstseyn ein Wissen genannt werden muss." — Sehr richtig ist diese Parallele zwischen Wissen und Bewusstseyn: aber wovon haben wir ein Bewusstseyn, eine Erfahrung, wovon also ein Wissen? Davon, dass der *Gegenstand* des religiösen Glaubens *ausser uns* wirklich so ist, wie wir ihn vorstellen? Davon gewiss nicht, sondern nur von *dem Gegebenseyn gewisser Vorstellungen in unserer Seele*. Gegenstand eines Wissens ist also der religiöse Glaube allerdings, aber eines *psychologischen*, nicht eines religiösen. Rec. kam diese Begriffsverwirrung in den Ansichten des Vfs. etwas unerwartet, da er früher über diesen Gegenstand so klare und tief eindringende Ansichten geäussert hatte. Er begründet die Vorstellungen des Übersinnlichen (S. 8) in den Gefühlen des Gewissens. Diese Gefühle, sagt er dann S. 17, können uns, ihrer Beschaffenheit nach, nur durch *bildliche* Vergegenwärtigung, durch *Einkleidung in das Sinnliche*, zum deutlichen und bestimmten Bewusstseyn gelangen. „Durch die Verbildlichung der übersinnlichen Weltverhältnisse mittelst sinnlicher Vorstellbilder wird das Vorstellungsvermögen überhaupt zum Vorstellungsvermögen für das Übersinnliche." Woraus er denn sehr klar folgert, dass diese Vorstellungen das von ihnen Vorgestellte nur andeutend oder sinnbildlich enthalten. Sie haben nichts gemein, als „die *Ähnlichkeit* (!) der *Gefühle* (!), durch die sie veranlasst werden, mit den Empfindungen, welche gewisse sinnliche Erscheinungen, von denen diese Vorstellbilder entlehnt sind, in uns hervorbringen." — Kann man sich der falschen Anmasung eines religiösen *Wissens* kräftiger entgegenstellen? Ja die Aufklärung des Vfs. geht so weit, dass er jene, die religiösen Gefühle versinnlichenden Bilder, als grossentheils willkührlich, und daher gleichgültig, bezeichnet. Und aus diesem völligen Nichtwissen soll dennoch ein Wissen werden? Sollte dieses geschehen, so wäre seine genetische Entwickelung und Rechtfertigung gewiss die Hauptaufgabe für diese Schrift gewesen. Von einer solchen aber hat Rec. nichts gefunden. Den von allem Wissen entblössten, so eben dargestellten Vorstellungen des Übersinnlichen schliesst sich das Begriffsvermögen an, welches „das Allgemeine der Vorstellungen, und also auch das der vorgestellten Dinge, als den wahrnehmbaren Ausdruck ihres Wesens vergegenwärtigt." Den Be-

griffen sind die Vorstellungen der Stoff, aus welchem sie gebildet werden. Durch sie also kann die blofs sinnbildliche Vorstellung nicht in Erkenntnifs verwandelt werden. Auch charakterisirt der Vf. noch S. 112 die Gewifsheit: Um zur Gewifsheit zu gelangen, müssen wir „die Richtigkeit der Ideen durch die ihnen zum Grunde liegenden Gefühle und Empfindungen, und die Gefühle und Empfindungen durch die aus ihnen hergeleiteten Ideen, in *Vergleichung mit den Dingen, auf welche sie sich beziehen*, prüfen;" eine Foderung, welche in Bezug auf sein religiöses Wissen zu erfüllen, ihm wohl sehr schwer fallen möchte. — Natürlich mufs bey dieser Grundlage der zweyte Theil, welcher das Wesen Gottes, und sein Verhältnifs zur Welt darstellen soll, an vielfachen Mängeln leiden. „Bey der Betrachtung des eigenen Wesens (heifst es S. 160) finden wir, dafs die Gesetze, nach welchen die Kräfte desselben wirken, die der Weltordnung oder des göttlichen Denkens selber sind. Alles, was in der Persönlichkeit des Menschen als endlich enthalten ist, mufs demnach in der Persönlichkeit Gottes als unendlich enthalten seyn." Dieser Satz ist der eigentlich begründende für des Vfs. ganze Theologie; nach ihm werden auf die gewöhnliche Art die göttlichen Eigenschaften entwickelt. Doch ist der Vf. nicht ganz blind gegen die Schwierigkeiten dieses Verfahrens. Die erwähnte Steigerung zum Unendlichen, erinnert er, soll nur von dem bejahenden Inhalte des Menschenwesens gelten, „nicht von dem verneinenden Mifsbrauche der Seelenkräfte, der Lüge, und dem Häfslichen, dem Bösen und Verabscheuungswerthen, welches eben, als das Verneinende, keine Wesenheit hat, also keine ursprüngliche Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele ist, und im Bewufstseyn Gottes nur als ein, durch menschliche Verirrung hervorgebrachter Schein, als eine menschliche Selbsttäuschung erscheinen kann." — Aber hat der Vf. nicht Gott überall als Urgrund *alles* Seyns bezeichnet? Und wie kommt also dieses Seyn ohne Wesenheit, dieser Schein, in die *ursprünglich* nur wesenhafte Schöpfung?

Ähnlicher Lücken und Widersprüche könnten wir dem Vf. unzählige nachweisen. Doch hat uns an dem Büchlein eine lebendige Beweglichkeit, und das meist gelungene Bestreben gefallen, in seinem beschränkten Gesichtskreise wenigstens zur vollkommenen Klarheit durchzudringen, wie wir es bey manchen berühmten Philosophen vergebens suchen; wefshalb wir den Vf. zu tieferen Forschungen aufmuntern. — Als Zugabe befinden sich am Ende zwey Tafeln, von welchen die erste die Kräfte und Verhältnisse der menschlichen, die andere die der thierischen Seele verbildlichend darstellen soll. „Die einfachen Linien deuten die leidenden, die doppelten die handelnden Zustände der Seele an. Die punctirten Linien zeigen im Bilde, wie die Einflüsse, welche auf die Seele wirken, in derselben gleichsam gebrochen werden. Und die gestrichelten Linien bezeichnen Verhältnisse, „welche sich auf alle Zustände und Thätigkeiten beziehen, durch welche sie hingehen." Der Vf. hat sie „als einen Fingerzeig zum leichteren Verständnifs des Textes" hinzugefügt, und Rec. wünscht, dafs ihm das bey Anderen besser gelungen sey, als bey ihm. Er hat sich in diese sinnbildliche Darstellung durchaus nicht finden können, sowie er überhaupt, als der Lehre von den Seelenvermögen und ihren unendlichen Spaltungen abhold, jeden solchen Versuch zur Verdeutlichung der Seelenthätigkeiten und Seelenzustände durch ein so *durchaus ihnen unähnliches* Darstellungsmittel für unstatthaft halten mufs.

F. E.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

PETERSBURG, in Commiss. b. Gräff: *Über die Militärökonomie im Frieden und im Kriege, und ihr Wechselverhältnifs zu den Operationen.* Erster Band. Mit 10 lithographirten Tafeln. 1820. X u. 346 S. gr. 4. (5 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk, welches die Aufmerksamkeit jedes denkenden Soldaten verdient, ist auf drey Bände berechnet. Der vorliegende enthält die Aufbringung der Streitkräfte, die Verpflegung im Frieden, und eine Entwickelung von der im Kriege: der zweyte wird letzteren Gegenstand vollends erschöpfen; der dritte den anderen Zweigen der Militärökonomie, als Ausrüstung, Bekleidung, Bezahlung, Erziehung u. s. w. gewidmet seyn. Der unbekannte Vf. hat ganz Recht vorauszusetzen, dafs sachkundige Leser sich überzeugen werden, er habe den Krieg gesehen, und das Fach geschmeckt; es leuchtet — ganz abgesehen von öfteren Anführungen eigener Erfahrungen — aus jeder Seite des Buches hervor. Zugleich ist auch daraus zu entnehmen, dafs man in Petersburg nicht allein alle neueren Werke über den Krieg, sondern auch, was mehr sagen will, die Organisation der Nachbarheere recht wohl kennt und — würdigt.

Wie richtig der Vf. seinen Gegenstand gefafst, beweist am besten, dafs er, gleichsam als Grundlage des Ganzen, zuerst die *Organisation der Armee* betrachtet; er geht sowohl die in früheren, als die in der neuesten Zeit beliebten Organisationsarten durch, und bezeichnet ihre Vorzüge, wie ihre Schattenseiten sehr treffend; nur an einen wesentlichen *allgemeinen* Einflufs des Landwehrsystems auf Verbesserung des Kleingewehrfeuers können wir nicht glauben, und meinen vielmehr im geraden Gegensatze, dafs dieses System aus mehr als einem Grunde die Verbesserung und — wo es möglich ist — die Vermehrung der Artillerie herbeyführen führen werde. In der zweyten Abtheilung dieses Abschnittes wird die *allgemeine Sicherheit der Staaten*, also die Verbindung der übrigen Streitmittel mit der Armee, behandelt. Diefs führt den Vf. zu dem allerdings trostlosen, aber wahren Bekenntnisse, dafs jetzt selbst die Verbindung von Festungen und Armeen keine vollkommene Sicherheit mehr gegen den, in irgend einer Art überlegenen Feind leiste. Die grofse Aufgabe unserer Zeit, ein Gegenmittel zu fin-

den, glaubt er durch sogenannte *Landvesten* zu lösen, welche etwas Ähnliches von *Rogniats* verschanzten Lagern haben, und denen im zweyten Bande ein eigener Excurs gewidmet werden soll. Beyläufig bemerkt, ist es auffallend, dass alle Soldaten, welche über die jetzige Kriegsführung schreiben, das ungeheure Übergewicht, welches diese dem Überlegenen giebt, richtig würdigend, ungeheure Mittel dagegen verlangen, während man fast überall nur die Nichtsoldaten, besonders die Volksthümler unter ihnen, zu hören scheint, welche, ohne eine Ahnung der Wichtigkeit des Gegenstandes, die Sache ganz leicht durch Landwehr und Landsturm abzumachen glauben. — Letztgedachte Volksthümler dürften an diesem ganzen Abschnitte kein sonderliches Gefallen finden.

Der *zweyte Abschnitt* beschäftigt sich mit der *Verpflegung im Frieden*, und zwar: 1) *Historischer Gang der Verpflegung*. Hier ist nun gleich die historische Entwickelung auch der Kriegsverpflegung, und zwar von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815, mit aufgenommen. Es ist nicht möglich, davon zu sprechen, ohne der Revolution zu gedenken, welche die ganze Kriegsführung dadurch erlitten hat; wir finden dabey Folgendes zu bemerken. Das Aufgeben des sogenannten Fünf-Märsche-Systems (S. 70 f.) ward denn doch wohl zunächst durch das Ehr- und Rechts-Gefühl der Monarchen verhindert, und der grosse Schritt zum Requisitionssysteme konnte nur von den Demagogen von 1792 geschehen; keine Spur davon in Dumouriez's Feldzügen; ja 1793 wurden die französischen Armeen in den Niederlanden, am Rheine, in den Alpen, Pyrenäen und der Vendée noch durch Entreprise verpflegt. In der Vendée erzeugte die Nothwendigkeit ein Verpflegungssystem, was dann im folgenden Jahre bey fast allen Heeren der Republik angenommen, auch wegen ihrer Stärke, unvermeidlich wurde, und bey Beurtheilung ihrer Operationen wohl zu bemerken ist. Die Theorie der *Endziele* der Kriege scheint uns eine Chimäre; es giebt kein anderes Endziel, als die feindliche Armee selbst; ist diese erst vernichtet, so kann der Sieger unternehmen, wozu er Lust hat, die Wahl des zu Thuenden hängt von den Umständen ab, kann aber nie einer Theorie unterliegen; nur so besondere Umstände, wie sie 1814 Statt fanden, können das ändern. — Die hier mitgetheilten Notizen wird übrigens Jeder mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen lesen. 2) *Grundsätze des Verpflegungswesens im Frieden*. Es werden nicht allein alle möglichen Arten der Friedensverpflegung durchgegangen und gewürdigt, sondern auch die Details derselben bis auf die Manipulation herab erörtert. Man muss es bewundern, wie der Vf., der gewiss Officier höheren Ranges ist, bey seinen übrigen Geschäften und Studien, Zeit behalten hat, sich auch mit allen diesen Details eines unteren Verpflegungsbeamten vertraut zu machen.

Der *dritte Abschnitt* ist der *Verpflegung im Kriege* gewidmet. Seinen reichen Inhalt auch nur im allgemeinsten Umrisse mitzutheilen, hindern uns Rücksichten auf den Raum. Eine vielfache Erfahrung, reifliches Nachdenken, und bey dem sehr odiösen Gegenstande edle Gesinnung, verbunden mit Weltklugheit, spricht sich überall aus; der ganze Abschnitt kann besonders den Officieren des Generalstabes nicht genug empfohlen werden. Die S. 265 erwähnten sogenannten regulären Fouragirungen, zu welchen der General v. D. im J. 1815 die erste Idee angegeben haben soll, fanden übrigens schon 1812 in Polen unter gleichen Umständen auf Anordnung eines preussischen Generals Statt, was der Vf. freylich nicht füglich wissen konnte.

Wir beklagen es sehr, dass die Excurse, auf welche einigemal verwiesen wird, erst im zweyten Bande zu finden seyn werden; sie betreffen sehr wichtige Gegenstände, und müssen, nach dem, was schon gegeben ist, zu schliessen, höchst interessant seyn. Das baldige Erscheinen der Fortsetzung des Werkes ist um so mehr zu wünschen, da sich unseres Wissens noch kein Mann von solcher Erfahrung, historischer Bildung und Kenntniss des Kriegs an sich, wie das Detail der Erhaltung der Streitmittel, mit dem Gegenstande beschäftigt hat, ohne dessen genaue Beachtung das grösste Feldherrntalent am Ende scheitern muss.

B.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Prag*, b. Calve: *Volkssagen der Böhmen.* Von *Karoline von Woltmann. Erster Theil.* XVI u. 279 S. *Zweyter Theil.* 194 S. 1815. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Äusserung in der Vorrede, dass die in diesen zwey Theilen vorkommenden Sagen ganz willkührlich behandelt und dabey nur für die Wahrheit des Charakters und der Localität streng gesorgt worden, giebt den Standpunct zur Beurtheilung an. Nur entsteht die Frage, ob bey dieser eingestandenen Willkühr sich nicht gegen den Titel eine gegründete Einwendung erheben liesse. Wie dem aber auch sey, die Erzählungen selbst bewähren von Neuem den ausgezeichneten Vortrag der geschätzten Dichterin, und das saubere, zarte Ausmalen des Einzelnen verleiht ihnen einen vorzüglichen Reiz. Auf der anderen Seite aber dürfte wohl die allzu grosse Pracht und Umständlichkeit der Darstellung zuweilen dem Eindrucke des Ganzen entgegenarbeiten.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Das nationalwirthschaftliche Princip; oder was zuletzt alle national-wirthschaftliche Anstalten bezwecken müssen.* Erster Nachtrag zur Theorie der Nationalwirthschaft, vom Grafen *Georg von Buquoy.* 1816. Mit den Seitenzahlen 310 — 330. 4.

2) Ebendaselbst: *Erläuterung einiger eigenen Ansichten aus der Theorie der Nationalwirthschaft, nebst tabellarischer Übersicht des Zusammenhanges der wesentlichsten Gewerbe unter einander, und mehreren Beyträgen zum technischen Theile der Nationalwirthschaft.* Zweyter Nachtrag zur Theorie der Nationalwirthschaft vom Grafen *Georg von Buquoy.* 1817. VIII u. S. 331 — 442. 4. (1 Rthlr.)

3) *Dritter Nachtrag zur Theorie der Nationalwirthschaft*, vom Grafen *Georg von Buquoy.* 1818. S. 443 — 524. 4. (18 gr.)

Nach dem Plane des Hn. Grafen *von Buquoy* sollen seinem, schon früher (A. L. Z. 1817. No. 143) von uns gewürdigten Werke von Zeit zu Zeit Nachträge folgen, welche theils zur Erläuterung einzelner kurzgefasster Sätze, theils zur Berichtigung einzelner dort aufgestellter Behauptungen dienen sollen. Dieser Nachträge sind bis jetzt *drey* erschienen. — Der *erste* betrifft eine wirklich sehr interessante Frage, über welche unsere nationalwirthschaftlichen Schriftsteller noch keineswegs ganz im Klaren sind, ungeachtet sie sich, seitdem ihnen der Graf *von Soden* in seiner *Nationalökonomie* die hier aufzufassenden Gesichtspuncte angedeutet hat, so ziemlich auf dem richtigen Wege befinden. Was der Vf. hierüber sagt, ist in den Elementarpuncten wohl unverkennbar richtig und beherzigenswerth; doch möchten die Folgerungen und die Anwendung seiner Lehre wohl noch einer genauen Prüfung bedürfen. Schon *Lauderdale* hat darauf aufmerksam gemacht, dass bey der Frage: *Was fördert das Nationaleinkommen und den Nationalwohlstand?* nicht sowohl diejenigen Momente beachtet werden müssen, von welchen das Einkommen und der Wohlstand der einzelnen Privatunternehmer irgend eines Gewerbes abhängen mag, als vielmehr das ganze Getriebe der Gewerbsamkeit eines Volkes, und des sich hiedurch bildenden Volkseinkommens und Wohlstandes; und auf diese Bemerkung müssen wir unsere Leser vor Allem zurückführen. Aber bey allem Einflusse, welchen nicht sowohl die Privatgewerbsamkeit der einzelnen Gewerbsunternehmer, als vielmehr der ganze Umfang der Betriebsamkeit Aller, auf den allgemeinen Wohlstand haben mag, wird doch immer jedes Eingreifen und Einmischen der Regierungen in den Gang der Privatbetriebsamkeit eine grosse Bedachtsamkeit erfodern. Wenigstens möchte es nicht ohne bedeutende Missgriffe abgehen, wenn eine Regierung bey ihrem Streben, den allgemeinen Wohlstand zu befördern, mehr darauf ausgehen wollte, die Betriebsamkeit der Einzelnen in diesem oder jenem Puncte zu beschränken, als darauf, dass überall und bey allen Zweigen der Betriebsamkeit jeder *seinen* Vortheil, und nach *seiner* Weise, möglichst verfolge, und dabey möglichst ungestört und frey sey. Collisionen des Privatinteresse mit dem allgemeinen Volksinteresse sind freylich überall unvermeidlich. Aber wir sind vollkommen davon überzeugt, dass Gewährung der möglichsten Freyheit für Alle diese Collisionen zuverlässig bey Weitem leichter beseitigen werden, als alle Anstalten und Einmischungen der Regierungen, durch welche die Volksbetriebsamkeit auf diesen oder jenen Punct gerichtet werden soll, den diese oder jene Regierung gerade für nützlich und nationalwirthschaftlich halten. In sofern also die Hauptidee des Vfs. dahin geht, die Regierungen zu einem solchen Einmischen und Eingreifen zu veranlassen, müssen wir alle Gouvernements bitten, seine Argumentationen stets mit der grössten Strenge zu prüfen, und im zweifelhaften Falle dem Volke immer lieber möglichste Freyheit zu gewähren, als durch das Räsonnement des Vfs. sich zu Beschränkungen verleiten zu lassen, welche leicht ebenso nachtheilig für das Privatinteresse und den Privatwohlstand seyn könnten, als für das nationale und öffentliche, das nur aus jenem, freylich nicht immer auf dem geradesten Wege, und beynahe nirgends ohne Collisionen und Reibungen, hervorgeht.

Die auf dem Titel angedeutete Frage wird von dem Vf. dahin beantwortet: der Endzweck der Nationalökonomie und aller nationalwirthschaftlichen Anstalten sey nur: *möglichste Förderung der nationalen Consumtion*, und zwar der summarisch-grössten, dauerhaftesten, und bis zur Grenze des bürgerlichen

Wohlstandes vortheilhaftesten; für *national* sey nur diejenige Consumtion zu achten, welche sich auf den mit Genuss und Befriedigung der Bedürfnisse verbundenen Verbrauch und Verzehr durch *Bürger des Staats unmittelbar* beziehe; jede aber sey *unnational*, welche diese Beziehung nicht habe; und zwar *unökonomisch unnational* sey sie, wenn sie selbst nicht als Mittel zur nationalen Consumtion diene, wie z. B. was bey Feuersbrünsten vernichtet wird; *ökonomistisch-unnational* aber sey sie, wenn sie als Mittel zur nationalen Consumtion diene, wie z. B. das, was für Viehfutter aufgeht, oder zur Herstellung und Unterhaltung der Maschinen verwendet wird. Dieses vorausgesetzt, kommt nach dem Vf. nicht sowohl die Grösse der Production an sich in Betrachtung, als vielmehr nur die Grösse der *unmittelbar von den Bürgern genossenen, von ihnen consumirten, Production*, und deren gehörige Vertheilung. In dieser Hinsicht legt der Vf. bey aller Production den Hauptwerth auf die *Methode* derselben, und darauf, ob sie die möglichste Vertheilung der Masse von producirten Genussmitteln unter die ganze Masse des Volks möglichst fördere, oder nicht; — kurz, er will — und dieses ist seine Hauptidee — bey den einzelnen Gewerbszweigen, und insbesondere bey der Landwirthschaft, Alles, was sich durch menschliche Arbeit hervorbringen lässt, lieber auf diesem, nach dem Vf. am leichtesten zur möglichsten Vertheilung des Nationaleinkommens und Wohlstandes führendem — Wege hervorgebracht sehen, als durch Anwendung von Vieh oder Maschinen, gesetzt auch, diese Productionsweise sollte dem Privatvortheile der einzelnen Gewerbsunternehmer weniger zusagen, als die Anwendung jener Hülfs- und Förderungs-Mittel. Maschinen, Arbeitsvieh, und überhaupt alle Vorrichtungen, durch welche Menschenhände erspart werden, seyen zwar nicht gänzlich zu verwerfen, doch sollen diese an sich nützlichen Anstalten immer nur bis auf einen gewissen Punct getrieben werden, nur bis dahin, dass sie die Producenten in den Fall setzen, ihre Producte zu so geringen Preisen zu erzeugen, dass einer grossen Anzahl von Nationalgliedern die Erreichung — der Erwerb und die Verzehrung — dieser Producte möglich wird; keineswegs aber so weit, dass sie schädlich werden, dadurch, dass durch sie ein grosser Theil der Nationalproduction in eine unnationale Consumtion überginge. Gesetzt — meint der Vf. — es würde eine Methode erfunden, mittelst welcher beynahe gänzlich durch Vieh und Maschinen diejenige Quantität Getreide erhalten würde, welche fähig wäre, einen grossen Theil der Nation ohne alle Arbeit zu ernähren: so wäre die Anwendung dieser Methode sehr antiökonomistisch. Eine Nation, welche sich dieser Methode bediente, würde nichts weiter seyn, als eine grosse Armenfamilie. Alle nationale Kraft, aller Sinn für das Höhere würde erstickt werden, und eine zweckmässige Vertheilung des Genusses unter die Einzelnen nach Fähigkeit und Verdienst, und der Begriff von Billigkeit, müsste dann verschwinden. Ein solcher antiökonomistischer und unmoralischer Zustand der Dinge könne zuletzt zu nichts Anderem führen, als zum Krämergeiste, zum Wucher, zum Müssiggange, zur Weichlichkeit, und über kurz oder lang zum Verluste der nationalen Unabhängigkeit. Die Arbeit, welche der Mensch ohne jene Vorrichtungen übernehmen müsse, habe der Nationalwirth nicht bloss zu betrachten als Quelle zur Herbeyschaffung der Genussmittel, sondern zugleich auch als die nothwendige Bedingung der Genussfähigkeit, der Erhaltung der Menschenwürde, als den Schlussstein des Nationalverbandes, als die Erhalterin aller Nationalkraft und Energie.

Etwas Wahres liegt in diesem Räsonnement allerdings; allein auch nur *etwas*. Auf jeden Fall scheint uns der Vf. die Sache zu weit getrieben zu haben, wenn er die Privatspeculationen der einzelnen Unternehmer eines Gewerbes, damit solche nicht zu weit getrieben werden möchten, von der Regierung einer Art von sorgsamer Controle unterworfen wissen will, damit, wie er sie nennt, jene unnationale Consumtion durch Vieh und Maschinen nicht zu stark werde. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, ob die Subsumtion der Arbeit unter den Gesichtspunct, unter welchen er sie gestellt hat, die richtige sey, und ob der Mensch gerade auf die Weise sich beschäftigen und arbeiten müsse, wie er ihn arbeitend und beschäftigt zu sehen wünscht; aber *die* Bemerkung sey uns erlaubt, dass nach dem Standpuncte, auf welchem die menschliche Betriebsamkeit dermalen überall steht, und den sie sobald noch nicht verlassen wird, gewiss die Periode noch sehr entfernt sey, wo das Maschinenwesen und der Gebrauch eines möglichst starken Viehstandes bey der Landwirthschaft — wo der Vf. dessen antiökonomistisches Wesen vorzüglich nachzuweisen sucht — die Nachtheile herbeyführen möchte, welche *er* hievon fürchtet. Der Mensch hat auch bey dem ausgedehntesten Gebrauche des Maschinenwesens noch zu viele und zu mannichfaltige Gegenstände, an welchen er seine Thätigkeit und Kraft üben kann und muss, als dass es schon jetzt Zeit seyn möchte, die Production durch Maschinen und Vieh zu beschränken, und dadurch für den Menschen Stoff und Gelegenheit zur Arbeit zu suchen. Auch reicht das Gebiet der menschlichen Begehrlichkeit ins Unendliche. Die Grenze der menschlichen Wünsche kennt Niemand, und so weit diese Wünsche reichen, so weit erstreckt sich auch die Nothwendigkeit einer Menge Anstrengungen, um jene zu erreichen. Wenn endlich der Vf. vom Verluste der Nationalkraft durch zu starken Gebrauch der Maschinen bey der menschlichen Gewerbsthätigkeit spricht: so zeigt die Geschichte mehrerer Staaten der alten wie der neuen Welt, dass Nationalkraft der Völker keineswegs bloss dadurch bedingt sey, dass die Nationen ihren nothwendigen Bedarf an Lebens- und Genuss-Mitteln überhaupt nur im Schweisse ihres Angesichts und durch angestrengte Arbeiten erringen müssen; sondern dass vielmehr Nationalität und hohe und liberale politische Ideen auch ohne die Mühseligkeiten eines solchen Lebens gedeihen, und bis zum höchsten Grade ausgebildet werden können. — Kurz, wir können von

dem Zugeständnisse der möglichsten Freyheit für die Privatspeculationen der einzelnen Gewerbsunternehmer bey Weitem das nicht befürchten, was der Vf. davon fürchtet. Gerade dieses Zugeständniss scheint uns vielmehr das einzige Mittel zu seyn, um im Gange der menschlichen Betriebsamkeit stets das richtige Gleichmass zu erhalten, und die, durch solche Speculationen geschaffene Gütermasse so zu vertheilen, dass der Reiche und der Arme sich überall gleich wohl befinden, und Jeder, nach seiner Art, des Lebens möglichst froh werden kann. Einen Normalzustand für die menschliche Begehrlichkeit, wie ihn der Vf. durch seine Vorschläge herbeyführen will, giebt es nicht. Wirklich ist er auch ganz unmöglich, und steht mit dem menschlichen Charakter im offenbarsten Widerspruche. Jeder regelt seine Wünsche nach seinen individuellen Verhältnissen, und nach der Aussicht, jene zu befriedigen. Und dass Jeder sie nach der ihm erschienenen Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs regeln könne, darin offenbart sich nach unserer Ansicht der letzte Endzweck allen nationalwirthschaftlichen Bestrebungen und aller nationalwirthschaftlichen Institutionen, ja des ganzen bürgerlichen Wesens. — Und was könnte die Erreichung dieses Endzwecks wohl mehr fördern, als jene Freyheit, welche die Übung der menschlichen Productivkraft ins Unendliche erweitert und erhöht, die Collisionen der Privatspeculationen und die Reibungen der Privatinteresse am richtigsten und auf die natürlichste Weise ausgleicht, und Bürger- und Menschen-Wohl gewiss leichter und wohlthätiger emporhebt, als das Eingreifen und die Regiersucht unserer Gouvernements: denn gewöhnlich wollen diese den Menschen zu einem Ziele hinführen, welches ihm ganz fremd ist, und das er daher, trotz aller Anstrengungen seiner Herrscher, nie erreichen kann, sondern stets weit hinter sich zurücklässt. Man vergesse doch nie, dass der Mensch, wenn es die Beförderung seines Wohlstandes und seines Glückes gilt, nie eine Maschine, sondern immer der eigene Schöpfer seines Wohlbefindens seyn will; und eben so wenig, dass es nichts Illiberaleres giebt, und nichts dem Wesen der Menschheit mehr widerstrebt, als Jemand wider seinen Willen glücklich machen zu wollen. Mag auch das Glück, das Jemand sucht, den allgemeinen Ansichten nicht entsprechen, sondern oft nur in der Einbildung des Suchenden bestehen, auch der Einbildung muss ihr Recht werden, und es ist ungerecht, Einen davon abzuhalten, dass er das Gebilde seiner Phantasie nicht auf seine Weise verfolge, sobald sich in dieser Weise nur keine Widerrechtlichkeit darlegt.

Unter den Aufsätzen, welche der *zweyte Nachtrag* liefert, scheinen uns folgende die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen: I. *Über das Anwenden algebraischer Formeln in der Staatswirthschaft.* Unsere Ansichten über diese Frage kennt der Leser schon aus unserem Urtheile (in dem oben genannten Stücke dieser Blätter) über die Methode des Vfs., die von ihm vorgetragenen Lehrsätze durch Anwendung der mathematischen Analyse und algebraische Formeln zu begründen und zu erläutern. Erfreulich ist es uns, den Vf. hier einlenken, und sich uns nähern zu sehen, ungeachtet ihm zu der Zeit, als er die jetzt vor uns liegenden Bemerkungen niederschrieb, unser Urtheil noch nicht zu Gesicht gekommen seyn konnte. Er selbst erklärt hier: „Die Algebra soll und kann in der Staatswirthschaft nichts weiter sagen, als: um die Wirkung b zu vermehren, müssen die Mittel a, c, d bis auf diese oder jene Grenze erhöht, und dann wieder bis auf bestimmte Grenzen vermindert werden. Wie gross aber durch bestimmte Werthe von a, c, d die Wirkung b in Ziffern ausgedrückt werden müsse, liegt nicht im Gebiete einer staatswirthschaftlichen Formel." Aber wenn dieses Letzte nicht im Gebiete einer solchen Formel liegt, so scheint uns wirklich deren Anwendung in der Staatswirthschaftslehre auch rein vergeblich zu seyn. Gerade darin, dass die algebraische Formel auf quantitativ bestimmte, oder doch wenigstens bestimmbare, Grössen hindeutet, und bey solchen Grössen nur allein gebraucht werden kann, scheint uns der Grund und die Bedingung ihrer irgendwo zulässigen Brauchbarkeit überhaupt zu liegen. Selbst als Symbole, wie der Vf. die algebraischen Formeln in der Staatswirthschaft gebraucht wissen will, scheint uns ihr Gebrauch bedenklich zu seyn. Ja wenn man sie unter diesem Gesichtspuncte betrachtet, so ist es kaum vermeidlich, dass das Gebiet der moralischen und physischen Welt nicht vermischt, und die Gesetze von der Thätigkeit der Einen auf das Wirken der Anderen übergetragen werden. Aber würde nicht ein solches Vermischen und Übertragen zu einer Menge höchst nachtheiliger Verirrungen führen? Vielleicht könnte man sich am Ende ebenso leicht dazu entschliessen, die Wirkung unserer Strafgesetze und die dort in Anspruch genommenen psychischen Potenzen durch algebraische Formeln begründen und erläutern zu wollen, wie die Schwankungen des wirklichen Preises der Dinge. Und wohin würde diess am Ende wohl führen? So wenig, nach dem eigenen Urtheile des Vfs., die Mathematik als allgemeine Bildungsanstalt brauchbar ist, so wenig lassen sich ihre Lehrsätze, Regeln und Formeln gebrauchen als allgemeine Würdigungsregeln für alle Gegenstände aller Art, und für den Einfluss gewisser Momente auf gegebene Erscheinungen aller Gattung. — II. *Werth der Maschinen, in nationalwirthschaftlicher Hinsicht.* Mit Recht giebt der Vf. hier den Maschinen nur dann den Vorzug vor der Arbeit durch Menschenhände, wenn bey der zu fertigenden Arbeit weiter nichts erfodert wird, als dass gewisse auf einander folgende Verrichtungen nach einem bestimmten Gesetze unabänderlich gleichförmig vor sich gehen. Bey solchen Arbeiten aber, wo während der auf einander folgenden Operationen beständige Modificationen nach den sich ändernden Umständen eintreten müssen, hat die Menschenhand den Vorzug. Das Veränderliche, Wechselnde und Mannichfache, das hier zu berücksichtigen seyn mag, kann

nur der lebendige menschliche Geist erfassen und leiten, nicht aber die todte Maschine. Überhaupt ist es gewiss der gröbste Irrthum, wenn man meint, der menschliche Geist spiele bey der menschlichen Betriebsamkeit nur die untergeordnete Rolle, welche ihm manche unserer Schriftsteller, aus zu grosser Vorliebe für das Materielle, anweisen. Nur die höchste Thätigkeit des Geistes, sie offenbare sich auf diese Weise oder auf jene, ist das letzte Element, von dem aller Wohlstand ausgeht, und von dem die möglichst höchste Ausbildung desselben abhängt. III. *Über die Ausdrücke theuer und wohlfeil.* Ein Gemengsel von richtigen und schiefen, wahren und falschen Ansichten, bey welchen offenbar eine Vermischung von *theuer* mit *kostbar*, und *wohlfeil* mit *geringschätzig* zum Grunde liegt. Bloss auf *kostbar* und *geringschätzig* passt die Relativität, welche der Vf. zwischen *theuer* und *wohlfeil* findet. Das *Kostbare* ist aber nicht gerade *theuer*, und das *Geringschätzige* nicht gerade *wohlfeil*. Wer in einem Lande *kostbar* lebt, lebt darum nicht gerade *theuer*. IV. *Der schwankende Curs des Papiergeldes ist bis auf eine gewisse Grenze hin, mehr nützlich, als schädlich.* Der Vf. meint, und sucht aus der Geschichte des Ganges der Betriebsamkeit im Österreichischen zu erweisen, das schwankende Wesen des Papiergeldes sey der Betriebsamkeit nicht nur nicht schädlich, sondern jene Schwankungen seyen ihr vielmehr insofern vortheilhaft, als sie ihr eine ganz eigene und erhöhete Regsamkeit gäben. Doch zeigt das ganze Raisonnement nichts weiter, als dass selbst Widernatürlichkeiten in manchen Fällen nicht schädlich seyn können. Stieg während der Herrschaft des schwankenden Papiergeldes der Wohlstand der österreichischen Staaten, so ist der Grund dieser Erscheinung zuverlässig nicht in dem Papiergelde und in seinem immer schwankenden Curse zu suchen, sondern er liegt in anderen, für Österreich günstigen Bedingungen, deren Wirksamkeit das Papiergeld nicht vertilgen konnte; — in der Fruchtbarkeit des grössten Theils der österreichischen Staaten, in der grossen Betriebsamkeit, die in jeder Beziehung vorzüglich in Österreich und Böhmen herrscht, und in dem Flore des österreichischen Handels, während der Continentalsperre. Ohne Papiergeld würde Österreichs Wohlstand noch bey Weitem höher stehen. Den Unternehmungsgeist, welchen das Papiergeld geweckt und befördert haben soll, würde Metallgeld auf eine ganz andere und bey Weitem wohlthätigere Weise geweckt und befördert haben. Die Vorliebe, welche der Vf. für Papiergeld hegt, beruht unstreitig auf einer sehr unrichtigen Ansicht des Geldes. Streift man dem Gelde, wie er es wünscht, die Realität ab: so ist dessen Wirksamkeit als Werthmesser und Tauschmittel durchaus vernichtet, wie diess die Geschichte aller Länder zeigt, wo die Insolvenz der Regierungen sie am Ende zu einem solchen Abreissen hinführte. Hat man in England seit der Restriction der baaren Bankzahlungen nicht ganz ähnliche Erscheinungen erlebt, wie sie in Frankreich, Dänemark, Russland und Österreich das Papiergeld begleiteten: so beruht diess auf eigenen Verhältnissen der englischen Volkswirthschaft. V. *Schema zum Entwurf der tabellarischen Übersicht über die jährliche Production, und über die jährliche Verwendung dieser Production in einem Lande.* Dieses Schema, nebst seiner *Erläuterung*, und der vorausgesendeten *tabellarischen Übersicht des Gewerbes Landbau, mit vorzüglicher Hinsicht auf die sich dahin beziehende nationale Consumtion*, verdient die hohe Aufmerksamkeit aller denkenden Staatswirthe. Die Zu- oder Abnahme des Wohlstandes eines Volkes und seiner Gütermasse lässt sich nie mit einiger Zuverlässigkeit überschauen, wenn man nach dem gewöhnlichen Verfahren nur eine Übersicht des *Geldbetrags* der Production und Consumtion (diesen Geldbetrag etwa nach den laufenden Preisen der Producte berechnet) herstellt; sondern die Nationalwirthschaftsrechnung muss unbedingt nur eine *Naturalrechnung* seyn, sowie sie der Vf. hier vorschlägt. Denn bloss von *Gütern* und ihrer Masse hängt der Wohlstand der Völker ab, nicht von dem immerfort wechselnden Preise jener, und nur in sofern, als man sich bey der Bilance *nur* an die *Güter* hält, mag man die Zu- oder Abnahme des Nationalwohlstandes mit Zuverlässigkeit überschauen. Die Preisberechnungen zeigen oft, z. B. in Jahren des Mangels und der Theurung, sehr günstige Resultate und Wachsthum des Volksreichthums, da, wo allgemeine Noth herrscht, eine Naturalbilance nur auffallende Abnahme zeigen würde. Die Art und Weise, wie der Vf. diese Rechnung geführt wissen will, ist hier in einem Schema dargestellt, welches uns jedoch etwas zu complicirt scheint, um von gewöhnlichen Staatswirthen, welche dann eine solche Rechnung zu führen hätten, gebraucht werden zu können. Zwar hat der Vf. den Schwachen durch mancherley Erläuterungen und Instructionen nachzuhelfen gesucht; allein wir zweifeln dennoch sehr, dass die Verfertiger der anzulegenden Tableaus sich überall werden zurecht finden können. Auch ist, wenn das Tableau nach den Ideen des Vfs. wirklich zu Stande käme, die Übersicht, welche es von dem jedesmaligen Stande der Nationalbetriebsamkeit geben soll, keinesweges so leicht, als der Vf. glauben mag. Zudem fehlt in seinem Tableau ein hochwichtiger Punct, welcher in solchen Übersichten nie fehlen darf, wenn man einigermassen haltbare Resultate darauf bauen will; der Stand der *Bevölkerung*, der durch den vorgeschlagenen Artikel: *Menschliche Arbeitskräfte*, bey Weitem nicht ersetzt seyn möchte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Das nationalwirthschaftliche Princip, oder was zuletzt alle national-wirthschaftliche Anstalten bezwecken müssen.* — Vom Grafen *G. v. Buquoy* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Erläuterung einiger eigenen Ansichten aus der Theorie der Nationalwirthschaft, nebst tabellarischer Übersicht des Zusammenhanges der wesentlichsten Gewerbe unter einander, und mehreren Beyträgen zum technischen Theile der Nationalwirthschaft.* — Vom Grafen *Georg v. Buquoy.*

3) Ebendaselbst: *Dritter Nachtrag zur Theorie der Nationalwirthschaft*, vom Grafen *Georg von Buquoy* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Irren wir nicht, so möchte sich die Wirthschaftsrechnung eines Volks bey Weitem leichter und übersichtlicher nach folgendem Schema herstellen lassen:

Bevölkerung.	Erzeugnisse.	Masse der gewonnenen oder vorräthigen Erzeugnisse.		Verbrauch überhaupt.							Überschuss.
				Verbrauch im eigentlichen Sinne, Verzehrung.			Verbrauch zur Fortsetzung der Betriebsamkeit und Reproduction.				
							Zur Urproduction.		Zur industriellen Production.		
		Qualität derselben.	Quantität.	Zum Lebensunterhalt des Volks.	Zur Unterhaltung der vorhandenen Kapitale.	Verdorbenes Gut.	An sich.	Zu neuen Kapitalien.	Zur Verarbeitung.	Zu neuen Kapitalien.	
	Weizen.	eigenes Jahresproduct; Zufuhr; vorjähriger Bestand;	— a — — A — — 𝔄 —	b	c	d	e	— 0	g	h	i
X	*Wolle.*	eigenes Product; Zufuhr; vorjähriger Bestand;	— a — — A — — 𝔄 —	b	c	— 0	— 0	— 0	g	h	i
	Ausländische Waaren.	Zufuhr; vorjähriger Bestand;	— A — — 𝔄 —	— 0	c	d	— 0	f	g	h	i
	Geld; Münzen.	eigenes Product; Zufuhr; vorjähriger Bestand;	— a — — A — — 𝔄 —	— 0	c	d	— 0	— 0	g	h	i

Bey einem Tableau nach unserem Schema ist die Hauptidee, nur die Summe der Erzeugnisse und die Art und Weise ihrer wirthschaftlichen Verwendung im Allgemeinen nachzuweisen; statt dass der Vf., nach den von ihm gegebenen Erläuterungen seines Schemas, nächstdem auch noch die Art und Weise der Erzeugung, und die dynamische und mechanische Wirksamkeit der hiebey concurrirenden productiven Kräfte nachgewiesen zu sehen verlangt. Allerdings mag eine solche Nachweisung und das in ihr sich offenbarende Verfolgen der Betriebsamkeit bis in ihre letzten und innersten Elemente nicht unnütz scheinen; aber an der Ausführbarkeit einer solchen Federung wird wohl Jeder verzweifeln müssen, der nur einigermassen die Schwierigkeiten kennt, welche mit solchen Arbeiten verbunden sind. Auch scheint nach unserer Ansicht eine solche detaillirte Übersicht für den Staatswirth nicht einmal nothwendig zu seyn. Der wissenschaftlich gebildete Techniker mag sie wohl bedürfen; den Staatswirth interessiren vorzüglich nur die Resultate der Wirthschaft; er kann daher wohl mit dem Summarium auskommen, da, wo der Techniker die genaueste Einsicht in das innerste Detail nicht entbehren mag. Ein Tableau nach unserem Sinne giebt aber die für einen Staatswirth nöthige summarische Übersicht, bey welcher er vielleicht vor Missgriffen sicherer seyn wird, als bey dem Detail, in welches ihn der Vf. führen möchte. Das ängstliche und gar zu tiefe Verfolgen des Details verleitet den Staatswirth sehr leicht zu dem, für sein Treiben äusserst nachtheiligen Dünkel, er könne selbst das Technische der Volksbetriebsamkeit leiten; und befangen von diesem Dünkel, giebt er sich dann so leicht jener Reglementirsucht hin, welche noch nirgends etwas Gutes bewirkt hat, und auch nirgends etwas Gutes wirken wird, weil der menschliche Geist, der in der wirthschaftlichen Betriebsamkeit des Volks sich offenbart, sich gegen alle solche Reglements sträubt, und Industrie überhaupt nur da gedeiht, wo sie sich frey bewegen und lebendig entfalten kann. — Zwey Erinnerungen könnten etwa eine Volkswirthschaftsrechnung nach unserem Schema treffen: Einmal, dass wir darin der *Ausfuhr* nicht erwähnt haben, ungeachtet die *Zufuhr* eine eigene Rubrik von uns erhalten hat; und dann, dass wir bey dem Verbrauche der Vorräthe nur der Ur- und der industriellen Production erwähnen, den *Handel* dagegen unbeachtet lassen. Doch, was die erste mögliche Erinnerung betrifft, so bitten wir zu bedenken, dass alle Ausfuhr eines Landes immer auf zwey Wegen wieder ersetzt werden müsse, entweder durch Einfuhr ausländischer Erzeugnisse (das fremde Geld hierunter mit einbegriffen), oder durch Schuld und Guthaben der mit einander verkehrenden Länder. Diejenige Ausfuhr aber, welche im Laufe des Jahres wieder durch Einfuhr ersetzt wird, zertheilt sich in die verschiedenen Rubriken für den Verbrauch nach der Eigenschaft der eingeführten Gegenstände, und kommt also auf diese Weise in Ausgabe. Die für die ausgeführten inländischen Erzeugnisse eingeführten fremden Waaren sind immer nur Surrogate derjenigen inländischen Producte, durch deren Ausfuhr sie erworben und beygeschafft werden; und was die Hauptsache ist, da Aus- und Einfuhr derselben Artikel zugleich und neben einander in einem Lande äusserst selten Statt finden wird, oder, wenn sie Statt fände, die Einfuhr sich um so viel mindert, als die Ausfuhr beträgt, in dem Falle aber, wo die Ausfuhr durch Einfuhr anderer Artikel ersetzt wird, sie sich durch die Stellung dieser in Einnahme deckt: — so ist wirklich für diese Ausfuhr gar keine Rubrik nothwendig. Was aber ausgeführt und im Laufe des Jahres nicht durch eingeführte fremde Waaren gedeckt wird, das erscheint unter den neuen Capitalen, und kommt auf diese Weise noch in den Calcul. — Was die in unserem Schema unterlassene Berücksichtigung des Handels betrifft, so rechtfertigt sich diese damit, dass der Handel weder unter den, für die Production bestimmten Rubriken, noch unter den der Consumtion gewidmeten eine Stelle erhalten kann: denn sein Geschäft ist weder eine Production, noch eine Consumtion, sondern bloss ein Vertheilen der Erzeugnisse des Producenten dahin, wo das Interesse des Consumenten es erfodert. Was der Kaufmann beym inländischen Verkehre gewinnt, ist, selbst nach den, an sich sehr richtigen, scharfsinnigen Bemerkungen des Vfs., kein *ächtes*, sondern nur ein *abgeleitetes* Einkommen, welches in der Volkswirthschaftsrechnung nichts, als eine *durchlaufende Post* giebt, welche die Rechnung und Übersicht erschwert. Bey dem aber, was von dem Kaufmanne bey dem Handel mit dem Auslande gewonnen werden mag, treten alle die Rücksichten ein, welche wir bey der Ausfuhr überhaupt beachten zu müssen glaubten. Dieser Gewinn versteckt sich und verschwindet entweder in der Einfuhr oder unter den neuen Capitalen, und kann um desswillen nicht noch besonders aufgeführt werden; wie denn überhaupt das Buchhalten über die Volkswirthschaft auf ganz anderen Bedingungen und Regeln beruht, als die Buchführung eines Kaufmannes. Indem man dieser unsere gewöhnlichen Handelsbilancen nachgebildet hat, hat man nicht bedacht, dass der Verkehr eines Volkes mit dem anderen auf ganz anderen Bedingungen beruht, als der Verkehr eines Kaufmannes mit seinen Kunden. Dort kann bloss Waare gegen Waare gestellt werden, nicht aber, wie beym Kaufmmanne, Waare gegen Geld, oder das Reale gegen etwas bloss Ideales. Von der zu Gebote stehenden Waarenmasse hängt am Ende beym Abschlusse der Rechnung der Überschuss ab; nicht aber von dem Nennpreise, den das Geld, jener ideale Maasstab, und eine Berechnung hernach giebt. Jeder, sey er auch noch so befangen von der Vorliebe für die bisherigen Manipulationen des Rechnungswesens über die Volkswirthschaft, wird uns zugestehen, dass das Volk wirklich reicher geworden sey, wenn es, *bey gleichem Stande der Bevölkerung*, am Schlusse eines Jahres einen Überschuss an Waaren aller Artikel und einen Zuwachs an seinen Capitalien hat; keinesweges aber dass, wenn die, nur den Nennpreis der Waaren andeutende, Berechnung der Ein- und Ausfuhr zu erkennen giebt, dass sich der Maasstab für die Schätzung

der Waaren erhöht habe. Hunderttausend Scheffel Weizen Jahresüberschuss zu einem Preise = 100,000 Rthlr. zeigen offenbar einen ganz anderen Wohlstand, als sechzigtausend Scheffel = 120,000 Rthlr., und so in allen Artikeln. In der letzten Analyse entscheidet stets die Waarenmasse, nicht ihre Kostbarkeit, nach Gelde berechnet, nicht ihr Tauschpreis. Auf jeden Fall kann, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, eine bloss in Geldsummen ausgedrückte, lediglich nach kaufmännischen Ansichten hergestellte, tabellarische Übersicht der National-Production und Consumtion dem Nationalwirthe nie genügen. Entgeht auch einer Tabelle nach dem Schema des Vfs. oder dem unserigen der Vortheil, dass nicht alle Dinge von Werth auf einerley Einheit reducirt sind: so folgt dieses aus der Natur des Gegenstandes selbst. Der Hauptpunct, auf den sowohl der Vf., als wir dabey ausgehen, ist immer kein anderer, als der, die Übersicht der nationalen Production und Consumtion zu finden, nicht aber nur deren idealen Werth (oder eigentlich *Preis*) durch irgend eine Wertheinheit ausgedrückt, oder wohl gar nur den idealen Werth der einen und anderen zu geben. Nun bezieht sich aber die nationale Consumtion auf Dinge, bey welchen Quantität und Qualität bestimmt werden muss, was es unmöglich macht, alle diese Dinge auf einerley Einheit des Werthes zu reduciren. Ohnediess kommt es aber auch in nationalwirthschaftlicher Hinsicht nicht darauf an, das Nationalvermögen inventarmässig aufzunehmen und in Geldwerthe auszudrücken, als ob dieses Vermögen veräussert werden sollte. VII. *Tabellarische Übersicht des Zusammenhanges der Gewerbe unter einander, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Bedürfnisse des grossen Haufens.* Eine sehr unterrichtende Darstellung der inneren Verkettung des Betriebs der für das gemeine Leben nothwendigsten Gewerbe. Wir empfehlen diese Bemerkung unseren Staatswirthen zu aufmerksamer Beachtung. — VII. *Beytrag zu der Lehre von den Wirthschaftssystemen.* Lesenswerthe Bemerkungen über die Bedenklichkeiten, welche der Vertauschung der Dreyfelderwirthschaft mit der, von manchen Ökonomen so sehr empfohlenen, Wechselwirthschaft entgegenstehen. — VIII. *Die zahme Fischerey.* Eine, auf vorzügliche naturhistorische und wirthschaftliche Kenntnisse gebaute, sehr zweckmässige Anleitung zum nützlichen Betrieb dieses Zweiges der Landwirthschaft.

Der *dritte Nachtrag* enthält: 1) *Eine Begründung des Begriffes vom reellen Werthe in nationalwirthschaftlicher Hinsicht.* 2) *Eine Theorie des Steuerwesens in nationalwirthschaftlicher Hinsicht.* 3) *Eine Zusammenstellung der wesentlichsten Verrichtungen beym Bleichen, Färben, Drucken der Wollen-, Seiden-, Baumwollen-, Leinen-Zeuge und Garne, nach Grundsätzen der Chemie und Physik.* Die vorzüglichste unter diesen drey Abhandlungen ist die *zweyte;* doch auch sie giebt für den Sachkundigen wenig oder keine wissenschaftliche Ausbeute. Die Bemerkungen des Vfs. über die einzelnen Abgabearten sind theils zu kurz, theils sind seine Ansichten weder neu, noch vollkommen begründet. Am längsten verweilt der Vf. bey der Grundsteuer, bey der Schwierigkeit, diese richtig auf den reinen Ertrag des Grundes und Bodens zu basiren, und bey den Nachtheilen, welche hier Veränderungen für das Eigenthum und dessen Tauschwerth (Preis) hervorbringen. Er will daher bey neuen Steuerbelegungen — nach der hiebey in England herrschenden Sitte — die alte Grundsteuer als einen Grundzins angesehen, und bey der Berechnung des reinen Ertrags, der für die neue Steuer zur Grundlage dienen soll, in Abzug gebracht wissen; — was allerdings nicht unzweckmässig seyn dürfte, möchte es nur nicht so oft zu einer unerträglichen Belastung der Altbesteuerten hinführen. Was hienächst der Vf. über *Zölle*, als Förderungsmittel der inländischen Betriebsamkeit, sagt, verdient noch manche Berichtigung. Dasselbe gilt von seinen Betrachtungen über die *Gewerbesteuern.* Die Steuerpflichtigkeit mag zwar *an sich* gegründet seyn durch den Schutz, welchen der Staat dem Pflichtigen gewährt; aber der Schutz giebt nur das Kriterium für *die* Frage: *ob* Jemand Steuer zu zahlen habe, nicht aber für die zweyte: *wieviel* er zahlen soll. Dieser letzte Fragepunct hängt lediglich ab vom *Einkommen* des Pflichtigen, als der Quelle, aus der er die Steuer nehmen mag. Dieses vorausgesetzt, kann es in Beziehung auf *diesen* Punct nichts entscheiden, ob der Steuerpflichtige sein Einkommen bloss aus seinen körperlichen oder geistigen Kräften zieht, oder aus einem ausser ihm liegenden Natur- oder Capital-Lieferungs-Fonds. Auch ist bey dem letzteren Fonds nie zu übersehen, dass Naturfonds schon an sich Rente gewähren, Capitalfonds aber erst durch Hülfe menschlicher, auf ihre Benutzung verwendeter Kräfte; und dass darum die Grundsätze für die Besteuerung der Naturfonds schwerlich auf die Besteuerung der Capitalfonds übertragen seyn möchten. Ihre Gleichstellung, „weil sie beide gleichen Schutz vom Staate geniessen," mag zwar *rechtlich* richtig seyn; aber *staatswirthschaftlich* richtig ist sie zuverlässig nicht.

Z.

FORSTWISSENSCHAFT.

Marburg u. Cassel, b. Krüger: *Sylvan*, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde auf die Jahre 1820 und 1821 von *Laurop* und *Fischer.* 185 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1820. No. 37.]

Die Titelvignette bietet die Zeichnungen von drey merkwürdigen Rehbocksgeweihen dar. Eines gehörte einem im Odenheimer Forst bey Bruchsal erlegten Bocke an, und hat drey Rosenstöcke aufzuweisen. Der Bock trug nach Ausweisung dieses Documents ohne Zweifel drey Stangen, von denen jedoch die mittlere schwächer war. Die zweyte Monstrosität zeichnet sich durch vier, auf dem rechten Rosenstock hervorgewachsene Stangen aus, die stark beperlt sind. Der Bock, dem sie zur Kopfzierde dienten, wurde zu Schiersheim an der Bergstrasse erlegt. Ein drittes widersinniges Gehörn, an welchen die beiden Stangen sonderbare

Verzweigungen nach Oben und nach den Augen zu bilden, wurde von einem Skelette genommen, welches im Walde zu Kloster Lichtenberg bey Baden gefunden worden ist.

Das Titelkupfer ist das Porträt des königl. baier. Forstmeisters, Freyherrn *von der Borch* zu Gunzenhausen, den die Leser des Sylvans aus mehreren interessanten Beyträgen kennen, und dessen Biographie sie in der ersten Rubrik dieses Jahrganges finden.

Die naturhistorischen Aufsätze liefern ausführliche Beschreibungen des Vielfrasses, des Saufinders (*canis aprinus* oder *C. domesticus Linn.*), der weisswangigten Gans (*A. leucopsis Bechst.*), noch zweyer deutschen Adler, des *kurzzehigen* (*A. brachydactyla Wolf.*) und des Schrey-Adlers (*A. naevia Wolf.*), und endlich des Cormorans oder schwarzen Pelekans (*Carbo Cormoranus Meyer*) mit netten und treuen Abbildungen in bekannter Manier. Die Beschreibungen sind von *Fischer*, dem Mitherausgeber, mit Ausnahme der des Saufinders, die den Forstmeister *von der Borch*, der sein in den vorigen Jahrgängen begonnenes Thema fortsetzt, und durch eine allmählich vollendete Naturgeschichte sämmtlicher, dem Jagdfreunde interessanter Hunderacen dem Sylvan einen eigenthümlichen Werth mittheilen wird, zum Verfasser hat.

Der nächstfolgende Aufsatz, *über die Art und Weise der Bildung des Forstmannes*, enthält verschiedene sehr gute Winke von praktischer Tendenz. Ganz richtig wird die Classification der Forstbediendienten zur Basis bey der Bestimmung des erfoderlichen Bildungsgrades genommen. Aber in allen hier dargelegten Ansichten kann Rec. nicht beystimmig urtheilen. Die Vorstellung, dass es schädlich sey, wenn niedere Forstbeamten mehr und höhere Kenntnisse besitzen, als es ihr Dienstgrad und Wirkungskreis erfodert, kann Rec. nicht theilen. Der Satz scheint aus der Verwechselung des Dünkels mancher niederen Forstbedienten mit dem wirklichen Besitze der mehreren oder höheren Kenntnisse entstanden zu seyn. Letztere werden so leicht nicht schaden. — Die Ansichten über Bildung zum Forstwesen scheinen seit der *Pfeil*'schen Schrift über diesen Gegenstand eine neue und schärfere Lösung des Problems anzuregen. Der Vf. des Aufsatzes wird ohne Zweifel im nächsten Jahrgange seine Ansichten über die Erziehung zum Forstmanne auch auf diese Debatten mit erstrecken.

Der topographische Artikel ist auf das Berg- und Jagd-Schloss Zwingenberg am Neckar gefallen. Die Burg liegt auf der rechten Seite des Neckar, drey Stunden nordwestlich unterhalb Moosbach, 8 Stunden südlich von Heidelberg, im Schoosse ausgebreiteter Wildbahnen, im Besitze der drey jüngeren Söhne des verewigten Grossherzogs Carl Friedrich, der Herren Markgrafen Leopold, Wilhelm und Maximilian, welche dem Fürsten von Bretzenheim die Herrschaft Zwingenberg nach aufgelöstem Lehnsverband um 300,000 Gulden abgekauft haben. Hier wohnen diese mehrere Wochen im Laufe des Jahres. Das Entstehen der Burg steigt ins graue Alterthum zurück. Nachdem sie zweymal zerstört worden war, wurde sie zwischen den Jahren 1403 bis 1410 wieder aufgebaut, und so ist sie hier abgebildet. Die topographische Beschreibung enthält viele unterhaltende antiquarische und naturhistorische Data.

Die unter der Rubrik: *Vermischte Gegenstände*, enthaltenen 10 kleineren Aufsätze sind für die Jagdkunde und Zoologie interessant. Wünschenswerth wäre es, dass unter dieser Rubrik eben so für das Interesse des Forstmannes, wie für das des Jägers gesorgt würde. Die Erwähnung der *Tenthredo pini*, welche in verschiedenen Revieren bedeutende Verwüstungen gedroht hat, ist mit dem Versprechen einer näheren Mittheilung der darüber gemachten Beobachtungen verbunden. Das Forstpublicum sieht diesen mit Verlangen entgegen. Aus der Anzeige neuer Erfindungen, welche — ohne Schuld der Herausgeber — etwas karg ausgefallen ist, heben wir zwey aus, um sie mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Bey Erwähnung der Öfen, die mit warmer Luft heizen, und die der Angabe zufolge Thomas Willkox in Bristol baut, ist die skeptische Bemerkung: „Ohne Zweifel gut in Luftschlösser geeignet!" beygefügt. Hier ist zu gedenken, dass diese Heizungsart seit mehreren Jahren schon durch den Fumisten Desarnod in Paris in mehrfache Anwendung gesetzt worden ist, unter anderen in *Franconi's nouveau Cirque*. Diese *Calorifères à circulation exterieure* leiteten die äussere Luft in Röhren durch einen Feuerkasten, von wo sie in die verschiedenen zu heizenden Localien geführt wurden, um durch unmittelbares Einströmen zu erwärmen. — Die Erfindung, mittelst welcher das Knallpulver in einzelnen Dosen zugeleitet wird, so dass man 90 bis 100 Mal schiessen kann, ehe wieder neues Zündpulver aufgeschüttet wird, hat Rec. selbst ausgeführt gesehen, und er hat sich bey der Beschauung des nach dieser Idee eingerichteten Feuergewehrs der Vorstellung nicht erwehren können, dass wohl einmal das Schiesspulver ganz vom Knallpulver verdrängt werden könne.

Dass es an Anekdoten, Gedichten und Charaden nicht fehle, bedarf kaum einer Erwähnung, und so wird sich der Leser überzeugen, dass die diessjährige Ausstattung des Sylvans den vorjährigen die Wage hält. Druck und Papier ist, was dem Verleger zur Ehre gereicht, ganz vorzüglich.

—e—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1822.

GESCHICHTE.

Leipzig, in Commiss. b. Hartmann: *Geschichte der Schwarzburgischen Regenten*, von *Joh. Christ. Aug. Junghans*, prakt. Rechtsgelehrten zu Sondershausen. 1821. XXIV u. 387 S. 8.

Dieses Werk ist in drey Zeiträume, jeder Zeitraum in Capitel, und diese wieder in Paragraphen eingetheilt. Zuerst erscheint die Einleitung, dann folgt der erste Zeitraum, welcher vom Ursprunge der Grafen von Schwarzburg bis zu Graf Günther IX, dem Stifter der Schwarzburgischen oder Güntherischen Linie, oder vom 8ten Jahrhundert bis zum Jahre 1275 geht, und enthält 3 Capitel. Der zweyte Zeitraum fängt vom Grafen Günther IX an, und geht bis zur Theilung der Grafschaft Schwarzburg in die Schwarzburgisch-Sondershäuser und die S. Rudolstädter Linie, oder vom Jahre 1275 — 1584, und begreift 7 Capitel. Der dritte Zeitraum umfasst die Sondershäuser und Rudolstädter Linie bis auf unsere Zeiten, vom 1584 — 1821, und ist in zwey Abtheilungen getrennt, wovon die erste 6 und die andere 3 Capitel enthält. Am Ende ist eine Stammtafel des gesammten Fürstenhauses Schwarzburg abgedruckt.

Wir wollen vor der Hand nur bey dem ersten und zweyten Capitel „*Über den Ursprung der ehemaligen Grafen von Schwarzburg und von dem Erlöschen des Kevernbergischen Stammes*" stehen bleiben, welche uns Stoff genug zu einer Beurtheilung des Werkes geben. Die vielen Irrthümer der Chronisten, welche so vieles Fabelhafte und Widersprechende, ohne Erforschung der Wahrheit, einander abgeschrieben haben, können nie einen Lichtpunct in der dunkeln Geschichte Schwarzburgs geben; es wäre also eben so lächerlich, wenn man die Lücken mit seinen Muthmassungen ausfüllen, als jene Fabeln und Widersprüche, ohne eignes Forschen, und ohne Quellen, *abschreiben* wollte. Da der Vf. keine neue Meinung aufgestellt hat, sondern, was Andere erzählt haben, wieder erzählt: so können wir einige Bemerkungen darüber nicht vorbey gehen lassen.

Im ersten Capitel §. 1 tritt der *schwarze Wittekind* auf, welcher die Gleichische Herrschaft von Karl d. G. erhalten, und dessen Söhne Gleichen und Schwarzburg gegründet haben sollen; doch hält der Vf. diese Ableitung §. 2 für unhaltbar, und erklärt, was Andere schon erklärt haben; obgleich diese Erklärung unnöthig war, da die Fabel zu sichtbar in die Augen fällt. Im §. 3 erzählt er die Abstammung von den *Römern*, und läst auch den *Köhler* erscheinen, welcher Schwarzburg durch sein schwarzes Geschäft den Namen gegeben haben soll. Die Erklärung des Wahren oder Falschen übergeht der Vf. mit Stillschweigen. Aber §. 4 kommt der wahre Ursprung der ehemaligen Grafen von Schwarzburg zum Vorschein. — „Am wahrscheinlichsten, schreibt der Vf., und daher den meisten Glauben verdienend (?) ist ohne Zweifel die Meinung derjenigen Historiker (Chronisten?), welche die Grafen von Schwarzburg mit den Grafen von Käfernburg für *eine Familie halten, und dieselbe von dem Gallischen Könige Lothar ableiten*" u. s. w. Seine Gründe sind folgende: 1) Stimmt damit das *alte Gemälde* vollkommen überein, welches einst in den Ruinen der Käfernburg aufgefunden worden, und in dem Archive zu Arnstadt aufbewahrt wird. 2) Deutet das *alte Wappen* der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg unverkennbar auf eine Verwandtschaft mit dem gallischen oder fränkischen, jetzt französischen, Königshause hin; indem die ersteren sowohl, als das letztere in ihrem Geschlechtswappen neben dem Schilde *Lilien* führen. Endlich 3) ist es auch aus der deutschen Geschichte bekannt, dass einst die fränkischen Könige beynahe ganz Thüringen, vorzüglich aber den Strich längs des Thüringer Waldes unter ihrer Botmässigkeit hatten; und daher *konnte es leicht geschehen*, dass ein fränkischer Prinz sich in diesen Gegenden ansiedelte. — Was aber den Umstand *bestätigt*, dass die Grafen von Schwarzburg mit denen von Käfernburg eine und dieselbe Abstammung haben, ist vorzüglich diess, dass die Grafen von K. sich bisweilen Grafen von S. *geschrieben haben*, und die Grafen von S. zu Zeiten manche Ortschaften wechselsweise, zu anderen Zeiten wieder gemeinschaftlich mit dem Grafen von K. besassen. So weit der Vf.

Es ist freylich schwer, und sehr oft unmöglich, den *ersten Gründer* irgend eines Hauses aufzufinden, um so mehr, wenn gleichzeitige Schriftsteller mangeln, und Urkunden durch wilde Kriege und erbitterte Mönche vernichtet wurden; *soll* es aber geschehen, so muss dennoch Wahrheit und Wirklichkeit nie davon ausgestossen werden. Unsere Gründe gegen des Vfs. Behauptung, die durchaus nicht erwiesen ist, sind kürzlich diese: 1) Das sogenannte *Kevernbergische Gemälde*, von dem wir einen Kupferstich, welcher unter

Fürst Anton Günthers († 1716) Regierung von jenem Gemälde genommen ist, vor uns liegen haben, scheint uns ein *neueres Fabricat*. Dieses Gemälde enthält 3 Männer mit ihren Weibern in alter Tracht, mit der Unterschrift unter der ersten Figur: *Genealogia virorum nobilium comitum de Keuernburg. Primus comes Gündarus gentilis .... fidem conversus baptisatus* (die übrigen zwey männlichen Figuren sollen Sohn und Enkel vorstellen). So alt kann dieses Gemälde nicht seyn, wo, nach Vieler Meinung, noch keine Schwarzburgische Linie existirt hätte, sonst müsste es *Keuernbergh — Kefernberg* heissen, wie wir in allen Urkunden dieses Wort gefunden haben; mit dem *u* und *f* wurde abgewechselt, aber *bergk* oder *berg* und *bgk* blieb sich stets gleich. Um die Abstammung beider Geschlechter zu bestätigen, hätte unter diesem Gemälde *Keuernburg et Schwarzburg* stehen müssen, da Schwarzburg zu allen Zeiten ein bedeutendes Haus war. 2) Der Vf., der Chronist Paul Jovius (Göz) und Andere begründen diese Abstammung auf das *einerley Wappen*. Es ist wirklich *ergötzend*, wenn man die Armee von Chronisten die Revüe passiren lässt, und einen wie den anderen findet! Sollte das einerley Wappen die Abstammung herleiten, so gehörten zu diesen Häusern noch die Grafen von Gleichen, und die Herren von Frankenstein, weil diese dasselbe Wappen, einen Löwen mit umgekehrtem Halse, führten, wie wir an den Urkunden gefunden haben. Der Vf. zieht dabey von Frankreich den Ursprung herüber, weil im Wappen und Schilde *Lilien* (?) stånden. Es ist dieser Grund so unzureichend, wie der obige, und der des Jovius, welcher die *einerley Namen* als einen Grund anführt. So wie viele Häuser gleiche Namen mit einander führen, ohne deshalb von einander abzustammen, so giebt es Lilien in verschiedenen *Familienwappen* in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien, ohne dass diese Familien mit einander verwandt sind. Besonders möchten wir den Vf. die *wirklichen* Lilien in den Kevernbergischen Wappen auffinden, sowie beweisen lassen, dass zu damaliger Zeit die fränkischen Könige Lilien im Wappen geführt haben. — 3) Dass die fränkischen Könige beynah ganz Thüringen beherrschten, ist geschichtlich wahr, nicht aber, dass ein fränkischer Prinz sich daselbst ansiedelte, und Kevernberg und Schwarzburg durch ihn entstanden. Der Vf. verwirft dadurch sein altes Gemälde, worauf der vermeinte Ahnherr von Kevernberg ein *Heide* war, und *getauft*, die fränkischen Könige mit ihrer Familie aber *Christen* waren.

Man muss im Hinaufsteigen in die früheren Jahrhunderte schon durch die einerley Namen ohne Bezeichnung, und vorzüglich darum, weil kein Geschlechtsname üblich war, und die Beynamen erst im XI Jahrh. allgemein wurden, stehen bleiben, um nicht gegen Alles zu sündigen, wie es z. B. die *Traditiones Fuldenses* in *Schannati Corp Feud. Fuld.* beweisen. Ein Graf Sizzo von Kevernberg soll auch Graf von Schwarzburg genannt werden; die Geschichte giebt zwar einerley *Namen* an, aber womit soll auch das einerley *Geschlecht* bewiesen werden? Diese einerley Namen gaben vorzüglich zu jenen Irrungen Anlass, wodurch die Meinung des Ursprungs der Grafen von S. von den Grafen von K. entstand. Sie besassen aber, sagt der Vf., zuweilen Ortschaften wechselsweise oder mit einander. Wie könnte aber der *Mitbesitz* eines Objects beweisen, dass eine Verwandtschaft dadurch zwischen den Besitzern Statt finden müsste! Dieses *Condominium* entstand sehr natürlich durch Mitgabe bey Verheirathungen, durch Kauf u. s. w.

Als das Geschlecht mit Graf Günther von Kevernberg ausstarb, wurden die Grafen Schwarzburg *erst* im XV Jahrh. mit Kevernberg und seinen Zubehörungen, welches sie *einige* Jahre früher wieder käuflich besessen hatten, belehnt. — Der Vf. macht bey Aufzeichnung des Sterbejahrs des letzten Grafen von Kevernberg, der in Palästina starb, einen gewaltigen Schnitzer. *Die Folgen des Abschreibens!* Der Vf. nennt (im zweyten Cap. §. 12) das Jahr 1383, da wir doch *mehrere* Urkunden von diesem Grafen in den Händen haben, von denen z. B. eine bezeugt, dass Graf Günther von Kevernberg mit seiner Frau und Mutter Zinsen nach Erfurt verkaufte, am St. Jacobs-Abend Apost. 1385 (mit zwey angehängten Siegeln). Dieser Graf soll also nach dem Vf. 1383 in Palästina gestorben seyn, während er den 25 July 1385 noch Zinsen verkaufte!!

Obgleich wir noch Manches über diese und die nachfolgenden 17 Capitel zu sagen hätten, so begnügen wir uns hiemit, und wollen bloss noch hinzusetzen, dass man nicht so leicht Chronisten und Anderen, denen es an Quellen gemangelt haben kann, ohne *eigenes* Nachforschen wieder trauen möge!

X.

PHILOLOGIE.

RIGA, b. Meinshausen: *Verzeichniss Stamm- und Sinn-verwandter Hoch-Deutscher, Lateinischer und Griechischer Wörter, mit Erklärungen* von *A. Albanus*, Dr. d. Phil., Livländ. Gouvernem. Schul-Director, Stadtprediger zu Riga, u. Ritter des heil. Wladimir. Erster Band. 1—6 Centurie. 368 S. 8.

Dass zur Berichtigung und Vervollkommnung der bisher angestellten Sprachvergleichungen noch Vieles geschehen könne, lässt schon das weite Feld dieser Arbeiten voraussetzen, und der erste Blick auf die vorhandenen Schriften dieses Faches bestätigt es. *Kanne* in der *Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache* und *Riemer* in seinem Wörterbuche haben viel und Vorzügliches geleistet, von manchen zerstreuten Beyträgen zu schweigen. Bey solcher Anregung dürfen wir in dieser anziehenden und wichtigen Wissenschaft auf erspriessliche Weiterführung rechnen, da man auf den rechten Weg gekommen ist, den Worten nämlich nicht nach dem blossen Klange, sondern nach ihren ersten Bestandtheilen und Grundlauten ihre Stelle anzuweisen. Der Klang trügt oft, und eine grosse Menge gleichtönender Wörter sind durchaus nicht verwandt, während solche, die keinen oder höchstens

einen Buchstaben mit einander gemein haben, verschiedene Ausbildungen derselben Wurzel sind; z. B. λακειν, ῥηγνυμι — κυων, *Hund* — *Kalb*, *Wolf*; *equus*. ιππος — χ-ρωμα, *roth* — *Farbe*, *Purpur* u. a. m. Vorliegende Schrift, unbekümmert um die Elemente der Worte, hält sich nur an den Klang, und kann daher bey achtungswerthem Streben nicht als ein Beytrag zu wirklicher ernster Wortforschung betrachtet werden. Diess Urtheil wollen wir mit der ersten Centurie belegen, da des Vfs. Art und Weise auch so, ohne das Verfehlte aus allen zusammenzulesen, erhellen wird. — 1) *Alt* — ἀθλιος. Das Wort *Alt*, holländisch *oud*, hängt zusammen mit ετος, Zeit, *vetus*; ἀθλιος kommt von ἀθλος, Arbeit Kampf. — 2) *Bart*, *barba*, βαρβαρος. In dem verglichenen griechischen Worte findet die Reduplication Statt, der Stamm ist αρ, Erde bedeutend, also von dem Begriff Land, der des Ausländers: so ταρταρος, Unterirdisches, 'Αρκ-αδες wie 'Αονες vom Lande genannt. — 3) *Braut* — βραζω, βραζειν γαμον, βρατης γαμου. Das griechische προιξ, προικος und *procus* mögen wohl mit *Braut* verwandt seyn, von dem bekannten Verhältniss des Heirathsgutes. 4) *Denken* — δοκειν, δεικειν. Das Lateinische sollte nicht fehlen, nämlich *dico*; denn *denken*, dichten, *dicere*, sprechen, δοκειν, meinen, δικη, das Recht, eigentlich der Ausspruch, sind mit einander verwandt; wechselt das mit dem Dentalspiritus nah verwandte *d* mit *s*, so wird aus dem Grundlaute das Wort *sagen*. 5) *Frau* — πραυς, πραυ. — Hiess doch auch einst der Hausherr *frauga*, wie kommt diess nun herein? *freaw*, *frige*, erinnert an *Frigge*, *Frode*, so dass auch das Adjectivum *frey* nicht die Wurzel scheint, zu *Frode* aber findet sich im Griechischen α-φροδιτη. 6) *Glück* — γλυκυ. Das Adjectivum γλυκυ hat die Wurzel αχ, εχ u. s. w., die vielen die Feuchtigkeit bezeichnenden Wörtern zu Grunde liegt, z. B. αχα, *aqua*, πιασμ, πευκη, δευκος, γλευκος, γλυκυς, πικρος (bitter), *dulcis* u. s. w. *Glück* will man von *Lot*, Loos, ableiten, zusammengezogen ist es aus Gelück, wie das Holländische beweist, *gelingen* ist wohl damit verwandt. 7) *Haar* (*crinis*), καρ, καρα. *Haar* ist verwandt mit ειρος, εριον, *hirtus*, *hirsutus*. Dagegen καρ mit den Wörtern von der Wurzel αρ, die etwas Hervorragendes bedeutet, z. B. αρι, ορος u. s. w. — 8) *Hand*, *manus* (μενος, μανης). *Hand* hängt zusammen mit χαω, *manus* mit μαω, μενος mit μαω in anderer Bedeutung. — 9) *Kind* — κινδαξ. Kind ist verwandt mit Kunne, γενος, γυω, κινδαξ mit κιω, κινεω. 10) *Kleid*, χλιδη χλιω. Das Griechische χλιω bedeutet das Weiche, Fliessende, Wärmende, Üppige, Prunkende. *Kleid* hat *K* als Vorsatz, wie so häufig vor *l* geschieht, z. B. *Klafter*, *Lachter*. Angelsächsisch heisst es *clatha*, so dass wir *lad* oder *lath* als Stamm behalten, nach dem bekannten beständigen Verwechseln der drey Laute *p*, *t*, *k* haben wir denselben Wortstamm in *Lappen* und *Laken*. — 11) *Knabe*, κναβος. In *Knabe* ist *K* wiederum vorgesetzt, und es kommt überein mit *nepos*, νεπος, einen Jungen bedeutend im Deutschen, wenn es ein *K* vor sich nimmt, (*Knecht* ist dasselbe, wie z. B. *Neffe*, *Nichte*), *Neffe* ohne Vorsatz, Verwandter, doch auch in der Bedeutung des Jüngeren. 12) *Leber*, *hepar*, ἡπαρ — Leber verwandt mit λοβος und לב, ליב *lb* die Wurzel. *Hepar* ist mit *h* statt *p* *jecur*. 13) *Leid*, *letare*. λυπη — λυπη hängt zusammen mit λαω, λω, λιω, λισσω, das *Begehren*, mithin auch die *Bitte* ausdrückend, während *Leid* etwas Verletzendes, Betrübendes bezeichnet, also eher mit *laedere*, *lugere*, λυπη, λωβη übereinkommt, verwandt ist es mit *verletzen*. 14) *Liebe*, *libere*, φιλος — *Liebe*, *Lob*, *libet* hängen zusammen, und gehören zum Stamme λαω, λω, wozu auch *Wollen*, βουλη, βουλη gehören. *Liberi* aber kann nicht hieher gezogen werden. 15) *Magen*, *stomachus*, στομαχος — στομαχος ist das erweiterte στομα. 16) *Mann*, *vir*, *vis*, μενος, *is* — μενος von μαω, dem Strebenden, Begehrenden des Gemüths. *Mann* verwandt mit *Mensch* (*mannisk*), *homo*. 17) *Mensch*, *mens*, μαντις, μαντικος. Über *Mensch* haben wir so eben geredet, *mens* gehört zu μενος, μαντις kommt von μαινω, μηνυω, Wahrsager, Vorherverkünder. 18) *Milch*, *mel*, μελι, Milch, holländisch *melek* für *mlek*, verwandt mit *lac*, diess mit γλακ — γλαξ, γαλαξ, γαλα. In μελι, *mel*, liegt *el* u. s. w. zu Grunde, das Schmelzende, Weiche, Sanfte bezeichnend, wie auch in ἐλαιον, Öl, *schmelzen*, *mollis*, *mulcere* u. s. w. 19) *Murmeln*, *murmurare*, μερμηριζειν — *murmeln* ist onomatop. gebildet, μερμηριζειν dagegen μεριζειν mit der Reduplication, *theilen*, *eintheilen* in der Seele, also *bedenken*. 20) *Muth*, *animus*, θυμος, ἀνεμος — *Muth* verwandt mit μαω, streben, also auch in gewisser Hinsicht mit *mens*, μενος. θυμος kommt von θυω, stürmen, heftig streben. 21) *Nippen*, *bibere*, πινειν — hängt *nippen* nicht mit *Napf* zusammen, so ist es mit *nicken* verwandt, das schnell Abgesetzte des Trinkens bezeichnend, *bibere* und πινειν aus πιω. 22) *Rasen*, *rabere* (ῥαβδος). Die 2 ersten sind verwandt mit *rapere*, reissen, rasch; ῥαβδος dagegen mit ῥαπυς, ῥαφανος, Rübe, Reis, Ranke, Rebe, Ried, Rettich, Raute, Ruthe, K-raut, G-ras, St-runk, St-rauch u. a. m. 23) *Recht*, *rectum*, ῥεκτεον — *rectum* kommt von *regere*, ῥεκτεον von ἐργω, ῥεζω, thun, arbeiten. 24) *Saugen*, *sugere*, συγχεειν — συγχ ist aus συν und χεειν zusammengesetzt. Was hat χεειν mit *saugen* gemein? *saugen*, *saufen*, *Saft*, *sapor*, ὀπος, συφαξ u. a. m. gehören in eine Classe. 25) *Tragen*, *trahere*, τραχηλος — τραχ ist mit ῥαχις, Rücken, verwandt. 26) *Weib*, ἡβη — ἡβη kommt mit ἀωτος von einer Wurzel, die *blühen* bedeutet, β ist eingeschoben, wie so häufig geschehen.

Diese Beyspiele werden hinreichen, um diese etymologische Unternehmung hinlänglich zu charakterisiren: denn wie die erste Centurie ist, vollkommen so sind auch die übrigen, wo nicht mitunter noch schlimmer. Zusammenstellungen, wie *Bruder*, *frater*, φρατηρ; *Mutter*, *mater*, μητηρ; *Vater*, *pater*, πατηρ; *Schule*, *schola*, σχολη; *Ey*, *eu*, εὐ; *Arm*, *armus*, ἀρμος; *Namen*, *nomen*, ὀνομα; *Ohr*, *auris*, οὖς, kann Jeder ohne die geringste Schwierigkeit oder irgend besonderen Aufwand von Nachdenken machen, und sie sind schon öfters gemacht worden. Dennoch füllen diese und ihnen ähnliche die von der durchgegangenen

Centurie nicht angeführten Nummern aus. So glauben wir, den Leser in den Stand gesetzt zu haben, einzusehen, was vorliegendes Werk der Etymologie nütze.

C. S.

Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Grundriss der reinen allgemeinen Sprachlehre*, zum Gebrauche für Akademieen und obere Gymnasialclassen entworfen von *G. M. Roth*, der Philos. und b. Rechte Doctor, der freyen Stadt Frankfurt a. M. Bibliothekar, und am Gymnasium derselben Prorector und Professor. 1815. VIII u. 104 S. 8. (9 gr.)

Der als grammatischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Vf. hat durch gegenwärtiges Buch dem Publicum wieder ein nützliches Geschenk gemacht. Die Grundsätze der allgemeinen Grammatik werden im Ganzen mit einer musterhaften Bestimmtheit vorgetragen, und geben jungen Leuten eine treffliche Anleitung zur vollständigen und zusammenhängenden Kenntniss der genannten Wissenschaft. Der Vf. hat nämlich Eines aus dem Anderen mit der genauesten Entwickelung der Begriffe hergeleitet, so dass das Ganze gleichsam vor den Augen des Lesers in dem vollkommensten Zusammenhange entsteht, und besonders in dieser Hinsicht hat dieser Grundriss Vorzüge vor vielen anderen Büchern über denselben Gegenstand. Um auch das zu berühren, was nicht unseren unbedingten Beyfall hat, so bemerken wir, dass uns der Abschnitt über das Pronomen nicht mit der sonst im Buche herrschenden völligen Deutlichkeit behandelt zu seyn scheint. — Von dem *casus obliquus* ist die richtige Ansicht gegeben, es hätte sich doch aber auch über die *casus obliqui* etwas wenigstens „bestimmen" lassen. — Bey dem allgemeinen Aoristus (wie wir ihn nennen möchten) hätte, da doch Rücksicht auf einzelne Sprachen genommen wird, der besondere nicht ganz übergangen werden müssen, zumal da von ihm die Rede seyn müsste, wenn es auch keine griechische und keine französische Sprache gäbe, und der Aoristus, welcher von dem Perfect. oder Imperf. unterschieden wird, ist in Vergleich, besonders mit dem Perf., nicht gerade unbestimmter (die Franzosen nennen ihn *parfait defini*, und das Perf. *parfait indéfini*, und zwar ganz mit Recht); zu wünschen wäre auch gewesen, dass der Vf. die Tempora nach der Abhandlung derselben in einer Tabelle aufgestellt hätte, wie er es bey anderen Gegenständen zur ganz besonderen Erleichterung der Übersicht gethan hat. — Da Hr. R. Beyspiele aus einzelnen Sprachen nicht ganz in seinem Vortrage ausgeschlossen hat: so würde er dem Buche dadurch, dass er überall *exempla rem illustrantia* beygefügt hätte, noch einen höheren Grad der Deutlichkeit gegeben haben. — Wenn der Vf. sagt, dass die allgemeine Sprachlehre „immer noch auf der Stufe des Kindesalters stehe": so können wir ihm (er thut sich, von Anderen abgesehen, selbst Unrecht, indem er sein Buch, sowie alle übrigen gleiches Inhaltes, nur zu den *Versuchen* zählt) nicht beystimmen: denn wie soll man in dieser Wissenschaft (die sich in dieser Hinsicht mit der Logik sehr gut vergleichen lässt) zu noch tieferen und umfassenderen Kenntnissen gelangen, da sich ihr ganzer Inhalt auf die „nothwendigen Formen des Darstellens durch Sprache" beschränkt; in Hinsicht auf die *Zahl* dieser Formen ist keine Erweiterung der Kenntniss von denselben möglich, und was die *Beschaffenheit* derselben anbetrifft: so sind in neueren Zeiten so richtige Erklärungen davon geliefert (der Vf. darf mit vollem Rechte zu den vorzüglichsten Sprachphilosophen gerechnet werden), dass man wohl sagen kann, das Feld der allgemeinen Grammatik sey recht gut angebaut, und namentlich auch durch den Verfasser der Recension von des verdienten *Reinbeck* Sprachlehre, in diesen Blättern, welchen Hr. R. für besonders berufen hält zur Förderung dieser Wissenschaft (Rec. glaubt sich nämlich nicht zu irren *), indem er, als inniger Verehrer der Schriften jenes Gelehrten, ihn auch in seinen Recensionen erkennt). Wir sprechen hier aber bloss von *der* allgemeinen Grammatik, die der Vf. behandelt, welche sich der *angewandten* nähert: denn von Adjectiven im Gegensatze der Adverbien, sowie von Verbis, kann in der eigentlich sogenannten allgemeinen Sprachlehre nicht die Rede seyn, weil sie durchaus keine *Formen*, wodurch sich Adjectiv und Adverbium *allein* unterscheiden, kennt (also auch andere Gegenstände, als der Artikel, dessen der Vf. S. 71 Erwähnung thut, beschränken das *Reine solcher* allgemeinen Grammatik), wie es denn auch Sprachen giebt, die beide Formen, wenigstens nicht überall, unterscheiden, die auch keine Verba haben: die Form קטל ist nicht *Verbal*form, welche erst dann entsteht, wenn die Pronomina mit ihr zusammenwachsen (in anderen Sprachen ist es anders, z. B. im Deutschen, worüber Rec. bey einer anderen Gelegenheit sprechen wird). Was aber von einer Sprache, als Sprache, gilt, das muss auch von allen gelten, woraus erhellet, dass die allgemeine Grammatik, in welcher Adjectiva, so wie wir eben bemerkt haben, vorkommen, keine *reine*, im vollsten Sinne des Wortes seyn kann. In dieser Hinsicht ist Rec. der Meinung, dass noch Manches zu thun übrig sey für die gehörige Scheidung des Reinen und Angewandten, wodurch die Wissenschaft als Wissenschaft gewinnen würde.

P. K.

*) Der achtungswürdige Rec. hat sich wirklich geirrt. Wir lassen gleichwohl die Stelle abdrucken, zum neuen Beweise, dass ein solches Rathen auf einzelne Verfasser der Recensionen zu den allerunsichersten Partieen der Conjecturalkritik gehöre. Die fragliche Recension befindet sich Jen. A. L. Z. 1814. No. 157. 158.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

ÖKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume.* Mit Theilnahme der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde zu Brünn herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tageblatts, *Christian Karl André*, fürstl. Waldeckischem und fürstl. Salmischem Wirthschaftsrathe u. s. w. 1817. Zwölf Hefte. 584 S. Nebst auserlesener Handbibliothek der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens. Beylage zu den ökonomischen Neuigkeiten. 1817. 8 S., und Ausserordentliche Beylage zu den ökonomischen Neuigkeiten. 1817. 120 S. gr. 4. (5 Rthlr. 15 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1817. No. 192.]

Schon mehrere Male hat Rec. in dieser inhaltreichen Zeitschrift (wie No. 19 S. 149) die Klage des würdigen Herausgebers vernommen, dass manche Provinzen des grossen Kaiserreichs in der Cultur noch so weit zurückbleiben, und sowohl ihre Bildung überhaupt mit der Bildung anderer deutscher Völker, als ihre Production mit ihrer Population noch nicht in solchem Verhältnisse stehe, dass man nicht für das Allgemeine Nachtheile besorgen müsste, welche dem Vaterlande zunächst zur Last fallen möchten. Man findet Stellen, wo man mit Beziehung auf alte Nachrichten behaupten will, dass die Getreideproduction in der neueren Zeit abgenommen habe, wovon man denn auf den Verfall der Viehzucht und andere nachtheiligen Ursachen, die vielleicht entfernt und langsam, aber anhaltend, auf die Producenten wirken, von selbst zu schliessen genöthigt wird. Dass die Heilung dieses Übels, womit sich schon der unsterbliche Kaiser Joseph zu seiner Zeit beschäftigte, das vorzüglichste Bestreben des Hn. *A.* in seinen Schriften, und auch in dieser Zeitschrift ist, liegt klar am Tage; sein Eifer für das allgemeine Beste und seine rastlose Thätigkeit beurkunden sich fast auf allen Blättern. Sey es, dass ihm Neider auch manche Stunde trüben; sein edler Zweck dabey entschädigt ihn unendlich dafür. Und welche Aufmunterung für ihn, wenn ihn nach S. 305 von Sr. Majestät, dem Kaiser, wie auch von dem Erzherzoge Johann, für seine Thätigkeit und seinen Fleiss der höchste Beyfall zugesichert wird; wenn sich aus allen Theilen des grossen Reichs die edelsten, geist- und tallentvollesten Männer an ihn anschliessen; wenn sogar viele Ausländer, besonders Sachsen, es für eine Ehre halten, zu diesem Zwecke mit beyzutragen. Es ist demnach ein mächtiger Hebel, womit Hr. *A.* die Cultur seiner Landsleute zu heben sucht, indem er ihnen aus allen Theilen der Landwirthschaft die gründlichsten und zuverlässigsten Belehrungen mittheilen lässt, welche auch Ausländer mit vielem Interesse lesen.

Die Ursache vom Verfalle der Viehzucht im Allgemeinen ist natürlich die Vernachlässigung des Futterbaues. Hr. *A.* wünscht daher, dass seine Mitarbeiter besonders darauf mit Bedacht nehmen möchten, dem Publicum zu zeigen, wie der natürliche Futterbau auf Wiesen im Vaterlande noch sehr vernachlässigt, und der künstliche Futterkräuterbau noch allgemeiner zu verbreiten sey. (S. 309, desgleichen S. 110 Not. 14 der ausserordentl. Beylage, wo des Hn. Rittmeister *Lohr* Musterwirthschaft im Futtergräserbau zur Nachahmung vorgestellt wird.) „Wenn es wahr ist, sagt der Vf., dass der österreichische Bauer in der Cultur seiner Felder nicht beschränkt wird, sondern vielmehr dieselben benutzen kann, wie es ihm beliebt: so ist zu verwundern, warum er seit Kaiser Josephs Zeit diese Freyheit zu benutzen nicht gelernt hat.“ Rec. betrachtet diesen Umstand als eine unselige Frucht der Armuth des Volkes, welches gegen alles Äussere durch die Länge der Zeit fühllos geworden zu seyn scheint. Wenn nun gute Polizeyanstalten auf der einen, und Volkskalender, Wochenblätter und musterhafte Beyspiele auf der anderen Seite gemeiniglich die wirksamsten Antriebe für die niedere Volksclasse sind: so scheint es, da Hr. *A.* seinerseits bereits schon Alles versucht hat, mehr an guten Polizeyanstalten, als an Belehrungen des gemeinen Volkes zu fehlen. Diese Meinung scheint sich durch die trefflichen landwirthschaftlichen Reisebemerkungen des Hn. *Eisel* S. 489 f., wegen der schädlichen Überschwemmungen des Thayaflusses, welche man selbst nachlesen muss, und S. 516 f., wegen schädlicher Missgriffe der Polizey, welche, nach der Maxime, die Wohlfeilheit zu erkünsteln, durch erhöhte Zölle die Ausfuhre erschwert, und damit vorzüglich den Viehzüchter, und insbesondere den Schaafzüchter bedrücken soll, zu bestätigen. Es heisst daselbst: „So lange Kriege und Zerstörungen, Heeres-

züge und Verarmung die Nachbarstaaten, und vorzüglich Spanien, hinderte, so viel Wolle zu erzeugen, als Europa bedarf, hielt es nicht schwer, die österreichische zu guten Preisen abzusetzen, und ungeachtet der Ausfuhrzölle bezog der Producent, wie der Käufer oder Handelsmann, so viel Gewinn, dass sich Intelligenz und Capital gut rantirten. Allein die Noth hat die Kraftentwickelung beschleunigt, und gegen alles Vermuthen traten die Nachbarstaaten so kräftig vor, dass bey dem hohen Zolle Österreichs Wolle — hier bemerkt aber Hr. *A.*, dass es sich seitdem durch die Weisheit der Regierung schon sehr geändert habe, — mit jener des Auslandes nicht mehr die Concurrenz halten kann. Den Kaufmann ficht diess wenig an: denn sein Capital ist sein Zauberstab; diesen trägt er leicht nach jedem Orte, und schafft er mit Wollhandel keinen Gewinn, so wird er es in einem anderen Artikel. Er tritt zurück, und ist geborgen. Nicht so der Schafzüchter: denn sein System, auf Schafzucht berechnet, ist tief im Grunde, Gebäude und in Jahren gewurzelt. Bedurfte es grosse Vorauslagen, viele Jahre und andere Opfer, die Schafzucht zu veredeln: so bedarf es noch mehr, ohne zu Grunde richtenden Verlust Alles wieder umzugestalten, und diese Umgestaltung fällt gerade in den Zeitpunct, wo der Schafzüchter die Früchte seiner Arbeit geniessen soll." Liest man nun S. 518, wo Hr. *E.* sagt: „Was ich in einer Abhandlung über die Hornviehzucht vorhergesagt habe, scheint früher, als ich es besorgte, einzutreten: denn eben als ich diese Reisebemerkungen niederschreibe, ertönt von allen Seiten die Klage, dass um feine Wolle keine Nachfrage sey;" und vergleicht man damit S. 90 die daselbst angeführten Klagen von Wollhändlern und Tuchmachern über das Zurückgehen und Vergröbern der Wolle: so scheint es, als ob aus gemeldeten Ursachen die Sache der veredelten Schafzucht — mit welcher man gleichwohl noch lange nicht im Reinen ist — schon rückgängig gemacht worden sey. Daher darf sich der Leser auch nicht wundern, wenn S. 473 in den Acten des Verein's zur Beförderung der Schafzucht zu lesen ist: „Es ist nicht leicht erklärbar, warum die nur wenige Meilen von dem Hauptversammlungsorte wohnenden Hn. Repräsentanten, sogar in den wichtigsten Tagen des Vereins, demselben ihre Anwesenheit versagen. Man kann daraus schon mit vieler Wahrscheinlichkeit schliessen, dass sie bey den schlechten Aussichten für die gute Sache zu erkalten angefangen haben; zumal wenn man noch dazu nimmt, dass in den Grundsätzen unter ihnen noch eine grosse Disharmonie herrscht.

Wir verlassen jetzt diese unangeneme und niederschlagende Seite, und wenden uns zu einer aufheiternden, die wir mit mehr Interesse betrachten wollen.

Es ist merkwürdig, dass die so lange für unmöglich gehaltene Stallfütterung der Schafe, welche man in Hausfütterung verwandelt hat, auf einmal sehr stark zur Sprache gekommen ist, wozu im vorigen Jahrgange ein unbedeutender Aufsatz des Hn. Ritter *von Ehrenfels* die erste Veranlassung gab, die Vorzüge von seiner eigenen und der Rochsburger, schon mehrere Jahre bestehenden Hausfütterung der Weidefütterung entgegenzusetzen, gegen welche sich aber ein würdiger Gegner, der Baron *von Vokel*, sehr gründlich und ausführlich erklärte, wodurch sogleich mehrere Freunde der Schafzucht veranlasst wurden, die Vorzüge der ersteren durch ihre Erfahrungen unterstützen zu helfen. Rec. hegt die Hoffnung, dass, da selbst der Hr. Herausgeber, um Andere mehr anzureizen, mit einer vortrefflichen Abhandlung in Gesprächsform in die Mitte der würdigen Gegner getreten ist, das Publicum von diesen drey Männern etwas Ausgezeichnetes erhalten werde. Da nun in dieser Abhandlung die Meinungen und Grundsätze von drey gelehrten und erfahrenen Männern zusammengestellt worden sind: so erkennt der Leser daraus um so leichter, aus welchen Gründen die Streitenden ihre Behauptungen gegen einander hartnäckig vertheidigen können. Der Aufsatz S. 472, die Rochsburger Schäferey betreffend, welche der Veredlung wegen im vorigen Jahrgange von Egoisten unter ihren Werth herabgesetzt worden war, ist kurz und naiv. Der ungenannte Vf. sagt darin: „In Sachsen behauptet die Schönburgische Wolle nicht nur unter Fabrikanten, sondern auch unter den weniger gerechten Schafzüchtern seit vielen Jahren den ersten Rang. Ruf und Preis könnten sich nicht so lange erhalten, wäre hier nur Schein statt Wirklichkeit. Die Wolle gehört für den Fabrikanten. Was dieser durch Jahre unausgesetzt am theuersten bezahlt, muss auch das Beste seyn. Der Webestuhl lässt sich nichts anräsonniren. Die Niederländer und Engländer, unbekümmert, was die Meinung einiger Schafzüchter und Gelehrten sey, halten sich an die Sache und ihren Webestuhl, und denken über die Schönbergische Hausfutterwolle gegen die sächsische Weidewolle, wie *Moro* in Klagenfurt über die Ehrenfelsische Hausfutterwolle gegen die als elastischer gerühmten österreichischen Weidewollen. Die also berühmten elastischen Wollen bettelten dieses Jahr um Käufer, während Hausfutterwollen um ¼ höher im Preise bereits im Januar auf den Schafen verkauft waren. Diese Resultate entscheiden, nicht das egoistische Räsonnement einiger Theoretiker."

Sehr grosses Aufsehen erregen die häufigen Abhandlungen von Resultaten gemachter Versuche mit den schon vorläufig bekannt gewordenen Ugazy'schen Säemaschinen, durch welche nicht allein ein beträchtlicher Theil Samen erspart, sondern auch eine weit vollkommnere Saat im Felde erhalten, und überdiess noch viel an Zeit gewonnen wird. Ausserdem verdienen noch zwey musterhafte Abhandlungen im zehnten Hefte, die erste über Forsttaxation und Forstbewirthschaftung, die andere über die ausserordentliche chemische Wirkung des Gypses auf den Klee und die kreuzförmigen Blumengewächse u. s. w. ausgezeichnet zu werden, in welchen die ungenannten Vff. über ihren Gegenstand viel Licht verbreiten. Der Musterwirthschaft des Hn. *von Hopfen* in Idelsberg wird sehr viel zum Ruhme nachgesagt; Hr. *v. H.* ist sogar mit derselben den berühmten *Young*, *Thaer* und *Fellenberg* zur Seite gestellt worden. Eine dergleichen ist die Graf

Franz Dietrichstein'sche zu Boskowitz in Mähren, bey welcher sich Hr. Director *Fritscher* als Musterwirth ausgezeichnet habe.

Es scheint ziemlich Mode zu werden, dass unsere heutigen Theoretiker sich einbilden, gegen die Praktiker durch die vermeintliche Kunst, alle Dinge in der Landwirthschaft, so ungleichartig sie auch immer seyn mögen, nach vermeintlichen Verhältnissen unmittelbar berechnen zu wollen, ein grosses Übergewicht zu haben. Nicht selten geben sie den Schein, als wenn sie vermöge dieser Kunst nur allein im Stande wären, den praktischen Blick mit einem ganz besonderen Lichte tiefer, als Andere, und bis auf die Elemente der Dinge richten, und mit einer angenommenen Zuverlässigkeit dem Praktiker nach dieser Theorie idealisch seine Resultate vorlegen zu können, die nach richtigen praktischen Wirthschaftsregeln nothwendig als reell erfolgen müssten. Ein solcher Modefall erschien Rec. S. 407 mit einer sogenannten Kraftberechnung (!!) des Ackerbodens in der sonst an reellen praktischen Kenntnissen reichen Abhandlung des Hn. Rittmeister *Nikolich:* über die Hindernisse, welche dem Futterkräuter- und Futtergewächs-Bau in Gallizien entgegenstehen u. s. w. Hr. N. führt daselbst an: „Nach *Thaer* behält ein, in 6jähriger Düngung stehender Boden nach abgenommener Getreideernte noch immer

mener Getreideernte noch immer	60	Grade	Kraft;
hiezu Brache giebt dem Boden . .	10	—	—
Düngung	60	—	—
	130	Grade	Kraft,
folglich, wenn Korn gebaut wird, hat der Boden die ausgewiesenen	130	Grade	Kraft,
hievon kommen dem Korn abzuschreiben	30	—	—
der Gerste	21	—	—
Summa	51	—	—

verbleiben nach der Aberntung der Gerste annoch im Boden 79 Grade Kraft" u. s. w. Allein, muss man nicht, ehe man die Richtigkeit einer Berechnung vernünftigerweise anerkennen kann, bey obigen Voraussetzungen dem Verstande einleuchtende Gründe vorhalten können, wie man vernünftigerweise ohne Reduction der *unermesslichen* Naturkräfte rational auf gemessene, d. i. auf obige bestimmte Grade hat bringen können? — Denn dass sich Hr. *N.* auf *Thaer* bezieht, ist kein Grund zu einer vernünftigen Überzeugung. Diess beweist auch S. 411 Hr. *Eissel* in seinen obgedachten landwirthschaftlichen Reisebemerkungen, wenn er sagt: „Es zeigt von den glücklichen Naturbedingungen, dass diese Felder noch so viel für die karge Pflege geben, denn nach *Thaers* Kraftberechnung ständen sie unter o, und der Ertrag würde kaum den Samen geben." — Also zeugt hier die Erfahrung gegen die Richtigkeit der *Thaer*'schen Berechnung der unermesslichen Naturkräfte. Der Herausgeber sagt in einer Anmerkung der ausserordentl. Beylage No. 12 desselben Heftes: „Ich finde auf meiner dermaligen Reise durch Böhmen Äcker genug, die auch in 40 Jahren keinen Dünger gesehen haben, und wo man es für schwer hält, auch nur die allernächst gelegenen in 6 Jahren gehörig zu bedingen. — Giebt diese Stelle nicht ebenfalls wieder einen Grund zu der Behauptung ab, dass die täuschenden Verhältnissberechnungen fremdartiger Dinge praktisch unanwendbar seyen?

Wir können hier unmöglich von dem Plane des Hn. Ritter *von Ehrenfels* schweigen, welcher gewiss vielen Lesern durch mehrere Bienenschriften *von Errichtung einer vaterländischen Bienengesellschaft durch Actien* bekannt, und von jener Zeit an allgemein als der grösste Meister in der Bienenzucht (er stand 1000 Stöcken auf verschiedenen Bienenständen selbst vor) anerkannt worden ist. Hr. *H.* wusste mit vieler Klugheit dem Hn. *v. E.* über diesen Plan, der zu jener Zeit nicht realisirt wurde, eine Erklärung abzulocken, die für die Liebhaber der Bienenzucht eben so interessant ist, als es seine Schriften alle dem Publicum überhaupt sind. In derselben sagt er: „Alle diese Aufmunterungen, mit dem Geiste des Plans und seinen Vorbedingungen unbekannt, kommen zu früh, und sind dem Ganzen des Bienenwesens nicht förderlich, sowie die voreilige Nachahmung desselben durch Hn. Pfarrer *Baal*, welcher in Österreich zu Bruck an der Leytha eine nach diesem Plane modificirte Gesellschaft, wider meinen ausdrücklichen Rath und Willen, errichtete, nachtheilig war. Ich muss mich daher über diesen, in so vielen aus- und inländischen Schriften aufgenommenen Plan noch einmal als ehrlicher Mann erklären. Ich selbst musste diesen Plan fallen lassen, weil ich ausser zweyen, von mir mühsam unterrichteten Männern keine Bienenmeister finden konnte, die solchen systematisirten grossen Zuchten mit den dabey vorkommenden Kunstgriffen vorstehen konnten. Die Sache des Plans leidet an schicklichen Orten allerdings Ausführung; ich selbst hatte derley Stände in und um Wien, und in Waldgegenden 5 bis 6. Aber die dazu nöthigen, praktisch zugezogenen, theoretisch unterrichteten, und enthusiastisch vollziehenden Menschen fehlen, und Ungeübte zerstören Plan und Resultat. Auch ist dieser Plan mit der darin aufgestellten Methode, Bienen zu benutzen und zu vermehren, nur allein für die Umgegend Wiens geschaffen und localisirt. Denn diese Methode fodert eine für natürliche Schwärme ergiebige Frühlingsgegend und nachhaltende Sommernahrung; im Herbste aber ein grosses ausgedehntes Buchweizenfeld u. s. w. Zu allem dem gehören vorzüglich geübte, *handwerksmässig* eingearbeitete Bienenmeister. Man muss einen Stand von 150 Stöcken in günstigen und ungünstigen Zeiten gesehen und behandelt haben, um die Schwierigkeiten: tausend Vorfälle schnell zu verbessern, in der Schwarmzeit oft 10 zugleich abgehende Schwärme zu behandeln, einen über den ganzen Bienenstand erregten Aufruhr durch Räuber oder Schwärmer zu tilgen u. s. w. würdigen zu können. Die Stände verlangen keine gemeinen Wärter. Es ist aber an einem reichen Honig- und Schwarm-Tage auch das schönste Naturschauspiel, Millionen lebendiger Wesen, auf Einen Punct zusammengedrängt, für und wider mit einem unnennbarem Eifer ihre Zwecke verfolgen, und dieses erstaunliche Triebwerk der Natur, auf Tod

und Leben, in jedem Einzelnen der arbeitenden Millionen so regsam zu sehen! So lange wir daher nicht schulgerechte Bienenmeister finden und haben, leidet mein Plan keine Anwendung. Diese werden wir aber aus Mangel an Unterricht nie haben, und so kann die Bienenzucht nur im Kleinen und Nebenbeschäftigung bleiben. So lange sich durch Unterricht nicht ein Stand von Bienenmeistern, schulgerecht und handwerksmäsig eingelernt, bildet, so lange ist mein Plan unausführbar u. s. w. Aus meinem Plane wäre daher für alle Gegenden höchstens die äussere Form einer danach zu errichtenden Gesellschaft, aber nicht die Methode, die Bienen zu benutzen, brauchbar. Unausführbar aber bleibt dieser Plan so lange, und selbst in der Wiener Gegend, für welche es (er) geschrieben ist, so lange wir nicht schulgerechte Bienenmeister haben, und diese hat man nicht, findet sie nicht, und wird sie aus Mangel an Unterricht nie haben können. Darum ist es zu früh, die Bienenzucht durch so ausgebreitetste grosse Mittel fördern zu wollen. Der Bienenzucht aufzuhelfen, giebt es, wie die Sachen stehen, nur *Ein* Mittel, nämlich: eine Anstalt zu gründen, an welcher dieser wahrhaft wissenschaftliche Theil der Ökonomie durch Lehre und Beyspiel, erst Grundsätze empfängt, und daraus erst Männer gezogen werden, welche danach zu arbeiten vermögen. Bis dahin ist Alles Vergeudung, und ohne diese Unterrichtsanstalt kann man höchstens für die Nachkommenschaft nur schriftlich aufbewahren, was man erfahren, und wie man diese Erfahrungen, ohne ein Leben aufzuwenden, einst wiederholen könne. Nur die Gartenbienenzucht, und die in einigen Ländern wilde Bienenzucht, kann jetzt cultivirt werden. Wissenschaftliche grosse Anstalten müssen aus obigen Gründen unterbleiben. Ich wollte aus eigenen Mitteln eine solche für ewige Zeiten fundirte Lehranstalt gründen; allein man legte keinen Werth darauf, und die Berichte der Berathenden waren meinen Vorschlägen nicht günstig. Man hat meine vielseitige Erfahrung in diesem Fache zu wenig von den jugendlichen unhaltbaren Vorschlägen Anderer unterschieden, und so könnten wohl meine Erfahrungen, angewendet auf grosse Zwecke in der Bienenzucht, mit mir untergehen. Ehrenfels." — Möchten doch recht Viele, welche zur Wiederemporbringung der Bienenzucht in ihrem Vaterlande beytragen können, diese wichtige Erklärung beherzigen! Nur müssen sie bedenken, dass die gewöhnlichen Bienenschriften, und wenn sie auch die sonst so hochberühmte Magazinbienenzucht lehrten, bey weitem nicht die hiezu erfoderlichen Grundsätze enthalten. Auch der Aufsatz S. 446, über das Sterben der Bienen, ist aus dergleichen Bienenschriften geflossen: denn von der Faulbrut, worüber hier so viel gesagt wird, scheint der Vf. auch nicht die geringste Kenntniss zu besitzen.

Ks.

(Eine Recension der folgenden Jahrgänge 1818 — 1821 wird nächstens folgen.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Ulm*, im Verlag der Stettin'schen Buchhandlung: *Adolph und Ekbert, oder der Tugend Sieg*. Ein nützliches Volksbüchlein zur Beförderung des Edeln und Verbreitung der Obstbaumzucht. 1819. VI u. 47 S. 8. (6 gr.)

Dieses für Katholiken zur Unterhaltung geschriebene Büchlein, welches nach der Absicht des ungenannten Vfs. auch der Jugend zum Lesen in die Hände gegeben werden soll; hätte wohl darum eines lehrreicheren und nützlicheren Stoffes bedurft. Es enthält nach der Erzählung des Vfs. eine alte Geschichte, die vor ungefähr 500 Jahren sich zugetragen hat, von einem edlen Grafen in Deutschland, der sich Adolph von Fliehberg nannte. Seine Gattin war eine Schwester des tapfersten Ritters seiner Zeit, Ekberts von Schenkenstein. Beide standen wegen ihrer Tapferkeit und ihrem hohen Muthe bey allen Rittern der ganzen Gegend in grossem Ansehn. Und als sie damals bey dem Aufruhre in Italien genöthigt wurden, mit dem deutschen Heere einen zweyten Feldzug zu machen, konnte Graf Adolph nicht in die Schlacht ziehen, weil er wegen der vielen ausgestandenen Strapazen und einer bedeutenden Wunde, die er erhalten, krank war. Ekbert, der seine Landwirthschaft dem Verwalter, Vetter Jakob, unterdessen anvertraute, übergab dem Grafen beym Abschiede seine Gemalin, und bat ihn, seine Agnes nicht zu verlassen. Bey der Rückkunft Ekberts aus der Schlacht wird der Graf von dem Verwalter, Vetter Jakob, der indess zu einem Bösewicht ausgeartet ist, fälschlich so verläumdet, dass Ekbert auf den Grafen so erbittert wird, dass Letzterer sich vor ihm verbergen, und in ein Kloster gehen muss. Unterwegs, als er in einem Walde ganz kraftlos unter einem Baume lag und schlief, fiel ein Apfel herab, den ass er und erquickte sich. Die Kerne aber vergrub er aus Dankbarkeit in die Erde, dass auch für andere Irrende in diesem Walde junge Apfelbäume und Früchte wachsen sollten. Er kam endlich aus dem Walde, und traf in einem Dorfe Kinder beysammen an, denen reichte er einige Äpfel, die er sich unter dem Baume im Walde aufgelesen hatte, und die Kinder brachten ihm dafür Brod. Hier lehrte er die Kinder, dass sie die Kerne aus den Äpfeln nicht mit essen, sondern in die Erde stecken sollten, dass davon junge Bäume wachsen könnten. Als er in das Kloster kam, wurde er mit einem Klosterbruder bekannt, welcher ein Gärtner war, und den Klostergarten zu besorgen hatte. Mit demselben arbeitete er gemeinschaftlich an der Verbreitung der Obstbaumzucht, so, dass noch nicht volle 10 Jahre verflossen waren, als die Gegend mit 50,000 Bäumen, meistens Äpfelbäumen, prangte, von denen schon 6000 Früchte trugen. Der Klostergärtner lehrte den Grafen, der jetzt den Namen Moritz führte, dass bey jedem Obstbaume, ja beynahe bey jeder Birne, jedem Apfel, dreyerley Kerne zu unterscheiden wären. Er machte ihn aufmerksam 1) auf die schlechten — die kranken, 2) die mittelmässigen — unvollendeten, und 3) die guten — vollendeten Kerne u. s. w. Die Geschichte endigt mit einem Turniere. Druck und Papier sind schön.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

JURISPRUDENZ.

Gröningen, b. van Bolhuis: *Seerpii Gratama*, antecessoris Groningani, *praelectiones ad prolegomena et partem primam Institutionum Justineanearum*, commodo discipulorum suorum, suoque typis expressae. 1818. XII u. 498 S. 8. (netto 3 Rthlr.)

Vorlesungen über die Justinianeischen Institutionen aus dem Lande eines *Noodt*, *Bynkershoek* u. s. w., aus welchem wir von *van de Water* eine vorzügliche Sammlung der Bemerkungen zu den Institutionen von *a Costa*, *Marcilius* und *Muretus*, und den unter allen am meisten gerühmten Institutionencommentar von *Otto* besitzen, erregen wegen des Ruhmes der Vorzeit Interesse, und wegen des in der Gegenwart neu erregten Aufschwunges der Rechtswissenschaft in den Niederlanden Erwartungen. Wir haben jenes bey dem obigen Werke reichlicher befriedigt gefunden, als dieses. Interessant war es uns, den jetzigen Standpunct der Wissenschaft des römischen Rechts in den Niederlanden kennen zu lernen, ob wir uns gleich dabey bescheiden müssen, dass das obige Werk nicht als einziger Repräsentant der niederländischen juristischen Literatur gelten kann. Neues erwarteten wir von dem Werke, schon seinem auf dem Titel ausgesprochenen Zwecke nach, gerade nicht, indess hofften wir doch auf eine zweckmässige, concentrirte Methode, an deren Stelle wir eine weitschweifige Paraphrase der Institutionen oder vielmehr Abhandlung der in den Institutionen vorgetragenen Lehren vorfanden. Was die Benutzung dessen, was unsere deutsche Literatur zu Tage gefördert hat, betrifft: so konnte auf Gajus, da er erst nach dem Erscheinen des Werkes gedruckt erschien, keine Rücksicht genommen werden; aber vieles Andere glaubten wir, wiewohl vergeblich, um so mehr benutzt zu sehen, als, nach der gegenwärtigen Stufe, auf welcher die Wissenschaft des römischen Rechts steht, die Kenntniss dessen, was nach deutschen Forschungen als wahr erkannt ist, für eine klare Einsicht des römischen Rechts unentbehrlich seyn dürfte. Das Werk ist, wie der Vf. in der Vorrede selbst bemerkt, und wie seine Form zu erkennen giebt, ein Collegienheft, nach Ordnung der Justin. Institutionen. Voran steht eine *praefatio*, worin der Vf. vom Justinianeisch-römischen Rechte überhaupt und den Institutionen insbesondere handelt. Die Bemerkungen über das Justinianeisch-römische Recht überhaupt sind so dürftig, dass man sie in jedem deutschen Institutionen-Lehrbuche besser findet. Zuerst spricht der Vf. von Justinian, dann von dem Rechtszustande vor demselben, darauf von Justinians Rechtssammlungen, dem Codex u. s. w., von den funfzig Decisionen, von den Authentiken, und endlich von den Ausgaben des Corpus juris. Überall ist nur wenig gesagt, die charakteristische Verschiedenheit der einzelnen Theile des Corpus juris gar nicht hervorgehoben, von den Widersprüchen der einzelnen Theile unter sich nur der Fall des Widerspruchs zwischen Pandekten und Institutionen erwähnt, Irnerius als der Verfasser der Authentiken im Codex genannt u. s. w. Unbekannt scheinen dem Vf. die Authentiken in den Institutionen zu seyn. Unter den Ausgaben des Corpus juris werden nur die bekanntesten Gothofredischen angeführt, und nicht einmal die Gebauer-Spangenberg'sche genannt.

Was der Vf. über die Institutionen insbesondere sagt, ist ebenfalls sehr mangelhaft. Von Handschriften und Recensionen des Textes, auch von der Paraphrase des Theophilus, findet sich hier nicht ein Wort. Institutionen-Commentare sind nicht bemerkt, und von Compendien nur das Böckelmann'sche hervorgehoben. Die Bemerkungen über Gajus erleiden, seitdem wir dessen Institutionen haben, viele Abänderungen. Bey dem Justinianeischen Institutionen unterscheidet der Vf. *prolegomena*, welche er im 1ten und 2ten Titel des ersten Buchs findet, sodann *corpus libelli*, vom 3ten Titel des 1ten Buches bis zum 6ten Titel des 4ten Buches, und den *appendix*, vom 6ten Titel des 4ten Buches bis zu Ende. Das *Corpus libelli* theilt der Vf. wieder in das *jus personae*, *jus reale* und *jus in personam*. Der Zusammenhang zwischen dem Obligationenrecht (*jus in personam*) und dem *appendix*, der von den Actionen handelt, ist dem Vf. entgangen; daher er denn auch meint, dass *Gajus* bey seinen Institutionen einen solchen Anhang von den Actionen nicht gehabt, und dieselben nur in 3 Bücher eingetheilt habe, was sich durch den aufgefundenen Gajus hinreichend widerlegt.

Auf die *praefatio* folgt bey dem Vf. die Erläuterung des beiden ersten Titel des ersten Buches der Institutionen, — die von ihm sogenannten Prolegomenen. Die römischen Begriffe von *jus*, *justitia*, *jurisprudentia* werden hier erläutert, aber ohne Rücksicht auf philosophische Ableitung und Begründung. Ebenso

die *tria praecepta juris*. Das *honeste vivere* bezieht der Vf. auf die hergebrachte *honestas*, im Gegensatz von der natürlichen. Das *alterum non laedere* charakterisirt er als negative Verbindlichkeit, durch welche man, etwas nicht zu thun, gehalten sey, und das *suum cuique tribuere* als affirmative Verbindlichkeit, welche auf ein Thun gerichtet ist. — Zum *jus naturae* der Römer rechnet der Vf. dreyerley, das, was die Selbsterhaltung, die Erhaltung der Unserigen, und die Erhaltung des Geschlechts betrifft. Ganz richtig trennt der Vf. bey dem römischen *jus gentium* das *j. g. domesticum* und *extraneum*. Beide Arten sind dem Rechtsgrunde nach gleich, sie sind *jus constitutum* auf dieselbe Weise, aber ihre Wirksamkeit ist verschieden, indem das *jus g. domesticum* im Staate, das *extraneum* gegen Staaten gilt, jenes Privatrecht, dieses Völkerrecht, nach unserem jetzigen Sprachgebrauche, ist. Über die Arten des *juris scripti* trägt der Vf. nur Bekanntes vor. Die scharfsinnigen Bemerkungen *Hugo's* über die *lex regia* und das *edictum perpetuum* sind ihm unbekannt. Ganz unbedeutend ist die Darstellung des Gewohnheitsrechts. Bey der Lehre von der Interpretation richtet sich der Vf. hauptsächlich nach *Hugo Grotius* (*de jure belli et pacis*, II — 16).

Nach den Prolegomenen handelt der Vf. die *pars I. Institutionum de jure personarum* ab. Verhältnissmässig kurz ist die im 5ten bis zum 7ten Titel des 1ten Buches der Instit. befindliche Lehre von Sclaven, Freygelassenen u. s. w. durchgegangen. Rechtshistorische Untersuchungen nach *Heineccius* und *Bach* sind dabey, sowie auch sonst, nicht berücksichtigt. Bey dem 9ten Titel, *de patria potestate*, sind die väterlichen Rechte nach altem Rechte, das *jus vitae et necis*, die *liberorum venditio*, *infantum expositio* u. s. w. etwas ausführlicher dargelegt, und die Rechte nach dem neueren Recht bloss aufgezählt, mit Verweisungen, wo ihre nähere Erörterung zu suchen ist. Mit gleicher Unterscheidung des alten und Justinianeischen Rechts hat der Vf. den 10ten Titel, *de nuptiis*, und die beiden folgenden Titel über die Adoption und Aufhebung der väterlichen Gewalt erörtert, ohne jedoch dabey auf Forschungen auszugehen, und daher ohne eigentlich wissenschaftlichen Gewinn. Am ausführlichsten ist die Lehre von der Vormundschaft bey dem 13ten bis 26ten Titel abgehandelt, und hier hat denn auch der Vf. noch am meisten sich auf Untersuchungen eingelassen. Fast die Hälfte des ganzen Werkes beschäftigt sich mit der Vormundschaft. Die Untersuchungen des Vfs. beziehen sich hauptsächlich auf die Excusationen von der Vormundschaft und auf die Lehre *de suspectis tutoribus*. Beide Materien hatte der Vf. früher in besonderen akademischen Vorträgen erörtert. Bey den Excusationen sind die, *qui arcentur aut removentur*, und die, *qui*, *proposita causa*, *liberantur a tutela* unterschieden, und bey jenen insbesondere die Ausschliessung der Minderjährigen, indem *l.* 5 *C. de legit. tut.* gegen *Vinnius* in Schutz genommen wird, ferner die Ausschliessung derer, die mit dem Mündel als Gläubiger oder Schuldner in Rechtsverhältnissen stehen, und des Ehemannes in Bezug auf die *cura uxoris*, mit Rücksicht auf das vorjustinianeische Recht, näher betrachtet. Die Fälle, wo Jemand *proposita causa* liberirt wird, bringt der Vf. auf zwey Classen zurück, wovon die eine die Fälle, welchen eine *causa naturalis*, z. B. *furor*, die andere die Fälle, denen eine *causa legitima*, z. B. Amtsverhältnisse, zu Grunde liegt, umfassen soll. Die erste Classe reducirt er auf die Formel: *nolo tutor esse, quia non possum*, die zweyte auf die Formel: *nolo tutor esse, quia is sum, cui lex nominatim permisit, ut me possim ab onere liberare*. Wir bezweifeln, dass diese, noch dazu in den Gesetzen nicht vorkommenden, Unterscheidungen zweckmässig seyen, ja sie sind wohl, den Gesetzen und der Natur der Sache nach, ganz unhaltbar. Die Gesetze trennen augenscheinlich die Unfähigkeit zur Vormundschaft (Dig. XXVI, 1. Cod. V, 34 und 35, die s. g. *excusatio necessaria*) von der Excusation (Inst. 1, 25. Dig. XXVII, 1. Cod. V, 62 — 69, die s. g. *excusatio voluntaria*), und unfähig sind nicht bloss diejenigen, *qui arcentur a tutela*, sondern auch diejenigen, welche wegen einer *naturalis causa*, wegen Unvermögen, liberirt werden. Hiermit stimmt die Natur der Sache vollkommen überein, und der Vf. wirft ohne allen Grund die Liberation wegen Unvermögen mit der Liberation wegen einer *causa legitima*, welches die eigentliche *excusatio* ist, zusammen. — Bey der Lehre vom *suspectus tutor* vertheidigt der Vf. zuvörderst gegen *Vollenhoven* die Ansicht, dass der Vormund nur wegen *dolus* als suspect postulirt werden könne, und hebt dann den Unterschied zwischen dem *tutor suspectus* und *quasi suspectus* hervor, wobey er ganz richtig den charakteristischen Unterschied, abweichend von *Voet* und *Vollenhoven*, dahin angiebt, dass der *suspectus tutor* wegen *dolus*, *ex legitima causa*, postulirt, dagegen der *quasi suspectus* nicht *ex legitima causa*, sondern nur nach Analogie des *suspectus tutor* vom Prätor entfernt werde. Sonst vertheidigt der Vf. noch die Ansicht, dass der Vormund wegen *dolus*, nicht aber wegen *culpa lata*, infam werde.

Mit der Lehre von der Vormundschaft schliesst sich das Werk. Angehängt sind noch ein *index* zu den Paragraphen des Prooemiums und des ersten Buches der Institutionen, ein *Index* der erläuterten Stellen aus den Quellen, ein *index scriptorum ac Ictorum*, ein *index generalior rerum*, und zwey Tabellen über die Prolegomenen und das Personenrecht, welche zusammen den fünften Theil des Werkes ausmachen. Theils hiedurch, theils durch die im Texte selbst befindlichen, dem mündlichen Vortrage entsprechenden Wendungen und nur zu häufigen Wiederholungen und Recapitulationen, hat die Arbeit des Vfs. einen, mit dem geringen Umfange des Inhalts nicht harmonirenden, zu grossen äusseren Umfang erhalten. **O.**

JUGENDSCHRIFTEN.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Geschichte aus der heil. Schrift*, für Knaben und Mädchen erzählt v. *Alb. Lud. Grimm*. I Bd. das alte Test. II Bd.

das neue Test. . mit vielen Holzschnitten. 1817. XII u. 420. XX u. 338 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dafs die Bibel gar nicht für Kinder sey, ist mehrmals schon mit vielem Scheine behauptet worden. Sie geht nämlich ganz in das Leben erwachsener, oft sehr verdorbener, Menschen ein, und entfernt sich eben dadurch von der Kinderwelt und deren Unbefangenheit. Ja, sie spricht oft von Dingen, welche Kindern noch ganz unbekannt bleiben sollen. Gleichwohl ist auf der andern Seite der kindliche Ton, in welchem die Bibel oft lehrt und erzählt, so ganz anziehend für das kindliche Gemüth, dafs ihre Lehren und Erzählungen vorzüglich für Kinder zu seyn scheinen. Was ist also natürlicher, als einen Mittelweg einzuschlagen, und aus der Bibel für Kinder nur das auszuwählen, was für sie geeignet ist? Diese Wahl aber ist schwieriger, als man denken sollte. Denn alle die, welche sie bisher zu treffen suchten, haben nicht selten falsch gewählt. Die Frage, auf deren Beantwortung hiebey Alles ankommt, ist die: Was sollen denn Kinder eigentlich aus der Bibel lernen? Aber eben diese Frage scheint von den Verfassern solcher Bücher, dergleichen wir eins vor uns haben, theils gar nicht erwogen, theils falsch beantwortet zu werden. Sollen die biblischen Erzählungen nichts, als Sittenlehren in Beyspielen seyn: so giebt es ja wohl Beyspiele genug, aus der neuern Zeit, aus der Kinderwelt, aus unseren Gegenden gesammelt; warum denn also das zu Entfernte, das zu Schwere, das zu Alte wählen? Sollen aber jene Erzählungen geschichtliche Beweise für die Lehren der Religion abgeben, so ist zu bedenken, wie leicht das Alte, das Fremde, das Wunderbare zweifelhaft zu machen ist. Wie, soll denn die ganze Religiosität der Kinder mit dem Glauben an gewisse Wundergeschichten stehen und fallen? Aber, was sollen denn nun Kinder eigentlich aus der Bibel lernen? In ihrer Art eben das, was Erwachsene aus derselben lernen sollen, nämlich den Unterschied des ächten Glaubens und des Aberglaubens, den Vorzug, welchen der ächte Glaube vor dem Unglauben und Aberglauben hat. Glaube im Gegensatz mit Unglauben und Aberglauben ist nichts Anderes, als *Ableitung sinnlicher Thatsachen von übersinnlichen Ursachen.* Ist diese Ableitung *willkührlich*, so ist sie *Aberglaube.* Unglaube hingegen ist die Ablaugnung aller übersinnlichen Ursachen. Dafs nun das menschliche Leben durch den Unglauben sowohl, als durch den Aberglauben, in Unmenschlichkeit verfalle, und nur durch ächten Glauben ächt menschlich werde, diefs soll die Bibel uns beurkunden, und diefs kann uns kein Buch in der Welt so beurkunden, als die Bibel, wenn sie recht verstanden wird. Aber sie zeigt uns den Glauben, wie er von jeher unter den Menschen war, meistentheils vermischt mit Aberglauben. Eben deshalb ist es die Pflicht ihrer Erklärer, bemerkbar zu machen, wo und in wie fern sie uns das Wesen und die Wirkungen des ächten Glaubens und des Aberglaubens beschreibe. Darauf, darauf sehe man vorzüglich auch dann, wenn man ihr, um Geist und Herz der Kinder zu bilden, nacherzählt. In wie fern Kinder die unmenschlichen Folgen des Unglaubens und Aberglaubens zu beurtheilen fähig sind, in so fern zeige man sie ihnen aus der Bibel. Und ganz vorzüglich stelle man ihnen, was aus der Bibel am Besten zu erkennen ist, ins Licht: dafs nämlich die Menschen durch den Glauben an das Unsichtbare, an göttliche Regierung, an göttliche Vergeltung, je reiner und ächter er war, um desto menschlicher geworden sind.

Sind nun diese Grundsätze richtig, und kann eine biblische Erzählung, je weniger sie in diesem Geiste aufgefafst wird, um desto weniger seyn, was sie seyn soll: so hat der Bibel Niemand schlechter, Niemand unverständiger nacherzählt, als der Vf. des angezeigten Werkes. Denn hätte er die heillose Absicht gehabt, alle Menschlichkeit im kindlichen Herzen zu ersticken, und dafür den gröbsten Aberglauben hineinzupflanzen: so hätte er diefs nicht besser ausführen können, als durch diese seine Manier, der Bibel nachzuerzählen. Sie ist zwar sehr langweilig, aber dennoch würde sie manche Kurzweil geben, wenn wir sie absondern könnten von ihrem ehrwürdigen Stoffe. Bedenken wir aber, wie sehr derselbe hier verunstaltet wird, wie doch wohl auch aus diesem Buche so manches junge Gemüth Aberglauben und Grausamkeit einsaugen wird: so möchte das Herz uns bluten. Auf den Holzschnitten hier sehen wir nicht blofs die abscheulichsten Fratzen, welche aber zum Glück oft kaum zu erkennen sind; Menschen, so grofs, wie der babylonische Thurm, Elephanten mit langen Zähnen kleiner, als ein menschliches Weib; einen Joseph als ägypt. Vicekönig, ganz türkisch gekleidet, mit einem barbarischen Säbel an der Seite; Könige, krank und im Bette liegend, mit der Krone auf dem Kopfe, als ob sie angewachsen wäre. Doch diefs wäre blofs lächerlich; wenn aber die gröfsten Unmenschlichkeiten uns überall fratzenhaft angrinsen, eine Judith z. B. in der einen Hand Holofernes Haupt haltend, mit der andern ein Henkerschwert schwingend; ein Abraham, als ob er den knieenden Sohn bey den Haaren raufte, und henkermäfsig so eben niederhauen wollte; eine Jael mit dem Hammer in der Hand, und einen Mann vor ihr, mit einem Nagel im Schlafe; ein armes Kind von einem Henker am Füfschen gehalten, und mit dem Kopfe zur Erde herabhängend, und das Messer, mit welchem es getheilt werden soll, hiebfertig in der andern Hand des Henkers — so mufs das Lachen sich doch wohl in Unwillen verwandeln. Der Text aber ist nicht besser, als die Holzschnitte. Überall werden die gröfsten Unmenschlichkeiten als gottgefällige Thaten erzählt. Aber wie kann diefs auch anders seyn, da die auffallendsten Betrügereyen des Aberglaubens als göttliche Wirkungen geschildert werden? Dafs Bileams Esel geredet, Bileam selbst einen Engel gesehen und gesprochen habe, läfst sich aus der biblischen Erzählung leicht als ein blofses Vorgeben des listigen Gauklers erkennen; aber Hr. *Gr.* erzählt es als ein wahrhaftiges Wunder von Gott. Dafs die Hexe zu Endor Samuels Geist herbeygerufen, und dem Könige Saul unter die Augen gestellt habe, diefs erzählt Hr. *Gr.* ebenfalls, nicht etwa als eine betrügerische Gaukeley, sondern als eine Thatsache, die

durch Gottes Mitwirkung geschehen sey. Also hat Gott selbst der Hexe zu Endor beygestanden! und er hatte doch das Unwesen derselben bey Todesstrafe verbieten lassen! Wer der Bibel nacherzählen will, sollte auch ihre Sprache verstehen, und die Zeiten, von welchen sie spricht, so viel als möglich sich vergegenwärtigen. Hätte nun Hr. *Gr.* sich nicht bloss auf die Übersetzer des Daniel verlassen; hätte er die Worte des Erzählers recht genau genommen, in die Zeiten und Länder, von welchen derselbe redet, sich mit Hülfe der Alterthumskunde versetzt; so würde er die höchst merkwürdigen Erzählungen von den drey Männern, welche in den Glutofen geworfen werden *sollten*, von der räthselhaften Warnungsschrift in Belsazers Pallaste, von Daniels Rettung aus der Löwengrube, gewiss nicht auf die märchenhafte Weise nacherzählt haben, auf welche sie, nicht von dem Aramäischen Urerzähler, sondern bloss von den Übersetzern erzählt wird. Doch ferne sey's von uns, alles Wunderbare aus den biblischen Erzählungen verbannen zu wollen; aber das eigentliche Merkmal eines jeden wahren Wunders, nämlich die Übereinstimmung, das Zusammentreffen der Wunderthat mit irgend einer besondern göttlichen Offenbarung sollte allemal nachgewiesen werden. Denn nach den Lehren der Bibel selbst kann die wunderbarste That geschehen, ohne Übereinstimmung mit irgend einer Belehrung, welche durch die strengste Prüfung als Gottes Wort sich bewährt, ist sie doch kein wahres Wunder, kein Zeichen göttlicher Sendung. Wer dieses Merkmal der wahren Wunder kennt, der fragt bey den Wunderthätern unserer Zeit vor allen Dingen nach der neuen Offenbarung, welche durch diese neuen Wunder in die Welt eingeführt werden solle. Wäre es also nicht recht gut, wenn man die Jugend schon auf dieses Merkmal aufmerksam machte? Diess sollte besonders bey den Wunderthaten Jesu geschehen. Hr. *Gr.* aber hat auch diese losgerissen von dem eigentlichen Endzwecke des Lebens J. Chr. und vereinzelt. Doch nicht bloss mit den Wundern, sondern mit den Vorfällen im Leben Jesu überhaupt, ist Hr. *Gr.* höchst willkührlich umgegangen. So soll Petrus Schwiegermutter noch vor der Bergpredigt geheilt worden seyn, und doch erzählt Matthäus, ein Apostel J. Chr., jene Heilung in geschichtlicher Folge erst nach der Bergpredigt. In Nazareth soll Jesus als öffentlicher Lehrer zweymal gewesen seyn, ob er gleich das erstemal von Nazareths Bewohnern zur Stadt hinausgestossen ward. Doch wann würden wir fertig werden, wenn wir auch nur die auffallendsten Unordnungen hier rügen wollten? Gleiche Willkühr herrscht auch nicht selten in der Wahl des Ausdrucks, und zwar überall, wo der Vf. von den Worten der Bibel, oder auch nur der Lutherischen Übersetzung, abweicht. So soll Potiphars Weib zu ihrem Manne gesagt haben: „der hebräische Knecht, den du uns hereingebracht hast, dienet dir nicht so treu, als du glaubst, und sucht dir zu veruntreuen, was dein ist; darum sorge, dass du ihn wegbringest." Hat der Erzähler für die Jugend Ursache, von den Worten der Bibel abzuweichen: so weiche er wenigstens von ihrem Sinne nicht ab, am allerwenigsten schieb' er seinen Sinn und seine Worte ihr unter. *Überhaupt muss eine Erzählung aus der Bibel für Kinder so abgefasst seyn, dass es selbst dem Kinde bemerkbar werde, was der Bibel, und was dem Erzähler und Erklärer angehöre.* So hätte Hr. *Gr.* in der angeführten Stelle etwa folgendermassen erzählen können: „Aber es thut mir Leid, Kinder, dass ich euch sagen muss, was Joseph für schlechten Lohn für seine Treu' empfing. Daran war seines Herrn Gemalin Schuld. Diese wollte ihn zum Werkzeuge ihrer Laster machen; er aber sprach: „„Wie sollt' ich solch gross Übel thun, und wider Gott sündigen!"" — Diese schönen Worte, welche ein Denkspruch für Kinder werden sollten, hat Hr. *Gr.* ganz weggelassen. — „Nun wollte das Weib, da Joseph sich nicht missbrauchen liess, ihn wenigstens unglücklich machen. Sie verläumdete ihn also bey seinem Herrn, und brachte den unschuldigen Jüngling ins Gefängniss. Aber dennoch, Kinder, werdet ihr hören, wie gut es war, dass Joseph sich nicht verführen liess." Im Erklären ist Hr. *Gr.* ganz unglücklich. Matth. 11, 19 sagt Jesus nach Luthers Übersetzung: „Die Weisheit muss sich *rechtfertigen* lassen von ihren Kindern." Statt „*rechtfertigen*" hat Hr. *Gr.* „*richten*" gesetzt, und noch überdiess „von *allen* ihren Kindern" gesagt. Also von *allen* ihren Kindern muss die Weisheit sich richten lassen? Aber der Ausdruck Jesu bezieht sich auf Spr. Sal. 1, 24 — 32, und heisst nichts Anderes, als: „*die Weisheit wird gerächet an ihren Kindern.*" Die ungehorsamen Kinder, welche nicht auf sie hören, stürzen sich dadurch selbst ins Unglück. — Die Gleichnisse Jesu von dem neuen Lappen auf dem alten Kleide, und von dem Moste in alten Schläuchen, sollen nichts Anderes andeuten, als dass die Religionsverfassung der Juden zu alt und zu verdorben sey, um bloss reformirt, oder durch einige neue Einrichtungen verbessert zu werden, und dass hingegen der Geist, mit welchem Jesus die Menschen beleben wollte, zu stark, zu kraftvoll sey, um in die alte, engherzige, morsche Religionsverfassung der damaligen Juden sich einzwängen zu lassen. Aber wie hat Hr. *Gr.* diese Gleichnisse erklärt? Folgendermassen: „Also sollen sich auch meine Jünger in gleichgültigen Dingen nicht an neue Lebensart gewöhnen." Am besten hat Hr. *Gr.* erzählt, wo er gar nichts änderte und gar nichts erklärte; aber dann ist sein Buch ebenso, wie ein Evangelienbuch, zu lesen. Diess gilt vom andern Theile, in sofern derselbe bloss die Geschichte Jesu enthält; aber es geht ein Auszug aus den BB. Esra, Nehem. und der Makkabäer voran, und ein anderer aus der Apgesch. folgt nach. In diesen Auszügen nun hat Hr. *Gr.* so, wie im ganzen ersten Theile, wo Alles, was im A. T. geschichtlich ist, wo selbst das B. Tob. auf *Grimm*'sche Art mitgetheilt wird, seiner Erzählungslaune freyeren Spielraum gelassen. Da kommen auch wohl Verse vor, als I, 252:

Doch David's Lob lasst uns an'n Wolken tragen,
Denn David hat Zehntausende erschlagen.

Ms.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 2.

PÄDAGOGIK.

Leipzig u. Merseburg, b. Klein: *Der Jugendfreund, zur Bewahrung der Unschuld, zur Beförderung der sittlichen Güte und der Lebensfreuden.* Ein Hausbedarf, Ältern, Lehrern und Erziehern gewidmet. Mit einem hieher gehörigen Anhange von dem verewigten D. *Less*, und einer in der That einzigen und seltenen Kanzelrede über den Geschlechtstrieb von einem katholischen Geistlichen in Spanien. Herausgegeben von D. *Johann Heinrich Martin Ernesti*, Sr. Herzogl. Durchlaucht zu S. Coburg und Saalfeld wirkl. Rathe und Professor. 1817. 137 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift meint, die Frage, ob es rathsam sey, von der Erzeugung des Menschen und den dahin einschlagenden Dingen jungen Leuten, und auch Kindern, Unterricht zu ertheilen, dürfe unser Nachdenken nicht mehr beschäftigen, da einsichtsvolle Männer über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines solchen Unterrichts entschieden hätten. Aber über die Art und Weise, wie dieser Unterricht ertheilt werden solle, sey die Sache noch nicht abgethan. Er will desswegen in diesem Jugendfreunde ein Beyspiel dieses Unterrichts aufstellen. Das Charakteristische von diesem Unterrichte beschreibt er S. 5: „Man suche nur immer die jungen Gemüther vor und bey Ertheilung des Unterrichts von der Erzeugung des Menschen, und auch nachher, immer in der Richtung auf Gott und Tugend, und auf die Glückseligkeit, welche der Tugend folgt, zu erhalten.“ Rec. hat die Meinung, dass ein solcher Unterricht gar nicht auf eine förmliche Art und weitläuftig zu ertheilen sey. Giebt es bey der Erziehung eine zufällige Gelegenheit, von dieser Sache zu sprechen, so sey der Unterricht darüber ganz kurz, mit Hinweisung auf die Erfahrung bey den Thieren. Ein *gründlicher* Unterricht über die Entstehung und Ausbildung des Menschen im Schoosse der Mutter ist nicht einmal Bedürfniss für Kinder. Auch die Warnungen und Belehrungen in Rücksicht der Befriedigung des Geschlechtstriebes sind nur gelegentlich beyzubringen. Freylich hat unser Vf. eine ganz entgegengesetzte Ansicht von dieser Sache, und wir wollen in dieser Rücksicht ihn nicht tadeln. Aber dass er Alles übertreibt, wie seine Vorgänger, die vor etwa 30 Jahren diese Materie bis zum Ekel auseinandergesetzt haben, dass sein Vortrag wegen Weitschweifigkeit und der gar zu häufig angebrachten religiösen Tendenz oft widerlich und lächerlich wird, können wir nicht verschweigen. Wir werden bey der speciellen Anzeige des Inhalts dieser Bogen die Belege zu diesem Urtheile beybringen. Das Ganze hat VI Abschnitte. Der erste hat die Überschrift: „*Belehrung von der Erzeugung des Menschen nach den Vorbereitungen.*“ Schwerlich wird man aus dieser Überschrift den Inhalt dieses Abschnittes erkennen. Der Vf. will da den Werth und die Wichtigkeit des Geschlechtstriebes auseinandersetzen, und ruft dazu Gott, weil „der höchstwichtige Gegenstand es heische,“ in einem andächtigen Gebete an. Er bringt hierauf die trivialsten Gedanken zum Vorschein, welche die Wichtigkeit des Geschlechtstriebes ins Licht setzen sollen, z. B. dass die Vielheit der Menschen wegen der wechselseitigen Unterstützung erwünscht sey; dass Gott die Menschen der „hohen Ehre“ würdige, zum Daseyn eines Menschen mitzuwirken; dass die Menschen nicht gern sehen, dass ihr Vermögen nach ihrem Tode in ganz fremde Hände komme; dass die Menschen wünschen, dass ihr Geschlechtsname fortdaure u. s. w. Der II Abschnitt enthält die „*Entstehungs- und Bildungs Geschichte des Menschen im Mutterleibe.*“ Hier wird beschrieben, wie sich ein Ey von dem Eyerstocke losreisst, durch trompetenförmige Kanäle in den Theil geht, worin die Frucht empfangen und bis zur Geburt getragen wird, wie sich nach Maasgabe der Monate der Embryo entwickelt, wie durch die Nabelschnur bewirkt wird, dass das Kind bey den verschiedenen Bewegungen der Mutter immer in einer guten Lage bleibe. Immer wird dabey durch Ausrufungen auf die Macht und „*unbegreifliche*“ (!) Weisheit Gottes aufmerksam gemacht. Besonders wird die Nabelschnur S. 19 als „ein auffallender Beweis der zärtlichsten Vaterliebe Gottes gegen uns“ dargestellt, und zur Dankbarkeit auf folgende Art ermuntert: „Verdient er (Gott) nicht unsere Dankbarkeit und Gegenliebe? — Da Gott unseren Leib so hoch hält, dass er zu dessen Erhaltung und Sicherheit so viele und weise Anstalten macht, wie — sollten wir denn gleichgültig gegen denselben seyn? Sollten wir ihn nun auf irgend eine Weise in Gefahr setzen, Scham-

den zu leiden? oder eine solche Lage annehmen, deren öftere Wiederholung unseren Körper missstalten kann? Fern sey es von uns, dass wir den Leib, welchen Gott als ein so grosses Kleinod bewahrte, gering schätzten" u. s. w. Bey der Bemerkung, dass die Nabelschnur auch das Mittel zur Nahrung für das Kind sey, werden S. 20 folgende religiöse Gedanken angebracht: „Sehen Sie, so sah Gott von Ihrer ersten Entstehung an auf Sie, bewahrte Sie, da Sie noch im Mutterleibe waren, vor Allem, was Ihnen schädlich seyn konnte, und erhielt sie mit solcher Nahrung, die ihre schwächlichen und zarten Körperchen vertragen konnten! Wie gütig ist Gott!" u. s. w. — Aber warum hat Gottes Güte, die uns im Mutterleibe bewahrt vor Allem, was uns schädlich seyn könnte, nicht auch dafür gesorgt, dass die Mutter während ihrer Schwangerschaft instinctmässig nichts thut, was ihrer Frucht nachtheilig ist? Man ziehe nur nicht Gelegenheiten mit den Haaren herbey, um religiöse Gedanken daran zu knüpfen. Die Natur stellt uns Schauspiele genug vor Augen, durch welche wir die Jugend auf Gottes Macht, Güte und Weisheit aufmerksam machen können, ohne dass wir nöthig haben, unsere Zuflucht in dieser Rücksicht zu der dunkelen Entstehungsgeschichte des Menschen zu nehmen. — Im III Abschnitte sollen *Erinnerungen* gegeben werden, „*wegen des schlüpfrigen Welttons in Ansehung dieser höchst ehrwürdigen Sache.*" Man soll nicht mit „Leichtsinn und vernunftentehrendem Scherze von dieser ehrwürdigsten Sache" sprechen, weil man etwas Göttliches zum Scherze mache. Diess ist der Hauptgedanke, über welchen in diesem Abschnitte declamirt wird. Der IV Abschnitt hat den Titel: „*Die Unkeuschheit mit ihren Folgen.*" Es ist kein Übel, was nicht der Unkeuschheit als Folge aufgebürdet würde. Sie führt zur Armuth, sie macht Diebe und Mörder. Um dieses zu beweisen, erzählt der Vf. S. 36 eine Geschichte von einem jungen Menschen, der von einer Buhlerin, die von ihm Geld erhalten will, verleitet wird, seinen Oheim am hellen Tage zu ermorden. Der V Abschnitt handelt *von der Ehe und dem Ehebruche.* Auch dieser Abschnitt, welcher das Unerlaubte des Ehebruchs auseinandersetzt, erweckt kein Interesse. Form und Inhalt sind gemein. Der VI Abschnitt enthält in 13 Seiten: „*Einige physische Mittel zur Bewahrung der Keuschheit.*" Vermeide erkünstelte Speisen, hitzige Speisen und Getränke, allzu nahrhafte Speisen, vielgesalzene Esswaaren, vieles Fleischessen. Sey mässig im Essen und Trinken, fliehe allzu grosse Ruhe, suche Arbeit, Übungen in der Tonkunst, trinke wenig, liege nicht auf dem Rücken, sey wachsam auf dich selbst, um Aufgelegtheit des Körpers zu wollüstigen Regungen zeitig wahrzunehmen, suche Zerstreuungen in der Arbeit; diess sind die Mittel zur Bewahrung der Keuschheit. No. 13 ist mit No. 8 einerley, und No. 10 ist in No. 6 enthalten. Es folgt hierauf ein Anhang von dem verewigten Dr. *Less*, wie auf dem Titel steht; aber richtiger ausgedrückt muss es heissen: Mit einem Anhange, der zwey Predigten von dem verewigten D. *Less*, und eine Kanzelrede u. s. w. enthält. Eine Recension der zwey schon im Druck vorhandenen Predigten vom D. *Less: über die Seligkeit der bewahrten Unschuld*, gehört nicht hieher; aber zu bemerken ist, dass in diesen Predigten die bewahrte Unschuld nicht eine Entfernung von den Ausschweifungen des Geschlechtstriebes bezeichnet, sondern ein reines, gutes Gewissen überhaupt andeutet, und dass mithin diese Predigten nicht in diesen Jugendfreund gehören. Die Kanzelrede über den Geschlechtstrieb, von einem katholischen Geistlichen in Spanien, gehört auch mehr in eine Wochenschrift für Eheleute, als in diesen Jugendfreund.

K. n. m.

München, b. Lindauer: *Neues allgemeines deutsches Unterrichts- und Lese-Buch für Bürger- und Land-Schulen und häusliche Bildung.* Von *Augustin Engelbrecht*, Elementarlehrer in Holzkirchen. 1819. 385 S. 8. (16 gr.)

Dieses Unterrichts- und Lese-Buch hat 11 Abschnitte. Der I Abschnitt enthält: „Gute Lehren, Denk- und Sitten-Sprüche." Bey diesen Denksprüchen vermisst man die Ordnung. Sie hätten, da sie 33 Seiten einnehmen, unter gewisse Rubriken gebracht werden sollen. Man findet auch mehrere solcher Denksprüche, welche zur Vermeidung des Missverstands und Irthums einer Erklärung bedürfen. So steht z. B. S. 1. „Bete alle Morgen und Abende zu Gott, und glaube sicherlich, dass es bald schlimm mit dir gehen wird, wenn du diese schöne Übung unterlassen wirst." — Die christliche Religionslehre macht uns ein Beten ohne Unterlass, ein nicht auf eine bestimmte Zeit eingeschränktes Andenken an Gott, zur Pflicht, und es ist der wahren christlichen Frömmigkeit, welche nur in der Ausübung christlicher Liebe besteht, nachtheilig, wenn man das Gebet an gewisse Stunden knüpft, und dadurch den Glauben veranlasst, dass es nicht ein Mittel zur Frömmigkeit, sondern die Frömmigkeit selbst sey. S. 10. „Eine verschwundene Minute ist eben so lang, als ein vergangenes Jahrhundert." — „Eine unzeitige Scham ist nicht mehr eine tugendhafte Regung. Sie ist vielmehr die Wirkung eines unbiegsamen Hochmuths (?), der sich wider die Erniedrigung empört, die wir uns nothwendig gemacht haben, und der wir uns wenigstens mit Geduld, als einer natürlichen und gerechten Strafe, unterwerfen sollen." — Dergleichen Sätze lassen sich nicht gut der Jugend erklären, weil dabey deutliche Begriffe vorausgesetzt werden, welche bey Kindern nicht vorhanden sind. Denk- und Sitten-Sprüche müssen kurz und leicht verständlich seyn, wenn sie vom Gedächtnisse leicht aufgefasst werden sollen. Rec. empfiehlt daher dem Vf. bey einer zweyten Auflage dieses Schulbuchs diesen ersten Abschnitt zu einer strengeren Revision. Der zweyte Abschnitt, welcher *Wohlstandsregeln* vorträgt, stellt keinen Begriff von Wohlanstän-

digkeit auf, und einige Regeln z. B. No. 5. „Rede überhaupt von Niemanden Böses" u. s. w. sind nicht zu den Regeln der Wohlanständigkeit, sondern zu den Pflichten der Frömmigkeit oder Sittlichkeit zu rechnen. Der dritte Abschnitt hat die Überschrift: Körperlehre, und handelt zuerst von dem menschlichen Körper. Diese Körperlehre ist aber für Kinder zu speciell und weitläuftig, und die Namen von Knochen, Häuten und Adern prägen sich dem Gedächtnisse ohne einen anatomischen Apparat nicht leicht ein. Auch sucht man bey der anatomischen Beschreibung der einzelnen Theile des Körpers keine Mittel für Zahnweh und Kopfschmerzen. Diese hätten, wenn sie ja angegeben werden sollten, der folgenden Abtheilung in diesem Abschnitte, welcher von der Krankheit und der Gesundheit des Körpers handelt, vorbehalten bleiben müssen. Die allgemeinen Regeln zur Gesundheit sind hier sehr zweckmäsig abgefasst; aber unzweckmäsig ist die blosse Aufzählung der Krankheiten, welchen der Mensch unterworfen ist. Die dritte Unterabtheilung in diesem dritten Abschnitte, der den allgemeinen Titel Körperlehre führt, handelt „von der menschlichen Seele und ihren Kräften." Man begreift nicht, wie diese Unterabtheilung unter dem allgemeinen Titel: *Körperlehre*, stehen kann, da der Vf. kein Materialist ist, wie man aus der Bearbeitung dieser Seelenlehre sieht. Sie ist kurz und gut. Nur ist dabey zu erinnern, dass der Vf. die Worte *gut* und *böse*, *recht* und *unrecht*, *wahr* und *falsch* braucht, ohne diese Begriffe vorher zu bestimmen.

Der vierte Abschnitt betrachtet die Menschen nach ihrer verschiedenen Lebensart, und enthält alte und neue Geschichte. In der alten Geschichte ist die Geschichte der Assyrier, Babylonier, Phönicier, Ägypter, Juden, Perser, Griechen und Römer kurz berührt, sodass nur eine Übersicht davon gegeben wird, was Rec. sehr billigt, da die Geschichte ohne Geographie unverständlich bleibt, und in Schulen wichtigere Dinge gelehrt werden müssen, als die *alte* Geographie. Die neue Geschichte hingegen hätte etwas ausführlicher dargestellt werden können, als hier geschehen ist.

Der fünfte Abschnitt erzählt die Baierische Vaterlandsgeschichte für Schulen zweckmäsig.

Der sechste Abschnitt umfasst die Naturgeschichte. Auch hier hat der Vf. den richtigen Weg eingeschlagen, nämlich einen Umriss über das Ganze darzustellen. Denn hat man der Jugend ein Fachwerk eingeprägt, so findet das Einzelne, das in dieses Fachwerk gehört, leichter Eingang, als wenn man mit dem Einzelnen den Anfang macht. Nur in Rücksicht der Eintheilungen oder Classificationen nimmt er die Sache nicht genau. Er theilt z. B. die Säugthiere ein in einheimische nützliche, und ausländische nützliche, in einheimische schädliche, und ausländische schädliche, und in einheimische und fremde, (ausländische), die weder besonders nützlich, noch sehr schädlich sind. Dass hier die *principia dividendi* sehr schwankend sind, wollen wir nicht geradezu tadeln; aber dass er von den einheimischen nützlichen Säugthieren S. 169 sagt: „Diese Thiere heissen deswegen *einheimische oder Hausthiere*, weil sie sich in den Häusern der Menschen, und unter den Menschen selbst, gewöhnlich aufhalten," bringt die ganze Eintheilung in Verwirrung. Denn sind einheimische und Hausthiere gleichbedeutend, wie sie hier dargestellt werden: so passt der Gegensatz: ausländische Säugthiere nicht, weil die Eintheilung vierfüssige Hausthiere und ausländische vierfüssige Thiere nicht die ganze Gattung der Säugthiere umfasst. Es setzt zwar der Vf. den Hausthieren die *wilden* entgegen; aber dann können Hausthiere nicht mit einheimischen gleichbedeutend seyn, weil wilde Thiere auch einheimisch sind. Die Eintheilung zwischen Hausthieren und wilden Thieren hätte als eine Unterabtheilung von *einheimischen* Thieren dargestellt werden sollen.

Der siebente Abschnitt enthält Naturlehre (Physik). Dieser Abschnitt ist für Bürger- und Land-Schulen nicht zweckmäsig. Wer die Schwierigkeiten kennt, einer Anzahl von Kindern, wie sie gewöhnlich in Bürger- und Land-Schulen Statt findet, die nöthigsten Kenntnisse und Fertigkeiten im Lesen, Rechnen, in der Kalligraphie und im Denken beyzubringen, wird es für einen Gewinn halten, wenn die Gegenstände des Unterrichts nicht zu weit ausgedehnt werden.

Der achte Abschnitt handelt die Geographie ganz kurz ab, so wie es für Bürger- und Land-Schulen zweckmäsig ist. Die vaterländische Geographie des Vf. von dem Königreiche Baiern ist aber etwas ausführlicher. Bey den übrigen Staaten Europas und Deutschlands sind nur die Hauptstädte nebst der Einwohnerzahl der Residenzstadt angegeben. Der Vf. hätte noch die Einwohnerzahl eines jeden Landes beyfügen sollen. Auch hat S. 259 wahrscheinlich ein Schreibfehler das Grossherzogthum *Hessen-Darmstadt* in ein Herzogthum verwandelt.

Der neunte Abschnitt, welcher die Ueberschrift hat: „von der Zeitrechnung und dem Kalender", ist für Bürger- und Landschulen zu weitläuftig. Was nützt der Jugend, zu wissen, wie man der Römer Zinszahl findet, zu wissen, was es mit dem Sonnenzirkel und dem Sonntagsbuchstaben für ein Bewandniss habe, wie die beweglichen Feste fallen u. s. w., wenn bey dem Unterrichte über diese Dinge die Zeit verschwendet wird, welche zur Erlernung gemeinnütziger Wissenschaften verwendet werden sollte.?

Der zehnte Abschnitt trägt Einiges von der Sprachlehre vor. Sonderbar ist's, dass der Vf. S. 296 die Consonanten Hauptlaute, die Vocale hingegen Hülfslaute nennt. Auch dürften Lehrer wohl Mühe haben, ihren Schülern, nach der hier gegebenen Anleitung, deutliche Begriffe von den sogenannten Redetheilen beyzubringen.

Der eilfte Abschnitt enthält 25 lehrreiche und unterhaltende Erzählungen, welche theils mit lateinischen Lettern, theils auch mit Lettern einer Handschrift gedruckt sind. Als ein Anhang ist beygefügt ein

Verzeichniss der in Baiern gewöhnlichen Masse und Münzen.

Aus dieser Anzeige des Inhalts werden unsere Leser selbst das Urtheil fällen, dass das Buch für seinen Zweck nicht unbrauchbar, obgleich noch vielen Mängeln in demselben abzuhelfen ist.

K. n. m.

BREMEN, b. Heise: *Einige Gedanken über eine, auf Nationalbildung berechnete, öffentliche Büchersammlung für eine deutsche, besonders norddeutsche Stadt.* Vorgetragen in drey Vorlesungen im Museo zu Bremen von *H. Rump*, Professor und Bibliothekar. 1817. II u. 96 S. 8.

Ohne Zweifel erschienen diese lesenswerthen Vorlesungen auf öffentliches Verlangen derer in Druck, welche die Ideen des Vfs. nicht bloss in flüchtigen Momenten aufgefasst zu haben, sondern auch gern ins Leben eingeführt zu sehen wünschten; und wir wünschen einer Stadt von Herzen Glück, in welcher so wohlgemeinte Vorschläge so freundlichen Eingang gefunden haben. Indess sind die Vorschläge des Vfs. so wenig überspannt, und so wenig auf blosse örtliche Verhältnisse berechnet, dass sie vielmehr in jeder Mittelstadt sich ausführen lassen. In der ersten Vorlesung bahnt er sich zuerst den Weg zu seinen, in den anderen beiden Vorlesungen ausgesprochenen und weiter ausgeführten Vorschlägen durch — „*Einige Gedanken über Schrift- und Bücher-Wesen überhaupt, und deutsches Bücherwesen insbesondere*" — in denen er kurz und treffend das Eigenthümliche des Bücherwesens der vorzüglichsten Völker alter und neuer Zeit darlegt, und somit zugleich beweist, welcher Reiz und welche Belohnung in dem Studium der classischen Werke aller Zeiten und aller Völker liege, und wie viel Einfluss auf Geistes- und Gemüths-Bildung dasselbe habe. Eigen dem Vf. ist hiebey die Bemerkung, dass nur allein die deutschen Völker ihr Schreib- und Schrift-Wesen fast gar nicht zur Bildung eines Nationallebens, sondern vielmehr zu einer möglichst universellen Ausbildung ihres Inneren benutzt hätten, von welcher Erscheinung die Gründe recht gut aus einander gesetzt sind. Er zeigt hiebey die daraus entstandenen Nachtheile und Verirrungen, hofft jedoch, dass nach so manchen Erfahrungen, besonders den Ereignissen der neuesten Zeit, der deutsche Geschmack und Sinn eine bessere Richtung erhalten habe, nicht jene einseitige, welche manche unserer lautesten Volks- und Zeit-Schriftsteller so leidenschaftlich empfehlen, und uns halb und halb in die ehemalige Barbarey zurückführen würde; sondern jene allgemeinere, ächt humane, welche das Gute und Schöne sich anzueignen sucht, wo es dasselbe findet, und in welcher Gestalt es sich biete. — Das Hauptmittel dazu findet der Vf. in einer *zweckmässigen Wahl und Anordnung unserer Lectüre*, die sich am leichtesten und besten durch eine öffentliche deutsche Bibliothek für die gebildeteren Stände erreichen lasse. Diess ist der Inhalt der zweyten Vorlesung. Zu dieser Bibliothek aber rechnet er: 1) Deutschlands vorzüglichste Dichter, Redner und gemeinnützlich-belehrende Schriftsteller, nach den verschiedenen Zeitperioden und dem Inhalte geordnet, ohne irgend einen Dialekt deutscher Zunge auszuschliessen, sobald sich nur etwas Classisches darin nachweisen lässt; — 2) Auswahl des Besten, was über deutsche Geschichte, sowohl im Allgemeinen, als auch nach ihren besonderen Zweigen, geschrieben ist, namentlich über das deutsche Städtewesen; 3) eine Auswahl der besten Übersetzungen der classischen Werke des Alterthums (?); 4) die vorzüglichsten Werke aus dem Schriftwesen gleichzeitiger Nationen (?). So sehr wir dem Vf. in allem Übrigem beystimmen, so wenig können wir es jedoch hier. Welche Ausdehnung würde eine solche Bibliothek bekommen, wenn sie auch die alten classischen Schriftsteller, mit allem zu ihrem Verständniss gehörigen Apparate, und nun gar noch den Aushub aus der neueren fremden Literatur aufnehmen sollte, wozu denn nothwendig auch die Wörterbücher und grammatischen Schriften gehörten. — Gewundert hat es uns, dass der Vf. Kunst und Philosophie nicht mit aufgeführt hat, die nach unserer Meinung vor Allem hier aufgenommen werden müssten. Er empfiehlt freylich die Anlegung eines Kupferstich-Cabinets; allein was hilft ein solcher Vorrath ohne den Schlüssel dazu, das heisst ohne Kunstgeschichte, antiquarische Hülfsmittel und die nöthigen historischen Notizen? — Die dritte Vorlesung: *über die Nützlichkeit einer solchen auf Nationalbildung berechneten öffentlichen Büchersammlung* — unterschreiben wir Wort für Wort, und wünschen, dass sie in recht viele Hände kommen möge, und überall Überzeugung wirke. Ohne Zweifel hat der Vf in seinem Kreise schon die Freude, seine Ideen ausgeführt zu sehen, wie wenigstens der für Kunst und Bildung so rege Sinn der Bremer erwarten lässt; wozu wir beiden Theilen von Herzen Glück wünschen.

F. S.

NEUE AUFLAGEN.

Glogau, in der neuen Günter'schen Buchhandlung: *Entwurf eines kurzen und fasslichen katechetischen Unterrichts in der Lehre Jesu für Confirmanden*, nebst Luthers kleinem Katechismus, von *Joh. Sam. Hail.* Siebente Auflage. 1821. 74 S. 8. (2 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Karlsruhe u. Baden, in der Marx'schen Buchhandlung: *Bemerkungen über den Zustand Grossbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht.* Nebst einem Worte über Deutschlands auswärtige Handelsverhältnisse, von *Friedrich Nebenius*, grossherzogl. Bad. Finanzrathe; mit einer Übersetzung der französischen Schrift: *Über England und die Engländer*, von *J. B. Say*. 1818. XII, 69 u. 158 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Indem wir die Übersetzung der mit gewöhnlicher französischer Oberflächlichkeit geschriebenen Abhandlung des Hn. *Say* hier übergehen, da wir an einem anderen Orte auf seine Ansichten und Grundsätze überhaupt zurückkommen werden: so wenden wir uns zu der gehaltvollen Schrift des Hn. *Nebenius*, dessen Untersuchungen dem denkenden Staatswirthe um so willkommener und wichtiger seyn müssen, weil gerade über Englands Staats- und vorzüglich dessen Finanz-Wirthschaft eine so grosse Mannichfaltigkeit der Ansichten und Meinungen herrscht.

Hr. N. hat durch diese Schrift beurkundet, dass er seiner Aufgabe vollkommen gewachsen sey; er verbindet mit einer genauen Kenntniss aller Hülfsquellen einen tiefen Forschungs- und richtigen Beobachtungs-Geist und gründliche Einsichten.

Er stellt (S. 2) als Hauptfrage auf: Ob die auffallenden Erscheinungen, welche der Zustand Grossbritanniens darbietet, mehr das Resultat der naturgemässen Entwickelung der Nation, woraus die Maasregeln der Regierung als nothwendig hervorgegangen, oder mehr das Werk eines *Systems* sey, das, den natürlichen Gang der Dinge beherrschend, willkührlich gewählte Zwecke verfolge? Indem wir nun dem Vf. in seiner Darstellung des Zustands Englands und der Entwickelung, dass dieser Zustand naturgemäss sey, folgen wollen, behalten wir uns vor, am Ende über die Lösung dieser Frage unsere Meinung vorzutragen.

Nach S. 8 ist die *Ausfuhr* der brittischen Erzeugnisse von 1792 bis 1816 von 16 Millionen Pf. Sterling, also auch während der Kriegsjahre, auf 38 Millionen gestiegen. — Sehr richtig ist Alles, was der Vf. von S. 10 an über die brittische Papiermünze und deren unbedingte Nothwendigkeit für den Verkehr anführt, und mit vieler Einsicht zieht er S. 28 das vorhin beurkundete Resultat an, dass selbst eine gleiche Masse von Metallmünzen deren Stelle nicht ersetzen würde. Nicht einigen können wir uns aber mit dem Vf. über das, was er S. 30 vom Colonialsysteme sagt. Allerdings gehört es zu jenen Instituten, welche Anfangs nützlich und nothwendig waren, und in der Folge verderblich geworden sind; aber das Princip der Nationalökonomie fodert, dass *solche* Institute, wenn sie nicht ohne gewaltsame Erschütterung aufgehoben werden können, nach den veränderten Verhältnissen *modificirt* werden. Hätte England in der Behandlung der nordamerikanischen Colonieen *diesem* Grundsatze gemäss gehandelt, es würde Millionen Menschen und Geld erspart haben. Diese Krankheit der *regierenden* Classen, die Herrschsucht, ist es, welche, sowie allen Nationen, also auch England, die strenge Beybehaltung des Colonialsystems aufdringt. Denn dass es auch in finanzieller Hinsicht verderblich für das Mutterland sey, ist doch wohl längst erwiesen. *Darin* liegt der Vortheil der Colonisation, dass dem Mutterlande für dessen Producte zum Austausch gegen die Colonialproducte ein *neuer*, und zwar durch das Band des heimathischen Ursprunges, der Gleichheit der Sprache, Sitten und Gewohnheiten in der Concurrenz mit allen anderen Völkern der vortheilhafteste, Markt geöffnet wird. Mit diesem wesentlichen Vortheile sollte sich das Mutterland begnügen; aber die Herrschsucht der regierenden Classe will, dass *Alles* zu seinen Füssen liege, und die Habsucht der Kaufleute des Mutterlandes will allen anderen Nationen durch Monopole den Markt verschliessen, um sich die Willkühr der Preise im Austausch und Eintausch zu sichern. Nichts ist natürlicher, als dass die Herrschsucht der ersteren dem Mutterlande durch die Verwaltungskosten die Vortheile der Colonisation wieder entzieht, dass jene Besteuerung der Industrie die Colonieen endlich empört, und dass jenes System nur durch eben so kostbare, als unrechtliche Gewaltmaasregeln behauptet werden kann. Von den verderblichen Folgen dieses Systems hat England bey Nordamerika, Frankreich bey St. Domingo, Spanien bey seinen südamerikanischen Reichen, die Erfahrung gemacht, und es ist der Zeitpunct nicht fern, wo Grossbritannien auch bey seinen west- und ostindischen Besitzungen die nämliche Erfahrung machen wird. Dann aber wird das Anlehnssystem, welches unser Vf., jedoch nur zu Begründung der Behauptung, dass Englands jetziger Zustand der *nothwendige* sey,

in Schutz nimmt, unwidersprechlich das Grab des allgemeinen Wohlstandes werden. Wir sind *darin* ganz mit ihm einig, dass *zur Zeit* dieses System, trotz der ungeheueren Höhe der brittischen Nationalschuld von 8 — 900 Millionen Pf. Sterl., den Untergang der Nation nicht herbeyführen wird, weil die Masse der Producte, welche dem Staate zu Gebote steht, noch immer damit im Verhältnisse ist. Aber wenn diess Verhältniss aufhören wird, wenn Englands Colonieen allmählich vollends mündig werden, wenn andere Völker in der Marine mit den Britten in Concurrenz treten werden, wie diess in den nächsten 10 Jahren mit Nord-, ja vielleicht auch mit Süd-Amerika der Fall seyn kann: *dann* wird jenes Anlehnssystem seine furchtbare Folge entwickeln; dann wird sichs zeigen, ob die Nationalökonomie sich nicht für die Verletzung ihres Princips rächt, welches nicht will, dass der bey Weitem geringere Theil im Überflusse schwelge, und den grösseren Theil nur unter den härtesten und schmählichsten Bedingungen als seine Kostgänger behandle; wie diess bey der ungeheuren Armen-Taxe von 10 Millionen Pf. Sterl., dem hohen Preise der Lebensmittel, der dem dürftigen Arbeiter allen heiteren Lebensgenuss entzieht, und bey der Knechtschaft und dem Elende, in dem die englischen Manufacturisten und Fabricanten, nach der Aussage aller unbefangenen Reisenden, schmachten, unwidersprechlich der Fall ist.

Der Vf. hat ganz Recht, wenn er S. 60 gegen die ungemessenen Zerstückelungen des Grundeigenthums eifert, und alle von ihm dort bemerkten Folgen derselben sind vollkommen richtig. Aber schon hier hätte er bemerken sollen, was er in der Folge doch selbst bekennen muss, dass in England gerade von dem *anderen* Extreme die Rede ist; dass dort das Grundeigenthum sich im Besitze einer, im Verhältnisse der Nation höchst unbedeutenden Zahl von grösseren und kleineren Landeigenthümern (*Landed-interest*, und *proprie tois*) befindet; dass gerade diese Ungleichheit im Grundeigenthums-Besitze, indem sie den Nationalreichthum in die Hände einiger weniger Nationalglieder concentrirt, jenes, allerdings von der insularischen Lage begünstigte, ausschliessende künstliche Handels- und Fabrik-System erzwingt, das durchaus dem Nationalökonomie-Principe widerstrebt.

Diesem System ist aber gerade das *Maschinenwesen* tödtlich: die dem Handelsgeiste eigenthümliche Gewinngierde hat es geschaffen, und gräbt sich dadurch ihr eigenes Grab. Wenn jene, aus der Geschichte Englands und seinen rastlosen Staatsumwälzungen einzig erklärbare ungleiche Vertheilung des Grundeigenthums den bey weitem grösseren Theil der Nation zur industriellen Production drängt: so ist alles Gleichgewicht durch das Maschinenwesen vollends aufgehoben. Mit der Leichtigkeit der Entbehrung menschlicher Arbeit wird allerdings die Masse der Exportproducte, durch deren ermöglichte Wohlfeilheit, also auch der Wohlstand der *reicheren* Classen steigen, aber auch die Noth, sowie die Zahl der *ärmeren* Classen zunehmen, und England zuletzt in ein grosses Spital verwandeln, in welchem die wenigen Reichen, zu Sicherung ihres Eigenthums, die übrige Nation doch nothdürftig zu ernähren gezwungen sind, bis endlich diese, ihres precären Zustandes, ihrer kümmerlichen Existenz müde, die Fesseln zerbrechen, und das von der Natur gebotene Gleichgewicht gewaltsam herstellen wird. Wir haben vor wenigen Jahren die ersten Symptome dieser unvermeidlichen Erschütterung jenes Systems gesehen.

So einig wir also mit dem Vf. (S. 71 u. 72) sind, dass das Maschinenwesen im Ganzen den Wohlstand der Menschheit unwidersprechlich befördere: so ist doch, nach den Localverhältnissen Englands, durchaus nothwendig, dass entweder in der Vertheilung des Landeigenthums eine gänzliche Umwälzung vorgehe, oder dass für die immer zunehmende Bevölkerung ein regelmässiger Abfluss Statt finde.

Ganz richtig bemerkt der Vf. S. 74, dass gerade die Existenz der Armentaxe die Zahl der Armen vergrössere, weil sie dem Hange zum Müssiggang Nahrung giebt. Auch mag es wohl seyn, dass diese Masse von Armen niedere Arbeitspreise erzwingt, also der industriellen Fabrication günstig ist; aber dem Nationalökonomie-Principe sagt dieser Zustand nicht zu, denn die armen Fabrikarbeiter kämpfen mit dem grössten Elende. Alle Vorschläge zu Verminderung der Armen, insbesondere (S. 80) die Erschwerung der Heirathen, die in mehreren deutschen Staaten leider schon längst als Staatsmaxime angenommen ist, sind eine empörende Verletzung der heiligsten Menschenrechte. Wie? ist denn die Natur, ist denn der Staat *nur für die Reichen* da?

Trefflich ist Alles, was der Vf. S. 83 ff. über den Einfluss dieses unnatürlichen Zustandes auf die *Volksmoralität* anführt; in der Stadt London allein befinden sich 10 Tausend Kinder, ohne alle Erziehung. Richtig die Bemerkung S. 85, dass der Armuth einzig durch Zerstücklung der grossen Güter (jedoch nur bis auf ein gewisses *minimum*) abgeholfen werden könne. Zweckmässig der Vorschlag S. 84, dass der sicherste und wohlthätigste Abfluss der Englischen, sowie überhaupt Europäischen, Übervölkerung sich in Nordafrika finden würde. Leider ist es aber gerade einzig die unersättliche Habsucht der Brittischen Reichthums-Aristokraten, welche die Zerstörung der barbarischen Raubstaaten hindert. Die Folgen dieser Habsucht auf den sittlichen Wohlstand der Nation werden hierauf von dem Vf. mit Einsicht entwickelt. So führt er z. B. an, dass bloss zu Erweiterung des Londner Hafens von 1801 — 1812 mehr als 16 Millionen Gulden verwendet worden; indess es häufig an Kirchen und Schulen allenthalben gebricht.

Bey der S. 79 unter den *Prohibitiv*gesetzen angeführten Kornbill hätten wir gewünscht, der Vf. möchte bemerkt haben, in welcher unnatürlichen Lage sich ein Staat befinden müsse, der, trotz seines vorherrschenden Fabriksystems, dennoch durch Einfuhrverbote für die ersten Lebensbedürfnisse *diesen*, zum Nachtheil der dürftigen Classen, einen *künstlichen* hohen Preis erzwingen muss.

Wie sich jener aristokratische Geist selbst bey den *Ausfuhr*prämien *dadurch* ausspricht, dass durch die

Höhe der Taxe des Rückzoll-Scheins, ohne Rücksicht auf die *Grösse* der Versendung, jene Prämien nur den *grossen* Etablissements zu Statten kommen, ist S. 100 mit Einsicht bemerkt.

Die von S. 100 an folgenden Bemerkungen über Deutschlands commercielle und industrielle Verhältnisse sind zwar niederschlagend, aber nur allzuwahr. Es ist wohl ganz richtig, dass bey der jezigen Organisation Deutschlands weder Fabrication, noch Commerz zu gedeihen vermögen; dass also der Grad von Wohlstand, der allen andern Europäischen Nationen offen steht, für die unglücklichen Deutschen unerreichbar ist, dass, kraft dieser Organisation, den inhumanen brittischen Prohibitivgesezen nicht einmal völkerrechtliche Retorsionsmittel entgegen gesetzt werden können; sondern, indem England, um seinen grossen Landeigenthümern hohe Getreidepreise zu sichern, mittelst der Kornbill, die Einfuhr fremdes, also vorzüglich deutsches Getreides, unmöglich macht, also das einzige Product, womit wir Englands Colonial- und Fabrik-Producte saldiren können, zurückweist — wir, zum Untergang deutscher Industrie, Deutschland mit *seinen* Fabrikaten überschwemmen lassen müssen!

Übrigens ist des Vfs. Darstellung des staatswirthlichen Zustandes von England das Gediegenste, was wohl je über diesen Gegenstand in Deutschland erschienen ist. Zwar vermissen wir am Ende eine erschöpfende philosophische Beantwortung der im Eingange aufgeworfenen Frage, welche wohl dahin ausfallen muss, dass, wenn England zu seinem dermaligen ökonomisch-politischen Zustand allerdings gedrängt, mithin derselbe *nicht* das Resultat eines *Systems* ist, dennoch dieser gegenwärtige Zustand durchaus *unnatürlich*, mit dem Grundprincip der Nationalökonomie unvereinbar, und da diess von weisen und menschenfreundlichen Brittischen Staatsbürgern selbst längst anerkannt worden, eine blosse, von dem Stolz und der Habsucht der grossen Landeigenthümer und reichen Kaufleute künstlich und durch Gewalt und Zwang bewahrte, Maschine sey, die früh oder spät durch die ewigen Gesetze der Natur, der Vernunft und der Gerechtigkeit zertrümmert werden, und über deren Daseyn und Fortdauer der Menschenfreund trauern müsse; denn nimmermehr wird *dieser* es mit der Humanität und mit dem Menschheitszwecke vereinen können, dass eine *kleine* Zahl von Reichthums-Aristokraten auf Kosten des Wohlstands von Millionen seiner Mitbürger, so wie fremder Nationen, im Überflusse schwelge: dass es aber allerdings nur von der Regierung, nämlich dem Könige und Parlament, abhange, diesen *unnatürlichen* Zustand aufzulösen, und, des Beyfalls und Beystandes des bey weitem grössern Theils der Nation, so wie aller Weisen und Menschenfreunde gewiss, England in die natürliche nationalökonomistische Lage, also in *dauernden* unerschütterlichen Wohlstand zu versetzen, ohne den Wohlstand anderer Völker zu verkümmern.

Übrigens freuen wir uns sehr, in Hn. *Nebenius* Deutschland einen seiner scharfsinnigsten Denker und gebildetesten Staatswirthe bekannt zu machen, und wünschen, dass er, wie er es vermag, in dieser rühmlichen Laufbahn fortfahren möge.

J. F.

Lübeck, b. Niemann: *Ideen über ein zu errichtendes deutsches National-Institut für Wissenschaft und Kunst.* Ein Bedürfniss der deutschen Nation, zur Berathung der hohen deutschen Bundesversammlung vorgelegt von *Friedrich Tiburtius.* 1817. 67 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint ein eben so harmloser und gemüthlicher, als edeldenkender und talentreicher junger Mann zu seyn, der Alles im Rosenlichte sieht, der die Welt nach Büchern, Zeitungen, und öffentlichen diplomatischen Verhandlungen, also nach ihrem *Scheine*, beurtheilt, mit dem inneren Getriebe und der Wirklichkeit aber unbekannt ist.

Seine Idee: in Deutschland aus den weiseren und einsichtsvolleren Männern aller Völkerschaften einen literarischen und Kunst-Areopag zusammen zu setzen, ist allerdings sehr schön. Dass sie aber, gleich den Entwürfen des guten *St. Pierre*, ewig ein schöner *Traum* bleiben werde und müsse, davon wird sich ihm nach wenigen Jahren der Reife die Überzeugung wohl aufdringen. Die Sprache ist ja noch das einzige reelle Band, das die Deutschen verknüpft, und so mächtig es anderwärts ist, so erschlafft war es doch schon vor der jetzigen Organisation Deutschlands, durch die Reichsgesetze selbst und die Wahlcapitulationen der Kaiser. Seit der Souveränität aber noch an eine deutsche Nationalität zu glauben, dazu gehört doch wirklich ein sehr kindlicher Sinn. Mögen die Ansichten und Gesinnungen der Glieder der deutschen Bundesversammlung noch so rein, noch so ächt deutsch seyn, *sie* hängen von den Cabinetten ihrer Souveräns ab, und dass *dort*, bey dem schon vor der Souveränität so mächtigen Isolirungs- und Unabhängigkeits-Triebe, und bey der Eifersucht auf Selbstständigkeit, dermalen für ein solches Institut Sinn und Empfänglichkeit seyn sollte, — wäre ganz und gar gegen den Organismus der Menschheit.

Lasst uns der Vorsicht danken, wenn unter den deutschen Bundes-Souveränen Eintracht, und die von so furchtbaren Ereignissen endlich geweckte Überzeugung bewahrt wird, dass nur diese Eintracht allen, und somit jedem Einzelnen, Ruhe gegen äusseren Angriff sichern kann; übrigens aber lasst uns, nach der jetzigen Gestaltung Deutschlands, doch ja nicht an die Möglichkeit der Verwirklichung irgend einer, auf Verschmelzung der deutschen Völkerschaften, auf engere Zusammenziehung eines allgemeinen Nationalbandes, abzweckenden, noch so erhabenen Idee denken!

Es mag wohl lieblich seyn, in diesen Träumen sich zu sonnen; aber dem tief und rein empfindenden Gemüthe ist das Erwachen aus diesen Träumen zu schmerzlich, als dass nicht der kältere, ruhigere und besonnenere Kenner der Natur und ihres Spiegels, der

Geschichte, jeden gemüthlichen Schwärmer vor diesen Idealisationen warnen sollte.

Der Vf. theilt seine Schrift (S. 11) in 4 Theile, nämlich: 1) Wie das Nationalinstitut beschaffen seyn müsse? 2) In wiefern es den gehofften Segen bringen könne? 3) Ob die Errichtung möglich zu machen sey? und 4) An welchem Orte es am füglichsten seinen Sitz hätte?

Die Beantwortung der *ersten* Frage enthält von S. 11 — 21 einen sehr umfassenden, gut durchdachten Plan; Schade nur, dass er eher auf dem ganzen Erdkreise, als in Deutschland ausführbar ist.

Was aber die Beantwortung der *zweyten* Frage betrifft, welche Vortheile nämlich aus einem solchen deutschen Nationalinstitute entspringen würden: so gehen uns selbst gegen die Idee bedeutende Zweifel bey. Wissenschaften und Künste sind eine freye demokratische Republik, und nur in *dieser* Verfassung können sie gedeihen. Eine aristokratische Verfassung, so übermenschlich auch die Wahl der literarischen Nationalrepräsentanten seyn mag, würde dem freyen Streben sehr nachtheilig seyn. Gerade die Fehden, deren Verbannung der Vf. S. 26 als eine Wohlthat des Instituts angiebt, sind es, aus welchen Fortschritt und Wahrheit hervorgeht; nur durch das freye Streben Einzelner sind von jeher Wissenschaft und Kunst gefördert worden, und alle dergleichen gelehrten Institute und wissenschaftlichen Akademieen haben ihnen wahrlich wenig gefrommt. Rom und Griechenland giebt uns kein Beyspiel ähnlicher Institute, und die grossen Vortheile und wohlthätigen Folgen, welche unser Vf. dem französischen Nationalinstitute zuschreibt, können wir nicht finden. Die deutschen Völker haben schon längst ohne gelehrte Akademieen und Nationalinstitute gar wohl gewusst, was zu ihrem Frieden dient (S. 33). Mangel an Volksaufklärung war es wahrhaftig nicht, was die Schreckensperiode herbeyführte, sondern die Verblendung, der Egoismus der Grossen und das Verderbniss der Höfe, und der Biedersinn, die treue Anhänglichkeit der deutschen Völker an ihre Fürstenfamilien. Man kann übrigens den erhabenen deutschen Regenten alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne in die Adulation zu sinken, die der Vf. sich S. 37 und anderwärts zu Schulden kommen lässt.

Die Beantwortung der *dritten* Frage: Ob die Errichtung dieses Nationalinstitutes möglich zu machen sey? — wird nun freylich unserem Vf. leicht. Ja in Absicht der Kosten hofft er sogar auf freudige Einstimmung des Volkes (S. 35). Dass aber beynah alle deutschen Völker schon dermalen unter der Last der alten, allen Lebensgenuss verkümmernden, Auflagen erliegen, mithin das Volk *keine* neue, welches auch immer ihr Zweck sey, *freudig* aufnehmen könne und werde — hat unser Vf. nicht beachtet.

Als Sitz des Nationalinstitutes schlägt er denn S. 37 f. seine Vaterstadt, die freye Stadt *Lübeck* vor. Das macht nun freylich seinem Patriotismus Ehre. Übrigens aber wollen wir über die Convenienz und Inconvenienz dieses Sitzes nicht mit ihm rechten — da das Ganze ein schöner Traum ist. Nur dringt sich dem *deutschen* Patriotismus hier wie allenthalben die traurige Bemerkung auf, dass die ganze jetzige Form der Länder deutscher Zunge, also auch die Wahl der freyen Städte, durchaus auf keinem System, sondern auf den Launen der politischen Convenienz ruhe. Denn so wie es Deutschland in jeder commerziellen und politischen Beziehung an einem freyen Centralpuncte fehlt, wozu das, Frankreich so nahe, ohnehin überreiche und kostbare Frankfurt am allerwenigsten geeignet war: so möchten sich auch wohl die am äussersten Norden gelegenen Städte zu einem solchen Centralpuncte weder in politischer, noch literarischer Hinsicht eignen.

Der ruhige und besonnene Deutsche, welcher weiss, dass Alles, was dermalen ist, durch persönliche und temporelle Verhältnisse seine jetzige Gestalt gewonnen hat, thut also wohl am besten, das Vaterland in seiner eigenen Brust zu suchen, und — mit *Herdern* zu sprechen — *sich selbst ein Bürger* zu seyn!

L. — A.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig* b. Kollmann: *Die uralten bewährten Regeln der Wohlständigkeit in Sitten und Gebehrden.* Für Stadt- und Landleute, jung und alt. 1818. X und 81. S. 12. (5 gr.)

Diese uralten bewährten Regeln des äusserlichen Wohlstandes können allerdings für diejenigen nützlich werden, welche in dem noch unwissend seyn sollten, was die Convenienz in dieser Rücksicht als Regel bestimmt hat. Sie sind in neun Abschnitten unter gewisse Rubriken geordnet, in der Form von Paragraphen vorgetragen, und werden sich grösstentheils bewährt finden. Nur einige möchten wohl einer Abänderung bedürftig seyn; z. B. S. 26 §. 32 heisst es: „Eben so wenig bringe man kein (ein) Strickzeug oder sonstige Arbeitsstücke mit in gebethene (gebetene) Gesellschaften, weil man da sich nicht zur Arbeit, sondern zu geselligen Freuden versammelt, und der Fleiss (hier) unzweckmässig und lächerlich ist (wäre).“ Ferner S. 19 §. 7 „Begegnet man auf der Strasse mit seiner Kutsche einer solchen erhabenen Person; so erhebet man sich im Wagen, lässt sogleich das Glas am Schlage nieder, und machet stehend seine Verbeugung. Nur bey Begegnung des regierenden Herren des Staates hält man an, und steiget aus, um vor dem Wagen stehend seine tiefe Verbeugung zu machen.“ — Mit dieser letzten Regel möchte wohl der Vf. nach *Rio Janeiro* zu verweisen seyn.

K. n. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHILOSOPHIE.

München, b. Thienemann: *Die Moralphilosophie: der erste oder nächste Hauptzweig der Philosophie als Wissenschaft; dargestellt von Dr. J. Salat*, königl. geistl. Rathe und ord. Prof. der Phil. an der Univers. zu Landshut. Dritte, zum Theil neu bearbeitete Auflage. 1821. XVI u. 576 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. ist ein Schüler *Jacobi's*, in der edelsten Bedeutung des Wortes, so nämlich, dass er bey aller Begeisterung für die Belehrungen, welche wir dem tiefen Geiste dieses Forschers verdanken, doch den Blick offen und klar behält für seine mannichfachen Fehler. Seine Ansicht der Moralphilosophie möchte sich am besten in folgenden Zügen zusammenfassen lassen. Mit *Kant* zuerst erklärt er sich gegen jede Sittenlehre, welche irgend wie die Sittlichkeit durch einen Zusatz des Sinnlichen verunreinigt, und das Irdische an die Stelle des Göttlichen, das Idol an die Stelle des Ideals setzen will. Aber auch *Kant* hat den wahren Grund des Sittlichen nicht aufgefunden, er wollte es fälschlich durch eine formelle, eine logische Vollkommenheit finden, und hiegegen erklärt sich der Vf. mit Kraft und Nachdruck. Das Moralprincip, der Moralsatz ist nicht der Grund des Sittlichen im Menschen, nicht das Erste, sondern ein später Entstandenes, durch menschliche Thätigkeit Hervorgebrachtes, durch die Auffassung nämlich des wahten Grundes der Sittlichkeit in die *Form des Verstandes* (S. 267 ff.). Der eigentliche Grund der Moral aber liegt, wie der aller Wahrheit, in der Urstätte des Lebens, und das Sittliche wird uns zuerst kund in dem, ursprünglich von aller Begriffsform freyen, lebendigen *Gefühle*. Im *Gefühle* offenbart sich dem Gewissen des Menschen das Göttliche; „indem der Mensch dem Göttlichen huldigt, und jedes Niedere dem Höheren unterordnet, fühlt er seine Abhängigkeit" (S. 234); ein Gefühl jedoch, mit welchem ein Aufstreben zum Höheren verknüpft ist, das Gefühl der *Achtung*, auf welches, dem Geiste nach, wiewohl unbewusst, schon *Kant* seine Sittenlehre gründete. Doch ergänzt der Vf. mit *Jacobi* diese mangelhafte Gründung dadurch, dass er der Achtung die *Liebe* an die Seite stellt, als eben so reine sittliche Triebfeder. „Liebe ist gesteigerte Achtung, oder die Achtung mit der Neigung verbunden, also ....-Einheit der Vernunft und Natur, des Himmlischen und Irdischen;" daher „im *Anfange* des Guten ist die sittliche Triebfeder Achtung, im *Fortgange* Liebe." Die *Sittenlehre* nun hat das lebendige sittliche Leben in die wissenschaftliche Form zu fassen, und fasst sie in dieselbe rein um des Wissens willen. Sie ist daher eben sowohl, als die sonst mit diesem Namen benannte, *theoretische* Philosophie, und der Vf. erklärt sich bestimmt gegen den, vorzüglich durch *Kant* so allgemein verbreiteten Ausdruck: „praktische Philosophie." Er unterscheidet die *wissenschaftliche* Moral von der *Lebens*moral. Der Professor der Philosophie soll belehren, soll das höhere *Seyn* darstellen, nicht predigen und erbauen, nicht absichtlich auf Erregung der Gefühle, auf Bildung des Herzens hinarbeiten; durch welche Sätze der Vf. nicht undeutlich auf die Anfoderungen einiger Anderen aus der *Jacobi*'schen Schule und *Jacobi's* selbst an manchen Stellen hindeutet. Mit eben diesem Nachdrucke endlich erklärt er sich überall gegen die neueste philosophische Schule, welche mit ihren Declamationen vom Absoluten das Sittliche seinem wahren Wesen nach vernichtet, und ihm allen Eingang in die Philosophie verschliesst.

Obgleich nun Rec. in diesen wissenschaftlichen Ansichten und Bestrebungen dem Vf. beystimmt, und sich vor Allem des regen wissenschaftlichen Eifers freut, mit welchem derselbe überall selbstständig zur Wahrheit weiter vorzudringen strebt, und dafür keine Mühe scheut (ein Eifer, welcher leider so selten ist); so muss er doch, wie schon früher erinnert, auch hier seinen Refrain wiederholen, dass dem Werke die feste, wissenschaftliche Grundlage mangele. Die Moralphilosophie stellt nach dem Vf. (S. 63) „die Erhabenheit der Menschheit über das bloss physische Wesen" dar, während die Rechtsphilosophie „die Gleichstellung des Menschen mit dem Menschen, da und wie Jedem ein Göttliches oder Höheres in diesem Sinne einwohnt," und die Religionsphilosophie „die Abhängigkeit von dem Unendlich Höheren" zu ihrem Gegenstande haben. Die Moralphilosophie also ist die Wissenschaft des Übersinnlichen in seiner Beziehung auf den menschlichen Willen, sowie diesem die Freyheit zum Grunde liegt. Zunächst zerfällt sie in zwey Haupttheile, von welchen der erste den Begriff der Freyheit mit vorzüglicher Hinsicht auf die *innere*, der zweyte in vorzüglicher Hinsicht auf die *äussere* Sphäre des Guten entwickelt. Dieser letzte handelt demnach von der Fortbildung der Gesinnung zur That, von der

„*sittlichen Wirksamkeit*,“ dann von der „*Pflicht*,“ welche, als „die sittlich bestimmte Nothwendigkeit, (so und nicht anders) zu handeln,“ Gesinnung und That, Moralität und Legalität umfasst. Die Lehre von derselben, indem sie auf das Äussere achtet, auf die Objecte der Pflicht, wird Lehre von den Pflichten, und der Vf. spricht hier im Besonderen über die casuistischen Aufgaben, welche gewöhnlich in dieser Lehre abgehandelt zu werden pflegen (über die Grenzen der Selbsterhaltung, den Selbstmord, den Zweykampf u. s. w.), sowie er auch eine Übersicht giebt von den Pflichten gegen uns selbst und gegen Andere. Die Pflichterfüllung, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, führt zur *Tugend*, der Güte des Willens, verbunden mit der entsprechenden Fertigkeit und Stärke, welche somit den Inhalt der dritten Unterabtheilung ausmacht; die vierte endlich ist der Lehre von der *Weisheit* bestimmt, die der Vf. als den Verstand im Dienste des guten und tapferen Willens, zum Behufe aller der Mittel, ohne welche der sittliche Zweck in dieser Menschenwelt nicht erreichbar ist, erklärt. — So wenig wir auch die meisten dieser und der ihnen unter- und neben-geordneten Begriffsbestimmungen dem Bedürfniss der Wissenschaft und dem Sprachgebrauche angemessen halten: so können wir doch nicht bey ihrer Kritik verweilen, sondern müssen uns, da es uns vorzüglich um die Begründung der Wissenschaft zu thun ist, sogleich zum ersten Haupttheile wenden. Wir wollen hier, aus demselben Grunde, dem Vf. abwärts folgen. Die vierte Unterabtheilung der auf das Innere gerichteten Betrachtung also handelt vom „sittlichen Grundsatze,“ welcher nach dem Vf., wie schon früher erwähnt, durch die Auffassung des Göttlichen in die Form des Verstandes entsteht, da „*ohne den Begriff schlechthin* auch vom Göttlichen keine Rede, kein Wort möglich ist.“ Fragen wir also nach dem tiefsten Grunde der Sittenlehre: so dürfen wir denselben nicht in dem sittlichen Grundsatze suchen, der ja vielmehr schon ein aufgetragenes Element ist, von welchem wir zu einem anderen hinabsteigen müssen. Diess kommt uns nun auch sogleich im dritten Abschnitt entgegen, dessen Inhalt die Darstellung der sittlichen Triebfeder ist. Auf der sittlichen Triebfeder beruht nach dem Vf. (und wer wollte ihm darin nicht seinen Beyfall geben?) die Sittlichkeit, sie ist ein Prädicat für den Willen, „wenn und indem er dem Einen Göttlichen huldigt, oder das sittliche Gesetz in seine Maxime aufnimmt,“ und von ihm erst wird sie auf die Handlung, als das Äussere, übergetragen. Der sittliche Wille, als Sittlichkeit, also bildet den eigentlichen Mittelpunct der Sittenlehre, und wie er, und der ihm entgegengesetzte unsittliche Wille entstehe, das müsste, als die vorzüglichste Aufgabe der Sittenlehre, eine gründliche Bearbeitung dieser Wissenschaft vollständig entwickeln. Aber hier gerade lässt uns der Vf. im Stich. Er erklärt sich zwar bestimmt und mit Nachdruck gegen alle diejenigen, welche, wie *Jacobi*, sittliche Genie's annehmen, und auf diese Weise, gewissermassen wenigstens, die gefoderte Nachweisung, insofern sie die Wurzel des Sittlichen noch tiefer verfolgen sollte, von sich ablehnen. Aber welche Nachweisung giebt nun er uns? Die *sittliche Anlage*, sagt er in den beiden ersten Abschnitten dieses Theils, ist eine doppelte: das Vermögen der *Ankündigung* das Unbedingten, und das Vermögen seiner *Anstrebung*; jenes die *Vernunft*; dieses die *Freyheit*. Die durch die Erziehung entwickelte Ankündigung des Göttlichen ist das *Gewissen*. Doch hüte man sich, dasselbe „als ein Erzeugniss oder Gebilde des individuellen Menschen“ zu verstehen, es geht, vielmehr „als ursprüngliche Ankündigung vor jeder Thätigkeit des Menschen vorher“ entspringt „aus der allgemeinen, nicht aus der individuellen Menschheit, weil jener ein Göttliches einwohnt“, „ist Stimme Gottes im Geiste des Menschen“; wie der Vf. sagt, kein populärer, oder metaphorischer, sondern *eigentlicher*, *metaphysischer* Ausdruck. Dabey aber ist es eben so wohl *Vernunft*stimme, da in der Vernunft eben sich das Übersinnliche uns kund thut, und der Vf. nennt es das *Moralgesetz*, ganz verschieden von dem früher erwähnten Moral*satze*, welcher sich zu jenem, wie die Vorstellung eines Gegenstandes zum Gegenstande selbst, wie die Sache zum Worte verhält. So stark sich also auch der Vf. überall gegen die Ursprünglichkeit des Abstracten, der Verstandesform des Sittlichen in Bezug auf die von *Kant* behauptete Ursprünglichkeit des Moralsatzes, des Moralprinzipes, erklärt: so giebt er uns doch offenbar in diesem Moralgesetze selbst ein Abstractum, eine Verstandesform des Sittlichen. Er will diess nicht Wort haben, das Ursprüngliche soll das Lebendige, das Gefühl, als die erste Offenbarung des Göttlichen im Menschen seyn; aber wie irgend sollen wir uns nun diess *vor* dem Gefühle gegebene Moralgesetz denken? Ein Gesetz ist und bleibt doch eine allgemeine Regel; und wollten wir auch diesem Sprachgebrauche kein Gewicht beylegen: was anders soll dieses in uns vor dem Gefühle vorhandene Element des Sittlichen seyn? Der Vf. wird uns die Antwort verweigern: denn so recht eigentlich will er weder das „Vor“, noch das „in uns“ Wort haben, da ja das Moralgesetz, das Gewissen, durchaus nichts Subjectives, also nichts *in* dem Menschen, und nur zu einer bestimmten Zeit Wirksames seyn soll; und S. 201 führt er als die Grundquelle der meisten wissenschaftlichen Verirrungen an, dass man „den Menschen nicht zuvörderst *objectiv*, nach der Idee, sondern geradezu als *Subject*, logisch, oder höchstens noch ethisch, aufgefasst, also jenen Unterschied zwischen der allgemeinen und individuellen Menschheit nicht ergründet hatte“. Aber an anderen Stellen spricht er doch wieder von einem „Vor“ und einem „In“, bey der Erläuterung dieses objectiven Grundes, wie ja auch nicht anders möglich ist, wo von einer Entwickelung „*in*“ der menschlichen Seele, wo von einem Werden in ihr, und so doch gewiss auch von einem Vorher und Nachher die Rede ist. Den Ausdruck „Stimme Gottes im Geiste des Menschen“ konnte er doch nur in der Übereilung für eigentlich und metaphysisch erklären, und eben so schwer möchte ihm fallen, einen deutlichen Begriff

davon zu geben, wie die allgemeine Menschheit (?) objectiv (?) oder nach der Idee betrachtet (?) dem einzelnen Menschen Gesetzgeber werde. Wie diess aber auch zusammenhängen mag, auf jeden Fall muss er doch eingestehen, dass, wenn diese Ankündigung des Göttlichen mit der Freyheit oder Freythätigkeit, oder wie er sonst die, jene Ankündigung auffassende, zum Göttlichen anstrebende Kraft des Menschen nennen mag, in irgend eine Verbindung treten soll, sie etwas *im* Menschen *zu einer bestimmten Zeit* Seyendes, also etwas *Subjectives, Individuelles* seyn, und als solches von der Sittenlehre gefasst werden muss. Das Gewissen ist *für* den Menschen nur etwas, insofern es *im* Menschen ist; ein sogenanntes *Objectives* ist für ihn ein *leeres Nichts*, und was der Vf. darüber sagt, führt uns nur aus einem Dunkel in das andere. Ebenso ist es Rec. mit dem Begriffe desselben von der *Freyheit*, als der Anstrebung des Unbedingten ergangen. „Nach dem Sprachgebrauche (sagt der Vf. S. 114), welchem der Geist höherer Bildung seinen Stempel unverkennbar aufdrückte, verhält sich die Freyheit zur (blosen) Nothwendigkeit, wie das Übersinnliche zum Sinnlichen, oder die Vernunft zur (blosen) Natur." Das Reich der Freyheit fällt daher mit dem Reiche der Geister zusammen. Aber wie vorher das Gewissen, so soll auch die Freyheit nicht dem menschlichen Individuum angehören; diesem wird nur *Freythätigkeit* zugestanden nach S. 171 „Freyheit und Freythätigkeit sind demnach keinesweges Eins; sondern jene verhält sich zu dieser, wie das Objective zum Subjectiven. Und so entspricht die Freyheit der *allgemeinen* Menschheit, oder dem Gliede der Menschheit als solchem, und die Freythätigkeit der individuellen Menschheit oder dem menschlichen Individuum als solchem." Die Freythätigkeit also ist das eigentlich die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit Schaffende; wie der Vf. S. 253 sagt: „Wenn der Mensch dem Göttlichen huldigt, wenn jene (die sittliche) Anlage nun weiter, vermittelst der Freythätigkeit, entwickelt wird: dann tritt die Freyheit, wie die Vernunft, in das Subject oder menschliche Individuum als solches, dann wird der Mensch, so betrachtet, wahrhaft oder wirklich frey, im entgegengesetzten Falle aber ein Knecht oder Sclave." Diese letzte Freyheit nun nennt er, wie auch Andere, die erworbene, jene erste die angeborne. Genug, die *Freythätigkeit* fällt hier offenbar mit dem, was er früher *Triebfeder* nannte, zusammen, und ist das eigentliche Subject für die Prädicate des Sittlichen und Unsittlichen. Es fragt sich also, in welchem Falle sie das Eine, in welchem das Andere sey, wie sie dieses werde, und wie jenes. Aber hierüber finden wir keinen Aufschluss weiter. Durch die *äussere* Lage sollen Sittlichkeit und Unsittlichkeit nicht bedingt werden; das streitet gegen den Begriff der Freyheit; so müssten sie also *im* Menschen seyn, von Anfang an. Aber auch diess giebt der Vf. nicht zu; vielmehr ist der Mensch durch die Geburt weder gut, noch böse. Ein Zusammenwirken des Inneren und des Äusseren für die Entwickelung der Sittlichkeit und Unsittlichkeit anzunehmen, verstattet dem Vf. seine Lehre von der Freyheit eben so wenig. Seine Wissenschaft ist also in der That in einer misslichen Lage: denn in der *Erfahrung gegeben*, ist doch der Gegensatz des Sittlichen und Unsittlichen; nach seiner Behauptung aber soll er weder ursprünglich gewesen, noch irgend wie geworden seyn, woraus der gesunde Menschenverstand, so oft sie ihm in der Beurtheilung der ihn umgebenden Natur vorkommen, mit Nothwendigkeit, und ohne auch nur die Möglichkeit des Irrthums zuzugeben, folgert, dass das in Frage Stehende auf keine Weise wirklich seyn könne. — Hier sind wir jedoch zur höchsten Spitze des Gegensatzes zwischen dem Vf. und uns, aber, wie wir glauben, auch zwischen dem Vf. und den Ansoderungen der gesunden Menschenvernunft an die Philosophie, gelangt. Denn die gesunde Menschenvernunft fodert von der Philosophie, dass sie die *Gesetze* der menschlichen Seele, also eine *Natur*lehre derselben entwickele. Dem Vf. aber ist, wie dem grösseren Theile unserer heutigen Philosophen, diese Ansoderung so fremd, dass er gleich im Eingange (S. 4) Alle, welche sich für dieselbe erklären, in das Narren- oder das Zuchthaus zuweist! —

Noch müssen wir Einiges über des Vfs. Darstellungsweise erinnern, welche im Ganzen, als Abdruck seines regen Eifers für die Erkenntniss der Wahrheit, wegen ihrer Lebendigkeit Lob verdient. Er hat sich die Aufgabe gestellt, auch die Einwendungen, welche sich aus dieser und jener entgegengesetzten Ansicht eines Hauptpunctes ergeben möchten, zu widerlegen. Um aber die eigentliche Polemik zu vermeiden, nennt er seine Quellen fast nie, und es heisst nur: „ein neuerer Idealistiker, ein Mystiker" u. s. w. Dagegen nun hat Rec. nichts einzuwenden. Aber das aus den Quellen selbst Angeführte hätte er wenigstens deutlicher und vollständiger geben sollen. Rec., der die neuesten philosophischen Schriften zu kennen glaubt, ist nur auf wenige Dunkelheiten gestossen; den Gebildeten aber, welche nicht gerade Philosophen sind, und welchen doch der Vf. sein Buch, der Anlage und seiner Aussage nach, vor Anderen bestimmte, wird gewiss die Hälfte der durch Citate charakterisirten Ansichten wegen der Abgerissenheit derselben unverständlich seyn. — Noch mehr Anstoss erregt der Despotismus, mit welchem der Vf. über den Sprachgebrauch verfügt. So sollen z. B. „Wille" und „Handeln" nach ihm nur in der Bedeutung „freyer Wille" und „freyes Handeln" gebraucht werden, und fast kein Kunstausdruck findet sich in seiner Philosophie, welchen er nicht auf ähnliche Weise willkührlich umgrenzte. Hier liegt ein doppelter Irrthum zum Grunde. Zuerst nämlich hält der Vf. es für völlig ausgemacht, dass er die wahre philosophische Begriffsbildung gefunden, welcher die Sprache sich allmählich nachbilden müsse. Nun scheint uns diess, wie wir uns darzuthun bestrebt haben, so ausgemacht nicht; aber gesetzt auch, es wäre der Fall: so irrt doch der Vf. darin gewiss, dass er überall voraussetzt, der Sprachgebrauch müsse *ursprünglich* der wah-

ren *philosophischen* Begriffsbildung gemäss sich entwickelt haben, und jede Abweichung von dieser sey als Nachlässigkeit oder Ausartung zu betrachten. Diess ist durchaus falsch. Der in dem gewöhnlichen Leben bestehende Sprachgebrauch ist aus den Bedürfnissen dieses letzten, nicht aus denen der Speculation hervorgegangen, und nur selten also wird die Philosophie, und nur mit grosser Vorsicht, sich ihm anschliessen können. Mit dem neuen Bedürfnisse muss grösstentheils eine neue Sprachbildung eintreten, welche gewiss nur da ein Übel, wo das Bedürfniss ein Scheinbedürfniss ist. Wenn der Vf. also, wo er irgend auf andere Gebrauchsweisen stösst, als die aus seinem Systeme hervorgehen, über Pleonasmen, Verstösse gegen die Logik, gegen die Metaphysik u. s. w. Klage führt: so hat er das Wesen der Sprachbildung verkannt, und wird dadurch schwerlich für seine Wortbestimmungen allgemeine Anerkennung erkämpfen.

F. E. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, in der Näfischen Buchdruckerey: *Unterhaltungen zur Beförderung der Sittlichkeit und des häuslichen Glücks.* Vorzüglich für Landleute eingerichtet. Von *C. Irminger*, Pfarrer zu Stammheim. 1820. 355 S. 8.

„Die immer mehr wachsende Leselust unter den Landleuten durch ein Büchlein zu befriedigen, das sie lehrte, wie der Mensch mit Arbeit und Gebet vernünftiges Nachdenken, Vorsicht und gute Sitten zu verbinden habe, um sich vor einer Menge selbstverschuldeter Übel zu verwahren, und unverschuldete leichter zu tragen," — diese Worte der Vorrede bezeichnen die Absicht, *in welcher*, und den Kreis, *für welchen* dieses Büchlein geschrieben ist. Denn der Zufall, sagt der Vf. sehr wahr, führe gar oft schlechte, den Glauben untergrabende, die Sitten verderbende und den Verstand verdunkelnde Bücher in die Hände des Landmannes. Jene Absicht bestimmte sowohl die Auswahl der behandelten Gegenstände, als sie auch den Gebrauch verschiedener Provincialismen entschuldigt. Es wird in 16 Abschnitten gesprochen 1) *Von dem Menschen.* 2) *Von der Religion.* (Rec. trüge Bedenken, in einem Buch für Landleute zu sagen: „es giebt eigentlich nur Eine Religion, aber verschiedene Formen derselben;" solche Aufklärung kann schwerlich gute Früchte tragen). 3) *Über den Aberglauben* — viel auf das Leben dieser Classe Anwendbares, durch angeführte Beyspiele fasslich gemacht. 4) *Über Schwärmerey und Secten* — mit besonderer Hinsicht auf die neuesten Erscheinungen in der Nähe des Vfs. 5) *Über die, bey so Vielen herrschende Unzufriedenheit mit ihrem Stande* — zweckmässig. 6) *Über Reichthum und Armuth* — eine Erzählung, und in dieser Form desshalb immer belehrender, als Räsonnement, selbst als Ermahnungen. 7) *Über die Wahl eines Ehegatten* — recht aus dem Leben gegriffen. 8) *Über die Erziehung der Kinder* — ebenso. 9) *Die beiden Brüder* — eine besonders wohlgelungene Erzählung! Freylich möchten die Heinriche unter dem Landvolke, dessen vornehmstes Lebensmotiv immerdar Besitzen und Behalten ist, ziemlich selten zu finden seyn. 10) *Die ausgesöhnten Nachbarn* — ebenfalls Erzählung, auf welche die vorige Bemerkung anwendbar ist. 11) *Über die Sorge für die Gesundheit* — für den Kreis dieser Leser recht passend. 12) *Über die Behandlung der Kranken, derer, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, derer, die auf dem Krankenbette starben, der Gemüthskranken* — zweckmässige Rücksicht auf viele, unter dem Volke eingewurzelte, Vorurtheile. 13) *Über die Gewitter.* 14) *Über das Gebeth (sic) und Lesen der Bibel* — das Volk soll nicht die Offenbarung Johannis, die prophetischen Bücher, und überhaupt das Alte Testament vornehmlich heraussuchen — recht ein Wort zu seiner Zeit. 15) *Über den Himmel und die Erde* — das Allgemeine; die Namen der Planeten werden diese Classe von Lesern wenig interessiren. — 16) *Über die Erde und ihre Bewohner — Asia, Afrika, Amerika — Europa. Schweiz — Geschichte — über die einzelnen Kantone — Schlussbemerkungen* — unter allen Abschnitten der schwächste; nicht von der Unrichtigkeit mancher Angabe aus fremden Ländern zu sprechen (z. B. *Preussens* Hauptstadt: Berlin, Residenz: Königsberg — zu Sardinien gehört Piemont und ein Theil von Savoyen — das deutsche *Reich* stehe unter dem österreichischen Kaiser, als Oberhaupt), sondern nur von der fast meistens ganz fehlerhaften Angabe der Bevölkerung der einzelnen Schweizerkantone, die der Vf. aus dem ersten besten Handbuche hätte berichtigen können. Sonst verdient das Bemühen, nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten, und — was so Noth thut — auf seine sittliche Verbesserung zu wirken, gerechtes Lob. Hie und da hätte der Ausdruck fasslicher, populärer seyn können.

P. T.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Wallishausser: *Gott, mein Alles, meine Freude, mein Trost.* Ein Andachtsbuch für gebildete Christen, von *Carl Cleynmann.* Dritte verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe. 1821. 401 S. 12. (1 Rthlr. 4 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1822.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Die Armenpflege im Herzogthum Nassau, nach dem Edict vom 19 October 1816, und den sich hierauf beziehenden allgemeinen Vorschriften.* Ein Handbuch für die mit der Armenpflege beauftragten Behörden, von *Friedrich Wilhelm Emmermann*, Herzogl. Nassauischem Regierungsrathe u. s. w. 1818. XVI u. 176 S. 8. Nebst einigen Tabellen. (1 Rthlr.)

In unseren Tagen, in welchen Krieg und mehrere schnell auf einander folgende Misserndten die Völker erschöpft haben, und das Stocken fast alles Handels das Unglück vollendet, verdient die Armenpflege gewiss die ernsthafteste Berücksichtigung. Jeder Beytrag über diesen Gegenstand muss um so mehr willkommen seyn, je weniger man in vielen Ländern darüber im Klaren zu seyn scheint. Das Publicum ist Hn. *E.* daher grossen Dank schuldig, dass er ihm eine Einrichtung mittheilt, die von, richtigen Ansichten ausgehend, sehr wirksam seyn muss, und nachgeahmt zu werden verdient.

Wie fast überall, war auch in den Nassauischen Landen vor 1817 die Armenpflege den einzelnen Orten überlassen, und eben desswegen in jedem Districte eine andere. Durch das auf dem Titel genannte Edict wurde nun die Armenpflege unter die unmittelbare Aufsicht der Regierung gesetzt, und im ganzen Lande nach Einem Plane eingerichtet. Gewiss eine sehr richtige Ansicht, wenn etwas Bedeutendes geleistet werden sollte. Dem Edict gemäss wurden zuerst in jedem Amte Amts-Armencomissionen gebildet, deren Directoren die Amtleute sind, und welche nach der Ausdehnung des Amtes aus mehreren oder wenigeren Mitgliedern bestehen. Die eine Hälfte der Mitglieder nebst dem Director und Cassirer ist permanent, die andere Hälfte hingegen nicht, sondern scheidet nach und nach aus, und wird durch andere ersetzt. Die wechselnden Mitglieder sind zum Theil Pfarrer vom Lande, zum Theil von den Ortschaften aus ihrer Mitte gewählte Deputirte. Diese Amts-Armencommissionen stehen in Hinsicht dieser Function einzig und allein unter der Landesregierung, mit der sie auch unmittelbar correspondiren. Sie nehmen die Armenlisten in dem Amte auf, entscheiden über die Zulässigkeit der Armen zum Genuss der Almosen, bestimmen die Grösse dieser Almosen, verwalten die Fonds, und legen am Ende des Jahres ihrer Behörde Rechnungen ab. Die Berechnung über verwendete Gelder, sowie über die gesammte Armenpflege, wird gedruckt, und dem Lande öffentlich alljährlich dargelegt. Unter den Amts-Armencommissionen wirken die Hülfscommissionen, und in den einzelnen Orten die Armenpfleger, redliche, gute Einwohner, wozu die Richter und Pfarrer vorzüglich vorgeschlagen werden. (Warum nicht in jedem Dorfe einen Ausschuss von mehreren Einwohnern, an dessen Spitze der Pfarrer und Schulmeister stehen, die zugleich die Secretaire dieser Vereine machen? Die Gründe, aus denen Commissionen hier nothwendig scheinen, und einzelne Personen als Armenpfleger zu widerrathen seyn möchten, sind folgende. Der einzelne Armenpfleger, heisse er Schultheis, Schöppe u. s. w., steht in vielfachen Verhältnissen und Verbindungen an seinem Wohnorte, und diese Verbindungen veranlassen ihn, so manchen in die Armenrolle aufzunehmen, der es nicht verdient, bey einem Andern das zu unterdrücken, was ihm entgegen seyn könnte. Auf die Berichte der Hülfscommissionen und Armenpfleger muss aber doch die Amts-Armencommission ihre Wirksamkeit einzig und allein gründen. So hat Rec. den Fall erlebt, dass ein Dorfschultheis, als ihm eine Armenliste von dem Amte abgefodert wurde, alle Häusler zu sich beschied, und sie fragte, ob sie arm wären. Natürlich waren es Alle. Noch mehr, da in der Liste zu beantworten war, wie viel der Arme Zuschuss bedürfe, so waren dann die grössten Anfoderungen zu lesen. So wird es überall gehen, wo nur ein Einzelner Armenpfleger ist; geschieht dieses aber durch Mehrere, so sind solche Missgriffe nicht zu erwarten. Da hier Alles ohnentgeltlich geschieht, und die Berathungen an den Sonntagen Statt finden, so findet die Einrichtung solcher Commissionen in dem kleinsten Dorfe keine Schwierigkeit.) Jene Amts-Armencomissionen versammlen sich in jedem Monat an einem festbestimmten Tage, um sich gegenseitig zu berathschlagen, die Geschäfte unter sich zu vertheilen u. s. w. Bey einer Versammlung, wenn ihre Beschlüsse gültig seyn sollen, müssen wenigstens drey Mitglieder gegenwärtig seyn. Alle Mitglieder, den Cassirer ausgenommen, welcher Besoldung erhält, dienen ohnentgeldlich. Die Ausführung der Beschlüsse geschieht einzig durch den Director. Nebst dieser Einrichtung wurde in Wiesbaden selbst ein besonderes Waisengericht gebildet, welches aus zwey Regierungsräthen, zwey Geistlichen und einem Secretair besteht; ihm werden zwey Bürger aus Wiesbaden als

Beysitzer zugegeben. Dieses Waisengericht beschäftigt sich mit Versorgung und Erziehung sämmtlicher Waisen im ganzen Lande. Es correspondirt mit den Amts-Armencommissionen, von welchen es die nöthigen Anzeigen erhält, und seine Beschlüsse ausführen läst. Sämmtliche Waisen sollen nicht mehr in Gesellschaft, und in besonderen Häusern erzogen, sondern wo möglich in einzelnen Familien, die Knaben vorzüglich auf dem Lande, untergebracht werden. Es werden daher die Amts-Armencommissionen, sowie die Armenpfleger, dafür besonders sorgen, dass diese Kinder bey ordentlichen, stillen, und christlichen Familien untergebracht werden. Für jedes Kind wird alljährlich 50 Gulden Zuchtgeld bezahlt, und die Mitglieder der Amts-Armencommissionen haben durch öftere Untersuchungen sich zu überzeugen, dass die Kinder an Kleidung, Nahrung und Bildung nicht verkürzt werden. Hospitäler sind zwar auch den Amts-Armencommissionen unterworfen, doch wird die Verwaltung des Individuellen einer Commission, bestehend aus fünf rechtlichen Einwohnern des Orts, wo sich das Hospital befindet, übergeben. Bilden sich hie und da besondere Armenvereine, so sind sie keinesweges den Amts-Armencommissionen unterworfen. Über ihre Constituirung, sowie über ihre Wirksamkeit, brauchen sie denselben keine Rechenschaft abzulegen; wohl aber werden sie ersucht, den Amts-Armencommissionen die erfoderlichen Aufschlüsse und Berathungen zu ertheilen. In der Instruction an die Beamten sind sehr wahr Unthätigkeit, Mangel an Ordnung und Genusslust als die Hauptquellen überhand nehmender Armuth in unseren Tagen bezeichnet. Nicht sowohl grosse Summen unter die ärmere Classe des Volks zu vertheilen, als diese Quellen der Noth zu verstopfen, sey der Zweck der Wirksamkeit aller Armenpflege. Die erste Sorge dieser Beamten müsse desswegen dahin gehen, die Verarmung einer Familie möglichst zu verhüten. Desswegen wäre es die erste Pflicht der Armenpfleger eines Ortes, die Familien ihres Wohnorts immer genau im Auge zu behalten, und wo eine Familie oder ein Familienhaupt durch sein Betragen die Besorgniss errege, dass der Wohlstand desselben sinken werde, so wären sie berechtigt, den Fahrlässigen zu warnen, ihm Rathschläge zu geben, auch bey augenblicklichen Verlegenheiten Vorschüsse und Arbeit zu verschaffen. Blieben die Warnungen von einem Individuum unbeachtet, so hätten die Armenpfleger der Amts-Armencommission diesen Fahrlässigen anzuzeigen, wo alsdann eine ernstere Abmahnung erfolgte. Wirkte auch diese die bezweckte Änderung nicht, alsdann erfolgte auf Berichtserstattung an die höchste Behörde Bevormundschaftung, körperliche Strafe, auch wohl Zuchthaus.

Herrlich, und der höchsten Beherzigung werth sind folgende Grundsätze der Instruction. Die mit der Armenpflege Beauftragten dürfen nicht glauben, ihrem wohlthätigen Berufe genug gethan zu haben, wenn sie Geld und Brod herbeygeschafft. Eine regelmässige Arbeit erhält einzig die Moralität des Volks, eine unthätige Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse hingegen zerstört sie. Auch der Ärmste muss sich sein Almosen wenigstens zum Theil erwerben, und dieser Erwerb muss den eines redlichen, fleissigen Arbeiters nicht übersteigen. Wenn das Almosen ⅔ das Wochenlohns eines Tagelöhners beträgt, so ist es gewiss hoch genug, denn warum soll der, welcher früherhin durch Faulheit und Unordnung sein Eigenthum durchbrachte, dem gleichgesetzt werden, der immerwährend sein Brod im Schweisse seines Angesichts und mit Ordnung suchte? Sehr wahr. Was in den Jahren 1816 und 1817 von allen Regierungen, von so vielen Vereinen und Einzelnen geschah, war Grosses, und floss aus den reinsten Quellen, und doch hat es unendlich geschadet. Alle, die damals die Wohlthaten der grossmüthigen Geber zu vertheilen hatten, können darüber urtheilen. Ganze Werke liessen sich über den nachtheiligen Einfluss jener Spenden ohne Arbeit auf die Gesinnungen der niederer Volksclasse schreiben. Wenn schon diejenigen, welchen die Vertheilung jener Gaben oblag, gemeinnützige Verwendung derselben, verbunden mit Beschäftigung der Nothleidenden, bezweckten, so wurden ihnen doch durch ausdrückliche Bestimmung der Geber nur zu oft die Hände gebunden. Aus tausend Beyspielen nur zwey. Ein höchst verehrungswürdiger Verein sendete 1816 in ein Dorf eine beträchtliche Summe, mit dem ausdrücklichen Verlangen, solche an dem Weihnachtsfeste zu vertheilen, damit sich die Armen einen fröhlichen Tag machen möchten. Die Summe wurde vertheilt, Väter und Mütter machten sich auch wirklich in den Wirthshäusern einen fröhlichen Tag, die armen Kleinen aber hungerten jetzt, wie zuvor. Wer weiss es nicht, dass viele Armen von dem Getreide und Brode, das ihnen um wohlfeilern Preis abgelassen wurde, kauften, um Beides an die Wohlhabenden zum höchsten Preise wieder zu verkaufen, und den Gewinn zu vertrinken oder zu verspielen, während Weiber und Kinder in dem Lande umherschweiften, und den Bemittelteren lästig fielen! Menschenliebe ist schön, aber nur wohlthätig, wenn sie von Gerechtigkeit und Ernst geleitet wird. Die zahlreiche Classe der Armen, besonders in übervölkerten Fabrikorten, besteht meistens aus verderbten, oder während ihrer Wanderjahre verbildeten, Menschen. Durch leichten Erwerb in den glücklichen Zeiten an Unordnungen und Genuss gewöhnt, wollen sie Beides in den unglücklichen Tagen fortsetzen, und nie wird ein Armenpfleger nützlich werden, der nur das Bedürfniss dieser Classe, und nicht ihre Denkart berücksichtigt, nur giebt, und nicht arbeiten lässt.

Ferner heisst es in der Instruction: Zu den Armencommissionen muss man Leute zu wählen suchen, die Enthusiasmus für diese Art von Geschäften, aber auch mercantilische, technische Kenntnisse und Einsichten von dem Leben und Grundsätzen der ärmern Volksclasse besitzen. Sehr wahr! Eben weil dieses hochwichtige Geschäft hier und da in Hände gegeben wird, wo eine aus Mechanismus entstandene Geistesstarrsucht oder spirituelle Impotenz das Eingehen in neue und nützliche Ideen ohnmöglich machen, geschieht in diesen Fächern so Weniges. Drängt in den Zeiten der Noth von seinem Herzen getrieben sich irgend ein Mann hervor, so wird er Leuten subordinirt, die die in ihre Hand gelegte Macht entweder nicht zu handhaben wussten,

oder nicht handhaben wollten. Man will sich bemerklich machen, diesen oder jenen Zweck erreichen, greift daher zur Unzeit in die heilsamsten Anstalten ohne Sach- und Volkskenntniss ein, dictirt oder unternimmt schädliche Massregeln, und zerstört so geflissentlich, oder aus Impotenz, was in sich wohl gegründet war. Der arme Enthusiast verliert vielleicht Leben und Vermögen, der gewandte Egoist aber steht gerechtfertigt auf seinem Grabe. Die Armen werden hier in 4 Classen getheilt: 1) Solche, die arbeiten wollen, aber nicht können. Alte, Gebrechliche, Kinder. 2) Die arbeiten, aber durch ihre Arbeiten nicht so viel verdienen, um sich ernähren zu können. Väter zahlreicher Familien. 3) Solche, denen es an Arbeit fehlt. 4) Die nicht arbeiten mögen. Die Ersten müssen unterstützt werden; denen No. 2 wird der Arbeitslohn erhöht, No. 3 Arbeit verschafft, und die No. 4. werden zu arbeiten genöthigt. Sparcassen, und Leichencassen sind zu errichten, und die Arbeitsanstalten zu vervielfältigen, da nicht alle Armen eine und ebendieselbe Arbeit vollbringen können. Es werden daher eine Menge verschiedener Arbeiten vorgeschlagen, und dabey wird bemerkt: Es kommt nicht darauf an, ob der Fonds verliere, wenn nur die verdienstlose und bettelnde Menge nützlich beschäftigt wird.

Dass dieser Einrichtungen ungeachtet die Localarmencassen noch fortbestehen sollen, hat uns nicht gefallen, da es in jedem Lande reiche Orte giebt, wo keine Armen sind, und auch arme Orte, die ihre Ortsarmen nicht zu versorgen im Stande sind. Schafft man die Betteley wirklich ab, so befreyt man auch die Einwohner, besonders in übervölkerten Provinzen, von einer bedeutenden alltäglichen Contribution. Man kann unter dieser Voraussetzung, ohne neue Lasten aufzulegen, alljährlich eine Armensteuer dem ganzen Lande auflegen. Niemand ist von dieser Steuer ausgenommen, und sie wird nach dem in jedem Lande eingeführten Steuerfusse, oder nach anderen, für gut befundenen Sätzen angelegt, und von den gewöhnlichen Steuereinnehmern eingetrieben, und an die Ortsarmenpfleger gegen Quittungen abgereicht. Daneben benutzt man noch alle die Quellen, woraus bisher die Localarmencassen unterhalten wurden. Die Ortsarmenpfleger senden das Verzeichniss von dem Ertrage der Armensteuer, nebst dem Überschusse der Gelder, der nach Abzug der Summe, die dem Orte zur Versorgung seiner Armen bewilligt wurde, noch verbleibt, vierteljährlich an die Amtsarmencommissionen ein. Aus den einzelnen Eingaben verfertigt die Commission ein allgemeines Cataster, und übergiebt es, nebst den Armenlisten, der höchsten Behörde. Hiedurch wird diese in den Stand gesetzt, das Ganze zu übersehen. Alle Localcassen werden eingezogen, und aus ihnen ein allgemeiner Fonds gebildet, woraus jeder einzelne Ort seine Zuschüsse erhält, die ihm gleich auf den Ertrag der Armensteuer angewiesen werden. Auf diesem Wege vereinfacht sich der Geschäftsgang, und die Armenpflege bleibt nicht mehr das buntscheckige Ding, das sie bisher in den meisten Ländern war.

Das Bettelwesen soll abgeschafft werden, indem man Jeden, der auf der Betteley betroffen wird, das erstemal bey Wasser und Brod einsperrt, im zweyten Betretungsfalle diese Strafe erhöht. Werden Kinder auf der Betteley betroffen, so sollen deren Eltern die Strafe leiden, auch die Gerichten des Orts um 5 Gulden gestraft werden. Diess Letzte scheint uns zu hart. In volkreichen Orten ist es ganz unmöglich, zu erfahren, welcher Familienvater seine Kinder auf das Betteln ausschickt, und eben so unmöglich ist es, dieses Aussenden ihm zu verbieten. Da fast überall in jedem Orte Tagewächter sind, und diese nur zu oft den fremden Bettlern nachsehen, indem sie mit diesen theilen: so bestrafe man diese, wenn die Gensd'armerie in dem Orte einen Bettler auffindet.

Doch wir schliessen hier unsere Anzeige mit der Versicherung unserer grössten Achtung gegen den Vf., und mit dem herzlichen Wunsche, dass alle mit der Armenpflege beauftragten Beamten dieses Buch recht fleissig benutzen mögen.

Mdy.

PHILOSOPHIE.

Heidelberg u. Speyer, b. Oswald: *Eubios oder über das höchste Gut.* Ein philosophischer Nachtrag zu den akademischen Untersuchungen Ciceros, von *P. F. Boost.* 1818. XII u. 126 S. 8. (18 gr.)

Der Geist des Antiochus aus Askalon, der, wie keiner der späteren Akademiker, jene Reinheit des Charakters, welche die menschliche Vernunft vor Verirrungen bewahrt, und jene Lebhaftigkeit der Einbildungskraft besass, die dem Genie eigen zu seyn pflegt, der zusammenfasste, was Sophisterey getrennt — aufbauete und befestigte, was Zweifelsucht erschüttert hatte, scheint sich nicht nur seinem Bruder, sondern mehreren seiner Landsleute mitgetheilt zu haben, die gleicher Ernst in Erforschung der Wahrheit, Bescheidenheit und Sanftmuth zu einer Philosophenfamilie verband. Unter ihnen wird *Eubios* genannt, den sich, ohne besondere Nachrichten von ihm zu haben, Hr. *B.* als einen Mann denkt, der, gleich dem Antiochus, nur um den höchsten Gegenstand aller Philosophie bekümmert, fern von Scheinsucht und Parteyung, mit ganzer Seele sich ihr widmete, und im Streite sich nur durch Falschheit und Unlauterkeit der Gesinnung und Denkart aufbringen liess. So war er Hn. *B.* Vorbild und Erinnerung bey dieser Arbeit.

Mit Vergnügen und mit Achtung gegen des Vfs. Gesinnung, Urtheil und Darstellungsgabe haben wir ihn auf seinem Wege durch die Geschichte der Philosophie begleitet. Die Untersuchung, die er für sich beginnt, und für die er bey den Philosophen Beystand sucht, führt ihn zuerst zu Aristipp. Dessen Beantwortung der Frage, die den Vf. beschäftigt, wird kurz, und, so viel wir einsehen, unentstellt, ja man möchte sagen, mit Liebe dargestellt; dann aber das Unbefriedigende und das Wahre darin bemerklich gemacht, was dann zu Epikur führt, mit dem auf gleiche Weise verfahren wird, der aber den Vf. länger beschäftigt. Dem Systeme Epikurs stellt der Vf. das stoische entgegen. Er gesteht, dass die edlere Menschheit in dem praktischen Theile desselben ihr Bild erkenne, und dass es in Rücksicht der

Anwendbarkeit im Leben dem epikurischen nicht nachstehe. Zum Vorwurfe aber macht er der stoischen Philosophie, dass sie das Leben des Menschen, sofern es auf Gefühlen beruhe, tödte, und dass ihrer Tugend die Lauterkeit, die Heiligung gegen über dem Ideale der Heiligkeit, fehle, da Demuth im Gemüthe des Weisen nicht wohnen könne, der als Weiser allein frey, reich, schön, gesund, König und Gott sey. Was das Letzte betrifft, so wollte doch der Stoiker nur das Ideal aufstellen, das man zu erreichen streben sollte, dem sich aber die weisesten Menschen nur näherten. Wenn der Mensch nun sich mit dem Ideale vergleicht, das auch der Stoiker in Gott wirklich denken darf, muss er nicht zur Demuth sich aufgefodert finden? Wir halten also dafür, dass Epiktet, welcher Demuth empfahl und übte, dadurch dem Geiste des Stoicismus gemäfser verfuhr, als diejenigen, welche unvermerkt mit dem Weisen des Systems den Stoiker zusammenfallen liessen. Richtig ist übrigens das Urtheil, dass der Stoiker dem Satze: „Die Tugend ist sich selbst genug" — eine Bedeutung unterlegte, und eine Ausdehnung gab, die er nicht hat. Befriedigend gelöst findet der Vf. die grosse Aufgabe, mit welcher er sich beschäftigt, durch Platon. Mancher Leser wird aber wünschen, dass dessen Ansicht noch klarer gemacht wäre. Aristoteles zieht, meint der Vf., den Menschen wieder mehr zur Erde zurück. Das über die neuere Akademie hier gefällte Urtheil möchte doch wohl ein wenig zu hart seyn. Andere Meinungen der Alten vom höchsten Gute werden kurz angeführt. Darauf wird die Übereinstimmung dessen, was der Vf. den reineren, vom Christenthume ausgegangenen Mysticismus nennt, mit dem Platonismus nachgewiesen, und dabey ein wahres und kräftiges Wort über und wider die Ausartungen, Übertreibungen und Entstellungen beider gesagt. Weniger können wir dem beystimmen, was über *Kant*, *Fichte* und *Schelling* gesagt wird. Es scheint uns *Kants* Geist falsch charakterisirt zu seyn als „der Geist kritischer Auseinanderlegung, Veruneinigung, Zersplitterung." Freylich suchte er aus einander zu legen, was in den gemeinen oder auch unter Philosophen herkömmlichen Begriffen noch nicht gesondert war; allein die eigentliche Absicht seines Philosophirens ging doch auf Vereinigung dessen, was als widersprechend und veruneinigend erscheint. Ebenso falsch ist es, dass „der kantische Weise, in beständigem Kampfe mit der Sinnlichkeit, sich über jeden Antrieb der Natur erhebe, und Glückseligkeit als etwas im Leben mit Tugend nie zu Vereinigendes betrachte, aber vermöge seines Vernunftglaubens von der Gottheit selbst in einem Stande der Vergeltung Befriedigung der Neigungen, die er als etwas, seine moralische Maxime Verunreinigendes abzuwehren gelehrt würde." Nach *K.* soll nur der in uns liegende Trieb zur Glückseligkeit, die Jeder natürlich zuerst in der Befriedigung seiner Neigungen sucht, nicht das oberste Gesetz unseres Wollens und Thuns seyn, sondern dem Gesetze der Vernunft unterworfen werden. Diesem soll jener Trieb nie Abbruch thun, wenn auch das Gesetz der Vernunft der Befriedigung des Triebes Abbruch thut, oder zu thun scheint. Dieser Zwiespalt verliert sich immer mehr, je mehr du der Vernunft folgest. Nicht jene Neigungen, denen wir, als der Vernunft entgegenwirkend, widerstehen sollten, werden befriedigt werden, aber die der Pflicht sich ergebenden Menschen Neigungen werden selbst nach und nach veredelt, und so beschaffen werden, dass ihre Befriedigung unter der Regierung eines vollkommenen Wesens möglich ist. *K.* kommt also in der That dahin, wo der Vf. Platon findet; nur ist seine Methode eine andere. Das Verkennen dieser Methode hat manches ungerechte Urtheil veranlasst. *Fichte's* Ansicht hat Hr. *B.* gegeben, wie sie gemeiniglich aufgefasst wird, und Anfangs auch wohl nur aufgefasst werden konnte, und daraus Folgerungen gezogen, die ihn hätten zweifelhaft machen sollen, ob der Philosoph auch wohl richtig verstanden sey. Zufriedener bezeigt er sich im Ganzen mit *Schelling* in Absicht des fraglichen Punctes, doch wird er von ihm „durch eine gewisse scientifische Frechheit" zurück gestossen. Die elenden Verse, in welchen „die schärfste Ecke" von dem, was dem Vf. „Stein des Anstosses" ist, „herausgekehrt" wurde, verdienten hier nicht wiedergegeben zu werden.

Αμπλλ.

K Ü R Z E   A N Z E I G E N.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, im Magazin für Industrie und Literatur: *Glockentöne aus dem Jugendleben*, herausgegeben von Dr. *Johann Caspar Ihling*, Rector am herzogl. Lyceo zu Meiningen. 1821. VIII u. 101 S. 8. (12 gr.)

Des Vfs. Absicht war, einzelne Gemälde oder Schilderungen von solchen Scenen zu geben, welche im Reiche der Natur, im Heiligthume der Religion und im traulichen Familienkreise für die Jugend besonders wichtig und bedeutungsvoll sind, und deſshalb einen bleibenden Eindruck im Menschenherzen zurücklassen, als Weihnachts-, Geburtstags- und Confirmations-Geschenk für die gröſsere Jugend. Den kleineren Kindern aber selbst Ältern und Lehrer aus dem Büchlein erzählen. Das Christfest, das neue Jahr, Frühlingserwachen, die Confirmation, das Pfingst- und Mayen-Fest, der Sommer, der Geburtstag, die Schule, der Herbsttag, das Ernte- und Kirchweih-Fest, der Mutter Tod, und die Reise zur Universität sind die Gegenstände, von denen hier Beschreibungen, Jugenderinnerungen und Betrachtungen mitgetheilt werden. Sie enthalten viel Wahres und Gutes, aber nichts Ausgezeichnetes. Den Beschreibungen fehlt es an Leben, und die Gedanken sind von der Art, dass die Meisten wohl selbst durch die Gegenstände auf sie geführt werden. Die Schreibart ist mitunter, was man blühend nennt, aber es fehlt dem Tone an Einheit.

Dem Jünglinge, welcher die Universität beziehen will, giebt Hr. *I.* den Rath, zuzusehen, ob er gehörig vorbereitet und reif sey. Das ist doch wohl eine Prüfung, die in der Regel Anderen zu überlassen ist. Über die durchscheinenden theologischen Ansichten des Vfs. möchte leicht Eins und das Andere zu erinnern seyn. Dass die Pathen bey der Taufe „an Kindes Statt vorläufig Etwas zusagen," ist eine Vorstellungsart, die, so gewöhnlich sie ist, sich durch Nichts rechtfertigen lässt. — Nach S. 62 war der Vf. im J. 1793 Schüler der obersten Classe, und nach S. 82 „kannte man" in seinen Kinderjahren „die Impfung noch nicht," und er „lag an den natürlichen Blattern gefährlich darnieder." Vermuthlich hatte der Vf. die Impfung der Kuhpocken im Sinne; er redet aber, als hätte es früher gar keine Impfung der Blattern gegeben.

HKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

FORSTWISSENSCHAFTEN.

MARBURG u. CASSEL, b. Krieger: *Annalen der Forst- und Jagd-Wissenschaft.* Vierter Band. III und IV Heft. Fünfter Band. I bis IV Heft. Sechster Band. I und II Heft.

Auch mit dem Titel: *Annalen der Societät der Forst- und Jagd-Kunde.* Herausgegeben von *C. P. Laurop,* Grofsherzogl. Badischem Oberforstrathe u. s. w. Zweyter Band III Heft bis Vierter Band II Heft. 1815 bis 1820. Mit Zeichnungen. (Jedes Heft 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. Erg. Bl. 1815. No. 46 u. 87.]

Die früheren Bände dieser Annalen hatten vorzüglich auch die Forststatistik zu ihrem Gegenstande, und die beiden ersten der vor uns liegenden Hefte enthalten ebenfalls einen schätzbaren Beytrag zu dieser Rubrik. Ein Ungenannter giebt uns (im II Bd. 3 u. 4 H.) *Statistische Notizen von einigen Provinzen des preussischen Staats, nebst einigen darauf begründeten Bemerkungen in Hinsicht der Forsten und ihrer Bewirthschaftung.* Der ungenannte Vf. äussert sich mit Freymüthigkeit und mit sachkundiger Ansicht über das preussische Forstwesen, und legt viele Angaben vor, aus denen sich die Motive der Verwaltung beurtheilen lassen. Der Einleitung zufolge muss man annehmen, dass er aus officiellen Quellen geschöpft habe. Indess wird man in dieser Voraussetzung unangenehm durch die Gegenbemerkungen eines genannten Vfs. (III, 3), des Oberförsters *Olberg* in Acken, gestört, indem dieser dem Ersten ungeheure Unrichtigkeiten nachweist. Da wir darüber nicht urtheilen können: so geben wir die Hauptangaben des Ungenannten in einem kurzen Auszuge, um weitere Berichtigungen zu veranlassen.

	Quadratmeilen	Königl. Forste nach Morgen	Dieselben mit Einschluss der Privatforsten	Morgenzahl auf der Quadratmeile	Morgenzahl auf einen Menschen
Kurmark	447	1,078,099	1,930,345	4320	$2\frac{1}{2}$
Neumark	206	550,617	985,791	4780	3
Pommern	506	628,627	1,008,227	2130	2
Schlesien	683	790,000	3,750,000	5496	2
Ostpreussen	409	997,912	1,700,000	4157	3
Lithauen	295	970,240	1,621,362	5496	4
Magdeburg	104	113,565	173,000	1664	$\frac{2}{3}$
Halberstadt	46	63,241	140,000	3044	1
Westpreussen, Netzdistrict, Posen	1000	2,499,000	4,500,000	4518	$3\frac{1}{8}$
Minden und Ravensberg	58	47,980	81,000	1400	$\frac{1}{2}$
Eichsfeld	48	70,000	140,000	...	.
Sachsen	368	993,000	1,987,000	5400	.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. Kleine Beyträge zu der Naturgeschichte der deutschen Vögel (III, 1. 2). Vom Forstrathe *Fischer.* Sehr schätzbar durch eigene Beobachtung und räsonnirende Darstellung. *Über das, für die Kiefernwaldungen so schädliche Insect, der Kiefernspinner (Phalaena bombyx pini.)* Vom *Grafen von Sponeck* (III, 4). Sowohl das Naturhistorische des Insects, als die Schutzmittel dagegen, sind umständlich erörtert, und zwar nach literarischen Hülfsmitteln und eigenen Beobachtungen. Als Resultat fremder und eigener Erfahrung stellt der Vf. den Satz auf, dass, wenige Ausnahmen abgerechnet, aller Schaden verhütet werden könne, wenn das Insect zeitig entdeckt werde. Hieraus offenbart sich die Wichtigkeit der Forstentomologie für alle Classen der Forstbeamten. Beachtenswerth ist der Vorschlag, den

Wald in viele Schneusen Alleenmäfsig abzutheilen, um eintretenden Falles die Ansteckung zu verhüten, und die Vertilgungsmittel zu erleichtern. Damit der Holzboden dadurch nicht gemindert werde, können die dadurch entstehenden Zwischenräume mit Ebereschen angebaut werden, auf deren Benutzung zu Branntwein aus den Beeren aufmerksam gemacht wird. *Über die Möglichkeit, einen beträchtlichen Raupenfrafs zu verhindern*, von *W. Pfeil* (II, 3). Es wird ein Landespolizey-Gesetz vorgeschlagen, folgenden Inhalts: 1) Verpflichtung der Forstbeamten und aller Personen, die etwas im Walde zu thun haben, die vorkommende Erscheinung eines zerstörenden Insects sogleich anzuzeigen. 2) Sofortiges Ablesen, Abschütteln und Niederhauen der angegangenen Bäume. 3) Disposition über die Kreishülfe zum Verbrennen des Reisigs und des Grabenmachens, wenn die Gefahr schon grofs ist. 4 und 5) Strafen derer, die die gegebenen Vorschriften nicht pünctlich befolgen. *Über Anwendung und Einflufs der chemischen Analyse der Gewächs- und Boden-Arten auf die Gewächscultur überhaupt und auf die Holzcultur insbesondere*. Von *Binge*. Weder neu noch erschöpfend. *Beobachtungen über das Erscheinen, die Lebensweise und den Schaden der Kiefernblattwespe, angestellt im Grofsherzogthume Baden*. Vom Forstrathe *Fischer* (IV, 2). Eine vorzügliche, keines Auszugs fähige Abhandlung, jedem Forstwirthe wegen der Neuheit des Gegenstandes interessant. Wir gedenken nur, dafs das Grabenziehen in den angegangenen Beständen defswegen ein erfolgreiches Vertilgungsmittel war, weil sich die Afterraupen millionenweise in den Gräben eingesponnen haben, wo sie vertilgt werden konnten. Übrigens hat die Natur das Meiste zur Vertilgung beygetragen. *Die Tenthredo juniperi, ein Beytrag zu den Verheerungen der Blattwespen-Arten*, von *Klauprecht* (IV, 2). Dieser neue Forstfeind, dessen Naturgeschichte wir hier ausführlich mitgetheilt finden, hat in dem gräfl. Schönbornischen Forstreviere Huckelheim, im Forstamtsbezirke Aschaffenburg, 129 Morgen mit jungen Kiefern bestandener Waldfläche devastirt. Die Raupen sitzen in Familien von 15—40 beysammen, alle mit dem Kopfe gegen die Spitze des Blattes gerichtet. Zuerst umnagen sie das Blatt, dann erst verzehren sie das Innere desselben bis zur Scheide herab. Auch letztere verschonen sie nicht, ja sie greifen sogar die junge zarte Rinde bis aufs Holz an. Haben sie an einem Orte Alles aufgezehrt: so wandern sie, ohne dafs eine die Gesellschaft verläfst, an einen anderen. Wenn man sich ihnen, besonders bey Sonnenschein, nähert: so erheben sich alle mit dem Vordertheile, und geben einen klebrigen, hellweifsen Saft von sich, welcher harzig und terpentinartig riecht und schmeckt.

Wir wenden uns zu den Abhandlungen *forstwissenschaftlichen Inhalts*. Hieher gehört: *Zur Beantwortung der Behauptung des Hn. F. Körte: Das Streurechen sey den Forsten nicht schädlich*, von *W. Pfeil* (II, 4). Beide Theile übertreiben. Unser Urtheil hierüber ist in No. 87 der Erg. Bl. von 1815 ausgesprochen. *Über das Taxationswesen der diesseits Rheinländischen Forsten der ehemaligen Departemente der Saar, des Donnersberges, des Rheins und der Mosel*. Vom Forstm. *Lintz* (II, 4). Der Aufsatz handelt vom Zwecke der Taxation überhaupt, und davon, wie solcher unter der französischen Verwaltung erreicht worden sey. Die Gebrechen der letzten werden herausgehoben, und des Vfs. schlichte, aber zugleich etwas oberflächliche Ansichten von der Sache mitgetheilt. *Patriotische Wünsche, veranlafst durch die Ansichten des Forstwesens in Ungarn*. Unterzeichnet: *Christ. Freymuth* (III, 1). Es geht daraus hervor, dafs es mit dem Forstwesen in Ungarn formell und materiell nicht gut aussieht, und dafs es da ein grofses Pensum für vollständig gebildete Forstmänner giebt. Dafs aber in einem Lande, wo der Bergbau und der Uferbau grofse Holzfoderungen macht, in einem Lande, wo der Rindviehmist zu einem künstlichen Brennmaterial für Küche und Ofen verarbeitet wird, dafs da die Waldungen ihrem Schicksal überlassen, und verödete Waldflächen uncultivirt liegen gelassen werden, diefs beweist, nach der Ansicht des Rec., entweder grofsen Holzüberflufs, oder die Nichtigkeit der Furcht vor Holzmangel überhaupt. *Über die Berechnung des Geldwerthes der Waldungen*. Von *Linz* (III, 1). Das Problem ist aus der arithmetischen Lehre von Reduction des zu erwartenden Werthes auf den gegenwärtigen mit Berechnung der Zwischenzinsen, mithin ganz aus dem richtigen Gesichtspuncte, betrachtet. *Briefe eines Forstmannes an seinen jüngeren Freund* (IV, 1 und 2). Der ungenannte Vf. spricht mit Laune, Gutmüthigkeit und Satire über die verschiedenen Formen, in denen sich unser heutiges Forstwesen, wie es ist und nicht seyn soll, äussert. Er führt den angehenden Forstmann durch die verschiedenen Partieen desselben hindurch, und ertheilt ihm hodegetische Lehren. Ist auch in diesen Briefen hin und wieder zu viel Redseligkeit vorherrschend: so mufs man doch die Richtigkeit der Ansicht und die Art, wie sie der Sache abgewonnen wird, durchaus billigen. Rec. wünscht die Fortsetzung dieser Briefe recht sehr, besonders bey gleichen Ingredienzien an Würze, Salz und Beize. *Beschreibung einer Darrstube zu Ausklenglung des Fichten- und Kiefern-Samens*, vom Oberforstm. *von Holleben*, genannt *von Normann*. *Mit einer Zeichnung* (IV, 1). Die Vorzüge dieser Einrichtung bestehen hauptsächlich in der Benutzung der aufwärts steigenden Wärme und in deren gleichmäfsigen Vertheilung. Sie ist in den Schwarzburg-Rudolstädtischen Forsten eingeführt, und verdient Nachahmung. *Über Ausmittelung des Schadenersatzes, welcher wegen Behüthung einer Schonung verlangt werden kann*, von *W. Pfeil* (II, 3). *Bemermerkungen über den Aufsatz: Ausmittelung u. s. w.* Vom Oberforstmeister *von Pannewitz* (IV, 1). Die *Pfeil*'sche Abhandlung rügt die bestehenden Misbräuche, und schlägt für diesen Theil der Forstjustiz ein eigenthümliches Verfahren und einen besonderen Straftariff vor. Letzten gründet er mit Recht auf die Gröfse des Schadens, von dessen technischer Ausmittelung gehandelt wird. Hier ist aber zu bemerken, dafs die Gröfse der Strafe zugleich auch

mit von dem Grade der Strafbarkeit und — da hier zunächst von Geldstrafen die Rede ist — von den Vermögensumständen des Frevlers abhängt. Die zweyte Abhandlung enthält eine, aus dem praktischen Gesichtspuncte gefasste Kritik der ersten, und eine weitere Ausführung des Gegenstandes, welcher von legislativen Behörden nicht unberücksichtigt gelassen werden sollte. *Über den Gerbestoffgehalt unserer deutschen Wald-Bäume und Sträucher*, von *Klauprecht* (IV, 2). Nichts könnte für die Forsttechnologie erwünschter seyn, als eine, dieser Aufschrift genügende Abhandlung. Die vor uns liegende hat indess das Verdienst, die Forstmänner auf die chemische Analyse der Gerberrinden aufmerksam gemacht, und einen ersten Versuch geliefert zu haben. Wir können aber noch nicht mit dem *Modus procedendi* der Analyse zufrieden seyn. Er besteht im Extrahiren der Rinde mit siedendem Wasser, und der Prüfung des zu einem gewissen Masse abgedampften Liquors durch den Areometer. Dadurch können aber unmöglich richtige Resultate erlangt werden. Die erste Operation hat bey gleichem Hitzgrade und bey gleicher Dauer nicht gleichen extractiven Erfolg, der Gerbestoff kann mit der alten Rinde inniger verbunden seyn, und schwerer sich extrahiren lassen. Die von dem Vf. vermuthete Gleichgültigkeit der unterlassenen Ausscheidung der Gallussäure ist ganz problematisch, und da die Gallussäure mit dem Gerbestoff in sehr verschiedenen Verhältnissen verbunden seyn kann, da ferner ausser diesen beiden Educten noch andere Extractivstoffe im Liquor enthalten sind: so kann das Resultat, welches der Areometer angiebt, unmöglich für den reinen Tannengehalt eine sichere Bedeutung haben. *Beleuchtung der Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau, oder die Baumfeldwirthschaft* (IV, 2). Der ungenannte Vf. dieses, im J. 1819 geschriebenen, kurzen Aufsatzes ist mit Hn. *Cotta* darin einverstanden, dass bey dem Anbau unserer Hochwälder auf eine grössere Entfernung der Holzpflanzen von einander gehalten werden müsse, indem dadurch eine reichere Holzernte und reichlicher Graswuchs als Viehfutter erlangt werde. Er widerräth jedoch die Anwendung der Baumfelderwirthschaft in ihrem weiteren Begriffe, wenigstens vor näherer Prüfung derselben. Die Gründe, welche für diese Meinung angeführt werden, sind aus der Beschaffenheit unseres Climas, aus der Fremdheit der meisten Getreidearten und Obstbäume auf deutschem Boden, und aus dem Einheimischen der Holzarten entnommen, und verdienen Beherzigung.

Dass nur wenige Abhandlungen aus dem Gebiete der *Jagdwissenschaft* vorkommen, lässt schon der Gang erwarten, welchen die Ausbildung des Forstwesens in Deutschland nimmt. Wir heben folgende aus. *Beytrag zu den Berichtigungen über die wahren und scheinbaren Vortheile der jetzt gebräuchlichen neuen Flintenschlösser, nebst dem dazu gehörigen Zündpulver*, von *W. D.* (III, 2). Es ist von den Gewehrschlössern die Rede, deren Erfinder *Lepage* in Paris gewesen ist, und die mit verbesserter Einrichtung von *Manton et Son.* (London, Dover-Street Piccadilly) gefertigt werden. Der Vf. räumt ihnen viele Vorzüge vor den gewöhnlichen ein, und wünscht, dass die Modelle davon — die Gewehrkammer des regierenden Herzogs von Coburg-Saalfeld besitzt ein vorzügliches — bald in die Hände der deutschen Büchsenmacher kommen mögen. *Wie erhalten die Jagdgewehre in kurzer Zeit durch Kunst die beliebte Wetterfarbe oder eine Art Bronze?* Von *F.* (III, 4). Einige chemische Beizrecepte.

Einen beträchtlichen Theil des Inhalts machen die Abhandlungen aus, welche die *Forstverfassung verschiedener deutscher Staaten* betreffen. Hieher gehören: *Forstregulativ für das Generalgouvernement des Mittelrheins. Erlassen von dem General-Gouverneur Justus Gruner, Coblenz, am* $\frac{16}{28}$ *May* 1814, *im Auszug* (II, 4). *Verordnung, die Verfolgung und Bestrafung der Forstfrevel betreffend. Erlassen von der k. k. österreich. und k. baier. gemeinschaftlichen Landes-Commission zu Kreuznach, am* 30 *Jul.* 1814 (III, 1 und 2). *Verordnung, die Forstverwaltung im Herzogthume Nassau betreffend* (III, 2). *Instruction für die Ober-Forstbeamten im Herzogthume Nassau* (IV, 1).

Die übrigen Rubriken der Annalen, deren ununterbrochenen Fortsetzung jeder Forstmann mit Vergnügen entgegensieht, enthalten Verzeichnisse der neu erschienenen Schriften und Recensionen derselben, zum Behuf der *Übersicht der Forst- und Jagd-Literatur*, und unter der Aufschrift: *Vermischte Gegenstände*, allerley, das Forst- und Jagd-Fach betreffende, kurze Notizen. Hieher gehört z. B. die *Nachricht über Anlegung der grossen Holzleitung am Pilatusberge in der Schweiz* (IV, 1). Der Zimmermeister Rupp aus Reutlingen hat bey diesem Unternehmen einen seltenen Muth und grosses mechanisches Talent an den Tag gelegt. Die Holzrutsche oder Holzriese geht über steile Felsenwände. Einen Begriff von der Kühnheit des Unternehmens giebt der Umstand, dass Waldbäume von 100 Fuss Länge, die am oberen Abschnitte noch einen Durchmesser von 10 Zoll halten, den Weg von 3 Stunden in $2\frac{1}{2}$ Minuten zurücklegten. Leider haben wir aus anderer Quelle hinzuzusetzen, dass das ganze Werk, bisher der *Riese* unter den *Holzriesen*, nicht mehr besteht, und dass man kaum noch die Spuren davon an den Felswänden des Pilatusberges hängen sieht. Die Nachfrage nach Schiffsbauholze hat nach dem Frieden so nachgelassen, dass der geringe Absatz die Kosten des Fällens und des Transports der Bäume nicht mehr trägt. So war in einigen Jahren die Frucht einer zweyjährigen Arbeit von 160 Menschen, zu welcher 25000 Stämme verwendet wurden, verfallen. — *Sic transit gloria mundi!*

ϱλ.

Karlsruhe, in der Müllerschen Hofbuchdruckerey: *Darstellung der Badischen Forstadministration, mit besonderer Rücksicht auf das Staatsbudjet und die bey der Ständeversammlung 1819 erhobenen Vorwürfe.* Von *J. P. von Kettner*, Land-Ober-Jägermeister und Vorstand der Oberforst-

Commission, des Zähringer Löwen-Ordens Commandeur. 1820. 104 S. 8. (8 gr.)

Wenn die Stimme des Volkes auf dem verfassungsmässigen Wege sich mit der Verwaltung eines Zweiges der Staatswirthschaft nicht einverstanden äussert: so hat die Verwaltungsbehörde sehr unrecht, wenn sie sich dadurch verletzt fühlt, den Fall unanständiger Anzüglichkeit ausgenommen. Es giebt nur zwey Hauptfälle. Entweder das Volk hat Unrecht, wie es bey Gegenständen technischer Natur leicht möglich ist. In diesem Falle steht der Verwaltung das angenehme Geschäft einer gründlichen und überzeugenden Belehrung bevor, und die Anlässe zur näheren und ausführlicheren Beleuchtung des einen oder andern oft minder beachteten Gegenstandes, welche durch solche Impulse gegeben werden, sind selbst in diesem Falle nicht leicht ohne Nutzen für die Verwaltung. Immer muss es ihr interessant seyn, die Ansichten des Volkes kennen zu lernen, um einen Gang zu nehmen, der dem Volke verständlich ist. Im zweyten Fall, wo die Stimme des Volkes das Recht zur Seite hat, wird eine verständige Administration diese Stimme gern vernehmen. Denn das Rechte nur besteht auf die Dauer.

Von diesem Gesichtspuncte betrachtet finden wir, dass der Vf. der vorliegenden Skizze hin und wieder die Äusserungen des Redners in der Ständeversammlung zu empfindlich aufgenommen hat. Wir gehen die einzelnen Kapitel kürzlich durch.

Den ersten Vorwurf, als ob *in dem vorhandenen Waldareal und seinem Ertrag ein Missverhältniss gegen das geringere Holzbedürfen des Landes liege*, begegnet der Vf. durch nachfolgende Data:

Die Staatswaldungen enthalten	270,000	Morgen,
Die Standesherrlichen	161,080	. . .
Die Grundherrlichen	63,865	. . .
Die der Kirchen und Stiftungen	30,890	. . .
Die Stadt- und Commun-Waldungen	782,829	. . .
Die Privatholzungen	254,385	. . .
	Summe 1,563,049	Morgen.

Daraus ergiebt sich, auf den Morgen ¾ Klafter Zuwachs gerechnet, eine jährliche Holzproduction von 1,1 2,287 Klafter.

Von dieser Holzproduction werden zuvörderst verwendet

a) auf Hüttenwerke und Holzconsumirende Gewerbe	110,000	Kl.
b) auf Bauten und technische Bedürfnisse	150,000	. .
c) auf Handeln mit technischen Hölzern	60,000	. .
d) auf Brandholzverkauf ins Ausland	5,000	. .
e) auf den Bedarf des Hofes und der standesherrlichen Häuser	5,000	. .
f) zur Heitzung der Geschäftslocalien	7,000	. .

Da hienach 839,287 Klaftern Brandholz übrig bleiben, so kommt, die Bevölkerung des Grossherzogthums auf 1,000,000 Seelen angenommen, auf eine Familie von 5 Seelen eine jährliche Brandholzquantiät von 4⅕ Klafter.

Wir bekennen offen, dass uns dieser allgemeine Calcul die Frage nicht beantwortet. Die Erledigung desselben hängt, vorzüglich, wenn ausgemacht werden soll, ob ein allenfalsiges Übermass des Holzareals zu anderer Benutzung bestimmt werden soll, von zu vielen relativen Elementen ab, als dass man so kurz hin darüber ins Reine kommen könnte. Aus den vorgelegten Angaben kann man weder *für*, noch *wider* entscheiden. Zu bedauern ist überdiess, dass die Grösse des Klaftermasses so wenig angegeben ist, als die des Morgens. Denn ohne diese Bestimmung geht die Bedeutung dieser Angaben für die Forstwirthschaft verloren. Diese Bemerkung gilt auch dem nächsten Kapitel.

Dieses enthält die Angaben, dass der Brutto-Ertrag der Badischen Forste in 994,455 fl. besteht, dass nach Abzug von 209,337 fl., worunter die Schmälerung des Ertrags durch Servituten mit 120,533 fl. und die Besteuerung mit 68,186 fl. begriffen sind, nur 785,118 fl. in die Staatscasse fliessen, von welchen noch die Administrationskosten mit 282,087 fl. zu bestreiten sind. Die Missverhältnisse, welche in der Ständeversammlung deshalb zur Sprache gekommen sind, hat der Vf. genügend erläutert, und zwar besonders durch die Bemerkungen, dass das Forstpersonal ausser den Domänenwaldungen auch in den übrigen Waldungen des Landes beschäftigt sey, und dass der Gesammtforstertrag höher wäre, wenn nicht vielen Gewerken und dürftigen Käufern niedrigere Preise verwilligt würden. Daher ist der Betrag der Administrationskosten in Vergleich mit dem Ertrage wenigstens in keinem auffallenden Missverhältnisse.

Im dritten Kapitel entwickelt der Vf. die Motive, auf welchen die gegenwärtige organische Form des Badischen Forstwesens beruht. Das Räsonnement darüber ist gründlich, und scheint die in der Ständeversammlung gemachten Rügen wohl zu beseitigen. Über die Bestrafung der Forstfrevel ist manches Gute gesagt, aber darin können wir nicht mit dem Vf. einstimmen, dass die Bestrafung der Forstfrevel ohne Mitwirkung einer Justizstelle den Anfoderungen der Zeit entspreche. Ob die Aufstellung der Oberforstämter in der Eigenschaft von Mittelstellen sich mit dem Principe eines einfachen Organismus vereinige oder nicht, darüber kann der Leser nicht urtheilen. Es kommt dabey auf die ertheilten Instructionen und auf den angewiesenen Geschäftskreis an.

Im letzten Kapitel werden die Verhältnisse des Jagdwesens im Grossherzogthume dargestellt, zur Beseitigung des Vorwurfs einer übertriebenen Wildhege. Man findet darin alle Billigkeit vorwaltend. Zur Ausmittelung eines Maasstabes für Entschädigung des vom Wilde angerichteten Schadens wird vom Begriff der Servituten ausgegangen. Wir zweifeln, dass diese Ansicht den Beytall des Rechtskundigen für sich habe, und bemerken, dass die Aufstellung eines Maasstabes dabey eben so misslich ist, als bey dem von Mehreren angenommenen Satze, dass nur der durch übermässigen Wildstand angerichtete Schaden von dem Jagdberechtigten zu entschädigen sey. Im Ganzen bietet sich bey diesem Problem ein Punct dar, wo die Gesetzgebung die vorschreitende Landescultur zu berücksichtigen hat.

Qλ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ÖKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland.* Mit Theilnahme der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde zu Brünn herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tageblattes, *Christian Carl André*, fürstl. Waldeckischem und fürstl. Salmischem Wirthschaftsrathe u. s. w. *Siebzehnter Band.* 1818. 600 S. u. 164 S. ausserordentl. Beyl. u. 4 St. Anzeigen in 4. (5 Rthlr.) *Achtzehnter Band.* 1819. 76 und an Beylagen 38 Bogen. *Neunzehnter Band.* 1820. 304 S. und 104 S. Beyl. *Zwanzigster Band.* 1820. 320 S., 80 S. Beyl. u. 4 S. Anz. *Ein und zwanzigster Band.* 1820 u. 1821. 344 S. u. 56 S. Beyl. 4. (Jeder der letzten Bände 6 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1822. No. 10.]

Diese Zeitschrift zählt zufolge des 17 Bandes 193 Mitarbeiter und Correspondenten, deren Geisteskräfte der würdige Herausgeber auf die angemessenste Weise in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten versteht, so, dass sie sich mit ihrer Wirksamkeit über alle Zweige der Ökonomie verbreiten, und die geistreichsten Producte erzeugen. Daher zeichnet sich auch dieses Werk durch seine Vollständigkeit vor allen anderen ähnlichen Schriften rühmlich aus. Sein Vortrag bleibt durchaus immer neu und interessant, und Hn. *A.* gebührt grosses Lob, dass er bey seinen überhäuften Geschäften keinen Aufsatz vernachlässigt, sondern jede Unvollkommenheit mit seiner Kritik berührt. Dafür wird ihm aber auch von seinem Publicum der vollkommenste Beyfall geschenkt.

Die erste Abhandlung des 17 Bandes beginnt mit einer authentischen Nachricht über die, durch den Krieg herabgesunkene Schafzucht in Spanien. Es heisst S. 1: „Die königlichen Heerden, die schönsten und feinsten Racen eines Negretti, Aquirres, Montargo, des Friedensfürsten, des Klosters von Guadeloupe u. s. w. sind nach und nach ganz verschwunden, andere der feinsten Racen zerstreut worden. Die Wanderungen fanden während der feindlichen Invasion nur zum Theil, oder auch gar nicht Statt. Die Leoneser, Segovianer und Sorianer Gebirge, die einzigen Sommerweiden des Schafviehes, waren in Feindeshänden, die Weidepacht-Contracte, gestützt auf die Gesetze der Mesta, lösten sich von selbst auf, und so musste sich jeder Eigenthümer grosser Heerden nach des Feindes Abzug glücklich schätzen, nur einen kleinen Theil seines ehemaligen Reichthums gerettet zu haben u. s. w." Da man nun glaubt, dass bey den dermaligen Verhältnissen in Spanien die Schafzucht wohl schwerlich werde wieder zu dem Gipfel derjenigen Vollkommenheit emporgehoben werden können, auf welchem sie vorher gestanden: so suchen die österreichischen Schafzüchtler diesen Zeitumstand für sich zu benutzen, und ihre Schäfereyen mit der Veredlung in einen solchen Zustand zu bringen, in welchem sie durch die feinsten Wollen den englischen Wollhandel desto eher an sich ziehen können. Sie geben sich auch wirklich alle Mühe, auf dem rechten Wege zum Ziele zu kommen: denn nachdem sie über den englischen Wollhandel nähere Nachrichten eingezogen, haben sie sich überzeugt, dass die sächsische Wolle wegen ihrer Feinheit der ihrigen weit vorgezogen wird. So sagt z. B. einer der grössten Kenner und Schafzüchtler, der Hr. *von Ehrenfels*, S. 104: „Die grösste Ermunterung, die seit langen Zeiten für die höhere Schafzucht in Deutschland erschienen ist, hat uns Hr. *Mbch.* (der Vf. von obgedachter erster Abhandlung) durch die *Ökonom. Neuigkeiten* gegeben: denn dieser von einem Augenzeugen beschriebene Zustand der spanischen Schäfereyen sichert uns vielleicht auf ewige Zeiten das Übergewicht im Wollhandel, und lässt nicht fürchten, dass Spanien die alte Celebrität, zum Nachtheile unserer edlen Schäfereyen, jemals wieder erlange. Allein wir wollen uns jetzt zu *Hesperus* (Beylage No. 1. 1818) wenden, und aus diesem die Regeln und Systeme abstrahiren, welche uns in der höheren Schafzucht leiten müssen, um nicht nur diesen Handel gegenwärtig zu benutzen, sondern ewig Meister desselben zu bleiben. 1) Bemerken wir, dass die sächsischen Wollen in England vorzüglich gesucht, jedes Pfund gegen österreichische um 2 Schillinge, der Centner also über 100 fl. Conventionsgeld *theuerer* bezahlt, böhmische und ungarische aber wenig begehrt wird, und kaum die Hälfte gegen sächsische gilt: denn der dermalige höchste Preis der sächsischen Prima war 9 Schill. 6 P., der österreichischen Prima 7 Schill., der böhmischen und

ungarischen nur 4 Schill. 6 P. Wir lernen daraus, welche Wollen England begehrt und bezahlt, und wohin unser System der Veredlung führen müsse. Die sogenannte *Electoralwolle* wird in England gesucht, und da Jeder Ökonomie und Schafzucht gern nach grösseren Geldresultaten einrichtet: so müssen wir nach dieser Electoralwolle in Veredlung und Zuzucht streben, und danach unsere Veredlungsgrundsätze formiren, weil wir dadurch nicht nur unseren Privatvortheil, sondern auch den des Vaterlandes, durch Festhaltung des einmal gangbaren Handels fixiren" u. s. w. — Man findet auch über die königl. Schäfereyen in Sachsen S. 161 eine Nachricht aus authentischer Quelle, dass sie jetzt in den zwey Stammschäfereyen in Lohmen und Rennersdorf aus 3 Stämmen bestehe, als: a) in Lohmen von den 1765 zuerst eingeführten; b) im Thiergarten, zu Rennersdorf gehörig, von den 1778 erkauften; und c) in Altstadt, ebenfalls zu Rennersdorf gehörig, von den 1815 nach Sachsen gekommenen spanischen Schafen. Obgleich der sächsischen Wolle im Handel der Vorzug zugestanden wird, so wird den sächsischen Schafzüchtlern in der schon vorher gedachten Abhandlung von dem Hn. *v. Ehrenfels* dennoch ihr Geschäft in Hinsicht auf die Veredlung getadelt. Er sagt: „Obschon die meisten sächsischen Schäfereyen Fehler in ihrer Veredlung begehen, zu einseitig selbst bey Zueignung der Haupteigenschaft, Feinheit, verfahren, ihre Fehler aus eigenem Stamme kaum mehr zu verbessern mögen, und uns mit unseren grösseren (?) Hülfsmitteln vielleicht bald den Vorzug lassen müssen: so müssen wir sie doch als unsere Meister verehren. Sie haben uns aufgeklärt, dass wir aus spanischen Schafen feinere Nachkommen erziehen können, als die Originalien selbst sind" u. s. w. In dieser Stelle scheint Hr. *v. E.* mehr enthusiastisch, als wahr zu sprechen, um seine Landsleute zu begeistern. Denn Rec. wüsste fast nicht, welche grössere Hülfsmittel hier gemeint wären, die den sächsischen Schafzüchtlern nicht eben sowohl, als den österreichischen bekannt seyn sollten. Die sächsischen Schafzüchtler arbeiten mehr im Verborgenen, als öffentlich, und ihre vortrefflichen Heerden, die fast durchgängig im ganzen Lande von gleicher Güte sind, sind hievon die deutlichsten Beweise. Die sächsischen Bauern haben ihre durch den Krieg verlorenen Heerden nunmehr alle durch veredeltes Vieh, welches sie auf den Schäfereyen der Rittergüter gekauft haben, wieder hergestellt, so, dass sie nun, bey ihrer ohnehin industriösen Bildung, durch diesen Vorgang, und wegen der immer höher gestiegenen Wollpreise, von Tage zu Tage sich mehr bestreben, die ächte spanische Schafzucht immer besser kennen zu lernen. Hierzu sind ihnen ihre Schäfer, welche von grossen Rittergutsschäfereyen, auf welchen sie als Knechte gedient, und in der Veredelung der Schfzucht sich unterrichtet haben, zu ihnen kommen, auch sehr beförderlich. Da es ferner bekannt ist, dass der sächsische Boden durchgängig in höherer Cultur steht, als der östreichische; folglich die sächsischen Schafe auch ein besseres und reichlicheres Futter, als die österreichischen, haben müssen: so dürfte es doch wohl so leicht nicht geschehen, dass die Sachsen den Österreichern den Vorzug lassen müssten. Hiezu kommt noch, dass nach S. 298 u. S. 83 der ausserordentlichen Beyl. die vornehmsten Schafzüchtler unter sich selbst über die Grundsätze der Veredlung der Schafe noch nicht einig sind, und Hr. *v. Ehrenfels* einen starken Gegner an dem Hn. Baron *v. Bartenstein* gefunden hat. — Es muss aber dennoch bey Ausländern ein allgemeines Aufsehen erregen, wenn man sieht und hört, dass sie allenthalben die besten Anstalten unter sich zu treffen suchen. Hieher sind zu rechnen die Versuche der Herdenfütterung: die Anstalten zu Schäferschulen; *André's* kurzgefasster Unterricht über die Wartung des Schafviehes, für Schafmeister und ihre Knechte, welcher in den Bildungsschulen der Schäfer zum Grunde genommen werden soll; die Auffoderung des Hn. *R. André*, einen zweyten Theil zu vorgenanntem Unterrichte über die Schafkrankheiten abzufassen u. dgl. — Sonderbar ist es, dass der ungenannte Vf. der Veredlung der Schafzucht die, besonders in Böhmen herrschende, Fleischtheurung zuschreiben will; er sucht diess auf eine directe und indirecte Art zu beweisen. Ihn widerlegt zwar Hr. *H.* in einer Anmerkung durch die in letzter Zeit auffallend herabgekommenen Rindfleischpreise: allein Rec. hält die von jenem Vf. angeführten Gründe darum doch nicht für unbedeutend, weil er sich auf eine, der veredelten Viehzucht noch entgegenstehende Cultur des Bodens, und auf geringe Aufmerksamkeit und Kenntniss in der Wartung und Pflege bezieht. Wie könnte unter diesen Verhältnissen eine Viehzucht, und besonders eine veredelte gedeihen? Daher auch der Schafzüchtlerverein den Wunsch äussert, dass in der Geschäftsinstruction für die Hnn. Repräsentanten bemerkt werde, dass sie in ihren Bereisungen sowohl, als in ihren Berichten, auf Untersuchung und Beantwortung der Frage Rücksicht nehmen möchten: *ob der Zustand, die Vermehrung oder Verminderung des Hornviehes, als Brauch-, Nutz- und Mast-Vieh, der Schafvermehrung oder anderen Ursachen in den bemerkten Veränderungen zuzuschreiben sey?* Einen bestimmten Grund der Theurung findet man aber in der vortrefflichen Abhandlung S. 185, wo der Vf. auf der folgenden Seite sagt, dass *die erste und eigentliche Ursache der Theurung in dem progressiv fortschreitenden Missverhältnisse der Production zur Population liegen möge.* Wo hat aber die unverhältnissmässige Production ihren Grund? Doch wohl in der Entkräftung und gänzlichen Kraftlosigkeit, die seit den 20 Jahren, als sie an der Verminderung des Viehstandes zu bemerken gewesen, höchst wahrscheinlich eine Folge des Krieges ist. Der Vf. schlägt als Mittel vor: *Vermehrten Anbau des Bodens, in Verbindung mit verbesserter Cultur desselben, und um dieses zu bewirken, vermehrte Erzeugung von Dünger, mittelst Aufstellung eines grösseren Viehstandes, zu dessen reichlicher Ernährung aber zugleich ein hinreichender Anbau von Futter erfoderlich ist.* Setzt diess nun aber nicht bey den böhmischen Grundbesitzern eben eine Kraft voraus, die sie gar nicht haben, und zu wel-

cher sie nach den dermaligen Verhältnissen auch unmöglich gelangen können? Denn so sagt der Vf. in einer Anmerkung: „Die verminderte Consumtion erstreckt sich nicht nur auf die Grenzgebirge Böhmens, sondern selbst auf das flache Land. Hier sind mir Ortschaften bekannt, wo im vorigen Jahre die mehresten Bauern schon 6 Wochen nach der Ernte kein Körnchen Getreide mehr in der Scheuer oder auf dem Schüttboden hatten, weil sie das nach Abschlag der Wintersaat erübrigte wenige Getreide sogleich auf den Markt führen mussten, um nur ihre Steuern und andere Abgaben davon bezahlen zu können. Diese leben nun bis zur nächsten Ernte bloss von Kartoffeln, Rüben, getrockneten Schwämmen und anderen ähnlichen Nahrungsmitteln, und so, wie es hier bestellt ist, mag es wohl noch an vielen anderen Orten der Fall seyn." Also mag auch der Herausgeber an einem anderen Orte Recht haben, wenn er besorgt: 1) dass über kurz oder lang *relativer* Körnermangel eintreten müsse, und zum Theil auch eingetreten sey; 2) dass demselben *absoluter* Mangel mit schnellen Schritten folgen werde; 3) dass folglich *Getreidetheurung* und alle davon abhängenden, wichtigen Folgen an der Tagesordnung seyn und bleiben werden. Rec. glaubt, dass Getreidetheurung eben mehr heilsame Folgen für die Cultur haben werde, als alle anderen Mittel.

Über den Weinbau findet man auch einige lehrreiche Abhandlungen. Dergleichen ist die über den Weinbau in Pressburg, nebst specieller Pflege, bey welcher die Abweichungen am Rhein und in Sachsen mit angeführt sind; und die über ungarische Traubensorten. — Ganz vortrefflich, lehrreich und nützlich ist der Entwurf eines Systems der Forstwissenschaft, welcher aus der Zeitschrift für das Forst- und Jagd-Wesen in Baiern entlehnt ist. Endlich ist zur Aufmunterung der Liebhaber der Bienenzucht noch zu bemerken, dass S. 481 eine Einladung zu einem Bienenvereine erschienen ist. Die k. k. Mährisch-Schlesische Ackerbaugesellschaft hat den Hn. *v. Ehrenfels* ersucht, sich an die Spitze dieser Gesellschaft zu stellen, und ihre Leitung zu übernehmen. Sie hat nichts weiter zum Zwecke, als durch gegenseitige Mittheilung und Unterstützung die wahren Grundsätze und das beste Verfahren in der Bienenzucht auszumitteln, zu verbreiten, Bienenmeister zu bilden, und praktisch zum Wohle des Eigenthümers und des Staates die Bienenzucht zum höchsten Flor zu bringen. Der Hr. *v. E.* hat daher der obgedachten Ackerbaugesellschaft den Vorschlag gethan, für Mähren ein Bieneninstitut zu gründen, und von ihr einen solchen Beyfall erhalten, dass sie zur Begründung der Anstalt eine Subscriptionssumme von 2510 fl. W. W. zusammenbrachte, und auch 50 fl. Conv. jährlichen Beytrag zu ihrer Erhaltung bewilligte. Höchst wahrscheinlich wird die Bienenzucht durch den Hn. *v. E.* einmal so, wie sie es lange verdient hätte, wieder in Aufnahme gebracht werden.

Mit dem 18 Bande hat diese Zeitschrift eine Veränderung erfahren, deren Anlass sehr ehrenvoll für sie ist. Denn nicht genug, dass dieselbe in allen und selbst den entferntesten Ländern Deutschlands gelesen wird, und sich weit umher verbreitet hat: welcher Zeitschrift ist wohl, so wie dieser, die Ehre widerfahren, dass sich die Verfasser schätzbarer Aufsätze dergestalt herbey drängen müssen, dass sie sich genöthigt sahen, den würdigen Herausgeber mit einer Klage an die höchste Polizey- und Censur-Hofstelle zu bedrohen? Um nun Leser und Mitarbeiter zu befriedigen, wird die Bogenzahl von 60 auf 100 festgestellt, und nicht mehr nach Jahrgängen, sondern nach Abonnements berechnet, die anstatt der Jahreshälften 2 Bände enthalten sollen. Diess ist der Grund, warum der Jahrgang von 1819 die Einrichtung zu zwey Bänden bekommen hat.

In No. 1 macht die k. k. Mährisch-Schlesische Ackerbaugesellschaft bekannt, dass die Lester'sche, durch Haak verbesserte Hechselmaschine, gewöhnlich der Lester'sche Häckerlingsschneider genannt, welche zu Stroh, Heu, Tabak u. s. w. gebraucht werden kann, noch jetzt für die beste in Norddeutschland gelte. Sie ist nach verschiedenen Ansichten auf zwey Kupfertafeln abgebildet. Die Nachrichten No. 2 von den gräfl. *Erdödischen Schäfereyen*, an der Zahl 21, welche aus 18790 Schafen bestehen, sind praktisch und lehrreich; nur begreift Rec. den Nutzen nicht, den S. 11 das Melken der Mütter, nach dem Absetzen der Lämmer auf einige Wochen haben soll, da dasselbe mit zu den vier angegebenen Verhaltungsregeln gehört, welche die rothe Ruhr bey Lämmern verhüten sollen. — Der Streit, welcher sich zwischen dem Hn. Grafen *Emmerich von Fèsietics*, dem Hn. Baron *v. Ehrenfels* und dem Hn. *Herausg.* über die Lehre von der Fortpflanzung in nächster Blutverwandtschaft erhoben hatte, ist nun zur allgemeinen Übereinstimmung gebracht worden; die gelehrten Abhandlungen des Hn. Grafen, sowie die Anmerkungen des Hn. *H.* wird ein Jeder mit Nutzen lesen. Merkwürdig ist die Geschichte von der *Klauenseuche*, welche jetzt häufig grassirt, indem sie sich in vielen Schäfereyen Deutschlands eingefunden hatte. Ohne sie zu kennen und den Grund ihrer Entstehung zu wissen, wusste natürlich auch kein Mensch bey der täglich immer höher steigenden Gefahr, wie er ihrer wieder los werden sollte. Alle arbeiteten im Verborgenen so lange, bis Hr. R. *André* im vorigen Jahrgange zuerst auftrat, diese Krankheit öffentlich bekannt machte, und zur Untersuchung anregte. Hier erwarb sich nun Hr. Baron *v. Ehrenfels* abermals ein grosses Verdienst: denn er hatte durch seinen Scharfsinn ausgespürt, dass die Krankheit mit Schafen aus Frankreich in andere Länder gebracht worden war; ja er erforschte bey seinen Versuchen zur Heilung derselben, dass sie in Frankreich durch eine falsch curirte Raude ihren Ursprung genommen hatte, und war endlich so glücklich, dass er ein zweckmässiges Mittel erfand, womit er die Krankheit auch radical heilen konnte. Diess machte er nun in No. 15 und 16 bekannt, und sagte: „Diese Erfahrung kann nicht schnell genug unter das ökonomische Publicum kommen, weil sowohl öffentliche, als Privatnachrichten die ungemein schnelle Ausbreitung dieser gefährlichen Krankheit durch Ansteckung beurkunden, und die Verlegenheiten wachsen, dieser pestartigen Krankheit Einhalt zu thun."

Der Hr. Staatsr. *Thaer*, dem diese Erfahrungen vermuthlich noch zu früh kamen, ob er gleich auch mit dieser Seuche bey den königl. Heerden zu schaffen hatte, erklärte die patriotische Bekanntmachung des Hn. *v. E.* als einen *unnöthigen Feuerlärm*, weil er die Klauenseuche mit dem *blauen Vitriol* heilen wollte. Es ist nicht abzusehen, wie Hr. *Thaer* den Hn. *v. E.* für einen Marktschreyer halten, und auf eine beleidigende Art abfertigen konnte, da doch der Hr. Baron, so viel uns bekannt ist, niemals in seinen Schriften zu einem solchen erniedrigenden Verdachte die geringste Gelegenheit gegeben hat. Diese unverdiente Beleidigung hat vielen biederen Männern und Freunden der Wahrheit und Gerechtigkeit missfallen. Daher einer von diesen in No. 29 in der Beyl. dem Hn. *Thaer* geradezu sagt: „Ich bin einer von denen, welche durch die *Ehrenfelsischen* Mittel bedeutende Schäfereyen geheilt, und heilen gesehen haben." Ferner: „Dass Hr. Staatsr. *Th.* den blauen Vitriol zur gründlichen Heilung der Klauenpest für zureichend erklärt, muss ich für eine missleitende Versicherung erklären, und ihr aus Erfahrung geradezu widersprechen. Ich mit so vielen Anderen habe dieses Mittel jahrelang gebraucht. Gründliche Heilung versagte uns immer, und selbst da, wo dieses Mittel zu heilen schien, war die Cur nur eine palliative. Für diese meine Angaben habe ich nicht sogleich die Autoritäten bey Handen: ich verpflichte mich aber, im Fall sich aus Liebe zur Sache und Wahrheit in diesen Blättern nicht mehrere Schäfereyen selbst nennen, diese namentlich nachzutragen. Es ist bekannt, dass in den königl. preuss. Schäfereyen zu Bornstedt an dieser Seuche eine grosse Anzahl Schafe nach langwierigen Curversuchen gefallen sind. Wenn man geneigt ist, diese auch unter die mit blauem Vitriol geheilten zu zählen: so kann man freylich mit diesem Mittel auslangen" u. s. w. „Wenn endlich Hr. *St. R. Th.* wider *B. E. keine Ansteckung im Blute zugiebt:* so vertheidigt er durch diese abermals missleitende Behauptung offenbar die gefährdeten Interessen seiner Schäfereyen. Dann begreiflich ist es, dass Niemand aus einem Schafstamme kaufen werde, der, sobald der *Ehrenfelsische* Satz stehen bleibt, sich mit dieser tief imprägnirten Seuche, wie Hr. St. R. *Th.* die Schäferey zu Bornstedt selbst aufs schrecklichste angesteckt beschreibt, gleichsam fundirt hat. Indessen kann und werde ich Schäfereyen nennen, die, so lang sie die originalfranzösischen Widder und Mütter gebrauchten, in ihren Lämmern diese schreckliche Klauenpest jährlich wiederkehren sahen. — *Also nicht weg mit diesem unnützen Feuerlärm*, wie sich Hr. *St. R. Th.* gleichsam beleidigt und beleidigend gegen den, gewiss um das Allgemeine höchst verdienten *B. E.* auszudrücken beliebt. Wer jahrelang gegen diese Pest gekämpft, die tausend Nöthen, Verluste, Sorgen, Mühe und Geldversplitterungen mit getragen hat, und unpartheyisch ist, der muss hier, wo es sich um Beschirmung einer uns geschenkten Wohlthat handelt, als deutscher Mann für oder wider reden." Hr. *v. Ehrenfels* hat sich in No. 53 auch selbst gegen Hr. *St. R. Thaer* sehr kräftig verantwortet, indem er sagt: „Wir sehen uns durch Vorstehendes a) über den vermuthlichen Ursprung der Seuche, b) über das Heilmittel blauer Vitriol, und c) über unsere Erfahrung, dass es eine Ansteckung im Blute gäbe, widersprochen. Mir ist um die Sache, nicht um die Unfehlbarkeit meiner Ansichten zu thun; darum sprechen hier nur Thatsachen für und wider. Vor Allem bemerke ich, dass diese ansteckende Seuche weder in ihrem Mutterlande Frankreich, noch in der Schweiz und Italien, noch in Preussen und Deutschland, noch in Ungarn und Böhmen, und überhaupt in keinem Lande, wo französische, oder nur über Frankreich getriebene Veredlungsschafe gebraucht worden, bis heute zu unterdrücken war. Im Gegentheil, sie verbreitet sich immer mehr und weiter, und nimmt den Charakter einer bösen, allgemein werdenden Contagion an. Diese Thatsache liegt vor Augen, und so wird auch am besten durch sie selbst der Werth der dagegen gebrauchten und empfohlenen Mittel beurkundet. Noch haben wir diese gefährliche Seuche mit diesen bekannten Mitteln bis heute weder unterdrücken, noch gründlich heilen sehen, noch dadurch die grösste und schnellste Ausbreitung hindern können. — Als bekannter Freund der Landwirthschaft, und der Schafzucht besonders, sah ich diese hereinbrechende Noth und drohende Zerstörung, machte Versuche, und gab die daraus resultirenden Erfahrungen treu, wahr und uneigennützig dem Allgemeinen, den einzeln Gekränkten und Unglücklichen — und sehet den heutigen Charakter der Welt: in öffentlichen Zeitungen werde ich dafür als ein blinder Lärmmacher hingestellt, und muss meine vermeinte Wohlthat heute sogar vertheidigen!" u. s. w. — Die *Ehrenfelsischen* Heilmittel zur Heilung der bösartigen Klauenseuche sind von der k. k. mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft in No. 52 öffentlich bekannt gemacht, und sind: 1) *ein salpetersaures Präparat*, und 2) *das brennzlichte Hirschhornöl*. Wie man diese Mittel anwenden soll, darüber muss man die Abhandlung selbst nachlesen. Den Beschluss von vorgenannter Vertheidigung No. 53 macht Hr. *v. E.* mit folgenden nachdrücklichen Worten: „Man mag diese Blätter confisciren, um den Credit seiner Schäfereyen zu retten. Ich sage aber mit Überzeugung laut: wenn Regierungen Ansicht und Verfahren gegen diese Seuche nicht ändern: so wird diese Pest, wie in Frankreich, unaustilgbar und heimisch werden. — Ich erwarte eine schöne, sehr gelehrte Abhandlung wider diese meine Thatsachen; allein meine Erfahrung wird auch nach Befund darauf antworten, und immer werden Wahrheit und Liebe zur Wissenschaft mir dabey zur Seite stehen."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ÖKONOMIE.

PRAG, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland.* Mit Theilnahme der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde zu Brünn herausgegeben von *Christian Carl André* u. s. w. XVII — XXI Band.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auch zum Lobe der folgenden Jahrgänge 1820 und 1821 müssen wir bemerken, dass alle Zweige dieser Wissenschaft immer mehr belebt werden; vor Allem aber hat, ausser dem Ackerbaue und der höheren Schafzucht, die Forstwissenschaft so viel Platz gewonnen, dass sie wegen ihrer höheren Fortschritte von der interessantesten Seite erscheint. Mehrere andere, wie die Thierarzneywissenschaft, die Bienenzucht, die Viehzucht, die ländliche Baukunst, der Weinbau u. s. w. geben durch ihre Blüthen und Knospen die schönste Hoffnung. Auch kann nicht unbemerkt bleiben, dass unter den Abhandlungen viele enthalten sind, welche für sich ein Ganzes ausmachen, und ihren Gegenstand ganz erschöpfen. Kurz, man betrachte, diese Schrift von welcher Seite man wolle, so wird man finden, dass sie nicht nur in ganz Deutschland, sondern sogar in anderen Welttheilen gelesen zu werden verdient. Von ihrem Inhalte können wir bey der Reichhaltigkeit der lesenswerthen Abhandlungen, da zur vollständigen Anführung derselben der Raum hier nicht zureichen würde, unsern Lesern nur kürzlich dasjenige bemerken, was wir wegen der Wissenschaft und der allgemeinen Nützlichkeit für das Unentbehrlichste und Wichtigste halten, damit auch diejenigen, welche diese Zeitschrift nicht lesen können, doch Etwas von ihrem Inhalte erfahren.

Neunzehnter Band. Das 1 Heft enthält eine merkwürdige Abhandlung über Bienenzucht, in welcher von Hn. *Lukas* gegen die Grundsätze der praktischen Bienenzucht des Hn. Baron *v. Ehrenfels* Einwürfe gemacht werden. Letzter hatte in einem Vortrage an die Generalversammlung gesagt: die Bienen würden erhalten 1) durch eine consequente Ein- und Durch-Winterung, 2) durch Fütterung, und 3) durch Abwehrung und Ausrottung eigener oder fremder Raubbienen. Diese drey Sätze werden nun hier in Anspruch genommen. Rec. führt diess darum an, weil Hr. *v. E.* versprochen hat, nächstens ein System in jenen Blättern erscheinen zu lassen, wo diese Grundsätze ganz anders erscheinen würden. S. 41 Eine lehrreiche Abhandlung über den Weinbau in der Grafschaft Görz und Gradiska, wie er daselbst betrieben wird, und wie die verschiedenen Weine zubereitet werden. Das 2te Heft enthält eine Berechnung über den Erzeugungspreis einer N. Österr. Metze jeder Getreidegattung in Conv. Geld. Unseres Bedünkens hätte wohl das Ackermass nach □ Ruthen bestimmt werden sollen, weil sie sonst wohl schwerlich von Ausländern verstanden werden dürfte. Das Resultat davon ist, dass nach den gegenwärtigen Getreidepreisen der Landmann zu Grunde gehen muss. Der Schafzüchterverein zog wegen der Grundsätze zu höheren Wollfeinheits-Bestimmungen mit löblicher Vorsicht den Hn. Staatsr. *Thaer* mit zu Rathe, und dieser Kenner erklärt sich S. 90 hierüber also: „Die Wollhändler haben die Waare, welche sie kaufen und verkaufen, mit verschiedenen Namen belegt, theils nach den Ländern, wo sie wohnen, und wo sie diese wieder an die Fabrikanten absetzen, theils nach den Orten, von denen sie solche herbekommen, und nach der Form und Appretur, in welcher sie solche in grösseren Massen erhalten. So wird die spanische Wolle erstlich in Leoneser, Segovianer, Sorianer, Portugiesische u. s. w. Wolle unterschieden, und dann wieder jede dieser Arten in Refina, Fina, Terzera und Kaidos, weil jede Wolle daselbst gleich bey der Schur und vor der Wäsche in diese vier Sortimente gesondert wird. Anders wird die aus Sachsen, oder überhaupt dem nördlichen Deutschlande, erhaltene, vor der Schur gewaschene und nach derselben sortirte Wolle genannt. Sie heisst Electa, Prima, Secunda und Tertia. Zuweilen werden diese sämmtlichen vier Sortimente, wenn sie gewisse Qualitäten haben, von den Engländern und Niederländern Electoralwolle (kurfürstliche Wolle) genannt, was dann aber mit Electa nicht zu verwechseln ist u. s. w. Bey dieser Sortirung ist nun freylich die *Feinheit* eine Hauptrücksicht, aber keinesweges die einzige, und besonders nicht so, wie sie sich in einzelnen Haaren durch ein Mikrometer messen lässt. Man würde nicht selten Haarsegmente unter die Linse

Befruchtung zu begünstigen geeignet sind. Dieses
Kunstverfahren soll schon sehr alt, und nur seit vielen
Jahrhunderten in Vergessenheit gekommen seyn. 6s
Heft. S. 217 ist eine Erklärung der Gebrüder *Moro*,
über die feinste Merino-Wolle enthalten, welche der-
gleichen gemeiniglich bey kleinen Thieren zu finden
meinen. Rec. führt aber die grossen Rochsburger
Schafe dagegen an, deren Wolle ja allgemein für die
feinste anerkannt ist. S. 233 Beschreibung einer neuen
Futterraufe für Schafe von *Magnusson*, von runder
Form. S. 248 wieder eine Beschreibung eines Instru-
ments zum Ringeln der Obstzweige und Reben, mit
Abbildung. S. 249 der Brand mit Abbildung. Rec.
hält diese Nachforschung über die Natur des Brandes
für die richtigste Art. S. 263 ist eine lehrreiche und
vollständige Abhandlung über das Merkwürdigste, das
wir bis jetzt vom Wachs wissen. Rec. hat hier be-
merkt, 1) dass der Vf. noch nicht weiss, dass in jeder
Wachstafel zweyerley Wachs enthalten ist, und 2) dass
er *Hübern* nachgeschrieben, dass die Maden (nicht
Larven) an der Auszehrung stürben, wenn die Bienen
keinen Blumenstaub zu ihrer Nahrung hätten; welches
aber ungegründet ist. 6tes Heft. S. 275 ist eine beleh-
rende Ankündigung und Anweisung zum Gebrauche
eines neuen Instruments zum Pfropfen der Bäume und
ihrer Copulirmethode in der Baumzucht enthalten,
wodurch Hr. *Franke* in Ulm sich berühmt gemacht
hat. S. 287. Die österreichische Eiche, Zereiche
(*quercus Ceris*) genannt, welche für die Hoch- und
Nieder-Waldwirthschaft angebaut werden kann, und
an Nutzbarkeit andere Eichenarten ungemein über-
treffen soll. S. 289 ist auch eine lehrreiche Abhand-
lung über die Cameral- und *Hartigs* Forst-Taxations-
methode, in Bezug auf den Aufsatz des Hn. *Ebert*,
enthalten, von *Formann*. Mit 2 Tabellen.

Ein und zwanzigster Band. 1 Heft. Versu-
che und Erfahrungen, ob durch Mittel der Rin-
derpest oder sogenannten Löserdürre vorzubeugen
sey, oder nicht. Vom Hn. Oberthierarzt und Prof.
Reutter. Der Vf. geht alle gemachten Versuche und
angewendeten Mittel durch, die vergeblich gewesen
sind, „Man hat, sagt er, sowohl antiphlogistische, als
der Fäulniss widerstehende, oder die Nerven ganz eigen
stärkende, oder auf sie wirkende Mittel, mit Einem
Worte, aus allen drey Reichen der Natur, und dass
von den gelindesten bis zu den stärksten Mitteln, näm-
lich bis zur Belladonna, dem Arsenik und der Phos-
phorsäure, angewendet, und dennoch damit kein von
der Pest ergriffenes Thier gerettet." Das einzige sei-
ner und der meisten Thierärzte Mittel ist das schnelle
Tödten aller wirklich erkrankten und der Ansteckung
verdächtigen Thiere. Es wird auch noch fernerhin
schwer halten, bey dieser Krankheit auf den rechten
Grund zu kommen, und ihre Natur auszuforschen,
weil den Thierärzten zur Erforschung derselben nicht
Zeit genug gelassen werden darf, wenn das Übel nicht
noch ärger gemacht werden soll. Hr. *R.* hat nun Fol-
gendes bey dieser Krankheit bemerkt: dass sie nicht
durch die Luft auf andere Thiere übergehe. Die Ursa-
che hievon liege darin, dass das Pestgift feiner und schwe-
rer, nicht aber flüchtiger Natur sey, und durch die in
der Luft enthaltene Luftsäure geschwächt und unwirk-
sam gemacht werde. Er glaubt mit *Bojanus* und
Wollstein, dass sie sich zur Lungenseuche geselle, weil
beide eine bösartig-typhöse Krankheit seyen. Hiezu
setzt er noch den Milzbrand.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Krause: *Schill (,) oder die
Bestürmung Stralsund's.* Ein Gedicht in 2 Acten. In einer
freyen Versart und in dramatischer Form bearbeitet von
Adolph von Schaden. Verfasser des Trauerspieles: Th. Kör-
ners Tod, oder das Gefecht bey Gadebusch. (Mit *Schills*
wohlgetroffenem Bildnisse.) 1818. XII S. u. 40 S. 8.

Rec. gesteht, des Vfs. früheres Trauerspiel, „*Körners
Tod*" u. s. w. nicht zu kennen; will aber nicht leugnen,
dass ihn nach Lesung dieses „*Denkmals auf Schills Asche*"
keine Lust anwandelte, das Versäumte nachzuholen. Die
Zeit, in welcher Poesieen der Art, wie vorliegende, in
denen der Patriotismus und die Deutschheit gleichsam aus
vollen Backen blasen, und der Verfertiger derselben nur im-
mer glaubte, den Mund recht voll nehmen zu müssen, um
sein deutsch-patriotisches Herz zur Schau zu legen, diese
Zeit, in welcher, wie Pilze bey warmen und trüben Tagen,
zahllose Lieder und Dichtungen aller Art emporsprossten,
ist, dem Himmel und dem guten Geschmack sey Dank, nun
vorüber, und die das Grosse und Edle, das in jener Zeit
wirklich geschah, herabziehende Idololatrie, welche mit
des Deutschen Volkes sogenannter Eigenthümlichkeit ge-
trieben wurde, ist so sehr in selbstverschuldetem Verrufe,
dass Werkchen, von dem Geiste jener Periode angehaucht,
wenn sie uns jetzt in die Hände kommen, schon ihrer selt-
samen Sprachstellungen und mühsam aus dem Schutte der
Vorzeit aufgesuchten Worte wegen anekeln. Alles Gesagte
lässt sich auf Hr. *v. S's* diessmalige poetische Gabe anwen-
den, und es bleibt uns nur noch übrig, zu zeigen, wie frey
er seine Verse bildete, und überhaupt das Ganze hielt. Der
hier folgende Schluss der letzten Scene mag als Probe
dienen. (Die Scene ist in der Marienkirche in Stralsund,
die übrigens durch *Schills* unglückliche Expedition *nicht*
abbrannte, wie, kraft poetischer Machtvollkommenheit,
Hr. *v. S.* hier geschehen lässt.)

Ein Krieger.

Es greifen leckend um sich die Flammen,
Es seufzen die stützenden Säulen des Tempels, —
Schon schwanket die Decke — bald wird sie stürzen.

Hanna.

(am Erdboden stöhnend, und mit schwacher Stimme)
Erbarme Dich unser — hilf uns Maria! — (?!)

Christa.

Mein Moritz!

Marburg

Meine Christa!

Christa.

Hörst du der Seraphimen Melodie. (?)

Marburg.

Ja, *süsse Huldin!* ich vernehme sie.

(Wem fällt dabey die Redensart aus einem alten Puppen-
spiele nicht ein: „Prinzessin, liebst du mich?" „Ja, Prinz,
ich liebe Dich.")

Nun stürzt die Decke der Kirche mit furchtbarem Ge-
räusche ein, und bedeckt die ganze Gruppe. Über den
Ruinen schlagen Flammen zusammen, und der Vorhang
fällt.

G . . .

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ÖKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland.* Mit Theilnahme der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde zu Brünn herausgegeben von *Christian Carl André* u. s. w. XVII — XXI Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

2tes Heft. Was Hr. Prof. *v. Forstner* in seiner vortrefflichen Abhandlung über Freyheit des Grundeigenthums, die er richtig als die Seele des Landbaues betrachtet, gesagt hat, verdient allerdings von den loyalen und wohlwollenden Regierungen Deutschlands, an welche sie gerichtet ist, alle Aufmerksamkeit. Hier stehe nur folgender Satz daraus zur Probe: „Der allmächtige Hebel der Bevölkerung, andere politische Verhältnisse Europas, andere Abgabensysteme — aber auch selbst die Fortschritte der Wissenschaft fodern jetzt zu einer Reform der landwirthschaftlichen Verhältnisse auf. Ein Ackersystem mit alljähriger, und wo möglich zweymaliger Benutzung des Feldes, unter Beobachtung der Gesetze des Fruchtwechsels; ein anderes Verhältniss des Futterbaues zum Ackerbau, und die Erschaffung künstlicher Wiesen, in Ermangelung natürlicher; Vermehrung des Viehes, entweder rücksichtlich der vergrösserten Consumtion, oder rücksichtlich des grösseren Düngerbedarfs; das Verschwinden des Natural-Zehenden und der wilden Schafhuth — diess sind die Hauptmomente dieser Reform, welche die Wissenschaft längst ausgebildet hat. Die Sache ist schon längst geweckt — sie braucht nur eingeleitet zu werden." Ebenso merkwürdig ist auch des Hn. *Edlen von Hönigsberg* kurze Darstellung der Hindernisse, welche dem Ackerbaue im Allgemeinen, und in Unter-Österreich insbesondere, im Wege sind, indem er hier die Mittel, um ihnen abzuhelfen, besonders angegeben hat. Die Begriffe über die Maul- und Klauen-Seuche von Hn. *von Sterger* sind sehr deutlich und lichtvoll dargestellt, und die falschen in der Lehre ausgesondert. 3tes Heft. S. 113 werden die Einwürfe angeführt, welche Hr. Prof. *Hundeshagen* in Tübingen gegen *Cotta's* Baumfeldwirthschaft gemacht hat, und kritisch beleuchtet. Wer S. 137 den vortrefflichen Auszug aus der Instruction eines Inspectors an seine untergebenen Beamten bey Einführung der Wechselwirthschaft mit der lehrreichen Abhandlung S. 140: Über Behandlung, Futter und Mastung des Viehes der Landwirthschaft, vom Staatsr. *von Hazzi*, zusammennimmt, der hat die höchsten Begriffe der Landwirthschaft. S. 145 eine weitläuftige Abhandlung über die Maul- und Klauen-Seuche, zu welcher die Beobachtungen und Erfahrungen von mehreren Thierärzten gesammelt, und vom Hn. *v. Tennecker* herausgegeben worden sind. Es werden hier, nach Entwickelung richtiger Begriffe, ganz andere Ansichten über diese Krankheit gegeben, als man vorher angenommen hatte, indem sie für eine eigentliche Seuche gar nicht mehr anzusehen ist. 4tes Heft. Wie sehr man sichs in Mähren mit der Stallfütterung der Schafe angelegen seyn lässt, ersieht man hier S. 183 aus den Actenstücken des Vereins der Schafzüchtler, wo fünf Herrschaften genannt, und die Anzahl ihrer Heerden angegeben sind. Mithin wird die wichtige Frage, welche der Verein zur Beantwortung sich aufgestellt hat: Unter welchen Prämissen die Hausfütterung der Schafe thunlich, und wie sie mit Berücksichtigung der Futtererzeugnisse und der resultirenden reinen Geldeinnahme praktisch auszuführen sey, bald zur richtigen und gründlichen Beantwortung gebracht werden, woran vielleicht sehr Vielen gelegen seyn wird. S. 201 beschäftigen sich die Repräsentanten des Schafzüchtlervereins mit Wollfeinheitsgraden und Messungsmethoden nach Verschiedenheit der Feinheitsmesser, mit Beziehung auf die Äusserungen des Hn. *Thaer*, dessen hier noch oft gedacht wird. Das von dem Hn. Baron *v. Ehrenfels* schon längst versprochene, und von den Bienenliebhabern sehnlich gewünschte System der Bienenzucht ist nun endlich S. 209 erschienen. In diesem Theile (die Fortsetzung wird im folgenden Bande folgen) wird von den Methoden der Bienenzucht gehandelt. Der Vf. ist Willens, eine kritische Revision der verschiedenen Ansichten, Meinungen, Lehrsätze

und Methoden vorzunehmen, wobey er Hn. *Lukas* Werk zum Grunde gelegt hat. Mit den Methoden der Bienenzucht wird der Anfang gemacht, und er weicht hier von *Lukas* ab, welcher bekanntlich die Bienenzucht nach Verschiedenheit der Form ihrer Wohnungen, und der deshalb verschiedenen Behandlungsart der Bienen in denselben auf vier Methoden reducirt, und nimmt dafür nur drey Methoden an, nachdem er die Bienenzucht überhaupt 1) in die Gartenbienenzucht, 2) in die Waldbienenzucht, und 3) in die Wanderbienenzucht eintheilt. Seine Gründe, wie wir es verstanden haben, liegen in folgenden Worten: „Ich wünsche nicht die äussere Form der Bienenwohnung zur Basis der Bienenzuchtmethode, sondern die verschiedene Art, wie Bienen im zahmen Zustande erhalten, vermehrt und benutzt werden, zur Methode der Bienenzucht erhoben." Aber liegen diese Gründe bey den vier Methoden des Hn. *Lukas* nicht eben auch zum Grunde? So glauben wir noch mehrere Einwendungen machen zu können, wenn es der Raum gestattete. S. 217 Beschreibung der österreichischen Schwarzkiefer. Mit einer Abbildung. Dieser Baum ist durch die Harzerzeugung vorzüglich nützlich und schätzbar. Die ganze Manipulation ist nicht nur ausführlich beschrieben, sondern auch nebst den dazu erfoderlichen Instrumenten und Gefäßen abgebildet. Das ausgewachsene Holz hat nicht nur als Brennholz, sondern auch als Bauholz seinen Nutzen; vorzüglich nützlich ist es gegen das Gemeinkieferne ins Wasser, weil es der Fäulniss länger widersteht. 5 Heft. Damit auch der Sinn für das Landbauwesen bey dem Publicum geweckt werde, hat der *Herausgeber* einen kurzen Aufsatz mit einem Steindrucke zur Verbesserung des Landbauwesens mit beygefügt, welcher aus dem baierischen Monatsblatte ausgehoben worden. Die Tafel enthält den Grund und Aufriss eines Bauernhauses. S. 265. Über den Fruchtring, mit 2 Kupfertafeln. Der Vf. erklärt den verschiedenen Zweck, den Obstbaum und Weinstock zu ringeln. Der Obstbaum wird geringelt, damit der Ast, der schon Blüthaugen hat, grössere und 14 Tage früher reifende Früchte liefere, ferner damit der Ast, der noch nie Fruchtaugen aufsetzte, den Sommer hindurch Fruchtaugen bilde, und endlich, damit der Ast, der bis an die Spitze kahl ist, stets an der Stelle, wo man den Ring anlegt, vom Mutterstamme her neue Äste, mithin eine schöne Belaubung bilde, was Alles durch Erfahrung bewiesen ist. Beym Weinstocke waltet ein anderer Zweck ob: nämlich, wenn bey nasser und kühler Blüthezeit die Rebe, bevor noch die Blüthenhüllen (Kapseln) sich lösen, geringelt wird, fallen die Beeren nicht ab, der Ring vernarbt sich längstens in 6 Wochen, die Trauben werden voll, früher reif, mithin der Wein besser. 6 Heft. S. 289: Über Ackerung im Saazer Kreise in Böhmen mit dem sogenannten Perzhaken, welcher seit mehr, als 30 Jahren im Gebrauche, und als vollkommen zweckmäsig anerkannt und erprobt worden ist. Er ist auf einer Tafel nach allen seinen Theilen abgebildet.

Ks.

Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des Waisenhauses: *Hand- und Hülfs-Buch für den praktischen Landwirth*, oder Anweisung, die in der Land-, Garten-, Forst- und Haus-Wirthschaft vorkommenden Geschäfte und Arbeiten nach den einzelnen Wochen des Jahres gehörig zu vertheilen und auszuführen, auch die täglich dabey vorkommenden Geschäfte zweckmässig zu ordnen, von *J. A. v. Strachwitz*, gewesenem königl. preuss. Kriegs- und Domänen-Rathe, Erb- und Gerichts-Herrn von Budzislav, Gross- und Klein-Ochlow u. s. w. 3 B. (Monat July). 1818. 350 S. 4 B. (Monat August). 1818. 255 S. 5 B. (September). 1818. 399 S. 6 B. (October). 1818. 445 S. 8. (2 Rthlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. Jahrg. 1819. No. 98.]

Auch in diesen Bänden bleibt der Vf. seinem Plane treu, und führt bey jeder Woche alle nur möglichen Arbeiten an, die in einer Wirthschaft verfallen können. Daraus entsteht denn die Unbequemlichkeit, dass man in jedem Bändchen eine Sache vier bis fünf Mal mit denselben Worten gesagt lesen muss. So findet man z. B. in dem Monate July öfter bemerkt, die Hühner müssen betastet, die Feuermauern gekehrt werden. Auf diesem Wege kann das Publicum noch viele Bändchen erwarten, und da viele Arbeiten in einer Wirthschaft immer wiederkehren, hat es die Hoffnung, Manches noch 40 Mal zu lesen.

Wir mögen nicht ableugnen, dass vieles Gute in diesem Handbuche hie und da zerstreut ist, aber es kommt auch sehr viel Unhaltbares, Falsches, ja auch oft Lächerliches vor. Wir wollen hiezu einige Belege beybringen. — Die Kerne und Steine vom Obst hebt man zur Saat auf, sie dürfen aber vorher nicht in den Mund genommen werden. (Warum?) — S. 155: Man mähet den Klee zu Heu, wenn die meisten Köpfe schon abgeblüht sind. Des Brennens des Kleeheues wird gar nicht erwähnt. S. 159: Die im Winter auf den Wiesen aufgesetzten Mooshaufen werden jetzt angezündet, und die Asche in die Luft verstreut. S. 184. Wie das Wetter den 4 July Vormittags ist, so ist die Zeit vor Weihnachten, wie es Nachmittags ist, ist es nach Weihnachten. S. 245: Luzerne kommt in jedem Boden zwar gut fort (*sic*). Wahrhaft lustig zu lesen sind S. 287 mehr als 80 Namen, die ein Landwirth seinen Kühen beylegen könne. Um dem geneigten Leser, der sich das Hand- und Hülfs-Buch nicht anschaffen mag, aus einer Verlegenheit zu reissen, führen wir einige dieser Namen an: Daphne, Milona, Chloe, Corinna, Polymnia, Apollonia, Blanca, Lamia, Hebe u. s. w. Hr. *v. Str.* denkt sich seinen jungen Landwirth auch gar zu beschränkt.

Man wird uns mehrere Belege erlassen, und unserer Versicherung trauen, dass die übrigen Bände dem dritten vollkommen gleichen. Es ist höchlich zu beklagen, dass solch schönes Papier und guter Druck an ein so unnützes Büchlein vergeudet ist.

Klum.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Die Badenfahrt, von David Hess.* 1818. 585 S. 8.

Seit den ältesten Zeiten sind die Bäder zu Baden in der Schweiz berühmt gewesen und fleissig besucht worden. Ausser den neueren Beschreibungen dieses beliebten Badeorts haben wir mehrere ältere von *Münster, Conr. Gessner, Huggelin, Montaigne, Pictorius,* und von dem berühmten D. *Pantaleon.* Die freye Lebensart in den dortigen Bädern war allgemein beliebt und bekannt, und in dem Mittelalter gab es vielleicht kein Bad, wo es so lustig herging, so dass alle dahin wollten, welche Vergnügen liebten, dass Äbtissinnen und Nonnen Klostergüter verkauften und versetzten, um der Freuden dieses Bades theilhaftig werden zu können, indess die Äbte und Mönche es sich Geld genug kosten liessen, um vom Papste Erlaubniss (denn was war in Rom für Geld nicht zu erhalten?) zu bekommen, der Freuden der Bäder dieses Lustplatzes zu geniessen; und sie genossen dieselben so redlich, dass davon viel gesprochen und geschrieben worden, wovon Hr. *Hess* uns das Beste mitzutheilen nicht vergessen hat. Das Alles ist unterhaltend zu lesen, und liefert schöne Beyträge zur Sittenlosigkeit der Schweizer des Mittelalters, von der auch neuerlich, nach guten historischen Quellen, *Arx* in seiner Geschichte des Cantons St. Gallen, und *Glutz von Blozheim* in seiner trefflichen Fortsetzung von *Johannes von Müllers* Schweizergeschichte, viel Lesbares geschrieben haben. Man war auf den Freudengenuss in diesen Bädern so erpicht, dass es hiess, in Zürich habe jeder Bräutigam seiner Braut im Ehecontracte versprechen müssen, sie alle Jahre einmal dahin zu führen; wesshalb auch wohl die Züricher die ersten waren, welche Verordnungen gegen dieses Badeleben ergehen liessen. Im J. 1417 reiste der berühmte *Franz Poggio*, genannt *Bracciolini*, Secretär des Papsts Johann, mit demselben zum Concilio nach Constanz, und besuchte auch die Bäder zu Baden. Da sah er nun, wie er seinem Freunde *Nicoli* schrieb, was er allenthalben in Italien selbst noch nie gesehen hatte. In öffentlichen Bädern badeten Männer und Jünglinge, Mädchen und Weiber zusammen, deren dort getriebenen Scherzen zuzuschauen, Balkons für die Schaulustigen erbaut waren, die daran sich nicht weniger ergötzten, als die Badenden selbst. Ganz entzückt von dem, was *Poggio* (auch unter den Schaulustigen) dort sah, ruft er aus: „Alle diese Badenden gehören in Platons Republik, und hier ist das Reich der Cypria selbst, wo man alle ihre losen Spiele wiederfindet. Es fehlt diesem Schauspiele nichts, als etwa Jupiters goldener Regen, und die Danae wird leicht gefunden seyn. Nichts kann in der That reizender und schöner seyn, als wenn eben mannbare, oder schon in voller Blüthe stehende Jungfrauen, mit dem schönsten, offensten Gesichte, an Gestalt und Benehmen Göttinnen gleich, im Bade auf Instrumenten spielen, und dazu singen, indem ihr leichtes, zurückgeworfenes Gewand auf dem Wasser schwimmt, und jede Herrliche eine zweyte Venus ist. Sieht man diesen lieblichen Schönen, so ganz verloren in die erblickten Reize, nun so zu, so wissen sie so gar freundlich und artig, lieblich und lockend um ein Geschenk zu bitten, dass man es ihnen unmöglich abschlagen kann, und von oben herab ihnen Allerley zuwirft. Ist es ein Kranz, bekränzen sie sich gleich damit, und schwimmen singend weiter." — War es denn den Äbten und Mönchen zu verdenken, wenn sie so Etwas auch sehen wollten? Und gewiss, sie sahen es auch so entscheidend genau, dass einer von diesen Äbten darüber so viel Schulden machte, dass man ihn aus seiner Abtey jagen musste (S. 156). Die Klosterjungfrauen liessen sichs gleichfalls wohlgefallen, mit unter den Gefallenden zu seyn, und sahen es gern, dass sie auch gesehen wurden. „Diese Nonnen — fährt *Poggio* fort —, welche hieher kommen, sich mit anderen Badegästen des Lebens zu erfreuen, sieht man in noch grösserer Freyheit leben, als die übrigen Frauen. Äbte und Mönche bedienen sich der herrlichen Badefreyheit, baden sich mit den Weibern, schmücken ihre Haare mit Kränzen, und vergessen alles Zwanges ihrer drückenden Gelübde. (Ein unvergleichliches Bad für die armen Zellisten, denen keines ihrer sogenannten geistlichen *Seelenbäder* zu vergleichen war!) Alle nämlich, die hier sind, haben gleiche Absicht, die Traurigkeit zu verbannen, Vergnügen zu suchen, keinen Gedanken zu haben, als den, die Freuden des Lebens, so gut sie können, zu geniessen. Alle sind liebreich und freundlich, sind zärtlich und zuvorkommend gegen einander. Verbannt ist alle *Eifersucht* (der Männer gegen ihre Weiber und Liebhaber gegen ihre Liebchen), und Lebensgenuss allein nur spricht Alle, selbst Freuden suchend, an. (*Veniam petimus, damusque vicissim!*) Und sie haben Recht, denn: *Nur der lebte, der seines Lebens genoss.* Bald glaube ich, hier sey der Ort, wo der erste Mensch (nackt vermuthlich?) geschaffen wurde, den die Hebräer *Gan Eden*, d. i. Garten Gottes, nennen; denn wenn anderswo die dortige Glückseligkeit zu finden ist, so seh' ich nicht, was diesem Orte hier fehlt, um dieselbe vollkommen zu schenken." Man sieht, der geistliche Herr und Begleiter Sr. Heiligkeit, des Statthalters Christi, zu einem Concilio wusste zu würdigen, was er sah. Seine Zeitgenossen aber waren Alle, Laien oder Geistliche, von den Wonnefreuden der Bäder gleich entzückt, und er theilte nur gleiche Empfindungen mit ihnen. Wenn dem nun so war, und Alles dort den herrlichen, seine Jünger so beseligenden Freudenscenen in den Lustgärten des Alten vom Berge glich, so waren auch diejenigen nicht zu verdenken, die gleiches Entzücken mit allen Gleichempfindenden theilten. Darüber kamen zwar Ritter, Äbte, Bürgermeister, Kaufleute u. s. w., und wer dahin wallfahrte, und sich nicht einschränken wollte und konnte, in Schulden, aber was that das? Im Ganzen wussten die Schweizer sich immer wieder zu helfen, und verloren Nichts dabey. Das Geld blieb im Lande,

fremdes kam herein, und wer nichts mehr hatte, verhandelte sich an fremde Fürsten unter die Soldaten. Für Geld war damals in der Schweiz Alles zu bekommen. Daher kam auch das beschimpfende Sprichwort: *Kein Geld, kein Schweizer* (S. 237). Man hat es noch. — Nach und nach verschwand die Üppigkeit aus den Bädern zu Baden, und jetzt geht's dort ganz ordentlich (jedoch nicht mehr so erfreulich, wie ehemals) und wie in anderen Bädern zu, wie Hr. *Hess* in dieser Badenfahrt das dortige Leben schildert, wobey wir jedoch gestehen müssen, dass, nach seinen Beschreibungen sowohl, als nach den mitgetheilten Zeichnungen zu urtheilen, die Bequemlichkeiten der Wohnungen für Badegäste nicht gar erwünscht seyn können (S. 20 — 26). Jedoch ist schon Mancherley für das Bessere gethan, und wird noch gethan werden. In des Vfs. Lieblingswohnung schlossen weder Thüren noch Fenster; Wind und Regen behaupteten ihr Recht über dieselbe, und die Mäuse trieben darin gewaltigen Spuk. In dem *Verenenbade* steht mitten im Wasser, auf einer Säule, die heilige Verena. Ein Hr. Professor *Altmann* in Bern schrieb im J. 1721 *Observationes* über diese Statue, und erklärte, dieselbe sey ein ursprüngliches Isisbild. Unser Reisender aber hat Alles genau untersucht, und gefunden, dass es wirklich die Statue der heil. Verena ist (hat auch die Inschrift des Piedestals mitgetheilt), und keinesweges die bekannte Isis. Desshalb hat er Abbildungen beider Damen, der Göttin und der Heiligen, mitgetheilt (S. 36 und 576). Nach der Beschreibung der jetzigen Lebensweise in diesem Bade, und den Schilderungen der schönen Umgebungen desselben, der Spaziergänge, der Unterhaltungs- und Contemplations-Plätze u. s. w., theilt Hr. *H.* kurz, aber in interessanten Darstellungen und Auszügen, die Geschichte von Baden mit, vor und unter den Römern, unter den Franken u. s. w. bis auf die neuesten Zeiten (S. 285 — 448). Dann folgt (S. 448) eine Beschreibung der *Stadt Baden*, die auch *Ober-Baden* genannt wird, zur Unterscheidung von Baden im Grossherzogthume gleiches Namens, wo die Barfüsser Nonnen (S. 461) kümmerlich leben, und es ihren badelustigen Schwestern der vergangenen Zeiten nicht nachthun können. Die Badener feyern ihre Herbstgastmahle, und die Fastnachtsmummereyen geben ihnen vielen Spass. Die ganze Bevölkerung der Stadt (S. 464) beläuft sich nur auf ungefähr 1500 Seelen. S. 475 folgt eine Beschreibung des Klosters *Wettingen*, dessen unterhaltende Stiftungsgeschichte er erzählt. Hierauf folgt die ansprechende Legende von *Siegewyn und Ethelfrieda*, oder die Entdeckung der Heilquellen, recht gut erzählt. Den Beschluss machen (S. 579) mit Vignetten versehene Bade-Epigramme, die wir eben nicht alle loben möchten, am wenigsten das: *An den Schröpfer*, so wenig als die ziemlich steifen Verse. Das letzte dieser Sinngedichte ist dieses:

> Gestern hab' ich im Bad Spanischbrödchen für Liebchen geknetet,
> Heut aus Lumpenpapier kritische Bolzen gedreht:
> Aber wenn morgen der Wirth zum Abschied die Zeche mir salzet,
> Kratzt sich der Witzling im Haar, seufzt Elegieen und geht.

Das Epigramm ist überschrieben: *Rabelais verwünschte Stunde*. Also *Rabelais* war des Vf. Vorbild? Er der zweyte? — Die zu diesem Epigramm gehörige Vignette ist sehr sprechend. Sehr gerathen sind gleichfalls die anderen Kupfer von *Hegi* zu nennen. Allen wird das Buch eine belehrende und unterhaltende Lectüre gewähren; wer die Badener Bäder gebrauchen will, wird es nicht entbehren können.

L. P.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Düsseldorf* und *Elberfeld*, b. Schaub: *Bilder der Liebe.* Ein Geschenk für schöne Seelen, von *August Gebauer.* 1821. XVI und 264 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Bilder, welche laut der Vorrede *nichts Gemachtes*, sondern freye Ausströmungen eines von Liebe bewegten Gemüthes sind, haben bey ihrer ersten Ausstellung Theilnahme und Liebe gefunden, und werden sie auch in dieser zweyten bey gefühlvollen Gemüthern finden. Sie enthalten theils Aphorismen in Prosa, grossentheils sinnig und wahr gedacht, theils poetische Erzeugnisse des Augenblicks, leicht hingeworfen, im Ganzen zart und anmuthig. Wir heben eines zur Probe aus:

> Der Traum entflieht; die Bilder all zerstieben,
> Die mir die tiefe Mitternacht gebar.
> Was ist dem armen Träumer nun geblieben?
> Ein Blümchen an der Hoffnung Festaltar!
>
> Ja dich, Marie, darf, dich muss ich lieben,
> Mein sey du aus der ganzen Mädchenschaar!
> Du lächelst? Schweig', o Herz, in Himmelswonne:
> Aus Morgenroth bricht deines Lebens Sonne!

Der Vf. wünscht, und wir wünschen es mit ihm, dass diese lieblichen Fragmente schönen Seelen gefallen mögen, „welche sich gern an dem inwendigen Frühlinge der Liebe ergötzen, in der angenehmen Zeit des Jahres, in welcher jedes Jahr zum Hochzeitsliede wird, und die Natur, Blumen vor der Brust, und Blüthen im Haar, mit dem grünen Gewande der Hoffnung angethan, ihr schönstes Fest, den Brauttag der Liebe, feyert." Beyläufig wird man aus dieser Stelle die Schreibart des Vfs. beurtheilen können.

M. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., in der Hermannischen Buchhandlung: *Aristoteles Naturgeschichte der Thiere*, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Dr. Friedrich Strack*, Prof. der Naturgesch. und der alten Sprachen am Gymnasium zu Düsseldorf. 1816. XXIV u. 616 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieser Anzeige unternahm die Vergleichung gegenwärtiger Übersetzung als eine Wiederholung und beyläufige Revision seiner vieljährigen Studien über den Aristoteles, und überhaupt über die Naturgeschichte der Alten: und er gesteht offenherzig, dass ihn die darauf verwendete Zeit nicht gereut; zwar nicht sowohl wegen der unmittelbar dadurch erhaltenen Berichtigung oder Erweiterung seiner Kenntnisse, als in sofern sie ihn veranlasste, manche Untersuchung zu wiederholen, und sie entweder im Ganzen oder theilweise zu ergänzen oder zu berichtigen. Aristoteles hat seine eigene Weise, die Naturgegenstände anzusehen und zu behandeln, und sein Ausdruck entspricht dieser eigenthümlichen Manier. Dass aber seine Schriften in einem verwahrlosten Zustande auf uns gekommen, und bisher von der kritischen Seite wenigstens sehr vernachlässigt worden sind, diess macht ihre Erklärung und Übersetzung doppelt schwierig, ohne noch auf die Hindernisse zu sehen, welche in unserer mangelhaften Kenntniss der Naturgeschichte der Alten sowohl, als derjenigen Länder, in welchen Arist. die Gegenstände gesehen und untersucht hatte, liegen, und dem gewissenhaften und bedächtigen Übersetzer und Forscher fast bey jedem Namen in den Weg treten. Hr. *Str.* machte sich an die Arbeit, im Vertrauen auf die Vorarbeit des letzten Herausgebers, und auf eigenes Studium der Naturgeschichte, *da von Jugend auf Vorliebe und späterhin Beruf ihn zu ununterbrochener Beschäftigung mit den Naturwissenschaften hingeführt hatten.* Das zehnte Buch hat er als ein offenbar unächtes nicht mit übersetzt. Von seinem früheren Plane, einen besonderen Band von Anmerkungen zu liefern, der sich mit der Bestimmung der vom Arist. beschriebenen Thiere, und mit der Untersuchung seiner aufgestellten Behauptungen beschäftigen sollte, ging er aus Gründen ab, drängte die nöthigsten Bemerkungen zu einzelnen Stellen, so viel möglich war, zusammen, und alle Versuche zur Bestimmung der Aristotelischen Thiernamen nach den Benennungen in dem Linnéischen Systeme verwies er bis auf wenige in das Register. Im Texte hat er nur die griechischen Namen gebraucht, mit Ausnahme solcher, deren Bedeutung unbezweifelt ist, wie λέων, der Löwe. Doch fand Rec. dieses Verfahren nicht durchaus beobachtet, sondern an einigen Stellen den griechischen, an anderen Stellen den deutschen, und bisweilen neben dem griechischen einen muthmasslichen deutschen, in Klammern eingeschlossen, gebraucht. Auch fand Rec. denselben Namen für zweyerley Thiere gebraucht, z. B. Vielfuss für Skolopendra, und im Folgenden Skolopender und Vielfuss neben einander. Für καρκίνος steht im Anfange immer *Krebs*, welches viel zu allgemein ist. Ausserdem hat die Handlung nicht gehörig für die Correctheit des Druckes gesorgt: denn die griechischen Namen, mit deutschen Buchstaben geschrieben, sind nicht selten verdruckt und unkenntlich. Wenn dieser Band die Aufnahme erhält, die der Übersetzer ihm wünscht, so will er in einem zweyten die übrigen kleineren Schriften des Arist. über die Thiergeschichte übersetzt nachliefern. Nach den hier zu liefernden Proben mögen die Leser ihren Wunsch bestimmen; ob Rec. Urtheil Einfluss auf den Entschluss des Übersetzers haben kann und wird, oder nicht, wird die Zeit entscheiden. Rec. hat durch 5 Bücher wörtlich Original und Übersetzung verglichen, und findet im Allgemeinen die Übersetzung leicht, fliessend und ganz angenehm zum Lesen. Sobald man sie aber gegen das Original hält, so finden sich im Einzelnen so viele und so bedeutende Abweichungen, welche nicht etwa von der Schwierigkeit des Textes herrühren können (denn diese wollen wir hier gar nicht in Rechnung bringen), sondern einen hohen Grad von Leichtsinn andeuten, mit welchem der Übersetzer seine Arbeit begonnen hat, ohne das Ganze zu übersehen oder zu überarbeiten. Ausser den vielen ganz falschen Deutungen sind so sehr oft die nöthigen Bestimmungen der Zeit, des Ortes, der Art und Weise, und anderer Nebenumstände, ganz ausgelassen, welche manche Behauptungen allein wahr oder allgemein machen. Daher kommt es, dass man im Lesen so oft bey der Folge der mit einander verbundenen Sätze anstösst, und einen Irrthum des alten Lehrers vermuthet, dessen Schuld allein auf Rechnung des Übersetzers kommt, wenn man das Original vergleicht. Wie es mit den zweifelhaften Stellen gegangen seyn möge, können die Leser schon hieraus vermuthen.

Rec. zweifelt gar nicht, dass Hr. *Str.* etwas weit Besseres hätte liefern können, wenn er mehr Zeit, Fleiss und Besonnenheit auf diese Arbeit gewendet hätte: aber so, wie sie jetzt dem Publicum übergeben worden ist, kann Rec. sie nur als sehr nachtheilig für das Studium der Naturgeschichte der Alten, welche sie doch befördern sollte, ansehen. Er geht nun an das ihm sehr unangenehme Geschäft, den Beweis von dem, was er hier behauptet hat, zu führen. Hiezu bietet sich gleich der Anfang des Buches an, welcher zugleich als Probe von des Übersetzers Talente gelten kann. *Die Theile thierischer Körper sind entweder einfach, das heisst, sie lassen sich in gleichartige kleinere zertrennen, wie z. B. das Fleisch in Fleischfasern; oder sie sind aus ungleichartigen Theilen zusammengesetzt, wie etwa die Hand, die sich eben so wenig in Hände zerlegen lässt, als das Angesicht in Gesichter. Einige dieser Theile führen auch noch den Namen Glieder: nämlich diejenigen, welche, indem sie ein Ganzes für sich bilden, mehrere besondere Theile in sich begreifen, sowie der Kopf, der Fuss, der Arm im Ganzen genommen, und der Rumpf. Alle diese zusammengesetzten Theile aber werden durch einfache gebildet, z. B. die Hand aus Fleisch, Sehnen und Knochen. Einige Thiere haben nun diese Theile völlig gleich, andere verschiedene. Gleich nämlich rücksichtlich der äusseren Gestaltung, so wie etwa die Nase oder das Auge des einen Menschen mit der Nase oder dem Auge eines anderen, oder Fleisch mit Fleisch, Knochen mit Knochen übereinstimmt. So sagen wir auch von Pferden und anderen Thieren, dass sie dem Äusseren nach dieselben wären* (sind): *denn so, wie sich hier das Ganze zum Ganzen verhält, so verhält sich auch jeder Theil zum anderen. Oder es sind zwar die Theile dieselben, unterscheiden sich jedoch durch gewisse Vorzüge oder Mängel, sobald sie einer Gattung angehören. Bey Gattungen denke ich hier etwa an Fische oder Vögel: denn beide unterscheiden sich in doppelten Beziehungen, einmal auf den Gattungsbegriff überhaupt, dann aber auch noch rücksichtlich der Arten; und so giebt es verschiedene Fische und Vögel. Beynahe die meisten dieser Thiere unterscheiden sich von einander durch den Gegensatz ihrer Eigenschaften, wie etwa Farbe und Gestalt, oder auch durch das Mehr oder Weniger, was dem einen oder dem anderen zukommt; dessgleichen durch grössere oder geringere Anzahl gewisser Theile, Grösse oder Kleinheit, oder überhaupt durch gewisse Vorzüge oder Mängel. So sind manche weichschalig, andere hartschalig; manche haben einen langen Schnabel, andere einen kurzen; einige viele Federn, andere wenige. Ja sogar unter diesen letzten haben einige besondere Theile, z. B. haben manche Sporen, andere nicht, oder einen Kamm, der anderen fehlt. Indessen kann man doch sagen, dass die meisten dieser Theile, aus denen das Ganze besteht, entweder dieselben sind, oder dass der Unterschied zwischen ihnen nur in der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften und in gewissen Vorzügen oder Mängeln bestehe: denn auch das Mehr oder Weniger darf man ja wohl unter Vorzüge und Mängel zählen. Einige Thiere besitzen jedoch diese gleichen Theile weder rücksichtlich auf Form, noch auf Grösse oder Kleinheit, sondern nur vergleichungsweise. So stellen wir den Knochen der Gräte, den Nagel der Klaue, die Feder der Schuppe, die Hand der Krebsscheere gegenüber: denn offenbar ist das an dem Vogel die Feder, was an dem Fische die Schuppe ist. So wie nun auf diese Weise die Theile, welche allen Thieren zukommen, zwar verschieden und dennoch dieselben sind, so sind sie es endlich auch noch rücksichtlich ihrer Lage. Denn wenn auch wirklich manche Theile von Thieren der Sache nach ganz dieselben sind, so sind sie es darum doch nicht ihrer Stellung nach, wie denn bey einigen die Euter an der Brust liegen, bey anderen zwischen den Hinterfüssen.* Hier ist am Ende des 1 §. der ganze Satz: Ταῦτα γὰρ αὐτά τε ἐστι μέρη ὅλα, καὶ ἐστιν αὐτῶν ἕτερα μόρια, ausgelassen. Zwar ergänzt er nicht den Sinn, aber er gehört zu dem Eigenthümlichen der Darstellung des Arist., macht den Übergang zu dem Folgenden deutlicher, und verbindet die folgenden Sätze inniger. Im Folgenden sind die Worte *gleich* und *ungleich* dem griechischen τὰ αὐτὰ οὐ τὰ αὐτὰ gar nicht entsprechend, und führen auf falsche Vorstellungen. Falsch heisst es: *Einige Thiere haben nun diese Theile völlig gleich, andere verschiedene.* Im Original steht: *alle diese Thiere:* dann musste es heissen *verschieden*, welches freylich nicht recht zum Vorhergehenden passt: denn es sollte nun heissen *ungleich*. Am Schlusse des 2 §. mussten die Worte γένος und εἶδος nicht durch Gattung und Art übersetzt werden, sondern unserem Sprachgebrauche gemäss γένος durch Classe, Ordnung, oder ein anderes, alle Fische und Vögel umfassendes Wort, und εἶδος durch Gattung und Arten. Aber C. 6. 1 ist: γένη μέγιστα τῶν ζώων richtiger durch *Thierclassen* übersetzt; nur das beygefügte *vorzüglichsten* taugt nicht, wie derselbe §. zeigt, wo es am Ende heisst: τῶν δὲ λοιπῶν ζώων οὐκ ἔστι τὰ γένη μεγάλα, οὐ γὰρ περιέχει πολλὰ εἴδει ἓν εἶδος, welches Hr. *Str.* ganz richtig übersetzt hat: *Die übrigen Thierclassen sind nicht zahlreich: denn entweder umfasst eine Gattung nicht mehrere Arten.* Zu Anfang des 3 §. muss es heissen: Beynahe die meisten dieser Theile unterscheiden sich unter einander durch entgegengesetzte Eigenschaften, wie Farbe und Figur, durch das Mehr oder Weniger, durch Dürftigkeit oder Fülle, Grösse oder Kleinheit, überhaupt durch Mängel oder Vorzüge. Dass das Wort *Thiere* kein Druckfehler für *Theile* seyn könne, zeigt der ganze Zusammenhang der folgenden Gedanken. *Kamm*, für λόφος, ist auch zu speciell, sowie *das Ganze* für ὁ πᾶς ὄγκος, die ganze Körpermasse, zu allgemein. Der Anfang des 4 §. ist gänzlich verfehlt und dabey dunkel. Im Original heisst es: Einige Thiere haben weder der Gestalt, noch dem Übermass oder Mangel nach, sondern bloss analogisch dieselben Theile. Κατ' ἀναλογίαν möchte Rec. nicht *vergleichungsweise* übersetzen: denn diess passt nur auf die vorhergehenden Prädicate. Könnte man nicht dafür *entsprechende* sagen? Zu Anfange des folgenden Capitels findet sich anstatt ἀναλογία Ähnlichkeit, welches eben so wenig passt, wie 2 B. 1 C. *in gewissen*

Verhältnissen statt κατ' ἀναλογίαν. Die §. 7 gegebene Bestimmung des Namens der Insecten ist falsch: *Insecten aber nenne ich diejenigen, welche an ihrem Vorderkörper, oder an diesem und ihrem Hinterkörper Einschnitte haben.* An der zweyten Stelle 4 B. 1 C. §. 3 sind dieselben Worte, ὕπτια und πλάγια, anders übersetzt: *diejenigen Geschöpfe, welche einen von oben, unten und beiden Seiten her eingekerbten Körper haben.* Wäre nicht auch hier ein Versehen vorgefallen, so musste Hr. *Str.* bey Vergleichung beider Stellen den Fehler in der ersten bemerken, welchen die von ihm befolgte Ausgabe übersehen hat. Die Wörter πεζὰ und πεζεύει, bald den in der Luft lebenden, bald den Wasser-Thieren entgegengesetzt, haben dem Übersetzer viel zu schaffen gemacht, und an vielen Stellen falsche oder schielende Bestimmungen hervorgebracht. So heisst es hier C. 1 §. 9: *Die Landthiere sind entweder geflügelt, wie die Vögel und Bienen — oder sie gehen; und zwar Letzteres entweder schreitend, oder kriechend, oder schleppend.* Das Original setzt den fliegenden (πτηνὰ) entgegen τὰ δὲ πεζά· καὶ τῶν πεζῶν τὰ μὲν πορευτικά. Der deutsche Gegensatz setzt voraus, dass die geflügelten Thiere nicht gehen können. Und doch folgt hier: *Ein Thier, das bloss fliegen könnte, wie der Fisch bloss schwimmen kann, giebt es nicht. Denn auch die Handflügler können gehen* (πεζεύει), *und die Fledermaus sowohl, als der Robbe, haben Füsse, allein verkümmert.* Vermuthlich sind die *Handflügler* durch einen Druck an der Schreibefeder entstanden für *Hautflügler* (δερμόπτερα): aber das Original giebt allein dem Robben verkümmerte Füsse (καὶ τῇ φώκῃ κεκολοβωμένοι πόδες), der vorhergehende Satz ist ganz deutlich von diesem getrennt (καὶ νυκτερίδι πόδες εἰσί). Wenn die Übersetzung sagt: *Die gemeine Schwalbe ist übrigens immer zu sehen:* so sagt das Original dagegen: *der Apus ist immer zu sehen.* §. 12 sind die Worte, betreffend die verschiedenen Wohnungen der Thiere, καὶ τὰ μὲν τρωγλοδύτη, τὰ δ' ἄτρητα, ausgelassen. §. 14 heisst es: *So sind ferner auch viele streitsüchtig* (ἀμυντικά), *andere dagegen schüchtern; ersteres jene entweder in dem Grade, dass sie selbst angreifen, oder, angegriffen, sich wehren. Die Schüchternen* (φυλακτικά) *haben bloss die Flucht als Vertheidigungsmittel gegen Gewalt.* Hier ist der Sinn der beiden griechischen Worte zu sehr verengt, und also falsch angegeben, und der letzte Satz ganz unrichtig und zu speciell. Das Griechische ἔχει ἐν αὐτοῖς ἀλεωρήν πρὸς τὸ μὴ παθεῖν τι gab *Gaza*: *quae aliquid in se ipsis praesidii habent contra inferendam injuriam.* Der Franzose *Camus*: *a qui la nature a seulement donné les moyens pour se garantir du mal.* Das ἀμυντικά und φυλακτικά hat *Gaza* ganz gut übersetzt: *aliis data est vis dimicandi, aliis ingenium cavendi et evitandi.* Der Franzose kürzer, aber unrichtig: *hardis* und *timides.* Rec. schlägt *wehrhafte* und *schirmhafte* vor. Für δύσθυμα und ἐνστατικὰ hat Hr. *St.* gesetzt: *in sich gekehrt* und *widerspenstig.* Folgende Stelle zu Ende §. 14 ist fast unverständlich: *Andere sind grossmüthig, muthig und edel, wie der Löwe: andere rüstig, wild und hinterlistig, wie der Wolf, edel* (εὐγενὲς) *heisst übrigens hier so viel, als von gutem Stamme, rüstig* (γενναῖον) *aber, was noch nicht ausgeartet ist.* Hr. *Str.* hat die griechischen Worte zwar selbst zugesetzt, aber desto weniger wird der sprachkundige Leser begreifen, wie aus γενναῖον *rüstig* geworden ist. Das altdeutsche *gutedel*, welches noch bey einer Rebenart im Gebrauche ist, scheint mit *edel* den beiden griechischen Worten zu entsprechen. Zu Anfange des 2ten Capitels steht: *Der Theil, mit welchem sie die Nahrung zu sich nehmen, heisst Mund; der, in welchen sie dieselbe aufnehmen, Magen; der dritte angegebne Theil hat sehr viele Namen.* Das Wort *angegebne* hat im Griechischen kein entsprechendes: und der Behälter für Nahrung und Auswurf hat im Griechischen denselben Namen κοιλία, jedoch der letzte oft mit dem Beysatze ἡ κάτω, wie im Altlateinischen *alvus inferior.* Diess hat Hr. *Str.* unten C. 13, 10 *Unterleib* übersetzt. In der Übersetzung erscheint der Darmkanal unerwartet, weil er vorher nicht an seiner Stelle genannt war. C. 5 §. 2. Von den Knorpelfischen, welche mit der ganzen Breite ihres Körpers schwimmen, unterscheidet Arist. den Froschfisch und ähnliche, deren Körperbreite sich nicht ebenso am Ende verdünnt, und beweglich ist, ὅσα τὸ πλάτος μὴ ἔχει ἀπολελεπτυσμένον. Dafür hat der Übersetzer: *Der Froschfisch aber hat Flossen, und so auch alle andere, die weniger flach gebaut sind.* Ferner §. 3 *Alle aber, die Füsse zu haben scheinen, sowie auch die Weichthiere, schwimmen mit diesen und den Flossen zugleich, und zwar am schnellsten auf dem Leibe, z. B. die Sapir, der Theutis und der Meerpolyp.* Hier fiel dem Rec. auf, dass Hr. *Str.* ἐπὶ τὸ κύτος *auf dem Leibe* übersetzt, und gleich darauf vom Karabos den griechischen Ausdruck τάχιστα ἐπὶ τὴν κέρκον (νεῖ) ganz richtig giebt: *schwimmen sehr schnell rückwärts.* Auch 5 B. 1 C. §. 7., wo die Bewegung des Meerpolypen erklärt wird, ist die Art ebenfalls durch die Übersetzung verfälscht worden, da die Vergleichung vor allem Irrthume bewahren konnte. C. 6 §. 2. *Die Lebendiggebärenden haben meist alle Haare, die Eyerlegenden aber Schildschuppen.* Das Original hat *alle*, und φολίδας, ein eigenthümliches Wort, dem das zusammengesetzte deutsche nur in Ansehung der zugehörigen Thierclasse, wie *Fischschuppe* dem griechischen λεπίς, entspricht. Es folgt: *Die Schildschuppe hat übrigens dieselbe Lage, wie die Fischschuppe.* Eigentlich *dieselbe Stelle*; ganz wörtlich: *ist ihr in Ansehung der Stelle ähnlich.* Denn so, wie es C. 1 §. 4 hiess, ὃ γὰρ ἐν ὄρνιθι πτερόν, τοῦτο ἐν ἰχθύϊ ἐστὶ λεπίς, von denjenigen Theilen, welche bey verschiedenen Thierclassen nur der Analogie nach dieselben sind, so setzt Arist. hier ὅμοιον τῇ χώρᾳ für das, was dort κατ' ἀναλογίαν ταὐτὸ hiess. *Ohne Füsse von Natur, doch mit Blut begabt, ist die Familie der Schlangen.* Rec. billigt den Gebrauch des Worts Familie für γένος, aber nicht so die Auslassung des Worts πεζόν. §. 3. *In der Reihe der Vierfüssler, welche Eyer legen, giebt es zwar viele Arten, allein ohne allgemeinen Gattungsnamen: man muss vielmehr jedes Thier besonders benennen; ohngefähr eben so, wie wir von den Menschen, dem Pferde, dem Hunde und mehreren anderen besonders reden.* Dage-

gen machen die Thiere, welche eine Mähne haben, und welche man Schweifschwänze nennt, Ein Geschlecht aus, nähmlich das Pferd, der Esel, der Maulesel, (Oreus) Ginnus, Innus, ferner die so genannten Halbesel in Syrien. — Daher muss man diese Gattungen auch jede besonders nehmen, und ihre Eigenthümlichkeiten berücksichtigen. Hier sind die Thiere, *welche Eyer legen*, durch irgend ein Versehn an die Stelle der *lebendiggebärenden* gekommen, wodurch der Sinn verunstaltet wird. Ebenso durch den Gebrauch von *Gattung* und *Geschlecht* in demselben Sinne. *Schweifschwänze* entspricht dem griechischen λοφούροις nicht. Die Stelle hat überhaupt manche Schwierigkeiten, aus welchen sich der Übersetzer so gut er konnte, und nicht ohne Glück, geholfen hat. Aber §. 4 ἱστορία ἡ περὶ ἕκαστον ist nicht die *Aufzählung des Einzelnen*, so wenig, als ἀπόδειξις die *Belehrungen.* Im 7 Capitel heisst es vom βρέγμα, *Vorderkopfe, welcher unter allen Knochen des Körpers am spätesten zusammenwächst:* aber πήγνυται heisst hier zu einem festen Körper, wie die übrigen Knochen, verhärten. Was Hr. *Str.* gegeben hat, würde συμφύεται heissen. Am Ende des Capitels ist die Erwähnung des Haarwirbels auf dem Scheitel ausgelassen worden, und doch wird zuletzt der doppelte Haarwirbel genennt. C. 8 §. 2. *Beiden Augenliedern gemeinschaftlich sind die Augenwinkel, von denen zwey nach der Nase zu liegen, zwey nach den Schläfen.* Hätte Hr. *Str.* das Wort *beiden* im Vordersatze weggelassen, so wäre die Stelle ohne Fehler: so aber entstehen für jedes obere und untere Augenlied ein vorderer und hinterer Augenwinkel, zusammen alle für beide Augen 8 Winkel. C. 9 §. 10. *Der Mensch besitzt ferner zwey Kinnladen, deren äusserer Theil der Bart, der hintere aber das Kinn heisst.* Hier muss ein Fehler im Schreiben oder Drucken begangen worden seyn. Im Texte wird der vordere und hintere Theil genannt. §. 6 von der Zunge: *Sie hat indess auch Reizbarkeit, wie jedes andre Fleisch, für Alles z. B. für das Harte, Warme und Kalte in jedem ihrer Theile, namentlich denn auch für den Geschmack.* Hier, und an mehreren Stellen, ist Reizbarkeit für Empfindung und als Synonym gebraucht. Falsch ist das *für Alles;* das Original sagt: *Sie hat von Allem, woran auch jeder andere fleischige Theil, Empfindung.* Ferner §. 7 *Sie ist entweder breit oder schmal oder mittelmässig: letztere Form ist die beste, und (zur Bildung der Töne) die geschickteste.* So ist der Satz von der menschlichen Zunge an sich falsch: und die Übersetzung ist unrichtig. Das Original sagt *die deutlichste,* (σαφεστάτη) also zum deutlich sprechen die geschickteste. C. 10 folgt auf die Beschreibung des Halses: *Diess sind die Theile des Körpers bis auf den Rumpf, die wieder in die vorderen und hinteren eingetheilt werden.* Hier muss etwas ausgelassen seyn. Es soll heissen: *An diesem* (Rumpfe) unterscheidet *man wieder die vorderen und hinteren Theile.* Die schwierige Stelle §. 3 τῶν δ' ὄπισθεν διάζωμα μὲν ἡ ὀσφύς· ὅθεν καὶ τοὔνομα ἔχει· δοκεῖ γὰρ εἶναί τις ἰσοφύς. Τοῦ δὲ διεξοδικοῦ τὸ μὲν οἷον ἐφέδρανον γλουτός, τὸ δὲ — κοτυληδών, ist so übersetzt: *Diese Theile umschliesst von hinten her die Hüfte. Der griechische Name Osphys deutet auf die Ableitung von isophyss (gleichmässig). An dem nach unten ausgehenden Theile unterscheidet man noch das kissenförmige Gesäss und die Pfanne.* Hier ist in dem ersten Satze fast jedes Wort übel gewählt, und der Sinn ganz verdunkelt; ὀσφύς wird hier, wie fast überall, am besten durch das Wort *Kreutz* übersetzt. Die Etymologie musste hier entweder weggelassen, oder durch eine ähnliche deutsche ersetzt, wenigstens musste ihre Bedeutung richtiger angegeben werden. Sie deutet nämlich die Halbscheid des Hinterleibes an, sowie διεξοδικὸν den unteren Theil mit dem Abführungskanale. —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Heiligenstadt*, b. Dölle u. Brunn: *Über die Vortheile des Erlernens der griechischen Sprache.* Ein Paar Worte an meine Schüler und deren Eltern, von *W. W. J. Schmidt.* 1815. 16 S. 8. (2 gr.)

Wir haben diese kleine Schrift mit besonderem Vergnügen gelesen. Hr. *Sch.* hat in der Kürze Alles zusammengefasst, was zu solchem Zwecke sich über den Gegenstand sagen lässt. Der Vortrag ist ruhig und Vertrauen erweckend, und wir können das Schriftchen da, wo aus ähnlichen Gründen über die Sache öffentlich zu verhandeln wäre, mit der festen Überzeugung empfehlen, dass es von guter Wirkung seyn werde. Das Ganze eröffnet die Klage, dass auf dem Gymnasium zu Heiligenstadt mehrere Schüler von der Theilnahme am Griechischlernen haben entbunden werden müssen. (Hoffentlich wird auch dort jetzt das weise Gesetz gelten, dass auf preussischen Gymnasien Alle ohne Ausnahme Griechisch lernen müssen.) Davon nimmt Hr. *Sch.* Veranlassung, die Frage zu beantworten: Wozu nützt mir das Griechische in meinem künftigen Fach(e)? und die Äusserung: Mein Sohn braucht kein Griechisch, um einmal sein Brod zu verdienen. Hr. *Sch.* setzt zuerst mit Recht entgegen, darin liege Misstrauen gegen die Zweckmässigkeit der Einrichtung des Gymnasiums, und es sey engherzig, Alles nur um des lieben Brodes willen zu thun. Hierauf zeigt er, wie das Griechische nicht bloss dem Gottesgelehrten, dem Arzte und Rechtsgelehrten, sondern auch für mehrere Gegenstände des höheren Schulunterrichts nothwendig sey. Dahin rechnet er die Geschichte, die lateinische und die Mutter-Sprache, die wir nur dann gehörig würdigen können, wenn wir sie mit einer vollkommenen Sprache vergleichen. Dann wird gezeigt, dass die griechische Sprache an und für sich allein, ohne andere Rücksichten auf Nebenzwecke, als eines der wichtigsten Bildungsmittel bey der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend angesehen werden müsse, da die durch sie aufgeschlossene griechische Literatur den Verstand des Jünglings schärfe, den Geschmack desselben läutere, und seinen Charakter entwickele.

— g —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandlung: *Aristoteles Naturgeschichte der Thiere*, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *Friedrich Strack* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die schöne Stelle C. 12, 2, von dem Unterschiede des menschlichen Körpers von dem thierischen, in Ansehung der aufrechten Stellung, welche sich nach der Lage des Weltalls richtet, ist in der Übersetzung so ganz verwahrloset worden, dass auch nicht eine Spur von dieser Übereinstimmung übrig geblieben ist. *Am vorzüglichsten zeigt sich dieser Unterschied des Menschen von anderen Thieren in den Theilen, welche die Natur oben und unten angeordnet hat: denn diese obern und untern Theile finden sich im Ganzen immer oben und unten. Auf gleiche Weise ist es auch mit denen vordern und hintern, auf der rechten und linken Seite. Bey den andern Thieren finden sich diese Theile entweder gar nicht, oder wenn sie vorhanden sind, undeutlich. So haben zwar alle Thiere den Kopf vorn am Körper, doch nur der Mensch hat diesen Theil in einem so vollendeten Verhältniss zum Ganzen, wie ich schon gesagt habe.* Keine von allen den vom Rec. verglichenen Übersetzungen hat den Sinn so ganz entstellt und verdunkelt, wie diese: alle haben sie mehr oder weniger den Gedanken des Arist. gefasst und wiedergegeben: nur allein *Gaza* hat ihn ganz und rein lateinisch übergetragen. Am nächsten kommt ihm der Franzose in folgender Stelle: *L'homme a sur les autres Animaux cet avantage, que la distribution de ses membres, pour le haut et pour le bas, a une relation marquée à la disposition des differentes oeuvres de la nature* (Gaza sagte *ratione locorum naturalium*). *Les parties supérieures et inférieures de son corps se rapportent d'elles mêmes aux parties supérieures et inférieures de l'univers: de même pour les parties qui sont devant ou derriere, à droite et à gauche, leur disposition est relative à celle des autres ouvrages de la nature* (κατὰ φύσιν ἔχει); *Dans les autres Animaux, ou les mêmes parties ne se trouvent point, ou, si elles s'y trouvent, leur disposition n'est pas ordonnée d'une maniere aussi parfaite.* (*Gaza: cum caeterorum animalium genus vel omnino respectu ejus modi careat, vel confusius ita constet.*) *Ainsi quoique la tête soit dans tous la partie superieure de leur corps, sa disposition est, dans l'homme seul, relative à celle de l'Univers, qui, comme je viens de le remarquer, a reglé sa conformation. Gaza: Caput itaque caeteris omnibus animalibus superiorem obtinet situm corporis sui ratione: at homo, quoniam, ut modo diximus, ad universi orbis habitum institutus est, idcirco partem etiam istam habet respondentem parti sublimi universi.* Nur allein Scaliger hat ἄνθρωπος τελειωθεὶς ausgedrückt, welches sich auf die entgegengesetzte Lage beym Kinde bezieht. In der Beschreibung und Vergleichung der einzelnen Theile kommen viele zum Theil dem Rec. unbegreifliche Abweichungen vor, wie 2 B. C. 1 vom Elephanten: *Die Theile auf der linken Seite sind bey den Thieren weniger vollkommen* (ἀπολελυμένα), *als bey dem Menschen; nur der Elephant macht eine Ausnahme. Dieser hat ungetheilte Zehen* (ἀδιαιρετώτερα τὰ περὶ τοὺς δακτύλους), *und die Vorderfüsse sind beträchtlich höher. Die Füsse selbst sind fünfzehig, und die Knöchel der Hinterfüsse kurz.* Gleich darauf vom Menschen §. 3: *Unter allen Geschöpfen hat nur allein der Mensch den freyen Gebrauch zweyer Hände* (ἀμφιδέξιον γίγνεται): *allein was die Brust anlangt, so findet sich bey allen Thieren etwas Ähnliches, wenn auch nicht völlig Gleiches.* Gerade umgekehrt sagt das Original: alle haben einen, diesem entsprechenden (ἀνάλογον), nicht aber ähnlichen Theil. Ebenso, wo es vom Elephanten heisst, dass er die Hinterfüsse allein wie der Mensch im Gehen hinterwärts biege, und daher, wenn er ruhen will, sich wie der Mensch *niedersetze*, συγκαθίζει καὶ κάμπτει τὰ σκέλη, hat die Übersetzung: *er knieet nieder, und beugt die Füsse zusammen.* Ganz falsch wird am Ende des Capitels die Bewegung der Füsse im Gehen gegeben: *Die Bewegung des Fortschreitens geschieht übrigens bey den Vier- und Vielfüsslern übers Kreuz; auch stehen sie so. Der Anfang der Bewegung geht von der rechten Seite aus.* So weit richtig! Aber nun folgt: *Der Löwe und die beiden Kameelarten, das Baktrianische und das Arabische, setzen Fuss vor Fuss beym Schreiten, das heisst der linke Fuss schreitet dem rechten nicht vor* (οὐ περιβαίνει τῷ ἀριστερῷ τὸ δεξιόν), *sondern folgt ihm.* Im 9 B. 31 C. §. 1, wo dieselbe Redensart, κατὰ σκέλος βαδίζει, vom Löwen wiederholt wird, hat die Übers.: *Schritt vor Schritt.* Wenn auch der Text hier die Deutung

etwas zweifelhaft machen könnte (denn er ist wahrscheinlich noch fehlerhaft): so zeigt doch der Gegensatz der Art des Ganges bey den übrigen Vierfüssern, wo der rechte Fuss vorangeht, und die übrigen über das Kreuz folgen, gar deutlich den Sinn des Verfassers, noch mehr aber die Beobachtung der Natur selbst. Wenigstens hat am Kamel die Art des Schreitens und Ganges die gröste Ähnlichkeit mit dem Passgange der Pferde, wo beide Füsse der einen Seite auf einmal in Bewegung gesetzt werden, und die der anderen folgen, wie *Russel* in der Naturgeschichte von Aleppo bemerkt, und bey dieser Gelegenheit die Stelle des Aristoteles erklärt hat.

4 B. C. 1, 3. Die Bestimmung der Insecten ist unrichtig und mangelhaft. Denn dieser Name umfasst nicht allein *diejenigen Geschöpfe, welche einen von oben, unten und von beiden Seiten her eingekerbten Körper haben, allein sonst weder wahre Knochen, noch eigentliches Fleisch, sondern Etwas, das zwischen beiden in der Mitte steht.* Diese Eintheilung der Insecten wird Niemand leicht für dreygliedrig ansehen, welches sie doch im Original ist und seyn soll. Nur allein durch die beygesetzten und wiederholten Wörtchen *oder — oder* wird sie vollkommen richtig: *entweder von oben, oder von unten, oder von beiden Seiten zugleich den Körper eingekerbt haben.* Ferner muss es heissen: *auch nicht Knochen oder Fleisch abgesondert und getrennt, sondern eine Substanz zwischen beiden, weil ihr Körper von innen und aussen hart ist.* Die Spritzröhre des Meerpolypen liegt nicht *oben am Körper, neben den Armen*, sondern *vor dem Leibe, über den Armen* (πρὸ τοῦ κύτους ὑπὲρ τῶν πλεκτανῶν). Die Richtung des schwimmenden Thieres ist nicht *schief, die Füsse nach dem sogenannten Kopfe gewendet*, sondern *nach dem Leibe zu, mit ausgestreckten Füssen* (ἐκτείνων τοὺς πόδας). Dann aber steht der Mund *nach hinten, und die Augen oben.* Im Texte steht nicht, dass das Thier nach vorn sehen könne, *weil der Mund nach hinten seine Richtung hat*, sondern allein weil es die Augen oben hat. Der zweyte Satz bezieht sich auf die Bequemlichkeit beym Fange der Nahrung, welche das Thier nicht mit *rückwärts gebeugten Armen fasst und hält*, sondern mit *dem unteren Theile der Arme* (πλεκτάναις ὑπτίαις), woran die Saugwarzen sitzen. Teuthos und Teuthis leben beide nicht *im Meere*, sondern *halten sich immer in der hohen See* (πελάγιοι). Die Speiseröhre geht nicht *hinter der Leber weg, der Mastdarm aber von da vor ihr wieder herauf*, sondern die Speiseröhre *geht durch die Leber* (διὰ ταύτης), *und da, wo der Darm sich nach oben umbiegt, liegt darunter der Dintenbeutel.* Die ψαθυρότης σομφή des Rückenknochens im Kuttelwurm (*os sepiae*) wird durch *Weichheit und Zerreibbarkeit* nicht erschöpft; σομφή drückt den lockeren und zellichten Zusammenhang der zerreibbaren Materie, wie den im Schwamme, aus.

C. 2. Von den weichschaligen Thieren wird der männliche und weibliche Karabos genau unterschieden, und das letzte Kennzeichen lautet: Beide Geschlechter haben eins wie das andere vor den Augen 2 lange rauhe Hornstangen (κεραίας), und darunter andere kleine und glatte Hörner (κέρατα). Dafür hat die Übersetzung §. 5: *Von den acht vorderen Fusspaaren haben die ersten vier 2 Spitzen, die letzten vier nicht.* — In der Beschreibung des Astakos heisst es §. 6 von der Scheere oder von dem vordersten grossen Fusse: Beide, der linke und rechte, sind oben gespalten, und wie eine Kinnlade oben und unten mit Zähnen besetzt, doch so, dass die am rechten Fusse alle klein und spitzig sind, am linken hingegen sind die obersten spitzig, die mittleren gleichen Backenzähnen, und davon stehen 4 auf dem unteren Theile dicht neben einander, oben aber nur 3 und weitläuftiger. Die Übersetzung sagt: *Bey beiden ist übrigens die Spitze oben und unten wie eine Kinnlade gezähnt, nur sind die Zähne am rechten Fusse kleiner, und greifen alle sägeförmig in einander, am linken Fusse hingegen nur die vordersten: die mittleren gleichen Backenzähnen, wovon die unteren immer je vier und vier hart neben einander, die oberen hingegen drey und drey, und nicht so nahe an einander, stehen.* — Gewisse männliche Theile der Squillen nehmen ihren Anfang §. 13 von den runden Vertiefungen oder Höhlungen (ἀπὸ τῶν κοτυληδόνων) unter den letzten Füssen. Dafür steht hier: *ihr Anfang ist unter den Pfannen der äussersten Füsse.* Die rothen Eyerstöcke der weiblichen Thiere hängen am Magen und an beiden Seiten des Darms bis ins Fleischige hinein, mit einer dünnen Haut umgeben (ἐν ᾗ πρόσφυσίς ἐστι πρὸς τῇ κοιλίᾳ καὶ τοῦ ἐντέρου ἑκατέρωθι). Dafür hat die Übers.: *die an den Magen verwachsen sind, und von beiden Seiten des Gedärmes bis an die fleischigen Theile herauf mit einer dünnen Haut umzogen sind.*

C. 3 heisst es von den inneren Theilen der Taschenkrebse (καρκίνος), dass zwischen den Schildern des umgebogenen Schwanzes (μεταξὺ τῶν ἐπικαλυμμάτων) sich eben solche Theile, wie am Karabos bey den Zähnen befinden. In dem Leibe (κύτει) ist ein gelblicher Saft, nebst einigen kleinen und länglichten Körpern, wie auch andere rothe gepickelte. Die Übersetzung hat §. 4: *Zwischen den Schwanzschuppen findet sich etwas Ähnliches, wie bey den Karaben, zwischen den Zähnen. In der Höhlung befindet sich eine mattfarbige Feuchtigkeit, und in derselben einige weisse und noch zerstreut (?) einige rothe Hervorragungen.*

C. 4. Von den Schalthieren sagt §. 4 von der Kammmuschel: Einige sagen sogar, dass sie fliegen, weil sie oft aus dem Werkzeuge, womit man sie fängt, herausspringen. Die Übersetzung giebt dafür: *von denen man sagt, dass sie aus dem Werkzeuge, womit sie gefangen werden, öfters wieder heraussprängen.* Aristoteles fährt fort: Andere bewegen sich nicht, nachdem sie sich mit einem Theile befestigt haben (ἀκίνητα ἐκ τῆς προσφύσεως), wie die Steckmuschel. Wofür die Übersetzung: *Andere bewegen sich nicht, sondern sitzen an ihren Stellen fest, wie z. B. die Steckmuschel.* Von den Weichschwänzen nennt Arist. mehrere Arten, und zuletzt auch die in den Neriten wohnende. Bey dieser Gelegenheit beschreibt er diese Gattung von Meerschnecken, und am Ende des Capitels kommt er wieder auf den, in der leeren Schale wohnenden Weich-

schwanz zurück. Die Beschreibung des Nerites hebt also an: Der Nerites hat eine grosse glatte und runde Schale; die Gestalt ähnelt den Trompeterschnecken: nur hat er keine schwarze Leber, wie jene, sondern sie ist roth. In der Mitte ist er stark angewachsen oder befestigt. Bey stillem Wetter begiebt er sich von seiner Stelle weg, und geht auf Nahrung aus. Bey Sturm hält der Weichschwanz sich im Schutze der Steine ruhig. Der Nerites hängt sich, wie die Napfschnecken, Hämorrhoiden und alle ihnen ähnliche Schalenthiere, an Felsen, indem er den Deckel zurück oder abbiegt. Dieser dient den gewundenen Schnecken zu demselben Zwecke des Verschliessens, wie den zweyschaligen Thieren die beiden Schalen. Diese ganze Beschreibung hat die Übersetzung auf den in der Schnecke wohnenden Krebs, aber verstümmelt, übergetragen: *Der in Neriten wohnende trägt eine glatte Schale, die ziemlich gross und gewunden ist, und das Ansehen einer Trompeterschnecke hat: nur ist seine Leber nicht schwarz, wie bey jenem, sondern röthlich. In der Mitte ist er ziemlich fest angewachsen. Bey ruhiger Witterung gehen diese Thiere frey ihrer Nahrung nach, sobald aber Sturm entsteht, so ziehen sich die Karkinien unter Steine zurück. Die in Neriten lebenden hingegen hängen sich an die Felsen, wie diess auch die Napfschnecken und Hämorrhoiden thun, indem sie dabey den Deckel ablegen. Dieser scheint ihnen nämlich als Thüre zu dienen: denn er leistet den gewundenen Schnecken dieselben Dienste, welche den zweyschaligen ihre zweyte Schale thut.* Hier, wo so viele Missdeutungen auf einander gehäuft sind, muss man bedauern, dass der Übersetzer seinen französischen Vorgänger nicht vergleichen konnte. Dieser hat die Stelle bis auf eine Kleinigkeit ganz richtig wiedergegeben. Denn vom Deckel sagt er: *inclinent sur eux leur coquille qui leur sert alors comme de couvercle: car la coquille unique des turbinés leur rend le même service que les bivalves tirent des deux parties de la leur.* Er verwechselte also ὄστρακον und ἐπικάλυμμα. Der deutsche Übersetzer aber macht aus dem Schalthiere einen weichschwänzigen Krebs, und giebt diesem einen Deckel, den er ablegen kann.

C. 5. §. 6. Vom Körper des Seeigels heisst es, er mache in Ansehung des Anfanges und Endes ein zusammenhängendes ungetheiltes Ganzes (συνεχὲς) aus; aber in Ansehung der Oberfläche nicht, sondern da gleiche er einer Laterne, die statt der umgebenden Haut mit der Schale umgeben ist (λαμπτῆρι μὴ ἔχοντι τὸ κύκλῳ δέρμα ὅμοιον). Die zwey Öffnungen oben und unten dienen in der Laterne dem brennenden Lichte zur Basis und zur Dampföffnung. Die Übersetzung giebt diese, hier etwas umschriebene Stelle also: *Der ganze Leib des Seeigels ist ringsum ein Ganzes, die Oberfläche hingegen ist nicht so zusammenhängend, sondern gleicht einer Laterne, um die keine Haut gespannt ist.*

C. 6. In der Beschreibung der Scheidenwürmer (τηθύα) heisst es §. 2: Wenn man sie öffnet, so findet man im Inneren zuerst eine sehnige Haut, die Schale umgebend, und darin den fleischartigen Theil des Thieres, von einer Beschaffenheit, wie bey keinem anderen, und durchaus gleichartig. An zwey Stellen verbindet sich derselbe in die Quere auf beiden Seiten mit der (inneren) Haut und der lederartigen Schale durch die beiden schmaleren Enden, welche sich in die beiden Öffnungen der Schale endigen, wovon die eine der Mund, die andere der After zu seyn scheint. Das eine dieser Enden ist dicker, als das andere. In dem fleischigen Theile befinden sich zwey Höhlungen nach beiden Enden zu, durch eine Scheidewand getrennt, in deren einer sich die Feuchtigkeit befindet. Nun höre man die Übersetzung: *Wenn man sie von aussen öffnet, so findet man zunächst um den schalenartigen Körper eine musculöse Haut* (νευρώδη ὑμένα), *und dieses ist die Fleischsubstanz des Scheidenwurmes* (ἐν δὲ τούτῳ ἐστιν αὐτὸ τὸ σαρκῶδες τοῦ τηθύου), *die nichts Anderem ähnlich sieht, wiewohl sonst das Fleisch sich immer ziemlich gleich sieht. An zwey Stellen ist jener Körper mit dem Häutchen und der Haut an der Seite verwachsen, und eben da, wo er verwachsen ist, auch auf beiden Seiten enger, welche Verengerungen denn nach den beiden Öffnungen der schaligen Hülse führen, durch welche sie die Nahrung und das Wasser ausstossen und einziehen, als wenn die eine der Mund wäre, die andere aber die Auswurfsöffnung. Die eine derselben ist übrigens weiter, die andere enger. Inwendig findet sich auf jeder Seite eine Höhlung, die durch eine Art von Scheidewand getrennt sind. In beiden* (ἐν θατέρῳ τῶν κοίλων) *findet sich eine Feuchtigkeit.* Der französische Übersetzer, durch eine falsche Interpunction getäuscht, hat nur den letzten Satz von den zwey Höhlungen auf die nächst vorhergehenden Theile, das eine dicke und das andere dicke Ende des fleischigen Körpers, irrig bezogen: sonst hat er Alles ebenso, wie Rec., verstanden und übergetragen.

Im 7 C. §. 8 ist die Notiz von dem Seewurme: ἕτερα δὲ καὶ ἀσπίσιν ὅμοια, τὸ μὲν χρῶμα ἐρυθρὲν, πτερύγια δ' ἔχοντα πυκνὰ, ganz ausgelassen. Im 8 Cap. heisst es von dem ganz blinden Maulwurfe, die Natur scheine bey der ersten Anlage den Bau der Augen verstümmelt zu haben. Denn, fährt Arist. fort, aus dem Gehirne, da, wo es sich mit dem Rückenmark vereiniget, gehen zwey starke und sehnige Stränge (πόροι) dicht bey der Basis der Augen vorbey, und endigen in den oberen Hauzähnen (χαυλιόδοντας). Dafür steht in der Übers.: *Vom Gehirn aus führen aus dem Mark zwey starke sehnige Stränge nach den Augenhöhlen, und endigen sich oben an den Spitzzähnen.* — Cap. 9 §. 2 in der Beschreibung der Stimmwerkzeuge der Insecten hat die Übersetzung: *Diese alle bringen nämlich einen Ton vermittelst eines Häutchens hervor, das an einem Leibringe ausgespannt ist, so wie eine Art Cicaden, durch Zusammenpressung der Luft.* Das Original aber bestimmt die Stelle des Häutchens ganz anders, τῷ ὑπὸ τὸ ὑπόζωμα, und setzt eine Bedingung hinzu, auf welche allein das angeführte Beyspiel *eine Art Cicaden* passt. Nur allein findet diese Einrichtung bey denen Statt,

ἔσω διῄρηται (τὸ ὑπόζωμα), welches nach des Übersetzers Erklärung heissen würde: *deren Leibring getrennt oder getheilt ist.* Wenn §. 4 die Bewegung der Kammmuscheln erklärt wird, dass *sie durch eine gewisse Anstrengung gegen das Wasser aus demselben in die Höhe springen*, so ist der Ausdruck theils zu unbestimmt, theils auch übertrieben. Denn dass die Muschel *aus dem Wasser* springe, sagt das Original nicht, wohl aber, dass sie bey der Bewegung sich gegen das Wasser stütze (ἐπερειδόμενοι τῷ ὑγρῷ). In der beygefügten Anmerkung wird die Art der Bewegung durch wiederholtes Öffnen und Schliessen der Schalen ganz richtig erklärt, mit der beygefügten Vermuthung, dass Aristoteles zunächst an die essbare Auster gedacht habe, von welcher die angegebene Bewegung allbekannt sey. Aber Arist. nennt bestimmt die Kammmuscheln, und von diesen hat ja *Olivi* (*Zoologia Adriatica*, p. 120) die von Arist. angeführte Art der Bewegung sehr deutlich erklärt. Aus seiner Notiz erhellet, dass diese Bewegung immer in einer schiefen und abgebrochenen Linie geschieht. — Der Mechanismus der männlichen Froschstimme §. 5 und 6 ist in der Übersetzung ziemlich undeutlich dargestellt. Zuerst heisst es von der Zunge selbst: *vorn ist sie ganz so, wie bey den Fischen, angewachsen, wo sie anderen Thieren doch sonst frey ist, hinten aber am Schlund ist sie theils frey und theils angelegt, wodurch sie denn ihren eigenthümlichen Ton hervorbringen.* Das Original hat: τὸ δὲ πρὸς τὸν φάρυγγα ἀπολέλυται καὶ ἐπέπτυκται ᾧ τὴν ἰδίαν φωνὴν ἀφίησιν. Sonst ist φάρυγξ immer durch Kehlkopf übersetzt worden; warum hier der Übersetzer von seiner Gewohnheit abging, ist nicht deutlich abzusehen. Der hintere Theil der Zunge ist ganz frey, aber zum Behuf der Stimme wird er irgendwo angelegt und umgeschlagen. An welcher Stelle des Mauls er angelegt werde, sagt freylich der Text nicht bestimmt: aber schon *Albert* hat ganz richtig den Gaumen angegeben: da hingegen der französische Übersetzer mit *Gaza* aus dem hinteren Theile der Zunge einen Kehldeckel macht, *est detachée et peut s'étendre sur le pharynx.* Ferner heisst es in der Übersetzung: *Er drückt die untere Kinnlade ins Wasser, so, dass sie der Wasserfläche gleich ist, die obere aber darüber hervorsteht, wobey die Augen durch die aufgeblasenen Backen wie ein paar Lichter hindurchscheinen.* Das Original kennt keine aufgeblasenen Backen, sondern nur *durchscheinende Kinnladen* (διαλαμπουσῶν σιαγόνων). Wenn die Augen *durch die aufgeblasenen Backen durchscheinen sollen*, so musste der Übersetzer διὰ λαμπουσῶν τῶν σιαγόνων lesen, und diese Worte mit dem folgenden φαίνεσθαι οἱ ὀφθαλμοὶ verbinden. Wollte er mit den aufgeblasenen Backen die beiden Blasen hinter den Mundwinkeln andeuten, wie Plinius durch sein *extenti buccarum sinus perlucent:* so sieht man nicht, wie die Augen durch die darunter und dahinter liegenden Augen durchscheinen können. Die Worte ἐκ τῆς ἐκτάσεως, welche die Übersetzung durch die aufgeblasenen Backen wiedergeben wollte, sind vermöge ihrer Stellung zweydeutig: denn sie können auf die durchscheinenden Kinnbacken, aber auch zu den leuchtenden Augen gezogen werden. Jene Deutung wählte der Übersetzer, aber er setzte Aufblasung an die Stelle der Aufspannung oder Überspannung. Die andere Deutung nahm Plinius an: sie liegt in den Worten *oculi flagrant labore propulsi.* Er leitete also das Leuchten der Augen von der Leidenschaft und der Anstrengung im Schreyen ab. Welche Erklärung die richtigere seyn möge, wird sich durch die wörtliche Erklärung schwerlich entscheiden lassen. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. sich nicht das Vergnügen versagen, die Stelle, welche in dem *Schneider*'schen Commentare aus dem Buche *de rerum natura* angeführt wird, und welche einen Theil des Mechanismus in der Stimme des Frosches erklärt, zu berichtigen. So, wie sie S. 220 aus dem *Speculo naturae* des Vincentius angeführt wird, hat sie fast gar keinen Sinn: aber der Text ist auch im Vincentius verderbt. In der Handschrift des noch ungedruckten Buches *de rerum natura* lautet sie im 9 B. 33 Cap. also: *Rana propriam vocem habet coax et nihil aliud praeter hanc vocem coax dicere potest, nisi cum premitur vel laeditur. Tunc enim mutat vocem et exilem emittit instar muris. Ratio ejus vocis ex hoc perpendi potest, ut dicit Aristoteles, quod clauso ore et inflatis lateribus quo (co) sonat in gutture: ad syllabam vero ax os aperit et instar follium reprimit latera, ut fortiori spiritu vox clara promatur. Multiplicat vocem, quando posuit mandibulam inferiorem aequaliter in aqua et extendit superiorem: et cum extenderit ambas, lucent oculi sicut candelae.* In dem gedruckten Texte bey Vincentius steht ohne Sinn *consonat gutture:* anderer Abweichungen nicht zu gedenken.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Halle, in der Gebauer'schen Buchhandlung: *Der Rathgeber in der Schreibestunde*, oder *Aufsätze für Schulmeister in Knaben- und Mädchen-Schulen zum Vor-, Schön-, Recht- und Brief-Schreiben.* Von *J. G. Reinhardt*, Oberlehrer an der Töchterschule zu Mühlhausen. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1821. VI u. 184 S. 8. (9 gr.) Wir wünschen der Schrift auch fernere Theilnahme.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., in der Herrmann'schen Buchhandlung: *Aristoteles Naturgeschichte der Thiere*, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *Friedrich Strack* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

C. 11, 3. Der von Einigen angegebene Unterschied des männlichen und weiblichen Aals bestand in der Grösse und Gestalt des Kopfes. Das Männchen sollte einen grösseren und längeren Kopf haben, das Weibchen hingegen μικρὰν καὶ σιμοτέραν: diess wird übersetzt: *einen kleineren und platteren;* der Franzose sogar: *qui l'ont plus applatie.* Dazu gab weder das griechische Wort, noch das lateinische bey *Gaza caput rependius* die Veranlassung. Die sehr merkwürdige Stelle §. 4, wo Arist. bey einigen Fischen die in einem und demselben Körper vereinigte männliche und weibliche Zeugungskraft und Glieder, wie bey den Pflanzen, angemerkt hat (καθάπερ ἐν τοῖς — φυτοῖς τὸ μὲν τίκτειν ἐστὶ καὶ γεννᾶν, τὸ δ' ὀχεύειν οὐκ ἔστιν), verdunkelt die Übersetzung in etwas: *Die eben so wie die Pflanzen zwar Junge gebären und erzeugen, ohne dass jedoch eine Begattung Statt findet.* Wörtlich und bestimmter würde es heissen: *giebt es ein zeugendes und gebärendes Thier, aber kein getrenntes Geschlecht zur Begattung.* Bey den angeführten Gattungen der χάννα und des ἐρυθρῖνος findet sich die Anmerkung: *Ohne Zweifel beruht diese Behauptung auf Verwechselung oder Verkennung ihrer Männchen. Wenigstens sagen neuere Beobachtungen nichts zur Bestätigung.* Diess möchte von den Schollen gelten: aber von den beiden anderen Fischen führt ja der Commentar S. 456 die vermisste Bestätigung an. — Gegen Ende des Capitels werden die äusseren Merkmale des männlichen und weiblichen Körperbaues angegeben. *Im Allgemeinen finden sich bey allen männlichen Thieren die oberen und vorderen Theile vollkommener und stärker, auch die Seiten besser ausgefüllt: bey den Weibchen hingegen mehr die nach hinten und unten gelegenen Theile. Diess gilt von den Menschen so gut, wie von den mit wahren Füssen begabten Thieren und von den Eyer legenden.* In dem letzten Satze sind zwey Abweichungen vom Originale, welche einen ganz falschen Sinn geben. Der Franzose hat nur eine, indem er übersetzt: *pour tous les animaux vivipares, qui se meuvent avec des pieds.* Das vieldeutige πεζὰ hat beide getäuscht. Es bedeutet hier alle Thiere des Landes, welche allein gehen, den fliegenden und schwimmenden entgegengesetzt. Nie und nirgends bedeutet das Wort mit Füssen versehene Thiere. In den vorderen Sätzen findet Rec. noch andere Bedenklichkeiten. Die oberen und vorderen Theile des männlichen Körpers heissen κρείττω, nicht sowohl *vollkommener*, als *grösser* und *fester;* εὐπλευρότερα umfasst die ganze Brust sammt den Ribben, und deutet also mehr an, als die *besser ausgefüllten Seiten.* Der Franzose hat noch weniger gegeben: *les plus grosses, les plus fortes et les plus vigoureuses.* — Es folgen nun mehr Kennzeichen: *Auch ist das Weibchen im Allgemeinen weniger sehnig, weniger stark gegliedert und minder behaart, wenn es nämlich überhaupt Haare hat. Fehlen ihm die Letzteren, so gilt das Gesagte von dem, was ihnen entspricht. Ferner ist das Fleisch der weiblichen Thiere zarter, die Knie gebogener, und die Waden dünner, die Füsse selbst aber niedlicher, sofern diess nämlich auch von den Thieren gelten kann.* Hier weicht der *minder behaarte Kopf* ganz ab von dem λεπτοτριχότερον; *poil plus fin* des Franzosen, und *pilus tenuior* bey *Gaza* sind dem Original angemessener; ἀναρθρότερα, *weniger stark gegliedert*, hat einen doppelten Sinn, und kann zu falscher Deutung führen. *Infirmior* des *Gaza*, *ses traits moins prononcés* des Franzosen führen zu weit ab. Σάρξ ὑγροτέρα haben *Gaza* und der Franzose *humidior, plus humide* gegeben: das Wahre scheint in der Mitte zu liegen. Nun aber γονυκροτώτερον. *Gaza* übersetzte *genua pleniora*, der Franzose *ses genoux sujets à craquer.* Unser Übersetzer zog des alten Vorgängers *genua curvabiliora* vor. Ganz bestimmt ist doch die Erklärung bey Hesychius durch βλαισὸς und ὃς τὰ γόνατα συγκρούει. Also ist γονύκροτος ein Mensch mit einwärts gebogenen Knieen. Diese Erklärung bestätigt sich vollkommen durch ältere Autoritäten, als die der uns übrig gebliebenen Grammatiker. In der Aristotelischen Schrift von der Physiognomik steht S. 100 der Franzischen Ausgabe folgender Satz: ὅσοι εὔπλευροι, εὔρωστοι τὰς ψυχάς· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ ἄῤῥεν· οἱ δ' ἄπλευροι, μαλακοὶ τὰς ψυχάς, ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ θῆλυ. Deutlicher wird der Sinn der vorhabenden Stelle daselbst S. 76 negativ in den Kennzeichen des weibli-

chen Körpers ausgedrückt: *ἅπαρτον θῆλυ ἄῤῥενος μικροκεφαλότερόν ἐστι καὶ στενοπροσωπότερον καὶ λεπτοτραχηλότερον, καὶ τὰ στήθη ἀσθενέστερα ἔχει καὶ ἀπλευρότερά ἐστι, τά τε ἰσχία καὶ τοὺς μηροὺς περισαρκότερα τῶν ἀῤῥένων: γονύκροτα δὲ καὶ τὰς κνήμας λεπτὰς ἔχοντα τοὺς δὲ, πόδας κομψοτέρους — ἀνευρότερα δὲ καὶ μαλακώτερα ὑγροτέραις σαρξὶ κεχρημένα.* Diese Stelle hat Adamantius in der Franzischen Ausgabe S. 573 f. also paraphrasirt: *τὸ θῆλυ ἔχει τοῦ ἄῤῥενος μικροτέραν κεφαλὴν, σῶμα ἔλαττον, τρίχας μαλακωτέρας, πρόσωπον στενώτερον — στήθη ἀσθενέστερα, ἄπλευρα, ἰσχία καὶ μηροὺς περισαρκότερα, λεπτοκνημότερα, γονύκροτον, χειρῶν καὶ ποδῶν ἄκρα κομψότερα — σαρκὶ ὑγρᾷ κεχρημένην, ἀναρθροτέραν τε καὶ λεπτονευροτέραν ὄψιν τοῦ σώματος.* Die Bedeutung von *γονύκροτος* erklärt Adamantius S. 382 sehr deutlich, wo er die Kennzeichen von den Knieen hergenommen angiebt, *οἱ τὰ γόνατα ἔσω νεύοντες ὥστε συγκρούειν γυναικεῖοι καὶ θηλυδρίαι.* Ebenso Polemon ebendaselbst S. 275, aus welchem bey Albertus M. die Stelle übersetzt steht: *Dicit enim Aristoteles, quod genua, quae inter se conversa sunt, quasi collidantur, ad feminam referuntur proprietatem.* So ist das Wort auch etymologisch richtig erklärt.

B. 5 C. 2. Von der Begattung der Thiere, wo Rec. mit Befremden bemerkt, dass die Übersetzung Befruchtung und Begattung als Synonyme braucht. Ausserdem finden sich beträchtliche Abweichungen vom Original; wie z. B. vom Bären, dass beide Geschlechter liegend sich begatten. Dafür sagt die Übers.: *Die Bärin drückt sich nieder.* Von den Katzen sagt sie: *Die Katzen befruchten sich nicht rückwärts, sondern in gerader Richtung, indem sich das Weibchen niederdrückt.* Richtiger der Franzose: *le mâle se dresse et la femelle se place dessous lui.* Und doch hat die Übersetzung von den Igeln die Worte *ὀρθοὶ (ὀχεύονται)* richtig gegeben *begatten sich aufrecht stehend.* Das männliche Kameel soll das sitzende Weibchen *umschliessen.* Wie ist diess möglich? Der Text sagt *umschreiten (περιβέβηκε).* Die vierfüssigen eyerlegenden Thiere, wie namentlich die Schildkröten, haben nach der Übersetzung *Etwas, vermittelst dessen die Öffnungen verbunden werden können, und wodurch sie bey der Begattung zusammenhängen.* Dabey die Anmerkung: *Die Schildkröten haben alle eine einfache, verhältnissmässig zum Körper lange Ruthe.* Rec. fragt dagegen: *auch eine freye?* Aber auch dann, wie können zwey Öffnungen durch eine lange Ruthe verbunden werden? Gerade so sagt Arist. im folgenden C. 4 §. 5 von den Samengefässen der Fische und Schlangen: *οὗτοι δὲ συνάπτουσιν (οἱ πόροι) εἰς ἓν ὥσπερ καὶ τοῖς ὄρνισιν,* welches hier übersetzt ist: *die Kanäle laufen zuletzt, wie bey den Vögeln, in einen zusammen,* gleich als wenn es *εἰς ἕνα* hiesse, nicht *εἰς ἕν.* Dennoch hat auch der Franzose ebenso übersetzt, und die vorhergehende Stelle ganz verstümmelt. Nun folgt im Texte eine Erklärung, welche in der Übersetzung lautet: *Denn die Vögel, und überhaupt die mit Füssen begabten Eyerleger, haben Hoden und auch alle übrigen Theile:* nach dem Original aber: *Denn die Vögel, so wie alle andere eyerlegende Thiere mit Füssen, haben die Hoden im Leibe verborgen.* Hierauf kommt Arist. auf den vorigen Satz zurück, und sagt: *Dieser Theil, in welchem sich die beiden Samengefässe vereinigen, verlängert sich bey der Begattung, und wird mit in die weibliche Stelle eingebracht und davon aufgenommen.* Die Übers. hat: *Dieser Theil nun verlängert sich, und berührt die weiblichen Theile und Aufnahm-Gefässe.* Der Franzose hat zum Theil richtiger gesagt: *s'allonge et s'introduit dans les parties génitales de la femelle.* — Den Fang der Meeräsche (*κεστρεῖς*) beschreibt Arist. §. 6: *θήραν ποιοῦνται δι' ἀλλήλων ἄῤῥενας γὰρ ὑπάγοντες — τὰς θηλείας περιβάλλονται συνάγοντες.* Dieses heisst nach Hn. Str.: *Man stellt vermittelst der beiden Geschlechter Jagden an; indem man nämlich die Männchen wegfängt, umstrickt man auch die Weibchen.* Das Original sagt: die Fischer ziehen ein gefangenes Männchen vor den versammelten Weibchen an der Schnur fort bis an die Netze oder an die Stelle, wo sie alle gefangen werden. So konnte Arist. *δι' ἀλλήλων* sagen, sie fangen ein Geschlecht durch das andere. Der Franzose hat die Stelle richtig gefasst und wiedergegeben. In der Begattung der Taschenkrebse C. 6 §. 2 heisst es: Erst steigt der kleinere Krebs von hinten auf: wenn dieses geschehen ist, wendet sich der grössere nach der Seite um (*πλάγιος ἐπιστρέφει*), und kommt also oben auf zu sitzen. Die Übersetzung sagt: *dann aber wendet sich der grössere auf die Seite.* Weil nämlich die Füsse alle ihre Richtung und Bewegung nach der Seite zu haben: so können sich die Krebse nicht anders wenden und umkehren, als indem sie sich auf die Seite wenden, gerade wie die Schildkröten. Der Franzose sagt richtig: *alors le plus grand se retourne sur le côté.* Den folgenden Satz, dass bey dieser Begattung kein Einbringen eines Zeugegliedes Statt finde, hat die Übersetzung ausgelassen. Eine Anmerkung bey den Worten von Zusammenfügung der Schwänze macht dem Arist. Vorwürfe über die völlig unrichtige Ansicht von der Begattung der Krebse, welche Rec. an dieser Stelle ganz ungegründet findet. Folgenden Zug C. 7 in der Begattung der Spinnen: *Sobald das Weibchen aus der Mitte ihres Gewebes anfängt, Fäden zu ziehen: so zieht das Männchen seiner Seits auch welche,* wird wohl Niemand in dem Sinne nehmen, wie das Original ihn zu deuten befiehlt. Denn wer sagt im Deutschen *Fäden ziehen* statt *an den Fäden ziehen?* Und was werden die Astronomen zu folgender Stelle von den halcyonischen windstillen Tagen C. 8 §. 3 sagen: *Windstill sind aber diese Tage, wenn die Zeit der südlichen Sonnenwende in die des Unterganges des nördlichen Siebengestirns fällt?* Dagegen sagt der ehrliche Franzose: *La temperature de l'air est sereine au solstice lorsque le vent du Nord ayant regné au coucher des Pleiades, c'est le vent di midi qui souffle au solstice.* Hieher gehört auch die Stelle 6 B. 11 C. 3 §., wo die Robbe gebiert *ἅμα ταῖς πρώταις αἰξὶ,* d. i. nach Hn. Str.: *in den ersten Tagen nach dem Aufgange der Ziege.* Wenn es §. 4 von dem Eisvogel, und anderen Seevögeln heisst: *οὐδέτερον δὲ φωλεύει τούτων τῶν ὀρνέων,* und die Übers. sagt: *Keiner von diesen Vögeln verkriecht sich,* so wird Niemand in dem zwey-

deutigen Ausdrucke den Sinn des Arist. erkennen. Eine Anmerkung über den griechischen Ausdruck findet sich bey B. 8 C. 16 S. 434, welche dorthin wohl passt, aber hier den Doppelsinn nicht hebt. Die Erscheinung des Eisvogels um die Zeit der Sommersonnenwende ist unvollständig angegeben: *dann erscheint er flatternd um das erste beste Schiff, und verschwindet sogleich wieder.* Ganz richtig sagt der Franzose: *Quand il se montre dans nos ports, il ne fait que voler autour d'un vaisseau et dis paroit.* Vom Laichen der Fische heisst es hier §. 6: *Andere Gattungen laichen auch im Winter und im Sommer; im Winter z. B. der Labrax, der Kestreus, die Belone; im Sommer aber im Monat Hekatombaion, zur Zeit des Solstitiums. Sie geben dann einen sackförmigen Körper von sich, in dem sich viele Eyer befinden.* Die letzte Bemerkung gilt allein von dem Fisch θυννίς, welchen die Übersetzung ausgelassen hat. Dasselbe wird 6 B. 16 C. 5 §. vom θύννος und σκόμβρος erzählt. Wenn nach C. 10 §. 2 die Meerigel vorzüglich ταῖς πανσελήνοις καὶ ταῖς ἀλεειναῖς ἡμέραις voll sind, und Eyer haben, so setzt dafür die Übersetzung: *besonders aber um die Zeit des Voll- und Neu-Monds.* C. 12 §. 5. Nachdem vom zahmen Schweine die Zeit der Zeugungsfähigkeit angegeben worden war, fährt Arist. fort: Ἐνιαχοῦ δὲ οἱ κάπροι διχάμηνοι ἄρχονται ὀχεύειν, ἀγαθοὶ δὲ μέχρι τριετείας. Diese Stelle giebt die Übersetzung: *Hie und da giebt es auch Böcke, die schon vom zehnten Monate an bespringen, und bis zum dritten Jahre gut bleiben.* Hr. *Str.* dachte also an *Capri!* Was hiebey am meisten auffällt, ist, dass da, wo dieselbe Stelle mit Zusätzen wiederholt wird, §. 10, der *Eber* genannt wird, mit dem besonderen Umstande, dass, wo Arist. das zahme männliche Schwein (Baier) namentlich unterscheidet, Hr. *Str.* dennoch den *Eber* nennt, und wo beide von Alter oder sonst kraftlose Thiere sich liegend (συγκατακλιθέντες) begatten, lässt Hr. *Str.* die Sau niederknieen. C. 13 sind in der Nachricht von Erzeugung der Purpur- und Trompeten-Schnecken mehrere Verwechselungen vorgefallen, wie statt κηρίον, *Wachs*, statt ὅπου ἔτυχεν, *durch Zufall*; aber die ärgste ist §. 2, wo Arist. behauptet, die junge Brut entstehe von selbst durch Fäulniss, nicht aber aus den sogenannten Waben (μελικηρίς), welche im Frühjahre da entstehen, wo die Schnecken sich versammeln und einen zähen Schleim von sich geben, in welchem sich die Wabe bildet. Ταῦτα μὲν οὖν ἅπαντα διαχεῖται, ἀφίησι δὲ ἰχῶρα εἰς τὴν γῆν, καὶ ἐν τούτῳ τῷ τόπῳ γίνεται ἐν τῇ γῇ συστάντα πορφύρια μικρά. Die Übersetzung hat dafür: *Sie lassen nämlich bey Verfertigung jener Waben eine schlüpfrige Feuchtigkeit von sich, aus der jene hülsenförmige Körper sich bilden. Indem nun alle denselben ergiessen, so fliesst dieser Schleim auf die Erde, und an dieser Stelle entstehen und bilden sich kleine Purpurschnecken.* — §. 7 heisst es von den Purpur- und Trompeten-Schnecken: *Beide Gattungen, sowie überhaupt alle gewundenen, haben von Natur gewisse Deckel. Unter diesem Deckel hervor strecken sie ihre Zunge, wenn sie auf die Nahrung ausgehen.* Hier verwechselt die Übersetzung die beiden ganz verschiedenen Worte ἐπικάλυμμα, welches den Deckel bedeutet, den alle gewundenen Schneckenarten *von der Geburt an* (ἐκ γενετῆς) haben, und κάλυμμα, welches den langen Kanal vorn an der Öffnung bedeutet, unter welchem die Zunge ausgestreckt sicher liegt. Der Franzose hat beides durch *coquille* gegeben, und die Beschreibung also noch mehr verwirrt. — Die Beschreibung, wie C. 15, der Seekrebs, Karabos, die Eyer legt, unter dem Schwanze befestigt, trägt, und dann im Meere ablegt, ist so ganz verworren, verstümmelt und falsch, dass selbst der erfahrenste Naturforscher sich darein nicht finden kann, ohne den Text einzusehen. Die Eyer, heisst es im Original, so wie sie gelegt worden sind, sitzen nicht zunächst der Öffnung, woraus sie kamen, sondern in der Mitte: denn von der Seite der Brust sowohl, als des Schwanzes, finden sich zwey Zwischenräume, und in derselben Lage stehen auch die Querplatten des Schwanzes. Diese vorstehenden Platten allein können die Eyer nicht umstossen, sondern das Ende des Schwanzes wird noch dazu gebracht, und bewahrt die ganze Masse, wie ein Deckel. Bey der Geburt scheint der Krebs die Eyer an die knorpeligen Anhängsel unter dem Schwanze mit der Breite des umgeschlagenen Schwanzes zu bringen und zu befestigen, indem er den Körper krümmt, und den Schwanz (an den Leib oder die Brust) andrückt. Nun höre man den Übersetzer: *Sie hängen nicht unmittelbar zunächst der Öffnung, sondern gegen die Mitte hin; von dem Schwanze nämlich nach dem Brustschild zu* (ἐπιτέτακται ἀπὸ τῆς κέρκου καὶ ἀπὸ τοῦ θώρακος) *sind zwey Zwischenräume auf beiden Seiten, und eben so sind auch die Schwanzplatten angebracht. Für sich selbst können also diese Seitenauswüchse die Eyer nicht vollkommen bedecken* (συμπεριλαμβάνειν), *sondern diess geschieht durch den sich nach vorn zu herumkrümmenden Schwanz, wodurch eine Art von Deckel gebildet wird. Sie scheinen aber beym Legen die Eyer an die knorpeligen Körper mit den an den Schwanz anliegenden Platten* (τῷ πλάτει τῆς κέρκου προσαναπλασσομένης) *zu befestigen: denn sie gebären, indem sie denselben gerade ausstrecken und dann wieder zusammenkrümmen* (προστιθεῖσα εὐθὺς καὶ κεκαμμένη ἀποτίκτει). Nun fährt Arist. fort: Während 20 Tagen werden hier die Eyer gereift, und dann wird die ganze zusammenhängende Masse im Meere abgelegt, sowie man *sie* am Körper sah. Hier nun endlich entwickeln sich innerhalb 15 Tagen die jungen Karabi. Dafür liest man hier, wie folgt: *Auf dieser Stelle nun brüten sie diese Eyer meistens in 20 Tagen aus, welche auch ausserhalb des Körpers, wenn sie dieselben von sich geben, noch einen zusammenhängenden Haufen bilden. Aus diesen kommen denn ungefähr am funfzehnten Tage die jungen Karaben hervor.* Sonach werden die Eyer in 20 Tagen erst ausgebrütet, und nach 15 Tagen kommen endlich die Jungen aus den Eyern hervor! C. 16 §. 7 wird der Unterschied des männlichen und weib-

lichen Calmars (τεῦθος) angegeben in den Worten: Das Weibchen hat, wenn man das Haar (κόμην διαστείλας) trennt und entfernt, darunter im Inneren zwey rothe, zitzenartige Körper, welche dem Männchen fehlen. Bey der weiblichen Sepie findet sich derselbe Unterschied, und ausserdem ist das Männchen viel bunter. Dafür steht in der Übers.: *Wenn man seine Fangfüsse aus einander zieht, so bemerkt man zwey zitzenförmige Körper, die das Männchen nicht hat. Bey den Sepien hingegen besteht der Geschlechtsunterschied darin, dass das Männchen bunter aussieht, als das Weibchen.* Dabey die Anmerkung: *Im Griechischen steht Haar: und dieser Ausdruck kann freylich ebenso gut von ihren franzenförmigen Flossen verstanden werden.* Der Franzose hat die Stelle richtig übergetragen, ausser dass er der falschen Lesart κοιλίαν statt κόμην folgte. Wenn man C. 17 §. 4 von der Erzeugung der Schmetterlinge liest, dass sie aus den Raupen *auf den grünen Blättern der Pflanzen, namentlich auf dem Rettig* (ῥάφανος), *den einige auch Kohl* (κράμβην) *nennen*, entstehen: so muss man sich wundern, wie Hr. *Str.* dem Schriftsteller solche Absurdität zuschreiben konnte. Das gemeinste Wörterbuch konnte ihn belehren, dass die Attiker allein den Kohl ῥάφανος, die übrigen Griechen κράμβη nannten. Ebenso dass ῥάγες nicht *Weinkerne* sind, wie C. 17 §. 14 übersetzt ist, sondern *Weinbeeren*; dass ὀμμάτων ἐξυδρωπιώντων §. 17 nicht das *Ausfliessen der Augen* bedeute. — Von hier an bis ins sechste Buch hinein hat Rec. die Übersetzung ziemlich ohne Anstoss gelesen, und den Vortrag leicht und fliessend gefunden. Aber im 3. C. des 6 B., bey der Entwickelung des Hühnchen aus dem Ey, steigen die Bedenklichkeiten fast mit jedem Satze, und bey Vergleichung des Originals fanden sich sehr auffallende und sonderbare Abweichungen. So heisst es, dass vom Herzen aus zwey Blutgefässe entstehen, welche mit dem Wachsthume des Hühnchens sich geschlängelnd in die beiden umgebenden Hüllen begeben; und dass alsdann auch ein Häutchen mit Blutfasern gefüllt (αἱματικὰς ἶνας ἔχων) von den beiden Blutgefässen aus das Weisse umzieht. Dafür steht hier: *Dieses Pünctchen aber hüpft und bewegt sich, wie lebendig, und von ihm aus ziehen sich zwey Blutadern ähnliche, Gefässe bey der vorderen Ausbildung nach den beiden, dasselbe umschliessenden, Häuten* (χιτῶνας). *Das Häutchen* (ὑμήν) *aber, welches die Blutadern enthält, umschliesst in dieser Periode das Weisse von den beiden adernartigen Gefässen aus.* Von der Ausbildung der unteren Theile sagt die Übersetzung: *Von dem unteren Theile des Körpers ist kein Glied weiter nach den vorderen Theilen zu sichtbar.* Wer kann diess verstehen? Richtig sagt der Franzose: *il n'y paroit d'abord aucun membre correspondant aux parties superieures.* So hat er auch das Vorige wahr wiedergegeben. §. 4 sagt der Text: Die Blutgefässe, welche man Anfangs vom Herzen kommen sah, erkennt man jetzt bey dem Nabel; von hier aus geht die eine Ader nach der Hülle, welche das Gelbe einschliesst, die andere nach der anderen Hülle, welche das Ganze umgiebt, nämlich die Hülle mit dem Kügelchen, die mit dem Dotter, und die zwischen beide getretene Flüssigkeit. Hr. *Str.* dagegen übersetzt: *Die Adern, die nachher mit dem Herzen zusammenhängen* (φλέβες αἱ ἀπὸ τῆς καρδίας φαινόμεναι τείνειν), *sind jetzt mit dem Nabel verbunden.* — Bey der Zeugung der Fische C. 10 wird die Übersetzung in Beschreibung der inneren Theile ebenso untreu. Denn wo das Original von der Gebärmutter der lebendig gebärenden Fische sagt, dass sie demselben Organ der Vögel mehr gleiche, jedoch mit dem Unterschiede, dass bey einigen die Eyer (der Eyerstock) sich nicht nahe am Zwerchfelle, sondern in der Mitte am Rückgrate befinden, und von da beym Wachsthume weggehen, hat die Übersetzung: *dass sie* (die Gebärmutter) *bey einigen nicht unmittelbar hinter dem Zwerchfelle, sondern mitten an dem Rückgrat sitzen, von wo sie denn, wenn sie wachsen, herab sich senken.* Hernach, wo §. 3 Arist. sich auf diese Stelle bezieht, hat die Übersetzung richtiger: *Manche haben die Eyer in der Mitte der Gebärmutter an dem Rückgrat, welches schon oben gesagt wurde, — wenn sie sich vergrössern, so lösen sie sich.* Der letzte Ausdruck passt weder zum griechischen περιέρχεται, noch zur Sache, nämlich der Lage der Eyer in der Mitte zwischen den beiden Theilen der Gebärmutter, in welche zu beiden Seiten die Eyer übergehen, nicht aber sich *herabsenken*, wie vorher das μεταβαίνει verdeutscht ward, und hier sogleich wieder das folgende περιέρχεται. Beym Dornhai §. 4 wird der Umstand bemerkt, dass die Eyer über dem zitzenförmigen Theile der Gebärmutter, also an zwey Stellen, sitzen, und sowie sie sich herabgesenkt haben, dass Junge auf dem abgelösten Ey sitzt oder liegt. Ἐπὶ τούτῳ ἀπολελυμένῳ γίγνεται ὁ νεοττός. Dafür sagt Hr. *Str.*: *erst wenn das Ey sich loslöst, erzeugt sich in demselben das Junge.* Doch hier kann Hr. *Str.* sich mit dem Beyspiele aller der, dem Rec. bekannten Übersetzungen entschuldigen. Nicht so bey dem gleich folgenden Satze: *Die glatten Haie haben die Eyer mitten in der Gebärmutter, gerade wie die Skylien* (μεταξὺ τῶν ὑστερῶν), welches Hr. *Str.* §. 5 etwas richtiger *in der Mitte der Gebärmutter* (ἐν τῷ μέσῳ τῆς ὑστέρας) übersetzt hatte. Ebenso wenig, wo es gleich darauf heisst: *indem sie nun um dieselbe herumsiehen, senken sie sich in beide Theile der Gebärmutter herab.* Wenn sie die Eyer mitten in der Gebärmutter haben, wie können jene um diese herumstehen? Das griechische περιστάντα εἰς ἑκατέρας ist ebenso viel, als das obige περιέρχεσθαι und μεταβαίνειν, sich durch eine Seitenbewegung von der Stelle wegbegeben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., in der Hermann'schen Buchhandlung: *Aristoteles Naturgeschichte der Thiere*, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *Friedrich Strack* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Merkwürdig ist die Änderung, welche Hr. *Str.* sich in der Stelle §. 7 erlaubt hat, wo von mehreren Arten der Knorpelfische angemerkt wird, dass sie nach der Geburt ihre Jungen wieder in sich aufnehmen. (ἐξαφιᾶσι καὶ δέχονται, oder εἰσδέχονται τοὺς νεοττούς). Dafür lässt Hr. *Str.* dem Arist. sagen: *Die übrigen Haiarten empfangen und gebären lebendige Junge, und so auch die Rhinen und Zitterrochen. — Von den plattgebauten Fischen aber bekommen der Stachel- und der Dorn-Roche keine Jungen in sich, wegen der Rauhigkeit ihres Schwanzes.* Hiezu die Anmerkung: *Der griechische Ausdruck in dieser Stelle, wofür hier empfangen* (und bekommen) *steht, leitet mehr darauf hin, als ob diese Fische ihre Brut, nachdem sie geboren ist, wieder in sich aufnähmen. Man sieht durchaus keine Möglichkeit hievon ein, wenn es nicht durch den Mund geschehen soll, wofür keine neuere Erfahrung spricht. Aus diesem Grunde steht hier dafür der Ausdruck empfangen, der auf eine wahrscheinlichere Vorstellung hinführt, dass nämlich das Junge sogleich als Embryo, und nicht erst als Ey, in dem mütterlichen Körper sichtbar werde.* Wenn diese letzte Idee auch für sich irgend einen Grund hätte, so passt sie doch nicht in die Stelle, und widerspricht den klaren Worten des Textes. Kein Übersetzer ist ja für die irrigen oder unwahrscheinlichen Behauptungen seines Originals verantwortlich; aber ebenso wenig ist ihm erlaubt, seine Meinungen an deren Stelle zu setzen, oder wohl gar ihm Absurditäten in den Mund zu legen! Und warum fand denn Hr. *Str.* bey diesen Fischen die Behauptung so unwahrscheinlich, nicht aber C. 11 §. 2 beym Delphin und bey der Phokaina, wo er ohne Umstände übersetzte: *und nehmen ihre Jungen, wenn sie noch klein sind, in sich auf.* — Von der Robbe heisst es §. 3: *Er empfängt eine sogleich lebendige Frucht, bringt lebendige Junge zur Welt mit einer Geburtshaut.* Das Original sagt: ζωοτοκεῖ εὐθὺς ἐν αὑτῇ: da ist von keinem Empfangen die Rede. Auch führt die Mutter ihre Jungen um den zwölften Tag nicht nach dem Meere, *nachdem sie dieselben daran gewöhnt hat*, sondern wenn sie 12 Tage alt sind, führt die Mutter sie alle Tage mehrmals in das Meer, und gewöhnt sie so allmählich an diesen Aufenthalt. Die Jungen *kriechen nicht*, sondern rutschen von einem Abhange ins Meer hinab (κατάντη φέρεται), weil das Thier seinen fleischigen, weichen, mit knorpeligen Knochen versehenen Körper verkürzen und zusammenziehen kann (συνάγει καὶ συστέλλει ἑαυτήν). Dafür sagt Hr. *Str.*: *jedoch können sie sich wenden und zusammenkrümmen.* Der Franzose hat ebenso unrichtig: *peut aisément retirer son corps et le replier sur lui même.* Eine ganz widernatürliche Zeugung der aus Würmern entstehenden Thiere giebt C. 12 §. 5 an: *die unteren Theile bilden sich zuerst aus, und der Kopf und die Augen erscheinen zuletzt.* Alle vorhergegangenen Übersetzungen haben die Stelle richtig übertragen: am deutlichsten die französische: *ce sont les parties inferieures qui sont d'abord les plus grosses, les yeux et la tête étant plus petits.* Wenn C. 18 §. 2 Hr. *Str. dem Eber* (Baier) *nach dem Bespringen Gerste giebt*: so befiehlt diess Arist. während der Springzeit, ὀχεύοντι, um ihn bey Kräften zu erhalten. *Wenn die Schafe*, C. 18, 2, *bey der Befruchtung nach Norden sehen: so ändern sie auch wohl ihre Gewohnheit, wenn sie bis dahin entweder bloss männliche oder bloss weibliche Junge erzeugten.* Arist. redet nicht von Gewohnheit, welche bey diesem Geschäfte überhaupt wegfällt, sondern sagt bestimmt, dass beym Gebrauche des vorgeschlagenen Mittels lauter männliche Lämmer fallen. Beym Esel wird die Anhänglichkeit des Übersetzers an den gedruckten Text sehr auffallend. Denn es heisst: *Die Esel begatten sich vom dreyssigsten Monat ihres Alters an. — Man hat bereits schon ein Beyspiel, dass eine einjährige Eselin warf, und ihr Junges gross zog. — Sie wirft in dem zwölften Monat.* Wie ist diess möglich, wenn die Eselin nicht schon im Mutterleibe befruchtet worden war, wie Arist. von den Mäusen erzählt, dass sie einjährig warf? Die Absurdität der Erzählung allein verdammt schon die Lesart ἔτεκε, und es bedurfte keiner etwa zu mühsamen Vergleichung der Ausgaben oder der vorigen Übersetzungen. Denn sonst hätten diese Hn. *Str.* belehrt, dass ἔτεκε ein Schreibe- oder Druck-Fehler der letzten Ausgabe für ἐκύησε ist. Noch mehr wird das selbstgenügende Vertrauen auf eigene Kräfte

bey folgender Stelle C. 24, 1 sichtbar, wo die Übers. hat: *Allein in Syrien, oberhalb Phoenikien, empfangen und werfen die Mauleselinnen, und das Junge ist zwar von ähnlicher Art, jedoch verschieden.* Wie mag doch Hr. *Str.* die Worte des Originals: Αἱ δὲ ἐν Συρίᾳ — ἡμίονοι καὶ ὀχεύονται καὶ τίκτουσιν· ἀλλ' ἔστι τὸ γένος ὅμοιον μὲν, ἕτερον δέ, verbunden haben, um aus denselben Junge zu bekommen? In der Parallelstelle 1 B. 6 C. §. 3 heisst es: *Die sogenannten Halbesel in Syrien, die man zwar Halbesel (= Maulesel) der Ähnlichkeit wegen nennt, die aber demungeachtet eine ganz eigene Art ausmachen: denn sie begatten sich, und pflanzen sich unter einander fort.* Dabey die Anmerkung: *Die hier erwähnten Halbesel (Hemionos) sind wahrscheinlich eine vorzügliche, grössere Race Maulesel und Maulthiere von dem Waldesel und einem Pferd. Man vergleiche* 6, 29, 4. Sonderbar, dass hier die dritte Parallelstelle 6, 24, 1 nicht angeführt wird, sondern nur 6, 29, 4. Hier hat die Übers.: *In Syrien giebt es noch eine andere Art Halbesel, als diejenigen, welche aus der Vermischung von Pferd und Esel entstehen, sonst aber ihnen ähnlich, daher sie denn auch, wie die Waldesel mit den übrigen, so auch mit den anderen Mauleseln einerley Namen führen.* Hiebey die Anmerkung: *Diese Art von Halbesel hat Pallas zuerst wieder unter dem Namen Equus Hemionus beschrieben.* Im Register werden alle drey Stellen zu dem Syrischen Halbesel angeführt. Hieraus sollte man schliessen, dass Hr. *Str.* seine Übersetzung nicht überarbeitet habe, sondern seine Arbeit stückweise, sowie sie aus der Feder gekommen war, sogleich unverändert abdrucken liess. Denn woher sonst dieser Mangel an innerer Übereinstimmung? — C. 26, 2. Der Hirsch ist gewohnt, seine Jungen in das Lager zu führen. Dieses ist ihr Zufluchtsort, gewöhnlich eine schroffe Felsenhöhle mit einem Eingange: hier wehrt er alle Nachstellungen der Feinde ab. — Die Hirsche des Gebirges Elaphois in Asien haben alle geschlitzte Ohren. Dafür steht hier: *Sie gewöhnen ihre Jungen, sich Lager aufzusuchen: dieses sind ihre Zufluchtsorte, gewöhnlich losgerissene Felsen, die nur einen Zugang haben, und wo sie sich gegen die zu vertheidigen pflegen, welche sie darin angreifen. — Auf dem Berg Elaphos in Asien ist allen Hirschen das Ohr durchbohrt.* Von den Hasen heisst es C. 28, 3: *Sie setzen alle Monate. Indessen werfen sie ihre doppelte Frucht nicht auf ein Mal, sondern setzen so viele Tage dazwischen aus, als es seyn müssen* (ὅσας ἂν τύχωσιν). Die doppelte Frucht ist ein sehr unschicklicher Zusatz des Übersetzers bey der Geburt eines Thieres, wo die Überschwängerung Statt findet, und welches jeden Monat gebiert. Daher ist auch das Zeitmass der abgesetzten Würfe unbestimmt.

Im 7ten Buche C. 1, 3 heisst es: *Und so auch ist die Stimme der jungen Mädchen heller, als die von Knaben, und überhaupt die jungfräuliche Kehle weit helltönender.* Das Original nennt die *jungfräuliche Flöte*, welche bey den Jungfergesängen und Chören spielte. C. 2, 5: *bey dem Geschäfte der Liebe trocknen die Blonden mehr, als die Braunen in der Regel auf, wozu feuchte und scharfe Nahrungsmittel noch mehr stimmen.* Das Original sagt: ἐξικμάζουσι μᾶλλον, sondern mehr Feuchtigkeit ab, wie die Parallelstellen *de Gener. anim.* 1, 20 und 2, 4 beweisen, welche sich in *Schneiders* Nachträgen S. 453 angemerkt befinden. Dass gewisse Mäler in der dritten Generation erst wiederkehren, führt Arist. C. 6, 4 an, wo Hr. *Str.* den Ausdruck ἀπέδωκε καὶ διὰ τριῶν, und διὰ πλειόνων γενεῶν gegeben hat: *es haben sich dergleichen Dinge bis in die dritte Generation fortgepflanzt;* und: *diese Ähnlichkeiten pflanzen sich wohl auch durch mehrere Generationen fort.* Das zuerst angeführte Mal war eine schwarze Brandmarke (στίγμα): diese zeigte sich im Enkel an derselben Stelle als συγκεχυμένον μέλαν: nach Hn. *Str.*: *es fand sich an derselben Stelle die schwarze Verdichtung wieder.* C. 9, 3 heisst es in der Übersetzung: *Bey den übrigen Thieren findet kein Zwischenraum zwischen den Knochen Statt; sondern sie kommen sogleich vollkommen auf die Welt: bey den Kindern hingegen ist der Schädel Anfangs ganz weich, und wird erst spät fester.* Aber διαφορά ist kein Zwischenraum; und eben so wenig bedeutet βρέγμα den ganzen Schädel. Bey der Stelle B. 8 C. 6 von der Nahrung der Schlangen, wo es in der Übersetzung heisst: *Wenn sie Etwas erfasst: so zieht sie sich zurück, bis sie in aufrechter Stellung auf der Spitze (des Schwanzes) steht, und zieht sich dann auch wieder so zusammen, wie sie sich ausgedehnt hatte, wodurch sie es verschluckt. Dieses thut sie wegen ihres langen und engen Magens,* findet sich die Anmerkung S. 414: *Diese hier angegebene Art zu fressen ist allerdings der Wahrheit gemäss beschrieben, so dass die Schlangen also ihre Beute gleichsam hineinschieben, wobey sie dieselbe meistens nicht verletzen. — Die Beschreibung von der Art und Weise, ihre Beute zu verschlucken, ist uns etwas zu grell.* Was Hn. *Str.* zu grell schien, ist Rec. ganz unverständlich und widersinnig. Nur allein die nach dem Arabischen gemachte Übersetzung des Scotus hat *cumque aliquid in cibo acceperit, erigitur et transglutit, deinde constringitur.* Dieser folgte der Franzose: *lorsqu'il a saisi sa proie, il ramene la totalité de son corps sur lui même, jusqu' à ce qu'il puisse se dresser et se tenir en cet état. Ensuite il se ramasse encore et se racourcit tellement que lorsqu' après cela il s'etend, ce qu'il avoit avalé se trouve en bas.* Dieser hat die Worte: ἕως ἂν ἐπὶ τὸ ἄκρον ἐλθὼν, ganz ausgelassen, welche Hr. *Str.* so seltsam von der aufrechten Stellung erklärt hat, freylich nach Älianus H. A. 6, 18. Das folgende εἰς εὐθὺ καταστήσῃ, welches *Gaza e directo constituat,* der alte Übersetzer *in rectum statuat* gegeben haben, nimmt Hr. *Str.*, wie der Franzose, für εἰς εὐθὺ καταστῇ: und doch kommt auch durch diese falsche Deutung die aufrechte Stellung noch nicht heraus, welche hier weder zum Erfassen, noch zum Hinunterschlingen dienen kann, wenn sie auch wirklich bey allen Schlangen möglich wäre, und zwar *auf der Spitze des Schwanzes,* was aber gewiss nur bey sehr wenigen Statt findet. In derselben Stelle folgt noch: *Übrigens können die Schlan-*

gen und Spinnen sehr lange leben, welches man an denen sehen kann, die bey den Arzneyverkäufern unterhalten werden. Das beygesetzte ἄσιτα ist ausgelassen, und es sollte statt *leben* heissen *hungern.* — In den Capp. 7, 8 und den folgenden, von der Lebensart und Nahrung der wilden vierfüssigen Thiere, finden sich mehrere Abweichungen, deren Grund sich nicht aus besonderen Forschungen oder abweichenden Lesearten herleiten lässt. Von den Wölfen heisst es: *Vegetabilien rühren sie sonst nicht an, als etwa wann sie hungern, wo sie dann, wie die Hunde, Gras fressen;* ὅταν κάμνωσι steht in allen Texten. Wie der Bär den Stier angreift, wird folgendermassen erzählt: *Diese greift er von vorn an, und wirft sich auf sie, und wenn nun der Stier ihn zu stossen versucht, so fasst er mit den Klauen* (βραχίοσι) *die Hörner, packt sodann mit dem Rachen den Bug, und fällt auf diese Weise den Stier.* Nur allein *Albertus* kennt in seiner Übersetzung diesen wundervollen Kampf: alle anderen Übersetzungen lassen, wie das Original, den Bär sich auf den Rücken legen, indem der Stier ihn mit den Hörnern angreifen will (ὁμόσε χωρήσαντι κατὰ κέρατα ὕπτια καταπίπτει). Dass die Schweine am geschwindesten, und zwar in 60 Tagen, fett werden, steht C. 8, 2. Nun folgt in der Übersetzung: *Den Zuwachs an Fett erkennen diejenigen, die sich mit der Mast abgeben, dadurch, dass sie dieselben vorher fasten lassen: das Fettwerden beginnt nämlich nach einem dreytägigen Hunger: sowie beynah alle Thiere desto fetter werden, wenn man sie vorher hat hungern lassen.* Das Original sagt: *wie viel sie an Fett zunehmen:* ὅσον ἐπιδιδόασι πιαινόμενα. Diess Quantum konnten die Mäster nur dann genau wissen, wenn sie, wie das Original sagt, das Schwein vor der Fütterung wogen: ἀσιτον ἱστάντες. Dafür haben freylich die anderen Übersetzer den Sinn gefasst, der in den Worten nicht liegt: sie setzen die zur Mast bestimmte Sau nüchtern ein. Diess ist doch noch etwas Anderes, als was Hr. *Str.* gesetzt hat! Und nun was folgt: *Übrigens wollen sie nach ihrem Alter gefüttert seyn,* soll diesen Satz vermuthlich mit der Mast in Verbindung bringen, womit er jedoch nichts zu thun hat. Νέμεσθαι δὲ βούλονται κατὰ τὰς ἡλικίας. Alle Anderen haben wie *Gaza* übersetzt, welcher sagt: *pascere gregatim pro aetate velle videntur.* C. 9 heisst es von Ochsen und Kühen: *Überhaupt leiden diese Thiere mehr durch den Reif, als durch den Schnee.* Hier sind zwey nöthige Bestimmungen des Originals ausgelassen, nämlich ἀγέλαι — μετανιστάμεναι, welche der Franzose ziemlich genau wiedergegeben hat: *Les gelées blanches tourmentent les troupeaux de boeufs, quand on les fait marcher pendant ce tems, et les font souffrir davantage que la neige.* In dem 12ten Capitel, wo durchaus Schafe und Ziegen mit einander verglichen werden, findet sich folgende Stelle: *Die Schafe sind im Ganzen gesünder, als die Ziegen: die Ziegen dasselbe aber wieder in einem höheren Grade, als die Ochsen.* Das Original sagt: die Ziegen aber stärker und kräftiger, als die Schafe. Denn es ist doch ein Unterschied zwischen gesund und zwischen stark seyn! Im 20 C. zu Anfange vom Gesundheitszustande der Thiere sagt die Übersetzung: *Das Wohlbefinden der Thiere ist weder zu ein und ebenderselben Zeit, noch nach von denselben begangenen Ausschweifungen bey allen immer dasselbe. — Den Vögeln ist vorzüglich Erde zuträglich.* Das Original nennt das Übermass von Kälte und Wärme (ὑπερβολαῖς ὡράαις) und statt *Erde* αὐχμός, *Trockenheit.* §. 19: *Der Fisch Glanis schwimmt in den Hundstagen an der Oberfläche, und ein Blitz oder starker Donnerschlag versetzen ihn dann völlig in Betäubung.* Das Original sagt: Der Glanis leidet in den Hundstagen, weil er flach schwimmt, von der Hitze, und starke Donnerschläge betäuben ihn; ἀστραπῆς hat mit dem Blitze nichts gemein. §. 13. Die Art, Flussfische im Sommer und Winter zu fangen, weicht vom Original ganz ab: *Man führt quer durch den Fluss aus Zweigen und Steinen eine Art von Zaun, in dem man nur eine Öffnung lässt, in welcher man sodann eine Reusse anbringt.* Arist. sagt: Mitten im Flusse schliesst man eine Stelle mit Zweigen und Steinen ein, lässt aber eine Öffnung, worein man eine Reusse setzt. C. 26 von den Elephanten: *Wenn ihnen die Schultern schmerzen: so setzt man ihnen gebratenes Schweinefleisch vor, wodurch sie geheilt werden.* Das Original legt das gebratene Fleisch auf die Schultern. Stände προσφέρουσι: so liesse der Irrthum sich entschuldigen.

S.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Chemnitz, b. Starke: *Kleeblätter.* Erzählungen von *Wilhelmine Willmar, Amalie Clarus* und *Henriette Steinau.* Erstes Bändchen. 252 S. Zweytes Bändchen. 1816. 252 S. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Engelmann: *Die Geschwister.* Roman von *Friedrich Gleich.* 1816. 356 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Thorilde von Adlerstein, oder Frauenherz und Frauenglück.* Eine Erzählung aus der grossen Welt. 1816. 396 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

4) Leipzig, b. Göschen: *Die Reise ins Schlaraffenland.* Fastnachtsmährchen von *Friedrich Laun.* 1816. 203 S. 8. (21 gr.)

1) Rec. ist schon längst überzeugt gewesen, dass *Lope de Vega* (seiner Berühmtheit unbeschadet) Unrecht hat, wenn er ausruft: Wie könnten drey Weiber einig werden! und jetzt ist er davon noch mehr überzeugt worden, da er auf dem Titelblatte dieses romantischen Werkes drey Schriftstellerinnen zu Einem Kleeblatte vereinigt sieht, um die Lesewelt zu unterhalten. Im gemeinen Leben heisst es: es bedeute Glück, vierfache Kleeblätter zu finden, bey diesem, welches dreyfach vor uns liegt, können die Besitzer von Leihbibliotheken sich nicht über Unglück be-

klagen, wenn die vorgelegten Erzählungen nicht etwa lauter Leserinnen und wenig Leser fänden: denn man weiss, dass Männer galanter, und nicht so streng sind, als Frauen. Man kann auch nicht behaupten, dass die gegebenen Erzählungen stark ansprächen, die Phantasie beschäftigten, Erwartungen erregten u. dgl.; aber das sollen sie vielleicht nicht einmal. Übrigens scheint uns *Henriette Steinau* den meisten Beruf zu haben, noch mehr zu schreiben; wenigstens haben ihre Erzählungen die besten Charakterzeichnungen. Noch ist zu bemerken, dass ganz symmetrisch jede der Erzählerinnen drey Stücke, und ein jeder Band ebenso viel Seiten wie der andere geliefert hat; ein Beweis der Ordnungsliebe dieser Schriftstellerinnen.

Die Erzählungsmanier des Vfs. von No. 2 ist bekannt, und in seinen vielen Romanen bewährt sich immer einer und ebenderselbe Sinn. Er hat keine hohe Sphäre, und bleibt in der Mitte, wahrscheinlich weil er mit Horaz denkt, dass sie die beste sey. Deshalb wird er sich auch nie ausschreiben, weil er nie weder sich, noch seine Süjets erschöpft. So bleibt ihm immer noch Etwas für den anderen Morgen, der auch das Seinige haben will. Auch ist gewöhnlich die Tendenz seiner Romane zu preisen. Der vor uns liegende bezweckt zu lehren: „dass der Mensch nur dann glücklich ist und es zu seyn verdient, wenn er sein Herz mit Kindesvertrauen dem Glauben und den höheren Gefühlen hingiebt." — Das mögen die Leser auch in Rücksicht der *Geschwister* thun!

In No. 3 herrscht mehr Phantasie; es geht etwas höher, und viel tragischer her. Denn Thorilde bringt es dahin, dass sie verflucht wird, und der im Fluch gegen sie Gestorbene „umheulte sie mit dem Furienlaute der Verzweiflung, mit dem Todesgeröchel des Fluches und des Entsetzens, und sie wurde ins Irrenhaus gebracht, wo sie noch in Raserey lebt." Und das Alles litt sie unschuldig! Wie? und warum? das selbst zu finden, soll den Lesern vorbehalten bleiben, denen wir die Überraschung nicht rauben wollen. Nur das sagen wir ihnen, mit dem Motto des Vfs. auf dem Titelblatte seines Romans, von Thorilden:

> Für Alles Nichts — für Leben Sterben,
> Für frommes Zutrau'n morschen Stab,
> Für Gluthen Eis, für Huld Verderben:
> Das ist's, was ihr das Schicksal gab.

Angehängt, und als Zugabe dem Romane beygefügt, sind: Blätter aus Theresens Nachlasse, mit dem Motto: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. In diesen Blättern finden sich Stellen von ungemeiner Zartheit, die aus einer weiblichen Feder geflossen zu seyn scheinen; besonders da, wo sich die Katastrophe naht, in der die Unglückliche ein Opfer ihrer reinen und unaussprechlichen Liebe wurde. Wenn auch keine wahre Geschichte hier zum Grunde liegt: so sind es doch gewiss Äusserungen wahrer Empfindungen. Deshalb sprechen sie auch so bedeutend an. Das Buch darf keiner Lesebibliothek fehlen.

Von einem *Fastnachtsmährchen* (No. 4) ist freylich nicht mehr zu erwarten, als von einem „Mummenscherze einer Narren-Kirchweih" (wie ehemals in Deutschland die Carnevals-Maskeraden genannt wurden) überhaupt sich erwarten lässt. Diese Voraussetzung hat gewiss auch der Vf. selbst gehabt, sonst hätte er sicher manche Stelle gestrichen, die weder launicht noch erfreulich zu nennen seyn dürfte. Es fehlt dem Schwanke freylich auch nicht an sehr unterhaltenden und frappanten Scenen, unter denen die der Verliebten komisch am besten ansprechen. Dahin gehören auch z. B. S. 147 die Verse in Form, Gestalt und Kraft der sogenannten neueren poetischen Schule, die dem guten Geschmacke wohl ewig neu und fremd bleiben wird, so sehr sie sich auch „zerringt, Gestaltung" zu gewinnen. Der Naturdichter ist in dieser Farce gleichfalls keine zu verachtende Person. Deshalb fallen ihm auch zwey weibliche Gestaltungen zu, die jedoch sehr hässlich sind. Also keine von den ewigschönen Neunen des Parnasses! Bey der Berechnung dieses ganzen Spasses, der den Lesern die Zeit, so gut er kann, verkürzen wird, kann Hans am Ende gar wohl ausrufen:

> Die gute *Weisheit*, sie ging auch zu Grunde,
> Gäb's keine *Narren* auf der Welt.

In einigen Scenen erinnert der Schwank an *Goethe's* herrliches Schauspiel: Der Triumph der Empfindsamkeit, welches einer Seuche seiner Zeit so kräftige Medicamente entgegensetzte, deren viele vielleicht noch jetzt, nicht ohne sichtbare Heilkraft, anwendbar seyn möchten.

N. E.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Reclam: *Die vier Alter des Lebens.* Von *Charles Pougens.* Nach der zweyten Ausgabe des Originals frey übersetzt von *Friedrich Gleich.* 1820. VIII u. 102 S. 8. (6 gr.)

Es wäre unstreitig zu spät, wollte man sich jetzt noch auf eine Analyse der wahrhaft idyllischen *quatre ages* von *Pougens* einlassen, und wir brauchen daher bloss zu bemerken, dass der Übersetzer nicht unglücklich dem Reize der Darstellung nachgestrebt hat, welcher über das Original verbreitet ist. Nur das *erwischt* S. 48 scheint uns als unedler Ausdruck ein kleiner Fleck, und S. 70 wird man durch die Construction verleitet, zu glauben, der Übersetzer halte den *monte della pietà* für ein Grundstück.

D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

FORSTWISSENSCHAFT.

Regensburg u. Frankfurt a. M., b. Boselli: *Ist die Forstwirthschaft der Privaten von allen Fesseln der Forstpolizey zu entbinden?* Mit besonderer Rücksicht auf die von Hn. Dr. *Carl Murhard* hierüber entwickelten Grundsätze beantwortet von Dr. *C. E. Herrfeldt*. 1818. 105 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift, eigentlich eine Differtation, die dem Vater des Vfs., dem fürstl. Thurn- und Taxischen Hofrathe, Hn. *J. E. Herrfeldt*, gewidmet ist, giebt zuerst eine kurze Geschichte der Forstwirthschaft, woraus der Vf. gleich zu Anfange das Resultat zieht: dass man eine Oberaufsicht des Staats über die Forstwirthschaft der Privaten schon von den frühesten Zeiten her für nöthig gehalten habe (S. 16). Als in neueren Zeiten die Freyheit der Gewerbe das Losungswort aller Staatswirthschaftslehrer geworden sey, hätten viele Stimmen von den Regierungen laut gefodert: „Man müsse die Forstwirthschaft der Privaten von allen den drückenden Fesseln, die ihr bisher durch die Forstpolizey seyen angelegt worden, befreyen, und jeden ungehindert mit dem ihm eigenen Grund und Boden und den auf demselben erzeugten Producten schalten und walten lassen, wie er wolle.“ Auf diese Weise, fährt der Vf. zu äussern fort, habe sich denn jenen älteren Staatswirthschaftslehrern, die ein Forstregal sanctionirt wissen wollten, aus demselben das Oberaufsichts-Recht über alle Forstwirthschaft der Privaten ableiteten, und den Neueren, die dieses Aufsichtsrecht als Ausfluss der Staatspolizeygewalt betrachten, und, dasselbe zu üben, dem Staate zur unerlasslichen Pflicht machen, zu welchen, wie sich aus dem Folgenden ergiebt, auch Hr. *H.* gehört, eine Partey entgegengestellt, die kein solches Regale anerkenne, zugleich aber auch die Nothwendigkeit dieser Aufsicht leugne, und die Übung (Ausübung) derselben, als Verletzung der Eigenthumsrechte der Privat-Waldbesitzer bezeichne. Da es nun Hn. *H.* nicht gleichgültig ist, ob die eine oder die andere dieser Massregeln von den Regierungen vollzogen werde: so untersucht derselbe, als Hauptgegenstand dieser Abhandlung, folgende Frage: Ob es den Vorschriften der Klugheit und des Rechts angemessen sey, dass der Staat die Bewirthschaftung der Privatforste unter Aufsicht stelle und behalte, oder ob jene nicht vielmehr fodern, diesen Wirthschaftszweig der Privaten von allen ihn beschränkenden Fesseln zu entbinden. Er gründet seine Beantwortung auf ein Princip, das wir aus den alten, streng vormundschaftlichen Zeiten, wo die Cultur der Menschen und ihrer Wirthschaft noch sehr weit zurück war, als entlehnt ansehen können. Er sagt nämlich, nicht der Staatswirthschaft, sondern der Polizey komme zu, die Abwendung irgend einer, die Rechte der Staatsbürger bedrohenden Gefahr zu übernehmen. Da nun das Holz ein solches absolutes Bedürfniss sey, dass durch dessen Mangel das Leben, die Existenz der Staatsbürger gefährdet werde, für welche sie, als Urbedingung alles Rechtsgenusses, den Schutz des Staates in Anspruch zu nehmen berechtigt seyen: so müsse man bey Beantwortung der Frage von diesem Princip ausgehen, und von der Forstpolizey die Abwendung jener Gefahr, welche aus dem Holzmangel entstehe, fodern. Das Holz ist zwar ein sehr wichtiges, wohl auch, je nach dem Clima, äusserst nothwendiges Bedürfniss, das ist nicht zu leugnen; allein als Feuerungsmittel giebt es wohl noch mehrere andere Surrogate, die die Stelle des Holzes vertreten. So lange es noch andere Staaten giebt, welche den Waldboden nicht zu einem anderen Boden benutzen können, mithin dazu absolut benutzen müssen, und so lange ein freyer Welthandel existirt: so lange ist die vom Vf. angenommene Gefahr gegen die Lebensexistenz nicht vorhanden, und daher, weil die Culturstufe der Nation so weit ist, dass sie die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit des Holzes erkennt, auch eine solche Vormundschaft des Privateigenthums von Seiten der Regierung nicht nur überflüssig, sondern auch ungerecht beschränkend, indem es ohnehin keinen Staat geben wird, in welchem nicht ziemliche Staatswaldungen wären, und demnach auch Holz vorhanden seyn sollte, so dass vom Aufhören der Lebensexistenz gar keine Rede seyn kann. Hr. *H.* nimmt folgende Fälle an: Wenn die Staatswaldungen sämmtliche Bedürfnisse befriedigen können: so sey die Aufsicht über die Privatforste nicht nöthig. Wenn die Staatswaldungen zwar die Bedürfnisse befriedigen können, aber so ungleich im Staate vertheilt seyen, dass sie nicht für alle Staatsbürger, ohne Einrichtung zu kostspieliger, weitläuftiger, und die Holzpreise zu sehr vertheuernder Communicationsanstalten, benutzbar sind: so soll zwar die Regierung nach und nach eine gleiche Vertheilung, durch Abgabe an die, mit Waldüberflusse versehenen Gegenden,

und Anlegung von Waldboden in den holzarmen Gegenden, zu bezwecken suchen; bis dieses aber geschehen, die Aufsicht über die Privatwaldungen behalten. Wenn aber die Staatswaldungen sammt den Privatforsten nur das Bedürfniss gerade stillen können: so müsse die Aufsicht über die Privatwaldungen, und zwar im Falle diese die grössere Befriedigung enthalten, strenger, und im Falle der grösseren Befriedigung auf Seiten der Domänenwaldungen, gelinder seyn. Dann giebt der Vf. einige, für diese Tendenz geeignete, forstpolizeyliche Instructionen, und führt endlich noch den letzten Fall an. Wenn nämlich die Staats- und Privat-Waldungen zur Befriedigung nicht zureichen: so seyen für die Forstpolizey die geeigneten Massregeln: Erlassung der strengsten Verbote gegen die Holzausfuhr, Begünstigung der Holzeinfuhr, Schliessung von Holz-Handelsverträgen mit holzreichen Staaten, Aufsuchung und Bekanntmachung von Surrogaten, Schonung der Wälder zum nöthigsten Bauholze, Ausmunterung zur Anlage neuer Waldungen durch Vorangehung mit gutem Beyspiele von Seiten der Regierung, Ermunterung zur Holzersparniss, Bekanntmachung der besten Feuererfindungen (sollte wohl dabey stehen: holzersparenden), Verhinderung holzfressender Fabriken und Gewerbe, und endlich Verweisung derselben in holzreichere Gegenden u. dgl. m. Alle diese Verordnungen, Veranstaltungen und Aufsicht der Regierungen mögen vor etwa 80 und 100 Jahren noch ganz vollkommen nöthig gewesen seyn; allein bey gegenwärtiger Cultur und Einsicht des Volks, mindestens der gebildeteren Nationen, müssen sie wegfallen. Solchen Völker, welche die meisten der genannten Massregeln immer von selbst auffinden, müssen dieselben drückend, und die Eingriffe in das Eigenthumsrecht, ohne wirkliche Noth, ungerecht finden. Holznoth ist nicht vorhanden, so lange aller Handel frey, also ein ungestörter Welthandel ist, und Staats- und Privat-Waldungen nicht ganz aufhören, was wohl nie geschehen wird, da es fast in jedem Staate Boden giebt, der auf keine andere Art benutzt werden kann. Den Schluss, dass alle Privat-Waldeigenthümer, bey voller Freyheit, ihren Wald und Waldboden wirklich ausrotten, was der Vf. als ausgemacht annimmt, können wir, bey gegenwärtiger Cultur der Menschen in dem grössten Theile von Europa, nicht für unbedingt richtig anerkennen: denn gerade das Erkennen der Nothwendigkeit des Holzes wird jeden Eigenthümer von Holzboden gewiss behutsam und klug machen, allermindestens seine eigenen Bedürfnisse daran sich zu sichern, und, sobald das Holz einen belohnenden Preis hat, auch für die Befriedigung der Holzbedürfnisse Anderer seine Waldwirthschaft einzurichten. Der Landwirth baut seine mancherley Früchte, und bringt seinen Überschuss zu Markte — so kann es auch der Waldwirth machen. Die meisten europäischen Völker sind jetzt der Bevormundschaftung der Regierungen entwachsen; sie können viel besser für sich selbst sorgen; diese Regierungen sollten ihnen nur ihre Privatthätigkeit sichern, und mit Weisheit und Klugheit die Epochen des Zeitgeistes beobachten und berücksichtigen. Bey jeder Vormundschaft verlässt man sich gar zu gern auf den Vormund, und ist desswegen oft verlassen, wenn derselbe anderen Personen, hier also den Beamten, seine Function überlässt. Nicht selten entstehen Missbräuche in Begünstigungen und Schikanen, welche bald in der Herrschsucht, bald in dem Eigennutze ihren Ursprung haben. Diesem entgehen die Nationalglieder, wenn man ihnen die freye Benutzung ihres Eigenthums, als dem ewigen Rechte und der fortschreitenden Cultur gemäss, selbst überlässt. Sobald eine Regierung die strenge Bevormundschaftung, welche sie doch niemals mit Gleichheit und Zufriedenheit ausüben kann, aufgiebt, und die Nationalglieder für sich selbst mit Freyheit sorgen lässt: sobald werden diese weit besser und wohlfeiler ihre eigene Sorge vollziehen. Dann werden nicht nur eigene Waldwirthe entstehen, die ihr Holz, wie die Landwirthe ihre Frucht, zu Markte bringen, sondern es wird auch jeder Landwirth, der es nur immer möglichst im Stande ist, mindestens so viel Wald sich halten, um seine eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können; nur muss er, wie über seine Grundstücke, so auch über seinen Waldboden, eigener Herr seyn, und nicht von oft so pedantischen Forstbeamten abhängen. Alle Regierungswirthschaft ist unergiebig und kostspielig; aber unter allen Regierungs-Wirthschaftsgattungen ist die Regierungs-Forstwirthschaft die aller kostspieligste und unergiebigste, welche beynahe den ganzen Ertrag der Waldungen hinwegnimmt. Ebenso ist es auch mit der Waldwirthschaft der Gemeinden und Corporationen, welche durch die unerhörten Diäten der herrschaftlichen Forstbeamten noch vielmehr gedrückt ist. Eine Regierung versuche es ein Mal; sie mache sichs zur Pflicht und Sache, jedem Landwirthe einen District Waldboden, sey er von den Gemeinde- oder ihren Domänen-Waldungen genommen, zuzutheilen, und eigene Waldwirthe ohne Bevormundschaftung entstehen zu lassen, Anfangs mit der Bedingung, den an sich gebrachten Waldboden, als Wald, zu lassen und zu bewirthschaften. Sie wird sich gewiss in einer Reihe von Jahren überzeugen, dass sie nach und nach ihre Domänenwaldungen selbst in Privateigenthum verkaufen, und sich von dem kostspieligen Forstpersonale losmachen könne. Sie sorge nur für den nöthigen allgemeinen Unterricht in der Waldwirthschaft, und lasse sich von dem Heere der Förster, Oberförster, Forstinspectoren, Forstmeister und Oberforstmeister nicht irre machen. Wenn die Regierung die Bevormundschaftung aufgiebt: so wird es eigene Waldwirthe geben, und viele Landwirthe sich für ihr Bedürfniss Waldboden halten oder anschaffen. Eine solche Einrichtung fodert freylich Anfangs die grösste Behutsamkeit und Klugheit. Die Regierung mache zuerst die Versuche nur mit einzelnen Gegenden und Districten, und sehe der Bewirthschaftung zu; sie helfe nach, wo noch Hindernisse und unrichtige Massregeln bestehen, und schreite bey dem guten Fortgange immer weiter. Sie wird sicher die schönsten Resultate davon sehen.

Dimidium facti, qui coepit, habet. Sapere aude! — Incipe! — sagt Horaz, der tief ins Leben blickende Dichter. Wird die Privat-Waldwirthschaft mit freyem Eigenthumsrechte gestattet und eingeführt, und das Holz, als Folge davon, theuerer: so werden die Nationen nicht auf grössere Holzersparnisse, sondern auch auf mehrere Surrogate raffiniren, und diess Alles um so mehr, als sie sich auf keine Vormundschaft verlassen dürfen, sondern für sich selbst sorgen müssen, da ohnehin in dem wahren Wesen des Regierens keine solche Bevormundschaftung des Volkes enthalten ist. Denn werden auch nicht so viele Waldverwüstungen, Diebstähle und Waldfrevel, also auch weniger oder keine Strafen vorkommen, und daher auch von dieser Seite die Demoralisation des Volkes und die oft sehr rohe und ungerechte Unbarmherzigkeit der Forstbeamten untergraben. Für die Armen, welche sich kein Holz, noch andere Brenn-Surrogate anschaffen können, muss ohnehin der Staat sorgen. Der Staat ist die organische Form, in welcher das Volksleben sein Selbstbewusstseyn und seine Selbstbeherrschung erreicht. Diess ist der Staatszweck, der aus dem Entwickelungsgesetze der Menschheit hervorgeht, auf welchen die Regierung mit Kraft zu wirken, die *Pflicht*, und den das Volk zu fodern das *Recht* hat. Unter einer ewigen Vormundschaft ist dieser Zweck niemals erreichbar, und dieselbe würde immerwährend bleiben, wenn die Regierung nie anfängt, das Volk, nach der Foderung seiner Culturstufe, nach und nach daraus zu entlassen, und selbstständig werden zu lassen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, diesen Gegenstand ausführlicher zu verfolgen; wir müssen daher den Vf. an *Jakob's* Polizey-Gesetzgebung, an *Hazzi* und an mehrere andere Schriftsteller verweisen, die über diese Materie mit Kraft, Wahrheit und Kenntniss sich geäussert haben.

Die Kritik der *Betrachtungen über die Natur des Waldeigenthumes und dessen Benutzung*, von Dr. *C. Murhard*, in seinen Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft, müssen wir unbeachtet lassen, indem uns der Raum nur die Abhandlung der Materie des Hn. *H.* selbst, worin derselbe seine Meinung ausgesprochen hat, zu berücksichtigen verstattet. Hr. D. *Murhard* möge sich selbst darüber vertheidigen.

A. E. Z.

Gotha, b. Hennings: *Die Forst- und Jagd-Wissenschaft nach allen ihren Theilen, für angehende und ausübende Forstmänner und Jäger.* Ausgearbeitet von einer Gesellschaft und herausgegeben von D. *J. M. Bechstein.* Zweyter Theil, erster u. zweyter Band. 1819 u. 1820. 656 u. 640 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel: *J. Wilh. Hossfeld's Niedere allgemeine Mathematik für alle Stände, besonders für Forstmänner, Cameralisten und Kaufleute.* Erster Band, welcher den ersten Cursus und die Rechnungsvortheile enthält. 1819. Zweyter Band, welcher die Vollendung der niederen Mathematik mit den dazu gehörigen *Handwerksvortheilen* (?) enthält. 1820.

Der Vf. geht von dem Grundsatze aus, dass die Algebra die allgemeine Rechenkunst, und dass es desswegen consequent sey, alles Rechnen auf die Algebra zu gründen. Dagegen haben wir nichts einzuwenden, und glauben, dass eine folgerechte Benutzung dieser Ansicht bey einem systematischen Lehrbegriffe der Mathematik überhaupt recht fruchtbar seyn möge. Wir dürfen aber den nächsten Zweck des vor uns liegenden Lehrbegriffes nicht übersehen. Er ist zunächst zu einem integrirenden Theile der Encyklopädie der Forstwissenschaften bestimmt. In diesem Verband kam es nicht sowohl auf neue Methoden und auf neue Theorieen an, sondern vielmehr auf eine wissenschaftlich geordnete Auswahl dessen, was den angehenden und ausübenden Forstmann zur Kenntniss der wichtigsten Lehren der Mathematik, sowohl der höheren, als der niederen, auf eine fassliche Weise anleiten, die Anwendung vorbereiten, und dadurch nicht nur den Grund zu einem fortgesetzten Studium der Mathematik, sondern auch den Trieb dazu befestigen kann. Eine solche Ausführlichkeit, wie sie die vor uns liegenden beiden Bände anzudeuten scheinen, liegen ausser der Sphäre eines Complexes der Forstwissenschaften. Hienach können zwey ebenso starke Bände für die Geometrie, einer für die Stereometrie, und noch einige für die höhere Mathematik und für die angewandten Theile nachfolgen. Da dieses Alles der Lehre von der Vermessung, Abschätzung und Regulirung der Forste vorangehen muss: so hat man darauf noch lange zu warten, und man sieht nicht ab, wo diese Forstencyklopädie enden soll, wenn besonders andere Theile nach diesem ungemessenen Maasstabe ausgeführt werden sollten. Da brauchen wir noch eine Physik nach dem Zuschnitte der *Parrot*'schen, und eine Chemie von dem Umfange wenigstens, wie die von *Gmelin.*

Es ist wohl an sich klar, dass der encyklopädische Zweck des Gesammtwerkes nur dann zu erreichen ist, wenn in Hinsicht der vorbereitenden und der subsidiarischen Wissenschaften nach der obigen Beschränkung — versteht sich unbeschadet einer strengen Methodik — verfahren, und demjenigen Forstmanne, der sich theils zu einem grösseren Detail, theils zu einem höheren Studium der Mathematik angezogen gefunden hätte, der Weg dazu gezeigt worden wäre.

So viel in Betreff des encyklopädischen Standpunctes dieses Lehrbuches. Ein anderes Urtheil haben wir aber auszusprechen, wenn wir dieses Lehrbuch ausser der eben bezeichneten Verbindung betrachten. Als selbstständiges Lehrbuch der Algebra hat dasselbe unverkennbare Vorzüge.

Der erste Band enthält nachfolgende Hauptlehren: *Erklärung der Mathematik und ihrer Theile*, als Einleitung. Hier wird Statistik und Mechanik zur reinen Mathematik gerechnet. Die Algebra constituirt die niedere allgemeine Mathematik, unter der höheren wird die Differential- und Integral-Rechnung begrif-

ten. *Vom Maſse der Gröſsen und der Zahlen.* Hiebey iſt eine neue Erklärungsart des dekadiſchen Zahlenſyſtems beygebracht, und die gemeinen Rechnungsarten mit Buchſtaben und Zahlen werden erläutert. *Die 4 Rechnungsarten*, zuerſt *mit einfachen poſitiven und negativen Gröſsen*, alsdann *mit zuſammengeſetzten Gröſsen, mit Klammern* (....) *und mit Aufhebung derſelben. Vom gemeinſchaftlichen Factor, von Umwandlung der vielgliedrigen Brüche, von unendlichen Reihen.* Dieſe Lehren bilden den erſten Hauptabſchnitt. Der zweyte handelt von den *benannten Gröſsen*, und von der Rechnungsart mit denſelben. Der dritte *von den Gleichungen des erſten Grades, von den Proportionen, von Anwendung der Gleichungen.* Sowohl an Reichhaltigkeit der Materien, als an ihren erſchöpfenden Darſtellungen übertrifft der Inhalt des erſten Bandes manchen ſeiner Vorgänger. Erſtere Eigenſchaft macht ſich vorzüglich an dem, was der Vf. Rechnungsvortheile nennt, kenntlich. Dagegen ſteht nun freylich wieder Manches darin, was nicht an ſeinem Orte iſt. Ein Verzeichniſs der ſämmtlichen Maſse, Gewichte und Münzen iſt zum Rechnungsgebrauche eine recht erwünſchte Sache. Aber dieſes hätte nur in bekannten Maſseinheiten, nicht aber in einem ſelbſtgemachten Maſs- und Gewichts-Syſteme ausgedrückt ſeyn ſollen. Der Vf. nimmt $\frac{1}{20,000000}$ des mittleren Erdradius zum Grundfuſse, und ſtützt ſein Maſs- und Gewicht-Syſtem auf nachfolgende Baſis: Grundfuſs = 141,105 Pariſer Linien, 10 Grundfuſs = 1 Unionsruthe, 400 □ Ruthen = 1 Joch; der Cubus des Grundfuſses = F^3 = 1627 pariſer C. Zoll; der Unionſcheffel = F^3 = 64 Nöſel; das Unionspfund = dem Gewicht eines Nöſels kalten Regenwaſſers = 9487,4 pariſ. Grän; 1 Unionspfund Silber mit $\frac{1}{20}$ Kupfer legirt = 100 Unionsgulden u. ſ. w. So einfach dieſes Syſtem ſowohl in ſeinen Grundbeſtimmungen, als in ſeinen Unterabtheilungen erſcheint: ſo wenig iſt es hier an ſeinem Orte.

In Hinſicht auf die methodiſche Anlage haben wir zu bemerken, daſs derjenige, der dieſes Lehrbuch mit Nutzen gebrauchen will, ſich im Rechnen ſchon eine gute Feſtigkeit erworben haben, und nicht erſt, wie S. 51 vorausgeſetzt wird, das Einmaleins auswendig lernen muſs. Auch iſt nicht überall die ſtrenge Ordnung befolgt. Der Fachgröſsen wird S. 48 zuerſt gedacht, S. 94 kommt erſt ihre Definition vor, und S. 109 werden ſie in einem, der Definition nicht ganz angemeſſenen Sinne gebraucht. Überhaupt hätten wir ſehr gewünſcht, der Vf. hätte ſich neugeſchaffener Ausdrücke, wie z. B. Kettenform, Treppenform der Gröſsen u. ſ. w. enthalten.

Der Inhalt des zweyten Theils iſt folgender: *Von den Combinationen überhaupt. Von der Permutation. Von Combination der Zahlen zu beſtimmten Summen. Von Combination und Variation der Buchſtaben. Von Potential-Combinationen und Variationen. Von Zuſammenhang der Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. Von den Binomien* $(a+b)^m$; $\sqrt[n]{(a^n \pm b)}$; $(1+c)^{\pm\frac{n}{m}}$ *Vom Polynom. Von den Gleichungen der höheren Grade. Unbeſtimmte Analyſis. Von den Logarithmen und von den Werthen von* a^x und x^x. *Von den arithmetiſchen und geometriſchen Reihen höheren Ranges. Weitere Ausführung des Polynoms und vom Würfelſpiel.* Dieſe ſämmtlichen Lehren ſind ſehr umſtändlich und faſslich aus einander geſetzt, und zur Erleichterung für den Anfänger allenthalben Exempel zur Übung beygeſetzt worden. Die vorzüglichſte Sorgfalt iſt der Lehre von den Combinationen, von Potenzen, Wurzeln, von vielgliedrigen Formen, von den höheren Gleichungen und von Logarithmen, ſowie dem Polynom gewidmet worden, und wir können in dieſer Hinſicht das Lehrbuch vorzüglich den Anfängern zum Selbſtſtudium empfehlen. In wiſſenſchaftlicher Rückſicht zeichnet ſich daſſelbe durch Eigenthümlichkeit in der Methode überhaupt vortheilhaft aus, wenn gleich einige Einzelheiten anſtoſsen werden.

φλ.

KLEINE SCHRIFTEN.

BOTANIK. *Leipzig*, b. Hartmann: *Diſſertatio de Pyrola et Chimophila.* Specimen primum botanicum. Auctor *Juſtus Radius*, Th. D. AA. LL. Mag. med. Cand. etc. 1821. (18 gr.)

Der Vf. gedenkt eine Abhandlung über die arzneylichen Kräfte der Pyrolaarten nächſtens herauszugeben, und ſchickt hiemit das Botaniſche voraus. Eine kurze Geſchichte der beiden Gattungen und Bemerkungen über ihre Stellung im natürlichen Pflanzenſyſteme gehen voran; dann folgt der *Character naturalis* und *eſſentialis*, nach den Älteren, und unter den Neueren beſonders nach *Purſh*, *Nuttal*, *Seringe* u. A. Dann eine Clavis und die Beſchreibung der einzelnen Arten. Bey Pyrola beſtimmt der Vf. den Gattungscharakter: *Cal. 5 fidus vel 5 partitus. Cor. 5 petala. Stam. filiformi ſubulata. Capſ. 5 locularis, baſi angulis dehiſcens.* Bey *Chimophila Purſh.* lautet derſelbe: *Cal. 5 fidus. Cor. 5 petala. Stam. medio in diſcum dilatata. Capſ. 5 locularis angulis dehiſcens.* Die Species der Pyrolen beſtimmt der Vf. nach den Blumen, da die übrigen Theile, beſonders die Blätter, variiren; das Beſondere giebt das Verhältniſs der Länge und Richtung des Griffels zur Öffnung und Form der Corolle; die Chimophilen ſind nach *Nagel* und *Ortt* beſtimmt. Beſchrieben ſind 9 Species der Pyrola, worunter eine neu, aus Labrador, welche nach getrockneten Exemplaren aus Dr. *Günthers* Herbarium charakteriſirt wird: *Pyrola grandiflora, Cal. 5 partito: Cor. aperta: ſtylo corolla breviore;* ſteht der *Pyrola elliptica Nutt.* am nächſten. Abgebildet finden wir: *Pyrola minor L., P. roſea Sm., P. grandiflora Rad., P. media Sw., P. aſarifolia Mich., P. elliptica Nutt., Chimophila maculata L.* Der Vf. hat ſich um die Berichtigung der Synonymie Verdienſte erworben, zahlreiche Exemplare verglichen, und ſeine Arbeit zeugt in aller Art von Fleiſs und botaniſchem Urtheil.

Sws.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

LITERATURGESCHICHTE.

Sulzbach, b. Seidel: *Jacob Benignus Bossuets, Bischofs von Meaux, Lebensgeschichte*, nach Originalschriften verfasst von *Franz Ludwig von Bausset*, vormaligem Bischofe von Alais und nunmehrigem Cardinal. In einer deutschen Übersetzung herausgegeben von *Michael Feder*, der heil. Schrift Doctor und geistlichem Rathe zu Würzburg. Zweyter Band. 1821. 266 S. Dritter Band. 1821. 250 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1821. No. 8.]

Aus der Fortsetzung dieses Werkes erhellet deutlich, dass der würdige Vf. nicht bloss die Absicht gehabt habe, dem Andenken eines um Staat und Kirche so hochverdienten Mannes, wie *Bossuet* war, ein bleibendes Ehrendenkmal zu errichten: sondern sich auch dieser Gelegenheit zu bedienen, um dem durch die französische Revolution verbreiteten Schwindelgeiste in Beziehung auf die Ansichten der Staatsverfassung und Religion, kräftig entgegenzuwirken, und denselben durch lichtvolle, aus der Natur der Sache geschöpfte und mit den schrecklichen Folgen des Revolutionsgeistes beleuchtete Grundsätze, wo möglich, zu verbannen. Bedenkt man, dass die Grundsätze, welche die französische Revolution in politischer und religiöser Hinsicht geltend zu machen suchte, auch für Deutschland ansteckend gewirkt haben, und noch immer einen verderblichen Einfluss äussern: so wird man der Übersetzung eines so wichtigen und gemeinnützigen Werkes seinen Beyfall, und dem Vf. derselben seinen Dank nicht versagen können. Nur hätte Rec. gewünscht, dass der Übersetzer manche Materien, die für Deutsche weniger Interesse haben, und doch höchst umständlich aus einander gesetzt sind, z. B. *B's*. Streitigkeiten mit den Reformirten in Frankreich, seine polemischen Angriffe auf *Fenelon* in Ansehung des Quietismus, und andere ähnliche Begebenheiten, ins Kurze gezogen, und nur das ausgehoben hätte, was auf den Charakter *B's*. Licht oder Schatten wirft. *B*. war nicht nur ein, immer nachahmungswürdiges, Muster eines vortrefflichen Religionslehrers: sondern er lebte auch in so mannichfaltigen und wichtigen Verhältnissen mit dem französischen Hofe und den berühmtesten Männern Frankreichs, dass diese Lebensbeschreibung jedem Religionslehrer von allen Confessionen, sowie jedem Staatsmanne und Geschichtforscher, mit Recht zu empfehlen ist. Die Regierung Ludwigs XIV war gewiss eine der merkwürdigsten in der französischen Monarchie, und hatte einen entscheidenden Einfluss auf ganz Europa. Durch diese Lebensbeschreibung wird nicht bloss Ludwigs Charakter sehr beleuchtet, sondern es werden auch viele merkwürdige Begebenheiten, welche sonst in ein politisches Dunkel gehüllt waren, aufgehellt. Was diese Lebensgeschichte vorzüglich schätzbar macht, ist der kritische Blick und die historische Genauigkeit, womit sie bearbeitet ist. Der Vf. hat sichs zum Gesetze gemacht, durchaus nichts aufzunehmen, dessen Gewissheit nicht aus den eigenen Schriften *B's*., oder anderer unverwerflicher Zeugen, streng bewiesen werden könnte. Man muss über den Fleiss erstaunen, welchen der Vf. theils auf die Sammlung der Thatsachen, die hier erzählt werden, theils auf die mit historischer Gewissheit ausgestatteten Belege verwendet hat. Seine strenge Wahrheitsliebe zeigt sich vorzüglich darin, dass, wenn er auch hie und da eine in Frankreich mündlich verbreitete Anekdote anführt, er sogleich bemerkt, dass er darüber keine authentischen Urkunden gefunden habe. Die meisten Belege sind aus *B's*. Schriften genommen.

Um das Publicum auf dieses Werk aufmerksam zu machen, hebt Rec. aus dem grossen Schatze wichtiger Begebenheiten und Charakterzüge nur einige, die ihm vorzüglich merkwürdig, und in Ansehung des jetzt herrschenden Zeitgeistes wichtig zu seyn scheinen, aus. Es ist bekannt, dass Ludwig im Puncte der Liebe sehr ausschweifend war. Nachdem die Frau von la Vallière vom Könige abgedankt war, nahm die Frau von Montespan ihre Stelle ein, und hielt denselben viele Jahre lang gefesselt. Diese Frau wird von dem Vf. auf folgende Weise geschildert. „Obschon die Frau von Montespan wegen ihres Charakters gerechte Vorwürfe verdient: so muss man dessen ungeachtet eingestehen, dass sie viel Hohes in ihrer Denk- und Gemüths-Art hatte. Zu stolz, um der Ehrsucht zu fröhnen, liess sie sich nie zu den, an den Höfen alltäglichen niederen Griffen und Schleichwegen herab. Bey all ihrer Zaubergewalt über Ludwig XIV mischte sie sich niemals in Regierungsangelegenheiten, und ihr ganzer Einfluss beschränkte sich bloss darauf, an die Seite dieses Fürsten alle jene grossen Männer herbeyzuziehen, die über seine Regierung und sein Jahr-

hundert so vielen Glanz verbreiteten. Bloss ihr hochfahrendes und aufbrausendes Wesen konnte den Zauber vernichten, mit dem sie lange Zeit das Herz Ludwigs XIV gefangen hielt." Zu eben der Zeit, als diese Frau die leidenschaftlichste Liebe des Königs besass, und sich von dem ganzen Hofe angebetet sah, wurde die Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit *B's.* auf die gefährlichste Probe gestellt. *B.* war zu derselben Zeit wegen verschiedener Ämter, die er bekleidete, an dem Hofe des Königs. Nun kam es darauf an, entweder eine der wichtigsten Lehren der christlichen Moral in Schatten zu stellen, um dem Könige und seiner Geliebten nicht zu missfallen, oder mit dem ganzen Ernste und aller der Würde, welche das Christenthum von seinen Lehrern ohne alle Rücksicht fodert, Beiden die reine Wahrheit zu sagen, und sich in Gefahr zu setzen, sein ganzes Glück zu verscherzen. Man weiss hier nicht, ob man sich mehr über die Freymüthigkeit *B's.*, oder über die Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit dieses sonst so herrschsüchtigen Königs verwundern soll. Die Frau von Montespan beichtete einem Priester an der Pfarrey von Versailles. Dieser verweigerte ihr die Lossprechung. Die Fr. v. M. glaubte, dass man mit ihr eine Ausnahme machen müsste, beschwerte sich desshalb bey dem Könige, welcher den Pfarrer, unter dem jener Priester stand, zu sich kommen liess. Dieser erklärte, der Priester habe nichts, als seine Schuldigkeit gethan. Unter Anderen wurde auch *B.* vom Könige um seine Meinung befragt. *B.* bestätigte nicht bloss den Ausspruch des Pfarrers von Versailles, sondern sprach auch zum Könige mit solchem Nachdrucke, dass derselbe innig gerührt aufstand, und dem Hn. von Montausier, der zugleich zugegen war, mit den Worten die Hand drückte: „Ich werde sie (die Frau v. M.) nicht mehr sehen." Ludwig hatte, sagt der Vf., tiefes Gefühl für Religion; als ihm daher *B.* erklärte, dass die Regeln der evangelischen Moral unveränderlich seyen, dass der Fürst, wie jeder andere Mensch, sich dem Ansehen dieser heiligen Vorschriften unterwerfen müsse, dass schlaffe oder verdorbene Priester Verräther an der Wahrheit seyen, wenn sie aus Schwachheit oder Gefallsucht eine strafbare Nachsicht gegen grosse Ärgernisse zeigten, dass endlich in dergleichen Fällen die Kirche von jeher entschieden habe, gänzliche und unbedingte Trennung sey die unerlässliche Bedingung, unter welcher man zur Theilnahme an den Sacramenten könne zugelassen werden: so wurde Ludwig XIV von der Kraft der Wahrheit und der Tugend, die sich in *B's.* Worten äusserte, innigst ergriffen und erschüttert; er versprach ihm noch, allen seinen Verbindungen mit der Fr v. M. zu entsagen; sie erhielt folglich die Weisung, den Hof zu verlassen, und musste sich nach Paris begeben." Dieselbe bewunderungswürdige und edle Freymüthigkeit bemerkt man auch in den Briefen, welche *B.* in dieser höchst wichtigen Angelegenheit an den König, der damals zur Armee abgereist war, schrieb, um ihn in seinen guten Entschliessungen zu befestigen. „Nie wird, heisst es unter Anderem, Sire, Ihr Herz Frieden mit Gott haben, so lange jene gewaltsame Liebe, die es so lange Zeit hindurch von ihm getrennt hat, darin herrschen wird. Dieses Herz indessen verlangt Gott von Ihnen. — Gewiss, Sire, nichts verdient mehr beweint zu werden, als wenn man sich bewusst ist, dass man ein Herz, welches Gott haben will, einem Geschöpfe überlassen hat. Wie schwer ist es, sich von einer so unglücklichen und verderblichen Verbindung wieder loszureissen! Indessen, Sire, muss das geschehen, oder alle Hoffnung zum Heile ist verloren."

Aber einen weit schwereren Kampf hatte *B.* mit der Fr. v. M. und einem grossen Theile des Hofes. Der König hatte ihm den Auftrag gegeben, die Fr. v. M. zu Paris öfters zu besuchen, um sie durch religiöse Vorstellungen zu beruhigen, und dahin zu bringen, dass sie selbst in ihre Entlassung aus guter Gesinnung und Überzeugung einwilligen möchte. *B.* musste sich bey diesem Geschäfte die bittersten Vorwürfe und beleidigendsten Kränkungen gefallen lassen. Höchst merkwürdig ist folgende Stelle eines Briefes an den Marschall Bellefonds, wo *B.* seinen Gemüthszustand bey diesem Geschäfte beschreibt, und die seinen moralisch-religiösen Charakter in das schönste Licht setzt. „Beten Sie für mich, ich beschwöre Sie darum, beten Sie, dass mich Gott von der grössten Last, die man einem Menschen aufbürden kann, befreyen, und alles Menschliche in mir tödten möge, um bloss seinetwegen zu handeln. Dem Himmel sey Dank; während des ganzen Verlaufes dieses Geschäftes habe ich noch nie daran gedacht, dass ich zur Welt gehöre; aber dieses ist nicht genug. Bey solcher Lage der Dinge muss man ein zweyter h. Ambrosius, ein wahrer Gottesmann, ein Mann von der anderen Welt seyn, an dem Alles spricht, bey welchem jedes Wort ein Ausspruch des heiligen Geistes ist. Gott erwählt das, was nicht ist, um zu vernichten, was ist. Man muss also nicht seyn, das heisst, man muss vor seinen Augen nichts, seiner Seele beraubt, und voll von Gott seyn." *B.* blieb bey diesem ganzen Geschäft unerschütterlich fest in der Befolgung der Grundsätze, welche die Vernunft ebenso, wie das Evangelium vorschreibt. Zum grössten und unverdächtigsten Lobe gereicht ihm das Zeugniss der Fr. v. M., die in der Folge öfters gestanden, dass sie zur Zeit, da sie gegen *B.* am meisten erbittert war, die genauesten Nachforschungen über seinen Lebenswandel habe anstellen lassen; dass sie aber in keinem Verhältnisse seines Lebens je Etwas an ihm auszusetzen gefunden habe, und sie ihm dieses Zeugniss aus Gerechtigkeit ausstellen müsse. In einem noch schöneren und helleren Lichte zeigte sich seine Freymüthigkeit und Standhaftigkeit, mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und Mässigung verbunden, in einem sehr wichtigen, gegen 20 Jahre lang fortgesetzten Streite gegen die Päpste Innocenz XI, Alexander VIII und Innocenz XII — einem Streite, bey welchem es die Rechte des Königs, die Rechte und Ehre des französischen Clerus und der gesammten katholischen Kirche galt. Die Streitsache betraf das Regalienrecht, kraft dessen die Könige von Frankreich die Einkünfte der ledig gewordenen Bisthümer und Erzbisthümer so lange bezogen, ja sogar die Pfründen, über

welche die Bischöfe und Erzbischöfe frey verfügten, vergaben, bis die Neubestätigten ihren Eid der Treue geleistet, und diesen Act bey der Rechnungskammer zu Paris hatten einschreiben lassen. Dieses Recht hatten die Könige von undenklichen Zeiten her ausgeübt. Das Testament des Königs Philipp August erwähnt desselben ausdrücklich, und das offene Ausschreiben, welches Ludwig der Heilige vor seiner Abreise nach Afrika ergehen liess, setzt es ausser Zweifel, dass er im Besitze des Regalienrechts war. Es war auch von mehreren Päpsten, und selbst von einem allgemeinen Concilium, das unter Gregor X zu Lyon 1274 gehalten wurde, bestätigt. Jedoch erstreckte sich dieses Recht nicht auf alle Kirchen im Königreiche, indem mehrere davon befreyt waren. Da nun aus dem Mangel an Einförmigkeit eine Menge Streitigkeiten entstanden: so erliess Ludwig XIV 1673 eine Erklärung, wodurch er das Regalienrecht auf alle Kirchen des Königreichs ohne Unterschied, als unveräusserlich und unverjährbar ausdehnte. Papst Innocenz XI erlaubte sich solche Gewaltstreiche gegen den König und mehrere französische Bischöfe, dass der König für nöthig fand, eine auserlesene Versammlung der Bischöfe nebst anderen Geistlichen als Deputirten zu Paris zusammentreten, und die Masregeln bestimmen zu lassen, durch welche, unbeschadet der, dem Papste von Rechtswegen zukommenden Macht, die Rechte des Königs unverletzlich zu behaupten wären. Hier zeigte sich nun *B.* in seiner ganzen Grösse. Er war die Seele und das Organ der ganzen Versammlung. Er hielt bey der Eröffnung derselben eine vortreffliche Rede: *Von der Einheit der Kirche.* Die Versammlung vertheidigte mit der grössten Standhaftigkeit gegen den Papst das Recht des Königs. Diess wurde in einem besonderen Schreiben, dessen Verfasser *B.* war, auch dem Papste bekannt gemacht. Auch dieses Schreiben ist ein Meisterstück der feinsten Politik, und zugleich der Freymüthigkeit und Bescheidenheit. Aber man war in Rom so verblendet, dass man die empörendsten Anmassungen der älteren Päpste gegen die Gewalt und Unabhängigkeit der Könige und Fürsten wieder geltend machen, und an dem Könige von Frankreich ein neues Beyspiel der päpstlichen Allgewalt, auch in weltlichen Dingen, statuiren wollte. Diess überzeugte die Versammlung von der Nothwendigkeit, die Gewalt des Papstes in weltlichen und geistlichen Dingen zu bestimmen. In Ansehung der ersten wurde ihm alle Gewalt abgesprochen; was die zweyten aber betrifft, wurde ihm bloss das oberste Lehramt in der Kirche eingeräumt, und zwar so, dass ihm bey seinen Entscheidungen über dogmatische und moralische Gegenstände zwar alle Ehrfurcht der Gläubigen gebühre, aber doch denselben das Gepräge der unfehlbaren Wahrheit erst aufgedrückt werde, wenn der Beyfall der ganzen Kirche hinzukäme. Diese Erklärung der Versammlung über die Gewalt des Papstes, von *B.* verfasst, wurde in vier Artikeln, die hier S. 115 — 118 eingerückt sind, dargestellt. Es wurde alsdann befohlen, dass die Grundsätze dieser Erklärung öffentlich gelehrt, und die Theologen darauf verpflichtet werden sollten, was jedoch wieder abgeändert wurde, um unter dem Papste Innocenz XII dem langen, und für viele Kirchen höchst verderblichen Streite ein Ende zu machen. Der Papst war so wenig geneigt, von seinen angemassten Rechten über die Gewalt der Könige abzugehen, dass er, nebst anderen Gewaltstreichen, die er gegen den König und die französische Clerisey wagte, auch allen denen, welche seit diesem Streite vom Könige zu Bischöfen ernannt wurden, die Confirmationsbullen versagte. Papst Innocenz XII wollte nur unter der Bedingung sich beruhigen, wenn die Bischöfe Frankreichs ihre Erklärung, sowohl in Ansehung des Regalienrechts, als der Gewalt des Papstes, widerriefen. Da man aber sowohl von Seiten des Königs, als der Bischöfe, diess nicht zu thun entschlossen war, und doch den Streit beendigt wünschte: so wurde im Namen der Bischöfe, welche die Versammlung ausgemacht hatten, ein Brief in zweydeutigen Ausdrücken, in welchen um Verzeihung gebeten wurde, verfasst und an den Papst geschickt.

Höchst liebenswürdig erscheint *B.* bey der Widerrufung des Edicts von Nantes, als die Protestanten in ganz Frankreich fürchterlich verfolgt wurden. *B.* nahm sie gegen die königlichen Beamten väterlich in Schutz, und bediente sich gegen sie keiner anderen Waffen, als der sanften Belehrung und freyen Überzeugung. Nicht so edel benahm er sich bey dem Quietistenstreite gegen Fenelon.

Ms.

Leipzig, b. Vogel: *Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung des Jöcher'schen Allgemeinen Gelehrten Lexikons, und des Meusel'schen Lexikons der von 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller,* von *Karl August Hennicke,* der Rechte Baccal. und Advoc. in Leipzig. 1 — 4 Stück. 1811 — 1819. 8.

Den Fleiss, welchen Hr. *H.* diesen Beyträgen gewidmet hat, werden Alle, ja selbst die Hnn. *Rotermund* und *Meusel*, welche nach *Adelung* rühmlichst fortfuhren, das *Jöcher*'sche Werk zu ergänzen und zu berichtigen, dankbar anerkannt haben, obgleich, wie Rec. glaubt, alle Literatoren, um das, was sie jetzt kaufen, nicht noch einmal kaufen zu müssen, ihm noch mehr danken würden, wenn er Jenen seine Collectaneen schriftlich mitgetheilt hätte. So gut er sich auch in seiner Vorrede gegen diesen Vorwurf zu verwahren sucht: so fürchtet doch Rec., welcher diese Beyträge für sehr nützlich hält, dass nicht Alle mit seiner Entschuldigung zufrieden seyn möchten. Doch wir wollen das, was er gegeben, mit Dank annehmen, und sehen, was und wie er es gegeben habe. Man darf aber nicht erwarten, dass in diesen Beyträgen alle, oder wenigstens die meisten im *Jöcher* und *Adelung* fehlenden Schriftsteller verzeichnet worden: denn eine solche Ergänzung würde, wie der Vf. meint, mehrere Bände von der Stärke der *Adelung*'schen Supplemente erfodern — doch wohl nicht nach *Adelung* und *Rotermund?* Seine Absicht schränkt sich vielmehr auf die bey *Jöcher* und *Adelungs* Fortsetzung von dem Buchstaben *A* bis *K* enthaltenen Artikel ein, um die ganz dürftigen und un-

bestimmten zu ergänzen und zu berichtigen, und die in beiden Werken doppelt aufgeführten oder ganz irrigen und völlig wegzustreichenden anzuzeigen, und dadurch einem künftigen Bearbeiter des *Jöcher*'schen Lexikons bis zum Buchstaben *K*, als auch hin und wieder bey den folgenden Artikeln der *Rotermund*'schen Fortsetzung vorzuarbeiten. Zu loben ist die Bemühung des Vfs., die dürftigen, unbestimmten und irrigen Artikel zu ergänzen und zu berichtigen; aber die doppelt und unter verschiedenen und abwechselnden Namen im *Jöcher*'schen Lexikon aufgeführten Artikel wünscht Rec. mit Hn. *H.* doch nicht ganz zu streichen. *Jöckern*, welcher viele Jahre aus verschiedenen Schriften, auch verschiedener Nationen und Zungen sammelte, ehe er sein grosses Werk vollendete, war es wohl zu verzeihen, wenn er einen und ebendenselben Schriftsteller, den er in lateinischen, deutschen, französischen und anderen Schriften unter verschiedenen, nach der Sprache der Verfasser veränderten Namen vorfand, auch unter verschiedenen Namen aufführte, besonders, wenn sie ihre Namen aus neueren lebenden Sprachen in die lateinische umgeformt hatten. Bisweilen hat er sie selbst in beiden Sprachen angegeben, und seine Leser auf den gewöhnlichen, und in Schriften allgemein angenommen Namen, als bey *Saumaise* auf *Salmasius*, aber freylich nicht bey allen Artikeln, hingewiesen: und diese wünscht Rec. nicht völlig zu streichen, sondern beyzubehalten, doch aber kurz anzudeuten, und das, was in beiden oder mehreren Stellen zerstreut gesagt worden ist, in einer zusammenzutragen, damit sie der Leser, wenn er sie etwa unter den anderen Namen irgendwo verzeichnet finden sollte, in einem allgemeinen Gelehrten-Lexikon nicht vergeblich suchen darf, als *Louise l'Abbé* und *Labbé* (schreibt man doch auch jetzt bald *l'Archer*, bald *Larcher* und *Larcherius*); *Abdul malek ben Zohar*, und *Zohar*, auch *Ibnu Zohar*, s. *Saxe Onomast. Litt.* T. II p. 246. *Aldendorp* und *Oldendorp*, s. *Saxe* III, p. 371. *Ambach* und *Ampach*, *Jöcher* I, 354 (554), ohne Zweifel Beides richtig, und vielleicht *Ampach* richtiger, als *Ambach*, denn so schrieb sich zur Zeit der Reformation *Vit. Amerbach*, wie ihn *Jöcher* und andere Literatoren nennen, meistentheils *Amerpach* in seinen Briefen, wovon Rec. einige im Originale besitzt. Auch glaubt Rec., dass der Vf. von *Adelung* schon berichtigte Artikel des *Jöcher*'schen Lexikons, als: *Matthias de Albertis*, *Elias Andreas*, auch diejenigen, welche *Jöcher* schon selbst berichtigt hatte, als No. 57, *Basianus* und *Bosianus*, nicht einmal anzuzeigen, noch weniger wieder zu berichtigen nöthig gehabt hätte. Verdienter würde er sich um *Jöcher* und *Adelung* gemacht haben, wenn er die von beiden übergangenen Schriftsteller von dem Buchstaben *A* bis *K*, die er etwa in seinen Collectaneen aufgezeichnet hat, und die von Anderen noch nicht bemerkt worden wären, nachgetragen hätte. Das, was Hr. *H.* im *Jöcher-Adelung*'schen Gelehrten-Lexikon ergänzt und berichtigt hat, füllt nur die ersten 10 Seiten, die übrigen enthalten Beyträge zu dem auf dem Titel genannten *Meusel*'schen Lexikon, wozu auch schon mehrere von Anderen in periodischen Schriften geliefert worden sind.

Bey No. 29, *Arnoldi*, konnte noch bemerkt werden, dass sein Geburtsort nicht Bergerdorf, sondern Bergedorf genannt wird, und dass er zuerst Conrector in Lüneburg 1622, und dann 1625 in Hamburg an dem Johanneo gewesen sey, s. *Jo. Alb. Fabricii Memor. Hamburgens.* Vol. III p. 552. *Böcler* No. 95 steht bey *Jöcher* nicht S. 1557, sondern S. 1567. Bey *Adelung* ist *Böcker* wohl nichts, als Druckfehler für *Böcler*. *Bond*, No. 98, hat *Jöcher* S. 1224, nicht 1274. Bey *Georg Becker*, *Jöcher* S. 899, konnte noch bemerkt werden, dass dessen *orator extemporaneus* nicht 1655, sondern 1656, 12., zu Gross-Waradein in Ungarn, und bey *Joh. Heinrich Bisterfeld*, *Jöcher* S. 1107, dass seine *Logica in usum Scholae Albensis*, auch daselbst 1649, 8., gedruckt worden sey, s. *Milleri Fragment. veteris typograph. Magno-Varadinensis* p. 40 u. 48. Aus eben diesen *Fragm.* kann auch nach S. 24 ff. der Art. *Berexasius* (*Beregszaszius*) im *Jöcher* S. 988 berichtigt werden. Das Buch, von welchem *Jöcher* sagt, dass es *de controversiis religionis pro ecclesia Reformata* handle, ist so überschrieben: *Beregszaszii Petri, Ecclesiae Varadinensis Ministri, Apologia, pro Ecclesiis Reformatis, Actis impiis Synodi Sabariensis opposita: cum praefatione ad illustrissimos Transsilvaniae Praesides. Accedit Xenium Jesuitis exhibitum, aliquot Epigrammata a diversis scripta, et edita in gratiam Jesuitarum; item institutio Monachi, cujus titulus inditus est Jesuita. Varadini excudebat Rodolphus Hoffhalterus*, 1585, 8. Diese Fragmente gedenken auch noch S. 15 eines Schriftstellers, *Andr. Beythe*, mit seinen Schriften, den weder *Jöcher*, noch *Adelung* gekannt haben. Bey *Friedr. Brummer*, *Jöcher* S. 1417, kann noch hinzugefügt werden, dass ihm Thom. Reinesius in seinem Testamente seine ganze Bibliothek vermacht habe, welche hernach durch Vermittlung Veit. Ludw. v. Seckendorf von seinen Anverwandten erkauft, und in Zeiz mit der Pflugischen Stiftsbibliothek vereinigt worden ist. S. 14, No. 18. *Agner* starb nach 1763 — bestimmter den 21 Oct. 1769. S. 29 Z. 12 ist Gablenz für Galenz zu lesen. S. 40, No. 95, *Joh. Gottfried Bergter*. Dieser Art. ist so zu verbessern: Er war erst Pastor in Ossig bis 1774, dann zu St. Stephan in Zeiz, hierauf 1775 Diakonus zu St. Michaelis daselbst, wo er 1788 den 11 Jul. als Archidiakonus starb. *Beurhaus* S. 43 wurde auch Bürhus und Bürris geschrieben, s. *Mellmann: Das Archigymnasium in Dortmund*, Dortm. 1807, 8. S. 65, welcher auch noch von mehreren gelehrten Bürhusen daselbst Nachricht ertheilt. *Borck*, S. 59, starb in Naumburg 1754. S. 83 No. 195. Nicht *Bürkner*, sondern *Birkner*, war zu Tanneberg bey Meissen, denn es giebt mehrere Tanneberge im Königreiche Sachsen, geboren, und im siebenjährigen Kriege bey den damaligen kursächsischen Truppen als Feldarzt angestellt. Er starb nicht 1776, sondern schon 1775, den 26 Apr. in Gera, s. *Hauptmann's Nachrichten von den Vorstehern und Lehrern des Gymnasiums zu Gera*. Gera, 1808. S. 31, welcher auch S. 24 noch eines Gelehrten, Zacharias Appenfelder, gedenkt, den weder *Jöcher*, noch *Adelung* kennt. Alle diese Zusätze beziehen sich bloss auf das *erste* Stück: man wird daraus auf das Ganze einen Schluss machen können.

H. i. k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

Hannover u. Leipzig, b. Hahn: *Cicero von der Verachtung des Todes. — Erstes Tuskulanisches Gespräch*, übersetzt von *August Ludw. Gottlob Krehl*, Dr. der Philos., Prof. an der königl. Sächs. Ritterakademie zu Dresden. 1819. XII u. 91 S. gr. 8. (9 gr.)

Nach dem vorgesetzten Schreiben an Hn. Hofr. *Thiersch* in München las der Übersetzer mit seinen Schülern die erste tusculanische Disputation vor zwey Jahren. — Die Gewohnheit, bey jeder statarischen Lectüre den Zuhörern eine Übersetzung vorzulesen, theils um das Verständniss der schweren Stellen zu befestigen, theils zur Übersicht des Ganzen, endlich auch zur Bildung der Muttersprache — ist ganz gut, und jedem Lehrer der alten classischen Literatur zu empfehlen. Die *Linkische* Übersetzung konnte er nicht erlangen, legte also selbst Hand an, und fertigte eine eigene. Diess billigt Rec. aus Erfahrung. Nicht eine fremde, sondern eine eigene Übersetzung sollte es jedesmal seyn, die den Schülern vorgelesen wird. Denn nur bey der letzten ist eigene Überzeugung, nur wenn der Lehrer selbst die Schwierigkeiten durch Nachschlagen, Vergleichen, Eindringen in den Text überwunden hat, kann er den Schülern Rede und Antwort geben; einer fremden Übersetzung würde er oft blindlings folgen, ohne die Gründe überall angeben zu können, die den fremden Übersetzer leiteten. Kein Wunder, dass Hr. *Krehl* das Bekenntniss ablegt, das eigene Übersetzen habe ihm den grossen Vortheil verschafft, dass er an mehr als Einer Stelle tiefer in den Sprachgebrauch einzugehen veranlasst worden, als es vielleicht ohne dieses der Fall gewesen seyn würde. — Über diess eigene Übersetzen kommen nun gute, und für jeden Schulmann brauchbare Bemerkungen vor. Neben dieser Übersetzung arbeitete Hr. *Kr.* auch einen Commentar aus, und er entschloss sich, auf eine vollständige Bearbeitung zu denken, und durch ein sorgfältiges Studium der Überreste der griechischen Philosophie sich zum Erklärer dieser vortrefflichen Abhandlung geschickt zu machen. Als Vorläufer soll daher diese Übersetzung betrachtet werden. Sie ist nach der *Wolf*schen Ausgabe gemacht. Nur an wenigen Stellen glaubte der Übersetzer von ihm abgehen zu müssen.

Es ist allerdings ein verdienstliches Unternehmen, dieses philosophische Werk Cicero's, das so richtige und schöne Gedanken enthält, durch so passende Beyspiele aus der früheren Geschichte erläutert und verschönert wird, und eine reine Quelle von Weisheitslehren eröffnet, zu verdeutschen, und überdiess einen Commentar darüber, wie der Vf. verspricht, auszuarbeiten. Aber wir wünschten, dass es nicht bloss bey der Übersetzung und Bearbeitung dieses ersten Buches der tusculanischen Untersuchungen sein Bewenden haben, sondern dass Hr. *Kr.* auch die übrigen Bücher übersetzen, und darüber commentiren möge. Dieses erste Buch ist schon mehrmals, zum Theil gut, übersetzt worden; seltener legten die Philologen an die folgenden Bücher die Hand. Eine Übersetzung und Bearbeitung dieser ist auch um so mehr zu wünschen, da in denselben grössere Schwierigkeiten vorkommen, als in dem ersten Buche. Der Grundtext der philosophischen Bücher Cicero's ward auch in neueren Zeiten sehr emendirt, vornehmlich in den Ausgaben von *Schütz* und *Görenz*, die allerdings neben *Wolfs* Ausgabe zu Rathe gezogen, und in mehreren Hinsichten von einem Übersetzer und Bearbeiter der tusculanischen Untersuchungen benutzt werden können. Die Ausgabe von *Joh. Davis* 1709. 1723. 1730. 1738, und die französische Übersetzung des Abts *Olivet* (*M. T. C. Tusculanes traduites par Messieurs Boubier et d'Olivet avec des Remarques.* III Tom., à Paris 1737. 8. Amsterd. 1739), können besonders viele Hülfe leisten. — Übrigens ist es befremdend, dass unser Übersetzer nur die *Linke*'sche Übersetzung zu kennen scheint. Vom 1 B. erschien die erste Hälfte trefflich verdeutscht von *Fr. Frd. Drück*, ehemaligem Prof. am königl. oberen Gymnasium zu Stuttgardt, im 1ten und 2ten Hefte des *Museums für die griech. und röm. Literatur*, von *Conz.* 1794. Auch hat man eine Verdeutschung des 1 B. von *H. F. Dietz*, Magdeb. 1780. 8. Das 5te B. ist im J. 1782 in München übersetzt herausgekommen, ohne Namen des Übersetzers. Alle 5 Bücher erschienen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von *Joh. Dav. Büchling* in Halle, 1799. Ebenso mit kurzen Anmerkungen von *Joh. Jos. v. Euber*, Heilbronn und Rothenburg, 1795. Den Werth dieser Arbeiten zu schätzen, liegt hier ausser des Rec. Plane — nur mussten sie genannt werden, weil sie unserem Übersetzer ganz unbekannt zu seyn scheinen.

Aber nun zur Übersetzung selbst! So gut und

brauchbar Rec. dieselbe findet: so ist sie doch nicht immer getreu. Der Sinn ist zwar meistens richtig getroffen, und Deutlichkeit und Reinheit der Sprache empfehlen die Arbeit beynahe durchaus. Aber an der erfoderlichen Genauigkeit und Treue fehlt es hie und da, so selten auch der Leser in Hinsicht auf die Auffassung des wahren Sinnes dabey verlieren kann. Belege hiezu lassen sich leicht geben. Z. B. oft kommen nähere Bestimmungen vor, die nicht gerade im Texte liegen. Gleich im Anfange des 1 Cap. werden die Worte: *cum defensionum laboribus senatoriisque muneribus aut omnino aut magna ex parte essem aliquando liberatus* — so übersetzt: *Da ich nun von den Arbeiten gerichtlicher Vertheidigungen gröstentheils, und von den Senatsgeschäften ganz befreyt bin.* Hier wird also *omnino* bestimmt bezogen auf *senatoriisque muneribus*, und *magna ex parte* auf *gerichtliche Vertheidigungen.* Allein so bestimmte es Cic. nicht; er wollte sagen: nachdem ich von den mühsamen gerichtlichen Vertheidigungen und von den Geschäften im Senate theils ganz, theils grossentheils befreyt bin, so u. s. w. Ungeachtet die Beziehung des *omnino* und *magna ex parte* dem Geschichtlichen nach ganz richtig ist: so wird sie gleichwohl in den Worten des Textes nicht so ausgedrückt. Zuweilen ist auch etwas zu unbestimmt übersetzt; z. B. C. 1: *Jam illa, quae natura non literis adsecuti sunt — die Vorzüge, die sie der Natur, und nicht der Kunstbildung verdankten.* Hier ist *literis* nicht bestimmt genug gegeben; die Kunstbildung kann ja auch geschehen ohne Schriften, durch mündlichen Unterricht, durch angestellte Übungen von Lehren u. dgl. Cic. will aber hier sagen: das, was die Römer durch die natürliche Anlage, nicht aus Schriften erreicht oder erlangt haben. — Hie und da ist ein Ausdruck im Original nicht erschöpft. Z. B. C. 1 wird *constantia* übersetzt durch *Standhaftigkeit.* Der Römer dachte sich unter *constantia* etwas Anderes, als der Deutsche sich denkt unter *Standhaftigkeit.* Das Letzte heisst soviel als Beharrlichkeit, Festigkeit im Handeln, unerschrockenes muthiges Ausdauern. *Constantia* aber, besonders wenn diess Wort neben anderen Tugenden steht, drückt aus die Fertigkeit, nach welcher der Mensch in Verfolgung eben desselben Zweckes in seiner ganzen Denk- und Handlungs-Art sich immer gleich bleibt, und zwar in Dingen, welche sich auf das sittlich Schöne und Gute beziehen. — Der Übersetzer braucht auch oft zu viele Worte, da er Etwas kürzer und dem Originale gemässer hätte ausdrücken können. Z. B. C. 2: *jacentque ea semper; quae etc. — das kann sich nie durch fröhlichen Anbau erheben,* st. liegt danieder. — Abweichungen vom Worte kommen vor z. B. C. 1: *magna ex parte — gröstentheils.* Es heisst ja nur: grossentheils. Ebendaselbst: *(studia) quae retenta animo — zu dem mich zwar meine Neigung immer hinzog.* Vielmehr ist der Sinn: (Studien) die in meiner Seele (in meiner Neigung) zurückbehalten wurden, d. i. die ich zwar gern getrieben hätte nach meiner Neigung, welcher ich aber nicht nachgeben konnte, sondern, die ich gleichsam in mich hinein verschliessen musste. Oder, wenn *retenta* nicht von *retinere*, sondern von *retendere* abgeleitet wird: (Studien) die in meiner Seele gleichsam zurückgespannt, gehemmt wurden. C. 1: *recta vivendi ratio* wird übersetzt: *ein glückliches Leben. Rectus* ist aber vielmehr geregelt, (hier) nach den Vorschriften der Tugend, rechtschaffen. C. 2: *Clarorum hominum virtutes — die Thaten berühmter Männer,* st. Vorzüge, gute Eigenschaften, Tugenden. Ebendaselbst: *huic generi — der Dichtkunst.* Diese ist freylich gemeint, aber nicht im Original so ausgedrückt. C. 1: *hoc mihi latinis literis illustrandum putavi — so habe ich mir vorgenommen, diese (Philosophie) in lateinischer Sprache darzustellen.* Kein Wort hier im Texte von *vornehmen,* sondern *putavi.* Ebenso wenig heisst *illustrare darstellen* — vielmehr: in's Licht setzen, oder wenigstens: deutlich darlegen, darstellen. Ebendaselbst: *quia meum semper judicium fuit — weil meine Überzeugung immer war;* vielmehr: weil ich immer urtheilte, der Meinung war, dass u. s. w. Ebendaselbst: *quid loquar de re militari? Ferner haben in dem Kriegswesen* u. s. w. Hier steht im Texte nichts von *ferner* — vielmehr: was soll ich vom Kriegswesen reden? Wenn diess gleich eine der römischen Sprache eigene Übergangsformel ist: so darf und soll sie doch in der Übersetzung stehen, die das Original ausdrücken muss, und in welcher das Gepräge desselben doch immer, so weit es nicht gegen unsere Sprachart anstösst, angetroffen werden darf, besonders, wenn eine solche Arbeit vom Lehrer bestimmt ist für seine Schüler, die den Text übersetzen, und denen nachher die Übersetzung des Lehrers vorgelegt wird. C. 2: *nec tamen sic, qui magnis ingeniis in eo genere extiterunt, non satis Graecorum gloriae responderunt — dessen ungeachtet wurde auch in diesem Fache der Ruhm der Griechen errungen, wenn grosse Geister in demselben auftraten.* Hier liess der Übersetzer ohne Zweifel, wie in den gewöhnlichen Ausgaben: *si qui* u. s. w. Die bessere Lesart aber, die sich auf wichtige Codd. gründet, ist: *nec tn. sic, qui* u. s. w. *Sic* bezöge sich dann so aufs Vorhergehende, dass der Sinn wäre: und doch, ungeachtet man sich auf die Dichtkunst nicht eifrig legte, und die Dichter nicht so hoch geschätzt wurden — doch haben diejenigen, die für dasselbe Fach ein grosses Talent hatten, dem Ruhme der Griechen hinreichend entsprochen, oder den Ruhm der Griechen auch erreicht. Überdiess ist von *Erringen des Ruhms* nicht die Rede. Von Männern, die für ein gewisses Fach ein besonderes Talent haben, sagt man auch nicht: *grosse Geister.* Diess Letzte drückt etwas ganz Anderes aus. — Ebendaselbst: *Honor alit artes — Ehre ist die Mutter der Künste.* Warum nicht: Ehre nährt (befördert) die Künste. Mutter ist die Erzeugerin oder Gebärerin. Der Sinn der Übersetzung würde also seyn: Ehre erzeugt oder gebiert Künste. Diess will Cic. nicht sagen, sondern: Ehre ist ein Mittel, wodurch die Künste immer mehr emporkommen, angebaut, geübt werden. C. 1: *Quae tam excellens in omni genere virtus in ullis fuit, ut sit cum majoribus nostris comparanda? Welches Volk dürfte sich in Rücksicht* (in Hinsicht) der u. s. w., und

überhaupt in dem unermüdeten Streben nach jeder Vollkommenheit mit dem unserigen messen? Vom Sinn war keine bedeutende Abweichung, aber von den Worten. Ebendaselbst: *Doctrina Graecia nos et omni literarum genere superabat — Allerdings gab es eine Zeit, da* u. s. w. Diess steht nicht im Texte. Ebendaselbst: *Serius poeticam nos accepimus — so ist allerdings die Dichtkunst unter allen Feldern der Wissenschaften bey uns viel später einheimisch geworden.* Wahr — aber so sprach hier Cicero nicht. — Zuweilen ist mit solchen Abweichungen von Ausdrücken und Redearten im Texte doch auch eine mehr oder weniger bedeutende Abweichung vom Sinne verbunden. Z. B. C. 2: *Sero igitur a nostris poëtae vel cogniti vel recepti — Spät also haben wir die Dichter kennen gelernt, und bey uns aufgenommen.* Cic. wollte vielmehr sagen: spät haben wir entweder die Dichter kennen gelernt, oder ihnen Eingang bey uns gestattet. Das *vel — vel* musste hier ausgedrückt werden. Denn es konnten zwey Fälle Statt finden. Die Römer konnten nämlich von den Griechen die Dichtkunst spät erfahren; spät kennen gelernt, und sie doch noch nicht aufgenommen haben; es folgt nicht, dass sie derselben sogleich Eingang bey ihnen verstatteten, sobald sie dieselbe kennen lernten; es konnte aber auch der Fall seyn, dass sie dieselbe frühe, schon lange vorher kannten, ehe sie ihnen mit Liebe die Aufnahme gönnten. C. 5: *ut recte quis sentiat — dass Jemand bey sehr gesundem Verstande* u. s. w. Nicht doch! Diess müsste heissen: *ut quis sana mente praeditus,* und es würde nicht einmal in den Context taugen. Es ist nicht davon die Rede, dass Jemand einen sehr gesunden Verstand haben, und sich doch nicht fein oder schön ausdrücken könne, sondern davon ist die Rede, dass Jemand richtige, wahre Gedanken haben, sie aber nicht in einer feinen, gebildeten Sprache vortragen kann. — Beyspiele, die den bisherigen ähnlich sind, könnten noch viele angeführt werden. — Unverständlich und undeutsch ist: C. 8: *Quam? (Epicharmi sententiam) non enim novi. Dass* (das) *ich nicht wüsste.* Nämlich in Beziehung auf den Ausspruch: übrigens scheint der mir zu denken, wie Epicharmus. Es werden ferner oft mancherley Beysätze gemacht, die nicht im Texte liegen, und den Satz schleppend machen, statt ihm die Rundung und Kürze des Originals zu geben. — Auch finden sich einige Zweydeutigkeiten, wie C. 15 der übersetzte Vers aus einem alten Dichter eine solche enthält: *cur? volito vivus per ora virûm.* Der Sinn ist: nach meinem Tode bin ich nicht zu bemitleiden, warum? ich fliege lebendig von Mund zu Mund. Die Übersetzung sagt: *Nicht todt flieg' ich von Mund zu Mund. Nicht* könnte auf *fliegen* bezogen werden, wo ein ganz entgegengesetzter Sinn herauskäme. — Auch könnte hie und da ein besserer, wenigstens logisch und grammatisch richtigerer Ausdruck gewählt worden seyn. Z. B C. 4: *ut enim antea declamitabam causas — so wie ich vorher die gerichtliche Rhetorik trieb.* Warum nicht: die gerichtliche Beredsamkeit. Somit verstand man leicht Cicero's Vertheidigungs- und Anklage-Reden — die Beredsamkeit praktisch; aber unter dem *Treiben der gerichtlichen Rhetorik* könnte auch verstanden werden die Theorie, der Unterricht in der Beredsamkeit, besonders, weil Cicero meistens das Wort *rhetor* gebraucht, wenn er von *Lehrern der Redekunst* spricht, sonst *orator*, wenn die Rede ist vom (praktischen) Redner. Endlich Ausdrücke, wie: *Jedermann, interessiren* — und Zusammensetzungen, wie *Ruhmes-Sold, Jäh-Absturz* (diese letzte zwar in Versen), hätten leicht vermieden werden können — doch kommen solche selten vor. — Diese Bemerkungen hat Rec. gemacht, nicht um dieser Übersetzung, die Empfehlung verdient, ihren Werth zu schmälern, sondern um Hn. *Krehl's* Aufmerksamkeit bey künftigen Arbeiten von dieser Art darauf zu lenken, dergleichen, wenn schon nicht immer bedeutende, Fehler zu vermeiden.

Th. T.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Rein: *Lilien.* Von *Fanny Tarnow.* 1821. 1 Band. 330 S. 2 Band. 284 S. 8. (3 Rthlr.)

Unter den deutschen Schriftstellerinnen nimmt die Vfn. eine ehrenvolle Stelle ein. Sie unterhält nicht nur, verräth nicht nur manche Kenntnisse, empfindet nicht nur richtig, sondern auch ihr Urtheil über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ist gediegen und richtiger, als mancher Schriftsteller unserer Zeit, und die Grundsätze, die sie vorträgt und empfiehlt, sind so wenig schwärmerisch als leicht, sie sind vernünftig und christlich. Mehrere der hier gesammelten Aufsätze erinnern wir uns schon in Zeitschriften gelesen zu haben. Im 1 Bande sind enthalten: *Erinnerungen aus Franziska's Leben,* ein Vermächtniss für ihre jungen Freundinnen. Es kommen darin über Mädchenbildung und Erziehung sehr beherzigungswerthe Bemerkungen vor. — *Eudoxia Feodorowna, Kaiserin von Russland.* Ihre Geschichte, sehr gut dargestellt. — *Glaubensansichten.* Von zwey Jugendfreundinnen ist die eine durch die Umstände unter ein separatistisches Häuflein gerathen, beredet sich, hier das einzig-wahre Christenthum gefunden zu haben, und zerquält sich, und wird von Anderen gequält, dass doch noch nicht alle Zweifel und Bedenklichkeiten schweigen wollen. Die andere ist eine denkende, klarsehende und heitere Christin. Der hier gelieferte Briefwechsel wird aber nur als Bruchstück angekündigt, und es fehlt die Entwickelung manches Angesponnenen. Wir wünschten wohl, dass die Vfn. ihn in dem Geiste fortsetzte, welcher aus dem spricht, was wir vor uns haben. Sie scheint das Treiben derer, die mit Verachtung Anderer allein Christen zu seyn sich anmasen, und eine besondere Heiligkeit zur Schau tragen, sehr gut zu kennen. — *Blätter aus Nataliens Reisetagebuche.* Sie betreffen Lübeck und dessen Merkwürdigkeiten in Hinsicht der Kunst. — *Erinnerung aus dem*

Leben des schwedischen Grafen von L—d. Eine etwas schauerliche, doch nicht eben unwahrscheinliche Geschichte. — *Treue und Dankbarkeit.* Die hier geschilderte Anhänglichkeit und Rechtschaffenheit eines Dieners hat etwas Rührendes und Achtung Erregendes; doch scheint uns in der Art der Annahme von Seiten der Baronin nicht ganz das zu erwartende Zartgefühl sich zu offenbaren.

Der 2 Band beginnt mit *Jugendansichten, aus Julianens Tagebuche,* und *aus Nataliens Tagebuche.* Jene denkt, nach ihrer Ansicht des Lebens, mit Schrecken an die Zeit, da die Schönheit verblüht; diese hat sich früh an den Gedanken gewöhnt, dass mit der Jugendblüthe das Reich der Eitelkeit und des Reizes endet, sich früh darauf vorbereitet, sie nicht als den Verlust ihrer süssesten Gabe beweinen zu müssen. — *Züge aus dem Leben des Grafen Miloradowitsch, Kaiserl. Russ. Generals der Infanterie.* Die Vfn. verdankt den Stoff dieses Aufsatzes einem der unzertrennlichsten Waffengefährten des Grafen. — *Edle Minne, oder Bruchstücke aus dem Leben des Grafen von Montbary.* Dieser kleine Roman macht die Miene, der Geschichte anzugehören, was doch der Fall wohl nicht ist. — *Fürst Olaf und Frau Lotte.* — *Dalinde von Linsingen.* Die Erzählungen der Vfn. machen auf Poesie im höheren Sinne keinen Anspruch, aber sie sind unterhaltende und anziehende Einkleidungen gediegener Lebensweisheit. So gut sie aber im Ganzen schreibt: so sind doch ihre Perioden oft zu lang; oft regiert ein mit *dass* anfangender Satz den anderen ebendamit beginnenden, z. B. „*dass* es mir nie eingefallen war, zu denken, *dass*“ u. s. w. Einmal heisst es: Das den Wunsch, in der Nähe ihres Vaters *zu* bleiben, um einen günstigen Zeitpunct zur Versöhnung augenblicklich benutzen *zu* können, *zu* erfüllen verhiess.“ — „Begnügte *mich, mich* erkundigen zu lassen.“ Dergleichen Übelklänge sind nicht ganz selten! Nicht zu billigen ist auch „die Furcht der ängstlichen Sorge,“ und: „hoffnungslose Trostlosigkeit.“ — „Gott hat diesen Segen an *mick* erfüllt,“ gehört wohl unter die Druckfehler, deren überhaupt manche bedeutende übersehen sind.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

BOTANIK. *Prag,* b. Calve: *Catalogus plantarum ad septem varias editiones commentariorum Mathioli in Dioscoridem.* Ad Linnaeani systematis regulas elaboravit *Comes Casp. ab Sternberg.* 1821. IV u. 30 S. Fol.

Auf die Erfüllung eines von den Botanikern längst gehegten, leider bis jetzt noch frommen Wunsches, dass wir endlich zu einer kritischen Synonymik, besonders der älteren botanischen Schriftsteller, gelangen möchten, hinarbeitend, hat der Vf. den Commentar des Mathioli über den Dioskorides erwählt, um, wie er bescheiden erklärt, an ihm nur eine Norm aufzustellen, wie im Sinne einer solchen Synonymik ein älterer Schriftsteller zu behandeln sey. Und wirklich hat dieser ehrwürdige Veteran der Botanik, der nun so fruchtreich auch mit der literarischen Vorwelt, wie mit der botanischen Urwelt, sich beschäftigt, hierin nicht bloss der Form nach ein Muster aufgestellt, von dem wir nun wünschen, dass es zahlreiche Nacheiferer errege, sondern selbst ein schätzbares reelles Verdienst um jenen verdienstvollen Alten (der, wie uns scheint, die geringschätzige Behandlung nicht verschuldet hat, die er jüngst in einer *sogenannten* Geschichte der Botanik erfahren musste), sowie um die jetzt immer mehr in die Vergangenheit zurückblickenden, und da einen festen Haltpunct und Trost suchenden neueren Botaniker sich erworben. Um Mathioli's Pflanzen, die gleichwohl in einigen Ausgaben mit den saubersten Holzschnitten abgebildet sind, hatte *Linné* sich wenig bekümmert: was für ihre Synonymie geschehen ist, verdankt man unter den Neueren besonders *Smith, Pohl, Decandolle* und *K. Sprengel.* Dass dem Vf. nach solchen Vorgängern eine doch noch so reiche Nachlese bleiben musste, begreift man leicht, wenn man sieht, dass er hier mit unsäglichem Fleisse *sieben* verschiedene Ausgaben des Mathiolus verglichen hat, welche die grössten Abweichungen darbieten, und von denen fast eine jede neue Pflanzen enthält, die in der vorgehenden vermisst wurden. Nach der wohlgeschriebenen Vorrede giebt der Vf. 1) einen Index, bey welchem die Pflanzennamen aus dem Mathioli voran, und die *Linnéisch*-systematischen Namen hintennach stehen, für diejenigen, welche in seinem Commentar sich umsehen, nützlich; 2) vornehmlich, einen Index, worin der systematische Name vorangeht, der des Mathioli folgt, und nun in einer Reihe die sieben erwähnten Ausgaben so neben einander gestellt sind, dass die Seitenzahl von jeder in Rede stehenden Pflanze in einer jeden Ausgabe angegeben wird. Hinten ist unter der Rubrik: „*Adnotationes,*“ der Schriftsteller, der die Mathioli'sche Pflanze linneisch bestimmt, oder der Autor, dessen Pflanze der Vf. in der des Matthioli wiedererkannt hat, citirt; hier werden vergleichende kritische, geschichtliche Bemerkungen über die Abbildungen u. s. w. beygebracht; überall findet man die Gelehrsamkeit und den kritischen Scharfsinn des Vfs. zu bemerken Gelegenheit. Auf diesen zweyten Index folgen ein paar Dützend ausführlichere Anmerkungen, über das Geschichtliche einzelner merkwürdiger Pflanzen, oder über solche, deren Synonymie dem Vf. zu entwirren unmöglich war. Deren sind indess nur sehr wenige; auch dürfte es mit ihnen schwerlich einem Anderen besser glücken. Wer die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit kennt, wird dem Vf. gewiss für den unsäglichen Fleiss, den er darauf verwendet, aufrichtigen Dank sagen; auch ist zu hoffen, dass viele gelehrte Forscher von dem humanen Anerbieten des Vfs., Jedem, der sich mit älteren Schriftstellern auf ähnliche Weise zu beschäftigen unternimmt, die von ihm gemachten synonymischen Auszüge aus *Willdenow Spec. Plant.* mittheilen zu wollen, Gebrauch machen, und so das gründliche Studium der älteren Botaniker durch diese Anregung in neuer Kraft wieder aufblühen lassen werden.

SrsS.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

ÖKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Über das Electoralschaf und die Electoralwolle, nebst Anstalt für reine Stammhalter derselben.* Ein Beytrag zur höheren Schafzucht von *J. M. Freyherrn v. Ehrenfels.* Aus *Ch. K. André's* ökonom. Neuigkeiten, 1822. No. 1 u. 2, besonders abgedruckt. 1822. 31 S. 8. (6 gr.)

Theils aus früheren einzelnen Schriften, theils aus seinen Beyträgen in *André's ökonom. Neuigkeiten und Verhandlungen* ist der Vf. den Landwirthen Deutschlands als einer der ersten Kenner der Schafzucht rühmlichst bekannt; um so wichtiger erscheint gegenwärtiges kleine, aber inhaltsreiche Werkchen zu einer Zeit, in welcher die höhere Schafzucht Epoche macht.

Hr. *v. E.* spricht hauptsächlich über Einführung der hochedlen spanischen Schafe nach Sachsen im J. 1765, über die Verschiedenheit und den Werth dieser Schafraçe, ihre Verbreitung im ehemaligen Kursachsen, über ihren Untergang in Spanien selbst, über Rochsburg und die daher erhaltenen Stammheerden, über sein bisher bey denselben beobachtetes Verfahren, und schliesst mit dem Vorschlage zu einer Anstalt, durch welche man sich mit evidenter Sicherheit ächte Electoralschafe verschaffen könne.

Mit Recht verdient es S. 5 lobender Erwähnung, dass das sächsische Regentenhaus seinen Unterthanen Stammthiere aus jener Heerde um höchst billige fixirte Preise abliess, und noch heute ablässt. Frankreich und Österreich haben ähnliche Anstalten, jenes zu Rambouillet, dieses zu Holitsch; allein da in beiden die Zuchtthiere an die *Meistbietenden* veräussert werden: so scheint Beförderung der inländischen Schafzucht nicht der einzige Zweck jener Etablissements zu seyn, besonders da in Holitsch die Schafe geschoren, mit kaum halbzoll-langer Wolle, veräussert werden. In Preussen ist nun eine ähnliche Anstalt im Werden; — es handelt sich dort nur um die erweisliche Originalität des aus Frankreich gebrachten Viehes, welche die Heerden selbst mehr, als alle Zeugnisse, beurkunden müssen; allein ganz abgesehen hievon: so wünscht Rec., Preussen möchte ja stets dem segensreichen Beyspiele Sachsens mit fixen, möglichst billigen Preisen für die Inländer folgen.

Gegenwärtig hat Spanien aller Wahrscheinlichkeit nach keine Heerde mehr aufzuweisen, die von solcher Vollkommenheit wäre, wie der 1765 nach Sachsen gekommene Stamm. Der Vf. glaubt aber, dass derselbe in Sachsen selbst nur selten in ganz reiner Abstammung noch anzutreffen sey, indem die sächsischen Gutsbesitzer theils ihre Landschafe nur durch ächte Electoralböcke veredelten, theils ganze ächte Electoralheerden dadurch verdarben, dass sie, um ihnen einen grösseren Wollreichthum zu verschaffen, dichtwollige spanische Böcke aus fremden Racen einmischten. Nur die Heerde des Grafen Schönburg zu Rochsburg mache billig hievon eine Ausnahme, indem die dort eingeführte Stallfütterung, das nahe Herrenauge und richtige Veredlungsgrundsätze es möglich machten, bey reiner Abstammung, dennoch viel wollreichere Thiere hervorzubringen. Rec. theilt hinsichtlich der Reinheit der Electoralheerden ganz dieselbe Ansicht; was jedoch Rochsburg betrifft, so kann er, als ein naher und sorgfältiger Beobachter dieser Schäferey, nicht so ganz mit einstimmen. Jede sächsische Electoralheerde vom ersten Range, *so genährt, wie die Rochsburger*, wird dieselben Schurresultate liefern. Rochsburg macht mit dem Wollertrage der Jährlinge gewöhnlich nur das meiste Aufsehen; allein man vergesse nicht, dass diese Thiere mit dem zurückgelegten ersten Lebensjahre bereits ihre beynahe vollständige äusserliche Körperausbildung erreicht haben, weil sie nicht nur selbst so vortrefflich genährt werden, sondern auch Abkömmlinge einer seit mehr als 20 Jahren hindurch immer vortrefflich gehaltenen Heerde sind. Wenn also das Jungvieh in anderen edlen Schäfereyen Sachsens erst recht anfängt, sich auszubilden, so hat der Rochsburger Jährling fast schon vollendet. Wenn vom Wollertrage einer Heerde oder eines Stammes die Rede ist, so muss das Durchschnittsgewicht der *Mutterheerde* ganz allein entscheiden, nicht jenes der überfütterten Springböcke oder Jährlinge; dagegen muss aber auch das gereichte Futter jedesmal verglichen werden. Rochsburg kann sich nicht mit einem *dichteren Wollansatze* ausweisen, wohl aber mit sehr langer, kräftiger Wolle, fetten Vliessen und grossen Körpern. Wollen wir aber höchste Feinheit und Sanftheit als die preiswürdigste Eigenschaft der Electoralwolle aufstellen, dann getraut sich Rec. nicht, der Rochsburger

Wolle den ersten Preis in Sachsen zuzusprechen, und er freut sich besonders, durch die Erscheinung der vorliegenden Schrift eine recht passende Gelegenheit gefunden zu haben, seinen lieben Landsleuten hinsichtlich ihrer Schäfereyen, die für Sachsen eine Goldgrube sind, aber noch bey Weitem einträglicher gemacht werden könnten, Einiges ans Herz zu legen. Allerdings befinden sich noch mehrere Heerden Sachsens im Besitze des reinen Stammes von 1765; allein ergreift Sachsen nicht ernstliche Maſsregeln zur Sicherung seines Schatzes: so wird man bald Ausländer Früchte ernten sehen, die Sachsen bestimmt gewesen schienen. Wie die österreichischen Schäfereyen ihre Wollen, so verschleudern die sächsischen ihre Stammthiere, theils indem sie viel wohlfeiler verkaufen, als alle ihre Nachbaren, theils weil die Schäfereybesitzer selten verstehen, eine richtige Auswahl ihrer Stammböcke zu treffen, theils weil eben deſshalb sehr oft gerade die besten Böcke zum Verkauf ausgesetzt werden. Geschieht dieſs in edlen Heerden anhaltend: so ist es natürlich, daſs sie nach und nach ausarten müssen. Ferner hatte Rec. schon längst beobachtet, daſs die meisten sächsischen Schäfereybesitzer die inländische Schafzucht gerade nicht am besten kennen; der üble Umstand, daſs fast Jeder glaubt, er habe das Beste, mag zu dieser Sorglosigkeit das Meiste beytragen. Bereist und untersucht unser Schafzüchter nicht fleiſsig die inländischen Schäfereyen vom ersten Range mit Muſse und recht genau: so kann er gar keine bedeutenden Fortschritte machen, und nie das Höchste erreichen. Nichts ist für den gut unterrichteten, unparteyischen Sachkenner sonderbarer, als die Urtheile zu hören, die Einer über des Anderen Schäferey fällt: denn man spricht nur das Gesprochene nach, Keiner untersucht auch nur des Nachbars Schäferey an Ort und Stelle. Die sächsischen Schäfereybesitzer sollten es sich also mehr angelegen seyn lassen, das, was im eigenen und fremden Lande für die Schafzucht geschieht, genau kennen zu lernen, und nach Autopsie, nicht nach den verlautenden, höchst trügerischen Woll- und Zuchtvieh-Verkaufspreisen, zu urtheilen; so Manchem würde dann die Decke von den Augen fallen. Erst durch die Wirksamkeit des, von dem rastlosen *André* in Mähren gegründeten Schafzüchtervereins aus dem Schlummer geweckt, zeigte sich ein regeres Streben nach Fortschreiten unter Sachsens Schafzüchtern; allein noch viel zu Wenig geschieht bisher im Ganzen.

S. 14 sagt der Vf., daſs Spanien *jetzt* seine Raçeschafe in Absicht auf Wollfeinheit in Sachsen suchen sollte; der höchste Aufschwung der spanischen und europäischen feinwolligen Schafzucht sey jedoch dadurch zu erreichen, wenn ein deutscher Schafzüchter den spanischen Himmel mit sächsischen Electoralschafen vom J. 1765 bezöge, und da nach deutschen Veredlungs- und Paarungs-Grundsätzen forterbeitete. Wir würden dadurch Wesen creiren, die Alles zurücklassen, was Spanien bis heute hervorgebracht hat. Diese schwierige, *neue*, aber nicht unausführbare Idee wünscht der Vf. doch für künftige Zeiten zu retten. Rec. theilt ganz diese Ansichten, glaubt aber, daſs selbst in Deutschland noch gar Vieles für die weitere Vervollkommnung des Electoralschafes geschehen könne. S. 15 ff. entwickelt der Vf. das Verfahren, welches er zu Erhaltung seines ursprünglichen, von Rochsburg erhaltenen, Electoralschafstommes beobachtete; er setzt es vorzüglich darein, daſs er aus der alten, von Rochsburg erhaltenen Raçe zwey Stämme bildete, einen mit *ganz glatter*, den anderen mit *gezwirnter* (sehr stark gekräuselter) Wolle, und aus der Mischung beider erst das vollkommenste Wollthier und die wahre Electoralwolle hervorbrachte, mit dem seidenartigen, weichen, *leicht gewässerten*, in zarten Biegungen auslaufenden, von der Wurzel bis zur Spitze gleich feinen Haare, mit gröſstentheils weiſsem Fett, und einer gleichen Feinheit über alle Körpertheile. Rec. leuchtet die Richtigkeit dieses Verfahrens da, wo solche verschiedene, nur einseitig edle Raçen bestehen, vollkommen ein; er ist auch geneigt, zu glauben, daſs die Vermischung der verschiedenen Stämme, aus denen die Heerde von 1765 bestand, wesentlich zur Bildung der neuen (Electoral-) Raçe beygetragen haben mag; allein jetzt findet man in ganz Sachsen vielleicht kein Schaf, von der Heerde von 1765 abstammend, das *ganz glatte* Wolle, ohne alle Biegungen, trüge; die *reinen* Abkömmlinge dieser Heerde in Sachsen tragen durchaus entweder, und zwar gröſstentheils, gewässerte, oder, jedoch seltener, sehr gekräuselte Wolle, wovon selbst Rochsburg keine Ausnahme macht, obwohl sich der dermalige Charakter dieser Heerde augenscheinlich zur spanischen, 1778 nach Sachsen gekommenen Heerde hinneigt, die eben auch eine höchst edle, gewässerte Wolle, jedoch von etwas minderer Feinheit und Sanftheit, als jene von 1765, hervorbringt.

Der Vf. schlieſst mit dem Vorschlage zu einer Anstalt, wo reine Abkömmlinge der Heerde von 1765 in ihrer Vollkommenheit erhalten, und Zuchtthiere davon an Schäfereybesitzer verkauft werden sollen. Sie soll auf seiner Besitzung zu Meidling bey Wien errichtet werden, und Rec. wünscht derselben den glücklichsten Fortgang.

Nicht Worte, nicht Zeugnisse, — die Heerden selbst müssen die reinste, edelste Raçe beurkunden.

dd.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Lechner: *G. Fischers Beschreibung typographischer Seltenheiten und merkwürdiger Handschriften, nebst Beyträgen zur Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Fünfte Lieferung*, m. K. 1804. 168 S. 8.

Auch in dieser 5ten Lieferung, welche, wie die ersten, typographische Seltenheiten, unbekannte Hand-

ſchriften und verſchiedene Beyträge zur erſten Geſchichte der Typographie enthält, und deren Anzeige durch zufällige Urſachen verſpätet worden iſt, bemerkt man überall ruhige und tiefeindringende Beurtheilung, und Unverdroſſenheit in Aufſuchung und Beſchreibung alter Druckmonumente: Irrthümer, welche von einem Bibliographen auf den anderen ſich fortgepflanzt hatten, findet man aufgedeckt und verbeſſert, und viele Dunkelheiten, die bisher immer noch über der Geſchichte der Druckerey ſchwebten, aufgehellt. Um Jedem, der prüfen kann und will, ſelbſt urtheilen zu laſſen, ob die Angaben, Muthmaſsungen und Berichtigungen Grund haben, hat der Vf. auch ſeine Gewährsmänner angegeben, und auch wieder einige Schriftproben beyfügen laſſen. Ja Rec. muſs geſtehen, daſs dieſes Werk in ſeinem Fortgange immer mehr an innerer Güte, Brauchbarkeit und Intereſſe gewonnen, und hofft, daſs auch dieſe Lieferung mit eben dem Beyfalle und Dank, mit welchem die vorhergehenden in gelehrten Zeitſchriften aufgenommen worden ſind, aufgenommen werde.

Die erſte Rubrik mit der Überſchrift: *Beyträge zur Erfindungsgeſchichte der Buchdruckerkunſt*, eröffnet dieſe Lieferung mit einer ſehr kenntniſsreichen und intereſſanten Abhandlung des *de la Serna*, Bibliothekars im Dyle-Departement: *Über den Urſprung und den erſten Gebrauch der Signaturen in der Buchdruckerkunſt*, die er ſchon im J. 4 (1798) in Brüſſel unter dem Titel: *Memoire sur l'origine et le premier usage des signatures et des chiffres dans l'art typographique* geſchrieben, aber jetzt erſt Hn. *Fiſcher* zugeſchickt hatte. Sie zerfällt in 2 Abſchnitte, wovon der erſte auf eine genauere Art, als man es bis jetzt gethan hat, das Jahr beſtimmt, in welchem man zuerſt Signaturen in der Buchdruckerkunſt angewendet, und welchem Künſtler man dieſe Erfindung zu verdanken habe, der zweyte aber ähnliche Unterſuchungen über Ziffern oder Blätterzahlen liefert. Nachdem der Vf. im 1 Abſchn. Einiges über den Nutzen der Signaturen vorausgeſchickt hat, um in der erſten Druckperiode das Alter derjenigen Ausgaben, welche keine Jahrzahl haben, richtiger beſtimmen zu können: ſo beweiſt er gegen verſchiedene berühmte Bibliographen, welche ihren Gebrauch weit früher angegeben hatten, daſs ſie der Drucker zu Cöln, Johann Koelhof, 1472 zuerſt gebraucht habe. Es werden zwar Ausgaben mit Signaturen vor 1472 von einigen Bibliographen aufgeführt, aber es ſind nur eingebildete oder in der Jahrzahl verfälſchte. Die Typographen haben bisweilen bey der Jahrzahl eine X weniger oder mehr geſetzt, wie bey *Ptolemaei Coſmographia, Bonon.* CCCCLXII für CCCCLXXII (ſ. *Harleſs Supplem. ad Introduct. in hiſt. ling. gr.* T. 1 S. 342) u. d. A m., oder Betrüger haben einige Ziffern wegradirt, z. B. bey *Terentius Mediol.* CCCCLXX f. CCCCLXXXI, von welchem die beiden letzten Zahlen wegradirt worden ſind, oder Schönſchreiber haben oft bey Ausgaben ohne Jahrzahl dieſelbe ſo geſchickt nachgemalt, daſs ſie auf den erſten Anblick auch das beſte Auge täuſchten, wie bey *Helwicius de exemplis et ſimilitudinibus rerum*; ja oft haben auch Drucker, um ihrer Ausgabe ein älteres Anſehen zu geben, die Jahrzahl älterer Ausgaben beybehalten, wie bey dem *Mammot rectus*, von Helyas d'Helye 1470 gedruckt, welcher aber aus der Preſſe Petr. Schöffers in Maynz zuerſt in dieſem Jahre gekommen war. Die Signaturen ſind alſo nicht früher, als im Jahre 1472, in der Typographie gebraucht worden, aber auch nicht ſpäter, wie der Vf. gegen *Middleton* und *Marolles*, welche das Jahr 1474 annahmen, gründlich bewieſen hat. Nur irrt er, wenn er S. 37 Joh. Koelhof zu Cölln das erſte Buch *Auguſtin. de ſingularitate Clericorum* drucken läſst, da er doch ſchon 1466 *Jo. Chryſoſtomi Sup. Pſalmo quinquageſ. liber primus* abgedruckt hatte, ſ. *Panzer Annal. Typogr.* Vol. IV S. 271. Auch möchte zu wünſchen ſeyn, daſs er überall den Unterſchied zwiſchen Signaturen und Cuſtoden genauer beobachtet hätte, welche er oft mit einander vermengt, wie z. B. im Eingange der Abhandlung: *Man nennt Signaturen oder Cuſtoden*, oft auch wieder richtig von einander getrennt hat, wie am Ende der Abhandlung, wo er von dem Urſprunge der Cuſtoden ſelbſt redet. So wie nun aber der Vf. im 1 Abſchn. bewieſen hat, daſs die Signaturen ſpäter bey der Druckerey im Gebrauche geweſen ſind, als andere Bibliographen vorgegeben hatten: ſo ſucht er nun im 2ten darzuthun, daſs die Ziffern früher angewendet worden ſeyen, als *Marolles*, der das Jahr 1475, und *Meermann*, welcher das Jahr 1477 annimmt, geglaubt haben. Er findet ſie ſchon 1471 in dem ſehr ſeltenen Buche: *Liber de remediis utriusque Fortunae*, Colon. 4., welches Arnold ter Hoernen gedruckt hat, und in welchem alle Blätter von 1 bis 143 mit Seitenzahlen bezeichnet ſind. Was die Cuſtoden betrifft, denn auch von dieſen handelt er zuletzt: ſo glaubt er, daſs der erſte Gebrauch derſelben nicht Joh. von Speyer, dem erſten Drucker in Venedig, ſondern ſeinem Bruder Vindelin zuzueignen ſey. Denn nicht Joh. von Speyer kann den Tacitus, in welchem ſie zuerſt erſcheinen, gedruckt haben (wie auch *Panz. Annal. typogr.* Vol. III p. 64 fälſchlich behauptet), welcher gegen das Jahr 1470 herauskam; denn wie hätte er in der Unterſchrift von *Cic. Epp. ad Famil.* dieſen Druck von 1469 ſein erſtes Werk: *quum labor hic primus calami ſuperaverit artem*, und dann auch den Tacitus *artis ſuae gloriam primam* nennen können? Auſserdem hat Vindelin von Speyer in der Unterſchrift von *Auguſtin. de civitate Dei*, welches Buch er 1470 abdruckte, alle die Bücher aufgezählt, die ſein verſtorbener Bruder in Venedig gedruckt hatte, ohne den Tacitus zu nennen.

II. *Beſchreibung typographiſcher Seltenheiten*: a) *Fortſetzung von Druckdenkmalen, welche aus der Preſſe Ulrich Zell's zu Cöln hervorgegangen ſind.* In der 4ten Lieferung hat der Vf. S. 51 — 1[illegible] die Zelliſchen Bücher beſchrieben, welche er mit ſeiner

grössten, und mit seiner Mitteltype, jetzt aber folgen 10 Druckdenkmale von No. 74 — 80 (83), welche er mit seiner kleinen Type gedruckt hat, von welcher eine Abbildung in der 4ten Lieferung No. 5 zu finden ist. Diese Drucke, welche mit der grössten diplomatischen Genauigkeit beschrieben sind, findet man noch bey keinem Bibliographen. b) *Über die Presse Johann Guldenschaffs zu Cöln.* Die einzige Type Guldenschaffs, mit welcher er gedruckt hat, s. 4 Liefer. No. 11, hat ein freundliches und nettes Ansehen, und seine Capitalbuchstaben haben einen Schwung, welcher den Augen wohlthut. Erst nennt der Vf. bloss 7 Guldensch. Druckdenkmale, welche auch von anderen Bibliographen gerühmt werden, dann beschreibt er 6, von 84 — 89, noch bis jetzt ganz unbekannte, ausführlich, unter welchen sich *Alberti Magni Postilla in Evangel. Joannis, Fol.*, durch den schönen Druck vor allen anderen auszeichnet. c) *Nachtrag zu Jacob Locher in einem Briefe an den Hn. Geheimenrath Zapf in Augsburg, Mayne, den 11 Vendimiaire XII, den 4 Oct. 1813.* Nach einigen interessanten Entdeckungen, die der Vf. von einigen der ältesten Drucke vorausschickt, z. B. von einem Kalender mit der Jahrzahl 1457, und über die Verwandtschaft Guttenbergs mit der Bechtermünzischen Familie, vermehrt er das Verzeichniss von den Schriften Jac. Lochers, welche *Zapf* dessen Leben beygefügt hatte, mit einem bis jetzt noch unbekannten lateinischen Melodrama: *Historia de Rege Frantie cum nonnullis aliis versibus et elegiis, Friburgi* 1495. 27 Bl. 4., und würdigt es nach seinem inneren und äusseren Werthe. Ob die unmetrischen und ungrammatikalischen Fehler in den abgedruckten Stellen dieses Gedichtes den älteren oder neueren Typographen Schuld gegeben werden können, wird der Vf., welcher die Originalausgabe in Händen hat, am richtigsten entscheiden können. Lochern können sie gewiss nicht aufgebürdet werden. Auch zwey Briefe, der eine von Lochern an Joh. Vetter, seinen Lehrer, und der andere von Zasius an Lochern, welche sich bey diesem dramatischen Gedichte finden, hat der Vf. diplomatisch abdrucken lassen. Sie klären verschiedene Dunkelheiten in Lochers Leben auf. Diesen Briefen folgen zwey alte, noch ganz unbekannte Druckdenkmale, No. 91: *Lilium Musice plane Michaelis Reinspeck, musici Alexandrini*, Basil. 1496. 12 Bl. 4. No. 92: *Ludus Auditu Friburgensium cum prophetia mirabilis. Francophord:* 1512. 16 Bl. 4., von Thomas Murner gedruckt. S. 157 Z. 14 muss wohl *Geyssel hagenoius* (s. *Panzer Ann. typogr.* Vol. VII. p. 512. 5) für *Geyse Felhagenoius* gelesen werden.

III. *Nachrichten von merkwürdigen Handschriften.* a) *Älteste deutsche Urkunde von* 1251. Sie entdeckte *Kinderling* in Maynz. Man findet sie hier in deutscher und lateinischer Sprache nach dem Originale abgedruckt. Ihr Inhalt ist ein Vergleich zwischen dem Erzbischof von Cöln, Conrad, und dem Grafen von Jülich, Wilhelm. b) und c), welche noch merkwürdiger sind, fand auch *Kinderling* in einem Pergament-Codex im Stifte Essen auf, beide in alt-niederdeutscher Sprache, im 9 oder 10 Jahrhundert geschrieben, wovon die eine ein Verzeichniss der Einkünfte, und die andere, von eben der Hand geschrieben, ein Zins- oder Hebe-Register dieses Stifts enthält. Für Sprachforscher hat der Vf. am Ende des Buches die Zahlwörter in alt-niederdeutscher Sprache aus diesen Urkunden ausgehoben.

H. i. k.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Zürich, b. Ulrich: *Die Zürcherische Kirche, betrachtet als ein Denkmal des Schutzes der Vorsehung während der 5 letzten Decennien.* — Synodalrede (,) gehalten den 19 September 1821 von *Conrad von Orell*, Pfarrer an der Predigerkirche und Chorherr. Mit einigen Anmerkungen des Verfassers und den Reflectionen Hn. Archidiakon *Kramers*. 76 S. 8.

Der Redner, dessen Vortrag etwas lange gedauert haben mag, wenn dieser wörtlich in *dem* Umfange gehalten wurde, wie er hier abgedruckt ist, theilt die Schicksale der Kirche seines Vaterlandes während des bezeichneten Zeitraums in drey Abschnitte. Der erste, vor der Revolution, zeigt, wie im Politischen und Ökonomischen, so im Kirchlichen, eine erfreuliche Zeit, von Seiten der Regierung landesväterlichen Schutz und Fürsorge für Frömmigkeit, gute Sitten und zweckmässigen Unterricht, von Seiten der Kirchenvorsteher viele durch Geist, Wissenschaft und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer, wie Antistes Ulrich, Lavater, Pfenninger, Tobler u. A. Über den zweyten Abschnitt, während der Revolution, bemerkt der Redner das gnadenreiche Walten der Vorsehung darin, dass dieser Umschwung des Bestehenden nicht zu einer Zeit in die Schweiz eingebrochen sey, da eine vandalische Wuth gegen alles Religiöse, und vornehmlich gegen alles Christliche, getobt habe. In dem dritten Zeitabschnitte ist ein Emporstreben zum Besseren wieder sichtbar. Hier, wie zu erwarten, von Bibelverbreitung, Reformationsfest, ingleichen gegen Pietismus und Mysticismus. Das Heil der Kirche, meint der Redner, bestehe darin, wenn Rationalismus und Supranaturalismus „einander im Schach halten." Was am Schlusse über den hochverdienten und hochbetagten „Oberhirten" der Zürcherischen Kirche, „als das verdankenswürdigste Gnadengeschenk" der göttlichen Vorsehung gesagt wird, hat Rec. besonders angesprochen.

S. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

MEDICIN.

München, b. Thienemann: *Taschenbuch der Pferdekunde*; für Stallmeister, Officiere, Ökonomen, Thierärzte und Freunde des Pferdes überhaupt. Herausgegeben von den Professoren Medic. Rath *Will* und Rath *Schwab*. Auf das Jahr 1819. 354 S. Auf das Jahr 1820. 428 S. (Beide 3 Rthlr.)

Nach ähnlichem Plane und in gleicher Absicht, wie einst *Bouwinghausen von Walmerode* sein Taschenbuch für Pferdeliebhaber, *Tennecker* das Messgeschenk, *Schelcher* das Hippologische Taschenbuch für Pferdekenner bearbeitet haben, wird von den Hnn. *Will* und *Schwab* seit 1817 das Taschenbuch herausgegeben, von welchem wir das 3te und 4te Bändchen vor uns haben. Es soll sich dasselbe fast über Alles verbreiten, was die Pferdekunde im weitesten Sinne umfasst, über Naturgeschichte und Exterieur des Pferdes, Gestütswissenschaft, Abrichtung des Pferdes, Diätetik, Arzneykunst, Marställe, Reitschulen, Stutereyen, Veterinärschulen; es sollen mitgetheilt werden: Anfragen, Ankündigungen, Auffoderungen, Beantwortungen, Antikritiken, Beförderungen, Belohnungen, Ehrenbezeigungen, Todesfälle, Biographieen, Anekdoten, Literatur. Auch ist das Publicum nicht klein, für welches dieses Taschenbuch bestimmt seyn soll, wie man aus dem Titel sieht: denn Freunde der Pferde giebt es unter allen Ständen. Ein weit umfassender, und in einem Taschenbuche, von welchem alle Jahre ein Bändchen von ungefähr 18 Bogen erscheinen soll, sehr schwer zu erreichender Plan, wie diess auch gegenwärtige Bände zeigen. Man erhält ein ungeniessbares Gemisch, von Allem Etwas, unter gemeinem Sande bisweilen einen edleren Stein. Demungeachtet könnte dieses bunte Gemisch mehr Werth haben, wenn es den Herausgebern gefallen hätte, in der Wahl der Aufsätze vorsichtiger zu verfahren. Allein in dieser Hinsicht machen sie es sich, wie es scheint, immer bequemer: denn die beiden ersten Bände enthielten wirklich einige gehaltvolle Aufsätze, doch in den beiden neuesten wird der grösste Theil des Raumes mit dem wörtlichen Abdrucke von Landgestüte-Ordnungen, Übersetzungen und Aufsätzen, die wohl in einem Compendium der Anatomie und Chirurgie der Pferde, aber nicht in dieser Schrift einen Platz verdienen. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geben wir nun den Inhalt der einzelnen Aufsätze kurz an.

Jahrgang 1819. *Pferdezucht.* I. *Probe aus dem Lehrbuche der Gestütewissenschaft* u. s. w., von *H. v. Tennecker*. Eine sehr oberflächliche Geschichte der Pferdezucht, und Bestimmung dessen, was man unter Gestütwissenschaft versteht. Aber warum hier ein Fragment aus einer Schrift, die *nächstens* erscheinen soll, wie die Überschrift dieses Aufsatzes selbst sagt? 2) *Darstellung der neuesten Organisation des Landgestütes in Baiern.* 3) *Neueste Beschäl-Ordnung in Würtemberg.* Ein wörtlicher Abdruck der in Hinsicht des Gestütswesens in jenen beiden Staaten erlassenen Verordnungen, selbst mit den Formeln zu den Zeugnissen und Tabellen; dieses nimmt viel Raum weg, und hat wenig allgemeines Interesse. Es sind schon mehrere solche Verordnungen in den früheren Jahrgängen abgedruckt, und da die Gegenstände dieselben sind, so bekommt man meistens nur mit einigen Abänderungen und anderen Worten oft dasselbe zu lesen, und muss überdiess diese Abdrücke theuer bezahlen. Zweckmässiger würde ein Auszug aus dem Wichtigsten und Eigenthümlichen gewesen seyn. 4) *Beyträge zu einer Geschichte der Pferdezucht und des Pferdehandels im Herzogthum Baiern, während des 16 und 17 Jahrhunderts.* Mit Zusätzen aus dem 18 Jahrhundert und einigen Notizen aus der Vorzeit. Gesammelt von *Joh. Jos. v. Klöckel.* Allerdings ein aus den Quellen geschöpfter, wichtiger Beytrag zu einer Statistik von Baiern. In Hinsicht der Pferdezucht ersieht man aus den mitgetheilten Actenstücken, dass schon im 8 Jahrh. eine technisch-richtige Sorgfalt angeordnet war, die später nicht einmal mehr beachtet wurde. Im 10 Jahrhundert findet man dieselben Gegenden schon für die Zucht empfänglich, die später genannt werden, und bey denen man jetzt nur noch wenige Spuren sieht. Im 15, und noch mehr im 16 Jahrh., wird diese Zucht im damaligen Geiste ermuntert. Im 17 und zu Anfang des 18 Jahrh. ist die Pferdezucht durch die Folgen des schwedischen und niederländischen Krieges, wie die ganze Landwirthschaft, herabgekommen, und erst seit 80 Jahren und nach langen Zwischenräumen von der Regierung wieder gehoben worden. 5) *Notizen über den Pferdehandel auf den Leipziger Messen vor mehreren Jahren*, von *H. v. Tennecker.* Der Vf. hat sich selbst längere Zeit in Leipzig aufgehalten, und

schildert den Pferdehandel auf der dortigen Messe treu und belehrend für diejenigen, welche selbst dort Pferde einkaufen wollen; nur spricht er zu viel von der alten Zeit, zu wenig von der neuen, und gefällt sich, wie es scheint, in gemeinen Gleichnissen und langweiligen Wiederholungen.

II. *Pferdearzneykunst.* Diese ganze Abtheilung hätte wohl aus einem Taschenbuche besser ganz weggelassen werden können, welches für ein so gemischtes Publicum bestimmt ist. 1) *Die Werkzeuge der Fortpflanzung der Pferdegattung*, von D. *Brosche*. Eine weitschweifige, schwerfällige, zum Theil undeutliche und nicht ganz fehlerfreye Beschreibung der Geschlechtstheile des Hengstes. In ein Collegienheft, oder ein Handbuch für Anfänger in der Anatomie, hätte dieser Aufsatz nach vielen Verbesserungen aufgenommen werden können. Was soll er aber hier? Undeutlich und falsch ist die Beschreibung der Scheidenhäute des Hodens, und des Hodenmuskels, den der Vf. *Bauchwand-Hoden-Aussenscheiden-Muskel* (!) nennt. — Dasselbe gilt von der Beschreibung des Baues der schwammigen Körper der Ruthe; innerhalb der Sehnenscheide sollen im Verhältniss mehr Arterien, als Venen seyn, diese sollen sich nur ausserhalb zahlreicher finden. Der hinleitende Samengang und die Samenbläschen sollen eine, dem Samen ähnliche Flüssigkeit absondern. Der Samenstrang soll unter Anderem auch das erübrigte Blut und abgelebte Theile *aussondern* und zurückführen. Als Beyspiel der Schreibart des Hn. *B.* mögen folgende Sätze dienen: „Der vordere oder Lendentheil der Bauchhöhlenhälfte (des Samenstranges) besteht aus der vorderen Samenarterie, den Samenwegengeflechten, und einigen vorderen *Rückenmarks-Lendennerven*, welche sich *gesammt* an dem Bauchringe *sammeln*, ferner aus den Venen" u. s. w. — „Durch diese gegenseitig in Wirksamkeit gesetzten Verhältnisse wird die Ruthe in der Begattung der *Repräsentant*, d. i. *das vergegenwärtigende Werkzeug* der sich im ganzen Nervensysteme äussernden Empfindungen, und dadurch fähig, als *dirigirendes Geschlechtswerkzeug* die hiezu auch vorbereiteten höhligen Räume der weiblichen Geschlechtstheile zu erreichen, zu durchdringen" u. s. w. 2) *Der Aderlass, als chirurgische Operation*, beschrieben von Prof. *Schwab*. Mit ganz unnöthiger Weitschweifigkeit wird hier auch die geringfügigste Kleinigkeit erzählt, welche beym Aderlassen zu beobachten ist; der Vf. vergisst selbst nicht, zu bemerken, dass, wenn der Operateur kein Kleid anhabe, er die Stecknadeln nicht in den linken Ärmel desselben, sondern auf die Ärmel des Hemdes, oder die Weste stecken müsse. Solche schulgerechte Aufsätze, die das ganz Gewöhnliche und allgemein Bekannte enthalten, kann Hr. *Schwab* wohl seinen Schülern und ersten Anfängern in der Thierheilkunde vorlegen, aber die Leser seines Taschenbuches sollte er damit verschonen. Wozu nützt die weitläuftige Beschreibung der Fliete? wer noch keine gesehen hat, lernt dieses Instrument durch dieselbe doch nicht kennen. Die Bemerkung, dass es gut sey wenn man Flieten von verschiedener Länge und Breite besitze, und die Beschreibung des englischen Schnäppers, hätte man auf einigen Blättern mittheilen können. So weitläuftig ausgesponnen, füllt der Aufsatz 76 Seiten. — III. *Veterinärschulen.* Dieser Abschnitt enthält eine Übersetzung von *Giesker's* Nachricht über die königl. spanische Veterinärschule zu Madrid, welche im zweyten Bande der Schriften der königl. dänischen Veterinär-Gesellschaft zu Kopenhagen enthalten ist. — IV. *Biographieen.* Kurze Nachrichten aus der Lebensgeschichte von *Waldinger* und *Sander*. — V. *Miscellen.* Eine Sammlung kleiner Bemerkungen über Gegenstände der Pferdekunde, meistens nur aus deutschen und einigen ausländischen Zeitschriften ausgehoben. — VI. *Neueste Literatur der Pferdekunde.* Der Angabe einiger, in den Jahren 1816 bis 1818 erschienenen Schriften sind einige Worte über den Werth derselben beygefügt.

Jahrgang 1820. I. *Pferdezucht.* Mehrere Seiten füllt der wörtliche Abdruck von Beschäl- und Gestüt-Ordnungen, welche in dem Königreiche Würtemberg und in Kurhessen erschienen sind. Dann folgt wieder ein Fragment aus einem Werke, welches Hr. *Ammon*, Gestütmeister in Rohrfeld, über die Geschichte der Pferdezucht herausgeben wird: es handelt von der älteren Geschichte der Pferdezucht in Persien. Der vierte Aufsatz ist ein Fragment aus dem Nachlasse eines Gestütsmannes, als Beytrag zur Gestütswissenschaft. Der Hauptzweck scheint zu seyn, die Einführung der halbwilden Gestüte zu empfehlen. Allerdings zweckmässig, wenn nicht die Localität und die Verhältnisse, rücksichtlich der guten Hengste, an den meisten Orten für jetzt wenigstens nicht zu beseitigende Schwierigkeiten in den Weg legten. 5) *Bemerkungen über die englischen Pferde und das Wettrennen in England*, von *J. B. Huzard*, dem Sohn: aus dem Französischen. Viel gründlicher und nützlicher sind die Bemerkungen, welche zwey Deutsche, *v. Knobelsdorf* und *v. Veltheim*, über diesen Gegenstand noch in besonderer Beziehung auf Deutschland mitgetheilt haben, wodurch jener Aufsatz ganz entbehrlich wird. — II. *Pferdearzneykunst.* 1) *Fortsetzung von Brosche's Beschreibung der Werkzeuge der Fortpflanzung der Pferdegattung.* 2) Wieder eine Übersetzung: ein Auszug aus einem Abschnitte von *Huzard*, des Sohnes, Übersetzung von *Bracy Clark* Schrift: *Recherches sur la construction du sabot du cheval, et suite d'experiences sur les effets de la ferrure, avec une dissertation sur quelques moyens, que les Anciens employoient pour proteger les pieds de leurs chevaux, et sur l'origine de la ferrure actuelle.* Der Vf., *Bracy Clark*, zeigt, wie schnell die jetzt in England übliche Methode des Beschlagens nachtheilig auf den Huf wirke. Um genügende Erfahrungen darüber zu sammeln, bediente er sich der Abformung des Hufes mittelst Gypses. Er formte den gut gebauten, noch nie beschlagenen Huf ab, und dann von Jahr zu Jahr den beschlagenen. Diese Bemerkungen können wenigstens für diejenigen nützlich seyn, welche so unbedingt, und ohne eigene genaue Forschung, der englischen Beschlagmethode den Vorzug geben, welchen sie doch nicht verdient. Man sollte auch in

Deutschland bey verschiedenen Beschlagarten ähnliche Untersuchungen anstellen. Als Nachtheile der in England allgemein üblichen Beschlagart giebt Hr. *Clark* an: Die Hufe verlieren durch den Beschlag die ihnen eigene Bewegung (nämlich die Erweiterung und Zusammenziehung der Fersen), sie werden dadurch in den Fersenwänden enge, magern gleichsam ab, und erleiden noch andere krankhafte Veränderungen, vornehmlich des Hufbeines und seiner Seitenknorpel. Wenn der, mit diesen Nachtheilen verbundene, Hufbeschlag einige Jahre angewendet worden ist: so giebt es kein Mittel mehr, wodurch die vorhandenen Fehler ganz gehoben werden könnten, weil die inneren Theile des Fusses unheilbare Veränderungen erleiden. 3) *Erfahrungen über die Heilung des Wurmes der Pferde*, von *Ammon*. Sollten sich diese Erfahrungen noch durch andere glückliche Heilungen des Wurmes der Pferde vermehren: so ist die Mittheilung der Heilmethode, durch welche Hr. *A.* von 29 Stück Pferden, die an jener Krankheit litten, 23 Stück vollkommen hergestellt hat, allerdings sehr schätzbar. Innerlich hat er nachstehende Latwerge gegeben: *Antim. crud.* 3 Pfund, *Rad. gentian. rubr.* 2 Pf., *Hb. conii macul. lat.* 2 Unz., *H. Terebinth.* 4 Unz., *Roob. Junip. q. s. f. Electuar.* Täglich 2 Mal 4 Loth zu geben. In die geschlossenen Wurmbeulen hat er eine Salbe aus *ung. popul.* und *ung. neapolit.* zu gleichen Theilen eingerieben. Diejenigen Beulen, welche aufbrachen, wurden bis zur Heilung mit lauwarmem Seifenwasser ausgewaschen. In 14 Tagen bis 3 Wochen war die Heilung gewöhnlich vollendet. — 4) *Versuche und Beobachtungen an den französischen Thierarzneyschulen zu Alfont und Lyon.* Auszüge aus den Jahresberichten dieser Institute für die Jahre 1815 — 1818 sind bereits durch mehrere französische und deutsche Zeitschriften hinlänglich bekannt geworden. 5) *Über die Entstehung des Englisirens.* Von *Seifert v. Tennecker.* Das Englisiren gehörte anfänglich zu den Betrügereyen, oder zu den Pferde-Verschönerungskünsten der Pferdehändler; daher muss man sich, um sich bey dem Pferdekauf vor manchen Täuschungen zu sichern, die Pferde mit herabhängenden Schweifen zeigen lassen. Dieser Rath ist gut, aber doch wohl schon ziemlich bekannt. — III. *Biographieen.* 1) *Rede, gehalten am* 10 *Sept.* 1814, *bey der Beerdigung des Hn. Chabert*, von *Huzard*, General-Inspector der königl. Thierarzneyschulen. 2) *Etienne Lafosse, eine biographische Skizze.* 3) *Aus dem Leben eines alten Stallmeisters.* Von dem Verfasser der Lebensbeschreibung der mecklenburgischen Stute Amante. Dieser Aufsatz hätte füglich ungedruckt bleiben können; die guten Lehren, welche Meister Weber den jungen, unerfahrenen, der Schule eben erst entlaufenen Bereiterscholaren ertheilt, sind doch wirklich schon allgemein bekannt. Mit dem Spotte über *Wollsteins* übertriebene Aderlassscheu kommt der Vf. um einige Jahrzehende zu spät, und der Witz, die Einkleidung, welche das Ganze zu einer unterhaltenden Lectüre machen sollen, ist ebenfalls abgenutzt. — IV. *Miscellen.* V. *Neueste Literatur der Pferdekunde.* Funfzehn, in den Jahren 1818 und 1819 erschienene Schriften werden kurz beurtheilt. — Wir wünschen herzlich, dass uns die folgenden Jahrgänge dieses Taschenbuches gehaltvollere Gaben bringen mögen, als die, welche uns in diesen beiden gereicht werden.

B....

RIGA, b. Deubner u. Trey: *Anleitung zur Kenntniss und Behandlung der wichtigsten Seuchen unter dem Rindvieh und den Pferden;* entworfen von *L. Bojanus*, Dr. Med. et Chir., Russ. Kaiserl. Hofrathe und Prof. an der Kaiserl. Universität zu Wilna. 1820. 128 S. 8.

Es kann nicht anders, als sehr erfreulich für die Thierärzte seyn, dass auch dieser geistreiche Schriftsteller und treffliche Beobachter die Literatur über die so wichtige Seuchenlehre mit einem Beytrage bereichert hat. Der Vf. theilt hier seine Erfahrungen mit über die *Löserdürre (Viehpest) des Rindviehes, den Milz- oder Lungen-Brand der Hausthiere,* die von dem Milzbrande ihrer Natur nach nicht verschiedene *Carbunkelkrankheit, die Lungenseuche, die Maul- und Klauen-Seuche,* Krankheiten, welche in der Provinz Lithauen die Hausthiere häufig befallen. Er hat sich zur Herausgabe dieser kleinen Schrift vorzüglich dadurch bewogen gefunden, weil er sich davon überzeugt hatte, dass die, bey dem Publicum bisher im Gebrauch gewesenen Belehrungsmittel über die Krankheiten der Hausthiere ihren Zweck verfehlt oder nur sehr unvollkommen erreicht haben, weil sie entweder zu unbestimmt und mangelhaft, oder zu weitläuftig und verwirrend, oder sogar unrichtig waren. Er hat dem zu Folge diesen Unterricht über die wichtigsten Seuchen der grösseren Hausthiere zunächst für die Heerdenbesitzer, Ärzte und Staatsbeamte in der Provinz Lithauen bestimmt, dessen sich gewiss jeder Heerdenbesitzer und Thierarzt auch in Deutschland mit Nutzen bedienen wird, wenn man gleich wünschen muss, dass es dem Vf. gefallen hätte, sich über manche Gegenstände ausführlicher zu verbreiten; vielleicht geschieht dieses bey einer neuen Auflage. — Wir zweifeln nicht, dass diese nützliche Schrift sich bereits schon in den Händen Vieler, die sich mit Seuchen der Thiere bekannt machen wollen, befindet, und wollen daher den Plan, welcher bey der Abhandlung einzelner Seuchen befolgt worden, und die Äusserungen des Vfs. über einige der wichtigsten Gegenstände, kurz angeben.

Den vorzüglichsten der neueren Erfahrungen entsprechend wird mit Bestimmtheit und Deutlichkeit das Wissenswürdigste über die Eigenheiten, die Kennzeichen, den Verlauf, den Befund bey der Obduction der gefallenen Thiere, die Ursachen, die Unterscheidungskennzeichen von anderen Krankheiten, die Vorbeugungsmittel, die Heil- und Tilgungs-Mittel der oben genannten Seuchen angegeben. Sehr zweckmässig sind bey der Beschreibung einer jeden Seuche die pathognomischen Symptome zusammengestellt, und am Schlusse des Werkes ist noch eine Tabelle beyge-

fügt, welche die Hauptmomente der Ähnlichkeit und des Unterschiedes jener Krankheiten enthält. Durch dieselbe kann man sich in kurzer Zeit dasjenige einprägen, was zur richtigen Diagnose von Seuchen führen kann, von denen einige so viel Ähnlichkeit mit einander haben, und auch mit einander verbunden seyn können.

Ausser Ungarn ist kein Land, in welchem die Löserdürre so oft erscheint, als die ehemals polnischen, nun russischen Provinzen. Demungeachtet ist kein Beyspiel vorhanden, dass sie sich in der lithauischen Provinz von selbst entwickelt habe. Sie entsteht immer durch Ansteckung, indem die Seuche von benachbarten Gegenden allmählich übergetragen wird. Der Vf. bestätigt die bekannten Propagationsperioden von 8 bis 12 Tagen für den Anfang; späterhin werden sie aber so verworren, dass man sie nicht mehr bestimmt verfolgen kann. Um diese Krankheit zu erkennen, darf man sich nicht allein auf den Seuchengang verlassen, sondern muss auch auf die Zufälle und den Befund in den Cadavern Rücksicht nehmen. Um das Einschleppen der Rinderpest zu verhüten, sind Quarantaine-Anstalten an den Grenzen nöthig. Zur Tilgung der Seuche ist bey ihrer Entstehung die Tödtung der Erkrankten das zweckmässigste Mittel. Hat aber die Rinderpest schon weiter um sich gegriffen, dann sind hinlänglich abgesonderte und gesperrte Krankenlazarethe anzulegen, die Heerden nach Umständen zu parcelliren, und das Beil ist auch hier noch zu benutzen, sobald sich in den einzelnen Parcellen nur wenig Kranke zeigen. Die Impfung ist lediglich auf die abgesonderten und eingeschlossenen Rinderheerden zu beschränken, damit die Durchseuchung schneller erfolge, als dieses bey dem natürlichen Gange zu geschehen pflegt. Zur Sperre ganzer Ortschaften ist nicht zu rathen, da dieselbe meistens ihren Zweck nicht erreicht, und für Handel und Gewerbe zu nachtheilig ist. — Die Heilversuche sind den Massregeln zur Verhütung des Einbruches und des Umsichgreifens der Seuche weit nachzusetzen. Nur dann, wann die Seuche schon *herrschend* geworden ist, und schon nicht mehr *einzelne* Thiere, sondern deren viele *zumal*, ergreift, dann sind in den gehörig abgesonderten Krankenlazarethen Heilversuche zu machen. Vorzugsweise wird die übersaure Salzsäure, deren Kraft gegen diese Krankheit noch durch den Zusatz von Eisen verstärkt ist, empfohlen, das bekanntlich von *Pessina* einige Male mit so vielem günstigen Erfolge angewendete Mittel; indess hat es, wie so viele andere, auch seinen Ruhm bald wieder verloren. Selbst *Pessina* überzeugte sich nachher, dass dasselbe nicht so wirksam sey, als er Anfangs glaubte. — *Milzbrand* und *Carbunkelkrankheit* sind von gleicher Art. Das Erscheinen der Beulen ändert in der grösseren oder minderen Gefahr der Krankheit nichts. Die Fortdauer der Fressluft ist ein sehr ungewisses Zeichen. Die von *Kausch* empfohlene Heilmethode ist anzuwenden, und ihr Nutzen wird durch viele Erfahrungen bestätigt. Haarseile sind, bey einer so schnell verlaufenden Krankheit, wie der Milzbrand ist, von wenig Nutzen; doch können dieselben bey längerem Verlaufe des Übels nützlich werden. — Zur Heilung der Lungenseuche sollen Aderlässe, Haarseile und Salze angewendet werden, Mittel, die sich den erfahrensten Thierärzten als die besten bewährt haben. Mit Recht wird vor dem Gebrauche des Camphers, der Chinarinde und anderen gerühmten, reizenden und sogenannten stärkenden Mittel gewarnt, die im Anfange gewiss mehr schaden, als nützen. — Wir stimmen, durch Erfahrung belehrt, dem Vf. vollkommen bey, wenn er die Klauen- und Maul-Seuche als eine Krankheit von besonderer Natur aufführt, zu welcher sich aber die Anthraxkrankheit nicht selten gesellt, wodurch jene ihre milde Natur ablegt, und mit der dieser Seuche eigenen Heftigkeit verläuft. Der Zungenkrebs gehört mehr dem Milzbrande an. — Die bösartige Klauenseuche, die von den Merinos ausgegangen ist, und der Nutzen des äusserlichen Gebrauchs des Kupfervitriols konnten dem Vf. noch nicht bekannt seyn; auch ist zwar des Öffnens der Hornklaue, um den Eiter heraus zu lassen, aber des sehr nothwendigen Wegschneidens des Schadhaften an der Hornklaue nicht gedacht, so dass diese Abhandlung über die Klauenseuche bey einer neuen Auflage die meisten Zusätze wird erhalten müssen, wenn sie vollkommen brauchbar werden soll.

B...

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, in Kleins literar. Comtoir: *Handbuch der Geschichte von Altgriechenland.* Als Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische bearbeitet von *Friedrich Karl Kraft*, Director des königl. preuss. Gymnasiums zu Nordhausen. Zweyte, besonders in der latein. Phraseologie durchgängig verbesserte und wohlfeilere Auflage. 1821. XVI u. 316 S. 8. (18 gr.)

Der Titel besagt, worin die Verbesserungen dieser zweyten Auflage vorzüglich bestehen. Mit Recht wird man von dem gelehrten Vf. des deutsch-lateinischen Wörterbuchs Genauigkeit und Alterthümlichkeit der untergesetzten lateinischen Phraseologie erwarten, und wir dürfen versichern, dass die Erwartung nicht täuscht. Das Buch steht mit Ehren neben dem bekannten *Döring*'schen, und wird sich auch künftig als nützlich für Anfänger im Lateinschreiben bewähren, denen wir es hiemit aufs Neue bestens empfehlen wollen.

M. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

THEOLOGIE.

GMÜND, b. Ritter: *Christlich-katholischer Religionsunterricht, als Handbuch für den Bürger und Landmann*, von *Joh. Aloys Hassl*, Pfarrer in Zöbingen. 1814. 611 S. 8.

Rec. nahm dieses Buch mit der Hoffnung zur Hand, in demselben einen Unterricht zu finden, welcher dem Grade der Aufklärung unseres Zeitalters gemäss wäre, und die Unterscheidungslehren der römisch-katholischen Kirche entweder ganz überginge, oder wenigstens auf eine erträgliche Art vortrüge. Allein wir finden hier nicht nur alle jene Lehren beybehalten, und auf die gewöhnliche Weise dargestellt, sondern auch selbst die Grundsätze, worauf sie beruhen, angezeigt, und mit den herkömmlichen grundlosen Beweisen begleitet. Der Vf. erklärt sich über die Unterscheidungslehren und Grundsätze seiner Kirche so: „Die allgemeine Kirche Jesu Christi schöpft das Christenthum theils aus dem geschriebenen, theils aus dem ungeschriebenen Worte Gottes, und hält sich bey Beiden an die Erklärung und Entscheidung des untrüglichen Lehramtes in der Kirche. (So kommt also hier Alles auf das Lehramt, oder eigentlich auf die Priester und Mönche jener Kirche, die das Lehramt in Kirchen und Schulen haben, und vorzüglich auf den Oberpriester derselben, den Papst, an, der sich für untrüglich hält, daher auch jenes Amt untrüglich genannt wird. Wie aber ein Mensch, Mönch oder Papst, sich für untrüglich ausgeben könne, und mit welchen Gründen das bewiesen werden soll, begreifen wir nicht. Ohne fortlaufende Wunder könnte es wenigstens nicht geschehen. Aber wo sind diese? Und wo ist der Beweis davon? Der Gegenbeweis liegt vielmehr am Tage, indem die Päpste sich in Glaubens- und Religions-Sachen oft geirrt, und sogar einander widersprochen haben. Und wenn das Lehramt untrüglich ist, wozu das geschriebene und ungeschriebene Wort Gottes, welches doch nur erklärt wird, wie der Priester es erklären will? Um nun diese Untrüglichkeit desto fester zu begründen, und allen Zweifel dagegen aufzuheben, schliesst der Vf. die Vernunft von der Religion und vom Christenthume aus, und sagt: „Ausgemacht richtig ist es, aus der Vernunft können wir das Christenthum nicht erkennen (wahr, wenn man unter Christenthum die christliche Geschichte, oder die Religion, nach dieser Geschichte, versteht. Aber etwas Anderes ist die *Geschichte* der Religion und des Christenthums, etwas Anderes die *Religion* und das *Christenthum* selbst, welches moralisch ist, auf keiner Geschichte, sondern auf praktischen, in der Vernunft gegründeten Grundsätzen beruht, und nur durch Vernunft gedacht, gelehrt und ausgesprochen werden kann. Die höchste Vernunft selbst kann nicht anders, als vernünftig zu den Menschen reden, wenn diese vernünftig glauben und gehorchen sollen. Wir halten uns also nicht an das historische, sondern an das moralische Christenthum, und es wäre gut, wenn sich die Christen von jeher einzig daran gehalten hätten, dann würden nicht so viele Spaltungen und Secten in der Kirche entstanden seyn, die grösstentheils aus der ungewissen Geschichte hervorgegangen sind). Die schriftlichen Zeugnisse sind die heiligen Schriften des N. Testaments, die mündlichen sind die Erblehren, wie sich der Vf. ausdrückt, das ungeschriebene Wort Gottes, die sogenannten Traditionen. (Aber wo sind diese? Und wer hat diese Lehren geerbt? Er bezieht sich auf 2 Thess. 2, 14 (nicht, wie da steht, V. 24); allein das Wort παράδοσις, worauf er sich hier beruft, heisst gerade nicht Tradition oder Überlieferung, sondern überhaupt (mündlicher oder schriftlicher) Unterricht, Lehre, Vorschrift. Auch ist hier nicht von historischen, sondern von praktischen Lehren die Rede, nach welchen die Thessalonischen Christen sich richten sollten. Denn sonst hätte der Apostel sagen müssen: Bewahret, ausser meinem schriftlichen Unterrichte, auch noch meinen mündlichen, und bewahret ihn nicht nur, sondern pflanzt ihn auch fort; und wie manches Besondere konnte er ihnen nicht sagen, und zur Vorschrift machen, das vielleicht allein sie, der Zeit und den Umständen nach, anging. Noch weniger spricht er von einem ungeschriebenen Worte Gottes, das fortgepflanzt und fortgeerbt werden sollte. Und wie ungewiss würde das Wort Gottes seyn, wenn es von Munde zu Munde gehen, und dann erst auf uns kommen sollte? Paulus spricht daher auch Gal. 4, 9 von schwachen, dürftigen Menschensatzungen (Menschenlehren), ausser dem geschriebenen Worte Gottes und dem Worte der Vernunft, welches gleichfalls Gotteswort ist. Die Bibel kann nur in sofern Wort Gottes heissen, als sie vernünftig ist. Eigentlich versteht Paulus hier solche Lehren, die nicht zur Religion, sondern zum Judenthume gehören, die er mit demselben verwirft). „Man

nahm ſchon in den älteſten Zeiten der Kirche die Beweiſe nicht ſowohl aus der Bibel, als vielmehr aus den Erblehren. (Dieſs war nicht recht, wohl aber für die Prieſter und Päpſte ſehr nützlich, indem dieſe nun zu Erblehren machten, was ſie nur wollten.) „Dieſe Erblehren findet man in öffentlichen und allgemeinen Glaubensbekenntniſſen (alſo in dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe, deſſen Urſprung ungewiſs iſt? in dem Nicäiſchen und Athanaſiſchen, welche nicht allgemein angenommen, und ziemlich unbibliſch und unchriſtlich ſind?), in allgemeinen Verordnungen und Gebräuchen (wo ſind dieſe? in welcher Kirche?); theils in den Schriften der alten Kirchenväter, Irenäus, Juſtinus, Chryſoſtomus u. A. (die ſich ſelbſt oft nicht verſtanden, und einander vielfältig widerſprochen haben). So gründet ſich alſo die römiſch-katholiſche Kirche auf die Erblehren und auf die Kirchenväter. Welch ein Grund! Wir wenden uns von den nichtigen Grundſätzen zu den nichtigen Lehren ſelbſt. Zuerſt führt der Vf. die fünf Gebote der Kirche an, welche ſind: „Die gebotenen Feyertage zu halten (kann wohl in moraliſchen Dingen Etwas geboten werden?); an Sonn- und gebotenen Feyer-Tagen den *pfärrlichen* Gottesdienſt, die *heilige Meſſe*, ſammt dem chriſtlichen Unterrichte (welcher faſt einzig und allein von den Heiligen handelt) mit gebührender Andacht anzuhören; die vierzigtägige Faſten, die vier Quatemberzeiten und andere gebotene Faſttage zu halten (wichtige Dinge!); jährlich wenigſtens einmal ſeine Sünden ſeinem verordneten Prieſter zu beichten (um die Neugier und Lüſternheit der Prieſter zu ſtillen, um ihnen Gelegenheit zu geben, zu ſpotten oder Geheimniſſe zu verrathen, und um das Gewiſſen der Beichtenden zu beſchweren); zu verbotenen Zeiten, im Advent und in der Faſten, keine feyerliche Hochzeit zu halten u. ſ. w. (als wenn dadurch dieſe Zeiten entweiht würden! Paulus dachte hier anders, Col. 2, 16. 17. Und iſt die Adventszeit nicht eine erfreuliche Zeit?) Und dieſs Alles, um ſich in der Selbſtbeherrſchung zu üben. (Die Abſicht iſt gut, aber die Mittel ſind ſchlecht. Kann man ſich nicht auf eine andere und beſſere Art in dieſer Tugend üben?) So gab es etwas zu diſpenſiren für die Prieſter, welches nicht umſonſt geſchah, und wobey ſie zugleich ihr Anſehen zeigen, und das Volk von ſich abhängig machen konnten. Allein der Vf. erklärt ſich hier noch zu gelinde, gelinder, als die Kirche ſelbſt, welche dieſe Faſten und Strenge zugleich als Büſsungen und Genugthuungen für die Sünden anſieht. Was von den ſieben heiligen Sacramenten geſagt wird, übergehen wir als unbedeutend, unverſtändlich, myſtiſch, und gröſstentheils als leeres Wortſpiel, und ſetzen nur noch hinzu, was von der Meſſe und vom Ablaſſe geſagt wird. Die heilige Meſſe iſt, nach der Erklärung des Vfs., das wahre und einzige Opfer des neuen Bundes (der neue Bund hat aber alle Opfer aufgehoben, alle thieriſchen Verſöhnungsopfer; ſoll an deren Stelle ein anderes, und ſogar ein menſchliches geſetzt werden?). Brod und Wein wird in der heiligen Meſſe von einem geweihten Prieſter in den wahren Leib und in das wahre Blut Jeſu Chriſti verwandelt. (Wo ſteht das geſchrieben? Und wie kann eine Sache in die andere verwandelt werden, ohne daſs die verwandelte Sache aufhört, die Sache zu ſeyn, die ſie iſt? Iſt aber Brod und Wein nach dieſer vorgeblichen Verwandlung im Abendmahl nicht noch da? Man ſagt zwar, Brod und Wein wären nach dieſer Verwandlung nicht ſelbſt da, ſondern nur ihre Geſtalt. Iſt dieſs nicht genug? Und iſt der Geſchmack beider Dinge nicht hinreichend, um anzuzeigen, daſs Beides noch da iſt? Heiſst dieſs nicht, das Volk täuſchen? Glaubt dieſs wohl ein vernünftiger Prieſter? Spottet nicht mancher ſelbſt darüber? wie Luther erzählt, daſs, nach dieſer erdichteten Verwandlung, Meſsprieſter in Rom in ſeiner Gegenwart ſpöttiſch geſagt haben: *Brod biſt du, und Brod bleibſt du; Wein biſt du, und Wein bleibſt du.* Und iſt denn ein geweihter Prieſter ein Zaubermann? Und wozu dieſe Verwandlung? Hört, ihr Ungläubigen: „Gott zur Anbetung“! Kann man Gott nicht auf eine andere und beſſere Art anbeten? Verlangt Gott ſolche Opfer? Schon David ſagt es, welche Opfer Gott verlangt, Pſ. 50. „Die heilige Meſſe iſt ein und das nämliche Opfer mit dem blutigen Kreuzesopfer.“ Das wäre viel! vermuthlich nur dem Werthe nach. Aber braucht Gott blutige Opfer? Verſöhnungsopfer? Verlangt er ſie? Und war der Kreuzestod Jeſu ein wirkliches Verſöhnungsopfer? oder nur eine groſsmüthige und hochherzige Aufopferung für die gute Sache ſeiner Lehre, die einen Gott der Liebe, keinen verſöhnten und zu verſöhnenden Gott predigt, und welche zeigt, wie die ſchüchternen, miſstrauiſchen und von ihren Sünden gequälten Menſchen mit Gott ausgeſöhnt werden ſollen, nicht wie *er* mit ihnen ausgeſöhnt werden ſoll. Nun noch ein Wort vom Ablaſs. „In den erſten Zeiten des Chriſtenthums, ſagt der Vf., muſsten öffentliche, groſse Sünder öffentliche und ſchwere Büſsungen verrichten, und oft mehrere Jahre hindurch ihr Leben mit Faſten und Beten und Enthaltung von allen öffentlichen Luſtbarkeiten zubringen (gewiſs nicht nach den Vorſchriften des Chriſtenthums und nach der allgemeinen Lehre der Kirche, ſondern der ſchwärmeriſchen Heiligen, und einiger überſtrengen Kirchenlehrer, die auf Concilien verdammt wurden. Und iſt denn das Beten eine Büſsung?). „Einem ſolchen Sünder war es nicht erlaubt, der heiligen Meſſe beyzuwohnen. (Die Meſſe, als ein unblutiges Opfer für Lebendige und Verſtorbene, kam erſt nach mehreren Jahrhunderten mit der Lehre von der Brod- und Wein-Verwandlung im Abendmahle, und die Seelenmeſſe mit der Lehre vom Fegefeuer auf, und wurde erſt im eilften Jahrhundert, bey Gelegenheit der Kreuzzüge, völlig ausgebildet. Wie kann alſo der Vf. von dieſer Meſſe ſagen, daſs ſie ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums üblich geweſen ſey? Etwas Anderes iſt die Meſſe, als eine gottesdienſtliche Handlung überhaupt, und etwas Anderes die päpſtliche Meſſe, wie ſie in der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung aufgenommen und beſtätigt iſt. Über den Ablaſs ſagt er nichts weiter, als daſs die Kirche die Gewalt von Chriſto erhalten habe, Abläſſe zu ertheilen (er ſagt aber nicht, welche), und *daſs ſie nützlich*

und heilsam seyen." Er beruft sich dabey auf die Aussprüche jener Kirchenversammlung. Wir haben also nicht Ursache, uns hierauf einzulassen. Ebenso übergehen wir auch, um nicht zu weitläuftig zu werden, die Lehre vom Heiligendienste, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, dass die katholische Kirche doch endlich einmal diese gar zu sichtbaren und handgreiflichen Erdichtungen einsehen, sich von den Banden, welche die Päpste um ihrer Vortheile willen, zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Habsucht ihren Seelen, ganz gegen das Licht der Vernunft und den Geist des Christenthums, angelegt haben, befreyen, die selige christliche Freyheit von Priesterherrschaft, und von der gleich entehrenden und schädlichen Herrschaft der Vorurtheile und des Aberglaubens, geniessen, und zur einfachen Christus- und Vernunft Religion, welche nichts Anderes, als vernünftige Freyheit und vernünftigen Glauben predigt, zurückkehren möge.

q.

RÖMISCHE LITERATUR.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch: *Animadversionum in Horatii aliquot carmina specimen primum*, quo disciplinas per semestre hibernum in Gymnasio Hildburghusano tradendas atque orationes inaugurales etc. — — indicit *F. C. L. Sickler*, Ph. D. a Sch. Cons. Gymnasii Director. 1815. 12 S. 4. *Specimen secundum.* 1814. 12 S. 4.

Hr. *S.* ist überzeugt, dass nach den Bemühungen der neueren Gelehrten, namentlich nach der Ausgabe von *Mitscherlich*, die Erklärung des Horatius bis auf wenige Stellen, die eine bessere Auffassung zulassen, ins Reine gebracht worden sey. Einiges aber, und zwar was topographische Einsicht erfodere, habe ihm Anstoss gegeben, und darum wolle er hier dem Göttingischen Herausgeber und allen anderen Freunden des Dichters die wahre, neue Aufklärung in Anmerkungen gern mittheilen. (*Quae in specimine hoc animadversionum, nova forsan, propositurus sim, ea, scribendi occasione commoda mihi oblata, editori Horatii Gottingensi celeberrimo, in universum vero omnibus de poeta nostro bene merentibus ea, qua decet modestia, lubenter offero.*) Rec. hegt andere Meinung, und spricht, ohne die, welche sich um Hor. Verdienste erworben haben, oder haben wollen, im geringsten zu beeinträchtigen, mit *Markland: in hoc auctore, post omnia quae in eum scripta vidi, innumera sunt, quae non intelligo. In toto opere vix una est ode, sermo vel epistola, in quibus hoc non sentio, dum lego. Neque adeo minor, cum haec obscuritas a posteris invecta fuerit.* Alles, auch Einzelnes, ist daher Rec. lieb, was Licht verleiht oder zu verleihen verspricht, und er will berichten, was er hier gefunden. Die erste Bemerkung kann nur eine gelegentliche heissen, weil sie weder auf Erklärung ausgeht, noch sonst zu der 8 Ode des 1 Buches in näherer Beziehung steht. Hr. *S.* hat nämlich in Italien eine Inschrift copirt, welche zu Ehren des L. Munatius Plancus errichtet worden war, und mit einer anderen bey *Gruter* in Einigem gleich lautet. Sie heisst: *Lucius Munatius Plancus, Tiburtinus, Consul, Imperator, iterum septemvir epulonum, triumphans ex Rhaetis, ex templo Saturni et cosmittente (committente) exercitu in Italia et Gallia.* Hr. *S.* macht sie bekannt, weil kein Schriftsteller von dem Rhätischen Kriege, welchen Plancus geführt hat, Meldung thue; Plancus aber habe vor dem Drusus schon eine siegreiche Expedition nach Rhätien unternommen, diess beweise diese Inschrift. Warum und wie die Geschichtschreiber diesen rhätischen Krieg ganz unbemerkt lassen konnten, kümmert Hn. *S.* weiter nicht, und wer mit ihm rechten wollte, würde an die Inschrift, auf der es geschrieben steht, verwiesen werden, oder ungläubig ein ähnliches Schicksal, wie Lambin, haben, dem Manutius, als er *consumptum* nicht mit *p* schreiben wollte, und selbst der alten Inschrift eines Steines nicht traute, diesen ins Gesicht warf, und das Nasenbein zerschlug. Wir eilen zu den Erklärungen des Horatius. I, 7. 12: *Nec tam Larissae percussit campus opimae, quam domus Albuneae resonantis.* Hr. *S.* theilt *aliam interpretationem eamque forte* (*fortasse*) *novam* mit, nämlich folgende: Um den See Albunea befinden sich Höhlen, welche, wenn Wagen vorüberrollen oder Steine auf den Boden geworfen werden, widerhallen. Diese Eigenthümlichkeit dient dem tiburtinischen Gefilde mehr zur Empfehlung, als die Höhle einer Quelle, und daher müssen Horatius Worte erklärt werden: *Das Haus der von dem Getöse der vorbeyrollenden Wagen wiederhallenden Nymphe Albunea.* So Hr. *S.*, der seine Erklärung also empfiehlt: *qua ratione speciosior poetae evadit imago, cum Albuneam fingat e cavernis, circa et supter stagnum reconditis, tanquam e domu, resonantem.* Rec. ist überzeugt, dass dieses Alles vom Vf. als blosser Scherz niedergeschrieben worden sey, wodurch theils Horatius zum Akustiker gemacht, theils den Nymphen ein neues Beywort ertheilt wird: denn der Vf. kennt aus *Mitscherlich* die Stelle des Virg. Än. VIII, 83: *Albunea, nemorum quae maxima sacro fonte sonat*, und weiss sicher, dass die Dichter seit Homer den Personen die Beywörter beylegen, die eigentlich den unter ihnen begriffenen Sachen zukommen, und dass hier die Nymphe statt der Quelle *resonans*, wie bey Homer Il. ξ, 311: δῶμα βαθυῤῥόου Ὠκεανοῖο genannt wird. — Die zweyte behandelte Stelle ist I, 11, 4 f.: *Seu plures hiemes, seu tribuit Jupiter ultimam, quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare Tyrrhenum.* Hr. *S.* bestärkt *Mitscherlichs* Erklärung: *pumicibus i. e. saxis cavis, exesis*, durch die bekannte Stelle des Plinius 36, 21, und erzählt, dass auf dem tyrrhenischen Meerufer wirklich vulkanisches Gestein, *tuffa vulcanica*, nebst vielem Bimsstein gefunden werde. Plinius spricht vom Gebrauche des Bimssteins zum Bauen, und Hr. *S.* bezeugt diess also: *Ejusmodi specus artefacti exemplar in villae, quam Ventidio Basso assignant, vestigiis prope Tibur exstat, ubi haud parvae moles lapides, conchis marinis intermixtis undique dependent; at et hi quoque veri pumices sunt, propter ponderis exilitatem ad hoc aedificiorum genus prae ceteris adhibiti et maxime idonei.* Das Meer reisst bey Stür-

men diese Steine mit sich fort, und wirst sie umher, so dass der Dichter nach Hn. S's. Meinung sagen konnte, es ermüde in der Arbeit, mit der es die Steine wieder auszuwerfen suche. Diese Annahme wäre zu gestatten; was aber hiebey *oppositis* heissen soll, lässt sich nicht einsehen, da diess wohl von einem feststehenden Felsen, an dem sich die Welle bricht, nicht aber von Steinen, die von der Welle hin und her geworfen werden, gesagt seyn kann. An diese wichtige Kleinigkeit scheint Hr. S. nicht gedacht zu haben, und doch ertheilt sie der ganzen Erklärung Bimssteinnatur. — Lib. III, 27, 21: *Hostium uxores puerique caecos sentiant motus orientis Austri.* Hr. S. nimmt mit Anderen *caecos* von dem schnell einbrechenden, unvorgesehenen Sturme; glaubt aber, das Wort *orientis* bedürfe noch Erläuterung. Er erzählt daher, wie der Sirocco oft bey Meeresstille schnell das Meer auftreibt, ohne dass starker Wind weht, und ohne dass die Schiffer durch andere Anzeigen darauf vorbereitet werden. Diess habe Statt, wenn sich der Wind erhebe (*orientis Austri*). Ob Hor. bey *orientis* an diese genauere Berechnung gedacht habe, lässt sich bezweifeln, wenn man den Dichtergebrauch berücksichtigt. — Epod. I, 29: *Nec ut superni villa candens Tusculi Circaea tangat moenia.* Die Erklärungen Anderer sind aus den Ausgaben bekannt. Hr. S. wendet ein, Horatius könne wegen der zu grossen Entfernung von 8 Stunden nicht von einer Ausdehnung seiner Villa bis an die Circäischen Mauern, oder Tusculum, gesprochen haben, und erklärt lateinisch und deutsch den Sinn der Stelle im Zusammenhange des Ganzen also: *Lubenter ego tam in hoc quam in omni alio bello me tibi comitem adjungam, praemio alio nullo nisi spe gratiae tuae, h. e. favoris tui hinc mihi conciliandi ductus; praemia ampliora, ut largos agrorum possessiones, rem pecuariam amplam, villam marmore expolitam, in montis Tusculani dorso, prope urbis moenia sitam, a te non exspecto: satis enim divitem tua in me benignitas me reddidit.* Und die streitige Stelle selbst: *Neque ut mihi imposterum sit pecus, quod ante sidus fervidum Lucana pascua Calabris mutet; nec ut mihi sit (a te mihi dono offeratur) villa candens, quae Circaea moenia Tusculi superni tangat (ad ipsa Tusculi veteris moenia aedificata), noch auch eine schimmernde Villa, die an des erhabenen Tusculums Circeische Mauern stosse.* Hr. S. erwähnt noch, dass in alter und neuer Zeit die Gegend um Tusculum für sehr schön und anmuthig gehalten worden sey, und schliesst: *quibus rebus perpensis neminem, cui interpretatio nostra a genuino loci Horatiani sensu poetaeque ipsius mente aberrare videatur, facile futurum credo.* Wir wollen unserer Seits diesen Glauben nicht antasten, müssen uns aber, und wären wir die Einzigen, von der Gemeinschaft der Billigung lossagen: denn wenn auch der aufgestellte Gedanke hätte vom Dichter gesagt werden können, so hat er ihn eben nicht gesagt, weil er die Worte gebraucht, welche er gebraucht. Diess wussten die alten Erklärer recht wohl, und verstanden, was *tangere* bedeutet. Von der Sprache und dem Stile des Vfs, haben wir schon hinlängliche Proben gegeben, und als solche kann auch folgende Ankündigung gelten: *Animadversionum in Horatii aliquot loca telam, quam eo consilio exorsus sum, ut hoc relicto si viris doctis placuerit, postea ad alios quosdam rerum Romanarum scriptores, Dionysium Hal. inprimis Liviumque transeam, nunc pono, cum revocandus sit animus ad ea, quorum potissimum causa haec in publicum exiit scriptio.*

Doch wir eilen, noch kürzlich den Inhalt des 2ten Specimen anzuzeigen. Bey I, 2, 13 wird über das Beywort *flavum Tiberim* gesagt, dass diese Farbe nicht, wie man erklärt, von dem Flusssande, sondern von der Puzzolana herrühre, — was übrigens zur Erklärung des Dichters nicht viel beyträgt. Bey den Worten *retortis litore Etrusco violenter undis* tritt Hr. S. denen bey, welche unter *litus Etruscum* das Ufer der Tiber selbst verstanden. — Zu IV, 1, 20 wird von den Lesarten *sub trabe Cypria* und *citrea* gesprochen, und gemeint, man müsse *Cypria* lesen, *primum quod elegantior poetae procedit sermo, qui amoenissimam in Maximi villa habitationem Veneri commendaturus, eam e materia seu ligno ex insula Cypro ponendam dixisse putandus est. Secundo quod Cedrus in hac insula frequens et procerior crescat (crescit).* Als ob diess Alles nicht jeder Erklärer gewusst hätte! Die Stelle endlich II, 15, 14: *Nulla decempedis metata privatis opacam porticus excipiebat Arcton,* wird auf deutsch also erklärt: Kein mit Messstangen (im Gegensatz mit dem Architektenmass, welches der Fuss ist) ausgemessener Porticus barg für den Privatmann die kühle Nacht. Kein Privatmann besass einen ungeheuern, mit Messstangen ausgemessenen Kryptoporticus. *Diesen* Bemerkungen steht das Motto aus Pindar voraus: Αἰεὶ δ' ἀμφ' ἀρεταῖσι πόνος δαπάνα τε μάρναται, πρὸς ἔργον κινδύνῳ κεκαλυμμένον. Was will man mehr?

Dh.

NEUE AUFLAGEN.

Kopenhagen, b. Schubothe: *Religion der Karthager. Von D. Friedrich Münter,* Bischof von Seeland, königl. Ordensbischof, Professor der Theologie auf der Universität zu Kopenhagen u. s. w. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwey Kupfertafeln. 1821. II u. 171 S. 4. (2 Rthlr. 4 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

THEOLOGIE.

Aarau, b. Sauerländer: *Der Christ vor Gott — Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. — Erster Jahrgang. Erstes Heft.* 1817. 96 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Beym Anblicke dieser Schrift glaubte Rec., dass dieselbe mit den „Stunden der Andacht" einerley Vf. habe. So ganz war die Form dieselbe. Allein Inhalt und Sprache belehrten ihn, dass eine nicht geringe Verschiedenheit zwischen Beiden Statt finde. Die Stunden der Andacht sprechen mehr das Herz an, diese Schrift beschäftigt mehr den Verstand. Jene sind, wie es Rec. scheint, in ihrem Vortrage natürlicher, fliessender und voll erhebender Salbung, so dass man oft einen begeisterten Mann aus dem Urchristenthume zu hören glaubt. Der Vortrag dieser aber ist mehr gesucht und gedrängter. Der Vf. geht in die Materien bisweilen tiefer ein, und giebt dem Leser reichen Stoff zum Denken. Was uns vorzüglich gefallen, ist die weise Benutzung und Einwebung passender Bibelstellen, so dass der Leser dadurch mit der Bibel unvermerkt vertraut wird. Der Materie nach ist sie gleich rein, und dem Geiste des Christenthums und der Vernunft vollkommen angemessen. Was Rec. vermuthete, fand er auch auf der Rückseite des Titelblatts, wo gesagt wird: Die Verlagshandlung gegenwärtiger Erbauungsschrift sieht sich veranlasst, hier auf das Bestimmteste zu erklären, dass solche nicht von dem Vf. der Stunden der Andacht herausgegeben wird, sondern einen anderen ausgezeichneten Gottesgelehrten zum Verfasser hat, der sich früher oder später öffentlich zu nennen entschliessen dürfte. So sehr wir nun bedauerten, dass der Vf. jener Schrift, die wir nicht ohne Erbauung gelesen haben, sein schönes Werk nicht fortsetzt: so wurden wir doch dafür durch diese Erbauungsschrift, wenn auch nicht ganz, doch reichlich entschädigt, und zum Theil auch völlig befriedigt. Doch können wir aus diesem ersten Hefte noch nicht vollkommen bestimmen, welche von beiden Erbauungsschriften den Vorzug vor der anderen verdiene, da dieses erst die Zukunft lehren kann.

In der Vorrede, in welcher der Vf. die Überschrift: „*Der Christ vor Gott*," erklären will, sagt er: Vor Gott wandeln ist der Weg zur christlichen Vollkommenheit. Durch einen festen, ruhigen Blick auf unsere überirdische Bestimmung kommt Ordnung und Klarheit in Alles, was wir anstreben und thun, und heitere Selbstbesonnenheit allein kann die aus einander gehenden Aufgaben und Verhältnisse des irdischen Daseyns zur freundlichen Einheit verknüpfen. Allein diess genügt bey Weitem noch nicht zur Erklärung jenes dunkelen Ausdrucks; und was der Vf. weiter hinzusetzt, ist mehr ein Ausmalen der Sache, als eine klare und lichtvolle Darstellung derselben. Hierauf wendet er sich mit demselben Tone, wie die Stunden der Andacht, zu seinen Lesern: „In diesen Stunden frommer Geistessammlung will ein unbekannter Freund euch, christliche Leser, zuweilen besuchen, und sehen, ob seine Rede niedergeschlagene Herzen zu ermuntern (aufzurichten), und wissbegierigen Seelen Erfrischung auf dem Wege der Tugend zu reichen vermöge." Ist diess der ganze Zweck der Schrift? Soll sie bloss ermuntern und erfrischen? Nicht auch zurechtweisen, belehren, bessern, ermahnen, warnen, nach den verschiedenen Bedürfnissen der Menschen? Auch ein Andachtsbuch muss unterrichten, oder die Andacht beruht auf keinem Grunde. „In ungezierter Sprache, einfach und ruhig, wie die Wahrheit dem Auge lauter erscheint, werde ich euch vortragen, was Gott und die Erfahrung mich gelehrt (hat)." Die Sprache des Vfs. ist zwar nicht eben geziert, aber doch etwas gesucht, und oft zu künstlich und geschmückt. — „Es soll euch nicht verborgen bleiben, wie durch des Christenthums Licht und Menschenfreundlichkeit der Ruf des Gewissens in uns klarer, und die Stimme der Weltereignisse verständlicher geworden, ein neuer Liebreiz über die sichtbare Natur ausgegossen, und der letzte Ring an der Kette unserer Lebensschicksale in die Hand eines liebenden Vaters gelegt ist. (Ist diess so ganz einfach, so ganz verständlich, so allgemein klar?) — Und ihr Freunde, die ihr *von Innen nach Aussen lebt*, und der höheren Bedürfnisse des Menschen nicht unkundig seyd, ihr werdet mich immer verstehen, und *den Gaben meines Herzens wohlwollende Aufnahme* gewähren. (Wird diess bey diesem Tone des Vortrags bey allen Lesern der Fall seyn? Ist diess so ganz die Natursprache?) Mein Wort will den Samen des Edeln und Guten, der in euch liegt, nur erwecken, und zur fröhlichen *Blüthe der Rührung (?) emportreiben*, zur reichlichen Frucht des Lebens ihn entwickeln, und fördern werdet ihr selbst durch Stärke von Oben, eigenes Nachdenken und fri-

sche Thatkraft — anstatt: Ihr werdet durch u. s. w. ihn selbst zur reichlichen u. s. w. entwickeln und befördern. Und wie unterscheidet der Vf. wohl die Stärke von Oben von der Stärke durch eigenes Nachdenken und frische Thatkraft? Kann jene ohne diese Statt finden? Hierauf wird gezeigt, dass nur Ein Grundton menschliche Gemüther bilde, der seit Christus, als Licht aus der Höhe erschienen, ein Gemeingut unseres Geschlechts geworden sey, nun, wie ein Gefühl und Gedanke, in Worten und Thaten vorherrschen soll, und dass dieser Grundton Liebe heisse. Ist der Grundton hier nicht auch ein wenig gesucht? — Was nun die Betrachtungen selbst betrifft: so können wir diese, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht alle einzeln durchgehen. Jede derselben beginnt mit einigen erbaulichen Versen, welche vorzüglich gut gewählt scheinen. Die erste, eine Neujahrsbetrachtung, ist überschrieben: *Die Zeit und der Mensch*, wobey die Worte aus dem 90 Psalm: Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen u. s. w. zum Grunde gelegt sind. Sie ist aber ungleich kürzer gerathen, als die in den Stunden der Andacht. Wie Vieles konnte nicht über dieses reiche Thema gesagt werden! Die zweyte Betrachtung spricht von Gott und dem Menschen, und schildert das Wesen der Religion, nach Kor. 12, 13. Die dritte stellt unter eben dieser Aufschrift: *Gott und der Mensch*, die Religion dar. Die vierte handelt von dem Mittler, über Ephes. 2, 14—18. Die fünfte ermuntert zur Tugend und Gottseligkeit, und untersucht die Frage: Wer ist tugendhaft? über Matth. 5, 20. Die sechste untersucht, wie man mit seinen Mitmenschen in Frieden leben könne, wobey die Stelle Matth. 5, 5. 9 zum Grunde gelegt ist. — Wir heben aus der ersten Betrachtung eine Stelle aus, um von der malerischen Darstellungsart des Vfs. eine Probe zu geben: „Dem Christen ist die Sinnenwelt ein bewegliches Gemälde, das auf ein ewiges und selbstständiges Urbild hinweist. Weil er den Himmel in sich trägt, begreift er die Erde. Die Zeitlichkeit, weit entfernt, ihn aus seinem festen Mittelpuncte herauszuwerfen, und in ihren Abgrund zu ziehen, weckt in ihm das Bedürfniss einer ausserzeitlichen Heimath nur lebendiger, und drängt ihn kräftiger in das Heiligthum seines Gemüthes zurück, wo er gleichsam durch den äusseren Gegensatz der Vergänglichkeit empfänglicher für unvergängliche Genüsse, sich und die Stimme Gottes in seinem Inneren wieder besser ist."

Wenn der Vf., welcher ein geistreicher Mann zu seyn scheint, sich in der Folge grösserer Deutlichkeit und Bestimmtheit in der Darstellung seiner Ideen, sowie einer einfacheren, weniger gesuchten, und darum herrlicheren und kräftigeren Sprache befleissigte: so würden seine Betrachtungen ihren Zweck — Ermunterung zur Tugend und Gottseligkeit — gewiss besser und sicherer erreichen.

Φ.

Prag, b. Calve: *Vollständiger Unterricht in der christ katholischen Glaubens- und Sitten-Lehre*, verfasst von *Johann Joseph Natter*, des Ritterordens der Kreuzherrn mit dem rothen Stern Commandeur, fürstl. erzbischöflichem Consistorialrathe und Pfarrer an der k. k. Karls-Pfarrkirche zu Wien. 1820. XVIII u. 245 S. 8. (14 gr.)

Die Absicht des Vfs. ist, der katholischen Jugend einen vollständigen Unterricht in der katholischen Glaubens- und Sitten-Lehre in die Hände zu geben. Diese Absicht hat er auch in einem hohen Grade erreicht. Weit entfernt von dem schwerfälligen Tone und der zugeschnittenen Form theologischer Compendien, hat er Alles, was in Beziehung auf Religion für die Jugend lehrreich und zum Guten erweckend seyn kann, in gedrängter Kürze, in lichtvoller, und doch zugleich von aller steifen Systemsucht freyer Ordnung, in einer natürlichen, gefälligen, verständlichen und rührenden Sprache zusammengefasst und aus einander gesetzt. Solche Schriften, wodurch in kurzen, aber inhaltvollen und deutlichen Zügen die Hauptsumme der christlichen Glaubens- und Sittenlehre auf eine für die Jugend passende Art dargestellt ist, verdienen allen Beyfall. Denn bey der Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion, die durch einen sogenannten *Rationalismus* (der aber ein von der wahren und ewigen Vernunft abgefallener, nur an das sinnlich Wahrnehmbare und Begreifliche, folglich das Übersinnliche, dessen einziges Organ die Vernunft ist, verkennende und leugnende *Intellectualismus* ist) unter allen Ständen immer mehr um sich greift, kommt die Jugend, wenn sie ohne gründliche Überzeugung in Rücksicht auf die wichtigsten Lehren des Christenthums in die grosse Welt tritt, ganz gewiss in die grösste Gefahr, von dem reissenden Strome der Irreligiösität und der daraus entstehenden Sittenverderbnisse hingerissen zu werden. Der Vf. dringt nicht nur überall auf gründliche Belehrung und Überzeugung in Beziehung auf die Heilswahrheiten der christlichen Religion, sondern sein Bestreben geht sichtbar und vorzüglich dahin, vermittelst der Überzeugung das Herz bleibend für das Gute zu stimmen. Daher bringt er auch bey jeder schicklichen Gelegenheit, selbst wenn er etwas Geschichtliches aus einander setzt, sehr passende Sittensprüche und praktische Lebensregeln an, die, um besonders auf sie aufmerksam zu machen, mit anderen Lettern gedruckt sind. Es ist zu bewundern, in welcher Mannichfaltigkeit die wichtigsten Materien in dieser kleinen Schrift zusammengestellt und erklärt sind. Der Vf. geht überall geschichtlich zu Werke, was auch für die Jugend sehr passend ist. Man findet hier einen vollkommenen Umriss der Geschichte der Religion, und zwar der natürlichen, geoffenbarten und insbesondere der christlichen. An die Geschichte werden sodann die Glaubens- und Sitten-Lehren geknüpft. Nach einer vorbereitenden Betrachtung über die Welt überhaupt, über das Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reich bis zum Menschen fortgesetzt, dessen Körperbau, Sinne, geistige Natur, Wille, Freyheit, Gewissen, Seele, Bestimmung in wenigen, aber sprechenden Zügen geschildert werden, setzt der Vf. die wichtigsten Wahr-

heiten der Naturreligion aus einander. Nachdem die Wohlthätigkeit, aber auch zugleich die Unzulänglichkeit derselben gezeigt worden ist, geht er zur geoffenbarten Religion über, wo erstens die göttlichen Anstalten zur Beseligung der Menschen durch Moses und die Propheten, und dann durch Jesum Christum, dessen Geschichte bis zu seinem Tode vorläufig aus einander gesetzt wird, gezeigt werden. Aus der Beantwortung der Frage: *Wozu war Jesus auf die Welt gekommen*, wird die ganze Glaubens- und Sitten-Lehre entwickelt. Dieselbe zerfällt in drey Hauptsätze: 1) Jesus belehret die Menschen über die Eigenschaften Gottes; 2) Jesus belehret die Menschen über seine eigene Person und Würde; 3) Jesus belehret die Menschen über das, was sie thun sollen, um ihre Bestimmung zu erreichen, um sich und Andere zu beglücken. Hier schliessen sich sehr passend die Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen seine Mitmenschen an. Den Beschluss macht die Lehre von der Kirche und den Sacramenten.

Eine im Ganzen so wohlgerathene und gemeinnützige Schrift verdient auch, dass die Stellen bemerkt werden, die nach dem Urtheile des Rec. einer Verbesserung bedürfen. S. 29 heisst es: „Es war eine Zeit, wo weder Himmel noch Erde da war." Das heisst nichts Anderes, als: Es war eine Zeit, wo keine Zeit war, welches sich widerspricht. Die Welt kann nur als die sichtbare Darstellung des göttlichen, absoluten Geistes gedacht werden. So wie Gott nothwendig ewig ist, ist es auch die Welt. Das Wort: *im Anfange*, dessen sich der Verfasser der Genesis gleich im ersten Capitel bedient, bedeutet keine Zeitlichkeit, sondern absolute Ewigkeit, ebenso wie im ersten Capitel des Evangeliums Johannes. Das ist auch die Bedeutung, welche Cicero dem lateinischen Worte *principium* giebt. „*Principii*, sagt er, *nulla est origo. Nam e principio oriuntur omnia: ipsum autem nulla ex re nasci potest: nec enim esset id principium, quod gigneretur aliunde.*" *Quaest. Tuscul.* 25. S. 170 gründet der Vf. die Lehre von dem Reinigungszustande nach dem Tode, gewöhnlich Fegfeuer genannt, der ein Mittelzustand zwischen dem Zustande der Seligen und ewig Verworfenen seyn soll, darauf, dass nicht alle Menschen vollkommen gebessert und gereinigt sterben, und dass der Hang zum Sinnlichen noch nicht ganz besiegt sey; dass sie folglich mit Gott, dem Heiligen, nicht vereinigt werden können, weil nichts Unreines in den Himmel eingehen könne. Nach diesem Räsonnement könnte nie ein endliches Vernunftwesen in das Himmelreich eingehen. Denn das Ziel, das jedem endlichen Vernunftwesen vorgesteckt ist, kann nur als absolute Heiligkeit gedacht werden. Dieses kann aber nur durch einen unendlichen Fortschritt in der moralischen Vollkommenheit, also zu keiner bestimmten Zeit, vollkommen erreicht werden. In Beziehung auf dieses Ideal ist also kein endliches Vernunftwesen je vollkommen rein. Das Himmelreich ist der äussere Zustand, dessen sich ein Vernunftwesen durch sein Streben nach Moralität würdig gemacht hat, und der mit dem Grade der errungenen moralischen Vollkommenheit auf das Genaueste übereinstimmen muss. Jeder Mensch also erfreut sich sogleich nach dem Tode jener Stufe der Glückseligkeit, oder des Himmelreiches, deren er sich würdig und empfänglich gemacht hat. In Beziehung auf seine fehlerhaften Seiten wird ihm Gott solche Mittel darbieten, wodurch er sich immer mehr reinigen, Gott ähnlicher machen, und dadurch zu einer immer höheren Glückseligkeit emporschwingen kann. So gefasst, ist die Lehre vom Reinigungszustande nach dem Tode die erhabenste, tröstlichste, und selbst eine in der Vernunft gegründete Lehre. Aber was ist das Loos derjenigen, welche von Lasterliebe befleckt ohne alle Besserung sterben? Der Vf. nimmt eine Ewigkeit der Höllenstrafen in dem Sinne an, nach welchem ein in Unbussfertigkeit sterbender Sünder durchaus keiner Besserung und daher auch keiner Milderung der Strafen und Rückkehr zur stufenweisen Glückseligkeit fähig seyn soll. Ein solcher Zustand streitet durchaus mit der Natur eines endlichen Vernunftwesens und mit den Eigenschaften Gottes. Selbst die heilige Schrift (1 Petr. 3, 19 — 20) wirft einen tröstenden, mit der Vernunft sich vereinigenden Strahl in die fürchterliche Dunkelheit dieser Lehre. Indess bleibt die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen immer in sofern wahr, als der ohne Besserung sterbende Mensch, wenn auch jenseits des Grabes noch Besserungsanstalten für ihn vorhanden sind, das, was er hier versäumt hat, nie einbringen, und die guten Menschen in Rücksicht auf eine fortschreitende Vollkommenheit und Seligkeit erreichen wird. Auch in Beziehung auf die Gerechtigkeit Gottes ist die Hölle ewig, d. h. so wie Gott unveränderlich gerecht ist, wird auch nie eine Zeit seyn, da das Böse ungestraft bleiben wird. Mehrere von den älteren Kirchenvätern, z. B. Origenes, Gregorius Nyss., Gregorius Naz., Ambrosius, Hieronymus, Justinus, Arnobius, haben von den Strafen der ungebesserten Sünder weit vernünftiger gedacht, als manche der neueren Theologen. S. 196 legt der Vf. der römisch-katholischen Kirche das Prädicat der *allein wahren* bey. Die Kirche Christi ist die göttlichste Idee, die je unter den Menschen an's Licht getreten ist, die aber durch die sichtbare Kirche, oder durch die verschiedenen Zweige derselben, nur sehr unvollkommen dargestellt werden kann, sowie die wirklichen Staaten von dem Ideale des Vernunftstaates immer sehr weit zurückbleiben. Es sey dem Katholiken genug, zu behaupten, dass seine Kirche alle die Heilswahrheiten enthalte, wodurch die Menschen gut und selig werden können. Die Anmassung, dass sie die *allein wahre* sey, führt zu der menschenfeindlichsten Intoleranz. S. 221 legt der Vf. dem Ablasse die Kraft, nicht bloss von den Kirchenstrafen, sondern auch von den göttlichen zu befreyen bey, was von allen aufgeklärten Theologen seiner Kirche geleugnet wird, und der Lehre der Kirchenväter widerspricht. *Nemo veterum dixit, indulgentiam pro foro Dei concedi*, sagt *Dobmayer, Syst. theol. cath.* Pars II S. 369.

Ms.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, b. Arnold: *Die neue Wundersucht, evangelisch in zwey Predigten beleuchtet* von dem Oberhofprediger Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, des königl. sächs. Civil-Verdienst-Ordens Comthur. 1821. VI u. 42 S. gr. 8. (8 gr.)

„Der Wunderglaube, sagt der berühmte Vf. in einer Vorerinnerung zu diesen Predigten, hat, wie alle Nervenkrankheiten, etwas Epidemisches. Da aber äussere Gewalt allein, wie ein Schwerdtstreich in die Flamme, die Übel der Gemüthswelt nur ärger macht: so muss die Geistlichkeit mit ihr auch die nöthigen Belehrungen und Zurechtweisungen verbinden." Wir müssen offenherzig gestehen, dass wir weder der ersten, noch der anderen Behauptung beystimmen können. Obgleich Rec. bloss Theolog ist, so könnte er doch viele Nervenkrankheiten nennen, die niemals als epidemisch erscheinen. Auch ist er der Meinung, dass der Wunderglaube keine Nervenkrankheit, sondern etwas der Natur des Menschen überhaupt Eigenthümliches sey. Die ganze Religion ist nichts Anderes, als ein Wunderglaube. Aber dieser Glaube kann ausarten, er kann sich auf Menschen und sinnliche Dinge lenken, statt auf die übersinnliche Welt: und dann, gesteht Rec., kennt er kein anderes zuverlässiges Heilmittel dagegen, als — den feinen, treffenden Witz, den launigen Spott. Bloss ein *Lucian* fehlt uns, der einen *zweyten Alexander* schriebe. Die äussere Gewalt, oder obrigkeitliche Macht, brauche man für nothwendigere Gelegenheiten, deren es nur zu viele giebt, und der Ernst der Religion laufe doch nicht jeder Tollheit auf dem Fusse nach. Kein Verbot hat noch einen Wundersüchtigen von seinem Unsinn überführt, und keine Predigt ihn bekehrt. Ja, Predigten über den falschen Wunderglauben scheinen diesem oft sogar noch eine Art von Gewicht und besonderer Bedeutsamkeit zu geben. Um desto auffallender war es Rec., zu hören, dass mehrere unserer, selbst der vorzüglichsten Prediger mit grossem Eifer dagegen zu Felde gezogen sind, und zwar Prediger, unter deren Zuhörern gewiss kein Wundersüchtiger war. Er kann sich diese Erscheinung nicht anders erklären, als durch die Annahme, dass diese Männer das Bedürfniss hatten, mit sich selbst über gewisse Erscheinungen in unseren Tagen ins Reine zu kommen, wie sie denn jede Erscheinung betrachtend auffassen, und dass sie dieses Bedürfniss auch bey Anderen voraussetzten, denen sie nun mit ihrer regeren und geübteren Denkfähigkeit zu Hülfe kommen wollen. Sind aber unsere Kirchen oder die Predigten die geeigneten Gelegenheiten, sich über vorübergehende (temporelle) Dinge zu verbreiten?

Von den hier vorliegenden Predigten hat uns die *zweyte*: *Von den plötzlichen Wirkungen, welche dunkele Eindrücke von Gottes heiliger Nähe in unerleuchteten Gemüthern hervorbringen*, über Luc. 5, 1 — 11, weit besser gefallen, als die erste, ob sie gleich, besonders im Eingange, Spuren einer sonst an dem Vf. angewohnten Eile trägt. Sinnreich und überraschend ist der Text benutzt, und erschöpfend sind die *Wirkungen* u. s. w. angegeben: *Überraschung, Bestürzung, eine heftige Anstrengung der Lebenskraft, und ein Aberglaube, welcher schwer zu bekämpfen ist.* Die Predigt hat den wahrhaft religiösen Ton, welcher Ahnungen in den Tiefen der Seele erweckt, die bey blossen moralischen Reden und Abhandlungen nicht möglich sind. — In der *ersten* Predigt, die eine *Vergleichung der alten und neuen Wunder*, über Marc. 7, 31 — 37, aufstellt, scheint uns die Vergleichung keinesweges getroffen, oder wahr zu seyn. Die alten Wunder, sagt der Redner, sind gewiss und glaubwürdig, es waren *wirklich* unheilbare Kranke, sie wurden wirklich gesund, und sichere Zeugen verbürgen uns diese beiden Umstände. Auf diese Zeugen kommt am Ende *für uns* doch Alles an, und wie? wenn glaubwürdige, durchaus redliche Männer als Zeugen bey den Wundergeschichten unserer Tage aufträten? Die Verborgenheit oder Öffentlichkeit macht auch bey einem Wunder nichts aus; es fragt sich nur darum: ist eine bestimmte Heilung ein Wunder? Die meisten und grössten Wunder Jesu geschahen öffentlich. Den Glauben (an Jesum) beförderten auch selbst die alten Wunder nur wenig; ihn aber zerstören wollen auch die neuen Wunderthäter nicht, sondern ihn nur (nach der römischen Kirche) modificirt wissen. — Der Preis des Büchleins ist sehr hoch.

Χμς.

Mathematik. *Augsburg*, b. Stage: *Gemeinfasslicher Unterricht, den Inhalt cirkelrunder und ovaler Fässer, an welchen die erforderlichen Stücke mit einem gewöhnlichen, in Baier. Fusse und deren Decimallinien eingetheilten Massstabe gemessen sind, durch blosse Addition, auf eine sehr leichte, einfache und dennoch richtige Art in Baier. Eimern zu berechnen.* Zum Gebrauche der Weinhändler, Ökonomen und jedes Freundes der Visirkunst, von *Johann Wolfgang Müller*, Professor am Gymnasium zu Nürnberg. 1820. 37 S. 8.

Das Gemeinfassliche dieses Unterrichts besteht hier darin, dass der Vf. lehrt, wie Fässer, deren Bauch- und Boden-Weite mit der inneren Länge nach dem Baier. Fuss gemessen wurden, nach einigen von ihm berechneten Tabellen visirt werden können. Er giebt dabey weder die Principien, auf welche er die Berechnung seiner Tabellen gründete, noch bewährt er auch dieselben durch eine schickliche Controle mit der Aich seiner Fässer, und berechnet überhaupt runde Fässer von verschiedener Wölbung oder Spitzung nach einerley Regel. Wenn nun dieses Verfahren schon an und für sich um so fehlerhafter ist, je mehr die Krümmung der Dauben von der kleinsten bis zur grössten von einander abweichen: so sind ausserdem selbst seine Vorschriften, die Spundtiefe und Fasslänge mit dem Massstabe abzunehmen, der Sache ebenfalls nicht angemessen. Denn wenn der Visirer von der gemessenen Spundtiefe die Dicke der Spunddaube an der Stelle des Spundloches selbst abzieht: so misst er die Spundtiefe des *Fasses zu klein*, weil die Küfer die Spunddaube stärker, als die übrigen annehmen, um dem Spunde in dem tieferen Loche einen besseren Haft zu verschaffen. — Auch nimmt der Vf. an, dass die Dicke der Boden immer der Daubendicke selbst gleich sey, was besonders bey grossen Standfässern eine starke Ausnahme leidet, weil überhaupt solche Boden auf $\frac{1}{3}$ ihrer Weite ringsum nach der Zarge zu *abgekimmt* werden. — Endlich verzichtet derselbe auf die Senkung der Böden gänzlich, die nach Umständen bis auf $\frac{1}{16}$ der Bodenweite sich erstreckt, misst deswegen die innere Länge des Fasses zu kurz, und visirt den Fassinhalt zu klein.

Wenn überhaupt der Vf. glaubt, dass sich runde Fässer nach einerley Regeln berechnen lassen: so hätte er sich die Berechnung seiner Tabellen, und überhaupt die ganze Arbeit, ersparen können, da unsere Visirer schon lange den cylindrischen Visirstab kennen, und wohl wissen, dass jede Gattung von Fässern ihren eigenen erfodert, sowie für Mauthdiener der Visirriemen an und für sich genügt.

Sth.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

METROLOGIE.

1) Frankfurt a. M., b. Jäger: *Über die wahre kölnische Mark.* Von *G. K. Chelius*, Inspector u. erstem Rechneyschreiber allhier. 1820. 40 S. 8. (10 gr.)

2) Trier, b. Lintz: *Handbuch zur Kenntniss der Masse und Gewichte in den Preussischen Provinzen links der Elbe* u. s. w., *mit einem Anhange über die Systeme der benachbarten Staaten.* Von *F. G. Schimmelpfennig*, königl. preuss. Regier. Calculat. u. Lieuten. 1820. VII u. 158 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. von No. 1 hat sich schon früher durch seine *zuverlässige Vergleichung der sämmtlichen Masse und Gewichte der Handelsstadt Frankfurt a. M.*, u. m. a. der Art rühmlichst bekannt gemacht. Durch die vorliegende zwar kleine, aber gehaltvolle Schrift wird dessen Ruhm um so mehr erhöht, als ihre gründliche Ausführung darauf gerechten Anspruch machen kann. Gleich im Eingange dieser Bogen wirft Hr. *Ch.* die Frage auf: „Wo befindet sich das wahre Original (,) oder eine ächte und genaue Copie von der kölnischen Mark, welche schon seit Jahrhunderten die Münzmark der Deutschen ist? Oder welches ist doch wenigstens ihr absolutes Gewicht?" — Der erste Theil dieser Frage, weil er so oft und — wie Hr. *Ch.* richtig bemerkt — noch nie genügend beantwortet worden, ist auch hier im Dunkeln gelassen. Desto gründlicher und vollständiger ist der zweyte Theil der Frage aus einander gesetzt, und, wie wir gleich zeigen werden, nunmehr evident erwiesen. Wir wollen den ersten Theil zuvörderst berühren. Über den Ursprung des Markgewichts in Europa haben *viele* ältere und neuere Schriftsteller in mehreren Sprachen geschrieben; aber über den der ältesten dieses Gold- und Silber-Gewichts, der Pariser- und Cölner-Mark, nur *mehrere* gelehrte Metrologen, s. *Paucton Métrologie, ou traité des Mésur., Poids et Monn.* p. 49—55, à Paris, 1780. gr. 4., *v. Praun*, 3te Ausg. u. a. m. Obgleich in alten Urkunden des 11ten Jahrhunderts Markgewichte vorkommen, und derselben im 12ten und 13ten häufig gedacht wird: so kann man doch mit Gewissheit annehmen, dass ihre Eintheilung, wie sie seit Jahrhunderten in Europa bestanden, nicht vor der Hälfte des 14ten Jahrhunderts allgemeine Gesetzeskraft erhalten hat. Von nun an ward die Cölner und Pariser Mark wechselsweise das Normalgewicht, wonach die edeln Metalle gemünzt wurden. Ob die Cölner der Pariser, oder umgekehrt, zum Massstabe gedient, lässt sich mit historischer Gewissheit nicht bestimmen. Rec. sah an beiden Orten vor 30 bis 40 Jahren die Urgewichte in den dasigen Münzgebäuden, aber man konnte ihm die Urquelle ihres Entstehens nicht diplomatisch verweisen. — *Wilh. Budäus* scheint sich für die ursprüngliche Pariser Mark zu erklären; s. *De Asse et part. ejus*; L. II Fol. XLIIII p. 2 sq. Par. 1514 fol. oder p. 222 sq. nach der Ausgabe dieses Werkes, die in *Ad. Rechenberg's Hist. rei nummar.* Lips. 1692, 4., vorkommt; allein schon *Reinhard Budelius* hat im J. 1566 erwiesen, dass die Stadt Cöln wenigstens eine viereckige Unze, deren 8 auf eine Cöln. Mark gehen, als Muttergewicht besessen habe. Diesen Umstand, den auch Hr. *Ch.* S. 8 f. §. 6 anführt, muss man umständlich in *Budelii de monetis et re num.* Lib. I C. 13 p. 65 Sect. 3, 4 et sq. Col. Agr. 1591, gr. 4., nachlesen, woselbst auch p. 64 sq. Sect. 9 et 11, nach der angestellten Probation, die ächte Cöln. Mark = 4864 Holl. As schwer befunden wurde. Dieses hat wahrscheinlich den spanischen Jesuiten *Johann. Mariana* veranlasst, dieselbe mit 4800 castilian. Grans zu vergleichen, s. *De pond. et mensur.* p. 55 sq. (Francof.) ap. Wechelii her. 1611, 8. So viel ist wohl aus der deutschen Münzgeschichte als gewiss und factisch erwiesen anzunehmen: dass seit der bekannten Münzordnung Kaiser Carls V vom J. 1524 die alte Cöln. Mark der allgemeine Massstab des deutschen Reichs bey dem Ausmünzen seiner Gold- und Silber-Sorten seyn solle, s. *Hirsch* Münz-Archiv, 1ter Th. S. 247, vgl. 8ter Th. S. 296 u. 302. Hr. *Ch.* hat diesen letzten Umstand S. 23 f. ebenfalls berührt. Übrigens ist hier nicht der Ort, den ersten Theil der Frage entscheidend zu beantworten; aber der Name *Mark* ist deutschen Ursprunges, und älter, als die Übersetzung desselben in andere Sprachen; und da die Münzgeschichte der Stadt Cöln, wie *Harzheim* nachweist, bis zum 9ten Jahrhundert hinaufsteigt: so lässt sich mit Grund vermuthen, dass das Cöln. Markgewicht älter, als das französische und jedes andere dieses Namens, in allen Staaten und Reichen Europa's sey. Wir eilen zur Beantwortung des zweyten Theils der Frage. Um diesen Gegenstand völlig ins Reine zu bringen, hat sich der Vf. ein halbes Kilogramm von Paris, und 1 Pfund

Wiener Handelsgewicht aus Messing als Mustergewichte angeschafft, und damit die genauesten Vergleichungen angestellt, deren Resultat er mit denen der besten und anerkanntesten Metrologen neuerer Zeiten vergleicht, welche das reine Gewicht der wahren Cöln. Mark zu bestimmen bemüht gewesen sind. Alle desfallsigen früheren Versuche, welche in Absicht der metrischen Gramme sowohl, als der Cöln. Mark von *de Lambre*, *Vega*, *Wild*, *Eytelwein*, *van Swinden*, *Heinrich*, *Ghiesbrecht* u. A., mit Rücksicht auf die früheren Angaben von *Eisenschmid*, *Kruse*, *Tillet* u. A., veranstaltet wurden, führen, bey der genauesten Prüfung aller, nunmehr unbezweifelten Resultate der *Eytelwein*'schen Untersuchungen, zu der S. 18 §. 14 ausgesprochenen Wahrheit: *„Die wahre cölnische Mark wiegt* 233^{15} *Grammen (definitiv), und befindet sich in ihrer Mutterstadt Cöln selbst.“* Diess wird aus mehreren, vom Vf. angestellten Berechnungen gegen andere in- und ausländische Gewichte, nach den zuverlässigsten Angaben bewiesen. Also sind die Angaben unserer besten Handbücher der Münz-, Mass- und Gewicht-Kunde, wonach die Cöln. Muttermark = 3608 engl. Gran, 3760 Apoth. Gran, 4352 Cöln. Eschen, 4400 franz. Grains, 4864 Holl. As oder 65536 Richtpf. Theile hält, von *Budelius* an, bis auf Hn. *Ch.*, als gesetzlich anzunehmen, welche, wenigstens für die königl. preuss. Staaten, durch das Gesetz vom 16 May 1816 (s. *Ges. Samml.* f. 1816. No. 357 S. 150 f. §§. 19 — 21) bindende Kraft erhalten hat, und wahrscheinlich vom deutschen Bundestage sanctionirt werden wird.

No. 2 hat ebenfalls mehrere gute und sehr brauchbare Seiten. Denn indem hier die Grund-Masse und Gewichte aller vorzüglichen Orte in den Regierungsbezirken von Trier, Coblenz, Aachen, Cöln, Cleve, Düsseldorf, Münster, Minden, Arnsberg, Erfurt, Magdeburg und Merseburg, in einer Darstellung ihrer Verhältnisse zu den neuen, durch das königl. preuss. Gesetz vom 16 May 1816 (s. Ges. Samml. a. a. O.) verordnete Mass- und Gewicht-System, verglichen und anschaulich gemacht werden: so hat der Vf. dieses *Handbuchs* für die preuss. Rhein- und Westph. Provinzen dadurch gewissermassen einem Bedürfniss abgeholfen, vorausgesetzt, dass die ihm darüber zugetheilten Nachrichten, der Orts-Ur-Masse und Gewichte sämmtlich aus ächter Quelle zugeflossen sind. Daran glauben wir aber mit Recht zu zweifeln, indem wir Manches mangelhaft, und für Westphalen und den Niederrhein unzuverlässig finden. Denn ausser den, unter der Fremdherrschaft durch die französischen Mass- und Gewichts-Commissionen am linken Rheinufer früherhin geschehenen Ausmittelungen, die der Vf. benutzt hat, sind die, in den seit 1814 und später preussisch gewordenen Provinzen, veranstalteten Untersuchungen und Prüfungen der Orts-Masse und Gewichte noch zur Zeit bey den meisten Regierungsdepartements so unzuverlässig, dass es eines *Paucton*, *de Lambre*, *van Swinden* und *Eytelwein*'s bedürfte, um in diesem Puncte zur metrologischen Richtigkeit zu gelangen. Dass Hr. *Sch.*, der sehr bescheiden von seiner Arbeit spricht, nicht selbst die Masse und Gewichte, die er mit ihren Verhältnissen zu den gesetzlichen Bestimmungen liefert, untersucht und geprüft, sondern bey seinen Berechnungen auch unseren *Kruse*, *Nelkenbrecher* und *Chelius* benutzt hat, gesteht er selbst, und äussert zugleich den Wunsch: man möchte ihm, wo er irrt, bessere Angaben mittheilen. Dieses gereicht ihm zur Ehre; nur bedauert Rec., aus Mangel am Raume in diesen Blättern des Vfs. Wunsch diessmal nicht erfüllen zu können. In dem S. 131 — 158 befindlichen *Anhange* wird das Mass- und Gewicht-System von Frankreich, den Niederlanden, Grossbritannien, Baiern, Hannover, Würtemberg, Sachsen, der freyen Stadt Frankfurt a. M. u. s. w. im Verhältnisse des preussischen Systems geliefert, worauf S. 159 ff. das alphabetische Register folgt.

Bgs.

RÖMISCHE LITERATUR.

TORGAU, b. Kürz: *Observationes ad Suetonii Tranquilli Vitas Caesarum*, quibus varias virorum doctorum Emendationes et Interpretationes denuo excussit atque examinavit *Georg. Henr. Walther*, Lycei Torgaviensis Subrector. 1813. 31 S. 8. (4 gr.)

Den Zweck und Plan dieser Schrift giebt Hr. *W.* S. 7 an. Er erklärt nämlich seinen Schülern den Sueton, und findet bey dieser Arbeit, dass die Interpreten oft irren, dass sie zuweilen ohne Ursache an der Ächtheit des Textes und an der Auffindung eines passenden Sinnes verzweifeln, und dass sie der Sucht, Conjecturen zu machen, zu sehr nachgeben. Dadurch wurde er nun aufgemuntert, mehrere Stellen genau zu untersuchen, um sie richtiger zu erklären, und die Leseart der Codd. in Schutz zu nehmen. Mit Bescheidenheit entschuldigt er sich, dass er diese Arbeit nach den Bemühungen so vieler berühmten Interpreten dieses Schriftstellers unternommen habe, damit, weil der Stil, die Kürze, die Dunkelheit so vieler hier vorkommenden Sachen bey den grössten Alterthumsforschern Zweifel erregt, und Anlass zu Irrthümern gegeben, auch die Natur nur unter dieser Bedingung einzelnen vorzüglichen Köpfen die Kraft verliehen habe, über solche Gegenstände richtig zu urtheilen, dass ihm und Anderen nicht bloss der Ruhm des Gehorsams übrig geblieben sey (schon gut, wenn er und die *Anderen* etwas Erhebliches leisten); er nehme also, sagt er, keinen Anstand, das ans Licht zu geben, was er als vortheilhaft für die Interpretation Sueton's ansehe — aber nicht Alles sey in diesem Schriftchen enthalten, was er zur Verbesserung vorgefunden, und die gegenwärtigen Bemerkungen sollen bloss einem ausführlicheren Werke über Sueton vorangehen. — Der Vf. zeigt nun, welche Grundsätze er in der Behandlung kritischer Gegenstände befolgt habe: dass nämlich gewisse, von Vielen angefochtene Stellen keiner, oder wenigstens einer leichteren und gelinderen Emendation bedürfen, als von manchen Interpreten vorgeschlagen worden sey — dass man sehr vorsichtig

seyn müsse in Verwerfung der alten, auf Mspte sich gründenden Lesearten, und in Annahme der seltenen, wie in der Änderung des Textes nach eigener Muthmassung, so gewiss es übrigens sey, dass es Stellen gebe, zu deren Verbesserung und Erklärung eigene Ansicht und Beurtheilungskraft mehr nütze, als oft die Leseart der meisten oder aller Codd., die keinen oder einen sehr unpassenden Sinn darbieten, wobey er sich auf den Ausspruch *Wolfs* in den Proleg. zu Homer §. 1 beruft. Während sich der Vf. nach diesen Regeln richten wollte, kam er zuweilen in Verlegenheit, da er von den Anmerkungen *Wolfs* zu Sueton in einigen Stellen abweichen musste, um dem von ihm aufgestellten Grundsatz treu zu bleiben.

Um der Kürze willen hat der Vf. in den meisten Stellen es vermieden, eine ausführliche Darstellung derjenigen Bemerkungen zu geben, welche man von den Interpreten hat. Er setzte bey seinen Lesern die Kenntniss derselben, wie der Leseart voraus. Übrigens bedauert er, dass er zum Theil die Codd. selbst nicht einsehen konnte, weswegen er auch da, wo er ohne eigene Anschauung der Mspte nichts Gewisses festzusetzen im Stande war, lieber geschwiegen habe, als dass er sich auf unnütze Conjecturen eingelassen hätte.

Nun folgen die einzelnen Stellen, welche unser Vf. behandelt hat. Wir wollen einige derselben ausheben, und unser Urtheil beyfügen, damit die Emendations- und Interpretations-Art desselben einigermassen sichtbar werde. Zuvor aber muss Rec. bemerken, dass unser Interpret die Stellen, die er emendiren will, geradezu hinsetzt, wie er sie selbst emendirt hatte, nicht wie sie in einer gewissen bestimmten Edition vorkommen. Er hätte aber eine Edition hier gebrauchen, sie anführen, die Worte und Interpunctionen aus derselben nehmen, und alsdann erst seine Urtheile beyfügen sollen.

S. 9 C. 22 (C. Jul. Caes.): *Ex omni provinciarum copia Gallias potissimum elegit, cujus emolumento et opportunitate idonea sit materia triumphorum.* Hier ist's befremdend, dass die Leseart *Galliam* st. *Gallias*, die doch Vieles für sich hat, mit keinem Worte berührt wird; die Gründe, warum der Vf. *Gallias* annimmt, hätten angegeben werden sollen. *Galliam* ist schon darum wahrscheinlich, weil die Provinz, welche dem Cäsar zu Theil wurde, allein *Gallia cisalpina* war, selbst nach Sueton; somit hätte alsdann auch das folgende *cujus* keine solche Rechtfertigung nöthig, wie sie Hr. *W.* gab. Seine Gründe sind hier ohnehin nicht wichtig. Er sagt nämlich, zu dem Wort *cujus* müsse *provinciae* verstanden werden, und von dieser Construction gäbe es viele Beyspiele, dass nämlich auf die Benennung der Gattung, wie hier *provincia*, und nicht auf das eigenthümliche Wort der Sache, Rücksicht genommen werde. Es mag seyn, dass hie und da eine solche Construction vorkommt, aber sie ist doch immer hart. Das *cepitque eam*, Tit. 5, wo *eam* auf *Hierosolyma* sich bezieht, ist im Grunde doch etwas Anderes, besonders in sofern diese *synesis* oder *synthesis*, wie die Grammatiker eine solche Wortfügung nennen, hauptsächlich nur bey den Namen der Städte vorkommt, wie hier, wo bey der Construction nicht auf das Wort *Hierosolyma*, sondern auf den darin liegenden Begriff *urbs* Rücksicht genommen wird; auch schon dem Gefühle nach ist das Letzte nicht so anstössig und hart, und dem Verständniss nach nicht so dunkel und entfernt. Auch etwas ganz Anderes ist Vesp. C. 2: *Quaestor Cretam et Cyrenas provinciam sorte cepit.* Hieran wird sich freylich Niemand stossen. — Die folgenden Worte in der obigen Stelle: *cujus emolumento et opportunitate idonea sit materia triumphorum*, sind zu künstlich, und nicht so einfach erklärt, wie es den vorangegangenen Äusserungen des Vfs. gemäss wäre. Nach Rec. Ansicht denke man sich nach *cujus* — *in*. Dass diese Präposition weggelassen wird, kann durch mehrere Beyspiele bey Sueton und Cicero sogar entschuldigt werden — und nun versteht man: *cujus in emolumento et opportunitate idonea sit materia triumphorum* — so: *welche* (Provinz) *wegen der mancherley Vortheile, die sie für das kriegführende Heer hat, und wegen ihrer Lage, da ihre angrenzenden Nachbarn leicht zum Kriege gereizt, und in denselben verwickelt werden konnten, leicht Stoff und Anlass zu einem Triumph darbietet.* Diese Ansicht liegt doch näher, als die unseres Vfs.: *cujus sit materia triumphorum (h. i. quae praebeat vel habeat materiam triumphorum) idonea emolumento et opportunitate (h. e. idonea, sive spectetur emolumentum, sive opportunitas).* Diess ist allerdings dunkel, schwerfällig und ungewöhnlich — statt: *cujus sit m. tr.* würde es eher heissen: *cui sit m. tr.* Hernach *materia idonea emolumento et opportunitate* — wäre eine besondere und ungewöhnliche Wortfügung. Auch ist bey der oben gegebenen Erklärung die Rechtfertigung der Wortfügung nicht nöthig, wie sie der Vf. giebt, wenn er sagt: „*fortasse ordo verborum quosdam offendet; sed quo minus Genitivus: cujus, pendeat ab: emolumento et opportunitate, legenti satis cavet insolentia hujus locutionis sine praepositione: in ante: emolumento* (es ist nicht so gar insolent) *et debebat Scriptor vocabula ea serie ponere, qua, quale sit cujus vis pondus, constet.*“ — S. 10 C. 27: „*Gratuito aut levi foenore*“ ist nicht leichter und deutlicher erklärt, als wie man es bisher erklärt hat. Es ist wahr, die *Syllepsis*, welche *Ernesti* hier annimmt, nach welcher *gratuito* zu *foenore* gezogen wird, ungeachtet es nicht dazu gehört, scheint ein Nothbehelf zu seyn. Aber was erhalten wir hier dafür? Nach unserem Interpreten liegt offenbar der Begriff von einem Anleihen hier, besonders in dem Worte *obstrictis*. Aber der Ablativ *levi foenore* und *gratuito*, das auch nach der Äusserung des Vfs. ein Adverbium seyn könne, hange, sagt er, nicht so von *obstrictis* ab, wie wenn Cicero sagt: *aere alieno obstringi* — sondern *gratuito* und *levi foenore* seyen vielmehr *absolute* zu verstehen, wie wenn es hiesse: *aere alieno ita obstrictis, ut aut gratuito debitum contraherent, aut leve foenus esset.* Diess ist nun offenbar von der Ferne gesucht. Die Meinung *Burmanns*, der *gratuitum* hier als ein

Substantiv betrachtet statt *pecunia gratuita* oder *sine foenore data*, ist doch weit einfacher, und hat nicht so viele Schwierigkeiten. — S. 10. C. 28: Die Stelle: „*Quando nec plebiscito Pompejus postea abrogasset*" hat mehrere Conjecturen und verschiedene Lesearten verursacht. Der Vf. hat hier eine Erklärung, die Beyfall finden muss. Wenn man nach *Gronov plebiscito* für den Dativ nimmt, und statt *nec* setzt *et*, und nach *Burmann obrogasset* liest: so käme zwar ein passender Sinn heraus. Diese Lesearten sind aber nach unserem Vf. nicht einmal nöthig, indem er die gewöhnliche Leseart beybehält, und den Irrthum der Kritiker in der Kürze unseres Autors sucht. Die folgenden Worte: *Acciderat — errorem*, sieht er an als einen Commentar über jene. Der Sinn ist nach ihm: *Cäsar hat durch einen Volksbeschluss das Privilegium erhalten, dass auf den Comitien bey der Wahl eines Consuls auch auf ihn, ungeachtet seiner Abwesenheit, Rücksicht genommen werden dürfe. Pompejus aber hat dasselbe vernichtet, durch das Gesetz, das er ohne Ausnahme vorgetragen hat. Auf diess verliess sich M. Claud. Marcellus, und wollte, dass auf den abwesenden Cäsar in den Comitien keine Rücksicht genommen werde. Denn wenn gleich Pompejus nachher den Fehler verbessert hatte: so geschah diess doch nicht durch einen Volksbeschluss, sondern nach seiner eigenen Willkühr. Daher konnte die Ausnahme auch nicht Statt finden, und mit Recht konnte der Consul diesen Grund anführen: „quando nec plebiscito Pompejus postea abrogasset." Postea bezieht sich auf die Zeit, welche darauf folgte, nachdem das Gesetz, die Rechte der obrigkeitlichen Personen betreffend, gegeben worden war. Zu den Worten: postea abrogasset — ist nicht legem zu verstehen, sondern vielmehr was die bald darauf folgenden Worte sagen: „ut nempe absentis nulla ratio comitiis haberetur."* — S. 11 C. 10: „*Ardente tunc in Africa bello.*" Hier eifert der Vf. gegen diejenigen, welche *in* weglassen wollten. Was er sagt, ist Alles richtig, nur ist diese Stelle keine von den schwereren, und *in* ist nicht so wichtig, dass deshalb hier eine besondere Erklärung zu erwarten war, da die meisten Ausgaben diese Präposition haben. — Über die Stelle S. 11. 12. C. 86: „*Alii e diverso opinatum insidias undique imminentes subire semel confessum satius esse, quam cavere semper*" ist etwas weitläufig gesprochen. Statt *opinatum* steht nämlich gewöhnlicherweise *opinantur* nach *Gräve*. Unser Vf. liest aber *opinatum*, und spricht von dieser Leseart, als ob sie ganz neu wäre. Er beruft sich auf *Torrentius*, der bekanntlich einen Commentar über Sueton herausgab; aber auch späterhin hat *Burmann* diese Leseart, den er nicht nennt, nur mit dem Unterschiede, dass dieser *confessum* weglässt. Alles Übrige, was der Vf. zur Erklärung beybringt, kann sich Jeder denken, und muss sich Jeder denken, der *opinatum* liest.

An den vorgelegten Proben wird die Erklärungsart des Vfs. hinreichend erkannt werden. Die übrigen Observationen betreffen Stellen über Sueton's Octavian, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vespasian, Titus. Die Erklärungen sind grösstentheils natürlich, einfach, und haben oft Wahrscheinlichkeit. Der Vf. verräth hie und da Scharfsinn, und die Gabe, das Leichte aufzufinden. Auch gebührt ihm das Verdienst, in einer reinen lateinischen Sprache sich deutlich ausgedrückt zu haben. Einzelne Stellen sind zwar so beschaffen, dass die vorhandenen Conjecturen bequem entfernt werden konnten, und dass es mit keinen besonderen Schwierigkeiten verbunden war, die gewöhnliche Leseart, worauf der Vf. hauptsächlich losgeht, beyzubehalten. Es hätten gewiss noch viel schwerere Stellen gefunden werden können, denen eine richtigere Erklärung zu wünschen gewesen wäre. Da der Vf. im Anfange des Schriftchens ein grösseres Werk von dieser Art verspricht: so hoffen wir alsdann besonders über diejenigen Stellen, in denen die Interpreten noch sehr uneinig sind, Aufklärung zu erhalten. Nur ist zu wünschen, dass er Gelegenheit haben möge, die Codd., wenigstens zum Theil, selbst zu sehen und zu vergleichen, um nicht, wie er S. 9 sagt, genöthigt zu seyn, ganz zu schweigen über solche Stellen, die doch einer Emendation bedürfen. Die Druckfehler hätten, wenn sie nicht vermieden werden konnten, doch wenigstens angezeigt werden sollen.

Th. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Erlangen*, b. Palm: *J. Wolfs*, Dr. u. Prof., *Der Holz und Zeit ersparende Kochheerd.* 1820. 39 S. kl. 8. Mit 1 Kupfertafel.

Dieser Kochheerd hat, wie jeder andere, seine Canalröhre mit dem Roste, welche eine eiserne Platte deckt, in deren Löcher die Töpfe eingesetzt werden. Diese sind von verzinntem Eisen oder Kupferblech, und haben nach o. ..su einen Bord oder Rand, damit das Feuer nicht in eine Spitze brennen kann, sondern sich an dem Berde wenden muss. Der Topf profitirt also alle jene Hitze, welche sonst in der Spitze, wo sie am stärksten ist, davon geht. Desswegen wird auch auf diesem Heerde das in anderthalb Stunden gahr, wozu bey offenem Feuer drey Stunden erfodert werden. Man kann ferner auf diesem Heerde mit Dämpfen kochen, wenn man den Wassertopf durch eine Communicationsröhre mit dem Speisetopfe verbindet. Uns scheint diese Einrichtung sehr empfehlenswerth.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

STATISTIK.

Altona, b. Hammerich u. Heineking: *Die Bevölkerung der beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein in früheren und späteren Zeiten*, dargestellt von *A. C. Gudme*, geograph. u. ökonom. Landinspector. 1819. 58 S. Text, XIII u. II Tabellen, in 4.

Der Vf. beweist aus seinen mit Sorgfalt gesammelten tabellarischen Nachrichten, dass Holstein im J. 1817 auf 155 Quadratmeilen 362,317 Einwohner, und 2115 Menschen auf jeder Meile, Schleswig dagegen auf 163 Q. M. 300,347 Einwohner, 1712 Menschen auf jeder Meile hatte. In Schleswig lebten im J. 1803 Geistliche, Kirchen- und Schul-Diener 509, in Holstein 644, Civilbeamte in Schleswig 684, in Holstein 1073, Land- und See-Officiere in Schleswig 201, in Holstein 556, Kaufleute und deren Bediente in Schleswig 2610, in Holstein 2854. Im Handwerksstande in Schleswig 14882, in Holstein 18708, Seefahrer und Fischer in Schleswig 4416, in Holstein 2217, Branntweinbrenner, Krüger und Müller in Schleswig 2989, in Holstein 2707, Dienstboten in Schleswig 4955, in Holstein 5498, Capitalisten in Schleswig 503, in Holstein 641. Ferner in beiden Herzogthümern: Gutsbesitzer, Verwalter und Pächter 5057, Hüfener 125,150, Käthener mit Land 67,710, ohne Land 17481, Heuerlinge auf dem Lande (Insten) 36,285.

Im J. 1825 werden die letzten General- und Special-Charten dieser Lande erscheinen, weil alsdann alle Messungen in Dänemark und den Herzogthümern vollendet seyn werden.

Sehr richtig bemerkt der Vf., dass man sich die vermehrte und verminderte Bevölkerung in jenen beiden Herzogthümern fast immer aus glücklichen und unglücklichen Begebenheiten in einer gewissen Zeitperiode, und aus weisen Gesetzen oder Fehlern der Regierung, erklären könne. Irrig tritt er dagegen der Idee des Hn. *Malthus* bey; dass mit vermehrten vorhandenen Nahrungsmitteln die Menschen sich jedesmal vermehren. Diess ist nur in den Staaten, welche hauptsächlich vom Landbaue leben, bisweilen der Fall, wie in den westlichen nordamerikanischen; in anderen genügt es, dass gewisse Gewerbe ihren Betreiber gut ernähren, um immer Mehrere in diesem Gewerbe zu finden. Diess war freylich auch die Ursache, warum die vormaligen deutschen Reichsstädte zum Theil bey sehr kleinem Gebiete sehr bevölkert waren. Dass es jedoch nicht immer der Fall sey, beweist das Beyspiel von Polen, dessen Bevölkerung selbst nach aufgehobener Leibeigenschaft wenig zunimmt, ungeachtet die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wohl in keinem anderen europäischen Staate wohlfeiler sind. Irrig ist auch die *Malthus*'sche Idee, dass die Bevölkerung sich *über* das Maass der vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren *strebe*. Nicht an die Nahrungsmittel, sondern an die Deckung seiner Familienbedürfnisse denkt der, welcher sich zur Ehe entschliesst, und um so weniger, je weniger er seine Arbeit und sein Gewerbe der Erde und der Landwirthschaft zunächst widmet. Ebenso irrig ist die *Malthus*'sche Idee, dass die Zunahme der absoluten Volkszahl stets das Merkmal des blühenden Zustandes eines Landes sey. In Irland nimmt das Elend der Tagelöhnerfamilien gewiss nicht ab, und doch nimmt, ungeachtet der von der Regierung gern gesehenen Auswanderung, die Bevölkerung der ärmsten Grafschaften zu, bloss weil es bey diesem Volke Sitte war, sich jung zu verheirathen, und dürftiger, als ein anderes europäisches Volk, zu leben. — Es ist den britischen Schriftstellern eigen, gewisse, bey ihrem Volke erprobte geschichtliche Wahrheiten auf *alle* Völker auszudehnen. Durch solches Generalisiren wird manche halbe Wahrheit zur vollen Unwahrheit. Die Begebenheiten einer Zeit haben den Ursachen so viele, aus welchen ihre Resultate erfolgen mussten, so dass es für die Wahrheit sehr gefährlich ist, einer einzigen Ursache zuzuschreiben, was wenigstens Folge von zehn älteren verschiedenen Umständen ist.

Wenn von 1747 bis 1766 die Bevölkerung der Herzogthümer sich um 257 Menschen verminderte: so war das natürliche Folge der Verwandlung mancher Hufen der Leibeigenen in adeliche Meyerhöfe, der Unaufmerksamkeit der Regierung auf gute Medicinalanstalten, der Armuth, welche die häufigen Rindviehseuchen veranlassten, und des Stillstandes in Verbesserung der Landwirthschaft. Dagegen wuchs die Menschenzahl von 1787 bis 1817 um 115,000 Menschen, wegen der Gemeinheitstheilung fast aller Stadt- und Dorf-Feldmarken, Niederlegung der Domainen in Erbpachtstellen, wegen häufigen Ausbaues der Dörfer. Wenige adelige Güter haben indess bisher ihre mei-

sten Grundstücke in den Herzogthümern parcellirt. In denjenigen, in welchen es geschah, wuchs dagegen die Bevölkerung überaus, und zugleich der Wohlstand im Ganzen. Zum Beyspiele dient das ehemalige Gut Croeshagen und das Gut Jensbeck, wo der Boden nur durch hohen Fleiss beträchtliche Ernten giebt. — Desto richtiger ist eine andere Bemerkung des Vfs., dass in Schleswig das Grunderbrecht der jüngsten Söhne die *frühen* Heirathen in der Classe der Hufener und Halbhufener (Pferdehaltenden Landleute) befördere, und dass das Grunderbrecht der ältesten Söhne in Holstein solche frühe Heirathen verhindere. — Das Elend der vielen Heuerlinge auf dem Lande, besonders in den Ämtern, ist gross, und die bisherigen Gesetze, z. B. jenes wegen der Armenversorgung in Dörfern, in denen der Bedürftige 3 Jahre nach einander wohnte, wirkte unvortheilhaft. Die Vorschläge der Hnn. *Lonwerz* und *Rist*, dass alle arme Heirathende bey der Heirath, bey Erwerbung der Meisterschaft, und bey Kindtaufen, ein vergrössertes kleines Sparcapital niederlegen sollen, sind darum unausführbar, weil sie von armen Menschen gerade zu einer Zeit eine bedeutende Ausgabe fodern, da sie andere, höchst nöthige zu bestreiten haben. Folgendes *kann* aber die Regierung ausführen: 1) Dass jeder Jüngling *ohne Vermögen* auf Kosten der Gemeinde ein Handwerk lernen muss, das in der Gegend seinen Mann nährt. Diess kann er dann nebenher treiben, wenn die Landarbeit entweder nicht verlangt, oder *zu schlecht* bezahlt wird. *Alle* fleissigen Handwerker, die auf dem Lande leben, *haben dort ihr nothdürftiges Brod*, das den Tagelöhnern, die kein Handwerk nebenher verstehen, beym höchsten Fleisse fehlt. 2) Dass die Regierung jede *neue* Anlegung und Erweiterung von Katenhäusern, um noch mehrere Miethlinge aufzulegen, verbietet, und dagegen Zerstückung der vollen Hufen gestattet, jedoch so, dass die *vorhandenen* vollen Hufen *nicht* vergrössert werden dürfen. Doch muss dem kleinen Manne in den Herzogthümern das Pflügen und Fahren mit Kühen auf zu kleinen Stellen für Pferde- und Ochsen-Wirthschaft *durch Beyspielswirthschaften* noch gelehrt werden. Die vorzüglichste dieser Art wurde in Franken vom preussischen Minister, Fürsten von Hardenberg, angelegt. Sie hat viel Gutes gewirkt. 3) Dass die Regierung *alle* Heuerlinge auf dem Lande von Kirchen-, Schul-, Gemeinde- und Feldmarks-Erlagen und Frohnden, von dem Consensthaler bey Hochzeiten für den Beamten oder die Casse, ferner vom Schulgelde und der Kopfsteuer befreye. Sie leisten *genug*, indem sie dem Staate unter der Landwehr, die Kinder unter den Linientruppen, und die ganzen Familien dem Vermiether um mässigen Lohn dienen. Geld dürfen sie unter keiner Bedingung geben, weil sie solches nicht haben. 4) Dass die Regierung alle Jagd- und Boten-Dienste der Heuerlinge aufhebt.

Der neue holsteinische Canal, der zur Barkenschiffahrt (welche Barken im Nothfalle Pferde ziehen) vom linken Hafen nach der Stör, über Bordesholm und den hochliegenden Einfelder-See seine Wasserstrasse nehmen wird, wird an beiden Hufen eine fortgehende Zahl Erbpachtsstellen erhalten können, den Getreide- und Rapsöl-Preis in Ostholstein erhöhen, und durch Abschaffung einiger Wassermühlen viel Moor- und Wiese-Land entsumpfen. Die Kosten der 900,000 Rthlr. für den Canal wird die Canalschiffahrt und das entwässerte Land im Inneren, das eine verbesserte Vegetation, eine leichte Zufuhr und Productenabfuhr erhält, leicht gemeinschaftlich tragen.

Manche Schriftsteller glauben jetzt, dass in Dänemark die Bevölkerung schon zu hoch gestiegen sey. Das ist sie dort aber nirgends. Freylich muss die Regierung durch Gesetze Einrichtungen treffen, damit die vermehrte Menge sich nicht zu zahlreich den Städten zuwende, sondern lieber den Boden und die Landwirthschaft verbessere, und auf dem Lande durch Zerstückungen des Eigenthums, das Jedermann *um sein Haus herum* besitzt, einen nicht zu schwierigen Erwerb finde. Jedes reiche Dorf wird die nächste Stadt ohne diess bald bevölkern helfen.

Wir dürfen von dem Vf. nächstens mehrere politische Schriften erwarten, welche sein Vaterland speciell betreffen. Möge er so freymüthig bleiben, wie er bisher war. Ein so denkender Kopf, wie der Vf., wird über die *Malthus*'schen Hypothesen bald anders denken lernen. — Nur 3 Druckfehler bemerkten wir, S. 21 Z. 18 1747 statt 1647; S. 50: Oldenburg kann niemals 3167 Einwohner gehabt haben; Tabelle 8: das Amt Reinfeld hat im Jahr 1769 3826, und nicht 5826 Einwohner gehabt.

Vmr.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Didot: *Lettre à un ancien ministre d'un Etat d'Allemagne sur les différends de la maison d'Anhalt avec la Prusse.* Par M. Bignon. 1821. 72 S. gr. 8.

Die Differenzen zwischen Preussen und Anhalt über die Ausführung der neuen Consumtionssteuer, und deren Verhandlung vor der Bundesversammlung sind bekannt. Hr. *B.* fällt darüber sein Urtheil. So wenig es hier am Orte seyn würde, über eine Angelegenheit entscheiden zu wollen, deren Entscheidung der höchsten Behörde des deutschen Bundes vorliegt, ebenso wenig ist zu bestreiten, dass nicht Jedermann befugt sey, über eine öffentlich verhandelte Sache öffentlich seine Meinung zu sagen. Dabey kann derselbe eine zwiefache Stellung annehmen. Entweder er stellt sich auf den Standpunct des unparteyischen Beobachters und Beurtheilers, oder er nimmt entschieden Partey, und vertheidigt diejenige Meinung, für welche er sich erklärt hat. Beides ist statthaft; aber unstatthaft ist es, diese Rollen zu verwechseln, und in dem Costüme der einen aufzutreten, während man in der anderen agiren will. Diess thut Hr. *B.* Er nimmt die Miene an, als wenn er die Streitigkeiten beider Höfe einer gründlichen Untersuchung unterwerfen wollte; aber von Anfang an, bevor er untersucht, ist es bey ihm schon entschieden, dass Preus-

sey Unrecht, und Anhalt Recht habe. Der ganze Brief ist nichts, als eine Ausführung des Themas: Preussen missbrauche seine Übermacht über Anhalt zu einem unrechtmässigen Eingriffe in dessen Souveränität, und verletze eben dadurch die Föderation des deutschen Bundes. Es liegt in der Sache, dass solchergestalt Hr. B., indem er entschieden Partey genommen hat, auch nur einseitig darüber sprechen und urtheilen kann, während er doch seine Leser glauben machen will, dass er bis auf den Grund dringe, und keinen Zweifel mehr übrig lasse, wie darüber zu urtheilen sey. Dabey hat er sogar eine nicht unwichtige Unwahrheit in den Thatsachen sich zu Schulden kommen lassen, indem er S. 59 vorgiebt, dass von preussischer Seite dem Verkehre der Anhaltiner mit ihren Producten in Preussen Hindernisse in den Weg gelegt, und solche als ausländisches Gut impostirt worden wären. Er selbst erkennt am Ende, aber zu spät, seine, bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Vorliebe für die anhaltinische Partey (S. 67). Wenn er jedoch solche dadurch entschuldigen will, dass er von deren Gerechtigkeit durchdrungen sey: so hat er sich damit nichts weniger, als gerechtfertiget. Diese Ansicht der Sache konnte ihn wohl veranlassen, als Sachwalter derjenigen Partey aufzutreten, deren Sache zu verfechten er sich gedrungen fühlte. Betrachtet man seine Ausführung lediglich aus diesem Gesichtspuncte: so kann ihr das Lob einer sehr geschickten und zweckmässigen Arbeit durchaus nicht versagt werden. Denn mit seltener Klarheit weiss der Vf. die Verhältnisse zu entwickeln, die entscheidenden Momente herauszuheben, dabey überall die Ansprüche Anhalts ins Licht, das Verhalten Preussens hingegen in Schatten zu stellen, und seine Leser für seinen Gegenstand einzunehmen. Es finden sich Sätze, gegen welche sich wenig oder nichts einwenden lässt. Vor Allem stimmen wir dem Vf. bey, wenn er sagt: „*Tout hommage rendu à la justice par un grand état dans un différend avec un état d'un ordre inferieur est pour le premier un Capital bien placé, qui lui rend plus en force morale qu'il n'a perdu en produit materiel.*“ Aber von allen Seiten, mit gleicher Gerechtigkeit und unparteyischer Ruhe hat der Vf. die Sache nicht erwogen, mithin sie auch nicht zur definitiven Entscheidung gebracht. Wie weit seine Theilnahme gehe, ist am besten daraus zu entnehmen, dass er Frankreich und Russland (S. 12) in Bewegung bringen will, als Mitvollzieher der Schlussacte des Wiener Congresses auf deren Beobachtung zu dringen, und sich unter diesem Titel in diese Angelegenheit zu mischen. Er stellt unumwunden den Grundsatz auf, dass für Frankreich die Befugniss, als Garant des westphälischen Friedens in die Angelegenheiten Deutschlands einzureden, keinesweges erloschen sey. Ja er bekennt unverholen (S. 5), dass der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sey, und dass solche, früher oder später, wieder hergestellt werden müsse. Deutschland, und besonders Preussen, weiss also, wessen es sich zu Frankreich zu versehen hat.

D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Das Pferd*, seine verschiedene Zuchten und Spielarten, seine Erziehung, Geschichte seiner Verbreitung, Nutzen, Krankheiten, Fehler und Feinde, von *Dr. Friedrich Ludwig Walther*, Professor zu Giessen. 1819. XII u. 268 S. gr. 8. (20 gr.)

Der interessanteste Theil dieser Schrift ist die Geschichte der Verbreitung und Zucht der Pferde in allen Welttheilen, Ländern und Provinzen, über welche sich in dieser Hinsicht Nachrichten auffinden lassen in älteren und neueren Werken, in Reisebeschreibungen, bey Geschichtsschreibern, in zerstreuten Aufsätzen der Taschenbücher und Zeitschriften, welche der Vf. mit vielem Fleisse benutzt, und das Aufgefundene mit Treue zusammengestellt hat. Der gewöhnliche Thierarzt und Gestütsmann wird freylich solche Forschungen, aber mit Unrecht, für unnütz halten; dieser will nur eine Übersicht und Classification der Pferderaçen, die er bey der Beurtheilung und dem Gebrauche der Pferde sogleich benutzen kann, und eine solche praktisch brauchbare und vollständige Ordnung der Pferderaçen, Arten und Varietäten fehlt hier. Auch ist die Literatur nicht überall bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt, es fehlen mehrere nützliche und wichtige Werke; dagegen sind manche schlechte und ganz unbrauchbare angeführt, was da, wo nur von einer Auswahl, nicht von einem vollständigen Verzeichnisse der Literatur die Rede ist, *nicht* der Fall seyn sollte. Der 8te, 9te und 10te Abschnitt, über die Krankheiten, die Fehler, Unarten und Feinde der Pferde sind so unvollständig, es finden sich in ihnen so manche Unrichtigkeiten, dass sie der Vf. gar nicht hätte beyfügen sollen. Es würde eine unnöthige Verschwendung des Raumes seyn, wenn Rec. dieses Urtheil mit Beyspielen belegen wollte; man darf nur eines der besseren neuen Handbücher der Vieharzneykunde zur Hand nehmen, z. B. das von *Keith*, und mit dem vergleichen, was der Vf. in dieser Hinsicht geleistet hat, so wird man uns nicht der Ungerechtigkeit beschuldigen können. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir unseren Lesern noch eine Übersicht geben, in welcher Ordnung der Vf. die einzelnen Theile der Gegenstände, über welche er belehren wollte, vorgetragen hat. 1) Hippographie oder Pferdekunde. Man erwarte hier nicht eine Beschreibung des Pferdes nach dem Äusseren, sowie man dieses in den Schriften von *Havemann* und ähnlichen findet; es enthält dieser Abschnitt nur eine kurze Angabe über die Eintheilung der Pferde nach ihrer Lebensart, wilde, verwilderte Pferde, Wildfänge und zahm geborene Pferde. 2) Eintheilung der Pferde nach den Farben; 3) nach den Zuchten. So wie der Vf. diese Eintheilung nach den Nationalzuchten behandelt hat, so hätte er ihn recht füglich mit dem 5ten Abschnitte verbinden können: denn er belehrt nicht über die Hauptraçen und die

durch Vermischung aus diesen entstandenen Unterraçen, sondern liefert nur kurze Angaben über die Haupteigenschaften der Pferde in den Ländern der vier Welttheile, die wohl manche Berichtigung bedürfen. 4) Eintheilung der Pferde nach dem ökonomischen Gebrauche. Neue Benennungen ohne Beschreibung der Eigenschaften, welche ein Reit-, Wagen-, Jagd-Pferd u. s. w. haben muss. 5) Hippogenie und Geschichte der Pferde und ihrer Zucht. Der nützlichste und ausführlichste Abschnitt (von S. 57 bis 230), dessen wir schon oben rühmend gedacht haben. Durch ihn wird diese Schrift für einen Jeden recht interessant, welcher sich eine genaue Kenntniss von dem verschaffen will, was man über die ältere und neuere Geschichte der Verbreitung und Beschaffenheit der Pferde in den uns bekannten Ländern weiss. Der Vf. verdient daher für diese fleissige und mühsame Sammlung den grössten Dank. Der verständige Vorsteher eines Gestüts wird aus derselben manche nützliche Bemerkung für seinen Zweck ableiten können, und jeder Liebhaber dieses so nützlichen Hausthieres wird diese Geschichte mit Vergnügen lesen, wenn gleich manche aus Reisebeschreibungen geschöpfte Nachricht noch einer genaueren Kritik bedürfen möchte. 6) Pferdezucht. Eine dürftige Erklärung, was man unter wildem, halbwildem und zahmen Gestüte versteht. 7) Benutzung des Pferdes und seiner Theile, als des Fettes, der Hufe, Schweife, der Milch. Den Inhalt der drey letzten Abschnitte haben wir oben schon angegeben.

B...

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Cassel*, auf Kosten des Vfs.: *Belehrung für den Kurhessischen Landmann, die Pferdezucht zweckmässig und nach richtigen Grundsätzen zu betreiben.* Nebst der neuesten Kurfürstl. Hessischen Verordnung, das Landgestütwesen betreffend. Von *Christian Thielemann*, ausübendem Thierarzte zu Ziegenhain in Kurhessen. 1819. 61 S. 8. (6 gr.)

Den 14 Febr. 1818 ist eine neue Verordnung, das Landgestütewesen in Kurhessen betreffend, erschienen, welche sich dadurch vorzüglich rühmlich auszeichnet, dass die lästigen Beschränkungen in derselben vermieden sind, welche das Emporkommen des Landgestütewesens so sehr verhindern, zugleich aber auch von einer besonderen Landgestüte-Direction eine zweckmässige Aufsicht über die Zuchtstuten, und die noch nicht ganz zu entfernenden herumziehenden Beschälhalter, angeordnet ist. Es wird durch diese Verordnung ein völlig freyer Handel mit Fohlen und Pferden gestattet, indem die früher ertheilten Befehle, dass die von herrschaftlichen Beschälern gefallenen Fohlen gegen einen bestimmten Preis auf Verlangen abgeliefert werden sollen, und die gezeichneten Zuchtstuten nicht ohne Einwilligung der höheren Behörden verkauft werden dürfen, aufgehoben sind; dagegen wird ein mässiges Fohlengeld von 1 Reichsthaler, wenn das Fohlen 8 Tage alt geworden ist, festgesetzt. — Um seine Landsleute zur Pferdezucht aufzumuntern, und zu belehren, wie sie sich bey derselben im Allgemeinen zu verhalten haben, hat Hr. *Th.* jene Verordnung besonders abdrucken lassen, und mit einer Einleitung versehen, welche sich über folgende Gegenstände verbreitet: Von den Nachtheilen der Vernachlässigung der Pferdezucht, und den Vortheilen, welche die gut geleitete Pferdezucht dem Landwirthe gewährt; von den Eigenschaften guter Beschäler, von den Eigenschaften guter Zuchtstuten, von dem Begattungstriebe und dem Beschälen der Stuten; von den Merkmalen des Trächtigseyns, und der Behandlung der tragenden Stuten; von dem Gebären der Stute, dem Benehmen bey schweren, unregelmässigen Geburten, und der Behandlung der Stute nach dem Gebären; von der richtigen Erziehung und Wartung der Fohlen von der Geburt an bis zum 4ten Jahre. Die Regeln, welche der Vf. mittheilt, sind gut und fasslich vorgetragen, und die kleine Schrift ihrem Zwecke entsprechend.

B...

Marburg und *Cassel*, b. Krieger: *Von den Hornspalten, der Ochsenklaue und Rehkrankheit der Pferde.* Von *Ludwig Daum*, Herzogl. Nassauischem Oberbereiter. Mit einer Kupfertafel. 1820. 29 S. 8. (6 gr.)

Diese kleine Schrift ist eine Umarbeitung der von dem Vater des Vfs. im J. 1787 herausgegebenen Abhandlung über die Hornklüfte, welche der Vf., um sie noch nutzbarer zu machen, mit der Angabe einer besonderen Art des Beschlags zur Heilung der Hornspalten und Ochsenklaue, sowie auch durch eine Beschreibung der Rehekrankheit nebst ihrer Heilmethode vermehrt hat. — Die empfohlene Art des Beschlags zur Heilung der Hornspalte scheint Rec. ganz zweckmässig zu seyn; doch muss hierüber die Erfahrung entscheiden. Bis jetzt hat man den Rath gegeben, die Eisen so aufzulegen, dass der kranke Theil des Hufes frey bleibt. Hr. *D.* hingegen empfiehlt ein Eisen, welches die Form eines Ovales hat, so dass es vorn und an den Seiten auf die Rundung des Hufes passt, nach den Ballen zu aber sich mit einer stumpfen Spitze endigt. Wenn die Hornspalte bis an den unteren Rand des Hufes herabgeht: so wird da, wo die Spalte das Eisen berührt, ein Stück Horn herausgeschnitten, um den Druck des Eisens gegen die Hornspalte zu verhindern. Durch dieses Hufeisen verhindert man, dass der Strahl, die Eckstreben und die Trachten beym Auftreten die Erde nicht berühren, und die Ausdehnung am hinteren Hufe unterbrochen werde, so dass bey dem Auftreten die Hornspalte nicht aus einander gedehnt werden kann. Wegen des bekannten Baues und Mechanismus des Pferdefusses wird freylich durch dieses Hufeisen der Gang des Pferdes immer ziemlich beschwerlich werden; indess gilt auch hier, dass von zwey Übeln das kleinere zu wählen ist.

Die Rehekrankheit ist nicht selten die Ursache der Hornspalten, desswegen macht der Vf. darauf aufmerksam, dass man den Sitz derselben in dem Hufe nicht verkennen, und gleich im Anfange neben einer, dem Grade der Krankheit angemessenen, schwächeren oder kräftigeren antiphlogistischen Behandlung die genaue Untersuchung und zweckmässige Besorgung des Hufes nicht unterlassen soll. — Übrigens ist zu bemerken, dass die gewöhnlichen Thierärzte mit der Benennung Rehekrankheit mehrere Krankheiten von ganz verschiedener Art bezeichnen, und dass dieselbe wohl eine genauere Erörterung erfodert hätte, als man hier findet.

B...

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

GESETZGEBUNG.

BERLIN: *Gesetzsammlung.* Gesetz über die Münzverfassung in den preussischen Staaten vom 30 Sept. 1821.

Obgleich dieses Gesetz von keinem grossen Umfange ist, und in der Gesetzsammlung nur wenige Seiten einnimmt: so ist es doch in mehrerer Hinsicht von einer so grossen Wichtigkeit, dass wir den Dank unserer Leser zu verdienen hoffen, wenn wir mit einiger Ausführlichkeit über dasselbe reden.

Um das Gesetz zu verstehen, muss man sich die Geschichte des preussischen Münzwesens vergegenwärtigen, und zugleich die gehörigen statistischen Notizen über die preussischen Münzstätten an sich vorübergehen lassen, sowie solche bey der Abfassung dieses Gesetzes, welches sehr lange im Staatsrathe berathen worden, zum Grunde gelegen haben. — Wir wollen darum vorher eine kurze Statistik und Geschichte des preussischen Münzwesens geben, ehe wir zu der Beurtheilung des Gesetzes selbst schreiten.

Die Goldmünze des preussischen Staates ist der Friedrichsd'or, der 5 Thlr. Gold kostet. 35 Stücke wiegen eine Mark. Also 70 Stück wiegen 1 Pfund preussisches Gewicht. Theilt man den Friedrichsd'or in 72 Theile: so sind 65 Theile reines Gold, und 7 Theile sind Kupfer. Diese Feinheit ist fast in allen europäischen Münzstätten bey den Goldmünzen angenommen. In den französischen ist der Zusatz $\frac{1}{10}$, also etwas mehr, als $\frac{7}{72}$. In den englischen, spanischen und portugiesischen Münzen ist der Zusatz $\frac{1}{12}$, als $\frac{6}{72}$. Die Dukaten haben von allen Münzen das feinste Gold: ihr Zusatz ist nur $\frac{1}{72}$, und geht nie auf $\frac{2}{72}$.

Im J. 1740 verhielt sich der Werth von feinem Golde zum Werthe von feinem Silber so, dass nahe 14 Pf. Silber (genauer $13\frac{11}{13}$ Pf.) den Werth von 1 Pf. Gold hatten. Hienach wurde das Gewicht der Gold- und Silbermünzen in Preussen so gegen einander bestimmt, dass 1 Goldmünze so viel werth war, als 5 Silbermünzen, d. h. ein Friedrichsd'or war gleich 5 Silberthalern. Da indess der Werth der Metalle gegen einander sich immer ändert: so kann ein solches Verhältniss nicht bleibend seyn. Das Gold ist seit der Zeit, gegen Silber gerechnet, bedeutend theurer geworden, und man muss jetzt, um ein Pfund reines Gold zu kaufen, $15\frac{1}{2}$ Pf. reines Silber geben. Der Friedrichsd'or, der sein ursprüngliches Gewicht und seine ursprüngliche Feinheit behalten, kostet daher jetzt $5\frac{1}{2}$ Thlr., da der Thaler auch seine ursprüngliche Feinheit und sein ursprüngliches Gewicht behalten.

Man kann immer nur Ein Münzmetall haben. Entweder ist dieses das Silber, oder es ist das Gold. Dieses Münzmetall, welches bey uns das Silber ist, giebt die Einheit, und das andere wird die Waare, welche bald theurer, bald wohlfeiler ist, je nachdem sie mehr oder weniger gesucht wird. (In der französischen Münze ist seit 1792 das Gewicht zwischen Gold- und Silber-Münzen so angenommen, dass ein Zwanzigfrankenstück in Gold gleich ist 20 Franken in Silber. Da in Frankreich die Gold- und Silber-Münzen noch immer mit einander gleich stehen: so folgt, dass seit den letzten 30 Jahren keine bedeutenden Veränderungen im Werthe des Goldes gegen Silber Statt gefunden haben. Kleine Veränderungen im Course gleichen sich dadurch aus, dass die Münze bald mehr Gold, bald mehr Silber ausprägt.)

Wie gross die Anzahl der im preussischen Staate in Umlauf sich befindenden Friedrichsd'or ist, lässt sich nicht bestimmen. Nur so viel weiss man, dass seit 1764 über 12 Millionen Stücke gemünzt worden sind. Allein bey der grossen Leichtigkeit, mit welcher Gold ausgeführt wird, und bey den sehr geringen Kosten der Umprägung, die sich kaum auf $\frac{1}{4}$ p. C. belaufen, kann man nie bestimmen, wie viele Goldmünzen wirklich im Staate bleiben, und wie viele ausgehen und umgeprägt werden. Von jedem Goldstücke, das man sieht, kann man sagen: Du bist schon einmal eine Guinee, ein Moid'or, ein Louisd'or, und wer weiss, wie oft eine Pistole gewesen. Und wie oft wirst du dieses Alles wieder, ehe man 1900 schreibt oder 2000. — Alle Münzen im preussischen Staate datiren sich vom J. 1764. Im siebenjährigen Kriege hatte Friedrich der Grosse eine gezwungene Anleihe von der Circulation erhoben, und die Münze verringert, indem er ihr denselben Nominalwerth gelassen. Als er nach Beendigung dieses schweren Krieges den Geldhaushalt seines Staates aufs Neue ordnete: so wurde auch wieder ein festes Münzgesetz eingeführt, und nach diesem sind dann seit der Zeit alle preussischen Münzen ausgeprägt worden. — Folgende Zahlen geben die Menge der Goldmünzen an, welche unter jeder Regierung seit 1764 an doppelten, ganzen und halben Friedrichsd'or ausgeprägt worden sind.

halten war, betrug, zu $\frac{4}{7}$ gerechnet, 24 Mill. Thlr. Eigentlich betrug er noch etwas mehr: denn in 100 Thlr. Groschen, zu 42 gezählt, ist $1\frac{1}{3}$ p. C. mehr Silber, als in 100 Thalerstücken. — In diesen 42 Mill. Thlr. Repräsentativ-Zeichen waren demnach 18 Mill. Thlr., die auf dem Zutrauen beruhten, darauf, dass die Groschen von einer Hand in die andere gingen, und dass Niemand Bedenken fand, für 24 solcher Groschen 1 Thlr. zu geben, obgleich Jedermann wusste, dass er im Thaler mehr Silber weggebe, als er in den 24 Groschen erhalte, und zwar gab er $\frac{3}{7}$ mehr weg, als er erhielt.

Dieses Creditsystem der Groschen musste in Verwirrung gerathen, sobald sich die äusseren Verhältnisse des Staats änderten. Der Feind verlangte Kriegscontributionen, und verlangte diese in harten Gold- oder Silber-Sorten. Jetzt gab Niemand mehr $\frac{7}{7}$ Silber reell für $\frac{4}{7}$ reell, und wer 24 Groschen hatte, konnte sich hiefür keinen Thaler mehr verschaffen. — Sowie die Groschen als Nominalmünze aufgehört, so mussten sie fallen, und fielen so lange, bis sie wieder den festen Boden ihrer inneren Hypothek erreicht, nämlich den des inneren Metallwerthes. Die Assignaten fielen auch, und fielen auch so lange, bis sie den Boden ihres inneren Werthes erreicht hatten, d. h. bis sie vernichtet waren.

Alles Geld repräsentirt Verhältnisse in der Gesellschaft. Es ist ein repräsentatives Zeichen; es lautet auf eine Hypothek. Ist diese Hypothek sein innerer Metallwerth: so kann es nie unter diesen fallen. Ist diese Hypothek aber das öffentliche Zutrauen, wie z. B. der englischen Banknoten: so geht es gleich dem Metallgelde, da es alle Eigenschaften desselben besitzt, aber nur so lange, als diese Hypothek ihm bleibt, die sich auf ein gegebenes Land und auf gegebene Verhältnisse bezieht. — Dem Metallgelde dient ganz Europa zur Hypothek, da es von einem Geldmarkte nach dem anderen gehen kann. — An der Beresina hatte aber im J. 1812 *auch das Metallgeld* seinen Werth verloren, da man dort die ersten Lebensbedürfnisse gegen Napoleond'or ebenso wenig eintauschen konnte, als gegen Assignaten.

Die Circulation der Groschen beruhte in Preussen wesentlich auf der grossen Kriegseinrichtung des Staates. Alle 5 Tage wurden 100,000 Thlr. an Löhnung den gemeinen Soldaten bezahlt, und zwar über die ganze Monarchie vertheilt. Diese gingen nun schnell durch die Circulation des bürgerlichen Lebens, und kamen wieder zur Steuer- oder Accise-Casse, von wo sie wieder an die Regimenter versendet wurden. — Wenn der König statt der Groschen blosse Jetons hätte münzen lassen, sie würden auf dieselbe Weise die Circulation gemacht und erhalten haben.

Diese künstliche Circulation fiel durch die Begebenheiten von 1806. Denn die Franzosen bezahlten ihren Soldaten in fremdem Lande keine Löhnung, und Alles, was sie foderten, wollten sie in grobem Courant haben, um es nach Hause zu senden. Sobald die öffentlichen Cassen nicht mehr alle 5 Tage für 100,000 Thlr. Groschen gebrauchten, so mussten sie im Werthe fallen.

Die Gesellschaft kam nun in eine nicht geringe Verlegenheit, als auf einmal ihr circulatives Mittel ins Schwanken gerieth. Jede Existenz war bedroht, und das Geld, das noch vorhanden war, verschwand aus der Circulation, und war wie weggeblasen. Jeder nämlich hielt das zurück, was er noch hatte, und diesem fast völligen Verschwinden des Geldes ist die grosse Noth wohl grösstentheils zuzuschreiben, die damals geherrscht hat. — Wäre keine Scheidemünze von so geringem Werthe vorhanden gewesen: so würde die Circulation nicht auf diese Weise unterbrochen worden seyn, wie sie wirklich unterbrochen wurde, und Alles würde sich leichter haben tragen lassen. Für Frankreich war es 1815 ein grosses Glück, dass es keine schlechte Scheidemünze hatte. Die 100 Tage haben ihm 2000 Millionen gekostet, und eine solche Summe würde es ohne Auflösung der bürgerlichen Verhältnisse schwerlich herbeygeschafft haben, wenn es keine öffentliche Gesetzgebung gehabt, und wenn seine Circulation durch eine schlechte Scheidemünze, die auf einem künstlichen Systeme von Verhältnissen beruhte, in Verwirrung gerathen wäre.

Man hat geglaubt, dass die Summe der Groschen, welche 1806 im Umlaufe waren, mehr als 42 Millionen betragen habe. Allein dieses ist ein Irrthum. Wahrscheinlich waren noch nicht so viel im Umlaufe.

Friedrich der Grosse hatte von 1764 bis 1786 ungefähr $21\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. prägen lassen. Von diesen waren beynahe 9 Millionen wieder eingezogen und umgeprägt worden, so dass die ganze Summe bey seinem Tode nur noch $12\frac{1}{2}$ Mill. betrug. Unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II wurden von 1786 bis 1797 etwas über 8 Millionen geprägt. Unter dem jetzigen Könige wurden von 1798 bis 1806 etwas über 17 Mill. geprägt, und 1807 und 8, während der französischen Verwaltung, ungefähr 4 Mill., so dass von 1764 bis 1808 in Allem 42 Mill. mochten geprägt seyn.

Allein in einem Zeitraume von 44 Jahren geht immer sehr viel Scheidemünze ausser Landes, die nicht zurückkommt, und sehr viele geht verloren. Freylich sind auch viele nachgemacht worden, besonders in England, was gar nicht schwierig war, da die Falschmünzer diese ebenso fein machen konnten, als die ächten, und doch noch genug verdienten. Allein es ist schwierig, grosse Quantitäten neuer Scheidemünze in Umlauf zu setzen, ohne dass es bemerkt wird. Nur in dem Falle ist es möglich, wenn die Regierung Verbindung mit Handelshäusern hat, welche ihr monatlich eine bestimmte Summe abnehmen, um sie ins Ausland zu versenden. Diese können sich dann aus England, wo jede fremde Münze von den Gesetzen als ein blosses Fabricat angesehen wird, dieselbe Münze wohlfeiler kommen lassen, und sie, vermischt mit der anderen, in Umlauf setzen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

GESETZGEBUNG.

Berlin: *Gesetzsammlung.* Gesetz über die Münzverfassung in den preussischen Staaten vom 30 Sept. 1821.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wie viele dieser Groschen jetzt noch im Umlaufe sind, lässt sich gar nicht bestimmen. Es ist eine grosse Menge eingeschmolzen, und zum Vermischen gebraucht worden. Denn wenn die Münzen geringhaltiges Silber besitzen: so setzen sie diesem so viel feines zu, dass es auf die vorgeschriebene Feinheit kommt. Sie haben dann die Kosten des Abtreibens nicht, die dreymal mehr betragen, als die 8 oder 10 Groschen, um die der Marktpreis des 16löthigen Silbers höher ist, als der des 8löthigen.

Nach dieser historischen und statistischen Einleitung kommen wir nun zum Gesetze selbst.

Der 1 §. des neuen Münzgesetzes bestimmt, dass der Friedrichsd'or die Goldmünze des Staats bleiben soll, dass, wie bisher, 35 Stück Frd'or eine Mark wiegen, und in dieser Mark 260 Grän feines Gold enthalten seyn sollen. — Bey der Berechnung in Gold wird der Friedrichsd'or zu 5 Thlr. angenommen. 193⅓ Thlr. in Gold enthalten daher 16 Loth feines Gold. — Doppelte und halbe Friedrichsd'or werden in gleichem Verhältnisse ausgeprägt.

Der 4 §. bestimmt, dass die Silbermünze des preussischen Staats der Thaler seyn soll. 10½ Stück wiegen, wie bisher, 16 Loth, und enthalten 216 Grän feines Silber. 14 preussische Thaler oder 21 Gulden sind daher eine Mark fein.

Nach §. 5 sollen künftig ausser den Thalern nur ⅙ Stücke ausgeprägt werden. — Doch sollen die nach dem Münzfusse von 1764 ausgeprägten halben, Drittel-, Viertel-, Sechstel- und Zwölftel-Thaler ebenso, wie bisher, im Umlauf bleiben.

Nach §. 7 soll in Zukunft keine andere Scheidemünze im preussischen Staate ausgeprägt werden, als Silbergroschen. Dieser sollen 30 auf den Thaler gehen, — und bloss im kleinen Verkehre gebraucht werden. Von diesen sollen nur so viel geprägt werden, als zum kleinen Verkehre nothwendig ist, und Niemand ist verbunden, mehr als 4 in Zahlung zu nehmen, da 5 schon mit einem Sechsteltbaler können ausgeglichen werden. Nach diesem Verhältnisse geben und empfangen sie die öffentlichen Cassen. 106⅔ Silbergroschen sollen 16 Loth wiegen, und 64 Grän feines Silber enthalten. Die Mark feines Silber, die in den Thalerstücken zu 14 Thaler ausgeprägt wird, wird also in den Silbergroschen zu 16 Thaler ausgeprägt. Wenn man daher für 16 Thlr. Silbergroschen hat: so hat man für 14 Thlr. feines Silber. Aus diesen Zahlenangaben sieht man, wie wenig das Publicum unterrichtet war, als es bey der Erscheinung der Silbergroschen meinte, diese wären nichts werth, und beständen fast bloss aus Kupfer. Es hatte sich nicht die Mühe genommen, das Münzgesetz zu lesen, und wusste nicht, dass der indirecte Werth der Silbergroschen ⅞ des Nominalwerthes war. Der Staat hat für die Fabricationskosten nur ⅐ oder etwa 14²⁄₇ p. C. Wenn er also für 7 Mill. Thlr. Silbergroschen prägt: so hat er 1 Mill. für die Fabricationskosten. Angenommen, dass er die Hälfte hiebey verdient: so besteht sein Vortheil darin, dass er 500,000 Thlr. ohne Zinsen in Umlauf hat. Denn da er sie wieder annimmt, so wie er sie giebt: so empfängt er auch wieder ⅐ weniger in Silber.

Man sieht an diesem Beyspiele, wie wenig das sogenannte gebildete Publicum die Gesetze liest, und wie wenig es über sie nachdenkt. Denn Professoren, Regierungsräthe, Kaufleute, Doctoren und Pastoren, die sich sämmtlich zum gebildeten Publicum rechnen, haben auf gleiche Weise tadelnd über sie geredet.

Der Silbergroschen wird nach §. 11 in 12 Pfennige getheilt, und es sollen 1, 2, 3, 4 und 6 Pfennigstücke in Kupfer ausgeprägt werden. Anfangs hatte man vor, den Silbergroschen in 10 Pfennige zu theilen, um sich so dem Decimalsysteme mehr zu nähern. Allein man hat es doch endlich wegen der bequemeren Division mit 2 bey der Duodecimaltheilung gelassen, und, wie Rec. glaubt, sehr mit Recht. Bey der Münze beruht für den gemeinen Mann der Vortheil der Bequemlichkeit einzig auf der leichten Division mit 2; und die beste Reihe für die Eintheilung würde die seyn: 1, 2, 4, 8, 16 Groschen oder 1 Gulden, und für den Groschen 1, 2 und 4 Kreuzer, und für den Kreuzer 1, 2 und 4 Pfennige. Es ist für das Volk vortheil-

haft, wenn sich bey ihm jeder Begriff von Geldgrössen an ein bestimmtes Stück Geld knüpft, und Rec. hält es nicht für gut, dass man so wenige Arten Münzen ausprägt, nämlich bloss Groschen, 5 Groschenstücke und 30 Groschenstücke oder Thaler. — Bey den Pfennigen prägt man nicht bloss einzelne Pfennige, sondern 1, 2, 3, 4 und 6 Pfennigstücke, also 5 verschiedene Arten Münzen. — Was nun das Decimalsystem betrifft: so hat dieses zwey Unbequemlichkeiten. Erstens, dass es bey der Division von 5 schon gleich auf einen Bruch kommt. Dann dass die Reihe 1, 10, 100, 1000 viel zu grosse Lücken hat, und daher unbequem im Gebrauche wird. — Das Decimalsystem hat bloss für diejenigen Bequemlichkeit, welche Zahlen schreiben, also etwa für ein Zehntel von sämmtlichen Staatsbürgern. Und beym Zahlenschreiben gewährt es eigentlich bloss beym Multipliciren und Dividiren *bedeutende* Vortheile, beym Addiren und Subtrahiren ist der Vortheil sehr *gering*.

§. 12 bestimmt, dass die alte Scheidemünze, so wie bisher, von den öffentlichen Cassen für voll genommen werden, dann aber von diesen nicht wieder ausgegeben, sondern zur Münze geschickt werden soll.

Nach §. 13 sollen 12 Pfennige Kupfermünze $1\frac{1}{4}$ Loth wiegen. Das Pfund Kupfer wird also zu $25\frac{1}{2}$ Silbergroschen ausgemünzt. Der innere Werth aber ist 12 Silbergroschen. Über die Kleinheit der Pfennige hat man sich auch schon beschwert; als wenn es so angenehm wäre, recht schwer an der Kupfermünze zu tragen.

Der 17 §. bestimmt, dass bey der Ausprägung der Münzen in Zukunft unter dem Vorwande eines sogenannten Remediums an ihrem Gehalte und Gewichte nichts mehr gekürzt werden soll; hingegen soll alle Sorgfalt darauf verwendet werden, dass sie Beides, Gehalt und Gewicht, vollständig besitzen. — Durch diese Bestimmung ist dem Münzwesen ein alter Krebsschaden ausgeschnitten worden. — Früher benutzten die Münzmeister immer die Latitude, welche ihnen das Remedium, oder die erlaubte Fehlergrenze, gab, um die Münzen im Durchschnitte um so viel schlechter, sowohl im Feingehalte, als auch im Gewichte, zu münzen. Dieser Paragraph bestimmt, dass bey der Münze im Ganzen gar kein Remedium tolerirt wird. Sind einige Stücke weniger fein: so müssen andere es um so viel mehr seyn. Sind einige Stücke weniger schwer: so müssen es andere um so viel mehr seyn. — Untersucht man aber an 100 Stücken, so wie sie im Umlaufe sind, die Durchschnittsfeinheit und das Durchschnittsgewicht: so muss das Mittel genau die gesetzmässige Feinheit und das gesetzmässige Gewicht geben. — Die folgenden Paragraphen des Gesetzes bestimmen, wie gross nun die Abweichung in den *einzelnen* Stücken seyn darf. An dem Friedrichsd'or wird im Feingehalte gar keine Abweichung erlaubt; im Gewichte aber höchstens eine von $\frac{1}{2}$ p. C. Bey den Thalern wird die Abweichung im Feingehalte höchstens auf 1 Gran, und im Gewichte höchstens auf $\frac{1}{2}$ p. C. erlaubt, um welches sie drunter oder drüber seyn können. Diejenigen, welche sich ein tadelndes Urtheil über das neue Münzgesetz erlaubt haben, hätten sich an diesen Bestimmungen schon gleich überzeugen können, dass sie im Irrthume waren, und dass es keinesweges die Absicht der Regierung ist, irgend eine Art Jüdeley mit der neuen Münze zu treiben.

Der 21 §. bestimmt, dass eigene, von der Münzverwaltung *unabhängige Münzwardeine* angestellt werden sollen, welche auf die Feinheit und das Gewicht der Münzen zu achten haben, die aus den königlichen Münzstätten kommen. Dieses ist eine sehr heilsame Bestimmung, um dem übertriebenen Diensteifer der Münzmeinster gesetzliche Schranken zu setzen. Denn diese wünschen immer, dass sich bey der Jahresbilanz ein ansehnliches Plus bey ihrer Münzstätte finden möge, und sie suchen daher immer alle kleinen Vortheile auf, wie z. B. früher den mit dem Remedium, wo sie immer so viel unter dem wahren Gehalte und dem wahren Gewichte der Münzen blieben, als das Gesetz nur erlaubte.

Zum Schlusse dieser Recension, deren Länge sich nur mit der Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigen lässt, sey es Rec. erlaubt, noch einige Bemerkungen über dieses neue Münzgesetz zu machen. Da er den guten Willen gezeigt zu haben glaubt, gerecht gegen die Regierung zu seyn: so will er, ohne zu schmeicheln, dasjenige sagen, was ihm im Gesetze als fehlerhaft erscheint. Zuerst, dass der preussische Staat zwey Münzmetalle hat, nämlich *Gold und Silber*. Dieses führt immer zu Verwirrung und zu Missbräuchen, die nachher schwer zu heben sind. Ein Staat kann nur Ein Münzmetall haben. Hat er das Silber, wie alle Staaten auf dem Continente (Portugal und Bremen ausgenommen): so ist das Gold Waare, welche steigt und fällt, die aber in keinen Zahlungen kann ausbedungen werden. Das Gold ist seit 1740 so im Preise gestiegen, dass der Ld'or zu $5\frac{1}{4}$ bis $5\frac{2}{3}$ Thlr. in Silber steht. Durch frühere Verordnungen ist nun bestimmt, dass die Beamten $\frac{3}{4}$ ihres Gehaltes in Silber und $\frac{1}{4}$ in Gold haben sollen, also in einer Waare, die jetzt sehr theuer ist. Diese halten nun darauf, dass sie dieses $\frac{1}{4}$ *in natura* erhalten. Um nun die Staatscassen nicht zu nöthigen, das Gold theuer einzuwechseln: so hat man gesucht, es durch die Zoll- und Verbrauchs-Steuern zu erheben, und befohlen, dass diese Abgaben zum Theil in Gold gemacht werden müssen. Dieses ist die wahre Ursache von dem lästigen Übelstande im Zolltarife, wodurch die Steuerpflichtigen genöthigt sind, vorher Gold theuer einzuwechseln, um dann damit die Abgabe zu bezahlen. Und hiedurch entsteht dann die doppelte Anschreiberey bey den Zollämtern, und die verschiedenen Abgaben für dieselben Waaren. Kommt man z. B. mit einer kleinen Quantität Kaffeebohnen an die Grenze: so bezahlt man 4 Thlr. 29 Silbergroschen in Silber; hat man 1 Pfund mehr: so bezahlt man 5 Thlr., halb in Silber, halb in Gold. Dieses Pfund kostet nun 15 Silbergroschen, wo die anderen Pfunde nur 2 Sgr. kosten.

Der zweyte Übelstand bey der preussischen Silbermünze ist, dass sie nur 12löthig ist, wie solches schon oben bemerkt worden. Man wird hoffentlich endlich einmal aus diesem fehlerhaften Systeme herauskommen, und mit einer grösseren Feinheit prägen, z. B. mit der der Piaster, die ungefähr 14löthig sind. Man erhält dann eine viel schönere Silbermünze, als die jetzige aus dem spröden und unansehnlichen 12löthigen Silber. Von diesem Silber werden auch alle Silberwaaren in Berlin gemacht, und dieses ist die Ursache, dass diese so unansehnlich sind, wenn man sie mit den rheinischen vergleicht, wo überall 13löthiges Silber ist. Dieses rührt nicht von der grösseren Feinheit von 1 Loth her, sondern von der Irrationalzahl 13, und liegt in der chemischen Mischung der Metalle.

Indem ein grosser Staat von 11½ Millionen Einwohnern ein neues Münzgesetz einführt: so erneuert sich die alte Frage wieder: Warum wurde bey dieser Gelegenheit in Deutschland nicht eine allgemeine Münze eingeführt? — Die Sache ist offenbar so schwierig nicht, als man glaubt, seit alle Staaten die Entdeckung gemacht, dass das Recht, zu münzen, zwar mit zu den Hoheitsrechten gehört, aber sehr wenig einträgt, wenn man Jahr aus Jahr ein immer nach denselben Gesetzen münzt, und seinen Münzen immer genau dieselbe Feinheit und dasselbe Gewicht giebt, wie dieses das preussische Gesetz feststellt. In Frankreich trägt die Münze selten über 1 Mill. Fr. ein. Dieses macht noch nicht völlig einen Sous auf den Kopf, und von Budjet nur $\frac{1}{800}$. Für den Sous auf den Kopf, den jedem Staate seine Münze einträgt, könnte man sich wohl entschliessen, eine gemeinschaftliche Münzordnung und gemeinschaftliche Münzstätten zu errichten.

Was würde die Einführung einer allgemeinen Münze der deutschen Nation kosten? — Diese Frage ist interessant, und wir wollen darüber eine kleine Rechnung anstellen. Es ist an sich klar, dass man die neue Münze nur dadurch einführen kann, dass man die alte verschwinden macht und umprägt. Sobald man die alte eingewechselt und umgeschmolzen hat: so rechnet Niemand mehr nach dieser, und welche Vorurtheile auch die Menschen Anfangs gegen eine neue Münze haben, sobald sie die einzige vorhandene ist, so gebrauchen sie sie, und sie hat bey der allgemeinen Nothwendigkeit, zu tauschen, einen gezwungenen Curs. — Um zu berechnen, wie viel dieses Umprägen koste, muss man zwischen den verschiedenen Münzsorten unterscheiden. Wir wollen annehmen, dass jährlich 300 Millionen gemünzt würden, und zwar

100 Mill. in Gold zu ¼ p. C. Prägekosten macht	250,000	Gulden.
150 Mill. in Silber zu 1 p. C. macht	1,500,000	—
50 Mill. Scheidemünze zu 1½ p. C. macht	750,000	—
Jährliche Prägekosten =	2,500,000	Gulden.

Wenn man mit diesem Umprägen 3 Jahre fortgefahren, also 900 Mill. gemünzt hätte: so würde das neue Münzsystem vollendet seyn: denn mehr als 900 Millionen sind in Deutschland wohl nicht im Umlauf. Die Münzkosten beliefen sich dann auf 7,500,000 Gulden, und jede Familie müsste zu diesem neuen Münzsysteme etwas über 1 Gulden steuern. Rec., der immer von den besten patriotischen Gesinnungen beseelt ist, macht sich verbindlich, diese Abgabe für 10 Familien zu bezahlen. — Die meisten Leser der A. L. Z. sind wohl mit ihm einverstanden, und entschliessen sich zu einem ähnlichen Opfer.

Durch die Erfindung der Uhlhorn'schen Pressen sind die Kosten des Münzens bedeutend verringert worden. Statt dass früher beym Stempeln der Münze jedesmal eine Schraube zugeworfen werden musste, wird jetzt die Münze zwischen einer Art von grossem Nussknacker gekniffen, welcher durch eine eiserne Stange zugedrückt wird, die an einem Krummzapfen geht, welcher mit einem grossen Schwungrade in Bewegung gesetzt wird. Durch diese Einrichtung ist der Vortheil entstanden, dass man eine gleichförmige fortgehende Bewegung hat, da der Moment des Münzens, nämlich der des Zusammendrückens der Stempel, in dem schweren Schwungrade nicht bemerkt wird. Man kann daher, wenn eine Münze im Grossen angelegt wird, diese mit einer Dampfmaschine betreiben, welche zu gleicher Zeit die Walzwerke für die Zainen treibt und die Schwungräder für die Prägestöcke. Zugleich haben diese Prägestöcke die Einrichtung, dass sie die Münzscheibe selbst zwischen die Stempel legen, und sie, sobald sie geprägt, zwischen den Stempeln weg in einen Kasten schnellen. Auf einer solchen Uhlhornschen Presse werden jetzt in der Düsseldorfer Münze jeden Tag 24000 Silbergroschen geprägt. Diese neuen Münzpressen sind ein wesentlicher Fortschritt im technischen Theile des Münzwesens. Bey der Schönheit der Münzen, die auf diesen Pressen geprägt werden, ist das Nachmachen der Münze völlig unmöglich, da die Falschmünzer nie gross und gut eingerichtet seyn können.

Uhlhorn ist ein Bauer aus dem Oldenburgischen, der sich dort schon auf die Mathematik und auf mechanische Arbeiten, wie z. B. aufs Glasschleifen, gelegt hatte. Vor etwa 20 Jahren hat er schon achromatische Fernröhre gemacht, und unter anderen eins für den Herzog. Von Oldenburg kam er nach der Grafschaft Mark, wo er in Hagen für die dortigen Tuchfabriken mehrere Scheermaschinen baute. Von dieser Zeit an blieb er am Rheine, weil er hier in den reichen Fabrikgegenden einen grösseren Schauplatz für seine mechanischen Talente fand. Er zog nun nach Grevenbroich, 2 Stunden von Neuss, wo er eine Werkstätte von Spinn- und Kratz-Maschinen einrichtete, und hier war es, wo er die Erfindung der neuen Münzpressen machte, auf die er vom Könige ein Patent erhalten hat, und die auch jetzt schon auf den holländischen Münzstätten eingeführt werden.

Er hat mehrere Schriften über Gegenstände aus der höheren Mathematik verfasst, und unter Anderem eine Widerlegung der Schrift vom Professor

Wolchazius in Königsberg, in welcher dieser das Delische Problem gelöst zu haben glaubte. Hier hatte freylich der Bauer leichtes Spiel mit dem Professor, denn der Königsberger Altar des Apoll war wirklich so fehlerhaft, dass er bey einer Grösse von 5 Fuss nahe um $\frac{1}{4}$ Zoll zu klein war.

e. e. e.

MATHEMATIK.

Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Hülfs-Tafeln zur Berechnung des körperlichen Inhaltes und des Werthes des Bau- und Werkholzes nach dem Decimalmasse.* 1820. 291 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Da in dem Grossherzogthume Hessen die Hölzer nunmehr nach dem Decimalmasse gemessen werden: so sind diese Tabellen nach dem Decimalsysteme berechnet, und enthalten desswegen den cubischen Inhalt runder und vierkantig zugeglätteter Stämme, von gegebener Länge und Stärke, mit den nach den dortigen Schnittmaximen aus ihnen abfallenden vierkantigen Stücken, Pfosten, Dielen und Latten, welchen noch Tafeln für die Geld-Anschläge solcher Hölzer beygefügt sind: so dass diese Tafeln für das Forstpersonale, für welches sie berechnet und approbirt sind, bestens empfohlen werden können.

Sph.

Köln, b. Rommerskirchen: *Franz Ahn Kurzgefasste Anweisung zum Nivelliren mit der sogenannten Kanalwage.* 1818. 22 S. gr. 8. Mit 1 Kupfer u. 5 Tabellen.

Der Vf. bestimmt diese Anweisung zum Nivelliren mit der Kanalwage zunächst für Anfänger und Dilettanten, und trägt desswegen in derselben diese Operation so deutlich und fasslich vor, als diese nur immer wünschen und verlangen mögen.

Sph.

KURZE ANZEIGEN.

Darmstadt, b. Leske: *Deutsches Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für Anfänger*, von *Ernst Zimmermann.* Dritte Auflage. 1821. XII u. 264 S. 8. (16 gr.)

[Vgl. die Rec. der ersten Auflage Jen. A. L. Z. 1812. No. 186.]

Wir erlauben uns, den Vf. auf obige Recension zu verweisen, da er in der Vorrede klagt, dass ihm nur eine einzige Beurtheilung seines Buches in einer anderen Zeitung bekannt worden sey: Die in der zweyten und dritten Auflage getroffenen Veränderungen beziehen sich grösstentheils auf die grammatikalischen Anmerkungen, sowie durch Beyfügung des grösstentheils neu ausgearbeiteten zweyten Cursus. Hr. Z. hat jetzt sein Buch unabhängiger von dem *Krebsischen* Lehrbuche gemacht, wiewohl es mit demselben noch immer gleichen Schritt hält. Auch verdankt der Vf. dem Hn. Rector *Krebs* mehrere Verbesserungen dieser Schrift.

M. G.

Bamberg, b. Kunz: *Die Symbolik des Traumes*, von *Dr. G. H. Schubert.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1821. VIII u. 280 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. die Rec. der ersten Auflage Jen. A. L. Z. 1816. No. 45.]

Der bedeutendste Zusatz in dieser neuen Auflage befindet sich S. 149, *Die Echo* überschrieben, ganz in der Manier des Vfs., welche in der Recension der ersten Auflage dargestellt werden. Wer das Halbdunkel liebt, aus welchem oft heftige Blitze des Genies hervorbrechen, der wird auch hier volle Befriedigung finden.

K.

Marburg, b. Krieger: *Hals- oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Carls V und des H. Röm. Reichs*, nach der Originalausgabe vom J. 1533 auf das Genaueste abgedruckt, und mit der zweyten und dritten Ausgabe vom J. 1533 und 1534 verglichen, nebst dem *Horixischen Programma:* Wahre Veranlassung der P. H. G. O., und einer Vorrede, worin der Werth und Nutzen dieser Ausgabe gezeigt, und zu der gelehrten Geschichte des deutschen peinlichen Rechts zuverlässige Nachrichten mitgetheilt werden, von Dr. *Johann Christoph Koch.* Siebente vermehrte Ausgabe. 1820. LXX u. 144 S. 8. (16 gr.)

Zeitz, in der Webel'schen Buchhandl.: *Palästina, oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu*, zur Beförderung einer anschaulichen Kenntniss der evangelischen Geschichte, für Religionslehrer und gebildete christliche Bibelleser, von D. *Johann Friedrich Röhr*, Grossherzogl. Sachs. Weimar. Oberhofprediger, Ober-Consistorial- und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst einer Charte von Palästina. 1821. VIII u. 218 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recension Jahrg. 1816. Erg. Bl. No. 14.)

Leipzig, b. Barth: *Erster Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen*, von *Gerhard Ulrich Anton Vieth*, Herzogl. Anhalt-Dessauischem Schulrathe und Professor der Mathematik. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Mit 18 Kupfertafeln, einem verjüngten Massstabe, gewöhnlichem Winkelmesser und Sehnen-Massstabe.) 1821. VIII u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Den anerkannten Werth und die allgemeine Brauchbarkeit dieses Buches, wovon die erste Auflage bereits 1796 erschien, beweist die jetzt bey der Concurrenz so vieler mathematischer Lehrbücher eben nicht häufig vorkommende Erscheinung, dass ein solches Buch die fünfte Auflage erlebt.

V.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

THEOLOGIE.

Odense, b. Hempel, gedr. zum Vortheile der Fyener Stiftsbibliothek: *Efterretning om den udenlanske nyere theologiske og pastorale Literatur etc.* (Bericht über die ausländische neuere theologische und Prediger-Literatur u. s. w.) Von D. *Friedrich Plum*, Stiftsbischof von Fyen, Ritter des Danebrogs. 1818. 70 S. *Erste* Fortsetzung. 1819. 115 S. *Zweyte* Fortsetzung. 1820. 227 S. *Dritte* Fortsetzung. 1821. 146 S. gr. 4. (Kosten zusammen 8 Rthlr. oder 4½ Rthlr. N. S. W.

Die 4 Hefte werden auch zusammen unter dem Titel verkauft: *Drittes Jubelfest der Reformation, gefeyert durch Vorlesungen über die Jubelschriften, in Verbindung mit der übrigen neueren theologischen und Prediger-Literatur des Auslandes u. s. w.*, oder: *Reformationens tredie Jubelfest, höitideligholden o. s. v.* Odense, 1818 — 1821.

Wenn es gegründet ist, was Rec. vor einiger Zeit in einem deutschen politischen Tagesblatte las, dass allein der deutsche Buchhändler Brummer zu Kopenhagen nicht weniger, als drey Centner *Krebse* (d. h. nicht abgegangene, und daher rückwärts, nach ihren Verlagshandlungen, sich wieder hinbewegende neue Messproducte) aus der Ostermesse 1821 den Rückweg über die Belte habe antreten lassen: so mag an diesem, den deutschen Verlegern eben nicht willkommenen, so reichlichen Krebsgerichte eines Theils die übergrosse Menge von Verlagsartikeln, womit manche Buchhandlungen sich zu ihrem eigenen Schaden überladen, anderen Theils aber allerdings auch der Umstand Schuld seyn, dass in Dänemark das Übersetzen, Excerpiren, Verarbeiten ausländischer Schriften immer allgemeiner wird. Einer gewissen Vielwisserey geschieht durch das Letzte wohl Vorschub; aber dem Gedeihen solider Wissenschaft, der Literatur selbst, und des rechtlichen Buchhandels ist es eher hinderlich, als förderlich. Beschäftigten sich doch während der letzten dänischen Kriegsjahre volle *sechs* kopenhagener Professoren aus verschiedenen Facultäten mit dem Übersetzen ausländischer Recensionen, die sie dann in ihrem *Journale für ausländische Literatur* in dänischer Sprache abdrucken liessen: eine Beschäftigung, die freylich in der durch den Krieg vergrösserten Theurung fremder Journale und anderer Schriften einige Entschuldigung fand, die aber doch, wenn sie auch in Friedenszeiten fortgesetzt und zur Gewohnheit würde, bey der fast allgemeinen Kenntniss der deutschen Sprache unter dänischen Gelehrten, der Nachdrucksbeschäftigung ziemlich verwandt, und gleich dieser für den Flor der Wissenschaft gefährlich, und folglich auch nicht verdienstlich und ehrebringend wäre. Auch der vorliegende, nun schon 4 Jahre lang fortgesetzte Bericht über die ausländische neue theologische Literatur hat dem ersten Anblicke nach ganz das Ansehen, als solle mittelst seiner den Freunden dieser Literatur das Schöpfen aus lauterer Quelle mit eigenen Händen überflüssig gemacht, vielmehr mit fremder Hand ihnen vorgeschöpft, und sie hiemit um den Vortheil des unmittelbaren Genusses der frisch dargebotenen Geistesnahrung gebracht werden. Aber der Schein täuscht hier sehr, wovon man sich bald nach näherer Ansicht der Schrift vollkommen überzeugt; und ein dänischer Freund der neueren theologischen Literatur des Auslandes, der in diesem Berichte eine Art von Ersatz dessen zu finden vermeinte, was ihm etwa an interessanten Erzeugnissen derselben abginge, der würde seinen Irrthum bald genug wahrnehmen, und sich genöthigt sehen, zur Quelle selbst seine Zuflucht zu nehmen. Vielmehr ist die Schrift des würdigen D. *Plums* mit jenen *Übersichten ausländischer Literaturen*, z. B. der *dänischen* u. a. zu vergleichen, dergleichen auch unsere A. L. Z. und andere deutsche kritische Blätter von Zeit zu Zeit liefern, aus denen zwar das Wichtigste von dem, was im Auslande für den einen oder den anderen Zweig der Wissenschaften geschieht, kennen gelernt werden kann, wodurch aber das Anschaffen der angezeigten und kurz gewürdigten Schriften selbst für den Literator so wenig überflüssig wird, dass es ihm im Gegentheil zu einem treuen Wegweiser dienen kann, um in der Auswahl des Brauchbaren und Nützlichen desto sicherer zu gehen. Und weiss es das Ausland, z. B. Dänemark, Norwegen, Schweden, selbst England u. s. w., den deutschen Recensionsanstalten Dank, wenn sie durch Mittheilung richtiger und unparteyischer Übersichten dieser Art dafür sorgen, dass die wichtigsten Erzeugnisse ihrer Literatur dadurch desto allgemeiner bekannt werden: warum sollte nicht auch Deutschland und andere Länder einem einsichtsvollen Gelehrten, wie Hr. *Plum* ist, es verdanken, wenn er sich die Mühe giebt, die

Aufmerksamkeit der Theologen und Prediger seines Vaterlandes mittelst seines Jahresberichts auf das zu lenken, was das Ausland, Neues und Interessantes für ihre verschiedenen Fächer liefert? Zumal wenn sein Bericht, welches Rec. nach sorgfältigster Durchlesung mehrerer Jahrgänge desselben versichern darf, durchaus keiner Compilation, keinem trockenen Auszuge, am wenigsten einer blossen Übersetzung gleicht, vielmehr einer mit kurzen, sachgemässen, gründlichen Urtheilen, die bald eigene, bald aus den besten deutschen und anderen kritischen Blättern entlehnte sind, begleiteten Übersicht ähnlich ist? — Zufolge der Vorrede zum ersten Hefte waren es theils die, seit etwa 10 Jahren erschienenen, den Geistlichen besonders anziehenden Schriften selbst, theils aber auch die Beurtheilungen derselben in fremden Journalen, deren sich der Vf. bediente, um sich Stoff zu den *theologisch-literarischen Vorlesungen* zu sammeln, welche er vor der zu Odense jährlich versammelten Geistlichkeit des Stiftes Fyen hielt, und deren Hauptinhalt er nun in seinem seitdem jährlich fortgesetzten *Berichte* einem grösseren Publicum mittheilt. Der Plan des Vfs., der sich, mit wenigen Abänderungen, in den 4 Jahresberichten im Übrigen ganz gleich bleibt, ist folgender: 1) *Reformations- und andere ausgezeichnete Predigten.* 2) *Homiletik.* 3) *Biblische Literatur*, nämlich: Hebräische Lexikographie und Grammatik; Übersetzungen, Kritik und Exegese des alten, wie auch des neuen Testaments; Einleitungen in das alte und in das neue Testament; Schriften, welche durch die englische Bibelgesellschaft veranlasst worden. 4) *Natürliche Theologie.* 5) *Dogmatik.* 6) *Moral.* 7) *Pädagogik.* 8) *Dem Prediger nothwendige Wissenschaftlichkeit.* 9) *Theologische Schriften vermischten Inhalts.* 10) *Allgemeine Kirchengeschichte.* 11) *Reformationsgeschichte und Beschreibungen der dritten Reformationsjubelfeyer.* Im zweyten Berichte, oder der ersten Fortsetzung, verbindet der Vf. mit der Homiletik die *Pastoralwissenschaft*, mit der natürlichen Theologie die *Apologetik*, mit der Moral die *Asketik*, mit der Pädagogik die *Katechetik*. Im dritten Berichte, der zweyten Fortsetzung, kommt noch die *Religionsphilosophie*, wie auch die *Beschreibung des Reformationsjubelfestes, wie solches 1819 von den Reformirten in der Schweiz gefeyert worden*, nebst den Schriften hinzu, welche durch die versuchte Vereinigung der evangel. luther. und evangel. reform. Kirchen veranlasst wurden. (Rec. kann hier nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. sowohl durch die Trennung der Jubelpredigten, welche von *lutherischen* und von *reformirten* Geistlichen gehalten worden, als besonders durch die Bemerkung in der Vorrede: „Zu den Jubelpredigten haben die *Reformirten, welche das Jubelfest 2 Jahre später hielten, als wir*, Beyträge geliefert, welche zeigen, auf welcher hohen Bildungsstufe diese in der evangelischen Kirche stehen,“ die Meinung in Dänemark veranlassen könnte, als ob sämmtliche der reformirten Confession zugethanen Glieder der evangelischen Kirche erst im J. 1819 das Reformationsjubelfest gefeyert hätten. Dem ist aber *nicht* so. Mit der einzigen Ausnahme der Reformirten in der Schweiz, haben sämmtliche Reformirte in Deutschland u. s. w. mit ihren protestantischen Mitbrüdern, den Lutheranern, das Fest der Zeit, den Orten und der Einrichtung nach ganz gleichmässig begangen, indem sie sich wohl und mit Recht zu bescheiden wussten, dass es, wenn sie sich gleich nicht nach Luthern nennen, doch hauptsächlich dieser Mann Gottes, sein Heldenmuth und Felsensinn war, welchem auch sie die Freyheit vom päpstlichen Joche zu verdanken haben. Dass die schweizerischen Reformirten hierin anders handelten, darüber kann man sich nicht sehr wundern; der Schweizer hat überall gern etwas Eigenes und Abgesondertes; auch ist in der Erinnerung des Schweizervolkes Calvin, und besonders Zwingli, lebendiger, als Luther, Melanchthon u. A., und schwerlich würde Luthers Werk in der Schweiz grosse Fortschritte gemacht haben, wenn Zwingli, Calvin nicht vor- und nachgearbeitet hätten. Aber gefälliger, gemeinsinniger und ächter protestantisch hätte man gehandelt, wenn man im Anfange des 4ten Jahrhunderts nach der grossen Zeitbegebenheit die paar Jahre früher oder später übersehen, sich nicht an einzelne Werkzeuge in der Hand der Vorsehung zu ängstlich gebunden, und folglich den dreyhundertsten Jahrestag, an welchem dem Papstthume der empfindlichste Stoss beygebracht wurde, nämlich den 31 Oct. 1817, mit Allem, was sich in der protestantischen Welt der evangelischen Freyheit erfreut, gemeinschaftlich und einhellig gefeyert hätte. Wollte man sich bey einer solchen Jubelfeyer weniger an die grosse Zeit- und Welt-Begebenheit selbst, als an alle die Individuen, die hie und da, in diesem und jenem Jahre, dabey vorzüglich wirksam waren, binden: wie viele Reformationsjubelfeyer hätte man dann nicht zu begehen gehabt? Auch in Dänemark hätte man dann Anlass genug gefunden, das Jubelfest nicht 1817, sondern 1819, und noch später, und nicht zum Andenken an Luther, sondern an Hans Tausen, Povel Eliaeser, oder gar an Joh. Bugenhagen, zu begehen.) Jedem der 4 Jahrgänge ist ein *Register* angehängt, sowohl über die Namen der Vff., deren Schriften Hr. *Pl.* mehr oder weniger ausführlich angezeigt, als über die Sachen, deren er bey Gelegenheit der Schriftenanzeige mit grösserer oder geringerer Ausführlichkeit Erwähnung gethan hat. Durch das Letzte haben besonders die beiden neuesten Jahrgänge bedeutende Vorzüge vor den beiden ersten, wo fast nur ein trockenes Schriftstellerverzeichniss, nicht einmal mit Angabe der Schriften selbst, zum Nachschlagen ein nur wenig erleichterndes Hülfsmittel gewährt. Fährt der Vf. so, wie er mit dem dritten Jahresberichte begonnen hat, künftig fort, und fügt er etwa jedes 5te oder 10te Jahr ein Register über den Inhalt der letzten Jahrgänge hinzu: so wird seine Schrift ein *Repertorium* abgeben, dessen sich die Freunde der theologischen Literatur mit Leichtigkeit und Nutzen bedienen werden. Dass sich bey einem solchen Werke manche Unvollkommenheiten, z. B. die Anführung unbedeutender, und die Auslassung wichtiger Schriften, nachweisen liessen, das versteht sich fast von

selbst. Rec. hatte sich von den früheren Jahrgängen mehrere solcher Ausstellungen zum Behufe dieser Recension notirt; aber er unterdrückt sie jetzt gern, da er, was die Auslassung bedeutender Werke betrifft, findet, dass sie, ohne ängstliche Berücksichtigung des Jahres ihrer Erscheinung, in späteren Jahresberichten nachgetragen sind, und was die Berührung des theologischen Mittelgutes angeht, wahrnimmt, dass dasselbe nur ganz kurz, oft mit blosser Titelangabe, angeführt ist. Er bekennt aber zugleich aufrichtig, dass er, weil der Titel die generelle Übersicht der *ausländischen* (nicht einmal mit dem Zusatze: *besonders* der *deutschen*) theologischen Literatur verspricht, eine öftere Erwähnung *schwedischer*, auch wohl *englischer* und *französischer* Producte der neuesten theologischen Literatur erwartet hätte. Aber schwerlich möchte von dem aufgegangenen Raume mehr, wie $\frac{1}{10}$, der *nichtdeutschen*, und weniger, wie $\frac{9}{10}$, der *deutschen* theologischen Literatur gewidmet seyn. Über den Mangel französischer und englischer Notizen weiss man sich durch anderweitige Hülfsmittel zu trösten, aber nicht also über den Mangel der *schwedischen*, wozu es in Dänemark doch wohl weniger, als anderwärts, an Hülfsmitteln fehlt. Selbst das wichtige Werk: *v. Schuberts schwedische Kirchenverfassung*, Greifsw. 1821, das doch schon in deutschen gelehrten Zeitschriften angezeigt ist, und mit Hn. *Pl's*. Berichte, 4ter Jahrg., in demselben Jahre erschien, sucht man hier noch vergebens. — So wie Rec. dem verdienten Vf. im Übrigen das Zeugniss schuldig ist, dass er, im Allgemeinen genommen und mit sehr seltenen Ausnahmen, aus jedem von ihm bearbeiteten Fache die wichtigsten in der neuesten Zeit erschienenen Werke angeführt, und sie in eine Übersicht gebracht hat, die, was Zweckmässigkeit, Ordnung und Vollständigkeit betrifft, wenig oder nichts zu wünschen übrig lässt: so muss er auch rühmen, dass die Art, wie er sie seinen Lesern vorführt, die Winke und Andeutungen, die er ihnen über den Hauptinhalt der Schriften giebt, die Aushebung kleiner, besonders charakteristischer, oder sonst merkwürdiger Stellen, die Beurtheilungen der Schriften, die er von ausländischen Blättern, insgemein von den deutschen Allgem. Literatur-Zeitungen entlehnt, und besonders seine eigenen Äusserungen über den Geist, die Tendenz und den Inhalt der bedeutendsten Schriften, woran er es selten fehlen lässt, und die es in der Regel beweisen, dass er diese selbst gelesen, und nicht bloss aus fremden Journalen kennen gelernt hat — Alles enthalten, was für den Zuhörer- und Leser-Kreis, für welchen er arbeitete, passend und unterrichtend ist. Von diesen *eigenen Äusserungen* des Vfs. will Rec., nicht um Recensionen zu recensiren, sondern in der Überzeugung, dass es dem deutschen theologischen Lesepublicum nicht gleichgültig seyn kann, zu wissen, wie einer der einsichtsvollsten Theologen des Auslandes über manche Geistesproducte inländischer berühmter Theologen und anderer Geistlichen urtheilt, Eine und die Andere mittheilen.

Heft 1 S. 9 heisst es: „Auch Dr. *Ammon's* Predigten, Nürnberg, 1815, dürfen hier nicht vergessen werden, obgleich das sehr Ausgezeichnete ihres Inhalts verdunkelt wird durch Ausfälle gegen die weniger orthodoxen (weniger paläologisch gesinnten) Religionslehrer, und durch Äusserungen, welche zu erkennen geben, dass dieser gelehrte, um Deutschlands Aufklärung übrigens verdiente Theolog plötzlich sein System verwechselte, da *Reinhards* Kanzel in Dresden ihm anvertraut wurde.“ Zum Beweise, dass hier nicht zu viel behauptet sey, wird auf *Ammon's Summa theol. christ.* 1816. p. 247. 299. 305 sq. verwiesen, und verglichen, was dessen Vertheidigung für des bekannten *Cl. Harms* 95 Thesen in der Schrift: *Bittere Arzney* u. s. w., Hannov. 1817, und *Schleiermachers* Antwort hierauf, Berl. 1818, enthält. (Diese Äusserung eines dänischen Theologen bestätigt aufs Neue, dass *Ammons* sogenannte bittere Arzney von rückwirkender Kraft gewesen, und wohl ihrem Verfertiger, aber schwerlich einem Einzigen von denen, für welche sie verfertigt war, *zur Bitterkeit* gereicht ist.) Über den Werth der *Lancaster*'schen Unterrichtsmethode sagt Hr. *Pl.* bey Gelegenheit der *Natorp*'schen Schrift über diesen Gegenstand S. 46: „Alles in der Einrichtung beruht auf der Kunst, Ordnung unter Vielen zu erhalten, und die älteren Kinder zum Unterrichte der jüngeren zu gebrauchen. Zu wie vielem Missbrauche dieses Anlass giebt, bedarf kaum bemerkt zu werden. Der Beyfall, welchen die Sache in England, Frankreich und anderen Ländern gefunden hat, zeigt, wie schlecht es daselbst um das Schulwesen im Vergleiche mit unserem Vaterlande stehen mag.“ (Späterhin erregte bekanntlich die neue Methode auch in Dänemark, besonders in der Residenz, grosses Aufsehen, das sich aber auch schon wieder verloren hat.) „Nichts desto weniger enthält die *Lancaster*'sche Methode aber auch manche pädagogische Kunstgriffe, die bey dem übrigens vollkommneren Schulunterrichte mit Nutzen angewendet werden können.“ Die Anzeige der *neuen theologischen Zeitschrift*, herausgegeben von Dr. *Palm*, Giessen, 1816, beschliesst der Vf. S. 67 (im 2 H.) mit der Anmerkung: „Mit gutem Grunde hat man vorgeschlagen, das Wort *Revelationismus* anstatt *Supranaturalismus* zu gebrauchen, da das Letzte weder in Ansehung der Benennung, noch der bezeichneten Sache, einen richtigen Gegensatz gegen *Rationalismus* enthält, und, wie die neueren Verketzerungsversuche beweisen, den sogenannten *Supranaturalisten* schon eine etymologische Anleitung giebt, die Rationalisten als Menschen zu verschreyen, welche nichts *supra naturam*, d. h. bey ihnen: *keinen Gott*, glauben, als reine Naturalisten, die, als solche, die Natur für selbstständig und genug in sich selbst ansehen.“ (Aber auch der Ausdruck *Revelationismus* in jenem Gegensatze ist nicht genügend, da die Vernunft sowohl, als die gewöhnlich sogenannte Offenbarung, als ein Offenbarungsmittel betrachtet zu werden pflegt. *Rationaler* und *irrationaler* Supranaturalismus möchte daher der deutlichste und richtigste Gegensatz seyn.) S. 84 in der Darstellung des Inhaltes der gehaltvollen Schrift von Dr. *Schuderoff*: *Über den Zusammenhang der Staats- und Kirchen-Verfassung* u. s. w., Ronneb. 1810, ist es wohl nur ein Druck- oder Schreib-Feh-

ler, wenn das richtige dänische Wort *forborgerliges* unrichtig deutsch „*verbürgt*" statt *verbürgert* (eingebürgert, aber nicht versichert, vergewissert) wiedergegeben wird. — Den *Ton* in *Dragheims* Jubelpredigt: *Licht, Leben und Freyheit* u. s. w., Halle, 1818, findet Hr. *Pl.* zu *revolutionär*, als dass der Inhalt derselben in seinen dänischen Vorlesungen ausgehoben werden könnte. (Die Lage der Kirche, das Verhältniss derselben zum Staate, ist aber auch in Dänemark, ebenso wie in Schweden, in vielem Betrachte von ihrer Lage und ihrem Verhältnisse zum Staate in manchen deutschen Ländern sehr verschieden. Inzwischen fehlt es doch auch nicht an manchen, wie es scheint, sehr gerechten Beschwerden über Missverhältnisse, dergleichen z. B. in Island und anderen dänischen Provinzen Statt finden. Fast allenthalben, und so auch hie und da im Dänischen, scheint man das Gemälde der Kirche in ihrem Gegensatze zum Staate von der Gestalt des römisch-katholischen Kirchenwesens zu entlehnen, und solches auf die unschuldige evangelisch-protestantische Kirche anzuwenden. Das muss ja nothwendig Missverhältnisse und Missgriffe zur Folge haben!) Im 3 Hefte S. 40 wird unter mehreren neuen Bibelausgaben auch die von dem Dr. *Hoffner* mit einer Einleitung herausgegebene Bibel, Strassburg, 1819, gr. 8., angeführt, und mittelst einer kurzen Parallele zwischen ihr und der älteren dänischen Bibelausgabe sowohl, als der neu revidirten Ausgabe des N. T's., Kopenh. 1819, gezeigt, dass sich in beiden letzten manche einzelne viel richtigere Übersetzungen befinden, als in jener Strassburger Ausgabe. So steht in dieser z. B. Eph. 6, 14 und 1 Thess. 5, 8 immer noch das altdeutsche *Krebs* der Gerechtigkeit, des Glaubens, wogegen beide dänische Übersetzungen *Troens Pantser* (Harnisch des Glaubens) haben; da aber im Dänischen nicht so, wie Krebs und Harnisch zu Luthers Zeit im Deutschen, das Wort *Kraebs* dem Worte *Brystharnisk, Pantser*, analog ist: so kann man diese Verschiedenheit auch nicht gerade als Beweis des Vorzuges der einen Übersetzung vor der anderen betrachten. Statt des „leide dich mit dem Evangelium," 2 Thess. 1, 8 und 4, 5, haben die dänischen Übersetzungen: „*lid Ondt med Evang.* (dulde Böses mit dem Evang.) „Ein Gläubiger, Gläubigin," 1 Tim. 5, 16, giebt die alte dänische Übers.: *nogen troe Mand, Quinde* (jeder aufrichtige Mann, jede treue Frau), die neue dänische richtiger: *en troende Mand, eller Quinde* (ein glaubender, die Wahrheit erkennender, Mann oder Frau). „Darum soll das Weib eine *Macht* auf dem Haupte haben," 1 Kor. 11, 10. Diess findet sich in der altdänischen Übersetzung genau ebenso: *have en Magt paa Hovedet*; wogegen die neudänische Übersetzung sich so ausdrückt: *derfor bör Quinden have Aerbödighedstegn paa Hovedet* (desshalb befinde sich auf des Weibes Haupt das Zeichen der Ehrerbietung). Mit diesen und anderen Proben beweist der Vf. das Verdienstliche der neuen dänischen Bibelrevision, indem sie sich genau an die Hauptsache hält: nämlich nichts, was bleiben kann, zu verändern, nichts zu modernisiren, sondern nur das Unrichtige und Geschmacklose zu berichtigen. „Man wird, setzt Hr. *Pl.* hinzu, hieraus zugleich sehen, wohin es führt, wenn dem nur im Ganzen genommen geltenden und mit Rücksicht auf den Sectengeist und das Ansehen des Alterthümlichen nicht unrichtigen Princip der englischen Bibelgesellschaft blind gefolgt, und dasselbe so weit ausgedehnt wird, dass eine blosse *Übersetzung* kanonische Autorität erhält." (Die meisten neuesten Bibelfreunde eifern offenbar mit Unverstand, wenn sie sich berichtigenden Anmerkungen, dergleichen z. B. *viele* in *Funks* Altonaer Bibelausgabe sind, aus dem Grunde widersetzen: weil daraus nur Verwirrung, Mangel an Übereinstimmung entspringe. Eben als ob eine *vollkommene Übereinstimmung*, so lange von *Übersetzungen*, und zwar in mehrere *lebende* Sprachen, die Rede ist, auch nur möglich wäre!) — Bey *Jahns Turnkunst* und *Gutsmuths Turnbuch*, Frankf. 1817, beruft sich der Vf. auf die liberale und humane königl. dän. Verordnung vom 29 Jul. 1814, wo die gymnastischen Übungen in allen dän. Schulen anbefohlen sind, und erinnert in Absicht auf den möglichen Missbrauch und die Übertreibung des Turnwesens an Ciceros weisen Rath: „*Pueris non omnem ludendi licentiam damus, sed eam, quae ab honestis actionibus non sit aliena.*" Aus dem 4 Hefte bemerkt Rec. nur die Kleinigkeit, dass S. 86 die von C. R. Dr. *Wachler* redigirten *theologischen Nachrichten* als eine seit 1819 bestehende *neue Zeitschrift* aufgeführt werden, und in einer Note hinzugefügt wird, sie seyen eigentlich nur eine Fortsetzung der von *Wachler* 1800 bis 1809 besorgten Herausgabe der *N. theol. Ann. u. Nachrichten*. Bekanntlich hat dieses Journal, welches Cons. R. *Hassencamp* im J. 1789 herauszugeben anfing, und nach dessen 1797 erfolgtem Tode von *Wachler*, erst gemeinschaftlich mit *Horstig*, nach wenigen Jahren aber allein herausgegeben wurde, sowohl was die *Annalen*, als was die *Nachrichten* betrifft, bis auf den heutigen Tag seinen ganz ununterbrochenen Fortgang gehabt; doch haben die *theol. Nachrichten*, welche Hr. *Pl.* nur aus öffentlichen Blättern, nicht aus eigener Lectüre zu kennen scheint, seit den letzten 8 bis 10 Jahren, und besonders seitdem der Redacteur nicht mehr zu Marburg, sondern zu Breslau lebt, an Ausführlichkeit und Interesse, hinsichtlich der Notizen über das *katholische* Kirchenwesen, Vieles gewonnen. Kleine Unrichtigkeiten dieser Art sind in einer *Übersicht* von einem oder mehreren Tausend Schriften, wie diese *Plum*'schen Vorlesungen, bey denen kein Billigdenkender erwarten kann, dass der Vf. *alle* Schriften *selbst* gelesen habe, zumal wenn er selbst bemerkt hat, dass er viele derselben nur aus öffentlichen Blättern kenne, sehr erklärbar und verzeihlich. Auch die Verwechselung des 1794 am dän. Hofe accreditirt gewesenen *englischen* Ministers (*Hayles*) mit dem *französischen* (*Grouvelle*), und der daraus entsprungene Irrthum in Betreff der kleinen Flugschrift des Letzteren: „*Reponse à tout*" in der in unseren Erg. Bl. 1819 — 1821 befindlichen *Übersicht der dänischen Literatur* von 1800 — 1820 gehört in diese Kategorie. Hr. *Plum* hat, solcher kleinen Unrichtigkeiten ungeachtet, in seiner *Efterretning* eine *sehr* verdienstliche Arbeit geliefert.

U. n. p.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Bauſtücke*, ein Leſebuch für Freymaurer, und zunächſt für Brüder des eklektiſchen Bundes, von dem Br. *Georg*, Freyherrn *von Wedekind*. Zweyte Sammlung. 1821. VIII u. 371 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1820. No. 22.]

Auf das rühmlichſte fährt Hr. *W.* in dieſer zweyten Sammlung fort, die wahre und ächte Tendenz *deutſcher Freymaurerey* zu entwickeln. Wir ſagen vorſätzlich *deutſcher* Freymaurerey: denn die engliſche nähert ſich immer mehr gewöhnlichen geſchloſſenen Geſellſchaften, beſtimmt zur Erhöhung des geſelligen Vergnügens, welche nicht ſelten in einen Verein luſtiger Brüder ausarten. Logen, denen man dieſen Vorwurf nicht machen kann, ſuchen zwar mit groſser Gewiſſenhaftigkeit den hergebrachten Formen Genüge zu leiſten, vergeſſen aber darüber das Weſentliche, das in der Symbolik der Kunſt verhüllt iſt, zu erforſchen und zu üben.

Noch ſchlimmer ſcheint es mit der franzöſiſchen Freymaurerey zu ſtehen. Sie iſt ihren Theilnehmern mehr Spiel und Zeitvertreib, als ernſter Gegenſtand. Durch eine Menge von Graden, gehäuften Ceremonieen, äuſseren Prunk und lächerlichen Bänderkram wollen ſie ihren Verſammlungen Intereſſe geben, und diejenigen, die ſich auſser ihren Kreiſen befinden, durch ſolchen Flitter in ihre Hallen locken. Möge ihnen dieſs immerhin, rückſichtlich ihres Nationalcharakters, verziehen werden: denn wenn dieſe Spielereyen auch nicht auf Nützlichkeit Anſpruch machen können, und nur zur Erhöhung geſelliger Freude dienen: ſo bereiten ſie doch denen, die ſich damit beluſtigen, keinen Schaden. Leider aber muſste die Freymaurerey in neuerer Zeit, in der Hauptſtadt Frankreichs, wie in den Provinzen, ſich ſehr oft zur Hülle politiſcher Vereine hergeben; eine Tendenz, die dem Inſtitute ſchnurgerade entgegenſteht, und der heilloſeſte Miſsbrauch iſt, der mit ihm getrieben werden kann. — Die deutſche Freymaurerey darf ſich allein rühmen, dieſen Unfug nie in ihren Hallen geduldet zu haben. Nur von Deutſchland kann man es ſagen, daſs wo man ſeit drey oder vier Decennien anfing, die Freymaurerey aus einem höheren Geſichtspuncte zu betrachten, daſs es in dem Beſitze des wahren Freymaurergeheimniſſes ſich befinde. Hier trennte man das Maurerthum von der Freymaurerey, ſo wie die reine Chriſtusreligion von dem Kirchenthum, oder, um uns noch verſtändlicher auszudrücken, man ſing vorlängſt an, die Form von dem Weſen abzuſcheiden. Ohne die Erſte ganz zu vernachläſſigen, ſuchte man das Letzte zum Hauptgegenſtande ernſter Bemühungen zu machen, und zum erſten Zwecke der Verbindung zu erheben. Und eben dadurch erlangt ſie nun einen rühmlichen Vorzug vor ihren auswärtigen Schweſtern, ſich zu einem rein ſittlichen Inſtitute ausbildend, das der Menſchheit immer mehr Noth thut.

Durch das fortwährende Beſtreben unſeres Vfs., dieſe ächte Tendenz der Freymaurerey gründlich darzuſtellen, ſie zu einem nothwendigen Mittelgliede zwiſchen Kirche und Staat auszubilden, und dabey mehr Werth auf das Thun und Wirken, als auf leeres Wiſſen zu ſetzen, erwirbt er ſich ein lobenswerthes Verdienſt um dieſes Inſtitut, um die Vervollkommnung ſeiner Brüder, und ſomit um die Menſchheit, um die Kirche, und um die bürgerliche Geſellſchaft. Nach ſeinen Grundſätzen ſoll ſie der Kirche, als eine hülfreiche Schweſter, thätige Hände bieten, und dem Staate zu einer feſten Stütze bürgerlicher Ordnung und Eintracht dienen.

Die Entwickelung und oft ſcharfſinnige Darſtellung dieſer Theorie iſt um ſo rühmlicher, als die meiſten Regierungen — nicht ohne alle Urſache — den geheimen Geſellſchaften miſstrauen; und obgleich die Freymaurerey keine geheime, ſondern nur eine geſchloſſene Geſellſchaft iſt: ſo wird ſie doch nur zu oft mit jenen verwechſelt, wozu auch manche Logen, durch ihr ängſtliches Geheimthun, öfters ſelbſt Anlaſs geben. Es thut ihr daher Noth, ihre Grundſätze und rein menſchlichen Zwecke, ohne alle Hülle, mit möglichſter Offenheit, in das hellſte Licht zu ſtellen, dem Publicum darzulegen, und alles unnöthige Geheimhalten gänzlich aufzugeben. Wir leben ja ohnehin mehr in der Zeit der Öffentlichkeit, als in der des Geheimniſſes. Dieſem ſorgſamen Geheimhalten, das der älteren Zeit vielleicht nicht unangemeſſen ſeyn mochte, iſt unſeres helleres Zeitalter längſt entwachſen. Auch muſs die Öffentlichkeit der Geſellſchaft in jeder Hinſicht mehr Nutzen, als Schaden bringen. Hat ſie doch ſo manche traurige Erfahrung belehrt, wie viel ihr

die leidige Geheimnisskrämerey geschadet, und nur Abentheurern und Betrügern nützlich gewesen. Möge sie daher von nun an die so nutzlose und gefährliche Hülle von sich werfen, und mit Wahrheit und Offenheit ans Licht treten. Das Gute scheuet das Licht nicht, und der Probirstein des Guten und Wahren ist Öffentlichkeit. Sie allein kann der Freymaurerey Achtung und Schutz gewähren, und sie vor Verdacht und Verfolgung sichern.

Da sich der Vf. dieser zweyten Sammlung der Baustücke ganz zu diesen, ihm eigenommenen Ansichten der Freymaurerey bekennt: so dürfen wir bey der Anzeige der darin aufgenommenen Aufsätze um so weniger verweilen, da ohnehin die wenigsten eines Auszuges fähig sind.

No. 1. Eine glückliche Nachbildung des bekannten *Lessing*'schen Gesprächs über Freymaurerey. Der Vf. sucht darin die Unentbehrlichkeit dieses Instituts zu beweisen. Ausser den Pflichten, die dem Menschen, als Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft, und als Mitgliede irgend einer christlichen Kirche obliegen, hat er noch Verbindlichkeiten gegen sich selbst und gegen Andere zu erfüllen, wozu ihn weder die Eine, noch die Andere durch Zwangsgesetze verbindet. — Es scheint daher ein in der Natur der Menschheit gegründetes Bedürfniss, dass sich Mehrere, wo möglich der Mehrzahl nach die Besseren der Nation, enger verbinden, um die in der rein, oder allgemein menschlichen liegenden (von dem, was erkünstelt, oder zufällig herbeygeführt ist, getrennten) Bestimmungen, Rechten und Pflichten der Individuen zu erhalten. — Sehr bündig wird der oft wiederholte Vorwurf: die Freymaurerey bilde einen Staat im Staate, mit wenigen Worten entkräftet. „Wie kann ein Bund für die Menschheit einen Staat im Staate bilden? Was über das ganze Erdenrund sich ausdehnen soll, würde in dem Ganzen eines einzelnen Staats von selbst ersticken."

Nach eingetretenem Frieden beredeten sich einige freye Maurer in Darmstadt, sich monatlich zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft zu vereinen, ohne jedoch eigentlich maurerische Arbeiten vorzunehmen. Um jeden Verdacht politischer Absichten zu vermeiden, machten sie dem Grossherzoge schuldige Anzeige davon, und erbaten sich seine Erlaubniss. Diese erfolgte nicht nur, sondern der Souverän kam sogar den stillen Wünschen der verbundenen Freunde zuvor, indem er ihnen zur Stiftung einer Loge gnädige Concession ertheilte.

No. 2 erzählt nun die Entstehung der Loge, und die Feyerlichkeiten der Einweihung. Die dabey gehaltenen Reden, welche hier mitgetheilt werden, sind Muster ernster Beredsamkeit, jedem Maurer und Nichtmaurer, der sich von den ächten Zwecken und den reinen Absichten der Verbindung belehren will, zum Studium und zur treuen Befolgung der darin aufgestellten Grundsätze zu empfehlen. — Der Grossherzog, den die Loge als ihren Protector verehrt, schenkte ihr auch einen Platz, um auf solchem ein Logenhaus zu erbauen. An des Landesherrn Geburtstage, am 14 Jun. 1817, wurde der Grundstein des Gebäudes gelegt. Bey dieser Feyer wurde eine Bauloge eröffnet, zu der der Freyherr *v. Wedekind*, als ihr gewählter Vorstand, ein eigenes Ritual entwarf, das unter

No. 3 abgedruckt ist, und ähnlichen Festen zum Muster dienen kann. Auch trat er als sachkundiger Redner auf. In seinem Vortrage suchte er die Freymaurerey von dem Vorwurfe zu retten, als ob sie sich zu viel mit Ceremonieen beschäftigte. Diesem folgen zwey auf diese Feyerlichkeit gedichtete Hymnen, und ein Bundgesang.

No. 4. Eine Rede, zur Erinnerung an den Stiftungstag der Loge, in der sehr richtige Grundsätze aufgestellt werden, welche eine neue Loge hinsichtlich der Wahl eines Freymaurersystems leiten sollen, und nach denen die Darmstädter sich veranlasst fand, sich dem eklektischen Bunde anzuschliessen.

No. 5. Blicke in die Freymaurerey. Ein Vortrag des Herausgebers, der den Satz praktisch behandelt: „Der Gegenstand der Freymaurerey ist Etwas, das allen Menschen gleich wichtig, und allgemein wohlthätig ist, ohne die Eifersucht, den Neid und die Leidenschaften derer, die es nicht besitzen, rege zu machen, oder ein Gegenstand des Verraths an die werden kann, die sich ausser dem Vereine befinden."

No. 6. Vortrag bey dem Feste Johannis, des Täufers; No. 7: Bey dem Feste Johannis, des Evangelisten. Beide Reden leiden keinen Auszug, verdienen aber mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

No. 8 ist ein philosophisch-praktischer Commentar über die höchste und älteste Regel der Freymaurerey: *Gut und vollkommen zu werden, ohne der Triebfedern der Furcht und Hoffnung zu bedürfen.* Unstreitig einer der vorzüglichsten Aufsätze dieses Bändchens. No. 9 und 10: Zwey kurze Reden, dem Andenken des Grossmeisters des eklektischen Bundes gewidmet; gehalten von Br. *Fellner* und *Ihle*. Die letzten Tage des Verstorbenen (Br. *Du Fay*) wurden durch die Gründung einer Judenloge, zu deren Stiftung die englische grosse Loge eine Concession, ohne alle Rücksprache mit der zu Frankfurt hergegeben, in etwas getrübt. Br. *Fellner* entwickelt in der ersten Rede die sehr gewichtigen Gründe, die Br. *Du Fay* bestimmten, diese Loge nicht anzuerkennen. Die zweyte theilt uns eine kurze Übersicht des schönen sittlichen Lebens des Verblichenen mit, und des sich dadurch erworbenen sanften Todes. — Sanft ruhe seine Asche!

No. 11. Vorlesung über alte und neue Maurerey von Br. *Schr.*, mit Randanmerkungen des Br. *J. A. Schn.* Diese Vorlesung war, wenn wir nicht irren, vorlängst als Manuscript in den Logen des Schröderschen Systems bekannt, in denen sie sehr hoch geachtet wurde. Ob sie diese hohe Achtung verdiente? diese Untersuchung gehört nicht vor unser Forum. Die beygefügten Anmerkungen bestreiten hauptsächlich die Anmassungen der grossen Loge zu London, und wir glauben, mit vollem Rechte. Denn warum sollen die deutschen Freymaurer noch immer unter fremder Vormundschaft stehen? Ihre gesetzlichen Vormünder

und Beschützer sind die Landesherren, denen sie huldigen, für welche die Freymaurerey keine Geheimnisse haben darf, auch keine zu haben begehrt.

No. 12. *Quaestiones inaugurales pro suprema in arte latomica obtinenda dignitate.* Ein antiquarisches Fragment, aus den Zeiten der strioten Observanz. No. 13: Das goldene Gedicht der Pythagoräer, von Br. *Dambmann* übersetzt. — Wer sich für Freymaurerey interessirt, wird wünschen, dass es dem Herausgeber gefallen möge, dieser zweyten Sammlung bald eine, im gleichen Geiste geschriebene, dritte folgen zu lassen. S. H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag, b. Calve: *Neuer Nationalkalender für die gesammte österreichische Monarchie auf das Jahr* 1822. Zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute fasslich eingerichtet von *Christian Carl André*, Herausgeber der Zeitschriften: *Hesperus* u. s. w., und der *Ökonomischen Neuigkeiten* u. s. w. Zwölfter Jahrgang. 1822. 4. Zusammen 312 Spaltenseiten. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es ist eine längst anerkannte Wahrheit, dass unter allen Schriften, deren Zweck Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Verdrängung des Aberglaubens und anderer schädlicher Vorurtheile, Erweckung der Vaterlandsliebe u. s. w. ist, die *Volkskalender* den ersten Rang einnehmen. Ein Kalender gehört unter diejenigen Bücher, welche jeder Hausvater kaufen muss, und zwar — wohl zu merken — jährlich von Neuem kaufen muss; ein Umstand, der bey anderen Volksschriften nicht Statt findet. Der Ankauf solcher Bücher erscheint für den bey Weitem grössten Theil der niederen Volksclassen als eine Sache des Luxus. Auch giebt es deren eine Menge, deren Daseyn dem Volke, da es selten Buchhändleranzeigen und Intelligenzblätter zu Gesichte bekommt, oft ganz unbekannt bleibt. Bey dem Kalender hingegen scheut der Käufer das nämliche Geld, das er für ein anderes nützliches Buch auszugeben Bedenken trägt, nicht, sobald er erwarten darf, über die gewöhnlichen Zeit- und Fest-Rechnungen, Witterungsnachrichten und Marktanzeigen, noch allerley zur Unterhaltung in den Kauf zu bekommen. Dieser Kalender bildet mit der Bibel und dem Gesangbuche nicht selten die ganze Bibliothek des gemeinen Mannes, und wollte Gott, alle Bibliotheken der Grossen und Reichen würden so benutzt, als diese! Es vergeht im ganzen Jahre kein Sonntag, und im Winter vielleicht kein langer Abend, an welchem nicht der Kalender zur Hand genommen würde, um Diess oder Jenes nachzusehen, einzuschreiben u. s. w. Bey dieser Gelegenheit kann es nicht fehlen, dass nicht auch der unterhaltende Anhang der Aufmerksamkeit gewürdigt, und nach und nach, entweder bey einsamer Lectüre, oder vor Frau und Kindern und Hausgenossen, gehörig verarbeitet würde. Rec. selbst erinnert sich noch lebhaft aus seinen Kinderjahren an die frohe Sehnsucht, mit welcher man am Weihnachtsfeste, neben den Bescheerungen des Christkindes, auch dem neuen Kalender, der gewöhnlich mit jenen zugleich erschien, entgegen sah.

Der Vf. des vorliegenden *Nationalkalenders* gehört unter die Volksschriftsteller, welche die Aufgabe ihres erhabenen Berufes befriedigend zu lösen verstehen. Man sieht es seinen Arbeiten auf den ersten Blick an, wie sehr er zugleich erfahrener Pädagog ist; und in der That weiss auch nur ein Mann, der, wie Hr. *A.* — einst Mitarbeiter an *Salzmann's* berühmter Anstalt zu Schnepfenthal, und später Director der protestantischen Schule zu Brünn — in die Geheimnisse der Erziehungskunst eingeweiht ist, so das Rechte zu treffen, worauf es beym Volke ankommt. Ist ja doch die Volksbildung nichts Anderes, als eine Erweiterung derselben Thätigkeit, die sich gewöhnlich bloss auf die Kinder- und Schul-Stube beschränkt. *Pestalozzi* liess schon in „Lienhard und Gertrud" den künftigen genialen Erzieher ahnen. *Salzmann* konnte darum durch seinen „Thüringer Boten," seinen „Himmel auf Erden" u. a. so viel Gutes wirken, weil er in der Kinderstube gelernt hatte, sich zu der geringsten Fassungskraft herabzulassen. Wer findet nicht auch in *Dinters* „Predigten, zum Vorlesen in Landkirchen" den grossen Meister in der sokratischen Kunst wieder? — Was *A's.* Wirksamkeit als Volksschriftsteller (wobey wir auch auf seine Zeitschriften, das vormalige *Patriotische Tageblatt*, und den noch jetzt fortdauernden *Hesperus*) hinblicken, noch verdienstlicher macht, ist der Kreis, den er sich bisher für seine Thätigkeit gewählt hatte. Es war das an Volksbildung hinter dem übrigen Deutschlande bisher noch so weit zurückstehende *Österreich*, das sich Hr. *A.* seit 1798 zum Schauplatze seiner Wirksamkeit erkor. Unleugbar hat er hier viel Gutes gestiftet. Wir haben neuerlich aus öffentlichen Blättern erfahren, dass er jenen Kaiserstaat verlassen, und sich nach Würtemberg gewandt habe. Es kann nicht der Zweck einer Recension seyn, sich auf die Gründe einzulassen, die ihn dazu bewogen haben können.

Der diessjährige vorliegende Jahrgang des *A'schen* Nationalkalenders liefert ausser dem gewöhnlichen Kalender- und dem Haushaltungs-Tagebuche eine Sammlung von allerley Aufsätzen, Erzählungen, Gesprächen, Gedichten, Anekdoten u. dgl., welche ihrem Titel: *Mannichfaltigkeiten, zum Nutzen und Vergnügen* (der Beysatz: *für die Besitzer dieses Kalenders* scheint uns überflüssig), vollkommen entsprechen. Sie haben theils den Herausgeber, theils mehrere Mitarbeiter des Kalenders zu Verfassern, theils sind sie aus anderen Schriften, öffentlichen Blättern u. s. w. entlehnt. Das Letzte, und dass die Quellen mit Sorgfalt genannt sind, ist sehr verdienstlich, indem dadurch manche gute Schrift zur Kenntniss der Leser gelangt. Der erste Aufsatz: *Merkwürdigkeiten am Himmel* (ein stehender Aufsatz auch in allen früheren Jahrgängen) enthält recht populäre Belehrungen über den *Mond*,

seine Entfernung von der Erde, Grösse und Dichtigkeit, Lichtwechsel und Umlauf. Was indess über die Anziehungskraft der Weltkörper, und insbesondere über das *Kepler*'sche Gesetz: „dass die Quadrate der Umlaufszeiten sich wie die Würfel der Bahnen-Halbmesser verhalten," gesagt wird, scheint uns hier nicht am rechten Orte. Obwohl der *A*'sche Kalender, wie sein Preis schon zeigt, niemals ein Buch für die *niederen* Volksclassen werden kann: so glauben wir doch, dass selbst dem *gebildeten Bürger* und Unstudirten Sachen, wie diese, zu gelehrt vorkommen werden. Sie setzen zu viele mathematische Vorkenntnisse voraus. — No. III. *Kalender Bestimmungen* (Fortsetzung vom vor. Jahrg.), enthält recht verständliche Belehrungen „über den alten und neuen Kalenderstyl zur Erläuterung historischer Werke," vom Pfarrer *Schissner* zu Prag. — In No. IV. *Die Astrologen Stöfler und Carion und ihre Kalender*, wird das Lächerliche und Verderbliche des astrologischen Aberglaubens früherer Zeiten, den neuere Mystiker gern wieder in Ansehen bringen möchten (man denke an *Pfaffs Almenach!*), gut geschildert und beleuchtet. Unter den folgenden Nummern sind mehrere der Belehrung über *Gesundheit und Leben* gewidmet, wie z. B. über Warzen, die Schwämmchen der Kinder, Mittel gegen erfrorene Glieder, und die zahlreiche Beyspielsammlung von *Unglücksgeschichten*, a) durch Wetter, b) Feuer, c) Gewitter, d) Unvorsichtigkeit, e) Gift, f) Thiere, und g) grössere Naturereignisse. Für Frauen dürften die Aufsätze: *Die Zimmerflora der Blumenfreundin*, oder Unterricht in der Wintergärtnerey (Fortsetzung vom vorigen Jahrg.), sowie: *Einige Vortheile in der Hauswirthschaft*, nicht ohne Interesse seyn; Hausväter dagegen wird No. XXXIII: *Feuersgefahren, und Mittel dagegen*, sowie die *Anleitung zu einer neuen, wenig Holz erfodernden, feuersicheren Bauart*, für den Mittelstand und für Landwirthe anziehen. Das Letzte ist eine Darstellung der *Tappe'schen Bauart*, die bekanntlich vielen Widerspruch gefunden hat. Hr. *A.* theilt hier vier Zeugnisse mit, welche sämmtlich zu Gunsten der runden Hütten des Hn. *Tappe* sprechen. Unter der ansehnlichen Sammlung von Geschichten und Erzählungen, welche sämmtlich nicht bloss eine müssige Unterhaltung bezwecken, sondern auf Veredlung des Herzens und Erweckung guter Gesinnungen hinarbeiten, verdient die durch alle früheren Jahrgänge schon hinlaufende Rubrik: *Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts* — ausgezeichnet zu werden. Die hier aus öffentlichen Blättern, meist aus *Beckers Nationalzeitung*, mitgetheilten Nachrichten sind mit grosser Umsicht ausgewählt, und zur besseren Übersicht unter zwey Abtheilungen gebracht, nämlich: A. *Die Edleren, Besseren und Vernünftigeren*, und B. *Die Schlechteren und weniger Vernünftigen.* Gegen den *Gespensterglauben* dienen die zwey Geschichten unter No. XXIX: 1) *Amtliche Enthüllung einer Spukgeschichte zu Ilmenau*, und 2) *Das Licht in der Kirche.* Zur Belehrung über *Naturbegebenheiten* sind No. V. *Übersicht strenger Winter*, No. XVIII. *Naturwunder in Schlesien*, bestimmt. Zu No. XXVI. *Herschels Riesenteleskop*, gehört das Titelkupfer, welches eine Ansicht davon giebt. Freunde der *Tonkunst* finden noch am Schlusse des Kalenders drey Blätter *Musikbeylagen*, eine sehr gelungene *Composition des Vater Unser von Raupach, für das Pianoforte und vier Singstimmen*, von *Aloys Nanke* in Brünn, enthaltend. Die Letzten sind auf zwey besonderen halben Bogen so abgedruckt, dass sie bequem aus einander geschnitten werden können. Als *Zugabe* findet man endlich noch: 1) eine *Statistische Übersicht und Merkwürdigkeiten der europäischen und aussereuropäischen Staaten*, nach ihrem neuesten Zustande, vom *Herausgeber*, und 2) *Berichtigungen und Zusätze zum Neuen englischen Wahrsager (?) des vorjährigen Nationalkalenders*, sowie der früheren Jahrgänge, *genealogische* Nachrichten mittheilend, die man hinter dem sonderbaren Titel nicht vermuthen sollte. Den Schluss machen *Jahrmarktsverzeichnisse*, *Postberichte*, und eine Tabelle über den Gebrauch des *Stempelpapiers* im Österreichischen. Druck und Papier sind besser, als man es aus vielen österreichischen Officinen zu erhalten gewohnt ist.

— w —

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Reimer: *Lehrbuch der christlichen Dogmatik, in ihrer historischen Entwickelung dargestellt.* Von D. *Wilhelm Martin Leberecht de Wette.* Zweyter Theil. Die Dogmatik der lutherischen Kirche enthaltend. Zweyte verbesserte Auflage. 1821. XIV u. 214 S. 8. (1 Rthlr.) S. die Rec. Jahrg. 1817. No. 138.

Aachen, b. Mayer: *Richtige Ansicht des christlichen Ehevertrags und der gesetzgebenden Gewalt der Kirche über denselben*, aus Schrift und Kirchenrecht aufgestellt von *L. A. Nellessen*, Pfarrer zum heil. Nikolaus in Aachen; als Widerlegung der Schrift des Oberlandgerichtsraths *Zum Bach* über die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten. Zweyte Auflage. 1821. VI u. 156 S. gr. 8. (12 gr.)

Wien u. Triest, b. Geistinger: *Georgii Fejér institutiones theologicae.* Editio tertia auctior et emendatior. 1821. XXI u. 376 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHILOLOGIE.

Prag, b. Tempsky: *Tropologia et Schematologia practica seu exemplaris*, quam instar speciminis Rhetoricae exemplaris edidit *Georg. Carol. Rumy*, Direct. Gymnas. Carlovicensis, Dr. Philos. etc. 1819. 244 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. begnügt sich, die Tropen und Figuren auf die hergebrachte Weise zu erklären, ohne auf eine philosophische Ableitung und psychologische Begründung dieses Theils der Rhetorik auszugehen, und ohne das, was — und die Art, wie Tropen und Figuren wirken sollen und wirken, zu erwägen. Eben darum aber vermisst man auch hie und da scharfe Genauigkeit in der Bestimmung der Begriffe. Der Erklärung folgen Beyspiele. oft nach Classen geordnet, die mehr nur dienen sollen, das Ähnliche zusammen zu stellen, als den Begriff in logischer Eintheilung zu erschöpfen. Die Beyspiele sind grösstentheils aus römischen Classikern gewählt. Schade, dass der Vf. diesen vorzüglich nützlichen Theil des Buches nicht durchaus so behandelt hat, wie in den ersten Abschnitten. Denn in der Folge kommen manche Artikel vor, bey denen wenig oder gar keine Beyspiele angeführt sind. Die Regeln, die dann bey den einzelnen Tropen und Figuren, sowie am Ende der Haupttheile gegeben werden, müssen zuweilen willkührlich scheinen, weil die philosophische Begründung fehlt, durch welche auch manche genauere Bestimmung würde herbeygeführt worden seyn. Jeder einzelne Artikel hat eine *Applicatio*, die in der Ausführung eines Thema besteht, in welcher von dem Tropus oder der Figur, wovon gehandelt ist, Gebrauch gemacht wird. Nützlicher, als diese, würde wohl eine Hinweisung auf die Quellen, aus denen der Jüngling schöpfen soll, und eine Anleitung zur Erfindung und Anwendung gewesen seyn. Die hier gelieferten *applicationes* haben überdiess zum Theil etwas Gezwungenes, wie denn auch der Inhalt selbst nicht immer zweckmässig gewählt ist. Soll man z. B. den Jüngling anleiten, Philosophen des Alterthums wegen einiger Meinungen zu verspotten, die damals etwas Anderes waren, als sie jetzt seyn würden, und die vielleicht gar nicht einmal unverfälscht auf uns gekommen sind?

Wenn wir auch der Onomatopöie ihren Platz unter den Figuren nicht streitig machen wollen: so können wir sie doch unter den Begriff des Tropus nicht bringen, man mag diesen, wie gewöhnlich, der Figur entgegensetzen, oder für eine Art der Figur halten. Durch metaphorischen Gebrauch des onomatopöietischen Wortes wird die Onomatopöie an sich kein Tropus. Aber auch zur figürlichen Rede darf nicht gerechnet werden, wenn man jetzt sagt: *Ovis balat*, oder *bos mugit*, oder das Huhn gackert. Kann denn nun ein Aufsatz, in welchem behauptet wird, dass die Stimmen der Landthiere unangenehm seyen, und viele einzelne als Beyspiele vorkommen, für eine *applicatio* der Onomatopöie, sofern sie in dieses Buch gehört, gelten? Ebenso wenig scheint die Äusserung der Verlegenheit eines Jünglings, der über die Wahl einer Lebensart nicht mit sich einig werden kann, eine Anwendung des rhetorischen Zweifels zu seyn. — Dass die (äsopische) Fabel zur Allegorie gehöre, sollte so schlechthin nicht mehr gesagt werden, obgleich der Gedanke, welchen *Herder* in diese Behauptung (*Zerstreute Blätter*, 5te Samml. S. 160) legte, richtig ist. — Die meisten *figurae verborum* sollen zu den grammatischen gehören. Aber ein grammatischer und ein rhetorischer Pleonasmus, eine grammatische und eine rhetorische Ellipse sind nicht einerley. *In rhetorica*, sagt ja der Vf. selbst, *figurae hae ad affectum dicentis accommodantur*. Nur in der letzten Hinsicht gehörten sie hieher. Die Erklärung von Redensarten, wie *boni pastoris est*, *magni aestimo*, *arguere aliquem pigritiae* u. dgl., steht hier ganz am unrechten Orte. Von der Hypallage heisst es: „*Poetis usitatior haec est figura, qui metri causa immutant epitheta.*" Nur *metri causa?* Als Beyspiel wird Virgils *ibant obscuri sola sub nocte*, wo doch *obscura* und *soli* sich mit dem Metrum ebenso gut vertrügen. Auch der Gebrauch des Hysteron Proteron ist, nach dem Vf., bey den Dichtern häufiger *ad commoditatem versuum*.

Durch diese Erinnerungen soll dem Buche der Nutzen nicht abgesprochen werden, den es, von einem guten Lehrer gebraucht, schaffen kann. Auch zum Repertorium dessen, was je zu den Tropen und Figuren gerechnet worden ist oder werden mag, kann es dienen: denn man wird nicht leicht vergeblich suchen, und ein Register erleichtert diesen Gebrauch.

J. C. F. D.

Carlsruhe, b. Marx: *Die zwölf Monate mit ihren Blüthen und Tagen.* Eine Sammlung deutscher Aufsätze zum Übersetzen ins Lateinische Nebst einem ausführlichen Wörterverzeichnisse in lexi-

kalischer und grammatischer Rücksicht, von *Carl Petersohn*, Professor am Lyceum in Carlsruhe. 1819. IV u. 346 S. gr. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Der Vf. sagt von seiner Sammlung: „Solche Sammlungen können sich zum Zwecke setzen, in einer steten Aufeinanderfolge, anfangend von den Haupttheilen des Satzes, und fortschreitend zu der allmählichen Weiterbildung desselben, die grammatischen Regeln zu entwickeln, so dass eine solche Sammlung der praktische Theil einer methodischen Grammatik wäre. Aber eine solche ist noch nicht vorhanden, und auch nicht wohl möglich, ehe eine methodische Grammatik aufgestellt ist. Auch ist es eine schwere, oder doch eine beschwerliche Arbeit, aber eine höchst nothwendige, um Geist und Leben in den lateinischen Sprachunterricht zu bringen. ... Ein anderer Zweck, den sich eine Sammlung von Stilübungen vorsetzen kann, ist der, unabhängig von einem strengen grammatischen Gange, das Übersetzen frey zu lehren, und das Vorkommen grammatischer Regeln dem Zufalle zu überlassen. Hieher gehört das Buch von *Döring*, hieher auch das gegenwärtige." Da Hr. *P.* mit Recht so viel von einer methodischen Grammatik hält: so hätte er eine bedeutend verdienstlichere Arbeit unternommen, wenn er dem gefühlten Mangel nach Kräften abzuhelfen gesucht hätte, als dass er die Zahl der, um mit ihm zu sprechen, freyen Übungsbücher vermehrt. Es soll damit nicht gesagt seyn, dass Bücher, in welchen die Übungssätze nicht nach einer bestimmten Stufenfolge der Grammatik eingerichtet sind, nicht sehr nützlich wären, es kommt nur darauf an, welchen Schülern man sie in die Hände giebt; sondern nur gefragt werden, ob etwas damit gewonnen werde, wenn man die Anzahl derselben durch ein Werk vermehrt, welches sich nicht gerade von ihnen unterscheidet. Freylich ist es eine beschwerliche Arbeit, der Grammatik einen ganz anderen Zuschnitt zu geben, und zu jeder Regel passende Übungssätze zu sammeln; aber es ist auch eine verdienstliche. Aus eben dieser Beschwerlichkeit läfst sich die fast auffallende Erscheinung erklären, dass seit längerer Zeit so viel über die Unzweckmässigkeit der vorhandenen Grammatiken geklagt wird, dass es aber Keiner versucht, dem Übel in etwas abzuhelfen. (Der Anfang zu einer, wie sie Hr. *P.* nennt, methodischen Grammatik, mit einer Sammlung von Übungsstücken zum Übersetzen, als praktischer Theil derselben, ist in gewisser Rücksicht gemacht, in folgendem Buche: *Die syntaktischen Regeln der lateinischen Sprache.* Mit Übungsstücken zu jeder Regel zum Übersetzen in das Lateinische. Von *Döleke*. Hannover, 1820.) Die gelieferten Stücke empfehlen sich allerdings durch Mannichfaltigkeit und Zweckmässigkeit, und die grammatischen Bemerkungen verrathen das Bemühen, dem Lernenden eine hinreichende Übersicht und deutliche Einsicht von den Regeln zu geben; nur hätte sich der Vf. in vieler Hinsicht noch deutlicher gemacht, wenn er von dem, was er an den gebrauchten Grammatiken tadelt, mehr abgegangen wäre, dann würde er mehr Zusammenhang in das Einzelne gebracht, und dadurch die Übersicht erleichtert haben. Es ist freylich sehr zweckmässig, durch gehörige Ober- und Unter-Abtheilungen dem Schüler den Überblick zu erleichtern; aber die Glieder stehen doch noch in zu lockerer Verbindung. Und diess ist es eben, was man an so manchen Regeln, wie sie gewöhnlich gegeben werden, auszusetzen hat, dass sie zu einzeln für sich dastehen, und daher, wenn wir so sagen dürfen, mehr mechanisch sind. Dann fehlt Hr. *P.* auch noch darin, dass er Manches unbestimmt läfst, wohin z. B. folgende Regel zu rechnen ist: „In einigen Fällen kann man *ut*, oder den *Acc. c. inf.* setzen: 1) Nach den *Verbis wollen* und *zulassen*. Doch ist der *Acc. c. inf.* häufiger nach *volo, nolo, malo, cupio, sine* (lasse), *patior* (gestatte). Auch kann bey *volo, nolo, malo, cupio* ein blosser Infinitiv stehen, wenn kein Subject angegeben ist, obgleich der Lateiner bey *volo, nolo, malo* gern die Subjectsaccusative *me, te, se, nos, vos* wiederholt." Hier ist theils nicht angegeben, wie es zugeht, dass, da der *Acc. c. inf.* im Ganzen sich so sehr von *ut* unterscheidet, doch nach den genannten Wörtern beides stehen kann; ferner ist die Regel, so gestellt, nicht wohl zu gebrauchen: denn mit einem „häufiger" oder „gern" ist nicht angegeben, wann?

P. K.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, in der Gräff'schen Buchhandlung: *Satyrischer Zeitspiegel.* Eine Erbauungsschrift in zwanglosen Heften für Freunde des Witzes und lachenden Spottes. Herausgegeben von *T. H. Friedrich*, Verfasser der satyrischen Feldzüge. VII Heft. 1819. 136 S. 12. (12 gr.)

2) Ohne Druckort: *Nobilitäten, oder Scenen aus der höheren Welt.* Beytrag zu den Sardellen für satyrische Näscher, von *T. H. Friedrich*. 1818. 94 S. 12. (9 gr.)

3) Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Dialogische Turnspiele*, d. i. erbauliche Gespräche zwischen Spöttern und ernsthaften Leuten über allerley Dinge. Aufgezeichnet von *T. H. Friedrich*. 1819. 396 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Titel der *Friedrich*'schen Schriften mögen noch so verschieden seyn, so haben sie doch alle nicht nur die nämliche Tendenz, gegen die Vorurtheile, Thorheiten und Albernheiten des Zeitalters in seinen sogenannten Grundsätzen und in seinen Ergebnissen die Geissel des Spottes zu schwingen, und den Ansichten, Thatsachen und Verhältnissen manche gefällige Seiten und belustigende Verbindungen abzugewinnen, sondern sie sind sich auch in ihren Vorzügen, wie in ihren Mängeln gleich. In der Form geht No. 3 von den übrigen ab: denn sie ist fast ganz dialogisch, wodurch sich der Vf. für die Klarheit, Lebendigkeit und Ausdehnung seiner Darstellung der Eigenthümlichkeit der Handelnden in ihrer gegenseitigen Opposition bemächtigt, und dem Momus eine freyere Bewegung verschafft. — In No. 1 ist die Reise Peter Wohlgemuths in das Land der Hyperboräer, und dann die

Vertheidigung seiner Hoheit, des Dey von Algier, letztere als Persiflage, meistens gut gelungen. Zur Charakteristik des Landes der Hyperboräer nimmt er einen schwarzen Fluss, der die *prima materia* — die Tinte, selbst liefert, und in dessen Schoosse alle Systeme der Welt- und Staats-Weisheit schlummern, als Demarcationslinie an, die am anderen Ende von einer Schaar Raubvögel mit luchs- und wolfsartigen Köpfen bedeckt ist, welche die Bestimmung haben, jeden Angekommenen mit beutegierigen Blicken zu umschnuppern, und mit ihren Krallen zu betasten und zu befühlen; nach ihnen folgen die Juden, welche aus Toleranz des Staates den Wanderer zum Schachern nöthigen und plündern. Das Land selbst ist mit einem, der Sonne undurchdringlichen Kunstnebel, den die Oberlandes-Obscuranten aus dem wuchernden Unkraut von *Katzenpfötlein*, Fuchsschwanz, Pfaffenkraut, zubereiten mussten, bedeckt. Die Vegetation des Landes brachte seltsame Bäume, z. B. den Baum des Verdienstes, welcher geschüttelt mit Orden übersäete, den Finanzbaum, dessen Blätter Papiergeld liefern, und die Umgegend überschneyen, den Promotionsbaum u. s. w. hervor. Im Thierreiche hat es die Natur auf eine innige Verschmelzung der Thierheit mit der Menschheit, und ein Emporheben des Hornviehes angelegt. Die Verfassung des Landes ist wie die Kleidung eines Orang Utang, der in einer Trödelbude sitzt, hier eine Pluderhose, dort eine Mönchskutte, dort einen Helm, eine Weiberhaube, eine Rathsherrnperücke ergreift, und sich damit behängt. In dem Dey von Algier hebt er vorzüglich die Wirkung der absoluten Souveränität, die keine Repräsentantenkammer, keine Magna Charta in ihrem Thun und Lassen beschränkt, hervor, um sie vor der Verdammung zu sichern, wenn sie sich in ihrem Appetite ein wenig übernimmt. — Den vier Aphorismen (über Deutschthum, Judenthum, Ehre, Ämter und Würden, Humanität, Frauenwesen), wie dem Schicksale (wahrscheinlich eine Satire zugleich auf *Müllners* Schuld, wie auf *Werners* 24 Februar), und der tiefsinnigen Betrachtung fehlt mitunter der Ursprung aus der Stimmung zum Paradoxen, und daher das ergreifende Launige. No. 2, Nobilitäten, sind meistens beissender, nicht selten bitterer und giftiger Spott gegen den Adel, und bürgerliche Adelsschmeichler. No. 3, ein Quodlibet von mehr, als hundert Dialogen und Gesprächsstücken, ist meistens durch die Form anziehend geworden; besonders zeichnen wir das Gleichgewicht von Europa, S. 56, den deutschen Kunstprotector, S. 237, aus. Derb sind die Ultras unter dem Adel, die Prophetensucht fanatischer Schwärmer, das Judenwesen, die Verrücktheit der Ästhetiker und Staatskünstler u. s. w. mitgenommen.

S—d.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Bamberg, b. Lachmüller: *Über den Umgang mit Pferden, und die neueste Art, die wildesten, und bey der Behandlung, besonders beym Beschlagen, bösartigsten, und beym Gebrauche zum Ziehen gefährlichsten widersetzlichen Pferde in möglichst kurzer Zeit zahm, gutartig und brauchbar zu machen*, von *Karl Kegel*, Oberlieutenant in der k. k. österreichischen Armee, vormal. Stall- und Gestüt-Meister, und Professor an der hippiatrischen Schule zu Kesthely in Ungern. Mit zwey Abbildungen in Steinabdruck. 1819. XXXII u. 205 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Müller: *Die sicherste und zuverlässigste Methode, stallböse und widerspenstige Pferde in der möglichst kürzesten Zeit mit Sicherheit und Gefahrlosigkeit an den Hufbeschlag und an den Zug zu gewöhnen.* Von *S. v. Tennecker*, Königl. Sächs. Major der Cavallerie, Commandanten des Train-Bataillons, Herzogl. Sachs. Coburg. Stallmeister, Oberpferdearzt und Lehrer an der Königl. Thierarzneyschule in Dresden, des Königl. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens Ritter. 1820. 70 S. gr. 8.

Wir fassen die Anzeige dieser beiden Schriften zusammen, weil die in der zweyten Schrift von Hn. *v. T.* angegebene Methode, widerspenstige Pferde an den Hufbeschlag und an den Zug zu gewöhnen, fast ganz dieselbe ist, welche Hr. *Kegel* in der unter No. 1 genannten schon früher beschrieben hat. — Die Absicht des Hn. *K.* war, eine deutliche Anweisung zu geben, wie man sich bey der Behandlung zahmer, böser und ganz widerspenstiger Pferde zu benehmen habe. Obgleich man auf den besseren Reitbahnen die Schüler über das Benehmen gegen Pferde unterrichtet, und in einigen Schriften über die Reitkunst mehrere allgemeine Regeln hierüber findet: so werden doch diejenigen, welche mit Pferden umgehen müssen, diese Schrift nicht ohne Belehrung lesen. Vorzüglich nützlich wird sie denjenigen werden, welche widerspenstige Pferde zu behandeln haben: denn das Verfahren, welches der Vf. empfiehlt, um solche Pferde zu bändigen, war zwar einzelnen Männern, vorzüglich den sogenannten englischen oder Kunst-Bereitern, bekannt, wurde aber immer als Geheimniss verborgen gehalten, und ist jetzt zuerst durch Hn. *K.* schriftlich zur Sprache gebracht worden.

Der Vf. beginnt den *ersten Theil* seiner Schrift mit recht brauchbaren und in der Erfahrung gegründeten Regeln über den Umgang mit schon dressirten Pferden, und spricht über die Art, sich den Pferden verständlich zu machen, über das Benehmen beym Eintritt in den Pferdestall, in den Stand des Pferdes, und beym Zutritt im Freyen, von dem Führen des Pferdes im Allgemeinen, und von dem Benehmen, wenn sich ein Pferd losgerissen hat. — Darauf folgt die Beschreibung des *Dressirzeuges zur Zähmung wilder, sowie zur Correction und Abrichtung bösartiger Pferde*, nebst den besonderen Regeln, wie dieses Dressirzeug zu gebrauchen ist zum Zähmen wilder Pferde, zur Correction der im Umgange und der Behandlung sowohl in, als ausser dem Stalle bösen, besonders beym Beschlagen, Satteln, Aufsitzen und im Reiten widersetzlichen Pferde. Darunter kommen auch bewährte Rathschläge vor, wie man sich bey der Dressur der Wildfänge überhaupt zu benehmen habe, wenn auch das Dressirzeug

nicht nothwendig wird. Durch die Mittheilung dieser Rathschläge hat der Vf. Cavallerie-Officieren gewiss einen vorzüglich wichtigen Dienst geleistet, da er als österreichischer Officier viele Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu sammeln; besonders da er nicht etwa schon oft gegegebene Vorschriften nur wiederholt, sondern aus eigener Erfahrung spricht, und über Gegenstände belehrt, über welche man bisher in Schriften vergebens Unterweisung suchte. — Das Dressirzeug besteht aus einer Doppeltrense mit acht Zügeln, einem breiten, starken Polstergurte mit 2 oder 3 Strupfen, und einem starken Schweifriemen. Die Doppeltrense besteht aus einem glatten und einem gewundenen Gebisse. Beym Anlegen dieses Dressirzeuges kommt das glatte Gebiss unter, das gewundene über der Zunge zu liegen; von den 8 Zügeln sind 4 an das glatte Gebiss befestigt, 2 nämlich zum Aufsetzen, und 2 zum Ausbinden an den Polstergurt. Diese beiden Zügel wirken nach Art eines Flaschenzuges, und verstärken die auf das Pferd einwirkende Kraft sehr. An das gedrehte Gebiss sind auch 4 Zügel befestigt, 2 zum Ausbinden, und 2 lange starke Zügel, deren jeder wenigstens noch einen Schuh über die Kruppe des Pferdes hinauslangt, und durch Ringe an den Polstergurt gezogen werden. Dieses sind die eigentlichen Correctionszügel, die bey den Lectionen nach den verschiedenen Absichten in Bewegung gesetzt werden.

Die Wirkung dieses Dressirzeuges ist im Allgemeinen folgende. Die Doppeltrense wirkt nach Art einer Bremse auf die Zunge und das Zahnfleisch, der Kopf und Hals wird durch sie stärker oder schwächer ab- und rückwärts gebogen, wodurch allein schon dem Pferde viel Kraft benommen wird, und mittelst des Correctionszügels kann man dem Pferde nicht allein die verschiedenen nöthigen Richtungen geben, sondern dasselbe auch zur Bestrafung schneller zum Rückwärtsgehen antreiben, was dem Pferde sehr zuwider ist, oder zur Belohnung nach sich zuführen. Nimmt man noch dazu die verschiedenen Regeln, welche der Vf. beym Aufheben des Fusses, beym Satteln und Aufsitzen ertheilt: so kann man versichern, dass bey dieser Methode Vieles sehr gut berechnet wird, und das, was einzeln schon ziemlich wirksam ist, hier in der Vereinigung desto kräftiger wirken muss. — Doch glaube man nicht, dass die Anwendung aller dieser Hülfsmittel eine leichte Sache sey, oder dass jedes widerspenstige Pferd durch dieselben fromm und willig gemacht werden könne. Es gehört viele Übung, Geschicklichkeit, Gewandtheit, Muth und Ausdauer dazu; und deswegen wird das Dressiren wilder Pferde immer nur Einzelnen gelingen.

Der *zweyte Theil* der nützlichen Schrift des Hn. *K.* lehrt die Art, sowohl wilde und rohe, als verdorbene Pferde der bösesten Art zum Ziehen brauchbar zu machen. Mit vieler Sachkenntniss werden hier im gesteigerten Grade der Strenge vier Methoden angegeben. Das Wesentliche beruht darauf, dass das widerspenstige Pferd durch Zurückziehen mittelst eines gutartigen Pferdes zur Anstrengung, um vorwärts gehen zu können, gezwungen wird. Zu diesem Zwecke werden die beiden Pferde so zusammen gespannt, dass sie die hinteren Theile einander zukehren. Das gutartige Pferd wird angetrieben, so dass das widerspenstige rückwärts gehen muss, indem man es bey dem Zügel hält, um das zu schnelle Rückwärtsgehen zu hindern. Dabey kann man sich nun auch des Dressirzeuges auf verschiedene Weise bedienen, und milder oder strenger verfahren. — Auf den beiden Steindrucktafeln ist das Dressirzeug und die Art des Zusammenspannens der Pferde, um sie zum Ziehen brauchbar zu machen, dargestellt. — Bey dieser Nützlichkeit der von dem Vf. bearbeiteten Materialien ist nur zu bedauern, dass eine gute Anordnung derselben ganz vernachlässigt worden, dass man so viele lästige Wiederholungen, so viele zur Sache nicht gehörige Einschaltungen, Fehler im Stile und im Drucke findet. Es wird hiedurch die Brauchbarkeit dieser Schrift sehr verringert, und es ist fast nothig, dass man sich in einem gedrängten Auszuge und nach einer guten Ordnung die vielen nützlichen Regeln erst selbst zusammenstellt, um den Vf. ganz zu verstehen.

Hätte der Vf. von No. 2 diese Fehler vermieden, indem er doch im Ganzen fast weiter nichts gethan hat, als die von Hn. *Kegel* bekannt gemachte Methode noch einmal mitzutheilen: so würde seine Arbeit immer Dank verdienen; aber so, wie wir die Darstellung jenes Verfahrens hier finden, ist Hn. *v. Tenneckers* Arbeit nach Erscheinung der Schrift von *Kegel* wenigstens überflüssig. Denn dass Hr. *v. T.* statt 8, nur 6 Zügel an das Dressirzeug befestigen lässt, indem nämlich 2 an das über der Zunge liegende Gebiss befestigte Zügel wegbleiben, und eine kleine Veränderung am Schweifriemen, sind doch wirklich keine so grossen Verbesserungen, dass man um ihretwillen ein Buch schreiben müsste. Und was der Vf. zur Erklärung der Wirkung dieses Dressirzeuges aus der Anatomie und Physiologie anführt, ist grösstentheils ganz falsch. Nur einige Beyspiele. Bey der ganz aufgerichteten Stellung des Halses sowohl, als bey der gänzlichen Krümmung desselben, soll das *Rückenmark* (die Fortsetzung des Gehirnes, die sich durch die Hals-, Rücken- und Lenden-Wirbelbeine bis zu den Schweifknochen erstreckt, *sic*) in seiner Wirkung gehemmt werden, so, dass das Ausströmen der Nervenkraft nicht in dem anomalen Zustande geschehen könne, die Ausgänge der Nerven weniger frey seyen, und die davon abhängende Muscularbewegung gebunden werde (!). Durch die Doppeltrense soll an dem Zungenbande, wo die bedeutendsten *Geschmacksnerven* liegen, gleichsam eine Bremse angelegt werden. Hat Hr. *v. T.* nie Anatomie und Physiologie studirt, oder hat er Alles wieder vergessen? Ein undeutlicher, weitschweifiger und fehlerhafter Stil, sowie lästige Wiederholungen, entstellen überdiess diese Schrift, die dadurch noch unbrauchbarer wird, dass darin eine Abbildung des Dressirzeuges fehlt, durch welche das Wesentliche desselben in einem Augenblicke deutlicher gemacht wird, als durch eine noch so weitläuftige Beschreibung.

B...

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1822.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Der Plan des Reiches Gottes.* Aus biblischen Vorlesungen gezogen und für die Freunde der biblischen Offenbarung herausgegeben von *Joh. Friedr. Voigtländer*, Oberpfarrer in Königsbrück. 1820. 546 S. 8. (20 gr.)

An den etwas sonderbar gegebenen Titel wollen wir uns nicht stossen, sondern lieber sehen, was der Vf. damit meint. Er erklärt sich nämlich in einem *Vorworte* zuerst über die drey Fragen: Warum liest man nicht mehr in der Bibel? Wie erwecken wir in unserem Zeitalter die Lust zum Bibellesen wieder? Und wie kann man die Bibel mit Nutzen lesen? — Freylich geschieht das nur *kurz*; doch hätte der Vf. bey den Ursachen der Unlust, die Bibel zu lesen, in unseren Zeiten besonders des Gedränges von irdischen Geschäften billig erwähnen sollen, in welches jetzt alle Stände, und selbst der *Geistliche*, bis zur Verwirrung oder doch zum Erschlaffen, verwickelt werden; er hätte, wenn er fodert, dass die Prediger *mehr* thun sollen, als die Kirche, wie sie jetzt ist, von ihnen begehrt, bedenken sollen, dass sie in ihrer gegenwärtigen Lage mehrentheils nicht mehr thun *können*, und wenn er eine Zeit hofft, wo sich die Meinungen nicht mehr in die Bibel einmischen, dass es eine solche Zeit *nie gegeben hat*, und auch nicht geben *kann*, noch geben *wird*; er hätte bey Beantwortung der dritten Frage nicht übersehen sollen, dass es zu einem fruchtbaren Lesen der heil. Schrift gar nicht nöthig ist, dass jeder Laie *Alles* in der Bibel verstehe, dass man vielmehr am besten thut, dunkele und uns unerklärliche Stellen einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und sich an die herrlichen Früchte der klaren und deutlichen zu halten. Er kommt indess weiter auf die Entstehung dieser Schrift, die er für einen Versuch erklärt, den allgemeineren und fruchtbaren Gebrauch der heil. Schrift zu fördern.

Nachdem der Vf. früher an einer Schrift über die Bibel im Ganzen gearbeitet, und in der unterdessen entstandenen Bibelgesellschaft Vorlesungen über diesen Gegenstand gehalten hatte, aber wohl einsah, dass die Herausgabe aller dieser Vorlesungen in gegenwärtiger geldarmen Zeit nicht gerathen seyn möchte, machte er aus diesen Vorlesungen einen Auszug, worin er das Ganze der Bibel nach Geist, Würde und Werth gleichsam factisch darzustellen gedenkt. So ist diese Schrift hervorgegangen, worin man allerdings etwas Anderes findet, als der Titel anzukündigen scheint. — Doch Rec. will das Vorwort, das er, bis auf einige unwürdige und in die Luft gestrichene Seitenhiebe, und bis auf einiges Übertriebene, besonders S. 25, nicht ohne angenehme Theilnahme gelesen hat, nicht weiter verfolgen, sondern den Leser in den Inhalt selbst einführen. In einer Einleitung, die etwas besser geordnet seyn könnte, da sie Mancherley durch einander wirft, wird zuerst ein Überblick des Inhaltes der heil. Schrift mit besonderer Hinsicht auf die Beschaffenheit des Vortrages derselben gegeben; dann bemerkt, dass, wenn die Bibel ihre Kräfte am menschlichen Herzen beweisen solle, sie richtig verstanden, innig empfunden, und glücklich (warum nicht lieber *nützlich?*) angewendet werden müsse; hierauf werden *fünf* Regeln gegeben, die beym Gebrauche der Bibel zu befolgen sind. Wenn Rec. es gleich dahin gestellt seyn lässt, ob der Laie diese Regeln wird befolgen können, und ob mit dem, was S. 49 über dieselben gesagt wird, die neuen Orthodoxen unserer Tage zufrieden seyn werden: so ist er mit dem Vf. doch darüber ganz einverstanden, und hätte sie nur noch ein wenig mehr erläutert gewünscht. Endlich wird die ganze Geschichte der Bibel in drey Hauptabschnitte getheilt, nämlich: die Vorbereitung des Evangeliums, oder die *mosaische* Periode; die Entstehung des Evangeliums, oder die *evangelische* Periode, und die Einführung des Evangeliums, oder die *apostolische* Periode; wonach die Offenbarung Gottes von einer Führung einzelner Familien zur Führung eines auserwählten Volkes, und endlich zur Führung der ganzen Menschheit, übergegangen sey. — Gegen diese Ansicht, die übrigens gar nicht neu ist, lässt sich nichts einwenden, und aus ihr lässt sichs erklären, warum der Vf. seine Schrift einen „*Plan des Reiches Gottes*“ genannt hat. Wenn aber freylich das Angegebene der Gesichtspunct ist, aus welchem man die Geschichte der Bibel zu betrachten hat: so ist diess darum noch keine Darstellung des Reiches Gottes, von welchem man doch wider die Liebe Gottes die anderen ausserjüdischen Völker des Alterthums nicht ausschliessen darf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Gotha*, b. Perthes: *Dass ein lebhaftes Andenken an die Befreyung des deutschen Vaterlandes das unter uns aufkeimende Böse ersticken müsse.* Ein wohl gemeintes patriotisches Wort der Ermahnung und Warnung an dem Feste aller Deutschen, den 20sten Oct. 1816 im Kreise seiner Zuhörer gesprochen, und dem ganzen deutschen Volke zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt, von *Maximilian Friedrich Scheibler*, evang. luther. Prediger zu Montjoie. Ohne Jahreszahl. 30 S. 8.

2) *Frankfurt a. M.*, b. Eichenberg: *Herzliche Wünsche für die evangelische Kirche des XIX Jahrhunderts.* Eine Predigt bey der dritten Jubelfeyer der Reformation, am 31 Oct. 1817, gehalten von *Ebendemselben*. 1817. 71 S. 8.

An dem Feste des 18ten Oct. hat Hr. *Sch.* sich schon mehrmals vernehmen lassen, wie sich die Leser unserer A. L. Z. aus früheren Anzeigen erinnern werden. Auch die vorliegende Predigt, ob sie gleich an manchen Stellen gedrängter und kürzer seyn könnte, enthält so viele gute Gedanken, und die vorgetragenen Wünsche sind so der Zeit gemäss, dass man wünschen muss, sie möge Leser finden, welche offenen Sinn für ihre Beherzigung haben. Nach Hebr. 12, 15 warnt der Vf. *vor der herrschenden Unzufriedenheit*, vor dem sich regenden Geiste der *Zwietracht*, der immer grösser werdenden *Erschlaffung*, und dem allmählichen Zurücksinken in *Irreligiosität* und Gottesvergessenheit. In dem Satze S. 24: „Unsere Krieger *fochten*, unsere Staatsmänner *wachten*, unsere Weisen *riethen*, unsere Redner *sprachen*, unsere Schriftsteller *schrieben*, unsere Reichen *gaben*, unsere Armen *arbeiteten*" u. s. w., macht, sowie in Anderen, die Anhäufung derselben Redeform einen unangenehmen Eindruck. Die Perioden ermüden oft durch zu grosse Länge.

Die Predigt am *Reformationsjubelfeste*, No. 2, enthält eine Herzensergiessung, in welcher man die redliche Absicht des Vfs. nicht verkennen kann. Der Text ist 1 Kor. 15, 58, und die hienach ausgeführten *Wünsche* beziehen sich darauf, dass die evangelische Kirche des 19 Jahrhunderts die Geschichte der Reformation und die Verdienste ihrer Urheber gehörig kennen und schätzen lerne, zu dem Glauben ihrer Stifter zurückkehre, die Schrift und den öffentlichen Gottesdienst wieder hochachte, dass ihre besseren *Sitten* sich in wahre *Sittlichkeit* verwandeln, sie ihre weltlichen Regenten ehre und liebe, dass sich endlich die getrennten Glieder derselben wieder vereinigen. Man bemerkt ohne unser Erinnern, dass diese Wünsche, sowohl nach ihrer Wichtigkeit, als nach der Allgemeinheit ihrer Anwendung, von sehr verschiedenem Gehalte sind. Hielt es der Vf. für nothwendig, die beiden ersten Puncte mit vorzutragen: so hätte es doch in einer anderen Weise geschehen sollen. Denn was hier gesagt wird, ist weit mehr auf das lesende, als das hörende Publicum berechnet. (Man sieht diess unter Anderem aus dem Panegyrikus auf den sel. *Reinhard*, welcher hier „*ein zweyter Luther*" genannt wird.) Jenes wird dagegen Vielerley, und Manches mit Recht einzuwenden haben, worauf wir uns jedoch hier, der Kürze wegen, nicht einlassen können. — In den beiden letzten Theilen wird Vieles mit Ernst und Liebe in Erinnerung gebracht, dem man fleissige Beachtung wünschen muss. — Der Stil ist nicht ohne Unvollkommenheiten, besonders durch die schon gerügten gedehnten Perioden und nicht vermiedenen Tautologieen. Die Wärme des Vortrags verleitet zuweilen selbst zu Unschicklichkeiten, die höchstens in der Sprache des gemeinen Lebens entschuldigt werden, als: „Glaubet mir, oder glaubet mir nicht; verlachet mich, oder verlachet mich nicht; es ist wahr, was ich sage; die Natur der Sache bringt es mit sich" u. s. w. S 44. Auch die Redeart: „Es giebt Andere, die sich auf diesem Felde *umgesehen* haben u. s. w. — klar, wie der *helle Mittag*" u. a. streifen an das Gemeine.

NA.

Zelle, b. Schulze: *Der Gang der Sünde und ihre Folgen.* Eine Predigt, am 5ten May 1818 in der Zelleschen Stadtkirche kurz vor der Hinrichtung zweyer Missethäter gehalten, und mit der vorangehenden *Geschichte ihrer begangenen Mordthat* begleitet, von *Samuel Thörl*, Archidiakonus. 1818. 76 S. 8.

Dass diese Predigt *vor* der Hinrichtung gehalten wurde, findet Rec. sehr zweckmässig. Es war ihm von jeher anstössig, dass solche schauderhafte Acte der bürgerlichen Strafgerechtigkeit gewöhnlich nur als öffentliche Schauspiele angesehen wurden, wo eine grosse Masse Volks sich hinzudrängt, die oft, gesättigt von dem Gesehenen oder Nichtgesehenen, ohne irgend einen gewonnenen besseren Gedanken oder Vorsatz, nicht selten dann erst nach Hause zurückkehrt, wenn die Tummelplätze sinnlicher Genüsse und Vergnügungen zuvor besucht sind. Weil die öffentlichen Hinrichtungen weniger als Strafe an sich, und weit mehr zur abschreckenden Warnung für Andere dienen sollen: so erscheint darin eine offenbare Inconsequenz, dass gleichwohl für die Erreichung des letzteren Zweckes durch kein einziges wirksames Mittel gesorgt ist. Warum könnte nicht der den Missethäter begleitende, oder ein anderer Prediger, wenn der Todesstreich gefallen, selbst vielleicht von der Höhe des Schaffots herab, einige ergreifende und erschütternde Warnungsworte, wie sie der Moment eingiebt, der versammelten Menge zurufen? An einer heilsamen Wirkung, selbst auf rohere Gemüther, wäre kaum zu zweifeln. Es ist hier der Ort nicht, und er wird sich anderswo finden, diese Idee weiter auszuführen. Möge man, da die Veranlassung so nahe lag, wenigstens ihre Andeutung dem Rec. zu gute halten. Das, was in dieser Hinsicht in Zelle geschah, die Haltung einer besonderen Predigt in der Stunde vor Abführung der Verbrecher zum Richtplatze, könnte man unbedingt billigen, wenn vorauszusetzen wäre, dass, wo nicht Alle, doch der grösste Theil des schaulustigen Volkshaufens sich wirklich in der Kirche einfände. Rec. hat jedoch Ursache, zu glauben, dass eine zahlreiche Menge, um dem Richtplatze recht nahe zu kommen, sich schon frühzeitig dorthin verfügt haben werde. Dem sey indess, wie ihm wolle; die hier gelieferte Rede ist ein Erguss redlichen Amtseifers, und man bemerkt gern, wie es dem Vf. am Herzen lag, den *Gang der Sünde* nach Jac. 1, 14. 15, mit beständiger Hinweisung auf die vorliegende Thatsache, eindringend und abschreckend darzustellen. Die öfteren Wiederholungen, sowie das Gleichförmige der Wendungen und Ermahnungen, verzeiht man unter diesen Umständen. Die grosse Popularität ist noch besonders zu rühmen. Weniger kann man mit der vorangeschickten *Geschichtserzählung* der Missethat, wo ein wollüstiges Weib ihren Buhlen zur Ermordung des Ehemannes verführte — zufrieden seyn. Sie ist theils, für den Zweck einer Volksschrift, zu lang gerathen, ohne doch die psychologisch - moralischen Winke über Grund und Ursprung der Unthat, worauf hier Alles ankam, mit Feinheit und Kraft genügend zu entwickeln, theils sind gewisse Einzelnheiten erwähnt worden, welche das Zartgefühl und die billige Rücksicht auf die Jugend, die nach dergleichen Schriften gern greift, zu verschweigen gebot.

NA.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

MEDICIN.

Essen u. Duisburg, b. Bädecker: *John Reids*, M. D., Mitglied (s) des königl. Collegiums der Ärzte zu London u. s. w., *Versuche über hypochondrische und andere Nervenleiden.* Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von D. *A. Haindorf*, vormaligem Stabsarzte bey dem Provincial-Lazarethe zu Münster, Lehrer der Heilkunde und praktischem Arzte daselbst. 1819. XVI u. 248 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Urschrift, anfänglich zum Vorläufer eines grösseren Werkes bestimmt, erschien 1816 zu London unter dem Titel: *Essays on hypochondriacal and other nervous affections*, und besteht in 27 rhapsodischen Versuchen, die der Vf. vorher einzeln in den *Medical Reports* des *Old monthly Magazine* eingerückt hatte. I. *Versuch über den Einfluss des Gemüths auf den Körper.* Die (leider sehr wahre) Bemerkung des Vfs., dass der Arzt bey Behandlung armer Kranken leicht die Grösse ihrer Leiden übertreibe, und einen geringeren Preis auf die menschliche Existenz setze, veranlasst den Übers. zur Anführung einer Behauptung *Fodéré's*, dass in cultivirten Ländern die Zahl der Wahnsinnigen im Zunehmen sey, womit man die in der Vorrede angeführte Äusserung *Kant's* über die nicht denkbaren Geisteskrankheiten der Wilden vergleichen kann. — II. *Die Macht des Willens.* Über das Zweckwidrige bey Behandlung der Hypochondrie durch Spott und andere Mittel (!!). Wie wichtig die Berücksichtigung der Gewohnheit in physischen und psychischen Krankheiten sey, zeigt der Übersetzer. Auf *Cardan's* (den der Vf. bloss aus *Burton* anführt) Glaubwürdigkeit möchte Rec. nicht viel rechnen. Der Übers. führt als Beleg für *Kant's* bekannten Satz das Beyspiel des Fürsten Primas an; glaubt indess, dieses Mittel helfe nur da, wo die krankhaften Erscheinungen mehr körperlichen, als geistigen Ursprunges seyen. Vorsicht beym Magnetismus. Wie der Mensch nicht nur ohne, sondern sogar wider Willen handeln und urtheilen könne (einen äusserst merkwürdigen Fall der ersten Art erzählt *W. Hunter* in *Pyl's* neuem Mag. für die gerichtl. Arzn. und med. Pol. 1 B. 3 St. S. 418 f.). — III. *Todesfurcht.* „Eine eigene Art von Wahnsinn, die sich nur durch den unheilbaren Starrsinn der Hoffnung, die keiner Erfahrung glaubt, begreifen lässt." „Der glückliche Ausgang ernsthafter Krankheiten ist oft der ruhigen Gleichgültigkeit bey Erwartung der Entscheidung zuzuschreiben." Über das Strafwürdige, den Kranken ihren Zustand vergrössert vorzustellen — In den Zusätzen treffliche Stellen, besonders aus *Herder*, über die Besiegung der Todesfurcht. — IV. *Über den Stolz.* Der Übers. bezieht sich auf seinen „Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüths-Krankheiten: Heidelberg, 1811." — V. *Gewissensbisse.* Eine kraftvolle Anmerkung des Übers. über die Reinigkeit des Gewissens, „ohne welche Glückseligkeit des Lebens gar nicht gedenkbar ist." VI. *Über die Einsamkeit.* Nach Rec. Urtheile ganz vorzüglich bearbeitet! — VII. *Übermässiges Studiren, oder Gebrauch der Geisteskräfte.* — — VIII. *Veränderlichkeit, eine Ursache und charakteristisches Kennzeichen der Gemüthskrankheiten.* — IX. *Mangel an Schlaf.* Das kalte Bad zu dessen Beförderung schon von Horaz empfohlen. — X. *Unmässigkeit.* Nichts Unbekanntes, aber sehr nachdrücklich und einleuchtend vorgetragen. — Eine Anmerkung des Übers. über das magnetische Traumleben, mit Anführung einer Stelle aus *J. P. Richter* über die Träume der Pflanzen. — Über den Appetit im krankhaften Zustande; das Bekannte, nur in neueren Ausdrücken. — Das Verharren in der Unmässigkeit bey Vielen, besonders Geisteskranken jeder Art, giebt der Übers. als gewöhnliche Folge des Lesens solcher Schriften an, welche die Laster und Gebrechen der menschlichen Natur zu grell schildern. — *Über den Gebrauch des Opiums.* Wie schwer es sey, sich von ihm zu entwöhnen. Der Übers. fügt *Serturner's* neue Zerlegungen hinzu, um des Vfs. Urtheil zu modificiren; es sind aber hiezu noch mehrere Versuche erfoderlich. — *Glück, oftmals eine Quelle der Trunkenheit.* — XI. *Das Übermass der Enthaltsamkeit ist schädlich.* — XII. *Krankhafte Stimmung der Sinnesorgane.* Lord *Orrery's* Meinung über den Ursprung der Gemüthskrankheit *Swifts* von einer früheren Überladung, die einen mehrmals wiederkehrenden und endlich überwältigenden Schwindel zur Folge gehabt habe. Augenbeschwerden, als Vorboten von Geisteskrankheiten. Der zu weit getriebene Ausspruch des Vfs. über

die Nachtheile des Opiums bey Augenkrankheiten wird von dem Vf. gehörig berichtigt. — XIII. *Geisteszerrüttung zeigt keine constitutionelle Kraft des Gemüths an.* „Die Paroxysmen der Manie sind die Convulsion des Gemüthes, die der Melancholie sind die Lähmungen desselben." Anmerkung des Übers. über den durch zu weit getriebene Schwächung angerichteten Schaden, wodurch auf immer unheilbarer Blödsinn erzeugt wird. Verdientes Lob des trefflichen *Pinel*, auf welchen er in der Folge noch einmal zurückkommt. — XIV. *Körperkrankheit, als Ursache von Geisteszerrüttung.* — XV. *Über die Atmosphäre von London.* „Sowie der Körper in allen Wechseln der äusseren Temperatur, denen man ihn aussetzen mag, seine Hitze wenig verändert: so giebt es eine innere Kraft des Widerstandes im Gemüthe, welche, wenn sie zur Thätigkeit geweckt wird, in den meisten Fällen hinreicht, der feindseligen Action äusserer Ursachen entgegen zu wirken." Nur die Müssigen leiden in einem beträchtlichen Grade durch die eingeschlossene Luft und die Veränderungen des Wetters. — XVI. *Dyspeptische und hepatische Krankheiten.* Eine Fortsetzung des X Versuchs: *Sorgfalt für Erhaltung des guten Zustandes der Zähne.* Die Leberkrankheiten sind in England sehr bedeutend, um so viel mehr, je seltener man sie in ihrem ersten Anfange erkennt. Anmerkung des Übers. über den Missbrauch bey Anwendung des Calomels. Derselbe spricht in den Zusätzen über die „niedere Völlerey, die kein Reich der Natur verschont, und die Alles aufbietet, um abgestumpfte Lebensreize wieder zu erwecken." — XVII. *Schlagfluss, Lähmung, Idiotismus, Blödsinn, spasmatische und convulsivische Affectionen.* Bey zunehmender Lähmung oder selbst bey natürlicher Abnahme der Stärke kündigt sich sehr häufig die Annäherung des Todes durch eine Obstruction oder unheilbare Schwäche der Urinwerkzeuge an, welche meistens nicht so sehr durch eine örtliche Beschädigung, als durch eine allgemeine Schwäche, oder durch das Sinken der körperlichen Kräfte herbeygeführt wird, wo Blasenpflaster selten helfen, und sogar bestimmt schädlich werden können. — Lähmung von allzu grosser Anstrengung beym Arbeiten. — „Dem Manne von Genie giebt die Lähmung vorzüglich eine erbauliche Lection der Demuth." — Über die Ähnlichkeit der Vorboten des Schlagflusses und der Epilepsie. — Wie *Heberden* die Bäder für unwirksam bey der Lähmung erklärte, so gesteht auch der Vf., wenn diese aus radicaler Schwäche oder Abnahme entstanden war, die Elektricität keinesweges günstig und vortheilhaft gefunden zu haben. Nothwendige Rücksicht auf gehörige Stärke der Verdauungskräfte. — XVIII. *Die erbliche Beschaffenheit der Tollheit.* Der Übers. nimmt mit dem Vf. eine erbliche Anlage an, glaubt aber mit *Spurzheim*, die von irren Eltern erzeugten Kinder könnten der Krankheit allerdings, wie diess bey anderen erblichen Krankheiten der Fall ist, entgehen, sowie sie in jedem, obgleich von den gesundesten und stärksten Eltern gezeugten, Subjecte entstehen können. Im Allgemeinen steht die erbliche Anlage mit der Veränderung, die sich in der Organisation ereignet hat; im Verhältnisse. — XIX. *Hohes Alter.* — *Künstliches oder zu frühzeitiges Alter.* — XX. *Die Zufluchtsörter der Wahnsinnigen.* Empfehlung einer milden Behandlung solcher Kranken, und der Bemühung, sich ihr Zutrauen zu erwerben. Der Übers. giebt zur Bestätigung der Klagen, die der Vf. über die Beschaffenheit der Irrenanstalten in England führt, und die seitdem öffentlich zur Sprache gekommen sind, einen Auszug aus des Wundarztes *J. W. Rogers Statement of the cruelties, abuses and frauds, who are practised in Madhouses*, London, 1816, dessen Lesung jedes Gefühl empört, wobey jedoch Hr. *H.* bemerkt, dass leidenschaftliche Übertreibung und offenbar falsche Beschuldigungen dem unparteyischen Leser in diesem Berichte einleuchten würden. Vorzüge der von *Pinel* getroffenen Einrichtungen. — XXI. *Die Wichtigkeit, der Tendenz der Gemüthskrankheiten entgegenzuwirken.* (Die aus *Johnson* angeführte Stelle befindet sich in *The history of Rasselas, prince of Abyssinia, a tale*, London, 1807. 12. S. 161). Nachdrücklich dringt der Übers. auf das Bestreben, sich mehr Willensstärke zu erwerben, und die Nützlichkeit der Thätigkeit recht zu schätzen (wovon noch mehr im letzten Versuche). — *Lichte Zwischenräume.* (Beherzigenswerthe Winke, sowohl vom Vf., als vom Übers.) — XXII. *Aderlass.* Allgemeine Nothwendigkeit, die Heilmittel dem jedesmaligen individuellen Zustande anzupassen, und Anwendung dieser Vorschriften auf die Blutentziehungen im Schlagflusse und ähnlichen Krankheiten (ein gewiss nicht übertriebenes Lob *Heberden's*). Zweifel über die von örtlichen Blutentleerungen zu erwartenden Vortheile. — Auch der Übers. stimmt dem Vf. bey, dass dadurch zwar kurze Erleichterung verschafft, aber auch das bestimmte Quantum der Lebenskraft vermindert werde; hingegen die besänftigenden Mittel mehr geeignet seyen, die Naturkräfte in ihren heilsamen Wirkungen zu unterstützen, ohne sie zugleich zu schwächen. — XXIII. *Pharmacie.* In der Wiedergenesung nach acuten Krankheiten sey der fortgesetzte Gebrauch eigentlich stärkender (tonischer) Mittel überflüssig; wobey der Übers. sehr passend hinzusetzt: „Kein Medicament ist für den Körper mehr unschädlich, sobald die Empfänglichkeit für die gewöhnlichen Nahrungsmittel zurückgekehrt (ist), und diese hinreichen, die wiedergewonnene Gesundheit zu erhalten und zu befestigen." — Über den Vorzug der Einfachheit in Nahrungs- und Heil-Mitteln: „So lange — sagt der Übers. — Heilung auf wissenschaftlichem Wege möglich ist, sollte man nie zu diesen vielfach zusammengesetzten Arzneyen seine Zuflucht nehmen; und nur dann, wenn der Arzt gezwungen ist, bloss empirisch zu verfahren, ist ihre Anwendung erlaubt, wenn man nur einigermassen hoffen kann, dem Kranken dadurch Erleichterung zu verschaffen." — Zufällige gute Wirkung der pharmaceutischen Mittel durch die Beschäftigung, die der Kranke mit ihnen sich

macht, und durch den Ruf, der diesem oder jenem Mittel vorangeht. In diesem, aber keinem anderen Sinne, dass der Arzt auf die Einbildungskraft der Kranken wirken müsse, nimmt auch der Übers. eine *medicina magica* an. — XXIV. *Ablution.* Dankbare Erinnerung an die Verdienste *Currie's.* In den Zusätzen macht der Übers. eine Abschweifung über die Lebensweise der Pythagoräer. — XXV. *Körperliche Übungen.* Mit ihnen stellt der Übers. das Stillesitzen der Gelehrten in den Gegensatz, und geht von da auf die jetzige Erziehung junger Studirender über, wo er aber freylich in dem neuen Turnsysteme auch das so laut angekündigte Heil der Menschheit nicht findet. — XXVI. *Wirkliche Übel, ein Heilmittel gegen jene der Einbildungskraft.* Ein merkwürdiges Beyspiel von einer Dame, die lange ein elendes Opfer der Vapeurs gewesen war, deren nervenschwache Gefühle aber verschwanden, als man ihr erklärt hatte, ihre Krankheit sey ein *aneurysma aortae.* Die nahe Aussicht auf den Tod schien die erschlaffte Energie des Körpers zu stählen, und sie beschäftigte sich nun nicht mehr mit ihrem eingebildeten Übel, sondern beynah fortwährend und ausschliesslich mit dem Glücke Anderer, und je liebenswürdiger sie wurde, je weniger elend fand sie sich selbst. — XXVII. *Beschäftigung.* Der Übers. macht auf den „wichtigen, praktischen, vielleicht nicht genug beachteten, Unterschied zwischen Anstrengung und blosser Beschäftigung des Gemüthes, zwischen Unruhe und Handlung, zwischen starker Rührung und anhaltender Bewegung" aufmerksam. — „Wenn wir stäten Frohsinn wünschen, so müssen wir ihn erarbeiten." — „Wenige Menschen haben Entschlossenheit genug, die Foderungen des Bedürfnisses durch eigene Kraft zu ersetzen. Das Leben des Müssiggängers ist in der That ein Leben der verdriesslichsten Arbeit; ihn, der keine andere Bürde zu tragen hat, drückt jede Stunde, wie eine Last." — Über den Nachtheil, den der Hypochondrist sich durch zu grosse Sorge für seine Gesundheit zuzieht.

Nur ungern haben wir uns das Vergnügen versagt, aus diesem gehaltreichen Werke noch Mehreres auszuziehen; wir machen zum Schlusse nur noch auf die Bemerkungen des Übersetzers in der Vorrede über die einseitige Bildung und Richtung der Gelehrten aufmerksam.

Ks.

CASSEL, b. Griesbach: *Philipp Jacob Piderit's,* hochfürstl. Hessen-Cassel. Hofraths und zweyten wirklichen Leibmedici, *Medicinische Beobachtungen.* 1805. 96 S. 8. (10 gr.)

1 Abh. *Über den Werth der Erfahrungen,* eigentlich *über den Werth der Vaccination,* ob und in wie weit dieselbe als Schutz- und Verwahrungs-Mittel gegen die natürlichen Pocken gelten könne. Die öffentliche Stimme ist für die Bejahung, der Vf. zweifelt, und legt seine Gründe vor. Er verdient doch wohl auch gehört zu werden? Er bahnt sich dadurch den Weg zur Untersuchung der Wahrheit, dass er den *Weg der Erfahrung* als den einzig sicheren angiebt, aber auch einige Beyspiele aus der Medicinalgeschichte aufstellt, um das Resultat zu finden — meistens süsse Träumereyen, wenig haltbare Beobachtungen! Er liefert 12 Regeln, als Probirsteine einer richtigen Erfahrung, und fügt einer jeden aus der neuesten Geschichte einige treffende Beyspiele bey, z. B.: „Man muss nicht zweifelhafte Sätze als ausgemachte Wahrheiten zum Voraus setzen, wie es heut zu Tage, zu nicht geringem Schaden der Menschheit, die chymischen Antiphlegistiker mit ihren unerwiesenen Stoffen, die Anhänger von *Brown* mit der Erregungstheorie machen." (Leider allzu wahr!)

Der Vf. glaubt nicht (S. 28) an die Ausrottung der Menschenpocken durch Einimpfen der Kuhpocken. Er sagt: „*Die Kuhpockenimpfung ist bloss Sache des Zufalls, die Verwahrungskraft ist nicht erwiesen* (bedarf wohl keines weiteren Beweises); *die in England und anderwärts gemachten glücklichen Gegenversuche mit Menschenpockengift, nach vorgängiger Vaccination, fodern erst weitere Fortsetzung,*" weil die wichtige Frage übrig bleibt, ob das Nichtanschlagen der Impfung vielleicht der Vaccination, oder dem Mangel der Empfänglichkeit, wie bey den natürlichen und künstlichen Menschenpocken, zuzuschreiben, und ob diese nur auf eine Zeitlang gehemmt sey. Wirkliche Pockenepidemieen nach 6 oder 8 Jahren werden entscheiden, ob die Kuhpocken hinlänglich sichern. (Rec. glaubt, dass diess der einzige Punct der Entscheidung ist, und denkt über diese Angelegenheit ganz, wie der Vf. Die meisten Vaccinisten sind junge Enthusiasten und Schreyer, die nicht für competente Richter gelten können; viele sind wirkliche Empiriker, im schlechtesten Sinne des Wortes, ihre heisere Stimme kann nicht viel Werth haben; viele sind Windmacher, die in den Pockentabellen 300 — 400 Impflinge nennen, und nur 3 — 4 wirklich aufstellen können; viele verschweigen die unglücklichen Fälle, die sich mit dem Tode oder mit Nachkrankheiten endigten, und handeln also in einer so wichtigen Angelegenheit sehr indiscret.) Ferner: „*Die Kuhpocken sind bis jetzt eine gelinde, gefahrlose und nicht ansteckende Krankheit, werden sie dieses für die Zukunft bleiben?*" Das Gegentheil zeigen die ehemaligen Pockenimpfungen. Viele andere Krankheiten waren im Anfange gelinde, nachher mörderisch; kann die Kuhpockenkrankheit es nicht ebenfalls werden? Ist der Kuhpockeneiter wirklich so milde, als man vorgiebt? Wird er nie unsere Säfte alteriren? Rec. zweifelt mit dem Vf.; er hat, ausser den dahin gehörigen Schriften, auch officielle Pockentabellen gelesen, und in denselben mancherley Lymphkrankheiten gefunden; sollten diese, als Folgen des beygebrachten künstlichen Krankheitsstoffes, pathologisch so ganz unschädlich seyn und heissen, als man gutmüthig glaubt? „*Die Kuhpocken sollen durch das erregte Fieber sichern; wo ist aber der angeborene Urstoff?*" (Die-

fer exiftirt nicht. Niemand kann uns Bürgfchaft leiften, dafs diefe frühere Impfung auf immer vor der Anfteckung der natürlichen Pocken fichern werde und könne.) „*Diefs kleine, oft unmerkliche Fieber foll in einem vorausgefetzten gefunden Korper wirken, diefe Sicherung gehört alfo zu den übernatürlichen Ereigniffen.*“ — „*Eine allgemeine Kuhpockenimpfung ift nicht zu wünfchen, weil dadurch die Entfcheidung über die dauerhafte oder zeitige Schutzkraft zu weit hinaus gefetzt würde,*“ und eine particuläre Impfung beweift nicht hinlänglich. Daher fchliefst der Vf. mit vollem Rechte: „*die erfte und nächfte allgemeine Pockenepidemie wird hierüber den ficherften Auffchlufs geben.*“ Rec. unterfchreibt auch diefes Urtheil aus Überzeugung. Das Neue und Wunderbare ift immer verdächtig, die Menge der Nachbeter und Nachfchreiber beweift nichts, der Handel mit Kuhpockengifte fieht einer Gauklerbühne fehr ähnlich, wo man, zum Beften der leidenden Menfchheit, den Handel weit und breit macht, und zunächft feine perfönliche Celebrität und fein Intereffe in Anfchlag bringt. Wenigftens find folche Schriften current. Die Zeit wird Alles lehren!

2. *Eine Befchreibung von dem Morbo haemorrhagico maculofo Werlhofii.* Zuerft eine einfache Befchreibung der Krankheit, nebft der angewandten Heilart durch Mineralfäuren und gelinde ftärkende Mittel, nachher ein Verzeichnifs älterer und neuerer Beobachtungen, mit Ausfchlufs den *Flecken ohne Fieber*, die der Vf. zweymal bemerkt hat. Die erfte Krankheit kommt öfterer vor, als man glaubt.

3. *Krankengefchichte und Leichenöffnung eines an Spina bifida verftorbenen Kindes.* Der Vf. fchickt, als Vorläufer, 60 immer tödliche Fälle des gefpaltenen Rückgrates voran, und fügt feine Beobachtung bey. Das neugeborene Kind hatte diefs Übel an fich, auf der linken Seite, über dem heiligen Beine; der Sack war fo grofs, wie ein Hühnerey, die unteren Gliedmafsen waren gelähmt, ohne Ernährung, am Kopfe der fogenannte Wafferkopf, mit fucceffiv erfolgtem Verlufte des Gefichts, mit feltenem Stuhlgange. Einige Wochen vor dem Tode wurde der Sack dunkelblau, zwey Tage vorher konnte das Kind nicht mehr faugen. Bey der Öffnung zeigte fich Folgendes. Die Spaltung ging vom letzten Lenden-Wirbelbeine durch das Heiligenbein bis zum Schwanzbeine hin, von der erften Stelle an verlor fich das Rückenmark, ftatt deffen bemerkte man einen häutigen Sack, von der Gröfse der Fauft, mit 5 Unzen hellen Waffer, aufserdem noch einen gröfseren abgefonderten Sack, mit 2 Unzen eines dünnen grünen Eiters; die Kopfnähte waren ftark aus einander getrieben, die Knochen aufserordentlich dünn, in der Kopfhöhle 2 Pfund helles durchfichtiges Waffer, das Gehirn gefund, die Hirnhöhlen erweitert, die Bruft und der Unterleib gefund. So richtig diefe Erfcheinungen gezeichnet find, fo hätte doch Rec. eine kurze Erklärung diefer Wirkungen mit dem Urfächlichen gewünfcht: dadurch wäre der Fall inftructiver geworden.

4. *Praktifche Bemerkungen über das Galbanum.* Der Vf. zieht das vernachläffigte Mutterherz aus der unverdienten Vergeffenheit hervor, und lobt vorzüglich deffen krampfftillende Eigenfchaft. Diefe Arzney hält das Mittel zwifchen dem Ammoniakgummi und dem riechenden Afant, und nützt in der fchleimigten Engbrüftigkeit, in den Krampfzufällen der Bruft und des Unterleibes, in Katarrhen. (Rec. möchte diefs wirkfame Arzneymittel bey afthmatifchen, hypochondrifchen und hyfterifchen Perfonen nicht entbehren, befonders in Pillenform.)

5. *Vorläufige Nachricht von einem Mineralwaffer auf Wilhelmshöhe.* Diefer vergeffene Nordhaufer Brunnen wurde durch eine Gefellfchaft Caffeler Ärzte wieder aufgefucht, und im Waffer Folgendes gefunden: „Eine beträchtliche Menge Schwefelluft und Luftfäure, etwas luftgefäuertes Eifen, mehr Küchenfalz, eine kleine Portion Bittererde, Kalk und Selenit; es ift alfo ein eifenhaltig-falinifches Schwefelwaffer, das, nach dem Vf., in den Verftopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in Hämorrhoidalbefchwerden, in rheumatifchen und Gicht-Zufällen, in Hautausfchlägen und Frauenzimmerkrankheiten, nützlich feyn dürfte.

S. A.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, in der Hahn'fchen Hofbuchhandl.: *Univerfalgefchichte der chriftlichen Kirche*, von Dr. *Carl Friedrich Stäudlin*, Königl. Grofsbritannifch-Hannöverifchem Confiftorialrathe und Profeffor der Theologie zu Göttingen. Dritte, verbefferte und bis auf unfere Zeiten fortgefetzte Ausgabe. 1821. XVI u. 480 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
Bekannt und bewährt.

Berlin, b. Schöne: *Beyträge zur Naturgefchichte der Vögel Kurlands*, mit gemalten Kupfern. Nebft einem Anhange über die Augenkapfeln der Vögel. Von *Joh. Melchior Gottlieb Befeke.* Neue Auflage. 1821. XII u. 92 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir wünfchen, dafs diefes fchon im J. 1792 erfchienene Werk in diefer zweyten Auflage, oder vielmehr mit diefem neuen Titel verfehen, den Beyfall finde, den es verdient, und welchen es feither nicht gehabt zu haben fcheint.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

THEOLOGIE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Lehre der katholischen Kirche von dem römischen Bischofe, als dem sichtbaren, höchsten Oberhaupte dieser Kirche.* Von *Gottfried Angelicus Fischer*, Dr. der Gottesgelahrtheit und d. Z. Pfarrer zu Niederviehbach. 1819. XVI u. 150 S. 8. (12 gr.)

Da die, für Staat und Kirche höchst verderbliche, *Allgewalt* des Papstes sich aus dem Todtenreiche, wohin sie vor noch wenigen Jahren auf immer versunken zu seyn schien, wieder zu einem neuen, für sie verherrlichten Leben zu erheben beginnt, und Alles, was der Menschheit heilig seyn kann, zu verschlingen droht: so verdient eine Schrift, welche, ob sie gleich den ersten Bischof nicht in die ursprünglichen, in dem Wesen des Christenthums gegründeten, und in den ersten Jahrhunderten festgesetzten und beobachteten Schranken zurückweist, aber doch so gemäfsigte Grundsätze und Begriffe von der Gewalt desselben aufstellt, dass das Wohl des Staates und der Religion mit denselben noch bestehen kann, den ausgezeichneten Dank des katholischen Publicums. Frey von ultramontanen Grundsätzen, die man durch Mittel aller Art, vorzüglich aber durch die, in verschiedene Länder aufs Neue eingeführte Gesellschaft Jesu geltend zu machen sucht, hält sich der Vf. gröfstentheils an die Artikel der Erklärung der Gallicanischen Kirche vom J. 1682, und die daraus hervorgehenden Resultate. Es giebt allerdings eine Idee von einem Primas der christlichen Kirche, die, weit entfernt, dem sanften, nur moralische Freyheit, Menschenwürde und fortschreitende Vervollkommnung, ja selbst die Beförderung irdischer Wohlfahrt aller Art athmenden Geiste des Christenthums entgegenzuwirken, denselben vielmehr zu erwecken, zu stärken, zu erhalten fähig ist. Aber diese Idee, welche in den ersten Jahrhunderten so wohlthätig wirkte, und ohne welche sich das Christenthum weder in der Welt hätte verbreiten, noch behaupten können, artete in den abentheuerlichsten Begriff einer, dem Wesen des Christenthums ganz entgegengesetzten Macht aus, der als unerschütterliches Grundprincip des in religiöse und moralische Fäulnifs übergegangenen, und pestartig wirkenden Papstthums im Vatican feststeht, von dem daher auch der jetzige Papst, ungeachtet der gewaltigsten Stürme, die ihn trafen, auch nicht um ein Haar breit abging, und den er, wieder in seine vorige Herrlichkeit zurückversetzt, auf alle mögliche Weise durchzusetzen sucht, wie diess durch höchst auffallende, nur zu deutlich sprechende Thatsachen erwiesen ist. Dieser antichristliche Begriff von der, alle Menschheitsrechte zermalmenden, Macht des Papstes ist schon in der Krönungsformel enthalten, wodurch auf das Deutlichste ausgesprochen wird, welch ein unheiliges Heiligthum der Papst mit aller Kraft zu bewachen und zu schirmen hat. „Empfange diesen Hauptschmuck mit drey Kronen, ruft der Cardinaldiakon, ihm die dreyfache Krone auf das Haupt setzend, aus, und wisse, dass du ein Vater der Könige und Fürsten, *ein Beherrscher der Welt* (also nicht blofs Vater, sondern auch und vorzüglich Beherrscher der Könige und Fürsten) und der Statthalter Jesu Christi, unseres Heilandes, auf der Erde bist." Also *Herr der Welt* — und *Stellvertreter Jesu Christi* zugleich? — Dass aber der Vf. gröfstentheils solche Grundsätze von dem Ansehen des Papstes aufstelle, die mit dem Wohle des Staates und der Religion noch verträglich sind, davon kann sich Jeder überzeugen, der diese Schrift mit Aufmerksamkeit liest. Wir führen hier zum Beweise nur einige Behauptungen des Vfs. an. Er theilt S. 111 — 112 die Rechte des Papstes in *wesentliche*, aus der Natur des kirchlichen Macht fliessende, ohne welche der Zweck des Christenthums, als einer Gesellschaft, nicht erreicht werden kann, und in *zufällige*, auf Gewohnheiten und Verträgen beruhende, Rechte. In Beziehung auf die ersten wird behauptet, dass der Primat blofs die Einigkeit der Kirche zum Zwecke habe, und keinesweges eine unumschränkte Macht, nicht einmal in geistlichen Dingen, voraussetze, sondern durch festgesetzte Grenzen bestimmt sey, welche in den heiligen Urkunden, in der Tradition, in den Beschlüssen der Concilien und in der Praxis der Kirche ihren Grund haben. Daher ist die kirchliche Obergewalt, der natürlichen, wesentlichen Einrichtung gemäfs, nicht monarchisch, und folglich nicht einzig in den Händen des Papstes, sondern auch zugleich in den Händen der übrigen Oberhirten, so dass ein jeder für sich seinen Kirchensprengel mit eigenem und vollständigem Rech-

ausgezeichnet; das von dem Texte offenbar Verschiedene ist mit einer und derselben Schrift ausgedrückt, welches das Lesen und den Gebrauch dieser Schrift ungemein stört. Freylich, wo einmal das Chaos Ordnung ist, da muss es sich auch in einzelnen Buchstaben aussprechen, um sich in Allem consequent zu zeigen.

In der Vorrede predigt uns der Vf. die *Abwechselung* als eine wichtige Sache, die nie vernachlässigt werden soll, und sogleich S. 1 — 10 beym „Verwalten der Taufe" wird er seinem eigenen Grundsatze untreu. „Die Vorbereitung vor dem Eintritte in die Kirche, also die Anrede an die theilnehmenden Personen, bleibt immer dieselbe, wie er uns selbst ausdrücklich versichert: „Sie ist bey jeder Taufe brauchbar." Wie inconsequent! — Wo er sich aber consequent bleibt (zu bleiben sucht), wird er offenbar lächerlich, wenn er z. B. in den acht Tauffermularen in den Rubriken — Aufschriften der Gebete und Handlungen — wechselt, und einmal sagt: „Entschlüsse gegen das Böse," und ein anderes Mal: „Entschluss, dem Bösen zu widerstehen;" einmal: „Zustellen einer brennenden Kerze," und ein anderes Mal: „Darreichen des Lichtes," oder schlechthin „Licht." S. dieses Alles S. 1 — 70, und dann auch in anderen „Verrichtungen."

Eine auffallende Inconsequenz begegnet jedem Leser S. 67 — 72 unter der Rubrik: „Die Firmung" und „das Firmen." Der Vf. giebt uns von den „Amtsverrichtungen" mehrerley Formulare. Er beginnt schon mit acht Formularen die Taufe. Man sollte also nothwendig auch von der Firmung dasselbe erwarten. Aber er giebt uns kein einziges, sondern er sagt uns — — Geistlichen, was die Firmung sey, und wie sie verwaltet werde, Dinge also, die in ein Ritual zu setzen, ebenso überflüssig, als im Plane des Vfs. inconsequent ist, da bey den übrigen Sacramenten ähnliche Erklärungen vermisst werden. Warum hat Hr. S. sich hierin gar zu dürftig gezeigt? Hier bey der Firmung, die bey den Katholiken wohl *fruchtbarer* verwaltet werden dürfte.

Unmittelbar auf diesem §. folgt: „Die Erneuerung der Taufe und der Firmung," wo der Vf. seine katechetischen Talente als recht auffallend mittelmässig zu erkennen giebt. Der Katechumen antwortet z. B., dass man zu fragen veranlasst wird: Sagst du das aus dir selbst, oder sagt es dir Jemand rückwärts ein? Oder bist du abgerichtet, die Antworten mechanisch zu geben, die du mechanisch ins Gedächtniss eingeprägt hast? Kurz, der Katechumen weiss mehr, als er zu Folge der Frage wissen kann.

In Beziehung auf die Sprache macht der Vf. Verstösse, und bringt viel unverständliche Dinge vor. Recensent darf die Belege für seine Behauptung nicht mühsam zusammensuchen, sondern bleibt gleich im Eingange stehen. S. 2 heisst es: „Die Kinder erhalten vor der Taufe einen Namen, um *es* von den Geschwistern und einigen anderen Menschen unterscheiden zu können." Offenbar sollte es hier anstatt *es* heissen *sie*, nämlich um sie von anderen Menschen unterscheiden zu können. Mit dieser Verbesserung wird zwar ein grosser Sprachfehler (ein Solöcismus) beseitigt, aber ein anderer, noch grösserer bleibt stehen. Dieser nämlich, dass der Nominativ in der Hauptconstruction nicht auch auf das Zeitwort im Infinitiv, dem die Partikel *um* vorausgesetzt ist, passt. Der oben stehende Satz: „Die Kinder erhalten einen Namen" u. s. w. sollte also so ausgedrückt seyn: „Man giebt den Kindern einen Namen, um sie von Geschwistern und anderen Menschen unterscheiden zu können." So wäre der Satz wenigstens grammaticalisch, wenn gleich nicht liturgisch richtig, weil der Beylegung des Namens noch andere Ursachen zum Grunde liegen. Wenn das Bezeichnete unrichtig ausgedrückt ist: so kann doch der gemeine Mann noch einen Sinn damit verbinden; aber was soll er denken, wenn der Vf. gleich fortfährt: „*Sie* (die Kinder) *sind etwas Bestimmtes, zeichnen sich vor anderen Dingen aus, und erlangen eine Persönlichkeit.*" Diese und viele ähnliche Ausdrücke sind schlechterdings unverständlich, und müssen vor dem grossen Haufen (und für diesen sind Formulare gemacht) als leere Töne verhallen.

W.

NEUE AUFLAGEN.

Ellwangen u. Gmünd, in der Ritter'schen Buchhandl.: *Bibel-Katechismus.* Zum Gebrauche für Schulen, Lehrer und Katecheten; auch für fromme Ältern, bey ihren sonn- und feyertäglichen Gesprächen mit ihren Kindern. Von *M. Münch*, Dekan und Pfarrer in Wurmlingen. Zwey Bändchen. Zweyte verbesserte Auflage. 1821. IV u. 248 S. 8. (6 gr.)

Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Anweisung für Kinder, welche das heilige Altarssacrament zum erstenmal empfangen.* Von *Lothar Franz Marx*, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Doctor, Erzbischöflich-Regensburgischem wirklichen geistlichen Rathe. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Kupfer. 1821. V u. 235 S. 8. (12 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik und der physicalischen Chemie.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert*, Prof. der Phyf. in Leipzig. Erster Band. 1819. 436 S. 5 Kupf. Zweyter Band. 452 S. 4 Kupf. Dritter Band. 454 S. 5 Kupf. (7 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel, *Annalen der Physik.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert.* 61ter, 62ter, 63ter Band.

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1820. No. 90.]

Der Werth dieser Zeitschrift ist so anerkannt, dass wir darüber gar nichts zu sagen brauchen. Wir gehen daher sogleich zum Einzelnen über, und bemerken nur voraus, dass wir bey dem Reichthume und der Mannichfaltigkeit des Inhalts unmöglich Alles erwähnen können, und es also Niemand auffallen möge, wenn wir einer oder der anderen Arbeit, die unser Lob verdiente, nicht gedenken.

61ter Band. *Macartney*, *Tilesius* und *Gilbert*, *über das Leuchten des Meeres.* Alle Beobachtungen zeigen, dass lebendige Thiere die einzige Ursache dieses Leuchtens sind. Hr. *Tilesius* führt eine Menge verschiedener Seethiere an, die nach seinen Erfahrungen diese Eigenschaft haben; unter ihnen haben die mikroskopischen Krebse und Entomostraca das lebhafteste Licht. Dieses Licht ist eine Folge der Anstrengung ihrer Respiration; — sowie wir durch Anstrengung schneller warm werden und schneller athmen, so geben sie bey schnellerem Athmen ein stärkeres Licht. Die Erscheinungen sind sehr verschieden, zuweilen sieht man funkelnde Puncte, zuweilen scheint eine ganze Stelle überall zu leuchten, zuweilen sieht man einen gleichmässigen Lichtschimmer, so, als ob man mit einem Schneemeere umgeben wäre; Hr. T. giebt die Thierarten an, welche die eine oder die andere Art des Leuchtens bewirken.

Von *Macartney* kommt eine Reihe interessanter Untersuchungen über andere leuchtende Thiere, namentlich die Johanniswürmer, den Laternenträger u. s. w. vor. Bey mehreren leuchtenden Thieren ist die Gegenwart der Luft unnöthig. — Was man über den Zusammenhang des Meerleuchtens mit dem Wetter gesagt hat (*Wäsström* z. B. sagt, dass nach der Bemerkung der schwedischen Küstenbewohner an der Ostsee das Leuchten der Ostsee ein Vorzeichen östlichen Windes mit Niederschlag und Ungewitter sey [*konigl. Vetensk. acad. nya handlinger* 1798]), scheint nach den hier vorkommenden Bemerkungen sich eben nicht zu bestätigen. Hr. *Tilesius* nämlich sagt, in wärmeren Meeren bemerke man das Leuchten nach Windstille, weil dann diese Thierchen an die Oberfläche kommen, und wenn darauf Abends ein frischer Wind eintrete: so erscheinen die Funken, so wie die Wellen vom Winde bewegt werden, weil die Thierchen leuchtend werden, wenn sie mit Anstrengung der Bewegung des Wassers entgegenstreben. Hr. T. bemerkt jedoch auch, nach mehrtägiger Windstille war das Leuchten beym nächsten Sturme um so stärker.

Hn. *Tilesius* Meinung, dass diese Thiere, oder einige von ihnen, Phosphor-Wasserstoffgas ausathmen, setzt Hr. *Gilbert* die Bemerkung entgegen, dass noch keine einzige directe Erfahrung ein solches Ausathmen irgend eines brennbaren Gases darthue. — Eine Menge von Abbildungen stellt die vorzüglichsten leuchtenden Seethiere dar.

Vogel, *über die salzsauren Salze.* Hr. *V.* zeigt, dass einige von den Versuchen, worauf *Davy* seine Hypothese von den Chlorinmetallen gründet, nicht mit vollkommener Genauigkeit angestellt sind.

Steinhäuser, *Beweis, dass im Inneren der Erde ein Planet befindlich ist.* — Die Bemerkung, dass die graphisch aufgetragenen Abweichungen der Magnetnadel, wenn man nämlich die Abscissen den Zeiten proportional, die Ordinaten den Graden der Abweichung proportional aufträgt, eine Linie darbieten, welche einigermassen der Cycloide gleicht, ist ganz richtig; aber diese Bemerkung scheint uns durchaus nicht so folgenreich, wie Hr. *St.* sie ansieht. Hiedurch nämlich wird nur ein sehr allgemeines Gesetz der Änderungen ausgedrückt, dass nach der grössten östlichen Abweichung zuerst ein langsames, dann ein schnelleres Abnehmen der östlichen Abweichung folgte, dass nach dem Übergange zur westlichen Abweichung diese Anfangs schnell, nachher gegen die Zeit der grössten westlichen Abweichung langsamer zunehme. Was Hr. *St.* Wiederkehrungspuncte nennt, heisst in der Sprache der Mathematiker nicht so, sondern es sind die Puncte des Grössten und Kleinsten. — Die Schlüsse, die Hr.

St. hieran knüpft, würden erst dann eine nähere Aufmerksamkeit verdienen, wenn sich die Periode von 440 Jahren für *alle* Orte der Erde nachweisen liesse, und wenn sich zeigte, dass immer die Perioden von der grössten östlichen bis zur grössten westlichen Abweichung gleich sind. Das Letzte zu bestimmen, fehlt es uns noch *ganz* an Erfahrungen; das Erste würde, wenn Hr. *St.* die zahlreich gesammelten Erfahrungen vergleichen wollte, vermuthlich widerlegt werden. Wenn wir aber auch nur die Vergleichung jener Curve mit der Cycloide etwas genauer verfolgen: so ist die Übereinstimmung durchaus nicht so gross. Nach Hn. *St's.* eigenen Angaben änderte sich die Abweichung von 1640 bis 1666 in Paris nur um 3 Grad, nach seiner Cycloide ergiebt sich eine Änderung von 4° 53'; dagegen von 1603 bis 1640 änderte sich die Abweichung um 5° 45', statt dass die Rechnung nur 4° 57' Minuten giebt. Solche Unterschiede kann man keinesweges *geringe* nennen, wie der Vf. thut. — Dass man auf keinen Fall mit einer so leichten Betrachtung zum Ziele kommt, wie Hr. *St.* sie hier angiebt, lässt sich sehr leicht übersehen. Wäre es nur *ein* anziehender Punct, nach welchem hin die Magnetnadel sich richtet (denn das scheint doch Hn. *St's.* Hauptgedanke zu seyn): so ergäben ja die an zwey Orten beobachteten Declinationen und Inclinationen die Lage dieses Punctes, und die Richtungslinien aller Magnetnadeln auf der Erde müssten in diesem Puncte einander durchschneiden, was keinesweges Statt findet. Wir sind demnach überzeugt, dass die *Steinhäuser*'sche Hypothese unhaltbar ist, und also auch der in der Erde umlaufende Planet nicht angenommen zu werden braucht. Wollte man solche Planeten annehmen: so müssten ihrer wenigstens zwey seyn, und wenn man dann jedem von ihnen eine magnetische Axe beylegte: so käme man ungefähr auf die Hypothese, zu welcher *Hansteen* durch eine viel grössere Anzahl verglichener Beobachtungen sich hingeleitet fühlte.

Von Sömmering, *über das Verdünsten des Weingeistes durch thierische Häute.* Thierische Häute lassen meistens beym Verdampfen mehr Wasser, als Weingeist durch, so dass zwar etwas Weingeist verloren geht, doch aber das Übrigbleibende stärker an Weingeist ist.

Vogel, *über die Vogelbeersäure.* Hr. *V.* stellte diese Säure aus den schwarzen Weichseln und den Berberitzenbeeren dar, und fand sie (wie schon *Braconnet* angegeben hatte) mit der Apfelsäure aus dem *sempervivum tectorum* übereinstimmend.

Fiedler und *Gilbert*, *über die Blitzröhren und ihre Entstehung.* Genaue Abbildung einiger Blitzröhren. Hr. *F.* fand auch in der Nähe von Blankenburg beym Regenstein eine Blitzröhre, doch ohne ihren eigentlichen Geburtsort auffinden zu können. Hr. *G.* theilt Nachrichten von Blitzröhren mit, die in Schlesien gefunden worden, und bezeichnet genau den Fundort bey Massel, das als Fundort von Alterthümern bekannt ist. Vorzüglich merkwürdig ist die Vergleichung der emailleartigen Wand der Blitzröhren mit einer ganz ähnlichen Verglasung an einem Trapp-Porphyr, den Hr. *Alexander v. Humboldt* von einer sehr hohen Bergspitze in Mexico mitgebracht hat. Der Letzte kann schwerlich durch irgend etwas Anderes, als durch den Blitz, diese Verglasung erhalten haben, und so erhielt also die Meinung, dass auch die Blitzröhren ihren Ursprung dem Blitze verdanken, eine neue Stütze.

Parrot, *über die Sprache der Elektricitätsmesser.* Dieser Aufsatz enthält unter anderem Versuche, aus denen Hr. *P.* den merkwürdigen Schluss zieht, dass sowohl bey der condensatorischen Wirkung und in allen Vertheilungsphänomenen der Elektricität, als bey blosser Mittheilung am Elektrometer, die Wirkung der Elektricität der ersten Potenz der Entfernungen umgekehrt proportional sey. Hier erlaubt uns der Raum nicht, eine umständlichere Entwickelung der Schlüsse des Vfs. mitzutheilen; wir wünschen aber, dass er seine Versuche wiederhole, und dieser merkwürdige Gegenstand völlig aufgehellt werde.

Daniell, *über die Säure, welche sich beym unsichtbaren Verbrennen von Schwefeläther und Alkohol bildet.* In der *Davy*'schen Glühlampe, oder Lampe ohne Flamme, wird das Glühen des (nur zu Anfang durch eine gewöhnliche Flamme erhitzten) feinen Platindrahtes durch das Verbrennen des Äther- oder Weingeist-Dampfes erhalten, und diese Glühlämpchen bewirken oft jenes unsichtbare Verbrennen der Dämpfe. Bedient man sich hier zur Unterhaltung des Glühens des Schwefeläthers: so erhält man eine neue Säure, der Hr. *D.* den Namen Lampensäure giebt. Sie hat einen heftig sauren Geschmack, einen stechenden Geruch, röthet schnell die blauen Pflanzensäfte, zersetzt alle kohlensauren Alkalien und Erden unter Aufbrausen, und bildet mit ihren Basen neutrale Salze. Die verschiedenen Verbindungen, welche sie mit Erden u. s. w. eingeht, werden hier näher betrachtet. Aus der salzsauren Goldauflösung schlägt sie das Gold regulinisch nieder, so dass es eine Art von Vergoldung bildet, wovon, wie Hr. *D.* hofft, sich vielleicht ein technisch nützlicher Gebrauch möchte machen lassen u. s. w.

Benzenberg, *über die Bestimmung des absoluten Nullpunctes der Wärme.* Obgleich die drey Bestimmungen, die Hr. *B.* giebt, nahe genug zusammen auf — 600° Reaum. fallen: so ist doch wohl zu zweifeln, ob wir damit die wahre Bestimmung haben.

Einige Verbesserungen bey Dampfmaschinen, von Hn. *Herschel* in Cassel.

Brunacci, *über die Kraft des Last- und Zug-Viehes.* Hr. *B.* hat mehrere Erfahrungen über das, was Pferde, Maulthiere und Stiere sowohl auf horizontalem, als auf geneigtem Wege zu ziehen vermögen, wenn man eine bestimmte Schnelligkeit fodert, zusammengestellt. Da diese Erfahrungen als eine Auswahl der zuverlässigsten aus einer grossen Anzahl angegeben werden: so verdienten sie wohl, dass man in einer etwas vollendeteren Entwickelung die Resultate gründlich vergliche. Wie sehr die grössere Schnelligkeit die Thiere ermüdet, erhellt aus der Bestimmung,

dass 2 Pferde nur 8 Stunden arbeiten können, wenn sie 850 Kilogramme in 1 Stunde 11500 Meter weit bringen sollen, dagegen 11 Stunden arbeiten können, und 1715 Kilogramme fortbringen, wenn man in einer Stunde nur einen Weg von 3570 Metern fodert. In 2 Fuhren, jede zu 850 Kilogrammen, würde man also innerhalb 3 Stunden die Last von 1700 Kilogr. 34000 Meter weit bringen, nun aber die 4 Pferde ganz ermüdet der Ruhe überlassen müssen; dagegen hätten 2 Pferde dieselbe Last von 1700 Kilogr. in 3 Stunden 10700 Meter weit gebracht, und in 9 Stunden die Entfernung von 34000 Metern beynahe erreicht, — könnten also im ganzen Tage soviel ausrichten, als jene 4 Pferde, wenn man ihnen dreymal soviel Zeit zugestehen kann.

Winklers Nachricht von einem verkehrten Regenbogen. Die Angaben sind nicht vollständig genug, um eine Vermuthung oder Berechnung über die Entstehung dieses Regenbogens darauf zu gründen: der Halbmesser des Bogens hätte genau angegeben werden müssen.

62ter Band. *Scoresby, über das Polar-Eis, und andere darüber gesammelte Nachrichten von Gilbert.* — Man findet hier die merkwürdigsten Eigenheiten jener nördlichen Seegegenden und ihres Eises dargestellt. Wir können hier nur einzelne Notizen ausheben, um zur Lesung des Ganzen aufzumuntern. — Die Eisfelder, obgleich beym ersten Anblicke nicht so imponirend, als die Eisberge, setzen doch durch ihre Grösse ebenso gut, wie diese, in Erstaunen. Man findet Eisfelder, die 25 deutsche Meilen lang und 12 d. M. breit sind. — Treffen zwey sich drehende grosse Eisfelder mit entgegengesetzter Drehung an einander: so gewährt diess wegen der ungeheueren Grösse der Massen ein fürchterliches Schauspiel. Eines oder beide werden gewöhnlich dabey zertrümmert, und oft schieben sich dabey Stücke so auf einander, dass sie 20 oder 30 Fuss aus dem Wasser herausragen. Auch beym Forttreiben können Eisfelder an einander gerathen, wenn eines mehr als das andere vom Winde fortgetrieben wird. Schiffe, die zwischen solche Eisfelder gerathen, können völlig zerdrückt werden, und man kennt Beyspiele, dass sich diess wirklich ereignet hat. Die Eisberge finden sich vorzüglich an den Küsten der Polarländer. Die sieben Eisberge in Spitzbergen zeigen eine gegen 300 Fuss hohe senkrechte Wand, und zeichnen sich durch ihre grüne Farbe sehr malerisch vor den Schneebergen aus. *Ross* sah sogar ähnliche Eisberge von 1000 Fuss Höhe. Diesen ähnlich, zum Theil durch Abstürze von ihnen herkommend, sind die schwimmenden Eisberge, die man in der Davisstrasse zuweilen 100 bis 150 Fuss über dem Wasser hervorragend, und 5 bis 6 Seequadratmeilen gross, antrifft. Diese hohen Eisberge sind höchst gefährliche Nachbaren für die Schiffe, da sie durch Stoss und durch abstürzende Massen ihnen verderblich werden können; ja sie schlagen sogar zuweilen um, wenn durch Abschmelzen oder Abstürzen sich ihr Schwerpunct ändert, und sie eine andere Gleichgewichtsstellung anzunehmen genöthigt sind. Zuweilen löst sich auch unter dem Wasser eine Eismasse von ihnen ab, die im Herauftauchen das Schiff durch ihren heftigen Stoss beschädigen kann. Dagegen gewähren sie auch den Schiffen gelegentlich bedeutende Vortheile, indem man hinter ihnen Schutz vor den Wellen, und auf ihnen Vertiefungen mit frischem Wasser gefüllt findet, aus denen die Schiffe sich mit Wasser versorgen können u. s. w. Über die wahrscheinliche Entstehung der verschiedenartigen Eismassen findet man hier näheren Aufschluss. So auch Angaben über die Grenzen des festen Eises in den Gegenden, welche die Wallfischfänger im Norden besuchen.

Was die Annäherung zum Pole betrifft: so behauptet *Scoresby*, im J. 1806 bis 81° 30′ vorgedrungen zu seyn; aber so weit nordwärts kann man weder in der Baffinsbay, noch in der Behringsstrasse vordringen. — Weitere Nachrichten über das Klima von Spitzbergen, über die grossen Schwierigkeiten, mit denen ein weiteres Vordringen gegen den Pol verbunden seyn würde u. s. w. müssen wir hier übergehen.

Meinecke, über Beleuchtung durch elektrisches Licht. Durch mehrere Blitztafeln und andere unterbrochene Metallleitungen, die mit einer schnell gedrehten Elektrisirmaschine in Verbindung standen, erhielt Hr. *M.* mittelst der überall überschlagenden Funken, eine so helle Erleuchtung, dass man in dem beträchtlich grossen Zimmer hinlängliches Licht, um zu lesen, hatte.

Chladni, über die Ursachen des nasskalten Sommers von 1816. Dieser im westlichen Europa so unfreundliche, regnerische, kalte Sommer war, nach den in öffentlichen Blättern enthaltenen Nachrichten, im Norden eher zu warm und zu trocken. Hr. *Chl.* findet den Grund der damals bey uns herrschenden Kälte in den grossen Eisbergen, die in ungewöhnlicher Anzahl vom Pole her bis in die gemässigte Zone kamen. Wiefern diese Vermuthung richtig seyn mag, würde sich aus einer genaueren Vergleichung der Beobachtungen vielleicht ergeben.

Über diese bis nahe gegen die heisse Zone hin schwimmenden Eismassen giebt der folgende Aufsatz noch einige umständlichere Nachrichten. Eisberge, die 200 Fuss über dem Meere hervorragten, Eisfelder von 16 Stunden Weges gross, kamen in nicht geringer Anzahl bis in die südlicheren Gegenden der gemässigten Zone, und im July 1818 schrieb man von Cuba, dass selbst bis dorthin die ungeheuren Eisberge geschwommen wären, deren man in den 2 letzten Jahren so viele im Atlantischen Meere gesehen habe. Hr. *Barrow* stellt die Vermuthung auf, der Bruch der grossen, festen Eismassen, die bis dahin zwischen Island und Grönland jede Schiffahrt unmöglich machten, könne wohl damit zusammenhängen, dass jetzt bey uns die Magnetnadel das Maximum ihrer grössten westlichen Abweichung erreicht habe. Aber so auffallend jenes Zusammentreffen war: so muss man doch bey einiger Überlegung wohl gestehen, dass diess schwerlich die Ursache seyn kann, weil das Maximum der Declination doch nur für eine beschränkte Gegend in jenem

Jahre eintrat, und in anderen Gegenden nicht gerade zu derselben Zeit. Dagegen scheinen *Barrows* Nachrichten von den Seeströmungen alle Aufmerksamkeit zu verdienen.

Langsdorf und *Horner*, *über die Oscillationen des Barometers auf dem Südmeere zwischen den Wendekreisen.* Mit ungemeinem Fleisse haben diese beiden Physiker 61 Tage hindurch die Beobachtungen stündlich wiederholt, und im Mittel 9ᵘ 39ᶻ Morgens, und 10ᵘ 6ᶻ Abends als die Zeiten des Maximum, 5ᵘ 55ᶻ Nachm. und 3ᵘ 40ᶻ früh als die Zeiten des Minimum gefunden. Selbst zwischen den Wendekreisen ist der ganze Betrag der Oscillationen nur 0,089 Zoll = 0,98 Lin. Diese Zeilen stimmen sehr gut mit den Bestimmungen des Hn. *von Yelin* in München überein. Die grössten Schwankungen treten nach Hn. *Horner* ein, wenn der Mond im Äquator steht, die kleinsten, wenn er eine erhebliche nördliche oder südliche Declination hatte. Auffallend ist, dass bey diesem Zusammenhange der Oscillationen mit dem Monde gleichwohl die Zeit derselben einzig von der Sonne, gar nicht von dem Durchgange des Mondes durch den Meridian, abhängt. — Hr. *H.* hat hier zugleich Bestimmungen für die mittlere Höhe des Barometers an der Oberfläche des Meeres zu erhalten gesucht, die aber, weil die Instrumente, deren sich verschiedene Beobachter bedient haben, von ungleicher Güte waren, noch kein ganz entscheidendes Resultat geben. — In Beziehung auf die täglichen Oscillationen des Barometers glaubt Rec. noch auf eine auffallende Beobachtung von *Horsburgh* aufmerksam machen zu müssen, die dieser umständlich in den *Philos. Transact. of the Year* 1805 erzählt. Auf seiner Reise von London nach Bombay im J. 1802 beobachtete er auf dem Meere, so lange das Schiff dem Äquator nahe genug war, die regelmässigen Oscillationen, aber während der 17 Tage, die er in Bombay am Lande zubrachte, war nur eine geringe Spur dieser Oscillationen merklich, ja zuweilen fanden sie gar nicht Statt. Auf der weiteren Reise nach Canton traten die Oscillationen regelmässig wieder ein; beym Aufenthalte in Canton, und auch in der Folge, wenn sie am Lande waren, waren die Oscillationen wenig bemerkbar, und stellten sich sogleich wieder ein, wenn sie auf der See waren. Allem Anscheine nach wirkte also bey dem Aufenthalte am Ufer eine locale Ursache jener allgemeinen Ursache der Oscillationen entgegen, und es verdiente demnach eine neue Untersuchung, ob man im Inneren des festen Landes jene Oscillationen ebenso regelmässig, wie auf der See, finde.

Jäger, *über die elektrische Wirkung ganz trockener Papiersäulen.* Das Resultat der hier umständlich beschriebenen Versuche ist, dass die Papiersäulen einen höheren Grad von Spannung zeigen, wenn sie bedeutend erhitzt werden; ja wenn die Säule auch in niedrigeren Temperaturen keine elektrische Spannung mehr zeigt, so kehrt diese wieder, wenn man die Säule erhitzt. Die Wärme scheint also die Schnelligkeit der Ladung zu befördern.

Gilbert, *über das Newman'sche Gebläse mit verdichtetem Knallgas.* Bey diesem Gebläse wird verdichtetes Knallgas, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas ungefähr in dem Verhältnisse, wie es zur Wasserbildung erfoderlich ist, durch eine sehr enge Röhre getrieben, beym Heraustreten aus derselben angezündet, und dieser Flamme der zu schmelzende Körper ausgesetzt. Damit nicht das Knallgas in dem Behälter sich entzünde und explodire, muss das Blaseröhrchen sehr enge (Hr. *Davy* wandte ein Röhrchen von $\frac{1}{75}$ Zoll weit an) und mehrere Zolle lang seyn. Da die Erfahrung zeigte, dass bey einer nur wenig weiteren Röhre die Explosion Statt finden konnte, und dennoch die Anwendung von Röhren, die nicht so überaus enge wären, wegen des grösseren Erfolges wünschenswerth war: so brachte man ausser anderen Vorsichtsmassregeln vorzüglich einen Cylinder mit Wasser oder noch besser mit Öl an, durch welchen die Luft aus dem Verdichtungsgefässe gehen musste, ehe sie zu der Röhre gelangte. Nach diesen Sicherungsmitteln durfte man nun wagen, einen viel grösseren Luftstrom von fast $\frac{1}{3}$ Lin. Durchmesser auf die zu schmelzende Masse zu leiten, und dadurch wurde die Hitze so verstärkt, dass man ansehnliche Massen Platina schmelzen, und Eisen unter starkem Funkensprühen verbrennen konnte. Hier werden nun eine Menge merkwürdiger Versuche erzählt, die mit diesem Gebläse, vorzüglich von Dr. *Clarke*, angestellt wurden. Das Uranium, Tantalium, Titanium und so mehrere schwer darzustellende Metalle wurden hier dargestellt; *Cl.* erhielt Legirungen von mehreren solcher Metalle mit einander u. s. w. Vorzüglich merkwürdig ist die Darstellung der Metalle des Baryts und des Strontians. Nach *Cl.* erhält man diese hier mit vollkommen metallischem Glanze, kann Legirungen aus ihnen und Platina, aus ihnen und Silber u. s. w. zu Stande bringen. Über die letzten Versuche haben andere Chemiker Zweifel erhoben, die jedoch, wenigstens in Beziehung auf das Baryum, ziemlich genügend beantwortet zu seyn scheinen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Vorübungen für Anfänger im Lesen und Denken.* Gesammelt für die unteren Classen der Leipziger Raths-Freyschule. Nebst einem Anhange. Siebente Auflage. 18.. 135 S. 8. (4 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik und der physikalischen Chemie.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert* u. s. w. I. II. III Band.

Auch unter dem Titel: *Annalen der Physik.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert.* 61ter, 62ter, 63ter Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Brandes über Sternschnuppen-Beobachtungen. Der Vf. äussert den Wunsch, dass sich einmal mehrere Beobachter vereinigen möchten, um die Entfernung dieser Erscheinungen näher zu bestimmen, und giebt Anleitung zu der Beobachtung.

Mollweide, über einige Erleichterungen bey der Berechnung der Höhe dieser Erscheinungen.

Mollweide, über eine, zur logarithmischen Berechnung bequemer eingerichtete Form der Laplaceschen Formel für die barometrischen Höhenmessungen.

G. G. Schmidt, über die Ursache der Begrenzung unseres Luftkreises, über die Höhe desselben, und über das Gesetz der Wärmeabnahme in der Höhe. — Wenn man sich die Atmosphäre durch eine feste Kugelschale vom leeren Raume getrennt dächte: so würde sie durch eine in der Wand angebrachte Öffnung vermöge ihrer Elasticität aufwärts in den leeren Raum ausströmen; aber eben das Theilchen, welches durch die Elasticität hinausgedrängt wird, ist zugleich schwer, und wird durch die Schwere zurückgedrängt, es wird also nicht mehr ausströmen, wenn beide Kräfte sich einander im Gleichgewichte halten. Die Elasticität hängt nun von der Dichtigkeit und von der Wärme der Luft ab; und wenn man für die Abnahme der Wärme in der Höhe ein Gesetz annimmt: so lässt sich die Höhe finden, wo jene Gleichheit eintritt; dieses würde die Höhe der ganzen Atmosphäre seyn. Nimmt man hier die Wärme als in der Höhe gleichförmig abnehmend an: so findet man die Höhe der Atmosphäre nur $7\frac{1}{4}$ Meilen; es ist daher wahrscheinlich, dass man ein anderes Gesetz der Wärmeabnahme annehmen müsse. Hr. *Schm.* nimmt das *Lambert*'sche an, dass die Wärmeabnahme den Spannkräften proportional sey, oder $\frac{dx}{c+x}$ unveränderlich bleibe, wenn c die Spannkraft für o Grad, und c + x die Spannkraft für x Grad Wärme bezeichnet, und die Höhenunterschiede, für welche die Änderung d x Statt findet, immer gleich angenommen werden. Diese Formel giebt nun die Höhe der Atmosphäre viel grösser an, sowie wir auch nach anderen Beobachtungen sie anzunehmen genöthigt sind, und scheint überhaupt mit den Beobachtungen gut übereinzustimmen.

Gmelins Versuche, die metallische Basis des Lithon darzustellen; chemische Untersuchung der durch das Lithon gebildeten Salze u. s. w.

Mollweide, über Interpolationsregeln, — zeigt, in Beziehung auf Hn. *Steinhäusers* Untersuchung über die magnetischen Abweichungen, wie wenig wir berechtigt sind, aus solchen Formeln Schlüsse, die weit über die Zeit der Beobachtungen hinausgehen, abzuleiten.

63ter Band. *G. G. Schmidt, über die Bestimmung der Neigung der Magnetnadel.* — Hr. Hofr. *Mayer* hatte vor mehreren Jahren ein Verfahren angegeben, um die Neigung der Magnetnadel selbst dann, wenn die Nadel nicht ganz streng äquilibrirt sey, zu bestimmen. Hr. *Schm.* giebt hier noch einige Verbesserungen, und zeigt die Anwendung an wirklichen Versuchen. Die Leser würden es gewiss gern gesehen haben, wenn der Vf. (S. 10) die verschiedenen Werthe von y, die sich aus den einzelnen Versuchen ergaben, angeführt hätte, statt dass er uns bloss die Mittel giebt. — Die einzelnen Bestimmungen würden lehrreich seyn, um zu übersehen, wie übereinstimmend die von einem so vorzüglichen Beobachter gefundenen Angaben sind; doch Jeder, der etwa selbst Versuche anstellt, wird leicht die Rechnung aus den gegebenen Stücken wiederholen können.

Chladni's Fortsetzung des Verzeichnisses der vom Himmel gefallenen Massen.

Beschreibung der Eruption des Vesuvs, von Clarke. — *Cl.* mit noch einigen muthigen Begleitern gelangte bis dicht an die Öffnung, aus welcher die weissglühende, völlig geschmolzene Lava hervordrang.

Vogel, über die von Sertürner neu entdeckte Schwefel-Weinsäure. Sie entsteht ohne Zuthun äusserer Wärme in einem Gemenge von gleichen Thei-

len Schwefelsäure und Weingeist, oder 1 Th. Schwefelsäure und 3 Th. Weingeist. Diese Säure ist der Unter-Schwefelsäure ganz ähnlich, und nur durch eine Verbindung von etwas schwerem ätherischem Öle von ihr verschieden u. s. w.

Über das specifische Gewicht, die Temperatur und die Salze des Meerwassers in verschiedenen Theilen des Weltmeeres und in anderen Meeren, von *Marcet*, *Horner*, *Davy*. *Marcet* beschreibt zuerst Vorrichtungen zum Schöpfen von Wasser in beträchtlichen Tiefen und am Boden des Meeres. Aus den dann folgenden Bestimmungen der specifischen Schwere des Meerwassers verschiedener Meere in verschiedenen Tiefen folgert er, dass die Ostsee, und so auch das schwarze Meer, das weisse Meer u. s. w. weniger salzig sind, als der grosse Ocean. Das mittelländische Meer sey salziger, als das Weltmeer. *Horners* Untersuchungen sind genauer, weil er zugleich auf die Temperatur bey Bestimmung der specifischen Schwere gehörig Rücksicht nahm. Nach Hn. *H's.* Beobachtungen kann man im Allgemeinen sagen, dass das Wasser im atlantischen Meere in kleineren Breiten mehr Salz enthalte, als in höheren Breiten, aber in 50 bis 60° nördlicher Breite salziger sey, als in südlichen Breiten. Auch in der Südsee ist das Wasser um den Äquator etwas salziger. Aber das Meerwasser ist nicht immer gleich; nach anhaltendem Regen ist es an der Oberfläche merklich süsser, als zu anderer Zeit. Auch nach Hn. *H.* ist das Wasser in den eingeschlossenen Meeren im Allgemeinen süsser, als im Weltmeere. Die Behauptung, dass das Meerwasser in einigen Zonen salziger sey, wird von *Davy* bezweifelt.

Aus *Horners* Beobachtungen, und so auch aus den auf den neuesten Expeditionen nach den nördlichen Gegenden angestellten, ergiebt sich im Allgemeinen eine Abnahme der Wärme in der Tiefe des Meeres. Wenn in einzelnen Gegenden das Gegentheil Statt findet: so sind das nur Ausnahmen, wie sie im Golfstrome Statt finden sollen. Dennoch lassen sich der Meinung derer, welche das Meer in grossen Tiefen als eine völlige Eismasse anzusehen geneigt sind, noch manche wichtige Zweifel entgegenstellen. So viel scheint jedoch klar zu seyn, dass das Meer seine Erwärmung nur von obenher empfängt, nicht aus dem Inneren der Erde.

Marcets Versuche über das Gefrieren des Meerwassers, auch mit Hülfe des *Leslie*'schen Erkältungsapparates. Seine *Untersuchung der in verschiedenen Meeren sich findenden Salze* u. s. w. müssen wir übergehen.

Pelletier und *Caventon*, *über das Strychnin.* Die Ignazbohne und die Brechnuss (Krähenauge), die Samenkörner zweyer Strychnosarten, enthalten ein Gift, aus welchem sich nach der Beobachtung jener Physiker ein weisser krystallinischer Körper niederschlagen lässt, welcher alle Eigenschaften der Alkalien hat, aber von den bekannten Alkalien sich dennoch wesentlich unterscheidet. Er ist der eigentlich giftige Bestandtheil jener beiden Körper, und erhielt den Namen Strychnin, wofür Hr. *Gilbert*, der in der Wahl der Namen sehr sorgfältig ist, die Gründe anführt. Das Strychnin ist in jenen Körpern an eine eigenthümliche Säure gebunden, deren Natur noch nicht genau bekannt ist. Das Strychnin ist schwer auflöslich im Wasser, bildet mit den Säuren Neutralsalze, deren mehrere hier weiter beschrieben werden. Die Wirkungen des Strychnin sind sehr heftig; durch ½ Gran ward ein Kaninchen nach 5 Minuten, indem es in einen Starrkrampf fiel, getödtet. Selbst ¼ Gran, durch den Rachen beygebracht, oder in einen Einschnitt am Rücken gebracht, tödten solche Thiere.

Boullay, *über das Picrotoxin, ein Pflanzenalkali in den Kockelskörnern.*

Lassaigne und *Feneullé*, *über ein neues Alkali in den Stephanskörnern* (*Delphinium Staphis agria*). Dieses neue Alkali hat auch Hr. Dr. *R. Brandes* gefunden, und seine Entdeckung früher, als die französischen Physiker, bekannt gemacht; er nennt es Delphinin.

Pelletier und *Caventon*, *über das Brucin, ein neues Pflanzenalkali aus der falschen Angusturarinde* (*brucea anti-dysenterica*). Obgleich dieser Körper in seiner Wirkung einigermassen mit dem Strychnin übereinkommt: so ist er doch als ein davon verschiedener Körper anzusehen.

Braconnot, *über Verwandlung des Holzstoffes mittelst Schwefelsäure in Gummi, Zucker und eine eigene Säure, und mittelst Kali in Ulmin.* Das Verfahren, wie aus Leinwand Zucker gemacht wird, können wir hier nicht mittheilen; aber nach Hn. *B's.* Angabe erhält man an Gewicht eben so viel Zucker, als man Hanfleinwand hatte. Der Zucker lässt sich glänzend weiss darstellen, schmeckt rein, angenehm süss und frisch; wenn man ihn auflöst, und durch Zusatz von Hefen in Gährung bringt: so giebt er einen Wein, aus welchem sich Alkohol übertreiben lässt u. s. w.

v. Charpentier, *über die Gletscher.* Wir müssen es denen, welche die Gletscher genauer kennen, überlassen, zu beurtheilen, ob des Vfs. Meinung, dass die Gletscher von Innen heraus, aus ihrer eigenen inneren Masse wachsen, die richtige sey. — Dass, wie Hr. *v. Ch.* beschreibt, Körper, welche in der Tiefe der Spalten eingeklemmt waren, ohne ihren Boden zu erreichen, nach einigen Jahren auf der Oberfläche des Gletschers, aber an einer niedrigeren Stelle, wieder hervorkommen, liesse sich wohl recht gut anders erklären.

Lüders Versuch einer Verbesserung der Maschinen zur Bereitung von Extracten. Da der Zweck, kräftige Extracte aus den gepulverten Stoffen (Caffee, China u. dgl.) zu erhalten, durch einen starken Druck erreicht wird: so schien es Hn. *L.* bequemer, diesen dadurch zu erhalten, dass man unterhalb des Filtrums, worauf der zu extrahirende, mit der nöthigen Flüssigkeit übergossene Körper liegt, die Luft verdünnt. Man könnte nach seiner Angabe, noch eine Verdichtung der Luft oberhalb des zu extrahirenden Körpers damit

verbinden, und so die stärksten Pressungen für kalt oder warm zu bereitende Extracte erhalten.

Sommer, über die durch blofse Sonnenwärme veranlafste Selbstentzündung brennbarer, mit Öl befeuchteter Körper. Die Sonnenwärme kann die ihr ausgesetzten Körper bis zu 50 Grad Reaum. erhitzen. — Den Versuch über Selbstentzündung beschreibt der Vf. ungefähr auf folgende Weise. Mehrere Ellen Sackleinwand und Flanell wurden mit Leinöl stark befeuchtet, und auf dem Dache der Sonnenhitze ausgesetzt. Diese war hier so grofs, dafs ein unter der geölten Leinwand angebrachter Thermometer auf 52 Gr. Reaum. stieg. Nachdem die Leinwand so ganz durchhitzt war, wurde sie zusammengerollt, der Flanell um sie gewickelt, dann noch Wollenzeug darum geschlagen, und so auf gleichfalls erwärmtes Stroh gelegt, mit Stroh umstopft, und mit einem Federkissen zugedeckt. Nach mehreren Stunden entstand ein brandiger Geruch, und wenn man das Kissen aufhob, fühlte man eine grofse Hitze. Etwas später wurde das Kissen wieder aufgehoben, und bey so entstandenem Zutritte der Luft loderte das Stroh in hellen Flammen auf. Dieser Versuch und ähnliche zeigen also, dafs bey einem Zusammentreffen von Umständen, die den Wärmeverlust hindern, gar wohl ein Feuer durch solche mit Öl befeuchtete Körper durch Selbstentzündung entstehen kann.

Jedem Monatshefte sind in diesen drey Bänden und in den folgenden, die seitdem erschienen sind, die sehr fleifsig angestellten meteorologischen Beobachtungen des Hn. Observator *Winkler* in Halle für den Monat beygefügt: ein sehr schätzbarer Beytrag für die Witterungskunde.

i. e. e.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LUCERN, b. Anich: *Grundlehren der deutschen Sprache* (,) im Stufengange von dem leichteren zum schwereren Lehrstoffe (,) mit zweckmäfsigen Übungsaufgaben, nebst einer Anleitung zum Briefschreiben und anderen nützlichen Aufsätzen für Schulen und zum Selbstgebrauche. Von *Xaver D Brandenberg*, Präfect und Professor am Gymnasium zu Zug. 1822. XVI u. 528 S. 8.

Rec. will dem Vf. glauben, dafs er zur Verfertigung einer deutschen Sprachlehre von verschiedenen Seiten ersucht worden sey, kann sich aber nicht vorstellen, dafs unter diesem Ansuchen gemeint worden, Hr. *Brandenberg* solle aus zehn Sprachlehren die eilfte zusammenschreiben. Und doch ist dieses der Fall. Der Vf. gesteht S. IX der Vorr., dafs er von den classischen Werken eines *Adelung*, *Campe* (deren classische Wörterbücher er besonders *berathgefragt* (!) habe), eines *Hahn*, *Pölitz* u. A. *nur in Nebensachen* abgewichen sey. Rec. hoffte, Hr. *B.* würde das Material aus jenen Schriften doch auf eigenthümliche Art verarbeitet, und zu einem eigenen Systeme umgebildet haben, fand sich aber auch in dieser Hoffnung getäuscht, indem der Vf. seine Vorläufer häufig *wörtlich abgeschrieben*, und damit sein Werk zu einem Plagiat herabgewürdigt hat. Man vergleiche *Desaga's* deutsche Sprachlehre, 2te Ausg. S. 5.

Desaga.	*Brandenberg* S. 7.
Werden mehrere Buchstaben an einander gereiht, und mit einer einzigen Öffnung des Mundes ausgesprochen: so entsteht eine Silbe (Sylbe). Diese besteht entweder aus einem einzigen Selbst- oder Doppel-Laute, z. B. Ei, Au-e, oder aus mehreren Mitlauten, welche einen gemeinschaftlichen Selbst- oder Doppel-Laut haben, z. B. Buch, Baum u. s. w.	Aus den Buchstaben, wenn sie an einander gereiht und mit einer einzigen Öffnung des Mundes ausgesprochen werden, entstehen Sylben. Eine Sylbe ist daher ein verständlicher Laut, welcher mit einer einzigen Öffnung des Mundes hervorgebracht wird. Diese besteht entweder aus einem einzigen Selbst- oder Doppel-Laute, z. B. o! ei! Au-e, oder aus mehreren Mitlauten, welche einen gemeinschaftlichen Selbst- oder Doppel-Laut haben, z. B. Arm, Buch u. s. w.

Aus der genetischen, nicht ganz richtigen, Beschreibung seines Vorgängers bildete also Hr. *B.* eine Definition, deren Unhaltbarkeit Jedem einleuchtet, der da weifs, dafs alle Mitlaute verständlich sind, und bey allen, aufser dem *m*, der Mund geöffnet wird. Darum sind sie aber noch keine Sylben.

Desaga S. 24.	*Brandenberg* S. 34.
Zu den Hauptwörtern rechnet man 1) die Namen aller selbstständigen Dinge, z. B. Fenster u. s. w., diese lassen sich zählen; 2) die Namen aller an sich unselbstständigen, aber als selbstständig gedachten Dinge, z. B. Schönheit u. s. w.; 3) die Gattungsnamen, die einen Begriff bezeichnen, in welchem mehrere einzelne Dinge gedacht werden, z. B. Mensch u. s. w. Arten der Gattungsnamen sind a) die Sammelwörter, die solche Gegenstände bezeichnen, welche eine Sammlung vieler einzelnen Dinge von einerley Art sind, z. B. Wein u. s. w.; b) die Stoffwörter, welche den Stoff bezeichnen, woraus ein Körper von Natur oder durch Kunst gebildet ist, z. B. Gold u. s. w.; c) die Wiederholungswörter, welche einen in der Zeit zusammengesetzten Gegenstand bezeichnen, z. B. Gebrüll u. s. w.	Zu den Hauptwörtern gehören 1) die Namen aller selbstständigen Dinge, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen u. s. w.; 3) die Namen aller unbeständigen Dinge, aber die wir als selbstständig denken u. s. w.; 5) die Gattungsnamen, die einen Begriff bezeichnen, dem mehrere einzelne Dinge seiner Art angehören u. s. w. Arten der Gattungsnamen sind: a) die Sammelwörter, welche solche Gegenstände bezeichnen, die eine Sammlung vieler einzelner Dinge von einerley Art sind, z. B. Sand u. s. w.; b) Stoffwörter, welche den Stoff, die Materie, bezeichnen, woraus ein Körper von Natur oder durch Kunst gebildet ist, z. B. Gold u. s. w.; c) Wiederholungswörter, welche einen in der Zeit zusammengesetzten, öfters wiederholten (Tautologie) Gegenstand bezeichnen.

Rec. ist des Abschreibens müde, es geht noch einige Nummern so fort, und wen die weitere Vergleichung anzieht, dem will er hier die gehörigen Nachweisungen geben. Man schlage auf *Brandenberg* S. 4 §. 1. *Desaga* S. 2. *Br.* S. 20. *D* S. 54. *Br.* S. 57 von 1—5 inclus. *D.* S. 57. *Br.* S. 104. III. *D.* 34. VI. *Br.* 131. C. *D.* 64. 2). *Br.* 157. *D.* 70. *Br.* 162. V. *D.* 33. V.

Br. 175. VI. *D.* 40. VII. *Br.* 441 §. 2. *D.* 89. *Br.* 442 §. 10. *D.* 89 von 1—7. *Br.* 444 §. 12. *D.* 90. *Br.* 446 §. 13—15. *D.* 92—95. *Br.* 455 §. 21. *D.* 96 No. 1. *Br.* 458 §. 25. *D.* 98 No. 5. *Br.* 485. *D.* 135. Die vielen Übungen, die *Br.* aus *D.* entlehnt, wollen wir nicht in Anschlag bringen.

Das vorliegende Werk hat übrigens die Gebrechen gewöhnlicher Schulgrammatiken, nämlich eine erdrückende Menge oft unrichtiger Definitionen und Eintheilungen, die nun einmal in ein Lehrbuch für Kinder nicht gehören; ferner eine schädliche Weitläuftigkeit und einen gänzlichen Mangel an historischer und dialektologischer Sprachforschung, der heut zu Tage, da *Grimms* Grammatik Jedem zugänglich ist, besonders einem Schweizer unverzeihlich wird, der von seinen Landsleuten *Füglistaller* und *Stalder* sich mehr Raths hätte erholen können, als aus einem Dutzend Schulbücher. Den alten Sauerteig von 6 Casus, einer regelmäfsigen und unregelmäfsigen Conjugation, findet man hier wieder aufgewärmt; 5 Declinationen, wovon die 4te völlig unnöthig, und schon in der 3ten und 2ten enthalten ist; dazu 5 Declinationen ausländischer Wörter, die mit Ausnahme der ersten alle schwach decliniren; sodann 5 Declinationen der Eigennamen (wobey unter Anderem gelehrt wird, der Plural von *Karl* laute wieder *Karl*), die doch alle ihres Orts unter die starke Declination hätten eingefügt werden sollen, also zusammen 15 Declinationen: wahrlich für den Unterricht der Kinder eine sehr tröstliche Umständlichkeit. Als Beyspiel philosophischer Schärfe möge nur der 1 §. des Buches hier eine Stelle finden. „Der Mensch, heisst es, als König der Schöpfung besitzt unter den Geschöpfen der Erde allein die Fähigkeit, seine Gedanken und Gefühle durch gewisse Töne und Laute auszudrücken. Dieses Vermögen nennt man die Sprachfähigkeit." Allein diesen königlichen Vorzug hat auch der Hund mit dem Menschen gemein, der, wenn er geschlagen wird, seine Gefühle ebenfalls durch gewisse Töne und Laute ausdrückt. Hieraus folgt, dass der Hund Menschensprache besitzt. Die Definition ist also zu weit, indem die *differentia ultima* des Lautes, nämlich die Articulation oder der Wortlaut, übergangen ist. Die Etymologie hat nach unserem Vf. drey Theile, die Entstehung und Abstammung der Wörter, die Wortbildung und die Wortveränderung. Allein man erwarte nicht eine Lehre der Wortabstammung, es ist darin blofs von den Sprachlauten die Rede, deren Mitlaute, S. 5 §. 7, auf die unzweckmäfsigste Weise in Lippen-, Zungen-, Zahn-, Gaumen- und Lungen-Laute eingetheilt werden, statt dass der Vf. in diesem Stücke die erste beste griechische Grammatik hätte abschreiben können. Die Wortbildung ist eine sehr unvollkommene Sylbenlehre, worin die Präpositionen sowohl, als Adverbien, wie *fort*, *fältig*, *wieder* u. s. w. als *Vor-* und *Nach-Sylben* aufgeführt werden! S. 9 heisst es: „Ein Wort hat so viel Sylben, als es Selbstlaute oder Doppellaute hat," — *Berg*, *Held*, *Haydn* sind also einsylbig, wenn sie auch *Berech*, *helet* u. s. w. gelautet haben. In den meisten Mundarten werden in den Endsylben *em*, *er*, *el* u. s. w. die Vocale weggeworfen, und dennoch bleibt die Sylbe in der Aussprache ganz deutlich, und verschwindet nicht. Doch das gehört in die historische und dialektologische Sprachforschung, die dem Vf. noch fremd ist, in die sich aber jetzt Jeder vertiefen muss, ehe er ein Wort über deutsche Sprache mitreden will.

M. T. F.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Stuhr: *Deutsches Theater*, von *Karl Stein*. 1820. 350 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung enthält: 1) *Die armen Maler*, Lustsp. in 1 Aufzuge, frey nach dem Französischen. Krieger und Selnau, die zwey armen Maler, sehen in einer Gemäldeversteigerung ihre Arbeiten zu hohen Preisen verkauft, und diess begründet das Glück der liebenden Metha, Selnaus Tochter, und des Kaufmanns Wendt, dessen Vater auch von jenen Gemälden gekauft hat. Eine recht artige Anekdote, leicht und gefällig dialogisirt. 2) *Shakespeares Bestimmung*, Schauspiel in 1 Aufzuge in freyen Versen. Der Vf. hat die bekannte Anekdote von Shakespeares Wilddieberey benutzt, und daraus ein recht niedliches, rührendes und anziehendes Stück gewebt, das den talentvollen Dichter beurkundet. Beide Stücke empfehlen wir den Theater-Directionen. Nicht so 3) *den Günstling*, Schauspiel in 3 Aufzügen. Ein gefallener redlicher Minister ist an sich ein auf dem Theater allzu verbrauchtes Süjet. Überall stöfst man auf Unwahrscheinlichkeit, und der Charakter des Baron von Dünkelstedt ist allzu grell gezeichnet, sowie die Intrigue, durch welche er den Grafen stürzt, um die Hand seiner Tochter zu erhalten, zu gemein und abgenutzt. Auch sprechen alle Personen des Stücks die Bühnensprache. Für *diese* Gattung scheint also Hr. *St.* kein Talent zu haben. Desto verdienstlicher ist 4) die Bearbeitung des *Stephanischen* Stückes, *das Loch in der Thüre*. Es ist leicht dialogisirt, und die Veränderungen sind durchgängig zweckmäfsig. Möchte es doch Hn. *St.* gefallen, auf die nämliche Weise mehrere unserer älteren Stücke zu bearbeiten, die nur hie und da einer kleinen Nachhülfe bedürfen, um brauchbar zu werden, und hiedurch der, ohnehin übertriebenen, Klage der Schauspiel-Directionen über Mangel an guten Originalstücken abzuhelfen!

J. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

THEOLOGIE.

STRALSUND, in der königl. Regierungsbuchhandl.: *Des heil. Joh. Chrysostomus sechs Bücher vom Priesterthume*, verdeutscht durch *K. F. W. Hasselbach*. 1820. CII u. 162 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 41.]

Bey der vorherrschenden Neigung der jüngst verflossenen Zeit, einzig durch die (subjective) Vernunft festzusetzen, was Jesus als göttliche Lehre verkündigt haben müsse, und bey dem dadurch erzeugten Selbstruhme, auf einer vorher noch nie erreichten Höhe der religiösen Erkenntnifs zu stehen, konnte es nicht fehlen, dafs die Bestrebungen der Vorzeit immer weniger beachtet wurden, und besonders das Studium der Kirchenväter fast ganz aufhörte. Der Werth der Letzten wurde nur nach der Ausbeute, welche sie für die Geschichte der Glaubens- und Sitten-Lehre gaben, geschätzt; allein der Gewinn, welchen wenigstens sehr viele für die Unterhaltung eines christlich-frommen Sinnes und die zweckmäfsige Anordnung und Leitung der Kirche überhaupt bringen, blieb gröfstentheils übersehen. Indem Viele unserer Zeitgenossen sich wieder dem Positiven im Christenthume zuwendeten, und die protestantische Kirche zu neuem Leben erwachte, mufste auch das Bedürfnifs immer fühlbarer werden, sich davon zu unterrichten, welche Gestalt das Christenthum in den früheren Jahrhunderten nach Lehre und Verfassung hatte: denn je heller, umfassender und lebendiger die Ansicht der Vergangenheit in dieser Hinsicht wird, desto reicher an Mitteln werden wir, die Übel der Kirche zu heilen, desto mehr lassen sich aber auch warnende Stimmen vor Mifsgriffen, zu denen jetzt zuweilen ein wohlmeinender Eifer verleitet, vernehmen. *Chrysostomus* steht unter den Kirchenvätern durch seine Talente ebensowohl, als durch seine Kenntnisse, seine genaue und fruchtbare Erklärung der Bibel und seinen muthigen und unermüdeten Eifer für die Lehre Jesu so ausgezeichnet da, dafs man auch jetzt, wie zu allen Zeiten, auf ihn vorzüglich sein Augenmerk hinrichten mufste. Hr. *Neander*, dem wir in diesem Fache schon vieles Vorzügliche verdanken, hat daher im vorigen Jahre angefangen, ein herrlich gelungenes Bild von Chrysostomus und seinem Zeitalter uns zu geben (Der heil. Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter. 1ter Bd. Berlin); und auch Bearbeitungen einzelner Schriften werden nicht ausbleiben. Der Anfang ist auch schon gemacht mit der Schrift vom Priesterthume, die nicht nur an Hn. *H.*, sondern auch an Hn. *Ritter*, kathol. Pfarrer in Berlin, fast gleichzeitig einen Übersetzer gefunden hat. Sie verdiente um so mehr eine allgemeinere Verbreitung in unserer Sprache, je tiefer, fester und begeisterter der Zweck und die Würde des christlichen Predigtamtes in ihr aufgefasst sind, und je mystischer und schwankender selbst manche rationalistische Theologen diesen Zweck dargestellt haben.

Der Vf. der vorliegenden Übersetzung, Hr. *H.*, sagt nirgends, wo und in welchen bürgerlichen Verhältnissen er lebe, sondern erwähnt nur in der Dedication an seinen Bruder Wilhelm, dafs er mit den Kirchenvätern vertrauter zu werden gesucht habe, ein vielbeschäftigendes Amt bekleide, damit verknüpfte anderweitige Studien treibe, und unter Umgebungen lebe, die einem literarischen Unternehmen nicht eben allzu günstig sind. Sein Zweck bey der Verdeutschung dieser Schrift war, dieselbe insonderheit *den* Hirten aufs Neue zuzuführen, „die wiederum sehnlicher nach dem Herrn fragen möchten, um was Rechtes zu lehren, und die zerstreuten Heerden zu sammeln," und versichert S. CII, „dafs Meister Klüglings Luftstreiche ihr nichts sonderlich anhaben sollen." Rec. will aus dem von Hn. *H.* angegebenen Zwecke die Übersetzung beurtheilen, und überall die nöthigen Gründe beybringen. Die CII Seiten lange Vorrede enthält Alles, was der Übersetzer, einleitend zu seiner Arbeit, sagen wollte, und verbreitet sich über Gegenstände zuweilen ausführlich, die nur in entfernter Beziehung zu dem besseren Verständnisse seiner Übersetzung stehen, z. B. die Bemerkungen über geistliche Redekunst (S. XVII — XXVI), über die drey Hauptarten idealer Gespräche (S. LXXXII — LXXXIV), und weder hinlänglich begründet, noch klar ausgesprochen sind. Übrigens finden die Leser S. XII — XVII einen kurzen Abrifs von dem Leben des Chrysost. bis zu seinem Presbyteriat in Antiochien, S. XXVI — XXXVII die Vorzüge und Fehler seiner Beredsamkeit, S. XXXVIII — XLIX seinen sittlichen Charakter und seine doppelte Abfassung, S. XLVIII — LXXXII das Geschichtliche und die Form der Schrift vom Priesterthume, S. LXXXIV — LXXXVIII über die fromme Lüge, welche Chrys. in Schutz nimmt, S. LXXXIX — XCIX über die Grund-

Sätze, nach welchen Hr. *H.* überſetzt hat, und zuletzt das Urtheil über *Bengels* Ausgabe, welche der Überſetzung zu Grunde gelegt iſt. Aus dieſer Inhaltsanzeige ergiebt ſich von ſelbſt, daſs diejenigen, welchen die Überſetzung beſtimmt iſt, theils mehr, theils weniger empfangen, als ſie bedürfen. Sehr nützlich wird ihnen werden, was über Chryſ. und ſeine Beredſamkeit geſagt wird, einige Stellen abgerechnet, wo der Vf. ſich ſelbſt nicht klar geworden iſt, als S. XXXIII. Hier zählt Hr. *H.* auf, was den Chryſ. als Redner auszeichnet, und ſchlieſst unmittelbar daran folgende Bemerkung: „Und ſo wie ihm Etwas jener individuellen Religion beywohnt, ſo beſitzt er jenes Chriſtlich-Pantheiſtiſche, welches Einer der Neueren (*Novalis*) zur Vermeidung des Eintönigen und Ermüdenden von dem Kanzelredner verlangt.“ Die weitläuftige Unterſuchung, ob das Geſpräch zwiſchen Chryſ. und Baſilius wirklich gehalten worden, oder nur Einkleidung des Stoffes ſey, kann keine Frucht bringen, da ſich ſchwerlich ein anderes, als das S. LXXI angegebene Reſultat wird finden laſſen, daſs nämlich „in der für geſchichtlich genommenen Unterlage unſeres Geſpräches mehr Dichtung, als Wahrheit anzutreffen iſt.“ Dagegen war es um ſo dringenderes Bedürfniſs, den Gang der Gedanken, welchen die Unterredung in allen ſechs Büchern nimmt, beſtimmt vorzuzeichnen, da es Hn. *H.* nicht gefallen hat, den einzelnen Büchern und Abſchnitten Inhaltsanzeigen vorzuſetzen, und in kurzen Anmerkungen ſchwerere Stellen zu erläutern.

Was die Überſetzung ſelbſt betrifft: ſo iſt ihr, wie ſchon erinnert, der *Bengel*'ſche Text zum Grunde gelegt, aber Hr. *H.* hat ſich mit Recht Abweichungen erlaubt, und da, wo dieſs geſchehen iſt, die griechiſchen Worte unten abdrucken laſſen. Die Rechtfertigung der gewählten Lesarten behält er einer Ausgabe des Originales vor, welche er mit den Schriften ähnlichen Inhalts von *Greg. Naz.*, *Ambroſ.*, *Greg. M.* in der Folge zu beſorgen gedenkt. Der auf dieſe Art der Überſetzung zu Grunde liegende Text trifft ganz, eine einzige Stelle ausgenommen, mit dem in der Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Chryſ. (Antwerp. 1725. XII Tom. Fol.) zuſammen, welche Rec. vor ſich hat. Nur B. 6 Cap. 12 gegen das Ende iſt Rec. ungewiſs, ob Hr. *H.* anders geleſen hat. In der Antwerp. Ausgabe ſteht: καὶ βραχίονας, καὶ τράχηλον, καὶ κνημῖδα; Hr. *H.* dagegen überſetzt (S. 158): *und Arm, und Rad, und Beinſchiene*; *Cramer* hat *Hals*. — Der Sinn des Originals iſt mit groſser Treue wiedergegeben, ein Vorzug, welcher der *Cramer*'ſchen Überſetzung (Des heil. Kirchenlehrers Joh. Chryſ. Predigten und kleine Schriften. 1ter Band. Leipzig, 1748.) nicht beygelegt werden kann. Wo Rec. in dieſer Beziehung hie und da einigen Anſtoſs gefunden hat, betrifft es weniger den Gedanken ſelbſt, als die Schattirung deſſelben, wie einige Beyſpiele zeigen werden. B. 1 Cap. 4 ſagt Baſil. zu Chryſ.: σὺ δὲ καὶ ὅπως ἐμπεσούμεθα, ἅπαντα ἔπραξας· καὶ δόλον σοι καὶ ὑποκρίσεως ἐδέησεν οὐδὲν, πρὸς τὸν ἀδόλως καὶ ἁπλῶς ἅπαντα καὶ λέγειν καὶ πράττειν εἰωθότα πρὸς σέ, welche Hr. *H.* überſetzt (S. 12): *Du aber haſt ſogar, daſs ich darein verfallen ſollte, Alles gethan, und Trug und Heucheley von Nöthen gehabt gegen den, der truglos und ohne Falſch Alles zu reden und zu thun gewohnt war gegen dich.* Der Vorwurf in dieſen Worten wird ſchärfer, wenn der verneinende Ausdruck des Originals beybehalten wird: *Trug aber und Heucheley bedurfteſt du nicht gegen den* u. ſ. w. Ebendaſelbſt: ἐν μέσῳ παγίδων διαβαίνομεν· καὶ ἐπὶ ἐπάλξεων πόλεων περιπατοῦμεν, wo Hr. *H.* hat: *Wir wandeln unter Stricken, und gehen auf eitel hohen Spitzen.* Das μέσῳ iſt hier wohl nicht pleonaſtiſch, und durch die *eitel hohen Spitzen* wird in dem deutſchen Leſer auch nicht das Bild einer hohen, mit Bruſtwehren verſehenen Mauer geweckt, auf welcher die höchſte Gefahr droht, wenn eine Stadt belagert wird. Zwar hat Hr. *H.* Luthers Autorität für ſich, der dieſe, Sir. IX, 13 (20 in der deutſchen Bibel) vorkommenden Worte ebenſo überſetzt; allein damit wird für den Leſer nicht das richtige Bild gewonnen. — Überhaupt hat das Streben nach zu groſser Treue der deutſchen Sprache zuweilen theils Gewalt angethan, theils die Rede unverſtändlich gemacht. Hr. *H.* gehört nämlich zu den Überſetzern, welche glauben, Wort für Wort wiedergeben zu müſſen, und unſere Sprache für eine Puppe anſehen, deren Glieder man nach dem fremden Idiom renken könne. Daher finden ſich hie und da ungewöhnliche Ausdrücke, und manche Perioden ſind ſteif und ohne das Original kaum zu verſtehen. Ungewöhnliche Ausdrücke finden ſich B. 1 Cap. 3 (S. 9): ἅμα τῷ χάνειν ἐκωλύετο φθέγγεσθαι, *ward er, ſobald er den Mund geöffnet, verhindert auszulauten.* B. 6 Cap. 8 (S. 144): τετριμμένους πρὸς μάχας καὶ λοιδορίας, *ſo gerieben ſind für Zänkereyen und Scheltreden.* Dunkel und ungelenk ſind folgende Stellen: B. 3 Cap. 5 (S. 49): ὁ δὲ παρὰ θεοῦ τοσούτῳ μείζονα ἐξουσίαν λαβὼν, ὅσῳ γῆς τιμιώτερος ὁ οὐρανὸς, καὶ σωμάτων ψυχαί: *Wer aber von Gott eine um ſo viel gröſsere Macht empfangen, denn köſtlicher, als die Erde, der Himmel, und als Leiber Seelen ſind.* B. 6 Cap. 4 (S. 137): ἐννόησον γὰρ, ὁποίας τὰς ταῦτα διακονουμένας χεῖρας εἶναι χρὴ, ὁποίαν τὴν γλῶτταν τὴν ἐκεῖνα προχέουσαν τὰ ῥήματα, τίνος δὲ οὐ καθαρωτέραν καὶ ἁγιωτέραν, τὴν τοσοῦτο πνεῦμα ὑποδεξαμένην ψυχήν: *denn bedenke nur, wie beſchaffen die dieſs verwaltenden Hände ſeyn müſſen, und wie beſchaffen die Zunge, von welcher jene Worte flieſsen, und mehr, als was, nicht lauter und heilig die Seele, die ſo hohen Geiſt aufnehmen ſoll?* Um den Leſern wenigſtens einige Gelegenheit zur Vergleichung mit *Cramer's* Überſetzung zu geben, ſtehe hier dieſelbe Stelle: *Welche Würde iſt ſo groſs, als die ſeinige (des Prieſters)? Wie groſs muſs nicht ſeine Reinigkeit, ſeine Tugend und Religion ſeyn? Wie heilig müſſen ſeine Hände, und wie heilig muſs ſeine Zunge ſeyn, die ſolche Worte ausſpricht? Muſs eine Seele, die dieſe geiſtlichen Gaben empfängt, nicht reiner, nicht heiliger als Alles ſeyn?* B. 3 Cap. 14 (S. 63): θυμὸς γὰρ φησὶν, ἀπόλλυσι καὶ τοὺς φρονίμους. καθάπερ γὰρ ἔν τινι νυκτομαχίᾳ σκοτωθεὶς ὁ τῆς ψυχῆς ὀφθαλμὸς, οὐχ εὑρίσκει διακρῖναι τοὺς φίλους τῶν πολεμίων, οὐδὲ τοὺς ἐντίμους τῶν ἀτίμων: *Denn dieſer, heiſst es, verdirbt auch Verſtändige. Gleichwie nämlich in einem Nachtkampfe verfinſtert weiſs das*

Auge der Seele nicht zu unterscheiden die Freunde von den Feinden, noch die Ehrlosen von den Geehrten. Cramer also: *Der Zorn verderbt auch die Weisen, heisst es. Denn das Auge der Seele wird verfinstert, und kann, wie in einem nächtlichen Streite, nicht Freunde von Feinden, nicht Geehrte von Verachteten, unterscheiden.* B. 5 Cap. 2 (S. 120): καὶ καθάπερ ὁ μήτε πάσχων τι πρὸς τὰς εὐφημίας, μήτε λέγειν εἰδὼς οὔτε εἴκειν ταῖς τοῦ πλήθους ἡδοναῖς, οὔτε ὠφελεῖν ἀξιόλογόν τινα δύναται ὠφέλειαν, τῷ μηδὲν ἔχειν εἰπεῖν· οὕτω καὶ ὁ τῷ πόθῳ τῶν ἐγκωμίων ἑλκόμενος, ἔχων ἀφ' ὧν ἀμείνους ἐργάσασθαι δυνήσεται τοὺς πολλούς, ἀντὶ τούτων παρέχει τὰ τέρψαι δυνάμενα μᾶλλον τούτους, τοὺς ἐν τοῖς κρότοις θορύβους ὠνούμενος. Hr. H.: *Und gleichwie, wer so wenig empfänglich ist für Beyfallsäusserungen, als zu reden versteht, weder den Lüsten der Menge nachzugeben, noch irgend redewerthen Nutzen zu stiften vermag, weil er nichts zu sagen weiss; ebenso bietet auch, wer von dem Verlangen nach Lobpreisungen hingerissen wird, obgleich er weiss, womit er die Menge besser machen kann, statt dessen vielmehr, was zu ergötzen vermag, und erkauft dafür das Lärmen in dem Beyfallklatschen.* Cramer also: *Und gleichwie derjenige, der von den Lobsprüchen nichts zu besorgen hat, zugleich aber auch nicht beredt ist, weder die Wollust des Volks vergnügt, noch auch einigen Nutzen schafft, eben darum, weil er nicht reden kann: so predigt derjenige, der von dem Verlangen nach Lobsprüchen hingerissen wird, ob er gleich die Mittel hat, wodurch er Viele bessern könnte, wiederum solche Dinge, die den Haufen vergnügen, und erkauft eben dadurch den Lärm und das Geräusch des Händeklatschens.*

Je unbedeutender die Flecken der Übersetzung des Hn. *H.* sind, um so mehr wünscht sie Rec. in recht viele Händen, weil Chrysostomus nicht nur für die Würde und die Pflichten des geistlichen Standes zu begeistern, sondern auch über die zu hoch gespannten Anfoderungen an den Prediger, die sich in seiner und unserer Zeit gleichen, zu erheben und zu trösten weiss.

O. P. B.

LEIPZIG, b. Barth: *System der reinen, populär-praktischen, christlichen Religions- und Sitten-Lehre.* Ein Handbuch für Religionslehrer und angehende Theologen, von *Georg Jac. Ludw. Reuss*, evang. Pred. zu Crofsdorf bey Giessen. Zweyter Theil, zweyte Hälfte, und des Ganzen dritter und letzter Band. 1821. LXXIV S. statt der Vorrede u. 518 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel: *System der reinen, populär-praktischen Sittenlehre* u. s. w. *Zweyter Band.*

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1821. No. 17.]

In diesem zweyten Bande, oder in der 2ten Hälfte des 2ten Theils (ob der *erste* Band nunmehr erschienen, wissen wir nicht), fährt der Vf. fort, indem er noch anhangsweise Etwas über die Pflichten gegen Andere überhaupt und diejenigen, welche gegen sie in gewissen näheren Verbindungen und besonderen Verhältnissen zu beobachten sind, und die allgemeinen Pflichten gegen uns selbst durchgenommen hat, nach seinem Plane die fünfte und sechste Hauptpflicht abzuhandeln, und giebt darauf als einen dritten Haupttheil seiner Sittenlehre eine Ascetik. In dem, was er statt der Vorrede zu geben für gut gefunden hat, sucht er einige seiner im ersten Bande der Sittenlehre vorgetragenen wissenschaftlichen Ansichten zu bestätigen, welches wenig nöthig scheint, und wünscht besonders, das Urtheil darüber, was er in wissenschaftlicher Hinsicht geleistet habe, und ob nicht dieses Buch auch gebildeten Laien als ein Erbauungsbuch dienen könne, zu hören. Rec. glaubt bey Beurtheilung des ersten Bandes den Wunsch des Vfs. schon erfüllt zu haben, und kann nur hinzufügen, dass dieser zweyte Band das abgegebene Urtheil über das ganze Werk noch bestätigt hat. Erbaulich ist hier das Meiste, und Alles wohl so viel, als es unbeschadet des Zweckes, auch wissenschaftlich zu seyn, möglich gewesen ist. Diesem Bemühen, erbaulich zu seyn, mag es aber auch zugeschrieben werden, wenn kein rechtes Verhältniss in Ausführung der einzelnen Theile beobachtet, Manches zu weitläuftig, Manches zu kurz abgehandelt und Manches übergangen ist, welches mit gleichem oder auch mit mehrerem Rechte, als das, worüber gesprochen worden, hätte aufgenommen werden sollen. So finden sich z. B. unter den Mitteln zur Tugend auch Betrachtungen am Geburtstage. Aber wo würde man ein Ende finden, wenn man in eben der Art alle Betrachtungen, die zur Frömmigkeit helfen, aufstellen wollte? Über die Religionsübungen ist dagegen viel zu wenig gesagt, wahrscheinlich, weil das hier Nöthige der Religionslehre überlassen geblieben ist; aber wenn der Vf. in dieser von den Mitteln geredet hätte, die ohne unser Zuthun da sind, z. B. von den Sacramenten, und in der Sittenlehre von denen, die durch uns erst entstehen, z. B. dem Gebete: so würde eine wissenschaftliche Scheidung möglich gewesen seyn. Wenn der Vf. Betrachtungen über die Vergänglichkeit, aber nicht auch Betrachtungen über den rechten Werth aller Dinge anstellt: so kann er leicht veranlassen, dass die dadurch geweckte Gesinnung einseitig und etwas schwärmerisch werde. Die Wissenschaftlichkeit des Vortrags leidet wenigstens durch solches Verfahren immer. Aber nützlich kann es angehenden Theologen, für welche der Vf. doch besonders geschrieben hat, werden, wenn sie daraus den grossen Reichthum moralischer Wahrheiten und Betrachtungen erkennen, und die Geschicklichkeit lernen, in ähnlicher Art zugleich mehrere ähnliche sich vorzuhalten, und in dieser Hinsicht kann ihnen, wie solchen, die zur Erbauung lesen, auch dieser Band sehr empfohlen werden.

Dfr.

BERLIN, b. Hayn: *Handbuch für Geistliche und Schullehrer zur Kenntniss der preussischen Gesetzgebung in Kirchen- und Unterrichts-Ange-*

legenheiten, nach alphabetischer Wortfolge, von *J. D. F. Rumpf*, exped. Secretär bey der königl. Regierung in Berlin (die nicht mehr besteht). 1822. 892 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf., der schon mehreren Classen der preussischen Staatsdiener durch Verfertigung von Auszügen der ihnen vorzüglich wichtigen Landesgesetze aus den grösseren Sammlungen der allgemeinen Gesetzgebung nützliche Dienste geleistet hat, verpflichtet sich hier auch den Predigern und Schullehrern im preussischen Staate, besonders, so fern diese nicht schon ein Werk dieser Art, deren wir bekanntlich mehrere besitzen, haben, und wenn sie auf einem etwas höheren Standpuncte im Kirchen- oder Schul-Wesen, z. B. als Superintendenten und Schulinspectoren, stehen. Nur ist zu bedauern, dass das Werk *dadurch* zu weitläufig und eben desswegen zum Anschaffen zu kostbar geworden ist, dass so viele Verordnungen ganz wörtlich, sogar mit ihren Eingängen, abgedruckt sind. In einem solchen Buche sucht man wohl nur den Inhalt des Gesetzes, und höchstens die Nachweisung, wo es wörtlich zu finden ist. Weniger kann man hoffen, dass Verordnungen, die nur in einzelnen Provinzen oder Regierungsbezirken gelten, neben denen stehen, die im ganzen Lande Gesetzeskraft haben: denn da bemerkt ist, wo die Verfügungen gegeben sind, so kann man doch wissen, was allgemein im Lande gültig ist oder nicht, und manche nur für einzelne Landestheile gegebene *Publicanda* geben doch wenigstens für andere Bezirke eine Analogie ab oder Gelegenheit zu Vorschlägen und Wünschen. Aber dass auch solche Vorschriften in aller ihrer Ausdehnung aufgenommen sind, die gar nicht mehr gelten, und nur für eine gewisse Zeit gegeben waren, wohin Rec. auch das Religionsedict von 1788, die Verordnung über die Prüfungen der Candidaten der Theologie vom 12 Febr. 1799, und so viele andere, rechnen möchte, hat das Buch ohne alle Noth und Nutzen dickleibig und theuer gemacht; sowie, dass sich solche Gesetze ganz abgedruckt finden, welche für Geistliche und Schullehrer nur ein sehr entferntes Interesse haben, z. B. die Instruction für die Regierungen von 1817. Sonst ist es angenehm, die Kirchen- und Schul-Gesetze ziemlich vollständig zu finden, auch muss man loben, dass mehrentheils die Verordnungen bey dem Worte aufgeführt sind, wo man sie am ersten suchen wird, oder dass man da doch Hinweisungen findet, wo sie stehen. Rec. hat sich wenigstens bey mannichfaltigen Nachforschen nicht eben getäuscht gefunden. Wenn daher das Buch gedrängter und mit mehrerer Hinsicht auf die Bedürfnisse derer, welchen es gewidmet ist, geschrieben wäre: so würde daran nichts zu tadeln seyn.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Heidelberg*, b. Oswald: *Des Christen Stärke, des Christen Muth und freudige Hoffnung in der Zuversicht, dass er unter Gottes Schutze seine Berufsarbeiten vollbringe.* Eine Predigt bey dem Antritte des Diakonats am 13 Dec. 1818 gehalten in der evangelisch-lutherischen Stadtpfarrkirche zu Mannheim, von *C. L. Bauer*, Diakonus. Gedruckt auf Begehren des Gemeindevorstandes. Ohne Jahrzahl. 14 S. 4.

2) *Heidelberg*, b. Oswald: *Antritts-Rede*, in der katholischen Stadtpfarrkirche zum H. Geiste zu Heidelberg gehalten den 28 März 1819 von *J. Beyhofer*, Landesh. Stadt- und Landschulen-Dekan, Bischöfl. Ehrendechant u. Stadtpfarrer. 1819. 24 S. 8. (4 gr.)

Die *Bauer*'sche Antrittspredigt (No. 1) ist ganz in dem Sinne gehalten, wie Rec. es nach Gründen, welche aus der Sache selbst hervorgehen, wünschen muss. Er redet nur so viel von sich selbst, als nöthig ist; desto mehr, und dieses mit Liebe, von dem heiligen Berufe, der ihm mit Recht gross und ehrwürdig erscheint. Das Thema enthält der Titel, der Text ist Apostelgesch. 18, 9. 10, von dem wohl noch mehr Gebrauch zu machen war. Der erste und zweyte Theil, wovon jener die *Stärke*, dieser den *Muth* des Christen abhandelt, berühren sich ziemlich genau. Auch hätte Rec. es gern gesehen, wenn die besonderen Pflichten des Pfarr- und Seelsorger-Amtes mehr hervorgehoben wären, da sich der übrigens lobenswerthe Vortrag zu sehr im Allgemeinen hält. Bey wenigen einzelnen Stellen findet man Anstoss. „*Das Riesenwerk, die Lehre vom Kreuz*,“ ist ein ganz verfehlter Ausdruck.

Die Predigt des Hn. *Beyhofer* (No. 2) hat ebenfalls Rec. völligen Beyfall. Es ist ein guter, evangelischer Geist, worin hier nach 2 Cor. 4, 5 die Frage beantwortet ist: *Worauf gründet sich die gesegnete Wirksamkeit des christlichen Priester- und Seelsorger-Amtes?* Die Antwort nimmt in den beiden Theilen zuerst auf den Priester und Seelsorger, dann auf die Gemeinde Rücksicht. Rec. kann sich nicht enthalten, die folgende Stelle als Beleg der hellen und reinen Ansichten des Vfs. anzuführen. „Die Religion Jesu, geläutert von menschlichen Zusätzen, gereinigt von den Flecken roher Jahrhunderte, gelehrt in ihrer evangelischen Einfalt und Lauterkeit, ist eine Schule der Tugend, eine Stütze der Staaten, eine Quelle der Beruhigung, ein Lehrgebäude wahrer Glückseligkeit.“ Ganz dem entsprechend ist die treffliche Äusserung über den *Gebrauch der Muttersprache* bey Ausspendung der h. Sacramente, S. 14; ferner über das ausschliessliche *Hören der h. Messe* an Sonn- und Fest-Tagen, mit Hintansetzung der Predigt S. 17 u. m. a. — Einige allzu förmliche Bezeichnungen, z. B. „die *hochansehnliche* Gemeinde,“ gehören nicht auf die Kanzel. Auch macht die doppelte Wiederholung: „Die Religion enthält *lauter grosse* — Wahrheiten, sie führt zu *lauter grossen* — Handlungen“ u. s. w. um so weniger einen guten Eindruck, da diese Redeart ohnediess mehr dem gemeinen Leben, als dem edleren Stile angehört.

NA.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ALTE LITERATUR.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Virgils Georgica deutsch, nebst Anmerkungen und poetischem Anhange, von Karl Gottlieb Bock.* 1819. VIII u. 292 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Diese Überſetzung iſt eine neue, ganz umgearbeitete Auflage der im Jahre 1803 b. Göbbels u. Unzer zu Königsberg in Pr. von demſelben Vf. erſchienenen. Doch iſt ihr anzuſehen, daſs Hr. *B.*, Kriegs- und Admiralitäts-Rath zu Königsberg in Pr., dieſer Arbeit, wie er in dem kurzen Vorberichte ſelbſt ſagt, den gröſsten Theil ſeines Lebens gewidmet, und Vieles gethan hat, um ſich zu dieſem Werke vorzubereiten. Er wollte ein Werk liefern, das einem deutſchen Originalwerke ähnlich ſähe, und glaubte damit nun die (ihm) höchſtmögliche Vollendung erreicht zu haben. Wir werden daher, um unſeren Leſern zu einem eigenen Urtheil über dieſe Überſetzung zu verhelfen, nichts Beſſeres thun können, als ein Paar Proben derſelben mit *Voſs* und der erwähnten früheren Ausgabe in Vergleichung zu ſtellen.

V. 1 — 5. Nach *Voſs.*

Was mit Gedeihn Saatfelder erfreut, und welches Geſtirn uns
Kehren die Erd', o Mäcenas, und hoch die Reb' an den Ulmbaum
Fügen heiſset; was Rindern an Pfleg', und welcherley Wartung
Schafen gebührt, wie erfahrener Fleiſs den ſparſamen Bienen:
Hieven rede mein Lied.

Nach *Bocks* erſter Ausgabe.

Was die fröhlichſten Saaten uns macht, bey welchem Geſtirne
Land am beſten geſtürzt, und Wein an Ulmen geknüpft wird,
Welche Beſorgung das Rind, wie groſse Pflege das Schafvieh
Fordert, Mäcenas, wie viel Erfahrung die häusliche Biene:
Davon ſing' ich forten.

Nach der zweyten Ausgabe.

Was froh machet die Saat, bey welchem Himmelsgeſtirne
Äcker zu wenden, die Reb' an Ulmenbäume zu fügen;
Was für Sorge das Rind, für ämſige Pflege das Schafvieh
Fodert, Mäcenas, wie viel Erfahrung die kärgliche Biene:
Hebe zu ſingen ich an.

V. 139 — 146. Nach *Voſs.*

Jetzo laurte die Schling auf Gewild, und die Rute voll zähes
Vogelleims; es drohten die Hund' um das groſse Gebirgthal.
Dort nun fuhr in die Tiefe des breiten Stromes das Wurfnetz
Rauſchend hinab, dort ſchwebt' in dem Meer das trieſende Zuggarn.
Jetzo ſtarrte das Eiſen, es klang die gezogene Säge;
Denn ſonſt pflegte der Keil den klüftigen Stamm zu zerſpalten;
Jetzo kamen die Künſt' und Erfindungen. Alles beſieget
Unabläſſiger Fleiſs, und die Noth des dringenden Mangels.

Nach *Bocks* erſter Ausgabe.

Jetzt erfand man, das Wild durch Schlingen zu fangen; durch Miſtel
Vögel zu täuſchen; den Forſt mit Hunden umher zu beſetzen.
Dieſer ſchlägt nun bereits ſein Garn in den breiten Gebirgſtrom;
Jener ſtreichet ins Meer, und zieht das trieſende Zugnetz
Hinter ſich nach durch die Fluth. Nun kam die Schärfe des Eiſens,
Und das ſchnarrende Blech der Säge; — mit Keilen geſpaltet
Wurde vor Zeiten das Holz — nun kamen verſchiedene Künſte.
Alles beſiegt hartnäckiger Fleiſs und dringender Nothfall.

Nach der zweyten Ausgabe.

Nun erfand man, das Wild mit der Schlinge zu fangen; mit Miſteln
Vögel zu täuſchen; den Forſt zu beſetzen mit mächtigen Hunden.
Auch ſchlägt dieſer bereits ſein Garn in den breiten Gebirgſtrom;
Jener da ſtreicht in das Meer, und zieht das trieſende Zugnetz
Hinter ſich her in der Fluth. Jetzt kam die Schärfe des Eiſens,
Jetzo das ſchnarrende Blech der Säge: — denn ſpaltbare Hölzer
Theilte man vor mit dem Keil — nun kamen verſchiedene Künſte.
Alles beſiegt hartnäckiger Fleiſs und dringender Nothfall.

Aus dieſen Proben ergiebt ſich allerdings, daſs Hr. *B.* mit ebenſo vielem Fleiſse, als richtigem Gefühle an der Verbeſſerung ſeiner erſten Ausgabe gearbeitet hat. Daher iſt in der zweyten Probe weit weniger Änderung wahrzunehmen, als in der erſten. Und wir können verſichern, daſs nach dieſem Verhältniſſe hier das ganze Werk verbeſſert erſcheint. Jedoch wollen wir dadurch keinesweges dem Ruhme unſeres würdigen *Voſs* etwas entziehen. Sein Werk wird immer ein Meiſterſtück bleiben, und vor dieſem *Bock*'ſchen zwey groſse Vorzüge voraus behalten, nämlich ſeinen trefflichen Commentar und ſein lebendigeres Dichtergefühl, verbun-

den mit prosodischer und metrischer Genauigkeit. Hn. *B's*. Anmerkungen sind kurz, hin und wieder vielleicht zu kurz, gehen bloss auf die Sachen, und enthalten nichts Neues. Auch in dem prosodischen und metrischen Theile ist Hr. *B.* ebenso, wie in anderen Rücksichten, dem Besseren entgegengeschritten: doch wird er gewiss gerade hier unser aller Meister zu übertreffen, oder auch nur es ihm gleich zu thun, schwerlich selbst gehofft haben. Auch bey *Voss* finden sich hin und wieder Trochäen für Spondeen, aber ungleich mehrere sind bey Hn. *B.* Und wenn wir auch zugeben, dass hie und da, bisweilen sogar mit besonderer ästhetischer Wirkung, eine Hauptlänge dem *ictus* entzogen werden könne: so kann es doch gewiss bey Namen nicht gestattet werden, wie Hr. *B.* es sich I, 31 mit *Thetys* (— ⏑́) erlaubt hat: *Chalybs* (I, 58) und *Arcturs* (I, 67) lassen die Scansion sehr zweifelhaft. V. 71 *unthätige* wie *v ⏑́ v v* f. *⏑́ — v v*. Ebenso V. 286 *ungünstig* als *v ⏑́ v*, und (509) *nachbarlich* als — *⏑́ v*.

In manchen einzelnen Fällen würden wir uns noch mehr an die Urschrift gehalten haben. Das *Hinc* des 5ten Verses Ges. I ist verloren gegangen. V. 14 *nemorum*, *Trift*; V. 20 *wurzelzart*, *teneram ab radice*, wo wir *schlank von der Wurzel ab* sagen würden; V. 35: *schuldigen Himmel*, *coeli justa parte*; V. 45: *im drückenden Pfluge*, *depresso aratro*, wo es *tief eingedrückt* heissen sollte; V. 46: *geschleift*, *adtritus*, für *berieben*; V. 49 der fehlende Artikel vor *Speicher* und das ausgefallene *illius*; V. 66: *Lenz* für *aestas* können wir nicht billigen. *Imperat* (V. 99) würden wir wenigstens nicht ohne Anmerkung und Beziehung auf *imperium* (Cic. Cat. maj. 15, 51) durch *gebietet* übersetzen, noch weniger aber *poscere* (V. 128) durch *befehlen*. Wenn V. 115 *schwelgend* kein Druckfehler ist für *schwellend*: so ist da *abundare* gewiss verfehlt, und ein ganz anderes Bild untergeschoben, als der Dichter hatte. *Abundare* ist eigentlich *überfluthen*. In manchen Kleinigkeiten hätten wir mehr Genauigkeit gewünscht. So schreibt Hr. *B.* (I, 14) *schneeigt* und (I, 107) *hügligt*, aber auch *regnicht* (I, 99) und *milchicht* (I, 314); (116) *laulig*, aber doch *kärglich* (I, 4) und *gedeihlich* (23); (262) *höhlt* und (326) *gehölet; Baum's*, und doch *Dorfs*, *bläs't*, und doch *klopft*. Auch ist die Sprache nicht frey von Provincialismen. Dahin rechnen wir zuerst den ungebührlichen Gebrauch des Apostrophs, wie ausser dem eben Angeführten noch besonders in *abweid't*, *fäll'n*, *flieh'nd*, *durchschneid't*, *Schöpf'rin;* dann (I, 5) *ihr strahlende Lichter*, für *strahlenden; jene erhobene Rücken*, für *erhobenen* (96); *Leinsaat* (212) für *Leinsaamen; die Hirse* (216); da das Wort doch männlich ist, obgleich auch *Voss* es weiblich braucht; *blaulich* (236) für *bläulich*; *der Ungestüm* (391) für *das* U.; *Lass vereinen* der *leitende Phylax* (S. 218) für *den* L. Ph. Das Wort *Fliess* für *fluvius* (I, 271) dürfte schwerlich hochdeutsch seyn. *Nüsten* (I, 376) ist wahrscheinlich ein Druckfehler für *Nüstern*, welches aber plattdeutsch ist, wiewohl auch *Voss* es hat. Vielleicht gehört dahin (208) auch *gegleicht* in der Bedeutung *gleich gemacht*. *Kümmere* für *kümmern* (I, 504) ist ein nicht angezeigter Druckfehler.

Nach welcher Recension die zur Seite stehende Urschrift abgedruckt sey, ist nicht angegeben. *U* und *v* sind darin äusserst willkührlich gebraucht: *vlmis*, *vires*, *vuis*, *uuenci*.

Der von S. 211 — 287 gehende Anhang enthält kleine Gedichte, darunter mehrere von *Simon Dach*, *Robert Robertihn*, welcher S. 231 falsch *Roberthin* geschrieben ist, eins von *Joh. Peter Tiez* und *Heinrich Albert*, jedoch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern von Hn. *B.* etwas umgeändert, weshalb ihn Viele tadeln werden; doch ist zur Probe S. 285 eins von *Robertihn* und S. 286 eins von *Dach* unverändert. Alle übrigen sind von Hn. *B.* selbst, und viele darunter vortrefflich. Vor allen zeichnen wir das *Lob der Zweyheit* S. 270 aus, welches wir nur um des Raumes willen nicht als Probe hersetzen. S. 272 auch ein liebes Andenken an den trefflichen, uns leider zu früh entrissenen *Max von Schenkendorf* vom J. 1815, wo dieser Königsberg verliess, und nach dem südlichen Deutschland ging. Auch 4 wohlgelungene Übersetzungen von Horazischen Oden sind darunter, und zwar metrische von I, 9; II, 14; III, 1; gereimt von III, 7. Diese befindet sich übrigens schon in der 1818 erschienenen *Rosenheyn*'schen Sammlung gereimter Übersetzungen des Horaz.

— ε —

TÜBINGEN, b. Osiander: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΕΡΕΣΙΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti Eresii Characteres*, passim emendati in usum praelectionum. 1819. 53 S. 12. (16 gr.)

Eine niedliche Handausgabe der so anziehenden und in vielen Hinsichten nützlichen Sittengemälde von *Theophrast*, die sich durch das beliebte Taschenformat und besonders durch Druck und Papier sehr empfiehlt. Der Druck ist schön, deutlich und correct, und die Ausgabe bequem eingerichtet für die Zuhörer, welche Vorlesungen über diesen Autor hören, oder für Leser, welche der Sprache so mächtig sind, dass sie ohne Anmerkungen oder Wortregister denselben lesen können. Nur den nackten Text hat man hier, und einige wenige Varianten in den Noten — auch nicht einmal eine Vorrede. Der Titel sagt aber genug von dem Texte und von der Einrichtung, und was er verspricht, erfüllt die Ausgabe vollkommen. Dass manche Stellen, besonders die verdorbensten, verbessert, und theils nach den Entdeckungen neuer Kritiker, theils nach eigener Ansicht ins Bessere verändert worden sind, wird jedem Kenner sogleich einleuchten. Unten in den Noten werden zwar die Gründe einer gewählten und verworfenen Leseart nicht angegeben, aber die gewöhnlich für nicht so gut gehaltene oder überhaupt eine von diesem Texte abweichende Leseart wird dort dargelegt. Eine nähere Angabe der Gründe, warum eine Leseart in den Text aufgenommen, und eine andere verworfen wurde, war auch nicht gerade nöthig, weil die Edition *in usum praelectionum* verfertigt worden ist, und also den Zuhö-

rern durch die mündliche Erörterung die Sache mit ihren näheren kritischen Gründen ins Licht gesetzt wird. Bey den Stellen oder Ausdrücken, bey denen verschiedene Lesearten Statt finden, ist meistens nur Eine abweichende angeführt, und ohne Zweifel hat der Herausgeber die Anführung der übrigen auch dem Lehrer bey der Vorlesung überlassen. In Hinsicht auf die kritische Behandlung des Textes wollen wir einige Beyspiele anführen, und unsere Meinung beysetzen. Char. 1 S. 7 stehen die Worte: καὶ μηδὲν ἂν πράττει, ὁμολογῆσαι, ἀλλὰ φῆσαι βουλεύεσθαι — unmittelbar nach: μαλακισθῆναι — allein an diesen Ort passen sie nicht. Sie sollten späterhin nach den Worten stehen: φῆσαι μὴ ἑωρακέναι. Alsdann würde Alles ordentlich zusammenlaufen, nämlich: *Der arge Schalk, wenn er Etwas hört, stellt sich an, als achte er nicht darauf, und im Fall er Etwas sieht, sagt er, er habe es nicht gesehen*; und nun: *nichts von dem, was er thut, sagt er offen heraus* u. s. w. Nach dem hier vorliegenden Text hängt die Gedankenreihe nicht so zusammen, nämlich: *Der arge Schalk stellt sich an vor denen, die ihn sprechen wollen, als sey er müde, und von dem, was er thut, bekennt er nichts frey heraus, sondern sagt, er wolle sich bedenken* u. s. w. Hier ist keine ordentliche Verbindung. — II. S. 8 ist die Leseart: ἀπεχθῆναι für die gewöhnliche: κατανεχθῆναι in den Text aufzunehmen, und nicht bloss in der Note zu bemerken: 26. ἀπεχθῆναι. Der Sinn ist: *Der Augendiener sagt: mehr als 30 Personen haben in der Halle ein Gespräch darüber geführt, wer wohl der rechtschaffenste Mann sey? und alle haben mit ihm angefangen, alle seyen auf seinen Namen zurückgekommen* — also. ἀπεχθῆναι, nicht κατενεχθῆναι. — VI. S. 15 steht im Texte: ἀγοραῖός τις. Es fragt sich aber, ob es nicht heissen sollte: ἀγόραιός τις. Jenes Wort mit dem Circumflex auf der vorletzten Sylbe wird gewöhnlich gebraucht in einem Sinne, der nicht hieher taugt: *allgemein geehrt*, ἐν ἀγορᾷ τιμώμενος, wie auch Jupiter, Mercur und andere Götter dieses Beywort ἀγοραῖον haben, auf diese Weise accentuirt. Hingegen ἀγόραιος, mit dem Accent auf der dritten Sylbe rückwärts, drückt häufig einen Menschen aus, der *mit forensischem Schmutze befleckt ist, einen schlechten, boshaften, Nichtswürdigen.* — XIII. S. 26 steht im Texte: ἀναστὰς ἐλεγχθῆναι, und in der Note steht: γρ. ἐπαγγελλ. ἀναστὰς — ἔν τινι στὰς ἐλεγχθῆναι. Hier sind die Lesearten sehr verschieden. Das Passendste ist: ἔν τινι στὰς — d. i.: *Er hält sich nur an einen einzigen Punct, behandelt die Sache einseitig, bleibt nur bey Einem stehen.* Ebendaselbst hat der Text die Leseart: μαλακιζομένῳ, welche sich auf gute alte Editionen gründet: *dem krank daniederliegenden* — häufig liest man: καυματιζομένῳ, welches auch seine Gründe für sich hat, *dem am hitzigen Fieber kranken.* Allein jene obige Leseart ist allerdings richtiger, und durch überwiegende Gründe von neueren Kritikern als solche anerkannt. Nur ist es befremdend, dass jene obige nicht auch, wie sonst geschieht, in der Note angeführt wird. — XVII. S. 33 hat der Text: ἵλεως ἔσται. Andere Ausgaben haben ἵλεως ἴθι, welche Leseart auch in der Note hätte angeführt werden sollen. Im Sinne kommt es auf Eines hinaus — *Hingehen* und *seyn* — macht hier keinen Unterschied. Nur ist ἔσται nach guten kritischen Gründen und anderen neuen Ausgaben das Richtige, das also mit Recht in den Text aufgenommen wurde. — XVIII. S. 33 kommen nach ἀξιωθεὶν die Worte πόσου ἐστί. Diese können aber füglich wegbleiben; *Schneider* hat sie nicht, und es ist offenbar treffender; wenn sie nicht dastehen. *Der Misstrauische, wenn er Geld bey sich führt, setzt sich nach jedem Stadium und zählt* — ist doch energischer, als: *und zählt, wie viel es sey.* Das Wort καθίζων ist hier nicht in den Text aufgenommen, sondern steht bloss in der Note; gute Ausgaben haben es im Texte, und es gehört zur Ausmalung des Charakterzuges. S. 34 lässt der Text die Parenthese nach μὴ δοῦναι mit Recht weg, und zeigt sie bloss in der Note an: πάλιν. ἂν δ' ἄρα τῇ οἰκεῖος ἢ καὶ ἀναγκαῖος μόνον οὐ πυρώσας καὶ στήσας καὶ σχεδὸν ἐγγυητὴν λαβὼν, χρῆσαι. Sie ist aus der Vaticanischen Handschrift, hat aber sonst keine Autorität für sich. Der Gedanke selbst, der in diesem Zusatze liegt, ist auch an sich matt, und scheint gesucht; auch die Partikel μεν, welche vorhergeht, fodert nicht nothwendig, dass Etwas nach derselben ausgedrückt werde, welches entgegengesetzt sey. — Ebendaselbst fragt sich, ob nicht statt: ἵνα φυλλάττηται αὐτὸν, μὴ u. s. w. gelesen werden sollte: φυλλάττεται, αὐτῷ μὴ ἐν τῇ ὁδῷ ἀποδρᾶν — nämlich: *Der Misstrauische hütet den Bedienten, er muss vor ihm, und darf nicht hinter ihm gehen, damit er ihm nicht weglaufe.* — XIX. S. 34 nach: οὐ γὰρ σχολάζω πέμπειν — hat die Vatican. Handschrift: μηδὲν πραγματεύου. ἐγὼ γὰρ, ἂν σὺ μὴ σχολάσῃς, συνακολουθήσω. Diese lässt unser Text weg, und setzt sie bloss in die Note. XXIV. S. 44 wird die schwierige Stelle, in welcher so verschiedene Lesearten Statt finden, sehr gut behandelt. Statt μεμνῆσθαι φάσκειν liest unser Herausgeber μεμνῆσθαι φράζειν. Das letzte Zeitwort hätte übrigens auch wegbleiben können. Denn das φάσκειν oder φάγειν hat sich ohne Zweifel vom Rand eingeschlichen, so, dass es in sofern keinen Ersatz durch φράζειν nöthig hat, sondern ganz weggelassen werden kann. Ebenso ist das Folgende ursprünglich nicht im Text gelegen: καὶ (βιάζειν) ἐν ταῖς ὁδοῖς τὰς διαίτας κρίνειν. Καὶ ἐν τοῖς ἐπιτρέψασι καὶ χειροτονούμενος ἐπόμνυσθαι ταῖς ἀρχαῖς, οὐ φάσκων σχολάζειν. Mit Recht bleibt diese Stelle auch hier im Texte weg, und wird bloss in der Note beygesetzt. — Wir empfehlen diese Ausgabe als sehr brauchbar für die oben angegebenen Zwecke.

F. H. T[illegible]

PHILOSOPHIE.

Erfurt, b. Keyser: *Immanuel Kant's Vorlesungen über die Metaphysik.* Zum Drucke befördert von dem Herausgeber der Kantischen Vorlesungen über die philosophische Religionslehre. Nebst einer Einleitung, welche eine kurze *Übersicht der wich-*

wichtigsten Veränderungen der Metaphysik seit Kant enthält. 1821. LXIV u. 343 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach dem Berichte des Herausgebers, der sich als akademischen Lehrer bezeichnet, liegen bey diesem Werke zwey Handschriften zum Grunde, die *Kanten* nachgeschrieben wurden, die eine, im Ganzen die reichhaltigere und ausführlichere, ohne Angabe des Jahres, die zweyte von 1788, von einer anderen Hand aber auf dem breiten Rande 1789 oder 1790 theilweise berichtigt, erweitert und ergänzt. Eigenmächtige Veränderungen hat sich der Herausg. nicht erlaubt, ausser dass er die Interpunction berichtigte, und hin und wieder ein überflüssiges Bindewort wegstrich, sowie einige Stellen, welche der Nachschreibende wahrscheinlich nicht richtig aufgefasst hatte.

Dass dem Allen so sey, und dass man hier wirklich mit Kant selbst zu thun habe, daran finden wir durchaus keinen Grund zu zweifeln. Da aber *K.* frey sprach, und sein Vortrag wohl nicht von Wort zu Wort niedergeschrieben wurde: so konnte in die Handschriften noch Eins und das Andere eingeschlichen seyn, dem es an der Bestimmtheit fehlt, die es in dem Vortrage selbst hatte. Wenn da der Herausg. noch ein wenig mehr nachgeholfen, und noch mehrere, dem freyen mündlichen Vortrag eigene Wiederholungen weggelassen hätte: so würde das nicht zu tadeln gewesen seyn. Es sind auch noch Stellen übrig, in welchen *K's.* Sinn unrichtig aufgefasst scheint. So heisst es z. B. S. 134: „Das Denken und Wollen kann nicht angeschaut werden;" es sollte heissen: nicht äusserlich angeschaut werden. Eine innere Anschauung war schon S. 133 behauptet, wo aber vielleicht noch Etwas fehlt, das den Unterschied dieser Anschauung von der Anschauung des Dinges an sich bemerklich machte. S. 26 heisst es: „Eine Ursache ist etwas Anderes, als das, worauf Etwas nach einer beständigen Regel folgen müsste." Nein, nichts Anderes, auch nach *K.* nicht. S. 148 heisst es: „Man glaubte viel Neues zu hören, wenn man die Metaphysik besuchte; man erhielt aber immer nur idealische Sätze für hypothetische zurück." Idealische ist als ein Druckfehler für *identische* angegeben; aber auch das „hypothetische" ist verdächtig, und möchte wohl *synthetische* heissen sollen. S. 11 heisst Karneades ein Stoiker. Vielleicht führte *K.* an, dass jener Grieche zuerst bey einem Stoiker sich in der Dialektik übte. Als Akademiker kommt er richtiger S. 18 vor.

Besonders ist zu bedauern, dass dem Herausg. nicht die Frage einfiel: Las *K.* über ein Compendium? und über welches? Ganz offenbar sind diese Vorlesungen über *Baumgartens* Metaphysik gehalten. Auf diese bezieht sich Vieles, was so allein dastehend nicht hinlänglich beurtheilt werden kann. Wer diesen Umstand nicht im Auge hat, der könnte zu einer höchst unbilligen Herabsetzung dieser Vorträge verleitet werden, wie sie sich ehemals *Schwab* in der N. allg. deutsch. Biblioth. gegen *Kants* von *Jäsche* herausgegebene Logik (eigentlich Anzeichnungen zu Vorlesungen über *Meiers* Logik), das Buch als vollständig seyn sollende Logik betrachtend, und darum mit einem Scheine des Rechtes, erlaubte. Durch die Beziehung auf *Baumgartens* Lehrbuch wird Manches hier erst verständlich; manche Lücken können nicht auffallen, weil das Fehlende schon bey *B.* steht; überall ergiebt sich, wie der Lehrer, von den Behauptungen des Lehrbuchs ausgehend, zur Prüfung aufregt, und jene, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Zuhörer, leise zurechtrückt. Manches, was dogmatisch scheint, wird man auch bey genauerer Untersuchung nur in polemischer oder in kritischer Hinsicht oder zur Erregung der Aufmerksamkeit gesagt finden. In der Psychologie und Theologie ist der Vortrag zusammenhängender, weil da Vieles vorkommt, was sich an *B's.* Sätze nicht so unmittelbar anknüpfen liess, und zu einer richtigeren Ansicht des Ganzen hingeleitet werden musste. Auch eignen sich die Gegenstände selbst mehr zu einem sich frey ergiessenden Vortrage für ein gemischtes akademisches Auditorium.

Durch Bemerkung der angegebenen Beziehung und durch Hinweisung auf sie hätte der Herausg. das Buch viel nützlicher machen können. Er würde dann Stellen nicht haben zusammenstehen lassen, die zu verschiedenen Abschnitten gehören, sowie eine genauere Erwägung der Art dieser Vorlesungen und mancher darin vorkommenden Gedanken ihm Einiges von dem, was ihm auffiel, in einem anderen Lichte gezeigt haben würde.

Hat er nun aber auch diese Vorlesungen nicht in so vollkommener Gestalt gegeben, als er, ohne die Pflicht der Treue zu verletzen, wohl konnte: so verdient seine Gabe doch immer Dank. Denn schon die Vergleichung der Art, wie *K.* für Philosophen schrieb, und der Art, wie er philosophische Gegenstände für akademische Jünglinge behandelte, kann lehrreich werden; und der Winke und Bemerkungen, die gerade auch für unsere Zeit recht treffend und beherzigungswerth sind, giebt es hier nicht wenige.

Die als Einleitung vorgesetzte Übersicht des Herausg. ist nicht ganz befriedigend. Sie übergeht Systeme, die wohl ebenso beachtenswerth sind, als die angeführten, z. B. das *Herbart*'sche. Von den berührten ist der Sinn, den Worten nach, nicht unrichtig angegeben (das *Krug*'sche heisst S. XXIII offenbar nur durch einen Druckfehler, deren manche stehen und unangezeigt geblieben sind, Skepticismus für Synthetismus); aber der Kenner findet nichts ihm Unbekanntes, und wer durch den Vf. erst einen Begriff von den Systemen bekommen sollte, würde sich schwerlich in Alles zu finden wissen; ja den eigentlichen Geist z. B. des *Fichtischen* und des *Schellingischen* Systems werden Kenner auch vermissen. Selbst der Geist des Kriticismus, der in der Methode liegt, ist nicht genau von ihm aufgefasst, und der Unterschied desselben von dem Skepticismus nicht hinlänglich klar gemacht. Unrichtig ist es auch, wenn der Gegensatz des Idealismus schlechthin Materialismus heisst, da es ja einen Realismus giebt, der kein Materialismus ist.

H + I + K + L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Blumenlese aus Jacob Böhmens Schriften.* Nebst der Geschichte seines Lebens und seiner Schicksale. Von *J. G. Rätze.* 1819. VIII u. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

Jacob Böhm gehört zu den religiösen Schwärmern und Mystikern, die sich innerer übernatürlicher göttlicher Offenbarungen und Einwirkungen zur Erleuchtung und Heiligung der Seele rühmten; nicht aber zu denen, welche zugleich die äusseren und natürlichen Religionsmittel verachteten, und daher den Gebrauch der Bibel und äusserer religiöser Übungen entweder ganz bey Seite setzten, oder doch ohne jene inneren Offenbarungen und Einwirkungen für unzulänglich hielten, die Vernunft aber in der Religion ganz verwarfen, und sie sogar für eine Feindin derselben ansahen, und behaupteten, dass man bloss unablässig beten, und in stiller Abgeschiedenheit jene höheren Wirkungen erwarten müsse. Einige waren für diese ihre Meinungen und Träumereyen so sehr eingenommen, hielten sie für so unwidersprechlich wahr, und den Glauben an sie für so nöthig, dass sie die, welche sie nicht annahmen, verfolgten, oft grausam behandelten und hinrichteten. Zu diesen wüthenden Schwärmern gehört Böhm nicht, sondern zu den gutmüthigen, bescheidenen, ruhigen, zu den Betrogenen (nicht zu den Betrügern), deren Leben zugleich ihren praktischen, grösstentheils vortrefflichen Lehren entsprach. Die Schriften dieses Mannes enthalten in theoretischer Hinsicht mehr Unsinn, als Sinn, mehr Irrthum, als Wahrheit, und verrathen überhaupt mehr Imagination, als Verstand, mehr Träumerey, als Vernunft, und sind grösstentheils geschmacklos. Wenn auch hie und dort sich ein wahrer, guter und schöner Gedanke findet: so ist er gemeiniglich von hundert anderen ganz gemeinen und ungeniessbaren umgeben. Der Vf. erklärt sich über diesen Böhm auf folgende Weise: „Wenn ein Mann, ohne Bildung und Erziehung, dabey arm und in einem niederen Stande lebend, bloss von einem inneren Drange nach Erkenntniss der Wahrheit, und von ernstlicher Sorge für das Heil seiner Seele getrieben, es so weit bringt, dass er sich durch anhaltendes Nachdenken, Beten und Kämpfen eine tiefe Einsicht in die Religion erringt, sich zu originellen Ansichten erhebt, und dieselben schriftlich in einem naiven Stile vorträgt: so verdient er gewiss desshalb alle Achtung, und das Unbrauchbare, das Umstände und Verhältnisse wider sein Wissen und Willen in seine religiösen Einsichten mit einwebten, kann ihm dieselbe nicht entziehen. Ein solcher Mann aber ist der verkannte und verachtete Jacob Böhm. Es ist wahr, seine Schriften sind voll Mystik und Unsinn, aber nur in der Erklärung objectiver Gegenstände (was soll das heissen?). Im Subjectiven (?), Praktischen, Religiösen und Moralischen spricht er immer als ein Mann von Vernunft, Charakter und Besonnenheit (nicht immer, auch hier läuft viel Mystisches mit unter, und seine Moral ist grösstentheils überspannt, wie man es von einem schwärmerischen Kopfe nicht anders erwarten kann). Und wenn eine Vorstellung vorkommt, die zu praktischen Irrthümern führen könnte: so sucht er denselben durch Erklärungen und ausdrückliche Versicherungen vorzubeugen. Diess ist vorzüglich der Fall, wenn er Gott als einen Gott der Liebe und des Zorns vorstellt, und das Gute aus seiner Liebe, das Böse aber aus seinem Zorne herleitet (ist diess nicht ein praktischer Irrthum? Kann die Liebe Gottes mit Zorn bestehen? Erweckt der Zorn nicht Furcht, welche die Liebe tödtet? Und wenn aus der Liebe nur Gutes, und aus dem Zorne nur Böses fliesst, wie kann da Zorn in Gott seyn, in welchem nichts Böses ist, noch irgend ein Grund des Bösen?). Den moralischen Missbrauch dieser Vorstellung sucht er durch mannichfaltige Erklärungen abzuhalten, vorzüglich dadurch, dass er den Zorn und das Böse nicht in Gott selbst, sondern nur in den Geschöpfen gedacht wissen will, und dass er alles Böse nur aus dem freyen Willen herleitet (wie lässt sich der Zorn Gottes in den Menschen denken, und Beides als gleichbedeutend ansehen?)." — Der Vf nennt diese Sammlung der Auszüge aus Böhms Schriften *Blumenlese.* Wenn man unter diesem Worte, wie gewöhnlich, eine Sammlung ausgesuchter Gedanken versteht: so verdient sie diesen Namen keinesweges. Denn es sind in ihr schlechte und gute, schöne und gemeine mit einander vermischt. Der Vf. sagt selbst: sie enthält Blumen von eigener Farbe und Schönheit die in dem Gebiete der Vernunft und des religiösen Charakters aufgesprosst, aber auch solche, die in dem üppigen Gefilde einer von Mysticismus irre geleiteten Phantasie emporgeschossen sind. Die letzten durften in dieser Blumenlese nicht wegbleiben, weil sie einen anschaul

lichen Begriff von Böhm und seinen Schriften geben soll. Übrigens will der Vf. das Mystische und Schwärmerische in Böhms Schriften nicht im mindesten begünstigen oder zur Nachahmung aufstellen. Nur soll man den vernünftigen und moralisch guten Jacob Böhm hinter seiner mystischen Gestalt nicht verkennen, und ihn nicht bloss als einen verächtlichen Mystiker ansehen. Denn bey allen Mängeln seiner Schriften treffe man doch auf eine Menge Stellen, in welchen die reine Vernunft aus ihm spreche, und tief in das Übersinnliche, Moralische und Göttliche eindringe. Sein Urtheil im Praktischen sey überall fest und bestimmt, und so rein und heilig *Kant* die Tugend und Religiösität auf das Sittengesetz baut, ebenso rein und heilig gründet Böhm dieselbe auf den Willen Gottes, dem sich der Mensch ergeben soll, ohne Rücksprache mit seiner Ichheit, Selbstsucht und Sinnlichkeit zu nehmen. Auszüge aus dieser Blumenlese werden am besten beweisen, was Jacob Böhm für eine Sprache führt, und was in ihr Wahres, Gutes und Schönes enthalten ist, oder nicht. Die ersten, aus seinen Schriften genommenen Blumen führen die Überschrift: *Der Thurm zu Babel.* „Dieser Thurm ist ein Bild des abgefallenen irdischen Menschen, der in die Selbstheit eingegangen ist, und das Wort Gottes in ihm zu einem Abgott gemacht hat. Denn der Thurm, den sich die Menschen in ihrem Dünkel bauten, sollte dastehen als ein grosses Wunder, darauf sie könnten zu Gott steigen, und deutet an, wie sie ihren Verstand und ihre Erkenntniss von Gott und von seinem Wohnen und Wesen verloren hatten. Sie waren vom Geiste Gottes ausgegangen, und wollten sich das Reich Gottes durch eigenes Vermögen in der Selbstheit nehmen: denn die verwirrten Sprachen deuten an, dass sich jede Eigenschaft in eine Selbstheit und eigenen Verstand einführte, und sie desshalb einander nicht mehr verstanden. Der Thurm ist der selbsterwählte Gott und Gottesdienst. Alle Vernunftgelehrte aus der Schule dieser Welt sind die Baumeister dieses Thurmes. Alle diejenigen, welche sich zu Lehrern aufwerfen und von Menschen dazu berufen werden ohne Gottes Geist, die sind die Werkmeister an diesem Thurme und Abgötte von der Welt her, keiner anders; sie schnitzen allesammt nur Steine und Holz zu diesem Thurme." — „Die übrigen Blumen unter dieser Überschrift werden sich die Leser leicht hinzudenken können. Noch einige unter der Überschrift: *Abraham und seine Söhne.* „Sara musste dem Abraham nur Einen Sohn gebären, anzudeuten, dass das Reich der Menschen nur Einem gegeben sey, dass sie unter diesem Einigen gehörten, und dass sie in ihm sollten derselbe Einige werden, als Äste an einem Baume, welcher Christus in Allen seyn sollte. Aber mit der Kethura zeugte Abraham sechs Söhne, nach den sechs Tagen der Schöpfung; und Isaak, das ist Christus, ist der siebente, als der Sabbat, darin die anderen sechs Söhne zur Ruhe eingehen sollten." — *Hagar und ihr Sohn Ismael.* „Sara mit ihrem Sohne Isaak, und Hagar mit ihrem Sohne Ismael zeigen uns, wie Christus und der natürliche Mensch bey einander wohnen, und wie der natürliche Mensch müsse mit Ismael und seiner Mutter von der Erbgerechtigkeit und vom eigenen Willen ganz ausgestossen werden. Und wenn ihn dann der Gott ergebene Wille ausgestossen hat: so sitzt die arme Natur des Menschen mit ihrem verstossenen Willen in Zagen, und verweigert sich, zu sterben, wie allhier Hagar mit ihrem Sohne Ismael, als sie war von Abraham ausgestossen worden." — Wir übergehen das Übrige, was von Abrahams Bereitwilligkeit, seinen Sohn zu opfern, von Joseph und seinen Brüdern gesagt und geschwärmt wird, und heben nur noch Einiges *von Adam und Christus* aus. „Wie Adam eine kalte, falsche Liebe an sich nahm, und damit vorglänzte, als wäre er damit in eigener Macht und Willen dennoch Gottes Kind, womit er Gottes doch nur spottete, also musste der andere Adam, Christus, Alles das auf sich nehmen. Er musste sich mit einem Purpurkleide, als einen König dieser Welt, bekleiden und verspotten lassen, denn Adam hatte das Purpurkleid der äusseren Welt und der eigenen Macht im Glanze der Selbstheit angezogen." Hierauf folgen noch einige Erzählungen derselben Art aus dem A. T. Wir gehen zu der Geschichte von *Christus im Tempel* über; wo die Worte: *Was ist's, dass ihr mich gesucht habt?* so erklärt werden: „In dieser Figur haben wir das Bild des inneren und äusseren Willens, wie die in einander und wider einander, und doch Eins sind, gleichwie in Christo zwey Reiche offenbar waren, eins wirkte in Gottes Willen, und brach den äusseren Weltwillen seiner Eltern, indem Christus wider seiner Eltern Willen zurückblieb, darüber sie bekümmert wurden, welches der göttliche Wille in Christo wohl wusste; und das andere Reich, als seiner Eltern Willen, brach den göttlichen Willen, dass Er mit ihnen heimging, und war ihnen nach ihrem Willen unterthan." — — Ein guter Gedanke ist folgender: „Der Geist, nicht der Buchstabe, muss aus dem Religionslehrer sprechen. Der Geist Christi in seinen Kindern ist an keine gewisse Form gebunden, dass Er nicht mehr reden dürfte, was nicht (oft) in den apostolischen Buchstaben steht. Der Geist in den Aposteln war ebenfalls frey; sie redeten nicht alle einerley Worte, aber aus Einem Geiste und Grunde redeten sie alle, ein Jeder, wie ihm der Geist gab auszusprechen. Also redet auch jetzt noch der Geist Christi aus seinen Kindern, und bedarf keiner im Voraus zusammengesetzten Formel aus dem buchstäblichen Worte." Der Vf. scheint besser zu reden, wenn sein Geist selbst spricht, als wenn ein anderer Geist (seine Phantasie) aus ihm redet. Über die Entstehung und Ausbreitung seiner Schriften sagt er: „Als ich vor meiner Erkenntniss und Offenbarung Gottes anschauete die grosse Tiefe dieser Welt, darzu die Sonne und Sterne, darzu die Wolken, den Regen und Schnee, und betrachtete in meinem Geiste die ganze Schöpfung dieser Welt, und was das kleine Fünklein, der Mensch, doch gegen die grossen Werke des Himmels und der Erde vor Gott geachtet seyn möchte, und fand, dass es den Gottlosen so wohl geht, als den Frommen, und dass die barbarischen Völker die besten Länder inne hät-

ten, ward ich deſshalb ganz melancholiſch und ſehr betrübt, und konnte mich keine Schrift tröſten, welche mir doch faſt wohl bekannt war. Als ſich nun in ſolcher Trübſal mein Geiſt ernſtlich in Gott erhob, und mein ganzes Herz und Gemüth, ſammt allen Gedanken und Willen, ſich darein ſchloſs, ohne Nachlaſſen mit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu ringen, und nicht nachzulaſſen, er ſegne und erleuchte mich denn, und nehme meine Traurigkeit von mir: ſo brach der Geiſt durch. — In dieſem Lichte iſt nicht nur meine Erkenntniſs Gottes, ſondern auch mein Wille mit groſsem Triebe gewachſen, das Weſen Gottes zu beſchreiben, mir zu einem Memorial. Aber ich konnte die tiefen Erkenntniſſe mit meiner Vernunft nicht ſogleich ergreifen, und in die Feder bringen. Ich muſste anfangen, in dieſem groſsen Geheimniſſe zu arbeiten, wie ein Kind, das zur Schule geht. Im Inneren ſah ichs wohl als ein Chaos in einer groſsen Tiefe liegen, aber ſeine Auswickelung war mir unmöglich. Es eröffnete ſich nur von Zeit zu Zeit in mir als ein Gewächs, und es dauerte zwölf Jahr, ehe ichs in das Äuſsere bringen konnte. — Meine äuſserliche Übung war ein gemeines Handwerk, damit ich mich lange Zeit ehrlich ernährt, daneben aber meine innerliche Übung ernſtlich dahin ging, wie ich meiner Ichheit und meinem Selbſtwollen im Tode Chriſti erſterben, und in ſeinem Willen eines neuen, göttlichen Geiſtes und Willens aufſtehen möchte. Nach hartem Kampfe hat mich Gott mit göttlicher Freude gekrönt, die ich nicht zu beſchreiben weiſs, aber allen Kindern Gottes herzlich wünſche." — Hierauf erzählt er, daſs er ſein Lebenlang nicht gedacht hätte, ſeine Schriften irgend einem Menſchen zu geben; durch Schickung des Höchſten aber hätte es ſich gefügt, daſs er einem Menſchen Etwas davon vertraut habe, durch welchen ſie ohne ſein Vorwiſſen bekannt gemacht worden wären. Hierauf ſey ihm ſein erſtes Buch, die Aurora, entzogen worden, und weil darin Manches vorgetragen ſey, was das menſchliche Gemüth nicht ſogleich begreife: ſo habe er von den Vernunftweiſen viel ausſtehen müſſen. — — Ungeachtet er ſich vorgenommen habe, nichts weiter zu ſchreiben: ſo habe ihm der Höchſte doch dazu wieder Luſt und neues Leben erweckt — alſo habe er nun geſchrieben, nicht gelehrt durch menſchliche Wiſſenſchaften und Bücher, ſondern aus ſeinem eigenen Buche, das in ihm eröffnet worden ſey. — „Mein Buch, ſagt er, hat nur drey Blätter, das ſind die drey Principien der Ewigkeit. In dieſen kann ich der Welt Grund, und alle Heimlichkeiten finden; doch nicht ich, ſondern der Geiſt des Herrn thut es, nach dem Maſse, wie er will. Denn ich habe ihn viel tauſendmal gefleht, wenn mein Wiſſen nicht zu ſeiner Ehre, und meinen Brüdern zur Beſſerung dienen ſollte, möchte Er daſſelbe von mir nehmen, und mich nur in ſeiner Liebe erhalten; ich befand, daſs ich mit meinem Flehen das Feuer nur heftiger in mir anzündete, und in ſolchem Entzünden und Erkennen habe ich meine Bücher geſchrieben. — Gott hat mich in eine wunderbare Schule geführt, und ich kann mir in Wahrheit nicht zumeſſen, daſs meine Ichheit etwas wäre oder verſtände. Denn ich bezeuge es vor Gott und ſeinem Gerichte, vor dem Alles erſcheinen, und ein Jeder von ſeinem Thun Rechenſchaft geben ſoll, daſs ich ſelber nicht weiſs, wie mir damit geſchieht, ohne daſs ich den treibenden Willen habe, weiſs auch nichts, was ich ſchreiben ſoll: denn wenn ich ſchreibe, dictirt mirs der Geiſt, daſs ich oft nicht weiſs, ob ich nach meinem Geiſte in dieſer Welt bin, und mich deſs hoch erfreue." Aus dem beygefügten Leben Jacob B's. bemerken wir nur, daſs er im J. 1575 zu Altſeidenberg, bey Görlitz, von armen Eltern geboren, zur Gottesfurcht erzogen, und im Schreiben einigermaſsen unterrichtet wurde, als Knabe das Vieh ſeiner Eltern hütete, und hernach das Schuhmacherhandwerk erlernte. Die Erſcheinungen, welche er in ſeiner Jugend gehabt haben ſoll, übergehen wir als bloſse Träumereyen. Sein ſtetes Beſtreben ging dahin, es nicht nur in der Gottesfurcht, ſondern auch in der richtigen Religionskenntniſs, immer weiter zu bringen: und als er dann auf ſeiner Wanderſchaft einige Kenntniſs von den damaligen Religionsſtreitigkeiten erhielt, und nicht wuſste, welche Meinung die wahre und ſeligmachende ſey: ſo ſuchte er ſich die wahre Religionserkenntniſs ſowohl durch Gebet, als auch durch Leſung einiger dazu dienlicher Bücher zu verſchaffen. Bey dieſer Gelegenheit kam ihm eine myſtiſche Schrift in die Hände, durch welche ſeine Einbildungskraft geſpannt und erhitzt, und ſeine Anſichten von der Religion mannichfaltiger und zum Theil ſich ſelbſt widerſprechend wurden. Gebet und Betrachtungen ſetzte er unaufhörlich fort, und ſpannte ſeine Einbildungskraft dadurch in einem ſo hohen Grade an, daſs er in eine Art von Entzückung gerieth, in welcher er, nach ſeiner Ausſage, mit göttlichem Lichte umfangen ward, und ſieben Tage lang in göttlicher Beſchaulichkeit ſich befand. Nachdem er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſtrebte er deſto eifriger nach der wahren Gottesfurcht, führte ein eingezogenes Leben, vermied alle Üppigkeit und böſe Geſellſchaft; verwies Anderen, und ſelbſt ſeinem Meiſter, ſchändliche Reden und Flüche, wurde aber deſshalb von ihnen verachtet und verſpottet, und endlich auch von ſeinem Meiſter verabſchiedet. Hierauf kehrte er nach Görlitz zurück, und ward hier zugleich Meiſter und Bräutigam. In der Folge ward er im 25ſten Jahre ſeines Alters zum zweyten Male vom göttlichen Lichte ergriffen, indem er durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäſses in den innerſten Grund der geheimen Natur eingeführt wurde. Zehn Jahre darauf wurde er zum dritten Male von Gott berührt, und mit neuem Lichte begnadigt. Er ſchrieb nun im J. 1612 ſein erſtes Buch, die Morgenröthe im Aufgange. Zufälligerweiſe ſah ein Bekannter von Adel dieſes Manuſcript bey ihm, und erhielt es auf vieles Bitten zum Durchleſen. Er lieſs es aber heimlich abſchreiben, und theilte es mehreren Freunden mit, wobey es auch dem Oberpfarrer zu Görlitz, Gregorius Richter, in die Hände kam, welcher, da er in demſelben viel Schwärmeriſches wahrgenommen, auf B. nun auf das Heftigſte von

der Kanzel herab schimpfte, und sein Buch verdammte, bis endlich der Rath zu Görlitz B. vor sich foderte, ihm das Manuscript abnahm, dasselbe auf dem Rathhause aufbewahrte, und ihm das Bücherschreiben, dem Oberpfarrer aber das fernere Schmähen auf der Kanzel gegen ihn, untersagte. (Was die damaligen Religionsstreitigkeiten, deren oben gedacht ist, betrifft: so hätte wohl, da sie Jacob Böhmen die erste Richtung zum Mysticismus gaben, darüber Etwas gesagt werden sollen, unter Anderem, dass zwischen den Krypto-Calvinisten und denen, die sich ächte Lutheraner nannten, damals ein grosser Streit in Sachsen entstanden war, der sich auch nach Görlitz verbreitete, wo fast kein Bürger dem Anderen traute, und dass bey diesen jämmerlichen Zerrüttungen Jacob Böhm mit vielen Anderen nicht wusste, woran er sich halten, und worauf er sein Heil und seine Seligkeit gründen sollte. — Zugleich konnte auch noch bemerkt werden, dass diese Aurora über 27 Jahre auf dem Rathhause zu Görlitz liegen blieb, und dann dem kursächsischen Hausmarschall, Georg von Flug, verehrt wurde, welcher sie weiter gab.) Auf jenes Verbot schrieb Jacob sieben Jahre hindurch nichts weiter, bis er von Neuem dazu sowohl von Innen, als von Aussen gereizt, die Feder ergriff, und bis an seinen Tod zu schreiben fortfuhr, welcher 1624 zu Görlitz erfolgte. Wir fügen nur noch einige berichtigende Bemerkungen zu dem Leben Jacob Böhms hinzu. S. 211 wird erzählt, er habe seinen Eltern das Vieh gehütet, und doch waren sie arme Bauersleute, wie der Vf. selbst bemerkt. Andere Geschichtschreiber sagen nur überhaupt, dass er das Vieh gehütet habe. S. 212 wird eines Hn. von Frankenberg gedacht, dem J. B. eine gewisse seltsame Begebenheit erzählt habe, ohne diesen Mann näher zu bezeichnen. Der ungelehrte Leser wird fragen: Wer und woher war dieser Hr. v. Frankenberg? u. s. w. Es hätte also wenigstens beygefügt werden sollen, dass er ein schlesischer Edelmann gewesen, selbst mit B. umgegangen sey, und seine Erzählung in seiner Schrift aus B's. eigenem Munde, wie er sagt, erhalten habe. Dieses war um so nöthiger, weil Frankenbergs Schrift eine Hauptquelle von jener Geschichte ist. S. 221 wird zwar seiner wieder erwähnt, aber weiter nichts gesagt, als dass er ein grosser Verehrer von B. gewesen sey, und dessen Äusseres beschrieben habe. S. 251—54 wird erzählt, dass einige heftige Eiferer gegen B. von Gott sichtbar an ihren Körpern bestraft worden wären, und dass diese Schicksale bey allen ihren natürlichen Ursachen auch immer Strafen Gottes gewesen seyn könnten, welches Niemand unterschreiben möchte, der von den göttlichen Strafen richtige Begriffe hat. Über B's. Talente und Charakter ist nichts gesagt, obgleich man nach dem Titel dieser Schrift diess erwartet hätte. Die Auswahl der Materialien könnte hie und da strenger, und der Vortrag gedrängter und anziehender seyn. Auch hätten wir mehr eine pragmatische, als eine blosse erzählende Darstellung des Lebens B's. gewünscht. Übrigens kann diese Schrift dazu dienen, zu zeigen, in welche Verirrungen der Mensch gerathen kann, wenn er sich von dem Lichte der Vernunft entfernt, und ein inneres, von Gott selbst angezündetes Licht behaupten, und jenes entweder ganz verdrängen, oder doch diesem nachsetzen und unterwerfen will. Eine Warnung, die vorzüglich in unserer zur Mystik sich hinneigenden Zeit höchst nöthig ist.

Q.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Rostock*, b. Stiller: *Was haben zu thun die Lehrer der Kirche als ächte Dämagogen bey den drohenden Zeichen der Zeit?* Aufruf eines deutschen Geistlichen an die deutsche Geistlichkeit. IV u. 32 S. 1820. (4 gr.)

Rec. will es dahin gestellt seyn lassen, ob wirklich demagogische Umtriebe, die schon so manche schwerlich zu billigende Massregeln von Seiten der Regierungen veranlasst haben, vorhanden sind oder nicht; so weit ausgebreitet und gefährlich sind sie, wenigstens in Deutschland, auf jeden Fall nicht gewesen, wie der Vf. dieser kleinen Schrift zu glauben scheint. Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass zwischen den Regierenden und den Regierten eine gewisse Spannung sich zeigt, und ein unseliges Misstrauen beide von einander entfernt; aber es würde unbillig seyn, den Letzten die Schuld davon allein beyzumessen, und das: *Iliacos intra peccatur muros et extra*, möchte auch hier eine Anwendung leiden. — Bey dieser Einseitigkeit, welche ein Hauptgebrechen der vorliegenden Schrift ist, musste das ganze Räsonnement des Vfs. schief und verkehrt ausfallen, und schwerlich wird sich der Geistliche, der es mit Fürsten und Völkern gut meint, und dem die Gerechtigkeit über Alles geht, dadurch befriedigt finden. — Rec. ist mit dem Vf. darin einverstanden, dass es die Pflicht des Geistlichen sey, der Tadel- und Neuerungs-Sucht, die nach ihm, „unter dem schönen Namen der Vaterlands- und Volks-Liebe sich versteckend, im Finstern schleicht, und Aufruhr predigt," entgegen zu arbeiten; aber er kann sich nicht überzeugen, dass der Prediger allemal auf der Seite der Landesregierung seyn müsse, wenn dadurch von ihm gefodert wird, die Verfügungen derselben ohne Ausnahme zu billigen, oder sich auch nur so zu stellen, als ob er sie billige. Ein möglicher Fall bleibt es wenigstens, dass sie, wenn auch nicht geradezu ungerecht, doch zweckwidrig sind. Der Prediger wird sich allerdings sorgfältig hüten, diesen Gegenstand vor Leuten zu berühren, die seine Äusserungen missbrauchen könnten, aber nichts in der Welt darf ihn auch bewegen, Etwas gut zu heissen, was mit seiner innersten Überzeugung im Widerspruche steht. Wenn der Vf. behauptet, dass sich auf den höheren Lehrstühlen Männer finden, welche, die Würde ihres Berufes verkennend, Feuerflammen werfen, und sich freuen, wenn sie zünden in jugendlichen, unbewahrten Seelen: so dünkt uns diese harte Anklage schwer zu beweisen, wofern man nicht jede freymüthige Äusserung über Gebrechen des Staats, die nach unserer Überzeugung durchaus nicht unterdrückt werden darf, für ein Majestätsverbrechen ausgeben will. Die neuesten Vorgänge in Spanien und Neapel beweisen es übrigens, dass gerade da, wo jede freye Rede hochverpönt ist, Revolutionen am meisten zu fürchten sind. — Da man allgemein Demagogen und Demagogisch spricht und schreibt: so wollte der Vf., indem er von dem eingeführten Gebrauche abweicht, wohl nur zeigen, dass er Griechisch verstehe. Sollte es Jemanden einfallen, die Aussprache der Neugriechen für die richtige zu halten: so würden wir am Ende wohl gar von *Dihmagogen* und *dihmagogischen* Umtrieben hören.

—†m†—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

MAGNETISMUS.

Leipzig, b. Brockhaus: *Der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung,* in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bey allen Völkern, wissenschaftlich dargestellt von *Joseph Ennemoser,* Dr. der Heilkunde. 1819. XXIV u. 781 S. 8.

Es giebt gewisse Erscheinungen in der Literatur, die man für Ausbrüche eines wieder wach werdenden Erinnerungsstrebens der Menschheit halten möchte. Der Mensch sinnt auf einen Zusammenhang zwischen dem Jetzt und dem Ehemals, es schwebt ihm deutlich vor, dass er Dieses und Jenes auch schon einmal gewusst, und mit Beziehung gewusst habe, aber, ob mit Beziehung auf *dieses* Object, das er gerade unter den Händen hat? — das ist die Frage. Vieles tritt hiebey in das Gedächtniss herein, Alles gehört zusammen, — aber nicht Alles gehört *hieher*, daher schwillt die Masse an, und das Buch wird dick.

Denken wir uns nun den Verfasser eines solchen Buches, oder gar uns selbst, als dessen Verfasser: so würden wir in steter Angst vor uns, als Recensenten, leben, weil wir auf jeder Seite uns anfechten müssten, und nur bey wenigen recht wissen könnten, ob wir diese hier zu vertheidigen hätten oder nicht. Wir würden wechselsweise die verschiedenen Tendenzen der Zeit — rechte und falsche — an uns zu vertreten haben, Aufklärung und Aberglauben, Mysticismus, neuerwachendes Bibelthum, Wortheiligkeit und Naturfrevel, Paracelsus und Jacob Böhm, Naturphilosophie, Poetik und gemeine Praxis, Mesmer und Antimesmer, auch Antiquitätensucht und dergleichen mehr, wie sich das so in der Zeit begegnet und reibt, — dass wir in der Verzweiflung lieber Alles preis geben möchten, als uns nochmals die Frage erörtern, was wir denn eigentlich geschrieben, und, wenn wir unser Werk etwa eine „Geschichte" genannt hätten, warum wir dieses gethan, und dadurch in so grosse Noth gerathen seyen. Es ist klar, dass sich in solcher Bedrängniss ein redlicher Autor nur durch eine Rollenvertauschung retten kann, indem er sich in seinen eigenen Recensenten verwandelt, und sein Buch nach dem Beyspiele vieler seiner Mitbrüder nicht recensirt, sondern auszieht, um bey dieser Gelegenheit wieder inne zu werden, was darin stehe, und es dem gesammelten Leser, der es gar ungemuth zur Hand genommen, in etwas bequemerer Gestalt vorzulegen, damit er nun seinen Grimm auf die Sache und den Inhalt werfen, und so endlich dem Buche sein Recht anthun könne. Daher glaubt Rec., der nicht der Verfasser des vor Gericht liegenden Buches ist, dem wahren Verfasser einen Dienst zu erweisen, wenn er sich, so gut er vermag, in seine Stelle versetzt, und den Inhalt des starken Bandes in aller Kürze hier niederlegt. Wo ihm ein Zweifel entfährt, wird er ihn nicht unterdrücken, und wenn er hie und da ächzt, so möge auch darin der Vf. seine eigene Stimme hören. Ehe wir aber zur Sache kommen, muss *dieses* noch vorausgeschickt werden.

Der Titel des Buches verdient eine Kritik, die, gehörig ausgeführt, das Mass dieser Blätter überschreiten würde. Hier nur einige Momente: „Der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen und (seiner) Anwendung," wäre im höchsten Masse *wissenschaftlich* dargestellt, — also ist der Zusatz: „wissenschaftlich dargestellt," pleonastisch, die „Enträthselung" überflüssig, und die „geschichtliche Entwickelung von allen Zeiten und bey allen Völkern" wäre, hierauf bezogen, ein so überschwengliches Mass der Vollendung, dass es keine Wissenschaft hierin dem Magnetismus gleich thun könnte. Da wir, wenn wir einmal ein Buch lesen, gewöhnlich die Vorrede auch mit lesen, und uns durch den frommen Wunsch, der dem Leser „Heil, Kraft und Erleuchtung von oben" erbittet, weder zum Knieen bringen, noch gerade zum Tempel hinaustreiben lassen: so fanden wir auch die Stelle (S. I): „Ich übe meine Sinne gern an Dingen, die mir weniger bekannt, oder noch nicht vorgekommen sind, und komme so, theils auf der Leiter der Geschichte, theils durch eigene Beobachtung, immer weiter auf Neues, vom Bekannten zum Unbekannten, von der Gegenwart zur Vergangenheit und Zukunft, oder umgekehrt, und finde so Alles fest an einander geknüpft, wie mit einem ewigen Ring umschlossen, in welchem Satzungen walten, die, *jener geheimnissvollen Arche gleich, die bedeutsamen Ueberbleibsel der Vorwelt auf die Nach-*

welt fortpflanzen." — Diese Stelle, worin sich die gröſste Klarheit des Vfs. über die Natur seines Verfahrens ausspricht, indem die *Arche* zum Bilde der einenden Kraft, und das Hin- und Herwandeln auf der Leiter der Geschichte zum sammelnden Princip erhoben wird, zeugt so laut wider den Titel, daſs wir diesen fast für fremde Zugabe halten möchten, und unbedenklich in unserem friedlichen Excerptenwesen fortfahren, wie folgt.

Das Buch besteht aus einer Einleitung und aus 4 Hauptstücken. — Das erste, von dem *Begriffe des Magnetismus* in seinem ganzen Umfange, das zweyte, *geschichtliche Spuren des Magnetismus* überhaupt, das dritte, der *Magnetismus bey den alten Völkern* insbesondere, und das vierte, *der Magnetismus von Paracelsus bis auf Mesmern.*

Einleitung. Die geschichtliche Unkunde und die Vernachläſsigung, selbst Erfahrungen anzustellen, sind die Ursachen, daſs der Magnetismus noch mit einer so dichten Finsterniſs umnebelt ist. Eine vergleichende Geschichte, und auf Erfahrung gegründete Philosophie, können allein den dunkeln Pfad erleuchten. S. 4.

Eine Philosophie ist nun in diesem Buche eigentlich nicht zu suchen, die von einem Princip ausginge, wie es der Titel zu versprechen scheint, aber die philosophischen Meinungen alter und neuer Zeit sind, auſser den Erscheinungen des Magnetismus, vielseitig zusammengetragen. „Wenn daher die Geschichte des Magnetismus, besonders vor *Mesmern*, gänzlich vernachläſsigt ist: so möchte ein *Beytrag* in dieser Hinsicht nicht unwillkommen seyn" u. s. w. „So viel ich im Stande war, habe ich getrachtet, von der Quelle an, den Strom der Zeit bis zu uns herauf zu verfolgen, die Gestalten zu enthüllen, in denen er zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Völkern geheimniſsvoll umschleyert erschien. Was bisher stückweise versucht wurde, habe ich aus unzähligen Splittern in ein Ganzes zusammengebracht; allein unvollkommen ist natürlich mein Bemühen, da ich keinen einzigen Vorgänger erblicke, in dessen Fuſsstapfen ich treten könnte" u. s. w. S. 10. „So viel möglich kurz, klar und wahr, so wie ich es fand und verstand, ohne Kunst, und ungeschraubt, will ich erzählen." S. 11.

Erstes Hauptstück. Geschichte des Mineral-Magnetismus. Begriff und Ableitung des Wortes Magnet, von Magnesia, nach Lucrez, oder von dem Hirten Magnes, nach Plinius. *Gilbert* war der Erste, der die Erscheinung des Mineral Magnetismus genauer beobachtete, und darauf seine allgemeine Naturlehre gründete, da er die Gestirne, und auch die Erde, von magnetischer Substanz erklärte. S. 19.

Der Magnetstein wurde übrigens schon früh in Krankheiten angewandt. Plinius, Dioscorides, Galen, Avicenna, Aetius, van Helmont, Borel u. A. werden angeführt. S. 19. „Der Erste, welcher die Idee des Magnetismus auch mit der Naturlehre des Menschen verband, war Paracelsus. Er spricht vom *Magnale magnum*, welches aus den Gestirnen kommt, durch welches der Mensch lebt. Das Wort Magnetismus selbst findet sich zuerst mit dem gewöhnlichen Begriffe bey *Helmont, Fludd, Maxwell, Kircher*" u. s. w. S. 21.

Erläuterung des Begriffs: Magnetismus und *des Mesmerthums.* Unter Magnetismus versteht man das Vermögen der Dinge, der Menschen insbesondere, vermittelst einer im ganzen Universum thätigen Grundkraft, und vermittelst des Willens, und mit bloſser Hand, auf Andere einzuwirken. (S. 23). (Wir geben diese Definition fast unverändert, damit man gleich vom Anfang erkenne, daſs hier über Magnetismus nicht philosophirt werde.) „Mesmerthum ist diese Einwirkungsart in seiner allseitigen Beziehung, naturwissenschaftlich und heilkundig dargestellt." S. 25. Der Vf. schlägt vor, den Magnetismus, nach seinem Entdecker, Mesmerthum zu nennen, S. 28, nachdem er die verschiedenen Benennungen, als thierischer, animalischer, organischer, Lebens-, Natur-Magnetismus, Urkraft, Tarn- oder Hell-Kappe, angeführt und gewürdigt hat. Von S. 29 bis 37. — Wie *Mesmer* zur Entdeckung gekommen, und dessen bekannte 27 Lehrsätze, welche er 1775 an alle Akademieen schrieb, worauf nur die Akademie zu Berlin eine Antwort ertheilte. Nun wird die *Mesmerische* Lehre über Gesundheit und Krankheit, über die Anwendung des thierischen Magnetismus, über die Mittheilung und Fortpflanzung, Verstärkung und Leitung desselben, mit wenigen hinzugesetzten Bemerkungen, aus dem Mesmerismus von *Wolfart* angeführt. — Eigenthümlich sind die Bemerkungen über die Wirkungsart des Glases und der Metalle. „Schon (?) aus der Naturlehre wissen wir, daſs die härtesten Körper zur Leitung allgemeiner Naturthätigkeiten, wie z. B. des Lichts, der Wärme, der Elektricität u. s. w. die vorzüglichsten sind." S. 53. „Das Glas ist zur magnetischen Leitung unter allen das vorzüglichste; es wird selten einen Kranken geben, dem es zuwider ist; das Glas ist der wohlthätigste und immer anwendbare Leiter, wenn man überhaupt einen anderen, als die Hände, gebrauchen will. S. 54. Das Glas besitzt das Vermögen, erregte Elektricität an sich zu binden; auf ähnliche Weise verhält es sich zur magnetischen Action. Es erhält magnetische Mittheilungen am längsten, und theilt sie dem Empfänglichen mit. S. 56. (An *Oersteds* groſser Entdeckung findet das hier Gesagte eine unzweydeutige, wenn gleich noch unerörterte, Naturbeziehung.) — Dem Glase am nächsten kommen die Edelsteine. Unter den Metallen steht das Eisen oben an; nächst dem Eisen ist im Allgemeinen der Zink am wohlthätigsten, vorzüglich in Muskelschwäche, S. 59. Eine Hellsehende verordnete sich für eine Verhärtung im Unterleibe Quecksilber, in eine Glasröhre eingeschmolzen. — „Auch das Gold und Silber äuſsern *oft sehr wohlthuende Wirkungen*, sind aber nicht Allen gleich angenehm und zuträglich, daher kommen die so oft sich widersprechenden Erzählungen magnetischer Ärzte über damit angestellte Versuche." S. 59.

„Die übrigen Metalle, und besonders Kupfer, sind zu diesem Zwecke weniger brauchbar.“ (Über die Wirkungsweise der Metalle ist durch neuere Beobachtungen freylich mehr Licht verbreitet.) „Zu den vorzüglichsten Leitern gehört das Wasser, als allgemeines Verbindungs- und Auflösungs-Mittel der Natur.“

Der Vf. zieht auch die Musik, die räumliche und zugleich intensiv bewegte Substanz, hieher. „Welchen Einfluss und welche Gewalt die Musik auf das menschliche Herz ausübt, ist klar. Jede Empfindung und Leidenschaft kündigt sich durch eigene Töne an, und eben diese Töne erwecken durch die Harmonie in dem Herzen dessen, der sie vernimmt, die leidenschaftliche Empfindung wieder.“ S. 64. „Es ist aber sehr wichtig, zu wissen, was und wie in verschiedenen Fällen zu spielen sey, da es auf ein richtig abgewogenes Verhältniss der Zahl, des Gewichts und Masses der Klänge, auf das Spannen und Nachlassen, Steigen und Fallen, auf die Mischung der Töne, und besonders auf die Neigung und Gemüthsart des Zuhörers, die vorzüglich berücksichtigt werden muss, besonders ankommt.“ S. 65. Von magnetischen Baqueten und von magnetisirten Bäumen u. s. w. S. 72 f.

Die magnetische Behandlung. Allgemeine zu beherzigende Regeln für den praktischen Magnetiseur, S. 76 f. Von den nothwendigen Eigenschaften und Erfodernissen desselben, S. 79. 80. Die magnetische Behandlung insbesondere geschieht A. unmittelbar, 1) durch die Annäherung zum Kranken, 2) durch das Auge, „als den höchsten, und am meisten thätig nach Aussen wirkenden Sinn,“ S. 84, 3) durch die Hand, 4) durch die Sprache. B. mittelbar, durch Leiter aller Art, wozu „*die ganze Natur gehört*, alle Arzneystoffe, sowohl in einfacher, als zusammengesetzter Form,“ S. 88.

Es wird gelehrt, ein magnetisches Baquet zu bauen, Bäume und Bäder zu magnetisiren, S. 90.

Zu einer vollständigen Übersicht der magnetischen Behandlung sind die Fragen: *quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?* beantwortet, S. 93.

Besondere Behandlung bey Schlafwachenden. „Die erste Hauptregel ist, *dass man nie darauf ausgehe, das Schlafwachen zu erzwingen.* Unser Wille und Bestreben gehe daher lediglich dahin, die Naturthätigkeit zu unterstützen, um die Krisen leichter verarbeiten zu können; die Natur wird dann selbst wissen, was sie zu thun hat. Man entsage dem Wahn, als sey der Zweck, den Kranken dahin zu bringen, dass er sich die Mittel selbst verordne“ S. 97. „Entwickelt sich aber dieser Zustand freywillig, so störe und unterdrücke man ihn nicht,“ S. 98. „Eben so wichtig ist die Regel, die Schlafenden nie zu sehr für sich abzuschliessen, um durch jeden fremden Eindruck mit der grössten Reizbarkeit erschreckt zu werden.“ „Da das Schlafwachen ein neuer, ungewohnter Zustand ist: so müssen solche Schlafwachende gleichsam eine neue Erziehung erhalten,“ S. 99.

Andeutungen, die Schlafwachenden in stürmischen Krisen zu behandeln, S. 100. S. 102. „Man sieht hieraus, dass es keine leichte Sache sey, eine magnetische Cur zu leiten, dass wegen so vieler, wesentlich erfoderlicher Eigenschaften Wenige geeignet sind, im wahren Sinne magnetische Ärzte zu seyn, dass durch den Magnetismus der Arzneyschatz keinesweges für überflüssig, wie man gewöhnlich glaubt, zu halten sey.

Die magnetischen Erscheinungen. Die Erscheinungen sind sinnlich wahrnehmbar, zuweilen sieht man aber auch gar nichts. Die sinnlich wahrnehmbaren sind entweder Zustände bey unveränderter Sinnesthätigkeit, oder es entsteht gleichsam eine Polversetzung der Sinne, wobey die äusseren Sinne mehr oder weniger ruhen; hingegen der innere Sinn lebendig erwacht, und dieses entweder noch beschränkt, — Schlafwachen, oder unbeschränkt, im Zustande der Vergeistigung, — das Hellsehen. S. 108. — Unter diesen zwey Abtheilungen begreift der Vf. alle die von *Kluge* in 8 Grade eingetheilten Entwickelungs-Erscheinungen, welche nach den bisherigen Beobachtungen, mit eigenen Erfahrungen des Vfs. verbunden, aufgezählt werden. Zur *Enträthselung.* Es werden die verschiedenen Erklärungsarten der magnetischen Erscheinungen von *Mesmer, Reil, Eschenmayer, Schubert, Weber, Stieglitz, Puysegur, Deleuze* kurz angeführt, und ohne übrigens eine Theorie aufzustellen, oder unbedingt Einem oder dem Anderen beyzutreten, fügt der Vf. Einiges über das magnetische Einwirken, Schlafwachen und Hellsehen hinzu, S. 160. „Dass der Magnetismus bloss wirke, wo Nerven sind, und bloss durch Nerven vermittelt werden könne, ist falsch: denn auch bey Pflanzen, die keine Nerven haben, ist seine Einwirkung sichtbar; es müssten ferner in diesem Falle die Nervenkrankheiten schneller und auffallender durch den Magnetismus geheilt werden, was nicht immer, und viel seltener der Fall ist, als bey Krankheiten der Ernährungsorgane.“ S. 171. „Dessen ungeachtet ist zu einer physiologischen Untersuchung die Berücksichtigung des Nervenbaues von der allergrössten Wichtigkeit. Eine dreyfache Nervenverschiedenheit: Knoten, Rückenmarks- und Hirn-Nerven, welche letztere „sich erst als Blume für das Sinnenleben im Kopfe entwickelt, und im Menschen die schönste Kugelform erlangt,“ S. 173.

Die Meinung, dass das Blut vom Lichte mittelst des Gehirnes und der Sinnes-Nerven gefärbt werde, S. 178.

Belege aus der vergleichenden Anatomie, aus dem gesunden und kranken Zustande des Menschen, z. B. Blinde.

Zweytes Hauptstück. Geschichtliche Spuren des Magnetismus überhaupt.

I. *Im Allgemeinen.* Geschichtliche Hindeutungen auf die Erscheinungen des Magnetismus im Alterthume. „*Van Helmont* erklärte schon vor 200 Jahren: Der Magnetismus sey nichts Neues, als nur dem Namen nach,“ S. 181. „Es ist ein ebenso offenbarer Fehler, gar nichts auf die Geheimnisse zu halten, als es früher der Fehler war, vielleicht zu viel darauf ge-

halten zu haben. Der Magnetismus ist nur neu in seiner äusseren Gestaltung: denn so öffentlich war er vor *Mesmern* nie hingestellt; aber auch nie war der Grund seines Wesens vor ihm so klar nachgewiesen." S. 182. Der Vf. fragt, ob man durch diese neue Gestaltung und Öffentlichkeit viel gewonnen werden, und entscheidet dahin, dass nach seiner Meinung wohl Viel, aber nicht Alles, gewonnen sey, weil der Magnetismus als etwas Geheimes, Ewiges, Geistiges, zu dem jetzigen Menschengeschlechte kommt, welches nicht innerlich, sondern nur äusserlich, leiblich, offenbar und zeitlich ist und thut: so findet er keine bleibende Stätte, und der Magnetismus wird noch lange keine feste Wurzel schlagen, da die Menschen noch nicht reif dafür sind," S. 183. „Die ersten Spuren des Magnetismus sind in jedem Lande zu finden, wo nur zuerst Menschen waren. Adam hatte schon das Wort in sich im Paradiese, als ungetrübtes Hellsehen." S. 184.

„Übrigens giebt es bey allen alten Völkern geschichtliche Spuren des Magnetismus," welches näher nachgewiesen werden soll, S. 185. 2) *Die Magie der Alten.* „*Magi* = Weltweise der Perser und Meder, Verehrer des Lichts, welche durch ihre Geheimnisse ausserordentliche Wirkungen hervorbrachten, und so am Ende als Zauberer verschrieen und angesehen wurden, wie auch alle späteren Gelehrten, welche vor ihren Zeitgenossen einige Fortschritte machten: *Peter Albano*, *Bacon*, *Kircher*, *Fludd* u. A., mit dem bekannten Namen der Schwarzkünstler und Hexenmeister belegt wurden." S. 191. 3) *Die Sternkunde der Alten.* (Astrologie), die Kunst, aus der Lage, Bewegung u. s. w. der Gestirne wahrzusagen. „Der uralte Glaube an die Gewalt der Gestirne ist durch das Geräusch der neueren Zeit eingeschläfert, aber nicht eingeschlafen; durch die Bekanntschaft mit dem Magnetismus (?) wird es wieder einleuchtend werden, dass die Erde und die von ihr abhängigen Geschöpfe ohne diese Gestirne ebenso wenig bestehen können, als das ungeborene Kind ohne die Mutter," S. 195. (Paradox durch die Beziehung auf den thierischen Magnetismus, als *Grund*.) „Die Bedeutung des Planetensystems ist das höchste aller natürlichen Geheimnisse, wird aber jetzt bloss mathematisch aufgefasst." S. 195.

4) *Die Talismane und Amulete der Alten*, verglichen mit den heutigen magnetischen Leitern, S. 200.

5) *Die vertrauten Geister, Spiritus familiares, in den Visionen und Träumen der Alten.* „Alles, was wirkt, wirkt auf eine geistige, unsichtbare Weise; daher ist auch dieses den Alten nicht übel zu nehmen, wenn sie überall Geister erblickten. Die Grundidee dieses Geisterwesens bey jeder Thätigkeit und Wirkung ist richtig: denn es hat jeder besondere Körper seine eigenthümliche Wirkung, also seinen Geist. Aber der Begriff, dass einem Körper ein Teufel, dem anderen ein Engel einwohne, ist falsch. Es ist der innere Sinn des Menschen, wodurch man verborgene und zukünftige Dinge erfahren, und mit dem geistigen Band in nähere Berührung kommen kann, welche sich jene als eine Gemeinschaft von Genien vorstellten," S. 204 — 5.

6) *Das Wahrsagen.* „Es ist ein alter, von allen Völkern einstimmig angenommener Glaube, dass es unter den Menschen ein Wahrsagen gebe, sagt Cicero, *quae est igitur calliditas, res vetustate robustas calumniando velle pervertere.* — Von S. 206 — 212 folgt ein bündiger und vollständiger Auszug aus Ciceros Büchern *de divinatione*, wobey besonders darauf aufmerksam gemacht wird, dass schon Cicero das Wahrsagen in das natürliche und künstliche eintheilte.

7) *Die Träume.* „Die Träume wurden zu allen Zeiten als ein wichtiger Theil der natürlichen Wahrsagung angesehen. Es sind geschichtliche Beyspiele von wahrsagenden Träumen aus der Bibel, alten und neuen Testaments, aus Ciceros Werken u. s. w. angeführt, S. 213 — 18.

8) *Mit dem Traume verwandte Zustände des Wahrsagens.* Dahin gehören: das Wahrsagen bey Kranken, Tobsüchtigen, Melancholischen und Phrenitischen, — des Aristoteles, Aretäus, Plutarch, Cicero, Baco, Sauvage, das bekannte Vorhersagen künftiger Dinge bey Sterbenden, S. 221.

9) *Ansichten der Alten über das Wahrsagen und den Traum.* Es werden die Meinungen angeführt von Posidonius, Kratippus, Chrysippus, Sokrates, Pythagoras, Demokritus, Hippokrates, Galen u. A., woraus der Vf. den Schluss zieht, „dass schon die Alten ziemlich richtige und mit den unseren übereinstimmende Ansichten dieser Zustände hatten." S. 242.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Monath u. Kussler: *Geographisch-statistische Tabelle von Europa*, nach den neuesten Bestimmungen und geschehenen politischen Abänderungen vieler Länder dieses Erdtheils bis zu Ende des Jahres 1820 mit Benutzung der neuesten Auflagen der besten geographisch-statistischen Lehrbücher entworfen von *Karl Friedrich Michahelles*. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1821. gr. Fol. (5 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

MAGNETISMUS.

Leipzig, b. Brockhaus: *Der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung* — von *Joseph Ennemoser* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

10) *Die dem Magnetismus ähnliche Behandlungsart der Alten im Allgemeinen.* Die einfachen Verfahrungsarten der kindlichen Alten nennt der Vf. magnetische; dahin rechnet er auch die Behandlungsart des Hippokrates, „der auf dem halben Wege vom Inneren zum Äusseren war," S. 247. Auch die gymnastischen Leibesübungen des Herodikus, das Schwingen und Fahren u. s. w. des Asklepiades, S. 251; — dann a) insbesondere das Hände-Auflegen bey den alten Israeliten. Beyspiele aus der Bibel, von Heiligen, S. 258; vom König Pyrrhus, dem Kaiser Adrian, Vespasian, von den Marsen und Psyliern u. s. w. Die alten deutschen und nordischen Völker heilten die Aussätzigen durch Bestreichen mit der Hand eines todten Kindes; das Hände-Auflegen bey katholischen Ceremonieen, die χειροτονία der Päpste — S. 262. b) Das Zusammenleben von jungen mit alten Menschen, das Anhauchen, angerühmt vom König David, Virgil, Galen, Bacon, Bartholin, Pipin, S. 264 f. c) Verschiedene Behandlungsarten der Priester in den Opfertempeln, — durch ihre Badeanstalten, Salbungen, Reibungen, Räucherungen, durch Musik und Gebete u. s. w. S. 271 f. d) Das Heilen durch Worte, S. 279 f. nach biblischen Ansichten. (Sichtung thut hier Noth; aber dem Vf. bleibt das Verdienst, dieses Geschäft erleichtert zu haben, weil sonst die einzelnen Körner leicht alle durchs Sieb gefallen wären.)

11) *Die ersten Lehrbegriffe und Enträthselungsarten der Alten im Allgemeinen.* a) Die Emanationstheorie der Morgenländer ist kurz angeführt. Von der Weltseele; Ansichten einiger griechischer Weisen, S. 289. 291. b) Die materiellen Ansichten der Alten; die Atomenlehre des Leucipp, Epikur, Zeno u. A. S. 298. c) Ansichten der Alten über Seele und Leib, und deren wechselweisen Einfluss, S. 300 f. d) Freundschaft und Feindschaft der Pythagoreer; der Weltkrieg des Heraklit und Hipposus; Platos himmlisch *einende* und irdisch *trennende* Liebe, in ihrer Verwandtschaft mit den Begriffen von Sympathie und Antipathie, S. 311. — Sympathische Verwandtschaften in den unorganischen und organischen Reichen; Sympathie der Kalien und Säuren, Sympathie in den Steinen und Metallen, in den Pflanzen und Thieren, S. 313 f.; in Licht, Elektricität und Magnetismus, S. 318. Die Begriffe über den Zusammenhang der Welten und Wesen unter einander, und über deren wechselsweises Ineinanderwirken, waren Jahrtausende vor uns ebenso richtig, als jetzt (?), und was die Alten unter Weltseele und ihren Ausflüssen, unter Harmonie, Sympathie und Antipathie verstanden, das ist gerade dasselbe, was wir unter Magnetismus verstehen," S. 322. „Von Paracelsus an entwickelte sich allmählich der Begriff des Magnetismus in unserem heutigen Sinne. Deutliche Spuren findet man bey diesem, bey van Helmont, Maxwell u. A. Allein neben den vielen herrlichen Ansichten wurden ihre Schriften oft mit grossen Ungereimtheiten überfüllt." S. 324.

Drittes Hauptstück. Der Magnetismus bey den alten Völkern insbesondere.

1) *Der Magnetismus bey den Morgenländern.* — a) Bey den Chinesen und Ostindiern. Nach Athanasius Kircher und anderen Missionären sollen die Krankheiten dort seit den ältesten Zeiten durch Händeauflegen, Anblasen u. s. w. geheilt werden. *Osbeck* und *Torvens* versichern, dass in China seit den frühesten Zeiten kranke und schwache Menschen durch ein gelindes Drücken verschiedener Theile des Körpers mittelst der Hände gestärkt werden." S. 330. Als eine Art magnetischer Einwirkung führt der Vf. auch das lange Pulsfühlen der chinesischen Ärzte an. Die Magie der Indier ist von Alters her berühmt. Die Brahmanen thun mit Hülfe gewisser Worte nach Origenes und Philostratus grosse Wunder, S. 331. Das sogenannte Manipuliren haben die Jesuiten von den Brahmanen erlernt u. s. w. Diese bey den Ostindiern übliche Berührungsart (Tschamping) ist nichts Anderes, als eine verfeinerte Anwendung unseres jetzigen Mossirens. b) *Der Magnetismus bey den Chaldäern und Persern.* Nach Herodot wurde von den chaldäischen Priestern des Jupiter und Belus zuerst der Tempelschlaf gepflogen. Allgemein war der Glaube, dass

die Götter sich auf verschiedene Weise den Menschen offenbarten. Schon Cicero spricht von der Wahrsagung der Chaldäer als einer der ältesten. Auch Talismane hatten sie, und die chaldäische Astrologie ist bekannt, S. 334. — Durch die Dazwischenkunft verschiedener Geister und Dämonen wäre der Mensch fähig, wahrzusagen, welches die persischen Magier, nach Cicero und Sotion, fleissig übten. S. 336.

2) *Der Magnetismus bey den Egyptern.* Hier war in den ältesten Zeiten das Arzneywesen den Priestern überlassen, welche in ihren Tempeln ordentliche Krankenanstalten hatten, wo sie die Kranken zu einer inneren Selbstbeschauung vorbereiteten, so dass man hier die ersten Orakel findet. S. 338. (Hier ist eine etwas lange Ausholung eingestreut, von dem inneren Hellsehen in Gott und der Natur, so lange der Mensch nicht sinnlich war, welches Hellsehen aber verschwand, sobald die Menschen äusserlich, oder sinnlich wurden, womit der Kampf mit den Elementen, Krankheit und Zwiespalt entstand. Von S. 338 bis 353.) Gebräuche und Verfahrungsarten der ägyptischen Priester in den Tempeln. Der Vf. holt etwas weit aus, indem er die Verhältnisse des ägyptischen Priesterstandes aus einander zu setzen sucht. — Die Behandlung der Kranken bestand in Baden, Salben, Räuchern, Reiben, Fasten u. s. w., um sie zu weissagenden Träumen vorzubereiten, welche die Priester leiteten, und dann bey dem Erwachen den Kranken die Mittel vorsagten, wodurch wohl der Irrthum entstanden seyn mag, dass man die Priester selbst als Wahrsager ansah. Diese Priester haben aus weiser Absicht die eigenen Aussprüche und Verordnungen der Kranken sich selbst, oder einer Gottheit zugeeignet, da, wie wir jetzt vom magnetischen Schlafwachen wissen, nur in seltenen Fällen eine Rückerinnerung Statt findet, und wenn eine Rückerinnerung Statt fand: so war der Kranke leicht zu überzeugen, dass Gott aus besonderen Gnaden ihm solche Dinge offenbart habe." S. 359. Die Schlafwachenden wurden auch in eigenen Zimmern besonders behandelt, und es geschah in der feyerlichsten Stille, und meist in der ruhigen Nacht. Jedoch gab es auch damals Kranke, die nicht schliefen, oder nur nach wiederholten Vorbereitungen, und doch genasen, wie es auch heute noch geschieht." S. 362. Die berühmtesten Tempel waren die der Isis, des Serapis, des Apis und Phtas, S. 364. Die Beweise werden aus Herodot, Plutarch, Pausanias, Strabo und den Untersuchungen von Jablonski und Sprengel u. A. geliefert. S. 366 f. Ferner wird die magnetische Behandlungsweise bey den Ägyptern aus den Umständen als wahrscheinlich angeführt, S. 741. Dass z. B. die bronzenen, mit mystischen Figuren versehenen, dem Serapis, der Isis und dem Äskulap geweihten Hände, immer rechte Hände waren, von denen die drey ersten Finger ausgestreckt sind; dann die Isis-Hände und die mysteriösen antiken Finger, die immer Zeigefinger sind, welcher Finger bey den Alten *medicus* hiess; — ferner verschiedene weibliche Figuren stehen vor einem auf einem Bette liegenden Kranken, und halten ihre Hände an verschiedene Theile desselben, an Kopf, Brust u. s. w., ganz wie bey unserem heutigen Magnetisiren, S. 742 f. Von S. 380 bis 416 wird die älteste Philosophie der Morgenländer und Ägypter angeführt. Die Emanationstheorie des Zoroaster und der Brahmanen nach den Quellen des Oupnekhat und Zendavesta, nach den Überlieferungen des Cicero, Porphyrius, Jamblich, und den Untersuchungen von *Jablonski*, *Brucker* und *Sprengel* u. A. Hierin sind die theosophischen Lehren der neuplatonischen Schule zu Alexandrien, insbesondere des Plotin, Porphyrius und Jamblichus, mitbegriffen, welche von dem wechselseitigen geistigen Wirkungsvermögen, und von den prophetischen Träumen und Wahrsagen, Ideen und Lehren enthalten, die höchst auffallend beweisen, dass sie nicht nur die Erscheinungen des Hellsehens kannten, sondern sich auch solche zu erklären versuchten, und zwar auf eine Weise, wie es noch heute häufig geschieht. „Man sieht, heisst es S. 409, wie Jamblich die inneren Zustände des Hellsehens bis in das Kleinste gekannt, und wie richtig er die verschiedenen Abweichungen desselben aufgefasst und bezeichnet hat. Die Ursache davon sucht er aber nicht in dem Körper, oder in der Seele, sondern in Gott allein. — Es ist eine Vermittelung der Geister und ein Hauch Gottes."

3) *Der Magnetismus bey den Israeliten.* Was sich sowohl auf die Erscheinungen, als auf die Lehrweise des Magnetismus beziehen lässt, ist hier mit einer Vollständigkeit aus der Bibel, sowohl alten, als neuen Testaments, zusammengetragen, wie uns ausserdem nichts vorgekommen ist. Nur möchten einige Blätter überflüssig seyn, wo auf eine mystische Weise „von der ursprünglichen Reinheit und Naturweisheit des Menschen, nach dem μαγικόι, S. 422 f., weitläuftige Ausflüge gemacht werden. Die erste merkwürdige Erscheinung findet der Vf. schon nach 1 Mos. 2, 21 in Adams Schlaf (?), nach der Auslegung der 72 Dollmetscher soll es wirklich ein weissagender Schlaf gewesen seyn. S. 429. Ferner die Gesichte der Patriarchen, Richter und Könige u. s. w., welche sie meistens im Schlafe hatten. Dann die merkwürdige Geschichte mit Jakobs Schafen (1 Mos. 3, 27 f.), die Geschichte Mosis u. s. w. Die Aufrichtung der ehernen Schlange in der Wüste, um durch deren Anblick das Volk zu heilen u. s. w. — Merkwürdig ist die Erweckung des Knaben der Samariterin durch Elisa (2 Kön. 4, 18). Aus dem neuen Bunde sind alle Heilungen durch Händeauflegen u. s. w. des Herrn und seiner Jünger ausgezogen, und auf eine Weise mit Bemerkungen begleitet, „wodurch Gott gelassen wird, was göttlich ist, aber auch dem Menschen, was menschlich ist," S. 446. (Wir lassen auch dem Vf. das Seine.) S. 469 folgt das Heilen der Krankheiten nach biblischen Grundsätzen. (Wir sind einer gewissen Partey, welche die heil. Schrift zum Princip der Wissenschaft machen möchte, keinesweges zugethan, aber

wir halten sie für das wahre Princip alles *Handelns*, lassen demnach, was der Vf. über die Schrift, als Lehre, sagt, dahinten, und unterschreiben dafür die Worte S. 475: „Unter einem ächt magnetischen — verstehen wir einen biblischen Arzt, welcher im Allgemeinen, als christlicher Arzt, die Kraft selbst besitzen soll, ohne Arzneyen, und durch das göttliche Wort zu heilen, und nur in bestimmten Fällen sich auch der Arzneyen zu bedienen: denn der Herr lässt die Arzney auch aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht." — Es ist aber doch etwas weit gegriffen, und die Nachahmung Christi hat ihr Ziel da, wo der *Mensch* sich von dem *Gott*-Menschen scheidet.

4) *Der Magnetismus bey den Griechen.* „In Griechenland finden wir in der allerfrühesten Zeit das Heilgeschäft, mit religiösen Geheimnissen umschleyert, ausserordentlich einfach; das Wahrsagen und jene weissagenden Träume „waren hier lange im Einzelnen sowohl, als in den heiligen Tempeln, viel häufiger, als bey den meisten anderen Völkern." S. 481. — Nach Herodot hatten die Griechen ihre Tempelverrichtungen von den Egyptern erlernt. S. 482. — Die berühmtesten medicinischen Krankenbeysteher waren Apollo, Äskulap, Orpheus, Melampus u. A. Die Geschichte der Orakel wird hier nach Plutarch, Pausanias, Philostratus, Aristides, Strabo, und nach Sprengels und Wolfs Untersuchungen sehr ausführlich durchgegangen. — Der Tempelschlaf (ἐγκοίμησις) wurde hier vielfältig unterhalten. Das Einschlafen der Kranken war eine ganz gewöhnliche Erscheinung, wobey die Schlafenden ihre eigene Krankheit, die Mittel zur Genesung und andere Dinge voraussagten. In keinem Lande machten die Orakel so viel Aufsehen, als in Griechenland, wo man sich sowohl in Privat-, als öffentlichen Staats-Angelegenheiten bey denselben Raths erholte. S. 489. — In den Tempeln waren, besonders zu Epidaurus, eigentliche, abgesonderte Schlafhäuser angelegt, worin die Kranken nach vielen Vorbereitungen, S. 495, niedergelegt wurden, um im Schlafe die Antworten des heilbringenden Gottes zu erwarten. Diese Antworten waren theils *bildlich* und allegorisch, S. 500, welche die Priester oder eigens dazu angestellte Ausleger (ἐξηγηταί), S. 502, enträthselten, theils aber auch bestimmt und verständlich. Die angerathenen Mittel waren meist sehr einfach, zuweilen aber stark und heroisch. Dieser Schlaf musste öfters wiederholt werden, wo nach kürzerer oder längerer Zeit der Kranke genass, oder nur gebessert wurde. Auch fanden manche Kranke gar keine Hülfe, wenn sie auch zu allen Tempeln reisten. S. 504. Von S. 516 bis 544 folgt, was für die Lehre des Magnetismus bey den Griechen besonders merkwürdig ist. Es werden Ideen, Meinungen und Ansichten von Orpheus, Pythagoras, Plato, Apollonius von Tyana u. A. angeführt.

5) *Der Magnetismus bey den Römern.* Bey den Römern finden wir die griechisch-ägyptische Medicin wieder, und der Traumschlaf (*incubatio*) war hier gleichfalls schon sehr früh üblich. — Berühmt sind die Antworten des Faunus, des Äskulap, des Apollo, der Isis u. s. w., und besonders der Sibyllen, deren Geschichte sehr ausführlich dargestellt ist. (Ob aber aus Virg. Aen. VI, 45 wirklich hervorgeht, dass die Sibyllen *nur* kranke und hysterische Weiber gewesen seyen"?)

8) *Der Magnetismus bey den Celten und alten Deutschen.* Die celtischen Druiden waren Priester, Ärzte und Wahrsager, die die Krankheiten durch magische Gebräuche heilten. S. 579. — Die Alrunen der Deutschen waren durch ihre Zaubereyen, Heilungen und Weissagungen berühmt. Die berühmteste ist unter dem Namen Velleda bekannt, von der Tacitus sagt: *inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant; late imperitabat vetere apud Germanos more. Velledae auctoritas adolevit, nam prosperas Germanis res et excidium legionum praedixerat.* Das Orakel auf der Insel Sena im britanischen Meere, nach Pomponius. S. 581. — Die Hexen und Zauberinnen des Mittelalters, welche in grosser Menge lebendig verbrannt wurden, „waren an verschiedenen Krampfübeln leidende Frauen, die so als Besessene und vom Teufel Geplagte angesehen wurden." S. 586. „Eine sich aus dem Staube erhebende, reinere Philosophie trug am meisten dazu bey, dieses finstere Gewölke zu verscheuchen." S. 592. Als eine merkwürdige Erscheinung wird auch die Geschichte der Jungfrau von Orleans angeführt. S. 593.

Viertes Hauptstück. Der Magnetismus nach Wiederherstellung der Wissenschaften. — Theophrastus Paracelsus verdient in der Geschichte des „Magnetismus eine der vorzüglichsten Stellen; denn er war der erste, der, das allgemeine Wechselleben, im Grossen, wie im Kleinen, mit dem Bilde des Magneten vergleichend, das Wort *Magnetismus* oft in *dem* Sinn versuchte, wie es jetzt noch im Gebrauch ist." S. 599. — In den Werken des Paracelsus ist die Lehre des Magnetismus auf eine merkwürdige Weise enthalten; aber zerstreut, kann sie nur durch fleissiges Suchen zusammengetragen werden. Der Vf. hat aus dessen Schriften: *de arte astronom., de arte spirituali archidoximagica, philosophia fugaci etc.* mit Benutzung einer Arbeit *Hemmanns* (medicinisch-chirurg. Aufsätze) von S. 600 bis 616 einen Auszug geliefert, welcher obige Behauptung hinlänglich bekräftigt.

Baptista van Helmont brachte zuerst in das dunkle Feld des Magnetismus ein helleres Licht, wie es vor ihm noch Keiner gethan, auch gebrauchte er selbst zuerst das Wort: *Magnetismus* ganz in dem gewöhnlichen Sinne. S. 166. — Es folgt ein merkwürdiger Auszug aus *van Helmonts* Schriften, besonders aus einer Abhandlung von ihm, *de magnetica vulnerum curatione*, über die Ursache, Natur und Wirkungsart des Magnetismus.

Henrich C. Agrippa, S. 636, und *Robert Fludd*, S. 640, waren eifrige Vertheidiger der Paracelsischen

Lehre; es werden einige Proben aus ihren Schriften ausgehoben.

Maxwell. — In *Maxwells* kleiner Schrift (*medicina magnetica*, 1679) glaubt man meist *Mesmers* eigene Worte zu hören, sowohl in Rücksicht der magnetischen Erscheinungen, als in Hinsicht seiner Ansichten und Erklärungsweise. Hier ein paar Beyspiele: „Was man Weltseele nennt, ist ein feines ätherisches Wesen, Lebensgeist, sich ganz und überall gleich; dieses ist ein gemeinsames Band, durch welches Alles zusammen lebt." S. 643. — „Wenn du diesen Geist benutzen kannst, ihn in dem Körper anzuhäufen, so wirst du keine geringe Vortheile ziehen, denn darin besteht alles Geheimnifs der Magie. Nach Verschiedenheit der Fähigkeit kann ihn ein erfahrner Künstler allen Körpern, und auch jedem Menschen, auf eine bewunderungswürdige Weise mittheilen. Wer durch diesen Geist auf die Menschen zu wirken weifs, kann heilen, und dieses auf jede Entfernung, welche es auch sey." S. 644. — „Alle Krankheiten werden dadurch leicht geheilt werden, daher ich dieses auch vorzüglich den Ärzten vorstelle" u. s. w. — „Die Verkettung der Geister unter einander geschieht durch den unaufhörlichen Einflufs der Strahlen aus einem Körper in den andern." S. 643 u. s. w.

Grahams Wunderbett wird in sofern hier angeführt, „weil es als ein ganz eigenthümliches magnetisches Leitungsmittel zur Heilung von Krankheiten angesehen werden kann, wovon wir schon in den ältesten Zeiten in den Tempeln Beyspiele finden; nicht aber, als wenn *Graham* als magnetischer Arzt hieher gehörte." S. 648. — Ähnliche Ansichten sind in den Schriften des Pater *Kircher* (*Magnes, sive de arte magnetica*, 1654) und *Tentzel Wirdig* (*nova medicina spirituum*) enthalten. 1665 heilte *Valentin Gräterakes* in England alle Krankheiten durch Händeauflegen. S. 650 u. f.

Emanuel Swedenborg gehört in mehr als einem Betrachte in die Geschichte des Magnetismus, nicht weil er etwa selbst ein magnetischer Arzt war, oder weil er den Magnetismus besonders gelehrt hätte, sondern weil er als eine merkwürdige Erscheinung einer hohen Selbstentwicklung des inneren Sinnes (eines religiösen Hellsehens) und dann auch in Hinsicht seiner Naturlehre nur von diesem Standpuncte aus beurtheilt werden kann. S. 673 u. f.

Der Magnetismus *bey den jetzt noch lebenden Völkern*. — „Man findet dem Magnetismus ähnliche, oder völlig magnetische Behandlungsarten und Erscheinungen auch jetzt noch bey allen rings um uns wohnenden Völkern." S. 676. — Es werden Beyspiele aus Reisebeschreibungen von asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Völkern angeführt.

Merkwürdig und bekannt ist das bey nordischen Völkern, besonders bey den Hochschotten und Hebriden, sich freywillig entwickelnde Hellsehen, welches unter dem Namen des *second sight* bekannt ist, wobey sie Dinge der Zukunft, und die in weiter Ferne geschehen, voraussagen. S. 702. — Die verschiedenen Volksgebräuche, Krankheiten zu heilen, die verschiedenen Mond- und Wasser-Curen, das Besprechen der Rose, das Bestreichen kranker Theile, die verschiedenen, jetzt noch üblichen Amulete und Talismane, die Segensprechungen, die sympathetischen Curen u. s. w. finden ihren zureichenden Grund im Magnetismus u. s. w. S. 704.

S. 707 folgen Bemerkungen über die Verbreitung des Magnetismus in den verschiedenen Ländern und Staaten. Von S. 712, Nachhall, Vergleichungen und Folgerungen aus den vorhergehenden Untersuchungen. — Endlich von S. 750 Antworten auf einige, dem Magnetismus gemachte, Anschuldigungen: 1) in Betreff des Glaubens an den Magnetismus; 2) der Einbildung, als vermeintlicher Ursache desselben; 3) der angeschuldigten Schwärmerey; 4) der beabsichtigten Vortheile und Ruhmsucht und 5) endlich der Sitten und Religion. — „Dafs Sitten und Religion durch den Magnetismus gefährdet werden, ist auch, ein, jedoch seltener, Einwurf. Missbrauch und das unvorsichtige Betragen unmündiger und unkundiger Magnetisirender ist deren Veranlassung." S. 775.

So hat der Vf. gesammelt, — so hat er mehr Material, als Resultate, — mehr Resultate, als Principien — gegeben; ein System aber, wie uns scheint, nicht geben *wollen*. Darin liegt aber der Grund, dafs sein Buch manchen *zerstreuten* Leser sammelt, und dadurch ein starkes Publicum gewinnt, während es umgekehrt die allzusehr gesammelten Leser, — wir meinen, die absoluten Kritiker, — die, die den Magnetismus durchaus nicht leiden mögen — und die, welche gar nichts davon verstehen, — rein abstöfst. Darum möchte wohl Lob und Tadel in der Mitte liegen, und jedes dieser Elemente durch sein Gegentheil im Munde des Lesers ausgebildet werden.

* * s.

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Monath u. Kufsler: *Geographisch-statistische Tabelle von Deutschland*, nach seiner durch den Wiener Congrefs erhaltenen, und zur Zeit noch bestehenden neuesten Verfassung und Abtheilung. Entworfen und ausgefertiget von *Karl Friedrich Michahelles*. Zweyte nach den besten und neuesten geographisch-statistischen Werken umgearbeitete Auflage. 1821. gr. Fol. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

PÄDAGOGIK.

Wien, b. Kaulfuss und Armbruster: *Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauch der öffentlichen Vorlesungen*, von *Vincenz Eduard Milde*, k. k. Hofcaplan, der Katechetik, Didaktik und der Erziehungskunde Professor an der Wiener Universität (jetzt Pfarrer zu Wolfpassing in N. Österreich). *Erster* Theil. 1811. XIV u. 375 S. 8. *Zweyter* Theil. 1813. X u. 389 S. 8. (3 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1815. No. 61.]

Der *erste* Theil dieses interessanten Lehrbuchs, welches man wegen seiner Vollständigkeit eher ein Handbuch nennen könnte, handelt *von der Cultur der physischen und intellectuellen Anlagen*, und der *zweyte* Theil von *der Cultur des Gefühls- und Begehrungs-Vermögens*. Jedes dieser vier Hauptstücke zerfällt wieder in verschiedene Abschnitte, welche, nach Paragraphen geordnet, von der Natur und Beschaffenheit, von der Behandlungsweise, von der Diätetik und Heilkunde der verschiedenen Anlagen und Kräften handeln. Diesen folgt dann eine Anleitung zur Selbstbildung der physischen, intellectuellen, ästhetischen und moralischen Kräfte. Um die Art und Weise, in welcher der Vf. seinen Gegenstand behandelt, näher zu bezeichnen, wollen wir einen gedrängten Auszug aus dem *dritten Hauptstücke*, welches von den *Gefühls-Anlagen* handelt, geben, obgleich dasselbe nicht so umfassend, reichhaltig und gründlich bearbeitet ist, als die übrigen.

Erster Abschnitt. Diätetik. Das Gefühlsvermögen, die Fähigkeit, durch Vorstellungen afficirt zu werden, ist eine für die Veredlung des Menschen sehr wichtige Anlage, und bedarf einer sorgfältigen Cultur. Es fehlt nicht an Schriften, welche sich mit der Natur dieses Vermögens beschäftigen (Literatur). Die Anlagen dazu dürfen weder geschwächt, noch aus Irrthum, sie könnten der intellectuellen Ausbildung nachtheilig werden, vernichtet, sondern müssen von dem Erzieher mit grosser Sorgfalt gepflegt, und auf eine zweckmässige Weise ausgebildet werden. Sie dürfen aber auch nicht übermässig, oder disharmonisch und einseitig erregt und entwickelt werden; denn die Harmonie, Stufenordnung, und die Unterordnung der Gefühle unter die Leitung der Vernunft, sind wesentliche Eigenschaften einer zweckmässigen Bildung. Die Phantasie des Jünglings muss rein erhalten werden, unter der Leitung der Vernunft stehen, und nie der Sittlichkeit Gefahr bringen. — *Zweyter Abschnitt. Bildungskunde der Gefühle.* Die Cultur der Gefühle soll sich auf die Erregbarkeit, auf die Stärke, auf die Dauer, auf die Richtigkeit, auf die Beherrschung, auf die Wirksamkeit und auf die Äusserung derselben erstrecken. Der Erzieher lasse sich nicht durch den Ausdruck der Gefühle bey der Jugend täuschen, weil ihre Quelle nicht immer rein ist, und schon das Kind mit dem äusseren Scheine heuchelt. Weichheit des Gefühls ist noch nicht Tugend. Die Cultur der Gefühle muss nach der Individualität des Zöglings verschieden seyn, und allezeit stufenweise geschehen. Der Erzieher nehme dabey die Stufenfolge der Natur zur Richtschnur, fodere und errege kein Gefühl, ehe die entsprechende Vorstellung verhanden ist, nehme bey der Erregbarkeit und Stärke der Gefühle allezeit auf den Grad der Stärke des Verstandes Rücksicht, und übereile die Entwickelung nicht. Die Cultur der einzelnen Arten der Gefühle, und zwar der sinnlichen, der sympathetischen, der ästhetischen, der intellectuellen, der moralischen und der religiösen, soll nach bestimmten psychologischen und pädagogischen Grundsätzen geschehen. Zufall und Willkühr schaden hier, wie überall. *Dritter Abschnitt. Heilkunde der Gebrechen des Gefühlvermögens.* Diess Vermögen ist grossen und vielfachen Gebrechen und Verirrungen unterworfen. Die Gefühle können dem Grade nach, sowohl in der Reizbarkeit, als in der Stärke und Dauer, ausarten, und Überreiz, Stumpfsinn, Exaltation und Schwäche, Leichtsinn und Tiefsinn erzeugen. Diess liegt theils in der ursprünglichen Beschaffenheit der Anlage, theils in dem Einflusse des Körpers, theils in dem Zustande der intellectuellen Anlagen, theils in der Beschaffenheit des Begehrungsvermögens, theils in der Einwirkung äusserer Umstände. Die Heilung jener Gebrechen und die Hinderung eines gestörten Verhältnisses der verschiedenen Seelenkräfte ist Sache des Erziehers. Die speciellen Vorschriften zur Heilung jeder krankhaften Ausartung werden angegeben, ausserdem aber noch folgende allgemeine: 1) Beobachte deine Zöglinge genau, und beuge der Ausartung bey Zeiten vor; 2) halte aber nicht jede Abweichung von deiner eigenen Art, zu empfinden, für ein Gebrechen der Gefühle; 3) suche, ehe du an die Heilung denkst,

gen: die Art und die Quelle des Gebrechens zu erforschen; 4) achte kein Gebrechen gering, denn jedes hat die nachtheiligsten Folgen; 5) verschiebe die Besserung nicht auf reifere Jahre; 6) verbinde mit der eigentlichen Heilung eine zweckmäfsige diätetische Behandlung; 7) vergifs nicht, dafs der Zustand des Gefühlvermögens nicht allezeit und ganz von der Willkühr des Zöglings abhängt. 8) Befehle, Verbote und Strafen können keine unmittelbaren Besserungsmittel der Gefühle seyn; 9) fodere und erwarte keine plötzliche Veränderung bey einem allgemeinen oder tiefeingewurzelten Gebrechen. — *Vierter Abschnitt. Anleitung zur Selbstbildung der Gefühle.* Wie die eigene freye Thätigkeit und Selbstständigkeit des Geistes bey allem Erziehen die Hauptsache bleibt: so ist auch bey dem Gefühlvermögen Selbstbildung nothwendig. Diese setzt in dem Zöglinge den Willen und bestimmte Einsichten voraus. Deſswegen ist demselben eine ihm angemessene Belehrung und Anleitung, sowie eine praktische Anweisung zur Leitung und Beherrschung der Gefühle nothwendig.

Es ist nicht zu verkennen, dafs der Vf. die Pädagogik zum Gegenstande eines anhaltenden und gründlichen Studiums gemacht, dafs er darüber viel gedacht, gelesen und erfahren hat. Seit *Basedow* und *Campe* ist ihm keine Erscheinung auf dem Felde der Pädagogik und Didaktik unbekannt geblieben; er hat sie alle nicht nur beachtet, sondern auch geprüft. Nur seit dem Jahre 1805 scheint er weniger lebhaften Antheil an den Fort- und Rück-Schritten der Lehr- und Erziehung-Kunst genommen zu haben. *Pestalozzi* beurtheilt er etwas einseitig nach gelegentlichen Aufserungen und einzelnen Ansichten, ohne sich auf eine Würdigung der Grundsätze, der Hauptbestrebungen und des pädagogischen Charakters dieses ehrwürdigen Jugendfreundes einzulassen. Doch ist das, was er I, 285 über den Fehlgriff sagt, den menschlichen Körper zum ersten Object zur Bildung des Anschauungsvermögens gemacht zu haben, sehr wahr und richtig. Von dem neuen Methodenwesen scheint er gar keine Notiz genommen zu haben, und des *Lancaster* und seines Fabrikwesens gedenkt er gar nicht. Das Revisionswerk, das *Niemeyer*'sche Handbuch, *Rousseaus* Emil, *Locke's* Handbuch der Erziehung, *Salzmanns* Schriften, *Heydenreichs* Privaterzieher, und *Heusingers* Familie Wertheim kennt und ehrt er vor allen anderen. Doch hat er alles Gelesene durch eigene Prüfung sich angeeignet, und selbstständig geforscht. Man sieht bald, dafs die Schriften von *Herder*, *Spalding*, *Hofbauer*, *Carus*, *Eberhard*, *Garve*, *Platner*, *Maafs*, *Kant* und *Reinhard* nicht blofs citirt, sondern auch wirklich gelesen sind. Dabey ist er frey von Vorurtheilen und vorgefafsten Meinungen, und sein kirchlicher Glaube hat gar keinen Einflufs auf sein Urtheil. Er dringt überall auf klare Begriffe, lichtvolle Erkenntnifs, wahrhafte Aufklärung und bescheidenes Forschen. Wie wahr und lehrreich ist, was er II, 56 f. über die Benutzung der Gefühle für die religiöse Bildung sagt. Die eingestreute Literatur ist zwar nicht vollständig, und besonders seit den Jahren 1803 u. f. mangelhaft, aber doch im Ganzen genügend. Nur hätten nicht Nachdrücke citirt werden sollen, wie II, 20 der *Wiener* Nachdruck von *Nitsch* Beschreibung des Zustandes der Römer, und II, 28 der *Carlsruher* Nachdruck von *Claudius* Werken. Im Österreichischen mag solche literarische Freybeuterey sehr gangbar seyn, kein rechtlicher Mann follte aber zur Förderung derselben die Hand bieten. — Die Sprache ist einfach, schmucklos und verständlich, nur bisweilen zu wortreich, trocken und umständlich. Wiederholungen hätten öfters vermieden, und manche Gegenstände in Einer Rubrik abgehandelt werden können. Angenehm war es uns, aus den öfteren Citaten die *Ratio educationis publicae per regnum Hungariae* (welche späterhin *Budae* 1806 gedruckt worden ist), und die früheren Verordnungen für die kaiserl. österreichischen Schulen, die freylich jetzt wohl manche Abänderungen und Beschränkungen erfahren haben mögen, näher kennen gelernt zu haben. Manche Winke und Anweisungen scheinen auch mit verständiger Hinsicht auf die Schulen des Kaiserreichs gegeben zu seyn. Der ehrwürdige Vf., den wir aus dieser Schrift recht lieb gewonnen haben, hat mit seinen Vorlesungen gewifs viel Nutzen gestiftet, und es wäre zu wünschen, dafs auf seinem Lehrstuhle die Erziehungskunst immer so gründlich, freymüthig und wahrhaft bildend gelehrt würde.

L. Th.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Des Grafen von Lasteyrie's*, Mitglieds mehrerer gelehrten und philantropischen Gesellschaften, *Neues System der Erziehung und des Unterrichts, oder der wechselseitige Unterricht, angewandt auf Sprachen, Wissenschaften und Künste, in besonderer Beziehung auf Frankreich.* Nach einer neuen vermehrten Auflage aus dem Französischen übersetzt von Dr. *Theodor Friedleben*, Lehrer der mathemat., physical. und mercantil. Wissenschaften, Mitglied der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste und ihrer Hülfswissenschaften, und Lehrer an der freyen und öffentlichen Schule für Handwerker. 1820. VI u. 88 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Vf., einer der thätigsten Beförderer des wechselseitigen Unterrichts in Frankreich, redet in gedrängter Kürze 1) von dem Ursprunge und dem Mechanismus des neuen Systems; 2) von den Fortschritten, welche dasselbe in zehn Jahren in England und überhaupt in den vier Welttheilen gemacht hat; 3) von den Vorzügen des neuen Unterrichts Systems; 4) von der Wichtigkeit der Volksschulen in Frankreich, und von den Mitteln zu ihrer Errichtung. Dann folgt ein Bericht von *Cuvier* über die Primärschulen in Holland, ein anderer über den jetzigen Zustand des wechselseitigen Unterrichts in Frankreich, und über die Schulen des Ordens von Saint-Yon, und zuletzt eine Darstellung der Vorzüge des wechselseitigen Unterrichts, in Beziehung der mannichfachen Anwendungen, deren

er fähig ist. Angehängt sind die Gesetze der Gesellschaft für Unterrichtsmethoden. Von S. 81 an folgen Anmerkungen.

Diese Schrift verdiente nicht sowohl wegen ihrer kurzen Darstellung der *Lancaster*'schen Methode (denn diese haben wir in vielen anderen Schriften gründlicher, richtiger und umfassender dargestellt) allgemeiner bekannt zu werden, sondern weil sie einen Blick in das Schulwesen Frankreichs verstattet, und gewisse Umtriebe aufdeckt, die sich hier der Volksbildung entgegenstellen, und die als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit eine öffentliche Kundmachung verdienen. Leider zeigt sich in dieser wichtigen Angelegenheit der Parteygeist ausserordentlich wirksam. Die Feinde der Aufklärung, denen es in Frankreich nicht an Macht und Ansehen fehlt, feinden die neue Lehrmethode als eine gefährliche Neuerung an, welche das Volk aus seiner glücklichen Unwissenheit wecke, zum Lesen verderblicher Schriften und zur Verbreitung ruhestörender Grundsätze einlade, die Köpfe erhitze, und den Machthabern das Regieren unendlich erschwere. Besonders schreyen die *frères ignorantins* Gewalt, als würde durch die neue Methode die Kirche gefährdet, und der reine katholische Glaube befleckt. Ein Missionär sah voll heiligen Eifers in den harmlosen Kindern, die ihre Lectionen mit lauter Stimme hersagen, einen schreyenden Haufen kleiner Jacobiner und Ketzer, die bald zu einer verderblichen Brut heranwachsen, und Elend genug über Frankreich und die Welt herbeyschreyen würden. Hr. *v. Bonald*, einer der rüstigsten Widersacher der neuen Methode, behauptete in allem Ernste, die *Lancaster*'schen Schulen machen die Kinder taub und närrisch, weil es darin so geräuschvoll und tumultuarisch zugehe. Unter *Laine's* und *Decaze's* Ministerium breiteten sich die neugestifteten Volksschulen sehr schnell aus, und wurden von der Regierung bestens gefördert. Jetzt arbeitet man den Menschenfreunden, denen das Wohl ihrer ärmeren Mitbürger am Herzen liegt, und die aus eigenen Mitteln die neueren Anstalten unterstützen, öffentlich und heimlich, mittelbar und unmittelbar entgegen. Es ist auffallend, dass Männer, wie *Hameln* in Russland, *Bentham* und *Joseph Fox* in England, der unbekannte Herausgeber der Menschheitsschulen in Österreich, *Jomard*, *Cuvier* und *Degerando* in Frankreich, *Fellenberg* und *Pestalozzi* in der Schweiz, wenn sie den Volksschulen das Wort reden, immer erst die Regierung beschwichtigen, und eine Apologie wahrer Bildung und Aufklärung voranschicken müssen, damit man von der Aufhellung der Köpfe, von der Verbreitung der Cultur und von einer erhöheten Einsicht keine Gefahr fürchte. Hat man denn das wahre Wort des verständigen Cicero vergessen? „*Quod enim munus reipublicae afferre majus meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus juventutem? his praesertim moribus atque temporibus: quibus ita prolapsa est, ut omnium opibus refrenanda ac coercenda sit. Nec vero id effici posse confido, ut* o m n e s *adolescentes se ad studia convertant.*“ Und soll man denn die Franzosen an den Ausspruch ihres vielbewunderten *Cretet* erinnern? „*Après la religion, dont les principes et la morale, puisés dans une source divine, tendent à rendre l'homme meilleur et plus sociable, un des plus puissants moyens d'arriver au même but, est la propagation des sciences et des lettres, auxquelles les peuples civilisés doivent leur perfection; l'industrie les plus précieuses découvertes; l'esprit ses plus douces et ses plus nobles puissances; les trônes ses soutiens plus fermes et ses defenseurs plus éloquents.*“ Und doch versichert der Vf. vorliegender Schrift, dass, ehe die Volksbildung durch hinlängliche Schulen allgemein verbreitet werden könne, noch viele Vorurtheile und Leidenschaften bekämpft, viel böser Wille besiegt, und viele ängstliche Gemüther beruhigt werden müssen. „Stünde es in der Gewalt derer, heisst es S. 68, die von jeher Anhänger des Obscurantismus waren, Fanatismus und Unwissenheit verbreiten helfen: so würden sie den Franzosen jeden Unterricht versagen, und ihnen den Zutritt zu den Schulen verweigern, wie der Kaiser Julian es den Christen gemacht hat, die er entwürdigen und erniedrigen wollte. Indessen sind wir aus dem Jahrhunderte herausgetreten, wo es von der Laune eines einzigen Mannes oder einer Partey abhing, die französische Nation unter das schimpflichste Joch des Despotismus zu beugen, unter das Joch der Unwissenheit und der Dummheit.“ Als ein Beweis, wie wesentlich die gelehrte Bildung in Frankreich von der in Deutschland unterschieden sey, siehe hier noch eine Äusserung des Hn. Grafen *v. L.* über das Studium der alten Sprachen: „Griechisch und Lateinisch zu studiren, war bey dem Wiederaufleben der Wissenschaften unentbehrlich, da man damals in Europa keine anderen Werke als in diesen Sprachen geschriebene hatte. Dieses Studium, das allerdings mit zu einer sorgfältigen Erziehung gehört, *ist jedoch dermalen von geringer Wichtigkeit*, da man nirgends mehr Lateinisch spricht, keine Werke mehr darin verfasst (?), und alle guten Autoren *sehr correct* in die lebenden Sprachen übertragen sind (!?), die ihrerseits (besonders französischer Seits) auch schöne Muster der Wohlredenheit und guten Geschmacks aufzuweisen haben, und in *positiven* und *nützlichen* Kenntnissen die Alten überwiegen. Diese waren uns Lehrer, haben uns in die Laufbahn geführt, *sind aber von uns überflügelt worden*“!! S. 73 u. 74. — Die Übersetzung könnte gefälliger und fliessender seyn.

L. Th.

Glogau, in der neuen Günter'schen Buchhandlung: *Schulreden*, gehalten in dem evangelischen Gymnasio zu Glogau, von *C. D. Klopsch*, Rector desselben. 1817. XII u. 244 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. erklärt sich in der Vorrede über die Veranlassung zu diesen Reden. Er sagt: „Drey verdiente Männer dieser Stadt, die im vorigen Jahrhunderte lebten, haben an ebenso vielen Tagen des Jahrs öffentliche Reden in dem hiesigen evangelischen Gymnasio gestiftet. Der Rector hält die meisten von ihnen, und gedenkt dabey jedesmal der Stifter mit dankbarer An-

[illegible] des Guten, das sie durch dieses und andere Vermächtnisse begründet haben. Diese Männer waren es, in deren Stiftung ich die hier erscheinenden Reden gehalten habe."

Es sind ihrer zwölf an der Zahl, und handeln: 1) von dem Geiste, von welchem Knaben und Jünglinge durchdrungen seyn müssen, denen es ein Ernst ist um wahre und höhere Bildung; 2) von der wahren Blüthe einer Schule; 3) von der weisen Sparsamkeit eines Jünglings; 4) würdige Ansichten des Lebens für den Jüngling und Mann; 5) von der irdischen Unsterblichkeit; 6) das Wohlthätige unserer jetzigen Lage (während der zweyten Einschliessung der Stadt durch die russischen und preussischen Truppen); 7) dankvolle Todtenfeyer zum Andenken der fürs Vaterland gefallenen Helden; 8) was uns die Träume lehren; 9) die Gabe der Thränen; 10) über die Freuden der Erkenntniss; 11) diess Leben ist der Güter höchstes nicht; 12) von den Unvollkommenheiten unseres Wissens, Wollens und Thuns.

Was nun den Gehalt dieser Reden betrifft: so ist dem Vf. keinesweges das Bestreben abzusprechen, die jugendlichen Gemüther zu heiligen Gefühlen und zu glühendem Eifer für die Wissenschaft zu erheben, sie für das wahre und thätige Christenthum zu gewinnen, und auch den bey der Feyerlichkeit gegenwärtigen Erwachsenen manche beruhigende und erweckliche Wahrheit ans Herz zu legen. Fast alle tragen Spuren des Einflusses der Zeit, in welcher sie gehalten wurden, was allerdings sehr zu billigen ist. Die Diction ist edel und gewählt, jedoch nicht ganz frey von einem gewissen Streben nach schön und originell klingenden Ausdrücken und Bildern. Auch möchte Rec. diesen Reden mehr Fasslichkeit wünschen, damit sie der Fassungskraft der Jugend noch angemessener wären. Ebenso ist Rec. auch auf Sätze gestossen, die, genau geprüft, nicht als durchaus wahr anerkannt werden dürften. Zu streng scheint z. B. die Foderung des Vfs.: *Der junge Forscher der Wissenschaft sey zuvörderst erfüllt von einem Geiste der Freyheit von irdischen Rücksichten bey der Wahl und Ausübung seines erhabenen Berufs.* Denn wie viele Jünglinge giebt es wohl, die diesen Geist der Freyheit besitzen und behaupten können? Unter den sich den Wissenschaften Weihenden ist gewiss bey Weitem die Mehrzahl genöthigt, sich von irdischen Rücksichten bey der Wahl ihres Berufes zum Theil mit bestimmen zu lassen. Auch die siebente Rede: Dankvolle Todtenfeyer u. s. w. — ist nicht frey von Übertreibungen und von Sätzen, die die folgende Zeit (die Rede ist am 2 Jan. 1814 gehalten) hinlänglich widerlegt hat. Wer fühlt nicht z. B. das Überspannte in der Beschreibung der Wirkungen, welche jener Krieg hervorgebracht hat, wenn der Vf. spricht: Ich fühle es nur zu sehr: weder die Sprache hat Worte, noch die Seele Gedanken für die unermesslichen Wirkungen, welche aus dieser Blutsaat für die Menschen hervorgehen; allwissend, wie Gott, müsste seyn, wer berechnen wollte, wie jede Ader der Menschheit durch die stärkende Eisencur des Kriegs gestählt, jeder Tropfen Blutes geläutert, jede Sehne gespannt und gekräftigt, jeder Gedanke erhöht und beflügelt, jedes Herz gereinigt, gestärkt und beseligt worden sey. Auch die Rede: Das Leben ist der Güter grösstes nicht — enthält manche nur halbwahre Behauptung, die leicht von der Jugend, welche noch nicht fähig ist, das Wahre vom Falschen zu sichten, missverstanden werden können.

Rec. bittet daher Hn. *K.*, dessen Reden ihm im Ganzen eine anziehende Lectüre gewährt haben, bey Aufstellung seiner Behauptungen vorsichtig zu seyn, und sich nicht von seinem rednerischen Feuer zu übertriebenen und leicht falsch zu deutenden Äusserungen hinreissen zu lassen, auch weniger nach schön und auffallend klingenden rednerischen Floskeln zu haschen, als es in diesen Reden hie und da wirklich den Anschein hat.

7. 4. 5.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, in der Wigand'schen Buchhandlung: Emma, Leben einer glücklichen Mutter. Von dem Professor *Genersich.* 1819. 202 S. 8. (18 gr.)

Über den Zweck dieser Schrift erklärt sich der Vf. auf folgende Weise: „Ungeheuer ist die Fluth der Romane, — sie auch nur mit einer Woge vermehren zu wollen, dünkt dem Vf. Sünde gegen die Menschheit. Aber wohl hat es seine eigenen Reize, wenn man in einer fasslichen, nicht hindereichen Schrift zu zeigen sich bemühte, wie angenehm das, allerdings dornenvolle, Menschenleben der reinen Seele dahinfliesst; wie gute, in der ersten Kindheit und Jugend eingeflösste Grundsätze so manche Blumen uns auf den Pfad des Lebens hinstreuen; wie das Bewusstseyn der Unschuld und der unsträflichen Absicht die härtesten Leiden uns versüssen und erträglicher machen" u. s. w. Leser, welche nur durch das Romanhafte und durch abentheuerliche Begebenheiten angezogen und gefesselt werden können, werden daher ihre Rechnung bey diesem Buche nicht finden. Es beschreibt nur Vorfälle des alltäglichen Lebens; aber in einer fliessenden Sprache mit vielen eingestreuten Bemerkungen, die Menschenkenntniss befördern, und auf manche Fehler in der Erziehung aufmerksam machen, so dass Rec. dieses Buch für Viele zu einer angenehmen und nützlichen Unterhaltung empfehlen kann.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

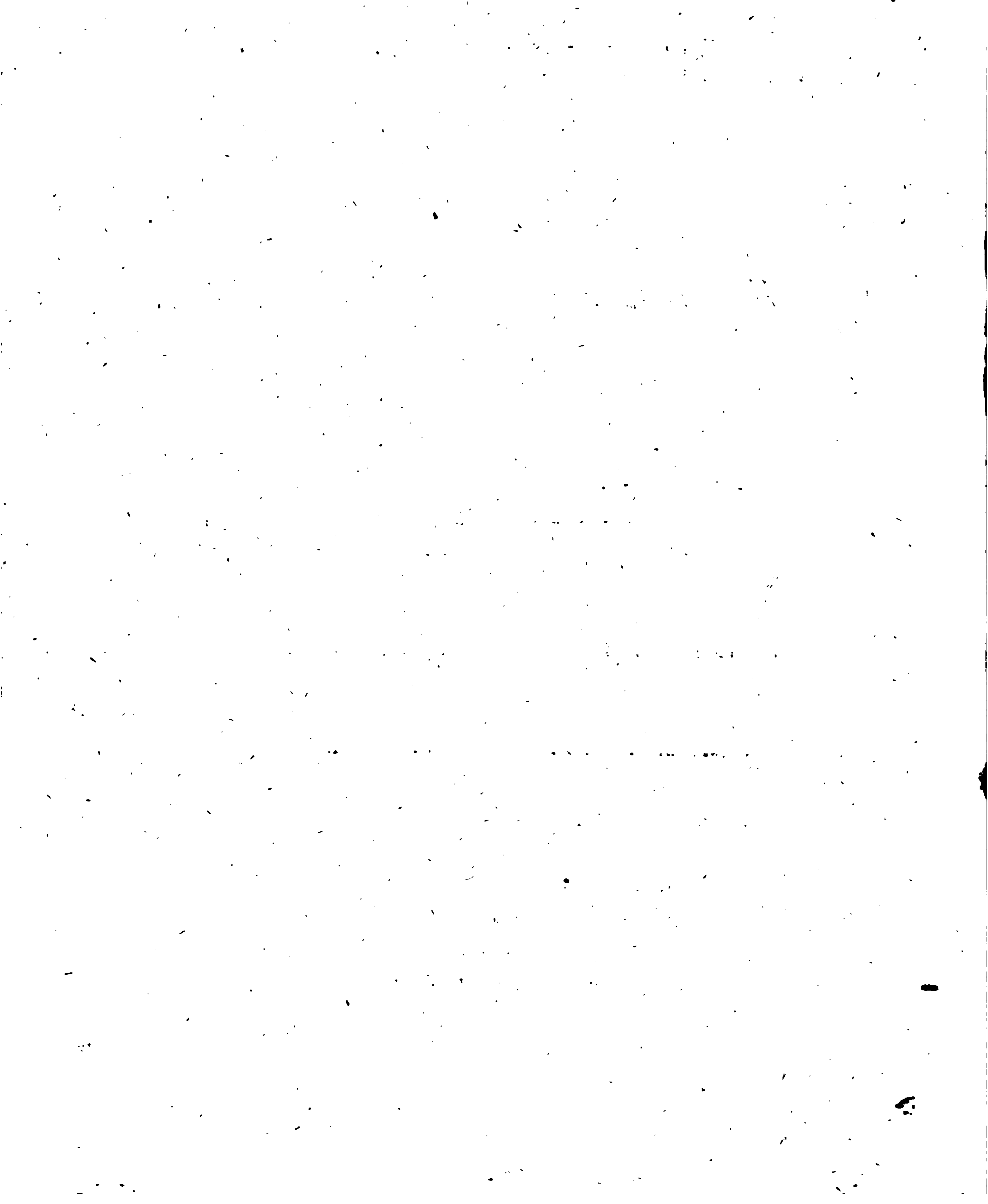
ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZEHNTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1822.



Num. 49.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(*H. C. C. F. v. Gagern*) *Die Resultate der Sittengeschichte.* I — IV Band *).

I. *Die Fürsten.* Frankfurt a. M., b. Wilmans. 1808. 349 S. 8.

II. *Die Fürnehmen*, oder Aristokratie. Wien, b. Strauss. 1812. 256 S. 8.

III. *Demokratie.* Frankfurt a. M., b. d. Gebr. Wilmans. 1816. 309 S. 8.

IV. *Politie*, oder *die Staatenverfassungen.* Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1819. 455 S. 8.

Wenn nach einem vielfältig verbrauchten Gleichnisse in der Menschengeschichte die Folge der verschiedenen Lebensansichten in Rücksicht ihrer Wichtigkeit und ihrer Ansprüche auf allgemeine Theilnahme ähnliche Perioden hält, wie die Natur in der Folge ihrer Producte in den verschiedenen Jahreszeiten; und wenn so jede Periode zunächst die eine oder die andere Ansicht als diejenige hervorhebt, deren Fest nun eben begangen und mit möglichstem Pompe geschmückt werden soll: so kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, welches diejenige Idee sey, die für unser Zeitalter, um in ein anderes Bild überzuspringen, als der regierende Planet oder lieber als der das ganze Planetensystem temporärer Lebensansichten beherrschende Fixstern anzusehen ist.

Seitdem der gesellschaftliche Zustand unseres Geschlechtes auf der *einen* Seite durch die letztvergangenen Jahrhunderte auf eine Stufe erhoben worden ist, die er selbst in den blühendsten Zeiten Griechenlands und Roms nicht erreicht hatte, auf der *anderen* Seite aber auch zugleich durch die Ereignisse der jüngst verflossenen 40 Jahre so merkwürdige Erschütterungen erfahren hat, dass man fast zweifeln möchte, ob nicht die erstiegene Höhe für ihn viel zu schwindelnd sey, als dass er sich auf ihr erhalten könne; war es wohl ganz natürlich, dass gerade in unseren Tagen nichts so ernstlich untersucht, so vielseitig beleuchtet, überhaupt so allgemein besprochen wurde, als Alles, was nahe oder fern mit dem Bestehen, den Verhältnissen und den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Verbandes unseres Geschlechts zusammenhängt. Mit demselben Rechte, mit welchem Andere, von einem verschiedenen Gesichtspuncte ausgehend, unser Zeitalter etwa das *papierene* nennen, dürfen wir ihm von dieser Seite das Prädicat des *politischen* beylegen, und es erklärt sich hieraus zur Genüge das grosse Interesse, mit welchem jetzt überall, wo man noch Sinn für den Ernst des Lebens hat, alle auf die öffentlichen Verhältnisse des Menschen sich beziehenden Gegenstände aufgenommen werden.

Um in unserem obigen Gleichnisse noch Etwas weiter zu spielen: so konnte es natürlich in unserer Ära nicht an politischen Stürmen und Ungewittern fehlen. Ungewitter hat ja einmal jede Jahreszeit. *Sodann* — wenn gerade der heiterste Sonnenstrahl auch die verderblichsten Insecten ausbrütet, so war es ganz in der Ordnung, dass in unserer Zeit die Heuschreckenzüge ungeheurer Kriegsheere auf der *einen* Seite alle Frucht auf dem weiten Felde des geselligen Lebens zu verheeren drohten, auf der *anderen* die Skorpionen des Aufruhrs und revolutionärer Umtriebe, bald von monarchischem, bald aristokratischem, bald demagogischem Charakter, nicht nur im *Wort*, sondern auch in der *That*, das stille, friedliche Leben der Völker höchst gefährlich verwundeten. *Ultras* und *Liberale* waren unserem Zeitalter wohl ebenso natürlich, als die Tag- und Nacht-Falter dem warmen Juniusmonate: aber freylich dienen beide nur dazu, das Auge vorüberflatternd zu ergötzen, und zugleich die verderblichen Eyer verheerender Raupen in die frischesten Pflanzen zu legen.

Die geschichtliche Analogie und Induction möchte allerdings zu der niederschlagenden Bemerkung führen, dass *die* Zeiten, in welchen der Blick der Genossen auf das gesellschaftliche Band, das sie eint und verknüpft, zunächst gelenkt wird, in welchen sie anfangen, systematisch und theoretisch die Grundlagen der Gesellschaft zu erforschen, gewöhnlich dem Untergange, der völligen Auflösung derselben unmittelbar

*) Die ersten drey Bände sind bereits von anderen Mitarbeitern an unserer A. L. Z. einzeln recensirt worden (1808. No. 199. 1815. No. 144. 1817. No. 84). Dass jetzt, nach Erscheinung des vierten Bandes, noch eine Beurtheilung des Ganzen erscheint, wird hoffentlich bey einem Werke von diesem Gehalte keiner Entschuldigung bedürfen.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

vorhergehen, sowie die Theorieen der Kunst und Poesie erst in solchen Zeiten versucht werden, in welchen die wahren Künstler und Dichter längst nicht mehr anzutreffen sind. So sehen wir in den letzten Zeiten der römischen Epoche, unter den Kaisern, die schönsten Theorieen über Staat und bürgerliches Leben zum Vorschein kommen, und ein *Tacitus*, ein *Quintilian* u. A. erscheinen mit ihren trefflichen, tiefen Ansichten über das wahre Wesen des Volkslebens und der Regierung wirklich nur als Trauerredner am Sarge der grossen Leiche ihrer Weltbeherrscherin, *Roma*.

Gleichwohl muss man immer zugestehen, der Gegenstand selbst in seiner Art ist schon an sich höchst ehrwürdig, und wir unterschreiben in dieser Hinsicht mit voller Zustimmung die geistreichen Worte des vorliegenden Werkes (I, S. 45): „Den gesellschaftlichen Bund klug zu schliessen, klug zu bessern, und muthig aufrecht zu erhalten, ist der grosse Gegenstand unserer Vernunft, unserer Tugend und unseres ganzen Trachtens. Das ist des Lebens fester Stamm. Das Übrige sind nur die Zweige."

Sey auch wirklich eine solche Anerkennung in der Theorie nur den letzten Zeiten, denjenigen, welche dem Verfall unmittelbar vorhergehen, aufgehoben: so ist sie, schon als die *letzte*, *eben darum* die *höchste*. *Dann* aber, wenn selbst in solchen Zeiten nicht verzweifelt werden darf, was ja dem Menschen nirgends ziemt: so sehen wir schwerlich unter solchen Umständen einen anderen Weg übrig, unseren so natürlichen Wunsch, den völligen Einsturz aufhalten, und das Gebäude wieder jugendlich frisch erneuern zu können, wenigstens recht dringend und durch die That auszusprechen, als das Bemühen, dasjenige, was auf dem Wege der *Praxis* verloren gegangen war, wo möglich, durch die *Theorie* zu retten; auf jeden Fall aber ist es ehrenvoller, das Letzte versuchend, rühmlich unterzugehen, als völlig resignirend, in schlaffer Unthätigkeit von den überschlagenden Wellen sich verschlingen zu lassen.

Wir geben noch einen Grund der Rechtfertigung an. Es ist wahr, vielleicht *nie* sehen wir in der Geschichte das gesellschaftliche Leben im Ganzen oder in einem einzelnen Staate, nachdem es einmal in einer seiner grossen Rotationen die Blüthenzeit überschritten, und die Ernte bis auf die späten Herbstfrüchte hatte einsammeln lassen, durch die Theorie wieder in seinen frischen, kräftigen Frühling zurückgeführt. Aber es ist doch gewiss auch noch viel schmerzlicher, den gesellschaftlichen Tod einer ganzen Zeit hereinbrechen sehen zu müssen, als dem eigenen, selbst unter den erschütterndsten Umständen, entgegen zu gehen; und an einem solchen Sterbebette, auf welchem die Menschheit in ihrer edelsten und eigenthümlichsten Tendenz dem Grabe sich zuneigt, ist die Klage des Ernstes und der Wehmuth so gut, wie der letzte redliche Versuch, das schwindende Leben zurück zu halten, an der rechten Stelle. An Klag- und Trauer-Weibern fehlt es in solchen Fällen nie, die aber mit ihrer unedlen Leidenschaftlichkeit und ihren nur zu oft verstellten und bezahlten Thränen das ohnehin gereizte Gemüth höchst widerlich berühren. Dagegen mag wohl dann der bessere Mensch recht innig nach dem Troste einer männlichen und besonnenen Trauer verlangen, die in klarer Übersicht den Zustand des Sterbenden abwägend, das Bild seines Lebens, wie es seyn sollte, als ein herrliches Wappensymbol, und die den Eindruck vollendenden und ehrenden Trauerinsignien für den Sarg vorbereitet.

Wir wollen keinesweges der Todtenvogel seyn, welcher unserer Zeit und unseren Staatensystemen ihre Auflösung, als in dem höheren Schicksalsrathe unabänderlich beschlossen, zukrächze. Vielmehr halten wir, und sollte die ganze Geschichte unsere Voraussetzung durch kein einziges Beyspiel unterstützen, die Hoffnung fest, dass denn doch, wenigstens unser liebes Deutschland, durch die gegenwärtige Krisis, ohne den weiten Umweg des Todes, zur Gesundheit noch zurückgeführt werden könne. Es ist ein alter, sinnvoller Trost, dass man an einem Krankenlager, so lange der Athem des geliebten Leidenden nicht stille stehet, auch noch hoffen dürfe. Bey Gott, sagt die Bibel, ist kein Ding unmöglich, und wir wollen uns immerhin überreden, und, wenns ja nicht anders seyn kann, so lange es geht, mit dem angenehmen Traume täuschen, dass vielleicht eine recht stärkende, kräftigende Behandlung die so weit verbreitete, geistige Atonie unserer Zeit, ihre alle Lebenskraft lähmende, selbstische Wollüstigkeit und Wortidololatrie, ihre zur wahren Phthisis aller Stände sich täglich mehr ausbildende Weichlichkeit und Oberflächlichkeit, ihre fast bis zur völligen Abmagerung vorgerückte Saft- und Kraftlosigkeit der Völker, den gänzlichen Mangel alles festen, ernsten und sicheren Tons in ihrem Nervensysteme — unseres Bedünkens die Hauptmomente und Symptome, welche die politische Krisis unserer Tage herbeygeführt haben — doch noch werde heben können. *Ab utili* und *a tuto* beweisen wir uns, dass wir unter der Flagge dieser Hoffnung am leichtesten und fröhlichsten durch die Brandungen unserer Zeit hindurchschiffen, und ergreifen so viel lieber in dem schrecklichen politischen Schiffbruche das letzte Bret des grossen Wracks, als dass wir muthlos die Arme und mit ihnen noch viel Köstlicheres sinken lassen sollten. Etwas von dem Geiste jener dreyhundert Spartaner unter Leonidas bey Thermopylä, leider im Übrigen unter ganz verschiedenen Umständen unseres Vaterlandes, fühlen wir in uns, und wollen weit eher von den Ruinen unseres Volkes begraben werden, als dass wir, feig und herzlos fliehend, selbst den Riss noch grösser machen sollten.

Nach dieser feyerlichen Verwahrung, die gewiss die Stelle, die sie einnimmt, zu rechtfertigen wissen wird, sprechen wir es aber recht unverholen aus, dass wir bey solchen Ansichten den Ekel und Überdruss nicht gross und lebhaft genug schildern können, womit wir uns von den *Parteywüthigen* unserer Zeit hinwegwenden, den Ultras sowohl, als den Liberalen,

diesen bald monarchischen, bald aristokratischen, bald demokratischen Carbonaris, in Wort und That, öffentlich handelnd, oder nur schriftstellernd — die bey dem Übergange der Völker vom Tode zum Leben so gut, als bey der Auflösung ihres Lebens in politischen Tod, *dort* voll frischer Lebenshoffnung, *hier* im Geleite fieberhafter, Unglück weissagender Krämpfe, überall als die wahren Repräsentanten der entzweyten Lebenselemente zum Vorschein kommen, in den Zeiten der höchsten Lebensblüthe aber von den Palmen der Eintracht und des Friedens so überschattet und verdeckt sind, dass die gebändigten ruhenden Löwen kaum bemerkt werden können, und, wo sie sich darstellen, ihre feindselige Natur ganz ausgezogen zu haben scheinen. Wir meinen in dieser Hinsicht, jenes Gesetz, welches Solon seinen Atheniensern gab, dass zur Zeit eines Volksaufstandes jeder Bürger bey Todesstrafe eine Partey ergreifen müsse, sey mehr die Frucht der politischen Verzweifelung, Ausdruck einer dualistischen Ansicht des öffentlichen Lebens, die nur bis zum Kampf vorgedrungen, die allein beglückende und viel höher stehende Einheit, die die rechte Mutter des Friedens und aller heilbringenden Ruhe ist, und die inmitten des von den blinden Mächten des Abgrundes erregten Kampfes als der feste Angelstern von jedem Besseren im Auge behalten werden muss, noch nicht gefunden hat.

Es ist leider nur zu wahr, dass die Anzahl der wahrhaft *Gemässigten*, wenn wir überdiess, wie recht und billig, diejenigen ausscheiden, die weder kalt, noch warm, und, *so*, schon als wirklicher Todtenkopf (*caput mortuum*) in der Sublimation einer politischen Zeitkrisis zu betrachten sind, in solchen bewegten Zeiten bey Weitem die kleinste ist. Je höher die Krankheit eines Organismus steigt, desto weniger Glieder können sich von der schädlichen Affection frey erhalten. Aber sie, die wahrhaft Gemässigten — wir sprechen es mit der vollesten Überzeugung aus — sie sind eben desshalb, weil sie allein noch das fliehende, einigende Leben in sich zurückhalten, als die Halte und Mittelpuncte anzusehen, um die sich Alles, was gerettet seyn will, sammeln muss. Ja, ihre Partey verstärkt zu haben, das bleibt stets das höchste und wesentlichste Verdienst, das errungen werden kann, sollte man es auch mitten im Kämpfen und Stürmen gar nicht bemerken, oder sogar bisweilen absichtlich schnöde verkennen. Sie allein, die Gemässigten, sind es, die ein wahres und gerechtes Gericht über die kämpfenden Parteyen halten, und, wem das Wohl seines Volkes und seiner Zeit am Herzen liegt, der muss alle Kraft aufbieten, um ihrem Urtheile Anerkennung bey den Streitenden zu verschaffen, und nur dann, wenn diess gelingt, lässt sich an eine Wiedergenesung und Herstellung des Zerrütteten freudig glauben.

O dass unserer Zeit recht viel politische Schriftsteller kommen möchten, die, eben weil sie keiner Partey angehören, Anfangs es keiner recht machen können, von der rechten und linken Seite verunglimpft, oder im besten Falle eine Zeitlang ganz ignorirt werden. Sie sind es, die das Feuer am heiligen Heerde des Zeus bewachen, und, wenn der allgemeine Tod nicht unwiderruflich beschlossen ist, so kann nur von ihren Altären die rechte Lebensflamme wiedergeholt werden, und aus ihren Tempeln, und aus *diesen* allein, wird dann am Ende der unterdrückte Strahl durch die umhüllenden Wolken durchbrechen. Und — sollte denn diese freundliche Hoffnung auch wirklich uns täuschen, und aus dem Ringen unserer Zeit zuletzt doch keine Genesung, sondern Auflösung, völlige Zerrüttung hervorgehen — sie, die Gemässigten, sie werden es seyn, die allein einer wahren Classicität sich zu erfreuen haben, und, wenn jene Parteyschriften im Fluthengerölle der allgemeinen Zertrümmerung längst das verdiente Schicksal gefunden haben, im eigentlichsten Sinne *vernichtet* worden sind: so werden diese dem neuen, aus der Asche der untergegangenen Zeit aufblühenden Geschlechte noch bezeugen, dass es dem früheren, in der Periode seiner Auflösung, nicht an ernsten Warnern und erleuchteten Propheten gefehlt habe, welche die grossen Wahrheiten des rechten Lebens und der Alles beglückenden Einheit um so reiner und lebendiger aussprachen, je heller und klärer sie ihnen im allgemeinen Zeitenbrande entgegenleuchten musste. Sie sind die Ecksteine und Quadern, die allein noch aus den Trümmern des Untergegangenen dann zu dem neuen Bau verwendet werden, und nicht nur dem jugendlich aufsteigenden Gebäude Grund und Festigkeit versichern, sondern auch, nach Jahrtausenden noch, als lehrreiche und ernst warnende Denkmale einer untergegangenen Vorzeit, des späten Enkels Bewunderung erregen.

Wir haben uns diese ausführliche Einleitung erlaubt, um uns vorläufig den Standpunct zu fixiren, von welchem aus wir das Werk eines Mannes betrachten zu müssen glauben, der in jeder Hinsicht hochgestellt, nach unserer innigsten Überzeugung eine der ersten Stellen unter jenen Heroen einnimmt, die, in dem hochtragischen Drama unserer Zeit, das Element der Versöhnung und Reinigung der furchtbar bewegten Leidenschaften repräsentiren; anders ausgedrückt: um den Totaleindruck recht allgemein und im Voraus wiederzugeben, welchen ein Werk auf Rec. gemacht hat, das, ein höchst geistreiches Product, er nicht bloss als die wehmüthige Trauer eines Marius auf den Trümmern von Karthago, in Vorahnung des nahen Unterganges der Weltherrscherin Roma, mit der tiefsten Bewegung seines Gemüthes gelesen hat, das er noch lieber als den erregenden, muthigen Posaunenruf eines von der Bedeutung seiner Zeit sowohl, als den warnenden Lehren der ganzen Vorwelt tiefdurchdrungenen Genius voll heilenden Balsams und kräftiger Verjüngungsmittel für unser blindlings hinstürzendes Geschlecht, preisen und rühmen will. Ein Gefühl ungemein wohlthuender Beruhigung und Eini-

gung mit sich selbst und mit seiner Zeit, und besonders mit seinem herrlichen deutschen Volke, ist Rec. von dem ersten Lesen dieser schönen Schrift geblieben. Es haben die alten, tiefen Wunden seiner Seele seitdem viel schmerzloser und stiller geblutet; er hat aus ihr gelernt, nicht nur mit stiller Ruhe der Entscheidung entgegenzusehen, sondern auch, was er durch lange Entwöhnung fast verlernt zu haben glauben muste, wieder zu *hoffen;* er fühlt, dass ihm zu einer Klarheit mit sich und mit seiner Zeit verholfen ist, die ihn, in allem Flusse der Zeiten und Staaten, den ewig unwandelbaren Mittelpunct nie verkennen, wohl aber am politischen Horizont der Gegenwart sich überall orientiren lassen wird; und — er geht mit wahrhaft bräutlichem Verlangen an die zweyte Lectüre, gewiss, durch sie für den Ernst und die grosse Bewegung der Gegenwart höchst würdig und hoffnungsreich befruchtet zu werden.

Der Vf., der *Freyherr von Gagern,* ist dem deutschen Volke nicht nur aus der frühsten Zeit (vergl. II. S. 192. Anm. 65.) der französischen Sündfluth, da sie über Deutschland hereinbrach, als der Herold des ächten politischen Evangeliums bekannt. In unserem Gedächtniss steht unvertilgbar das kräftige Wirken des deutschen Mannes, als Bundestagsgesandter in Frankfurt; und wir lasen noch ohnlängst erst mit Bewunderung die gediegenen, freysinnigen, in dem ewig klaren Elemente der reinsten Besonnenheit und Mässigung, voll Gluth und Muth, sich bewegenden Reden desselben auf dem Darmstädter Landtage. In der vorliegenden Schrift, deren Erscheinung in den langen, ereignissreichen Zeitraum von 1808 bis 1819 sich ausbreitet, hat er treu und ernst die Resultate seines tiefen Forschens oder vielmehr die wahren Offenbarungen des Geistes der Zeit, der auf ihn so reich ausgegossen ist, niedergelegt. Es ist das schönste, reichste Erbtheil, das er unermüdet fleissig aus dem weitgeöffneten Schatze der ganzen Vor- und Mitwelt gesammelt hat, an dem er noch lange sammeln möge, und das er als ein unschätzbares Vermächtniss der Nachwelt *so* überliefert, dass auch die Mitwelt schon die herrliche Leibrente davon ziehen kann. Und — — wie er in dem ersten öffentlichen Worte sich gezeigt hat, so steht er noch in dem jüngsten da, das er in der Versammlung der Darmstädter Landstände gesprochen hat; sein Werk, 1808 begonnen, 1819 die jüngste Gabe darreichend, aber damit noch nicht beendigt, ist ein aus *einem* Stücke gegossenes, selbst in der Sprache und Darstellung, gleich in den ersten Worten, dieselbe Gediegenheit und kräftige Haltung beurkundendes Ganzes, welche die letzten Zeilen der neuesten Frucht schmückt und verherrlicht.

Von der Bedeutung des Titels dieses genialen Werkes giebt das Werk selbst die beste Erklärung, nämlich die durch die *That.* Wohl schwerlich ist je das Wort: *Sitte,* in einer höheren, würdigeren Bedeutung gebraucht worden, als hier. Es ist nicht flache, casuistische, so *todte,* als *ertödtende,* philosophische Moral damit gemeint; und eben so wenig das, womit es hin und wieder der gemeine Sprachgebrauch gemeiner Weltgeschichtler und Geographen zu verwechseln pflegt, *Gebrauch.* Würde indess das Wort: *Gebrauch,* recht nach seiner etymologischen Tiefe und seinem eigentlichen Wesen verstanden, so möchten wir es noch am ersten als synonym mit *Sitte* im Sinne unseres Vfs. gelten lassen. Seine Sittengeschichte ist die Welt- und Menschen-Geschichte in ihrer höchsten pragmatischen Potenz und ein Panorama, in welchem sich das Edelste und Beste, um deswillen es der Mühe verlohnt zu leben, worin die rechte und höchste Lebensfreude wurzelt, aus allen Zeiten und Völkern spiegelt, mit dem grossen, glänzend ausgeführten Vordergrund unserer bewegten, nach allen Seiten fluctuirenden Zeit. Wir setzen den Inhalt her, wie er an der Spitze des ersten Bändchens steht, um damit zu beweisen, dass hier viel mehr vorbereitet ist, als der Schild des Achilles vom kunstreichen Hephästos mit göttlicher Weisheit gefertigt (Hom. Il. B. 18 V. 478 ff.) fassen mochte. I. Die Fürsten. II. Die Fürnehmen oder Aristokratie. III. Die Gemeinen. IV. Die Staatsverfassungen. V. Das Eigenthum. VI. Die Arbeit. VII. Der Aufenthalt. VIII. Das Vaterland und der Abriss der vaterländischen Geschichte. IX. Die Tapferkeit. X. Die Tugend. XI. Die Freundschaft. XII. Die Liebe und die Frauen. XIII. Die Wissenschaften und die Künste. XIV. Die Religion. XV. Die Weisheit. Die vier ersten Nummern liegen vor uns. Wir hören, dass auch zwey der folgenden bereits erschienen sind. Dass noch köstliche Hesperidenäpfel zurück sind, fühlen wir Alle.

Höchst interessant ist selbst die äussere Anordnung dieses geistreichen Werkes. Jedes der vier Bändchen ist als ein für sich abgeschlossenes Ganzes zu betrachten. Sehr kunstgerecht und in jeder Hinsicht befriedigend lassen sich an jedem die Aristotelischen Theile eines Drama, das Exordium, die Fabel und der Schluss nachweisen, und schon in sofern tragen zugleich alle das Siegel ästhetischer Vollendung an der Stirn. Gleichwohl ist es auch mehr, als rother Faden, der durch alle sich durchschlingt, und sie so zu einer Tetralogie im eigentlichsten Sinne, zu einem Ganzen von einer höheren Potenz, noch überdiess vereinigt. Auf alle Fälle ist aber überhaupt auch in dieser Hinsicht hier unendlich mehr gegeben, als etwa die attischen Nächte des Gellius und ähnliche Schriften darbieten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(H. C. C. F. v. Gagern) *Die Resultate der Sittengeschichte.* I — IV Band. I. *Die Fürsten.* II. *Die Fürnehmen.* III. *Demokratie.* IV. *Politie, oder die Staatsverfassungen* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nicht Paragraphenform, nicht Kathederton, nicht philosophisch-ängstliche, in die spanischen Stiefeln der Logik eingeschnürte Evolution armseliger, in einer dünnen Wörterbrühe verschwemmter Begriffe — — In einem schönen, vollen, edeln, gerundeten Deutsch fliesst der reiche Strom der tiefen Untersuchung in einer glücklichen Folge dahin, und tränkt mit dem erquickendsten Thau die schönsten Blumen, die sein Bette schmücken, ohne eine zu übergehen. Das Ganze ist mehr Rede im eigentlichsten Sinne, schöne, auch in der Darstellung vollendete Offenbarung aus dem Heiligthume, und wir haben es lebhaft gefühlt, dass eigentlich nur in solcher Form das höchste Leben würdig dargestellt werden kann. Wir sehen nicht den Ballast menschlicher Beschränktheit, die *a* und *b* der Systematik, die Ketten und Riegel der Affirmativen und Negativen u. s. w. beschwerend und beengend auf die grossen Gegenstände der Untersuchung gelegt. Das Leben, in seiner höchsten Bedeutung aufgefasst, entsteht vor uns in seiner schönen, vollen, runden Gestalt, und Alles *wird so* vor unseren Augen, wie in der herrlichen, göttlichen Natur, unbekümmert um unsere nur verunschönenden Hermen und Grenzpfähle, das Leben sich gestaltet. Um den vollen Eindruck dieser schönen Form nicht zu stören, war es ein höchst glücklicher Gedanke des Vfs., die reichen, mit den köstlichsten Blüthen der alten und neuen Classiker, mit den sicheren, festen Belegen und Beweisen ausgestatteten Anmerkungen der Untersuchung nachfolgen zu lassen; und wenn wir diess bey anderen Schriften, der Bequemlichkeit des Lesers wegen, missbilligen, so halten wir es bey diesem Werke sogar für nothwendig. Man lasse sich ja nicht den Totaleindruck durch das einzelne Nachschlagen der Anmerkungen stören; man verspare es, die Anmerkungen zu lesen, bis man den herrlichen Kern der zusammenhängenden Rede genossen hat. Jene bilden für sich ein sehr geniessbares Ganzes, und wenn sie zugleich als eine Legitimation, als ein Creditiv erscheinen, das ein solcher Apostel, um anerkannt zu werden, gar nicht vorzulegen gebraucht hätte: so wird dem von dem Geiste der Schrift Ergriffenen beym Lesen der Anmerkungen die Stelle von selbst ins Gedächtniss zurückkommen, in welche eine jede einzuschalten ist. Welch' ein Schatz historischer und philologischer Kenntnisse ist aber in ihnen niedergelegt! Jünglinge Deutschlands, lernt an diesem Beyspiele, dass man, um ächt wissenschaftlich zu werden, sich nicht mit dem Conversationslexikon begnügen, es nicht scheuen darf, Grammatik zu studiren, und den Staub von „den Tröstern der Schulen" abzuschütteln. Gewiss, man söhnt sich mit dem mühsamen, obscuren Fleisse unserer Philologen und Compilatoren aus, wenn man sieht, wie aus dem Gesteine, das sie zu Tage fördern, in der rechten Hand ein solch edles Metall gewonnen werden kann!

Wir können es leicht geschehen lassen, und Niemand wird hierin mehr mit uns einverstanden seyn, als der Vf. selbst, dass diese herrliche Schrift von den Parteywüthigen — und wer ist unter den lautesten Sprechern unserer Zeit nicht parteywüthig? — ignorirt werde. Wir rechnen nämlich den Vf. in seinen politischen Ansichten zu den wahrhaft Gemässigten, aber in dem hohen, edeln Sinne, in welchem wir oben diese Classe bezeichnet haben, die nicht als eine dritte Faction den beiden streitenden sich beygesellt, sondern als der rechte und unverdorbene Auszug der Besseren und Gesunden in einer kranken, herabgekommenen Zeit, als der Stamm und *Cadre* anzusehen ist, in welchem für bessere Zeiten, wie das heilige Feuer, so der Keim bewahrt wird, von dem, wenn er eine günstige Atmosphäre gefunden hat, *die* Pflanze zu erwarten ist, welche Licht und Leben und Freude über die Völker verbreiten wird. Wie wir aber schon oben angedeutet haben — das ist, genau genommen, eben die Krankheit einer gesunkenen Zeit, dass diese Edeln alsdann zurückgedrängt werden, mit ihrem einigenden Worte zur Zeit nicht durchdringen können, sondern, überschrieen von dem betäubenden Gekrächze der überreizten Zeitgenossen, ihre Stimme Anfangs, wie in einer Wüste, verhallen zu lassen genöthigt sind. — Diess Schicksal ist bisher dem Vf. gewissermassen schon wiederfahren. Es wird ihm wahrscheinlich vor der Hand auch noch eine Zeit lang nicht besser ergehen. Aber wir glauben, ihm gerade dazu von ganzem Herzen Glück wünschen zu können,

und finden wenigstens den besten *Trost* darüber in der Negative jener Affirmative des Tacitus in der Einleitung zum Leben des Agricola: *virtutes iisdem temporibus optime aestumantur, quibus facillime gignuntur.*

Es ist höchste Einigung in aller Theilung und Geschiedenheit, in welcher das Leben der Menschheit von dieser Schrift durch und durch aufgefasst wird. Eros, der sänftigende, ausgleichende und mit göttlicher Allgewalt das hohe Friedensziel unverwandt herbeyziehende Gott, hält die beiden, in wilder Kampfgier gegen einander entbrannten Löwen an festem, sicherem Zügel gebändigt, und findet so für das, in seinem langen Dahinströmen durch die Jahrtausende der Geschichte, in seiner am Olympos befestigten, Erde und Meer umschlingenden, goldenen Kette (Il. B. 8 V. 18) tausendfältig gebrochene und zerrissene Leben die höchste Gleichung. In den drey ersten Bändchen hat der Vf. vorerst die drey ersten und allgemeinsten Lebensverhältnisse, die *Fürsten*, die *Aristokraten* und das *Volk*, gezeichnet, und so das herrliche Wurzelsystem des Menschenbaumes, oder lieber, den Stamm selbst in seiner höchsten substantiellen Zusammensetzung, aufgestellt. Mit dem vierten Bändchen macht er den Anfang, diesen *concretis* die *abstracta*, den Substanzen die Accidentien, beyzufügen, und den herrlichen Baum mit seinen Blättern, Blüthen und Früchten zu bekleiden, und hat auch in dieser Reihe wieder mit dem Höchsten und Allgemeinsten, der *Verfassung*, begonnen. Ohne vorwitzig einen Schleyer heben zu wollen, den der Sterbliche nie heben kann — und wenn er es versucht, so wird ihm allemal das Schicksal der Semele, dem Donnerer gegenüber, zu Theil —, ohne eine Einheit und Gleichheit zu suchen, die, menschlichen, niedrigen Ursprunges, eben darum nur zertrümmernd und störend in die göttliche Ordnung eingreifen kann, sieht er jene drey Menschenverhältnisse als ursprünglich gegeben an, und fasst nun jedes in seiner eigensten Individualität auf, zeichnet mit sicherem Blick und fester Hand Gebrauch und Missbrauch, Inclination und Declination; hält mit der Ruhe des geübten Steuermannes auf diesem schwankenden Oceane unverrückt die schmale Linie, und sieht so zuletzt diese drey Elemente, bey allem feindseligen Brennstoffe, der in jedem, den übrigen entgegen, verborgen ruht, und nur auf den günstigen Augenblick wartet, um sich verheerend zu entladen, durch die Eigenthümlichkeit ihrer Natur wieder gebändigt und zur friedlichsten Einheit verbunden, selbst die geringste Abweichung davon aber von einer heiligen, ernsten Nemesis bewacht, und bis zur völlig wieder hergestellten Ausgleichung unerbittlich bestraft. So findet er in der Trennung selbst die höchste Einheit, und lässt uns in dem Bilde seiner Menschheit einen Organismus erblicken, in welchem die Eimer des Lebens auf- und niedergehen, und keiner den anderen stört, alle aber in ihrer Geschiedenheit sich gegenseitig heben und halten.

Wir setzen sein herrliches politisches *Credo* her, das er in der Einleitung seines ersten Bandes gegeben hat, und finden in ihm diese Einheit in der unendlichen Mannichfaltigkeit menschlicher Tendenzen, und die Sicherheit, mit welcher er überall die heilige, haltende Mitte, den magischen Ton, der alle wilden Leidenschaften im Augenblicke ihrer furchtbarsten Äusserung sänftigt und beruhigt, zu treffen weiss, so klar ausgesprochen und angedeutet, wie wir es mit all unserem allgemeinen Gerede darüber nicht vermögen. S. 18. „*Würde.* Meine Absicht (die Natur redet), die Stufe, auf der du stehst, sollen dir Geheimnisse bleiben. Sey auf dieser Stufe zufrieden, geniesse, denke, suche Ordnung und Geselligkeit. Ich mache dich frey und zum Herrn der Erde. Wisse, diese Rechte zu brauchen und zu schützen. Sey nicht Sclave, nicht Tyrann. Wenn du gebietest, sey gütig, gerecht und fest. Wenn du gehorchest, sey nicht niedrig und nicht treulos. Erhalte dich, sey beschäftigt und arbeite. Pflücke Früchte, jage, fische, hüte Vieh oder pflanze, wandere und segle umher. Urtheile selbst über dein Bedürfniss. Speise und Trank sollen dir angenehme Empfindungen geben. Ich will dir Ruhe und Schlaf erquickend seyn lassen. Schaffe dir Bedeckung und Feuer, wenn dich friert, Obdach vor dem Wetter, Schatten vor den heissen Strahlen. Deine Heimath, deine Wohnung und dein Eigenthum seyen dir theuer. Du sollst dich fortpflanzen. In die Bewerbung ist Zärtlichkeit und Frohsinn, in die Begattung ist Wollust gelegt. Schütze das schwache Weib. Sey Vater, Bruder, und dankbarer Sohn. Schliesse und halte Freundschaft und Bund. Stehe dem, der in Gefahr und Noth ist, hülfreich bey. Kränke Niemand, aber vertheidige dich beherzt und standhaft. Suche die Waffen, und lass den männlichen Muth niemals, nein, niemals sinken. Schaue um dich her, lerne kennen, was um dich ist, was vor dir war. Dringe in die Zukunft ein. Huldige der Wahrheit, der Schönheit, der Weisheit und der Tugend. Strebe nach jedem höheren Grade der Bildung, auch wenn es dir vergänglich schiene. Du sollst sterben. Ängstige dich darum nicht. Wann, soll dir verborgen bleiben; in jedem Alter, in jedem Verhältnisse, in jedem Gewerbe. Ich will auch noch den Tod dir erleichtern. In der Jugend, wo du nicht an ihn denkst, magst du dich des Lebens freuen. Im Alter, näher am Rande des Grabes, sey gleichgültig, sehe ruhig zurück, glaube, dass es eitel sey. Hoffe, dass jenseits des Grabes ein besseres Schicksal deiner warte. — Wer ich bin, sollst du nicht wissen; wer das grössere Wesen seyn mag, soll dir dein Herz und deine Vernunft sagen. Sie sollen dich zu Altären und zur frommen Dankbarkeit führen."

Wir brechen hiemit die allgemeine Charakteristik des genialen Werkes ab, um das Einzelne einer speciellen Betrachtung zu unterwerfen.

I. Die *Fürsten*. Seinen fünf Söhnen und der deutschen Jugend das geistvolle Unternehmend widmend, und nach einem kurzen lebensvollen Zuruf in *Pope's* Worten an seinen Vater, entwickelt der Vf. im „Eingang" S. 9 — 50 den Standpunct, auf welchen er sich für dieses Werk gestellt hat, und giebt einen gedrängten Überblick des Ganzen. Als sein Thema bestimmt er S. 14 „*die Puncte*, um die sich unabänderlich die

Achse unseres Glückes und unseres Daseyns dreht," und kündigt sich auf derselben Seite als „einen der Dolmetscher des grossen Gesetzbuches der Natur" an. Von der „Bestimmung des Menschen zum Umgang und zum socialen Leben" ausgehend, betrachtet er „Liebe und Wohlwollen als die erste Grundeigenschaft unserer Seele" u. s. w., und leitet hieraus in kurzen Zügen des Menschen Sinn für Religion, Familienleben, Volksleben u. s. w., ab, findet aber nur durch Mangel und Unglück die Entwickelung desselben gehemmt. Mit diesem Sinne ist der erste Keim zum Befehl und Gehorchen gegeben, zuerst, ehe die Menschen zahlreicher wurden, im Familienleben, alsdann in Völker-Associationen und im Völkerrecht. Treffliche Episode über „patriarchalisches Leben" S. 36 ff., in welcher alle Elemente zur Beurtheilung der Wahrheit und Unwahrheit, die dem Glauben daran zum Grunde liegt, gegeben sind. — Über dem Zwang, der durch Befehlen und Gehorchen bedingt ist, schwebt schützend und tröstend „die ächte, männliche, mögliche Freyheit" — jener im Wimmern, den Thränen des neugebornen Kindes, diese in der hüpfenden Freude des Knaben, der Wiege, Windeln und Gängelband verlässt, schon vorgebildet.

Hiemit endet die Einleitung, und „An Napoleon, das grosse Völkerhaupt meiner Zeit. *Virtus et in hoste laudanda*" im J. 1808 überschrieben, beginnt nun die eigentliche Untersuchung des ersten Theils: *Die Fürsten.* — Die Menschen haben überall (im ruhigen, fieberlosen Zustande) die Neigung verrathen, sich Gegenstände der Liebe und der Verehrung zu schaffen — zu *erheben*, um sich dem *Erhobenen* wieder zu nähern. — Alle Urverbindungen zu Staaten haben mit königlicher Würde oder mit dem Principat angefangen. Diess wird genetisch gezeigt aus dem Wesen a) wandernder Colonieen, b) wachsender Familien (der erste Fürst war ein Familienhaupt, und graue Locken die erste Krone), c) des Culturzustandes (der rasche, kraftvolle Mann, in der Blüthe seines Alters, ist der natürlichste Anführer der kriegerischen Horde). — Die Fürsten haben nur durch Missbrauch der Gewalt zum Verderben gesündigt. Gewöhnlich wird den Fürsten schon im Anfange zu viel Gewalt übertragen. (Herrliche Nachweisungen hierüber an dem Beyspiele der ersten Ansiedelungen in Nordamerika, S. 75.) In dem Übermasse der Verehrung ist im Anfange, da, wo noch Alles in der Entwickelung ist, die Übertragung einer zu ausgedehnten Gewalt so natürlich, als unschuldig. Indess ist selbst bey aller Vorsicht das zu weite Umsichgreifen der königlichen Gewalt nicht zu vermeiden. *Krieg* ist eine der ersten Quellen. Er fodert unbedingten Gehorsam. Der Anführer kennt die Kräfte seines Volkes und die der Feinde am genauesten; er wird versucht, sie auch am besten zu benutzen. Trefflich entwickelt hierauf der Vf., wie unvermerkt und allmählich die königliche Gewalt bis zur Erblichkeit steige, wie ihr Glanz, ihr Besitzthum sich mehrt, ohne doch desshalb, auf Affection gegründet, an Festigkeit zu verlieren; wie nun aber auch auf die Fluth die Ebbe folgt, und in dem Fortgange selbst die Keime der Zerstörung liegen. Die Menschlichkeit des Fürsten begründet am allgemeinsten vielfältiger Missbrauch, und diese tritt in der Erblichkeit noch gefahrdrohender auf. — Nachdem über die Selbsthülfe der Völker mit grosser Umsicht geredet, und dem Tyrannenhorde auf meuchlerische Weise ein erschütterndes Verdammungsurtheil gesprochen worden, folgt eine schauerliche Gallerie schrecklicher Tyrannen aus dem 16 Jahrhunderte (Christiern II in Schweden, Heinrich VIII in England, Philipp II in Spanien). „Seitdem, heisst es S. 147, haben wir mehr Üppigkeit, Schwäche und Irrthum, als Atrocität der gekrönten Häupter in Europa gesehen." — Nur in Maximilian Robespierre sah unsere Zeit „das schändlichste aller Ungeheuer." — Nach einer Lobrede auf den grossen Verfasser des *esprit des loix*, *Montesquieu*, beginnt nun S. 157 die Kritik der Klagen gegen die Fürsten — ohne Noth angefangene und verlängerte Kriege — Verschwendung des Vermögens der Nation — Geringschätzung der Menschen und Gewissenszwang. Die *erste* hat selten zu Aufruhr geführt. Die *zweyte* wird höchst geistreich auf dem geschichtlichen Wege von ihrem ersten Ursprunge an entwickelt, und tritt erst mit dem Übergange der Beeden (freywilligen Gaben) in Taxen und Steuern ein. Jetzt wird der Punct aufgezeigt, wo die Häupter darauf ausgehen, ohne von der Verwendung Rechenschaft zu geben, allein die Bedürfnisse des Staats und die eigenen zu ermessen, die Nationen aber wünschen, jene Bedürfnisse zu untersuchen, zu beurtheilen, die Steuern zu bewilligen, und von dem Gebrauche unterrichtet zu werden. Von hier erst entzündet sich der Funke der Zwietracht, und das Misstrauen wächst mit jedem Schritte. Die Nationen werden bitter; der Fürst überschreitet das Mass. Dort wird man immer strenger, kleinlicher, hier rücksichtsloser und ungebundener. Und so findet der Vf. Gelegenheit, in einem treffenden, in jedem Zuge wahren Bilde, das, wie das ganze Werk, mussivisch, aus den Cabinetsstücken der Geschichte zusammengesetzt ist, mit Berücksichtigung des letzten Klagpunctes, die allmählich sich vorbereitende, immer verhängnissvoller hereinbrechende Katastrophe auf eine erschütternde Weise zu zeichnen, bereitet sich aber sodann, durch eine höchst geistreiche Charakteristik Machiavells den Übergang zu schönen, sinnvollen Hinweisungen auf die Mittel, durch welche die Kronen zu bewahren sind, und zu einer tiefgehenden Erklärung des traurigen Überdrusses monarchischer Verfassungen, der in unseren Tagen ohne triftige Ursachen tiefe Wurzeln geschlagen hat. Herrliches Bild unserer Fürsten, wenn sie den ihrer überdrüssigen Völkern antworten (S. 193): „Ihr wünschet Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Gesetz. Wir haben sie euch verschafft und erhalten. Die Vorfahren haben es erkannt und vergolten. Nun, da ihr wähnt, dieser Hülfe nicht mehr zu bedürfen, wollt ihr uns der eingeräumten Vorzüge und der erworbenen Belohnung berauben, und euch aufs Neue den Gefahren des Zwiespaltes, des Zankens um Gewalt, der gelähmten Aufsicht und der Planlosigkeit aussetzen. Also, um euch in der Treue

zu erhalten, und damit euch Dankbarkeit nie fremd werde, hätten wir euch immer in so misslichem Zustande erhalten sollen, wo ihr der thätigen und kraftvollen Äusserung unseres Amtes nöthig hättet. Unser Zepter also sollte stets eifern seyn, damit ihr fühltet, dass er geführt und festgehalten werde. Oder raubte uns Neid eure Zuneigung? Könntet ihr durch den Schleyer durchsehen, ihr würdet sicher dem nicht Raum geben." — Diess Bild wird nicht getrübt durch die kunstreiche Schilderung der Sorgen und Lasten, welche das Zepter drücken, und findet in dem schönen Schlusse S. 201 von der Liebe der Völker für ihre angestammten Fürsten, und von des Deutschen hoher Verpflichtung zur Treue, mit dem köstlichen Stichworte: „Wir aber verlangen bescheiden von unseren Fürsten zurück: *Gerechtigkeit, Festigkeit und Eintracht*," die schönste, köstlichste Einfassung.

II. *Die Fürnehmen* oder *Aristokratie*. — Die Zuschrift an den Erzherzog Karl von Österreich. 1812. — „Wir werden gleich geboren. Im Augenblicke der Geburt ist der Knabe des Königs vom Knaben des Bettlers nicht verschieden. Der Unterschied zwischen beiden liegt ausser ihnen. Jener findet viele Gehülfen und Bundesgenossen, dieser keine." Dieser Heischesatz, an die Spitze gestellt, ist gleichsam der Schlüssel zum Ganzen, und die treffliche Abhandlung entwickelt, genau genommen, nur diesen Keim. — Der Vater unterscheidet schon unter seinen Kindern. Die Entwickelung zeigt angeborene Vorzüge; Erziehung, Übung und Schicksal begünstigen einen vor dem anderen — genug, einer erlangt das Übergewicht, überwältigt den anderen, beredet, beherrscht, verführt ihn, erwirbt geschickter Fremde Gunst; und — die Natur will offenbar nicht Gleichheit. Das ist *Aristokratie*. Treffliche Parallelen aus den Zeiten der wüthenden Bekämpfung der Aristokratie in der französischen Republik, S. 5. — Die allmählich sich entwickelnde *Cultur* giebt Ärzte, Gleissner, Schwärmer, Zauberer, Priester, Propheten. — Tapferkeit auf der *Jagd* und im *Kriege* macht reich, und erhebt zum Führer; die Auszeichnung erbt auf die Söhne fort. — Die Ungleichheit des *Eigenthums*, die nur zu bald bey Völkern, die bis zum Ackerbau vorgeschritten sind, eintritt, begründet jenen Unterschied des Ansehens noch fester, und führt Befehl und Gehorchen in noch grösserer Ausdehnung ein. Die Besitzung, klug verwaltet, ist wie der Schneeballen, der im Fortrollen sich vergrössert, und die Gefahr entsteht, ein allzu grosses Missverhältniss zwischen solchen, die nichts besitzen, und solchen, die zu viel besitzen — ein schwerer Anstoss für jeden Staat! — eintreten zu sehen. In Rom war diess die Mutter aller inneren Fehden. Hier und auf Kreta und bey anderen Völkern, den Ägyptern, den Israeliten, den Spartanern, konnten alle Ackergesetze doch nicht genug abwehren. — Mit der Aristokratie ist auch der Kampf der beiden Stände, der Patricier und der Plebejer, gegeben. Höchst lehrreich wird von S. 22 an dieser Kampf in Roms Geschichte entwickelt, und vorläufig auf das höchst Künstliche und die sichere Berechnung in der römischen Classification aufmerksam gemacht. Rom hatte 3 Stände: 1) den *senatorischen*; erblicher Adel. Er führte das Ruder, und lenkte das Volk. Erst unter den Tiberen und Neronen sank er tief. 2) Den Stand der *Ritter*, welcher sich nach und nach bildete. Grosser Vorzug des Reiters im Kriege. Wir machen den Leser auf die wahrhaft dichterische Apostrophe an des Vfs. Liebling der Schöpfung, das edle Ross, aufmerksam, gefühlter und lebendiger, als bey Virgil (Georg. L. III, V. 179 ff.), und ebenso glühend, als beym Hiob (Cap. 39). — Schon Romulus hatte 300 Ritter (*Celeres*). Sie vermehrten sich, und ein gewisser Census gab Ansprüche auf das Ritterthum. In Rom war die Ritterschaft der Mittelstand, die Pflanzschule des Senats, das Vereinigungsband zwischen oben und unten, die Seele des Staats. Die Ritter fielen, als sie zu Pächtern der Staatseinkünfte berufen und Handelsleute wurden. 3) Die *Plebejer*. Das römische Bürgerrecht selbst war ein Inbegriff von persönlichen Privilegien, und die Curien, Zünfte, Classen und Centurien des Volkes hatten mehr oder weniger aristokratische Tendenz. (Bey dieser Gelegenheit eine höchst sinnreiche Vergleichung zwischen dem römischen Volke und den unförmlichen Massen, die von unseren Staatsverwaltungen regiert werden, zum Vortheil des ersten. S. 47.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Göttingen*, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.* Von *Karl Friedrich Eichhorn.* Dritte Ausgabe. Erster Theil. 1821. XVI u. 480 S. Zweyter Theil. 1821. XVIII u. 638 S. Dritter Theil. 1822. XVI u. 510 S. gr. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. die Rec. der ersten Ausg. Jen. A. L. Z. 1809. No. 158.]

Schon bey der zweyten Ausgabe dieses wichtigen und hinlänglich bekannten Werkes ist weder an dem Plane des Ganzen, noch in der Anordnung der Materialien, etwas Wesentliches geändert worden. Nur durch verbesserte und berichtigte Darstellung im Einzelnen, durch Ergänzung des Fehlenden, und durch genauere Bestimmung bey manchen Rechtslehren, gewann die zweyte Ausgabe beträchtliche Vorzüge vor der ersten. Diese dritte, die früher, als der Vf. erwartete, nöthig wurde, beschränkt sich nur auf einzelne Zusätze, sowie auf Berücksichtigung mancher erheblicher Einwendungen, welche gegen einzelne Stellen der früheren Ausgaben gemacht worden waren. Wir wünschen der Universität Glück, auf welcher ein solcher Lehrer der deutschen Staats- und Rechts-Geschichte nach einem solchen Lehrbuche seine Vorträge hält; wir wünschen anderen Universitäten glückliche Nacheiferer.

S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(*H. C. C. F. v. Gagern*) *Die Resultate der Sittengeschichte.* I — IV Band. I. *Die Fürsten.* II. *Die Fürnehmen.* III. *Demokratie.* IV. *Politie, oder die Staatenverfassungen* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Universalhistorisch zeigten sich drey Arten der Aristokratie: Aristokratie der Weisheit (Priester) — der Tapferkeit (Krieger) — des Reichthums (Gutsbesitzer und Kaufleute). Erblichkeit ist eine blosse Eigenschaft. Übergang der beiden ersten in die dritte. — Bey den Priestern entwickelte und bildete sich vorzugsweise Gemeinsinn (*esprit de corps*; Kastengeist). Der Stand der *Krieger* machte selten dem Priesterstande den Vorrang streitig, war aber desto gebieterischer gegen die anderen Classen. Der dritte Stand, vorzüglich die *Kaufleute*, überliess den Priestern das Wissen, bis die Reformation es einleitete, dass das Wissen zur gesegneten Demüthigung des Priesterstandes allgemeiner gemacht wurde. Sie erheben sich vorzüglich im Frieden, wo nicht, wie im Kriege, Stahl und Eisen, sondern Gold, Einfluss auf Andere giebt. Was ausser diesen drey Ständen gefunden wird, gehört oder neigt sich zur Dienstbarkeit; bloss die Sitten unserer Zeit sind hierin viel milder, als die Alten, und mit der Freymachung der Gewerbe ist unter uns ein grosser Schritt zur Veredlung der Gattung und zur Minderung der Sclaverey gethan. Mit der Bemerkung: „Je weiter wir zurückgehen, desto sorgfältiger finden wir den Unterscheid und die Demarcationen der Stände und Casten,“ öffnet sich nun der Vf. den Weg in die Wunderlande des Orients, unserer Wiege. Nach einer kräftigen Auffoderung an die deutsche Jugend zum Studium der indischen Geschichte folgt eine gründliche Untersuchung über die Casten der Hindu, die mit Recht auf vier festgesetzt werden: 1) Die Braminen (die Priester); 2) die Kateri (die Krieger); 3) die Bhyse (die Ackerleute), und 4) die Suder (die Dienenden), und S. 77 ff. zieht die Betrachtung auch Perser, Araber und Ägypter mit in ihren Kreis. — Offenbar haben auch wir 4 Stufen und Ordnungen, und in der nämlichen Folge. Bis zur Reformation war der *Priesterstand* ohne alle Widerrede der erste. Überraschend, aber höchst beachtenswerth ist, was S. 86 über ihn, besonders in seiner protestantischen Umbildung, die als eine wahre Auflösung seines eigenthümlichen Wesens charakterisirt ist, gesagt wird. Der *Adel* ist der zweyte Stand, die *Gewerbetreibenden* der dritte, und — sind nicht die *Juden* unsere Paria's? wahres, treffendes Wort über die Juden S. 88 ff. — S. 90 werden drey Hauptperioden der Aristokratie unterschieden, die morgenländische, die griechische und die der letzten Jahrhunderte mit dem Feudalwesen, welches, längst in sich selbst geschwächt, jetzt von so vielen Seiten verdrängt wird, und nun beginnt eine höchst bemerkenswerthe Deduction des Letzten. Die germanischen Krieger eroberten römisches Land, blieben da, eigneten sich Güter zu, ohne die Überwundenen zu vertilgen, und so entstand die Lehensverfassung. Keines Auszugs fähig, aber wahrhaft vollendet, ist die Untersuchung, welche des Lehnswesens Bedürfniss und seinen Missbrauch, diesen unter anderen an den Nordländern (S. 96), jenes besonders einleuchtend an England (S. 97 f.) nachweist, dann aber den Werth desselben S. 107 besonders durch Vergleichung mit dem Verfahren anderer und späterer Eroberer, namentlich der Spanier in Amerika, hervorhebt. In der germanischen Lehnspflicht ist neben der Abhängigkeit auch überall Schirm oder die Clientel, und so selbst noch Freyheit. Treffliche Erläuterungen hierüber aus dem Beyspiele der schottischen Clanschaften S. 113. — Wie nun der hohe Adel in beständiger Reibung ist mit den Oberhäuptern auf der *einen*, und mit den Untergebenen auf der *anderen* Seite (S. 115 — 120); wie die Alten aus temporären Gründen für pures, erbliches, aristokratisches Regiment mehr waren, als die Neueren (S. 121 — 124), wird ausführlich gezeigt, hierauf über den Werth eines solchen Regiments, das bisweilen zur Ausführung gekommen, mit Nennung der Namen: Griechenland, Karthago, Rom — Venedig und Bern, geurtheilt, der Grund des Verderbens nachgewiesen, und zugleich die Puncte mit Umsicht und unverkennbarer Vorliebe angegeben, von welchen die Erhaltung der Aristokratie abhängt, woran sich endlich die herrlichen Episoden von den *Scipionen*, den wahren historischen Repräsentanten der Aristokratie (S. 132 — 140), und dem grossen Zürcher *Hans Waldmann*

(S. 140) anschliessen. Was S. 144 f. von Bern und Venedig gesagt wird, können wir nicht dringend genug zum Nachlesen empfehlen. — Wenn nun von S. 146 an der *niedere Adel* als ein Mittelstand und die Pflanzschule für den hohen Adel und die Aristokratie dargestellt wird: so muss man sich bald überzeugen, dass der Charakter und das Eigenthümliche dieses Standes, sowie der Standpunct, auf welchem er jetzt steht, und das, was ihm hier Noth thut, wohl noch nirgends so gründlich erörtert worden ist, als es in den nun folgenden Sätzen geschieht. Möchte er doch das treffliche Schlusswort S. 161 beherzigen: „Zu welcher Partey ihr auch gehört, um der Eintracht willen, lasst uns jedes Opfer bringen. Und wenn der Schimmer der Aristokratie euch reizt, vergesst es nie: der Weg dahin geht nicht über die weichen Polster der Üppigkeit und Sinnlichkeit, sondern über den rauhen Stein der Enthaltsamkeit, mitten durch die Klippen der Gefahr und Widmung, endlich am Geländer der Milde und Abgift. Und das letzte Ziel sey niemals die Sorge für euch, sondern die Fürsorge für Andere." — Von dem tiefen, ernsten Schlusse des Ganzen aber machen wir nur noch auf das gewichtige Wort S. 169 ff., von geheimen Verbindungen zur Veredlung der Welt, aufmerksam, in welchem Ernst und Spiel solchen Zusammentretens mit höchst gerechter Waage gewogen wird.

III. *Demokratie.* 1816. An der Spitze steht ein geistvolles, zueignendes Wort an den Minister von Stein. — Von einem scharfen Begriffe der Volksherrschaft, „die Herrschaft Aller über Alle," ausgehend, beginnt der Vf. mit dem kräftigen Worte *Burke's*: Vollkommene Demokratie ist das schamloseste Ding in der Welt, fühlt aber die Schwierigkeiten, die es hat, des Volkes Antheil an der Regierung gerecht abwägen zu wollen. — Schlagender und auffallender kann wohl nun und nimmermehr an einem Beyspiele nachgewiesen werden, wie theoretische Ideen und Phrasen in der praktischen Anwendung zu wahren Carricaturen sich umwandeln, als es hier an *Rousseaus Contract social* geschieht. *Rousseau* selbst muss sein Luftgebäude wieder zertrümmern, indem er, wie verzweifelte Tragiker, ohne die *Deos ex machina* nicht durchkommen kann. Die Menschen, sagt er selbst am Ende, die diesen gesellschaftlichen Vertrag schliessen wollen, müssen *Götter* seyn (*il faut des Dieux*). Hiemit hat unser Vf. sich den Weg gebahnt, den Baum der Demokratie mit einem kräftigen Schlage zu fällen, und nachzuweisen, wie Demokratie, nicht bloss bey der Menschlichkeit der Völker nothwendig und überall zu Verwirrung führen, sondern auch, nach dem Charakter der geschichtlichen Entwickelung der Nationen, in der ersten Periode an der Rachsucht und Wehrlust, in der letzten, der der Ausbildung, des Wissens u. s. w., an der grösseren Masse unausbleiblich scheitern müsse. Es sind goldene Worte, die hier, von dem vollsten Concerte geschichtlicher Beweise unterstützt, gesagt werden. Wir machen besonders aufmerksam auf das, was von Landestagen, Volksversammlungen, S. 31 ff.; von Staatsverwaltung, als Kunst, die der Masse des Volks in cultivirten Staaten nie angesonnen werden kann, S. 36 ff.; von der Demokratie, als einer höchst gefährlichen Aristokratie der Redner, S. 42 ff.; von der Ungeschicklichkeit der Demokratie, die Frage über Krieg und Frieden richtig zu entscheiden, S. 53 ff.; von den Gefahren, welche der Tugend und Klugheit von den in Demokratieen auftauchenden schimmernden Talenten drohen, S. 57 ff., gesagt wird. Mit höchst edler, rühmlicher Gerechtigkeit wird jedoch daneben episodisch der helvetischen Demokratie das Wort geredet, und ihre Eigenthümlichkeit entwickelt, zugleich aber auch an diesem Beyspiele das unvermeidliche Übergehen der Demokratie in Aristokratie nachgewiesen. Indem von nun an die Untersuchung tiefer in das Innere des Gegenstandes eindringt, wird das Wesen des Bürgers überhaupt höchst geistreich entwickelt, und die Frage: Wer gehört zum Volke? discutirt. Dem *Eigenthume*, dem *Besitze*, wird mit vollem Rechte seine hohe Stelle versichert, und aus Roms und Griechenlands Geschichte die ächte Bedeutung des Bürgerrechts gesucht. Nach einer sinnreichen Vergleichung Roms und Griechenlands handelt nun der Vf. ausführlich von Athen und seinem Gesetzgeber Solon, und es wird gezeigt, dass alles Gute der atheniensischen Demokratie aus dem Königthume stammte, Solons Anordnungen aber keinesweges eine wahre Demokratie bezweckten, die erst mit dem Verfalle Athens sich entwickelte (S. 109—165). Dasselbe Resultat findet der Vf. in der Geschichte der Bewegungen in Genf, welche uns schon näher liegen (S. 166 — 200), und daran schliesst sich eine erschütternde Reflexion über die Gräuel der Demokratie in Paris während der Revolution. Von S. 225 wird die Behauptung, dass in dem engen Spielraume der Monarchie und Aristokratie die Gaben der Natur umsonst verspendet werden, einer gründlichen Prüfung unterworfen, und, wie sie zum Theil schon früher berührt war, hier in ihrer Einseitigkeit dargestellt. S. 235 beginnt die höchst interessante Untersuchung über die Bedeutung des Volkstribunats bey den Römern, und die gescheiterte Nachahmung desselben in Frankreich. Im Tribunat, das seiner ursprünglichen Bedeutung nach als Damm gegen die überschreitende Aristokratie gegründet wurde, ist ohne Zweifel das erste richtige Element der Volksgewalt, des Volkseinflusses anzuerkennen, und diess ist es, was davon in unsere Ideen und Sitten übergegangen ist. Das in Frankreich verunglückte Tribunat ist in das wahrhafte Repräsentativsystem, in die Kammer der Gemeinen, viel zeit- und volksgemässer umzubilden, und hiemit schliesst die treffliche Abhandlung, dem Volke die Gerechtigkeit gewährend, die ihm gebührt.

IV. *Politie*, oder *der Staaten Verfassungen.* 1819. Dieser Band ist Sr. Majestät, dem König von Preussen gewidmet, und schon in dem Vorworte der männliche, deutsche Sinn des Vfs., der das grosse königliche Ver-

dienst, nur zu häufig von unserer thörichten Zeit verkannt, gerecht zu schätzen weiss, geoffenbart. Ist aber wohl je das centnerschwere Wort: *Verfassung*, das in unseren Tagen, jetzt zermalmend, wie der Sichelwagen der alten Kriegskunst, jetzt segnend und ein reiches Fruchthorn ausschüttend, in dem *einen*, wie in dem *anderen* Sinne aber als der gewaltigste Zauber, der jemals ausgesprochen wurde, über Deutschlands mannichfaltige Gefilde wandelt, in solcher Tiefe, Klarheit und Sicherheit vernommen worden, wie es in dieser Schrift auftritt? — Wir fühlen uns fast noch mehr, als bey den ersten Bänden, hier von dem reichen Golde und der schweren Pracht geblendet, womit dieser Solitär gefasst ist, und wir möchten statt einer dürftigen, mageren Übersicht lieber die ganze Schrift in ihrem ruhigen, stillen, aber tiefen und mächtig belebenden Dahinströmen abschreiben. — Rückblickend auf den herrlichen Dreyfuss der Fürsten-, Aristokraten- und Volks-Gewalt, welchen dieser treffliche Fischer von Kos auf seiner weiten Schiffahrt aus des Meeres Tiefen gezogen hat, fühlt er, dass, weil es ausser jenen drey Elementen keine anderen geben könne, Alles nur auf Verschmelzungen und Gradationen, auf Entfernung und Annäherung ankomme, und er giebt nun an der Hand der Geschichte S. 3 gleichsam einen Conspectus von dem, was von der Zusammensetzung jener drey Elemente gefodert werden kann, und wirklich geleistet worden ist, also gewissermassen von dem ganzen Inhalte dieses Bandes. Als Stimme der Natur wird nun ausgesprochen S. 9: „In jeder Staatsverfassung, welche sie auch sey, ist von jenen drey Elementardingen immer Etwas als Beymischung vorhanden, wenn es auch kaum sichtbar ist. Aber bey der Probirung und Würdigung kommt es nicht auf dieses Vorhandenseyn, sondern auf die richtige Mischung an.“ Diess ist das Thema, das nun in der ganzen Schrift durchgeführt, und aus den aufgeschlagenen Büchern der Sittengeschichte erläutert, in den herrlichsten Variationen wiederholt wird. Zuerst werden die Abirrungen der königlichen Gewalt — gleichsam des Stammes der ganzen Pflanze — und die Schranken, die nur im Fortgange ihr gesetzt werden mussten, bezeichnet. Eine treffliche Charakteristik des Despotismus und seiner Folgen, und der Mittel, ihm Widerstand zu thun, die durch Nachweisungen aus der Geschichte Licht und Leben erhält. Solche Mittel fand man in der Theilung der königlichen Gewalt durch Absonderung des Priesterthums, der oberrichterlichen Gewalt, des Kronengrossfeldherren-Amtes, des Kronschatzmeister Amtes, durch Capitulationen, durch Erwählung zweyer Häupter statt eines, worin aber wieder der Keim zu neuen Usurpationen lag, und woran sich die Staatenbünde, die föderalistischen Systeme anschliessen, endlich am glücklichsten durch ein vernünftiges und wahres Repräsentativsystem. Es ist meisterhaft, wie alle diese Elemente in ihren tausendfältigen Verschlingungen in der Geschichte der alten und neuen Zeit, der Europäer und Nicht-Europäer, von Nordamerika, Sparta, Karthago, Rom, in den Systemen eines Aristoteles, Cicero, Montesquieu, Rousseau u. s. w. aufgezeigt werden, bis denn endlich der Flug der herrlichen Rede bey der Geschichte unserer Tage und unserem Zustand und Wollen sich niederlässt, und nun die Grossbrittanische Verfassung, sie, die offenbar Vorbild und Ziel für uns geworden ist, einer ganz ausführlichen Betrachtung würdigt, S. 230 ff. Mit dem trefflichen Worte des *Earl Grosvenor* vom 11 März 1817 (S. 231): „Die öffentliche Stimmung wird nicht befriedigt seyn, bis das Volk über ganz Europa erlangt hat, was ich zu Gott wünsche, dass sie erlangen möchten, eine *anständige* (*fair*) Volksvertretung,“ beginnt die Untersuchung. Zuvörderst aber wird darauf aufmerksam gemacht, dass brittische Verfassung, das Product vieler Complicationen und eigenthümlicher Verhältnisse, nicht sogleich auf jedes Land anwendbar sey. Sodann betrachtet der Vf. S. 244 die *Krone*. Erster Grundsatz: *the King can do no wrong*. Ihr Einfluss in steter Wechselwirkung mit Ebbe und Fluth der Zeit; S. 251 *das Ministerium*. Seine Verantwortlichkeit ist das Palladium der englischen Verfassung. Ein trefflicher Abschnitt. Die Opposition wird mit hohem Rechte als in der neuesten Zeit verderbt und verschlechtert dargestellt, indem sie im Schmähen Achtung, *Decorum*, *Ton de bonne compagnie* vernachlässigt. — S. 259. Das *Oberhaus*, eine wahre Feudalaristokratie, den Platz zwischen Königthum und Volk einnehmend. Die Lords und Barone — die eisernen — unter Johann waren es, die Englands Freyheit retteten. Selbst Nordamerika nahm, von einem sehr richtigen Gefühle geleitet, die beiden Kammern an. Beherzigenswerth ist besonders, was episodisch S. 274 von der Entbehrlichkeit des Oberhauptes in minder wichtigen Ländern, in welchen es, setzen wir hinzu, eigentlich gar keinen hohen Adel giebt, gesagt wird — S. 275. Das *Unterhaus*, den Engländern eigenthümlich. Es hat demokratisches Element und Bestandtheile in sich, nur dass wir darüber unser Urtheil in der Ferne, auf Einzelheiten basirt, nicht für competent halten! — Treffliche Bemerkungen über das Gewicht der öffentlichen Meinung, die Pressfreyheit in Bezug auf die Parlamentsverhandlungen, S. 277, die unseren Schreyern nach Publicität der Landtagsverhandlungen nicht dringend genug ans Herz gelegt werden können. — S. 297. Die *Opposition*. Eine höchst sinnreiche Distinction in: *nothgedrungene* und *permanente* Opposition. Die englische ist von der letzten Art, und mit Recht wird ihr S. 301 nur negativer Werth zugestanden. Von S. 305 folgt die Anwendung der aus Grossbritaniens Geschichte gefundenen Resultate auf Verfassung überhaupt; aber dieser Abschnitt muss nachgelesen, kann nicht excerpirt werden, und — auf diese Basis werden nun die, ebenfalls keines Auszugs fähigen, gehaltvollen Aphorismen über „die Frage von der Pressfreyheit, und den Mitteln, sie in Schranken zu halten — das einheimische Recht oder die Aufnahme des fremden

— die Öffentlichkeit der Verhandlungen — die Jury — die Dauer der Parlamente und die Epochen ihrer Vervollständigung oder Berufung — die Reden vom Thron und ihre Zwecke — die Zusammensetzung des Oberhauses — die Stufen der Wahl — das Quantum des Guts, das bey dem Wähler und dem Wahlcandidaten erfodert wird — das verlangte Alter — die Regeln und Beschränkungen bey den Verhandlungen und Abstimmungen — das Reglement — die Pflichten des Vorstehers oder Sprechers" — gegründet, welche noch anderen cursorischen Bemerkungen und dem ebenso gemüthlichen, als kräftigen Schlusse des Ganzen, voll herrlicher Persönlichkeit, unmittelbar vorhergehen.

Welch' ein herrliches Cabinet der köstlichsten Edelsteine ist uns schon in diesen vier Bändchen aufgeschlossen! Was wird uns die Fortsetzung nicht noch Köstliches bringen! Möge ein freundliches Geschick sie uns bis zur Vollendung des Ganzen gewähren! Und — nun auch kein Wort weiter, als noch zwey allgemeine Bemerkungen, von welchen wir nichts weiter wünschen, als dass weder der Vf. der Resultate, noch das Publicum, ihren tiefen Ernst verkennen wolle.

Zuerst: Soll und kann, um ein früheres Gleichniss aufzunehmen, unserem kränkelnden Volke überhaupt noch geholfen werden, so wird es durch diese Schrift besser, als durch geheime Verlagsartikel, *lettres de cachet*, Specialcommissionen zur Untersuchung demagogischer Umtriebe, suspendirte *Habeas-corpus* Acte u. s. w. geschehen. O ihr erfahrnen Äsculape unseres armen, schwergebeugten Vaterlandes, verordnet doch allen drey Ständen die offenkundigen *arcana* und *specifica*, die in dieser *materia medica* euch an die Hand gegeben sind!

Sodann: Wird und soll es bey unseren Staatskünstlern wohl nicht wieder so weit kommen, dass sie ihre Tagesgeschäfte mit Gebet beginnen und Postille und Gebetbuch auf ihren Schreibetischen, diesen Modellir- und Prägmaschinen der Völker, liegen lassen — o wenn sie doch, um die Lücke, die durch jene, von der Zeit und ihrem ehernen Fortschreiten ganz folgerecht abgeschaffte fromme Gewohnheit entstanden ist, wieder auszufüllen, diesen herrlichen Codex der Sittengeschichte täglich zur Hand nehmen, und so durch das Lesen einer Sure in diesem Koran, einer Parasche in dieser politischen Bibel, für die Geschäfte des Tags sich befruchten und anregen wollten! — Man hat wohl diese Lücke zu lange unausgefüllt gelassen oder — ganz unwürdig ausgefüllt. Und wenn wir se dieses herrliche Buch auf den Staatstoiletten unserer Aristokraten und in den Morgencabinetten unserer Fürsten wüssten, dann sollte es uns doppelt gleichgültig seyn, ob das Heer hungernder Demagogen es auch ignorire, oder gar in vornehmer Verblendung an ihm lästernd vorübergehe.

F. G. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Breslau, b. Korn: *Die Eigenthums-Verleihung, wie sie ohne Druck für die Lass-Einsassen, ohne Eingriff in das Privateigenthum der Gutsherren, und ohne Schaden für den Staat ausgeführt werden kann, mit Rücksicht auf Dienst-Ablösung und einige andere hierauf Bezug habende staatswissenschaftliche Gegenstände.* Mit Gott für König und Vaterland! Herausgegeben von *F. G. Leupert.* Geschrieben im Jahr 1817. 1820. 96 S. 8. (10 gr.)

Bekanntlich stellen das königl. preuss. *Edict vom 15 Sept.* 1811, und die *Declaration dieses Edicts vom 19 May* 1816, zur Bewirkung der Eigenthumsverleihung der bäuerlichen Güter den Grundsatz auf, dass die nicht eigenthümlichen Besitzer bäuerlicher Nahrungen, wenn sie *erblich* sind, *Ein Drittel*, und wenn sie *nicht erblich* sind, die *Hälfte*, für die bisherigen Präststionen den Gutsherren herausgeben, und das Übrige ohne die bisherigen Berechtigungen als Eigenthum behalten sollen, oder dass auch die Interessenten, anstatt der Herausgabe des Landes, sich auf eine Vergütigung in Capital oder durch Rente in Naturalien oder Geld vereinigen können. In der *Declaration des Edicts* ist jedoch nachgegeben, dass von dem Normalsatze abgewichen werden könne, wenn der eine oder der andere Theil eine mehrere oder mindere Entschädigung zu fodern oder zu leisten habe. — Diese Verordnung, und insbesondere die in der ersten aufgestellten Theilungsnormen, werden in der angezeigten kleinen Schrift mit vieler Sachkenntniss geprüft. Wie der Vf. sehr überzeugend nachweist, sind solche ebenso nachtheilig für die Gutsherren, als für die Bauern, und ohne den nachtheiligsten Einfluss auf das allgemeine Wohl und den regelmässigen Fortgang der Landwirthschaft nicht wohl ausführbar. Die Theilung nimmt den Bauern Grundstücke, ohne welche die Wirthschaft der Meisten nicht bestehen kann, und den Gutsherren weist sie Ländereyen zu, welche sie aus Mangel an Capital und arbeitenden Händen nicht benutzen können. Statt dieser Abtheilungsweise empfiehlt der Vf. eine andere, unserer Ansicht nach dem allgemeinen und dem Privat-Interesse, sowie dem Rechte und der Billigkeit, mehr zusagende, welche auf dem Grundsatze beruht (S. 55), dass die Entschädigung, da, wo die bisherigen Prästationen der Lass-Einsassen den Werth ihrer in Naturalbesitz habenden Grundstücke erschöpften oder überstiegen, nicht den Ertrag überschreiten darf und kann, welchen diese Ländereyen nach Abzug aller Wirthschaftskosten, aller öffentlichen und Communal-Abgaben, aller sonstigen Lasten, oder mit Einem Worte, aller Ausgaben, mit Rücksicht auf Bauten und Unglücks-Fälle, ganz rein im mässigen Ertrage gewähren; — und die Möglichkeit und Nützlichkeit einer solchen Auseinandersetzung ist ganz gut gezeigt.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1822.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludwig Wilhelm Gilbert*, Prof. der Physik zu Leipzig. 64ter Band. 446 S. u. 4 Kupf. 65ter Band. 444 S. u. 3 Kupf. 66ter Band. 426 S. u. 3 Kupf. 1820. 8.

(*Fortsetzung der Rec. in d. Erg. Bl. No. 41 u. 42.*)

Vier und sechzigster Band. *Thenards Entdeckung des tropfbarflüssigen Sauerstoffs, oder des oxygenirten Wassers*, dargestellt von *Gilbert*. Bisher war man der Meinung, dass der Sauerstoff sich nur in einem einzigen bestimmten Verhältnisse mit dem Wasserstoffe verbinde, und so das Wasser hervorbringe; aber *Thenards* merkwürdige Versuche zeigen, dass es möglich ist, noch weit mehr Sauerstoff mit dem Wasserstoffe oder mit dem schon gebildeten Wasser zu verbinden, und dadurch das hervorzubringen, was *Th.* oxygenirtes Wasser, *Gilbert* tropfbar flüssigen Sauerstoff nennt. Diese Verbindung des Sauerstoffes mit dem Wasser ward dadurch entdeckt, dass das zweyte Oxyd des Baryum (des Metalles aus der Schwer-Erde) seinen Sauerstoff dem Wasser (oder, wie *Th.* Anfangs glaubte, den mit dem Wasser vermischten Säuern) abtritt, indem das Wasser sich unter den hier näher angegebenen Umständen seiner so bemächtigt, ihn immer stärker so in sich verdichtet, dass es in fortschreitendem Grade oxydirt wird. Wir können hier das Verfahren nicht beschreiben, wodurch man dieses oxygenirte Wasser erhält, weil die Vorsichten, die es erfodert, sich ohne Weitläuftigkeit nicht angeben lassen; die Hauptsache ist, dass man jenes zweyte Baryt-Oxyd in Wasser bringt, welches mit einer Säure, z. B. reiner rauchender Salzsäure, vermischt ist. Wenn man dabey sorgfältig verfährt, insbesondere recht vorsichtig alle fremdartigen Körper, welche ein Entbinden des Sauerstoffes bewirken, sorgfältig entfernt: so kann man mit dem Wasser eine Quantität von Sauerstoff verbinden, die als Gas den 125fachen Raum des Wassers einnehmen würde; ein so stark geschwängertes Wasser lässt indess bald etwas Sauerstoff fahren, aber Wasser, das mit dem 50fachen seines Raumes an Sauerstoff verbunden ist, kann man längere Zeit aufbewahren. — Wenn man das mit sehr vielem Sauerstoffe geschwängerte Wasser unter der Luftpumpe verdunsten lässt: so verdunstet reines Wasser, und das übrig bleibende oxygenirte Wasser lässt sich dann in einem so concentrirten Grade erhalten, dass es 475 Mal seinen eigenen Raum an Sauerstoff enthält (d. i. 1 Cub. Zoll Wasser enthält so viel Sauerstoff, als sich bey gewöhnlicher Wärme und Druck in 475 C. Zoll Sauerstoffgas befinden). Ein so oxydirtes Wasser kann nun, wie Hr. *Gilbert* mit Recht bemerkt, wohl tropfbarflüssiger Sauerstoff genannt werden. Das specifische Gewicht dieses tropfbarflüssigen Sauerstoffes ist 1,455. Er hat keine Wirkung auf die Lackmustinctur; wirkt, wenn man ihn auf die Haut bringt, zerstörend auf sie, jedoch nicht mit grosser Heftigkeit. Bey der Berührung mit Silberoxyd ist die Gas-Entwickelung so heftig, dass sie eine wahre Explosion bewirkt, die mit starker Wärme-Entwickelung, im Dunkeln sogar mit Leuchten, verbunden ist. Diese Wärme-Entbindung bey Entwickelung von Gas ist ein auffallendes Phänomen, da wir sonst gewohnt sind, starke Abkühlung da wahrzunehmen, wo tropfbarflüssige Körper sich in Gas verwandeln. — Wir müssen das Übrige hier übergehen, können aber nicht unterlassen, zu bemerken, dass Hr. *Gilbert* sich durch die klare Darstellung der Untersuchungen, welche *Thenard*, weil seine Ansichten Anfangs unrichtig waren, nicht so einfach dargestellt hatte, ein wirkliches Verdienst erworben hat.

Davy, über den Zustand der zu Herculanum gefundenen Manuscripte auf Papyrusrollen. Sie haben nicht durch grosse Hitze gelitten, sondern durch Feuchtigkeit. Hr. *Gilbert* bringt bey dieser Gelegenheit mit Recht Hn. *Sicklers* Bemühungen wieder in Erinnerung, die, wenn Hr. *S.* die Unterstützung bey einer Reise nach Neapel fände, deren Hr. *D.* genoss, vielleicht zu wesentlichem Nutzen der dortigen Abwickelungen gereichen würden.

Ermann, über die elektrische Spannung, welche durch eine geometrische Ungleichheit der Berührungsflächen erregt wird. Auch Hn. *E.* ist es gelungen, sowie *Zamboni*, eine Kette aus zwey Elementen darzustellen. Er bediente sich eines Becherapparates von 30 Gläsern, worin die Zinkflächen so standen, dass sie das Wasser mit sehr ungleichen Flächen berührten, nämlich mit Flächen von 29 Quadratzoll am einen Ende, mit Flächen von 2 Quadratlinien am anderen Ende. Es zeigte sich deutlich eine positive Spannung am einen, eine negative am anderen Ende dieser Verbindung.

Sertürners Bemerkungen über Feuer und Licht u. s. w. erlauben keinen Auszug; sie enthalten viele neue Ansichten, die uns hier als sehr gewagte Hypothesen erscheinen; doch verspricht Hr. *S.*, sie durch ganz entschiedene Thatsachen zu beweisen.

Horners Beschreibung eines Messtisches ohne Stativ. Das Instrument ist bestimmt, da gebraucht zu werden, wo man sogleich aufzutragen wünscht, und doch nicht eine feststehende Mensel anwenden kann, wie es dem Officier beym Recognosciren begegnet. Zu diesem Zwecke scheint es recht passend.

Saussure, über die Zersetzung der Stärke durch Luft und Wasser in der gewöhnlichen Temperatur. Das Hauptresultat der hier umständlich mitgetheilten Beobachtungen ist, dass Stärke, aus welcher man mit Wasser einen Brey gemacht hat, bey 16 — 20 Grad Reaum. der Entmischung überlassen, einen Zucker erzeugt, von eben der Art, wie man ihn bey höherer Temperatur durch Schwefelsäure aus der Stärke erhält; ferner einen Gummi und noch einige andere Körper.

Dombasle, Nachrichten von dem im ehemaligen Lothringen entdeckten Steinsalze. Diese Entdeckung eines in der Tiefe liegenden Steinsalzlagers in einer seit lange als reich an Salzquellen bekannten Gegend, zeigt, dass man die alte Erklärung über den Ursprung der Salzquellen als die richtige ansehen, und überall, wo reiche Salzquellen sind, auf Steinsalzlager schliessen darf. Hr. *Gilbert* führt noch mehrere Beyspiele zur Bestätigung an.

Vogels Entdeckung von salzsaurem Kali im Steinsalze. Desselben Darstellung von Benzoesäure aus der Tonkabohne.

Elglunds Verbesserung des Branntweinbrennens aus Korn. Bodde, über zweckmässigere Einrichtung der Helme und der Maischwärmer in Branntweinbrennereyen. Hr. *B.* empfiehlt, um die Abkühlung des Helmes zu verhindern, eine Umgebung mit einer dünnen Luftschicht, die man dadurch erhält, dass man um den Helm in einem Abstande von ½ bis 1 Zoll noch eine luftdichte Wand, als den Helm ganz umgebend, anbringt. Diese wird nur mit einem feinen Loche durchbohrt, um der erwärmten und sich expandirenden Luft den Ausgang zu gestatten.

Biselx, von dem Schnee, den Lawinen und den Gletschern in den Alpen, mit Zusätzen von *Gilbert.* Die Winterlawinen bestehen aus lockerem Schnee, der auf glatten Flächen, wo er keinen Haltpunct findet, herabgleitet. Die kleinste Veranlassung ist in solchem Falle hinreichend, die Lawine zum Sturze zu bringen, und da sie im Fortrollen immer mehr an Kraft und Geschwindigkeit gewinnt: so führt sie endlich nicht bloss Schnee, sondern selbst Steine mit sich fort. Diese Lawinen bewirken einen so heftigen Luftdruck, dass sie Zerstörungen auf gegenüber liegenden Hügeln hervorbringen können, wohin sie selbst nicht gelangen. Die Frühlingslawinen bestehen aus dichtem, zusammengeballtem Schnee, der durch Abthauen irgendwo seine Stützpuncte verloren hat; sie sind langsamer, als die Winterlawinen, so dass man ihnen allenfalls, während sie herabgleiten, entlaufen kann, begraben aber, wenn sie herabkommen, Alles mit dichten Schneemassen. — Die Gletscher nehmen, nach Hn. *B's.* Meinung, im Allgemeinen zu. Auch er ist geneigt, ihr Vorrücken zum Theil dem Gefrieren des Wassers in den Spalten beyzulegen. Hr. *Gilbert* sucht die Schwierigkeiten zu heben, die diese Meinung unstreitig hat.

Venetz, Bericht von der Zerstörung des Dorfes Randa durch Herabstürzen eines Theiles des Weisshorngletschers. Nicht das Gletscher-Eis selbst traf das Dorf, sondern der durch das Herabstürzen entstehende Wind, der Mühlsteine mit fortriss, brachte die entsetzliche Zerstörung hervor. Merkwürdig ist, dass man ein Leuchten bemerkte in dem Augenblicke, da die herabstürzende Eismasse auf die unteren Gletschermassen aufschlug. Hr. *G.* erklärt diess aus der Compression der Luft, und diese Erklärung ist vermuthlich richtig, obgleich die Geschwindigkeit der fallenden Masse gewiss durch den starken Widerstand sehr bedeutend vermindert wurde, und vielleicht nicht die Hälfte der berechneten 740 Fuss betragen mochte.

Trechsler, Horner, Gütle und *Sarne, über Blitzschläge und Blitzableiter.* Sehr belehrende Erfahrungen und Betrachtungen über diese wichtigen Gegenstände! Wir können hier nur einige Bemerkungen ausheben. Hr. *Tr.* ist geneigt, den Auffangestangen eine nicht unbedeutende Kraft, um die Wolken still zu entladen, zuzugestehen, während Hr. *Horner* der entgegengesetzten Meinung ist. Rec. gesteht, hier mehr der letzten Meinung geneigt zu seyn. Allerdings hängt die eigentliche Entscheidung von der Beantwortung der Frage ab, ob die im Blitze frey werdende Elektricität sich plötzlich entwickelt, oder ob sie schon längere Zeit in dem Wolkenmagazine vorräthig war; das Erste scheint uns bey Weitem wahrscheinlicher, und dann lässt sich wenig oder gar nichts auf die stille Entladung rechnen, die ohnehin bey der grossen Ausdehnung der Wolken doch immer nur wenig ihren dauernd elektrischen Zustand schwächen könnte. Was die Frage betrifft, bis zu welcher Entfernung ein Blitzableiter mit einer Auffangestange schützen könne: so wird diese sich schwer ganz allgemein beantworten lassen. Das Haupttheorem in der ganzen Theorie der Blitzableitung ist wohl unstreitig: der Blitz trifft da, wo seine Annäherung — so momentan sie uns auch erscheint — die stärkste entgegengesetzte Elektricität hervorbringt. Der so bestimmte Punct ist in der Regel der, von welchem eine ununterbrochene Ableitung bis in die Erde geht, also die Spitze des Blitzableiters; aber wenn durch eiserne Bänder oder andere wenig unterbrochene Leitungen ein anderer Punct, der zugleich ein Eckpunct ist, und der dem ankommenden Blitzstrahle näher liegt, eine fast ebenso gute Ableitung hat, als die Spitze des Blitzableiters: so kann dieser andere Punct möglicherweise getroffen werden, sobald der Blitzstrahl von der Seite kommt, wo dieser Punct liegt. Nach dieser Betrachtung möchte also nur dann ein Gebäude als ganz gesichert anzusehen seyn, wenn alle Kanten mit guten, bis zur Erde fortgesetzten Leitungen versehen sind. — Allerdings

mögen nun wohl, wie Hr. *Tr.* vermuthet, Fälle vorkommen, wo durch einen dichten Regenstrom, oder durch verdünnte Luft, oder andere uns nicht kenntliche Umstände, eine Leitung so hervorgebracht wird, dass dadurch das Einschlagen auf abweichende Weise bestimmt wird. Unter den übrigen merkwürdigen Umständen, welche die Blitzschläge zuweilen begleiten, verdient es vorzüglich erwähnt zu werden, dass man oft in Häusern, wo der Blitz am Ableiter herabfährt, elektrische Lichtfunken bemerkt hat; so z. B. hat in einem solchen Falle eine Tischgesellschaft an ihren Messern und Gabeln Lichtfunken bemerkt. Hr. *Tr.* erklärt diess (wir glauben, mit Recht) vorzüglich aus dem Übergange der benachbarten Gegenstände in den entgegengesetzten elektrischen Zustand.

Gilberts gesammelte Nachrichten über die Erfindung des moirée metallique, und *Angabe des Verfahrens bey der Verfertigung*, von *Engelbrecht* und *Altmütter*. *Beschreibung der Art, wie das englische verzinnte Eisenblech verfertigt wird*, von *Parkes*. Es ist eine schon früher bekannte Erfahrung, dass manche Körper, an deren Oberfläche man kein krystallinisches Gefüge gewahr wird, bey einer langsamen Auflösung in Säuren sich nicht in allen Theilen gleich schnell auflösen, sondern dass ihre krystallisirten Blätter den Auflösungsmitteln länger widerstehen, so dass nun die krystallische Form sichtbar wird. Auf diesem Umstande beruht das Hervortreten jener bekannten krystallinischen Formen, die man auf dem Zinne der verzinnten Eisenbleche durch Benetzen mit schwachen Säuren hervorbringt, und die sich auf den moirirten Tafeln darstellen. Welche Mittel man anwenden muss, um recht schöne Zeichnungen zu erhalten, kann man hier umständlich lesen.

Vom rothen Schnee und rothen Regen auf dem St. Bernhardsberge, in Calabrien, in Genua und in Flandern, von *Biselx*, *Peschier*, *Sementini*, *Lavagna*, *Meyer* und *Van Stoop*. Der Schnee auf den Alpen erhält diese Farbe erst durch Staub, der auf ihn hingeweht wird, man hat nie gehört, dass er als rother Schnee gefallen sey. Nach Hn. *Peschier* sind es zwey verschiedene Körper, die ihn färben; bey einigem Schnee ist es ein Eisenoxyd, bey anderem ein harziger, orangerother Pflanzenstoff, der allem Ansehen nach einer Flechte oder einem Moose angehört. Der Regen dagegen, welcher am 14 May 1813 in Calabrien, am 2 Nov. 1819 in Flandern, und am 28 Oct. 1814 im Genuesischen fiel, war schon beym Herabfallen roth, und der erste fiel aus einer so furchtbar finsteren Wolke herab, dass das Volk in grosse Bestürzung gerieth. Der in Flandern zeichnet sich durch den darin enthaltenen Kobalt (eine Art sympathetischer Dinte) aus. Bey dem im Genuesischen ist es (nach *Lavagna*) glaublich, dass die darin enthaltene rothe Erde durch einen Wirbelwind in die Luft gehoben, und so mit fortgeführt sey.

Gmelin, über die Amniossäure, über die Entwickelung des Ammoniak beym Glühen einiger Fossilien; leichte Methode, das Lithon darzustellen u. s. w. *Home* und *Brande, über die thierischen Secretionen*, wo unter Anderem ein Versuch von *Berzelius* vorkommt, welcher zeigt, wie wichtig die Einwirkung der Nerven hiebey ist.

Bidone's Versuche mit einer neuen Boussole, zur Prüfung des Coulomb'schen Gesetzes. Da die Kräfte, welche auf die Magnetnadel einwirken, so beschaffen seyn können, dass sie dem Mittelpuncte der Nadel eine fortrückende Bewegung zu geben streben: so hielt Hr. *B.* für nöthig, die Unterstützung des Mittelpunctes seiner Nadel selbst beweglich zu machen. Die Spitze, auf welcher die Nadel möglichst frey beweglich aufliegt, ist daher auf einem messingenen Pfeiler angebracht, der selbst um einen vom Centro der Nadel entfernten Mittelpunct beweglich ist, und man liess nun das Fortrücken des Mittelpunctes der Nadel oder die Fortrückung des Pfeilers auf einem eigenen Gradbogen ab. Dieses Instrument wandte Hr. *B.* an, um zu untersuchen, ob die magnetische Anziehung wirklich dem Quadrate der Entfernungen umgekehrt proportional sey, und fand dieses Gesetz bestätigt. Wir bemerken dabey nur, dass bey derjenigen Reihe von Versuchen, wo ein magnetisirter Eisenstab in horizontaler Richtung der Nadel gegenüber gestellt wurde, nothwendig auf die Einwirkung aller Puncte des Stabes hätte Rücksicht genommen werden sollen. Es ist nicht glaublich, dass bey der grossen Kraft des Magnetstabes diese Einwirkung unmerklich hätte seyn, und bloss der nächste Pol auf den nächsten wirken sollen; schienen also die Versuche dieses Resultat zu geben: so musste untersucht werden, ob nicht dieser Anschein nur dadurch entstehen möchte, dass die Einwirkungen der übrigen Puncte auf die Nadel sich zum Theil zerstörten. Die Versuche verdienen unstreitig eine Berechnung nach einer vollendeteren Theorie, als die ist, welche er anwandte.

Hecht, über die Einrichtung eines Schwungringes.

Breithaupt, über Boraxsäuregehalt in Mineralien, über den Helvin, über die Lichtwandelung des Schörls u. s. w. Diese Lichtwandelung zeigt sich in folgender, höchst auffallender Erscheinung. Nimmt man dünne, längliche Platten, die aus durchscheinenden oder durchsichtigen Turmalin, nach ihrer Länge, der Hauptaxe der Krystalle conform, geschnitten waren: so blieben diese Platten, wenn man zwey derselben deckend auf einander legte, durchsichtig, wenn (nach den elektrischen Verhältnissen des Steines) positives Ende auf positives, negatives Ende auf negatives, gelegt wurde; dagegen erschienen sie undurchsichtig, wenn man das + Ende der einen auf das — Ende der anderen legte. Hr. *B.* hoffte, mit Borazit und Axinit ähnliche Versuche anzustellen, und theoretische Ansichten, die er sich darüber gebildet, dadurch zu prüfen.

Liboschütz, über das merkwürdige Verhalten eines Epidote zum Lichte. Sehr merkwürdige Beobachtungen, die durch Hn. *Gilbert* noch mehr aufgeklärt werden.

65ster Band. *Brewster, über die Verschluckung des Lichtes durch Krystalle von doppelter Strahlenbrechung.* Wenn man eine Säule von bläulichgrünem Beryll in einen Strahl polarisirten Lichtes bringt: so läfst er ein schönes blaues Licht durch, wenn seine Axe senkrecht auf der Ebne der Polarisirung steht, dagegen ein grünlichweisses, wenn seine Axe in dieser Ebne liegt; in jenem Falle wird also das grüne, in diesem Falle das weisse Licht verschluckt. Die Beryllkrystalle, gehörig geschnitten, geben, ebenso wie der Kalkspath, zwey Bilder, und diese zeigen eben die verschiedenen Farben, die wir vorhin erwähnt haben. — Die Betrachtungen, welche Hr. B. hieran knüpft, sowie die von ihm beobachteten Veränderungen der lichtverschluckenden Kraft, welche durch die Hitze hervorgebracht wird, müssen wir übergehen.

Brewster, über die optischen Eigenschaften des Bernsteins. Die Erscheinungen, welche er in Beziehung auf die Polarisirung des Lichtes zeigt, scheinen anzudeuten, dafs er ein erhärteter Pflanzensaft sey.

Biot, über eine Erscheinung, welche Glasstreifen, dem polarisirten Lichte ausgesetzt, zeigen, während sie Längenschwingungen machen. Man liefs den polarisirten Lichtstrahl durch einen Glasstreifen so auf ein schwarzes Glas fallen, dafs dieses den Lichtstrahl verschluckte oder nichts davon zurückwarf; als man aber den Glasstreifen durch Streichen in Längenschwingungen setzte, so sah man jedesmal, wenn der Längenton hervorbrach, einen hellen Blitz weissen Lichtes auf der Oberfläche des absorbirenden schwarzen Glases glänzen; nachher erschien es wieder dunkel, sobald der Ton aufhörte. — Unstreitig eine höchst merkwürdige Erscheinung!

Humboldt, über die zunehmende Stärke des Schalles in der Nacht. Hr. v. H. glaubt, der Schall werde am Tage dadurch geschwächt, dafs die Luft dann, wegen der aufsteigenden Ströme erwärmter Luft, kein homogenes Fluidum ist. Diese plötzlichen Unterbrechungen der Dichtigkeit bringen in dem Fortgange der Schallwellen ebenso Unregelmäfsigkeiten hervor, wie in dem Fortgange der Lichtstrahlen, wo wir diese Unregelmäfsigkeiten durch ein anscheinendes Zittern wahrnehmen. Bey Nacht ist diese Unterbrechung der Gleichartigkeit weniger vorhanden, und daher der Schall dann deutlicher hörbar. — Diese Erklärung hat Vieles für sich, und verdient, weiter geprüft zu werden.

Tralles Beweis für einen Lehrsatz Laplace's, der die Fortpflanzung des Schalles durch feste und flüssige Körper betrifft. Ein sehr einfacher und schöner Beweis jenes Lehrsatzes.

Configliacchi und *Rusconi, über den Proteus anguinus.*

Lehot, über das Ausfliefsen tropfbarflüssiger Körper aus Haarröhrchen. Das Ausfliefsen aus Haarröhrchen ist langsamer, als aus ebenso weiten Öffnungen in dünnen Wänden. Der Vf. erklärt diefs aus der Adhäsion an den Wänden der Röhre und aus der Cohäsion der Theilchen unter sich. Er bringt Versuche bey, welche die Cohäsion der Wassertheilchen unter sich deutlich zeigen. Die Versuche über die Anzahl der Oscillationen, welche Wasser und Alkohol in einer heberförmigen Röhre *bey verschiedenen Temperaturen* machten, ehe sie zur Ruhe kamen, verdienten wohl eine genauere Untersuchung, indem die Kraft des aus jener Cohäsion entstehenden Widerstandes sich daraus für die verschiedenen Temperaturen berechnen liefse.

Winklers Darstellung einiger Resultate aus seinen Witterungsbeobachtungen. Der Nordostwind bringt am meisten Kälte; der Grund, warum dieser mehr, als der Nordwind, ist ziemlich bekannt. Des Vfs. Andeutung, „dafs die Variationen des Thermometers, wenn sie auch nur halb soviel betrügen, hinreichen, um die Veränderungen, welche wir im Gewichte der Luftsäule bemerken, zu erklären," scheint uns doch noch gar sehr des Beweises zu bedürfen; denn die tiefen und hohen Barometerstände treffen ja gar nicht mit diesen grossen Wechseln der Temperatur zusammen. Das Resultat, dafs *wärmeren Monaten* eine gröfsere Barometerhöhe entspricht, ist gewifs richtig; aber daraus folgt noch nicht, dafs der Barometer bey höherer Temperatur steigt, vielmehr steht er im Winter bey Frost und heiterer Luft höher, als bey Thauwetter. Hn. *W's.* Zusammenstellungen sind sehr schätzbar, wenn sie gleich nicht so schnell zu Hauptresultaten führen konnten.

Clarus, über Gewitter. Ein mit ungewöhnlichen Umständen begleitetes Gewitter veranlafst den Vf. zu einigen allgemeinen Bemerkungen. Die Blitze bey jenem Gewitter waren zahlreich, aber klein, und gröfstentheils ohne Donner. Das scheint, nach Hn. *C's* Meinung anzudeuten, dafs diese Wolken, die sich aufser der Schlagweite zur Erde befanden, nicht in grofsen Massen ihre Elektricität austauschten, sondern dafs dieses zwischen kleinen Wolkenflocken, wie bey einer Blitztafel, geschah. Nimmt man an, dafs der Donner nach der Stärke und dem Umfange des Blitzes heftiger sey: so konnten jene kleinen Blitze vielleicht ohne erheblichen Donner seyn. — Die übrigen Bemerkungen über die Bildung der Gewitter und die Erscheinungen, die ihrem wirklichen Ausbruche vorangehen und sie begleiten u. s. w., verdienen alle Aufmerksamkeit.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludwig Wilhelm Gilbert* u. s. w. 64ter, 65ter u. 66ter Band.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Parrots Vorschläge zur Verbesserung der Wohnung der Mönche auf dem grossen St. Bernhard. Die neulich öffentlich laut gewordene Klage, dass jene Wohnung der Gesundheit so nachtheilig sey, veranlasst Hn. *P.*, Anleitung zu geben, wie dieses Übel vermindert, und dadurch den würdigen Männern, die sich dort für die Reisenden aufopfern, eine angenehmere und ihrer Gesundheit minder nachtheilige Wohnung verschafft werden könne.

Escher, über die Geschiebe und Felsblöcke, die sich in verschiedenen Ländern finden. Hr. *E.* zeigt, dass sie unverkennbar das Resultat der letzten grossen Revolution sind, wodurch die Alpenthäler geöffnet wurden, und sich des ehemals in ihnen eingeschlossenen Wassers entledigten. Er giebt an, wie die Orte, wo man in der Schweiz diese Steinblöcke findet, gerade eben eine solche Lage haben, wie der Wasserbauverständige sie da zu erhalten sucht, wo er bey unseren minder reissenden Strömen eine Anhägerung von Niederschlägen leichterer Art zu erhalten wünscht u. s. w.

Von Buch, über denselben Gegenstand. Hr. *v. B.* bestätigt eben jene Meinung durch genauere Angaben, wie die Granitblöcke am Jura gelagert sind: sie bilden eine Zone, die der letzten Richtung des Rhonethales gegenüber am höchsten liegt, und sich desto mehr herabzieht, je weiter man sich von jener Richtung seitwärts entfernt. Diese bestimmte Lagerung deutet auf einen Stoss, welcher jene Blöcke aus dem Wallis hervortrieb. Sie wurden aber so schnell mit fortgerissen, dass sie über die Tiefen des Genfer Sees hinwegfliegen konnten. (So wie man neulich bey dem Durchbruche im Bagnathale etwas Ähnliches sah, wo der Strom mit Felsblöcken und Schutt bedeckt war.) Die merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Steinen, die man am Jura findet, mit denen, welche am Ausgange des Wallisthales vorkommen, worüber man hier Nachweisungen im Einzelnen findet, bestätigen jene Meinung. Diess wird genug seyn, um die Wichtigkeit dieser höchst anziehenden Abhandlung anzudeuten.

Daniells Beschreibung eines neuen Hygrometers, welches die Kraft und das Gewicht des Wasserdampfes in der Atmosphäre und den entsprechenden Grad der Verdünstung misst. — Das Hygrometer besteht aus zwey, durch eine Röhre verbundenen hohlen Glaskugeln, die man ganz luftleer gemacht und dann zugeschmolzen hat. In der einen *a* befindet sich eine ziemliche Quantität Äther, in welchen die Kugel eines, ganz in jener Kugel und Röhre eingeschlossenen, Thermometers eingetaucht ist. So ist das Instrument fertig, nur wird noch die zweyte Kugel, die *b* heissen mag, mit feinem Mousselin von Aussen überzogen. Um nun den Feuchtigkeitszustand der Luft zu untersuchen, befreyt man durch leises Erwärmen der Kugel *b* (wozu die Wärme der Hand hinreicht) das Innere derselben von allem etwa darin gesammelten Äther; tröpfelt nun ein wenig Äther auf die Mousselinbedeckung, und setzt dieses Befeuchten fort, bis sich auf der Kugel *a* ein leichter Dunst anlegt. In diesem Augenblicke beobachtet man den Stand des Thermometers in der Kugel *a*, und hat so für den gegenwärtigen Zustand der äusseren Atmosphäre den Condensationspunct der in ihr enthaltenen Dämpfe. Es erhellt nämlich leicht, dass die durch Verdunstung im Mousselin hervorgebrachte Kälte die Dämpfe in *b* niederschlägt, dass dadurch eine Verdampfung in *a*, und folglich dort Abkühlung hervorgebracht wird, und dass diese Abkühlung endlich so gross wird, dass die Feuchtigkeit in der äusseren Luft sich an der Kugel absetzt. — Hr. *D.* hat später das Instrument dadurch verbessert, dass er Metallkugeln, durch eine metallene Röhre verbunden, nahm; dann aber ein Thermometer so anbrachte, dass es seine Röhre ausserhalb jener Kugel, die Kugel aber innerhalb jener Kugel hat. Das gewährt den Vortheil, ein Thermometer mit grösseren Graden anbringen zu können, und auf dem schön polirten Metall das leiseste Niederschlagen von Dämpfen wahrnehmen zu können. Das Thermometer wird in einer Glasröhre angebracht, die mittelst eines Platinaröhrchens angeschmolzen ist. — Die Beobachtungen, welche Hr. *D.* mittheilt, bezeugen, welchen nützlichen Gebrauch man von diesem Hygrometer machen kann. Er zeigt, dass der Grad der Feuchtigkeit der Luft sehr oft als ein Vorzeichen der bevorstehenden

Witterung diene. Seine Rechnungen (bey denen Hr. *Gilbert* einige nöthige Verbesserungen angebracht hat) zeigen, welche Menge von Feuchtigkeit zu bestimmten Zeiten in der Luft vorhanden war, u. s. w. Man sieht daraus, dass im Winter die Menge des Wasserdampfes geringer ist, als im Sommer, weil ihre Kälte ihr nicht erlaubt, so viel Dampf in elastischer Gestalt in sich zu enthalten.

Pleischl, über eine wichtige Anwendung, die man von dem tropfbarflüssigen Sauerstoffe machen könnte, um Scheintodte zu beleben.

Neue Entdeckungen über den Schwefel und seine Säuren, von *Vauquelin, Gay-Lussac* und *Welter*. Bekanntlich hat man schon seit längerer Zeit Gründe gefunden, den Schwefel in die Reihe von Stoffen zu setzen, wozu Chlorine und Sauerstoff gehören. Die Erscheinung, dass Schwefel sich mit den bekannteren Metallen unmittelbar vereinige, und die durch Schwefel vererzten Metalle als solche unmittelbare Verbindungen anzusehen sind, stimmte mit jener Ansicht überein. Hier wird die Frage, ob der Schwefel sich auch in Beziehung auf die Metalle, des Kali u. s. w. ebenso verhalte, nämlich mit diesen im metallischen Zustande sich verbinde, beantwortet, und auch da die Übereinstimmung des Schwefels mit der Chlorine gezeigt. — *Über eine neue Säure des Schwefels.* Sie steht zwischen der Schwefelsäure und der schwefelichen Säure, und hat daher den Namen Unter-Schwefelsäure erhalten, so dass die Folge dieser Säuren nun ist: *acide sulphurique, hyposulphurique, sulphureux, hyposulphureux*, welche bestehen aus 1 Theil Schwefel mit 3, $2\frac{1}{2}$, 2, 1 Theile Sauerstoff verbunden.

Steinhäuser, über den Magnetismus der Erde. Nachrichten von früheren Arbeiten über denselben Gegenstand, und Darstellung seiner eigenen Bemühungen. Die hier mitgetheilten Chärtchen scheinen uns keinen Beweis für Hn. *St's.* Theorie zu geben. Wofern nämlich die *Halley*'schen Linien wirklich den Beobachtungen gemäss die Gestalt haben, die wir überall angegeben finden: so entsprechen diese *Halley*'schen Linien keinesweges dem, was sich aus *St's.* Zeichnungen ergeben würde. Die Bemerkung gegen *Hansteen*, „dass dieser noch vier andere Magnetpole annehmen müsse, ausser den vier von ihm angegebenen," scheint uns auch nicht gut begründet. So wenig wir es auf uns nehmen wollen, die Fortrückung der vier Magnetpole als schon genau bekannt zu vertheidigen, was wohl auch Hr. *H.* nicht unternehmen wird, da die älteren Beobachtungen unzuverlässig sind, und seine Bestimmung jener Pole ohnehin nicht ganz strenge ist: so lässt sich doch die geometrische Möglichkeit gar wohl denken, dass eine gerade Linie so beweglich wäre, dass der eine ihrer Endpuncte z. B. den Parallelkreis in 70 Gr. N. Breite in 100 Jahren, und ihr anderer Endpunct den Parallelkreis in 60 Gr. S. Br. in 500 Jahren durchliefe. Eine solche Linie würde nach und nach sehr verschiedene Bogen gegen die Erdaxe annehmen; aber warum sollte das unmöglich seyn? Dass jede Kreisbewegung einen anziehenden Mittelpunct und eine tangentielle Kraft voraussetzt, das ist allerdings richtig; aber Hr. *Hansteen* hat ja nicht versprochen, uns bis zu den letzten Gründen dieser Erscheinungen zu führen, sondern sein Bestreben ist nur, die Beobachtungen unter ein grosses Hauptgesetz zu bringen. Sein *ächt geometrisches* Bestreben, das zu leisten, muss man mit Dank anerkennen, obgleich es allerdings noch nicht ganz entschieden zu seyn scheint, wie weit er sich der Wahrheit genähert habe. Was Hr. *St.* hier gegen die von *Hansteen* gelieferten Abweichungscharten sagt, verdient näher untersucht zu werden; Hr. *St.* würde sich sehr verdient um diese Lehre machen, wenn er die Fehler, die er da zu finden glaubt, sorgfältig anzeigen, und die Beobachtungen nachweisen wollte, die uns nöthigen, diese Curven anders zu zeichnen: denn die Beobachtungen, in allen Weltgegenden angestellt, das Einzige sind, worauf wir hier Theorieen bauen, und wonach wir sie beurtheilen können: so ist nichts wichtiger, als dabey Alles zu Rathe zu ziehen, was wir irgend — zumal aus der neueren Zeit — besitzen.

Einiges Physicalische vom Monde, von *v. Zach.*

Über neu-entdeckte Alkalien in den Giften der Pflanzen. Pelletier und *Caventou* fanden bey der Untersuchung der Saamen von *Veratrum Sabadilla* eine eigenthümliche Substanz, das Veratrin, die sich auch in der Wurzel des *Veratrum album* und in den Knollen von *Colchicum autumnale* findet. Diese sehr giftige, Niesen und Erbrechen erregende Substanz, stimmt mit den alkalischen Körpern darin überein, dass sie das durch Säuren geröthete Lackmuspapier wieder blau macht, und mit den Säuren Salze bildet, die zwar fast alle sich nicht krystallisirt darstellen, auch schwer ganz frey von Säuren zu erhalten sind, aber doch zeigen, dass das Veratrin die Kraft besitze, die Säuren vollkommen zu neutralisiren. — Untersuchungen über dieses neue Alkali hat auch Hr. Dr. *Meissner* angestellt. Und ähnliche über ein neues Alkali aus den Blättern der Belladonna verdanken wir Hn. *Rudolph Brandes.*

Über das Delphin, ein neues Alkali aus dem Saamen von Delphinium Staphysagria, von *Lassaigne* und *Feneulle.*

Grassmann (in Stettin) *Vorschlag zu einer Hahnluftpumpe, mit welcher sich die Verdünnung weiter, als mit der gewöhnlichen, treiben lässt.*

Studers Beschreibung zweyer verbesserter Repetitions-Goniometer. Die Schwierigkeit bey der Messung der Flächenwinkel besteht bey kleinen Krystallen vorzüglich darin, dass es so schwer hält, die Durchschnittslinien der beiden kleinen Seitenflächen ganz genau der Axe des Instrumentes parallel zu stellen; aber noch schwerer ist es, diese Scheitellinien des zu messenden Winkels mit der Axe selbst zusammenfallend zu erhalten. Wenn man die Vorrichtungen benutzt, die hier angegeben werden: so kann man, wie Hr. *St.* versichert, den Winkel bis auf 1 Min. genau finden, welches er bisher bey allen anderen Instrumenten der Art unmöglich gefunden hatte. Hr. *Pistor* in Berlin hat in einer Gegenbemerkung gegen diesen Aufsatz die bisherige Einrichtung der Goniometer,

namentlich des *Wollaston*'schen, vertheidigt, und den Grund angegeben, warum die meisten Beobachter keine genaue Bestimmung des Winkels damit zu erhalten wissen.

Biot, *über die optischen Eigenschaften des Bitterkalks.* Die doppelte Strahlenbrechung ist in ihm um $\frac{1}{13}$ stärker, als im reinen Kalkspath, und es bestätigt sich hier wieder die Regel, dass, wenn in zwey durchsichtigen, in allen Theilen regelmässig krystallisirten Körpern die Bestandtheile der Art oder der Proportion nach um etwas verschieden sind, auch die doppelte Strahlenbrechung, welche sie ausüben, verschieden seyn wird.

Longchamp und *Gay-Lussac*, *über die Magnesia in den chemischen Analysen.*

Schmidt (in Giessen), *Versuche über die Gesetze, nach welchen gasartige Flüssigkeiten aus engen Öffnungen von verschiedener Gestalt, und durch Röhren unter gegebenem Drucke ausströmen.* Die Versuche zeigen, dass die gasartigen Flüssigkeiten bey ihrem Ausströmen sehr genau eben die Gesetze befolgen, wie die tropfbarflüssigen. Eben der Einfluss der Ansatzröhren, der sich erweiternden oder verengenden Mundstücke, ja selbst die merkwürdige Erfahrung, dass man durch das von *Venturi* angegebene Mundstück eine grössere Ausflussmenge erhält, als die Theorie angiebt, findet sich hier wieder. Um nur eines dieser merkwürdigen Resultate genauer anzugeben, heben wir Folgendes aus: Die aus kurzen Ansatzröhren bestehenden Mundstücke vermehren die ausströmende Gasmenge in Vergleichung der aus Öffnungen in dünnen Platten strömenden, im Verhältniss von 52 zu 60 bis 66, wenn die Mundstücke cylindrisch sind: im Verhältniss 52 : 72 wenn sie conisch sind, und die enge Öffnung nach aussen gekehrt; im Verhältniss 52 : 86, wenn sie conisch, sind und die weite Öffnung nach aussen gekehrt ist. — Über die Sorgfalt, mit welcher die Versuche angestellt sind, muss man aus der Beschreibung sich selbst unterrichten.

Versuche mit dem Knallgas-Gebläse, von *Schmidt* (in Giessen). Der Apparat des Vfs. hat eine andere Einrichtung, als die gewöhnliche, indem beide Gasarten getrennt bleiben, und erst kurz vor dem Ausströmen zusammenkommen.

Vogel, *über die Natur der Seeluft.* Hr. *V.*, in Verbindung mit Hn. *Krüger* in Rostock, fand den Sauerstoffgehalt der über der Ostsee geschöpften Luft geringer, als in anderer Luft, nur 20,6 Procente; die Seeluft scheint auch weniger kohlensaures Gas, als die Landluft, zu enthalten.

John Davy, *über die Temperatur des Oceans und der Atmosphäre.* Bey schönem Wetter und beständigem Winde ist die Veränderung der Wärme der Luft auf dem Meere (wenigstens in geringen Breiten) sehr regelmässig; bey Sonnenaufgang ist die Wärme am kleinsten, genau um Mittag am grössten, aber in jenen geringen geographischen Breiten während des ganzen Tages wenig verschieden, während der Nacht unveränderlich. Bey gänzlicher Windstille tritt die grösste Windstille erst um 2 Uhr ein. Das Meerwasser erlangt später, erst gegen drey Uhr, seine grösste Wärme. — Auf Untiefen ist das Meer kälter, als an anderen Stellen. Dieses sucht Hr. *Humbry Davy* daraus zu erklären, dass die kalten Wasserschichten sich hinabsenken, bey grosser Tiefe des Meeres so sehr, dass sie keinen Einfluss mehr auf die Wärme an der Oberfläche haben; über Untiefen dagegen doch auch nur bis in die Nähe des Bodens, der nicht so entfernt ist, dass er nicht Einfluss auf die Wärme an der Oberfläche haben sollte. Man muss also wohl annehmen, dass am Boden (wenn das Wasser nicht so seicht ist, dass der Boden selbst von der Sonne erwärmt wird) die Temperatur so ist, wie sie etwa bey der grössten Abkühlung der Oberfläche seyn würde; bey der grösseren Erwärmung kann sich nun das dem erkälteten Boden nahe Wasser nicht so erwärmen, wie die gleich hohen Wasserschichten über grossen Tiefen, weil jene durch die Nähe des besser leitenden Boden mehr Wärme verlieren. Ganz scheint aber damit die Erscheinung doch nicht erklärt zu seyn, da am Boden sich das Meer so oft viel kälter gefunden hat, als es (aller Wahrscheinlichkeit nach) je an der Oberfläche wird. Hr. *Gilbert* macht daher die sehr richtige Bemerkung, dass diese grosse Kälte einen Beweis für Strömungen vom Pole her geben möchte. Wie nun aber auch der Boden des Meeres jene geringe Temperatur erhalten haben mag: so lässt sich freylich nun wohl einsehen, dass eine Erhöhung des Bodens nicht so gar viel mehr Wärme haben kann, als jene tieferen Gegenden, oder dass die stärkere Wärmeleitung der festen Körper den Boden der Untiefe mehr abkühlt, als die gleich hohen Wasserschichten über grossen Tiefen, vermöge der Wärmeleitung durch die Wasserschichten, abgekühlt werden; und daraus lässt sich jenes Phänomen der geringeren Wärme über Untiefen wohl erklären, sobald der Boden tief genug liegt, um nicht von oben herab eine sehr merkliche Erwärmung zu empfangen. — Beobachtungen von *de la Bèche* und frühere von *Saussure* zeigen, dass auch in den Schweizer Seen die Temperatur in der Tiefe geringer, und in grossen Tiefen ziemlich beständig = 4° R. bis 5 Gr. R. ist. Davon lässt sich nun der Grund allerdings einsehen, da die erkalteten Wassertheilchen in die Tiefe hinabsinken, die erwärmten hingegen keinesweges ein Bestreben zum Sinken haben.

Coindet und *Straub*, *über die Jodine als Heilmittel gegen den Kropf.* — Wir müssen das Urtheil darüber den Ärzten überlassen.

Tyfe, *über die Pflanzen, aus denen man die Jodine erhalten kann.* Nur aus Meerproducten, unter anderen auch in den Meerschwämmen, aber nicht im Meerwasser selbst, lässt sie sich darstellen.

Amici's katadioptrisches Mikroskop. Es besteht aus einem elliptischen Hohlspiegel und einem ebenen Spiegel; der letzte fängt die Strahlen von dem zu betrachtenden Gegenstande auf, sendet sie so, als ob sie aus dem einen Brennpuncte der Ellipse kämen, dem Hohlspiegel zu, der also im anderen Brennpuncte ein

Bild giebt, welches man durch die Oculare beschaut. Hr. *v. Schreibers*, der ein solches Instrument besitzt, findet dasselbe bey sehr starken Vergrösserungen bequemer, als die dioptrischen Mikroskope; bey mässigen Vergrösserungen dagegen möchten diese den Vorzug verdienen. Die Beobachtungen über den Kreislauf des Saftes in der *Chara vulgaris* von *Amici* sind höchst merkwürdig, lassen sich aber nicht gut kurz darstellen.

Herrmann (in Schönebeck), *über den Cadmiumgehalt der schlesischen Zinkoxyde.*

Wir kommen jetzt zu der ersten Reihe wichtiger Abhandlungen über die *Örstedt*'schen Versuche. Bekanntlich sind seit jener Zeit viele und wichtige Untersuchungen über diese merkwürdigen Erscheinungen angestellt worden; indess müssen wir uns für jetzt auf eine kurze Anzeige dessen beschränken, was wir hier finden.

Örstedts Versuche über die Wirkung des elektrischen Conflicts auf die Magnetnadel. Pictets und *De la Rive's Wiederholung derselben. Arago, über die Magnetisirung der Metalle durch den Strom Voltaischer Batterieen. Gilbert, über die Einwirkung des geschlossenen galvanisch-elektrischen Kreises auf die Magnetnadel.* — Wir theilen hier vorzüglich den Inhalt der letzten Abhandlung mit, da sie umfassender, als die vorigen ist, und zugleich die Erscheinungen, welche der erste Entdecker fand, sehr lichtvoll darstellt.

Die Haupterscheinung besteht bekanntlich kurz darin, dass ein Metalldraht, den man horizontal und mit einer gewöhnlichen Magnetnadel parallel, oberhalb oder unterhalb der Magnetnadel, fortgehen lässt, diese von ihrer natürlichen Lage ablenkt, sobald er (der Metalldraht) zur Schliessung des galvanisch-elektrischen Kreises dient. Um bey dieser Einwirkung die Schwierigkeit, dass die abgestossenen Enden der Nadel nun der ferneren Einwirkung des Drahtes minder unterworfen sind, zu vermeiden, bediente Hr. *G.* sich breiter Metallstreifen, unter deren Mitte, mit der Richtung des Streifens parallel, die Magnetnadel gestellt wurde, damit selbst, wenn diese ihre vorige Stellung verliesse, doch immer noch beide Enden sich unterhalb des Metallstreifens befänden. Hr. *G.* bildete den Voltaischen Kreis nur aus zwey Elektrometern, einem kupfernen Gefässe und einem Zinkstreifen, auf dessen einem Ende das kupferne Gefäss steht, und dessen anderes Ende, um die Kette zu schliessen, in den flüssigen Leiter, den jenes Gefäss enthält, getaucht wird, wobey jedoch das Kupfer nicht berührt werden darf. Stellt man nun unter oder über dem horizontalen Theile des Zinkstreifens die Magnetnadel gehörig auf: so erfolgt sogleich, wenn das Ende des Zinkstreifens in den flüssigen Leiter getaucht wird, jene Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Magnetnadel, durch deren Entdeckung eben Hr. *Oerstedt* unsere Kenntnisse so sehr erweitert hat. — Die Magnetnadel entfernt sich nämlich von ihrer ursprünglichen Stellung, und zwar auf entgegengesetzte Weise, je nachdem sie unter oder über dem Metallstreifen, und je nachdem sie mit dem Nordpole dem positiven elektrischen Strome zugekehrt, oder von ihm abgekehrt ist. Befindet sich die Magnetnadel *unter* dem Drahte oder Metallstreifen, und es ist der Nordpol dem eintretenden positiven elektrischen Strome zugewandt: so weicht der Nordpol nach Osten ab, dagegen wenn der Südpol dem eintretenden positiven elektrischen Strome zugekehrt ist: so findet das Entgegengesetzte Statt. Bey jener Anordnung des elektromotorischen Apparats geht aber der positive elektrische Strom vom Kupfer zum Zink, und durch dieses in den feuchten Leiter. Die Abweichungen werden also so hervorgebracht, als ob der positive elektrische Strom oben nach der linken Seite ginge, und so seinen Lauf spiralförmig gewunden fortsetzte, und den Nordpol links ablenkte. Eben dieser Regel entspricht die Ablenkung, welche ein vertical gestellter Draht hervorbringt; steht er nämlich in der über den Nordpol hinaus verlängerten Richtung der Magnetnadel, und tritt der positive Strom an seinem unteren Ende ein: so wird der Nordpol nach Osten abgelenkt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Dresden*, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Das Vogelschiessen*, Lustspiel in fünf Aufzügen, von *H. Clauren.* 1822. 168 S. 8. (21 gr.)

Eine Posse, der man es nachrühmen kann, dass sie sich von allem kecken Phantastischen frey, und dafür an alte bewährte Spässe (wie den von Hinterpommern) hält; dabey auch des edelmüthigen und rührenden Elements nicht entbehrt, und daher mit Recht eine Zierde der deutschen Bühne ist. Die unvergleichliche Intrigue des Stücks, sowie die meisterhaft fein gehaltene Charakterzeichnung, haben die Correspondenzschreiber schon verrathen; es bleibt uns daher nichts übrig, als auf einen Zug aufmerksam zu machen, welcher vielleicht nur beym *Lesen* hervortritt. Wir meinen das wahrhaft Komische, das in der auf Stelzen gehenden, bisweilen sogar in einem Jambus stolzirenden Wortfügung des ächten Fürsten, in den letzten Scenen, liegt; offenbar hat hier der Vf. die sogenannten Theaterprinzen persifliren wollen: aber freylich, nicht Jedermann merkt's. Rühmlich ist's übrigens, dass er den Schauspielern auf alle mögliche Weise durch Anmerkungen zu Hülfe kommt; man glaube aber ja nicht, dass er dabey ungeschickte vorausgesetzt habe: denn einmal wird gefodert, dass eine Zofe, indem sie heimlich mit der Prinzessin spricht, durch Pantomime andeuten soll, das Frühstück sey servirt, — das möchten wir sehen!

. . D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludwig Wilhelm Gilbert*, u. s. w. 64ter, 65ter u. 66ter Band.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Hr. *G.* untersuchte nun weiter, welchen Erfolg man erhält, wenn die Richtung des Zinkstreifens nicht mit dem magnetischen Meridian übereinstimmt; sowohl die Stellung, in welcher die Nadel zur Ruhe kam, als die Grösse der Schwingungen wurden bestimmt, und der Vf. zieht daraus Folgerungen, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Die Erzählung dieser Versuche dürfen wir hier nicht unternehmen; wir wollen daher nur noch aus den übrigen Abhandlungen einige Bemerkungen ausheben. Jene Einwirkung findet nicht Statt, wenn man andere Nadeln (z. B. aus Kupfer) statt der Magnetnadel aufstellt. Der verbindende Draht besitzt eine sehr starke magnetische Kraft, so lange der elektrische Strom durch ihn geht, oder der Kreis geschlossen bleibt; er theilt dem weichen Eisen eine nur kurz dauernde, dem Stahle aber oft eine bleibendere Magnetisirung mit. Hiebey machten nun *Arago* und *Ampère* folgende Bemerkung. Nimmt man einen spiralförmig gewundenen Draht zum Verbindungsdrahte, und setzt darin eine unmagnetisirte Stahlnadel dem elektrischen Strome aus: so erhält diese unter sonst ganz gleichen Umständen eine entgegengesetzte Polarisirung, je nachdem man einen links gewundenen oder einen rechts gewundenen Draht genommen hatte. Hr. *von Yelin* theilt hier Nachricht von Versuchen mit, wodurch elektrische Entladungsschläge ähnliche Magnetisirungen mit Hülfe solcher spiralförmiger Drähte hervorgebracht, und auch die entgegengesetzten Pole erhalten wurden, wenn die spiralförmigen Windungen das eine Mal rechts, das andere Mal links gingen.

Dieses, so wenig es ist in Vergleichung gegen die wichtige Reihe von Untersuchungen, die sich hier finden, und die sich an sie in der Folge angeschlossen haben, mag hier hinreichen, um denen, die ihre Aufmerksamkeit noch nicht auf diese Gegenstände gerichtet haben, das Wesentliche davon anzugeben, und ihnen zu zeigen, dass auch der minder Geübte unter der Leitung, die er hier findet, es wohl wagen dürfe, die Versuche zu wiederholen, und sich durch eigene Ansicht von diesen merkwürdigen Erscheinungen zu überzeugen.

Lusser, über den Föhnwind. Unter mehreren höchst merkwürdigen Vorzeichen dieses stürmischen Südwindes in der Schweiz ist unter anderen das sehr auffallend, dass an beschränkten Stellen Luftzüge merklich sind, und das Laub der Bäume sich stark bewegt, während nahe dabey Alles still ist; ferner die warmen und kalten Luftsäulen oder Luftmassen, die man nahe bey einander antrifft. Kurz vor dem Ausbruche des Föhn pflegt Nordwind einzutreten, und man bemerkt sein Zurückweichen an den Nebeln, die der Föhn mit ihm zurückdrängt; da, wo beide Winde auf einander stossen, häufen sich Wolken an. Der Föhn selbst trifft oft Gegenden, die einander sehr nahe liegen, mit sehr ungleicher Stärke u. s. w. Hr. *Gilbert* sah am 3 Oct. 1819 gleich nach dem Föhn eine dem Nordlicht ähnliche Erscheinung, und Hr. *Horner* bemerkte, dass der Föhn oft mit auffallenden Erscheinungen begleitet war. Möchte doch Hr. *Horner* Erscheinungen der Art öfter zu beobachten Gelegenheit haben, und ihre Beschreibung mittheilen, damit eine Zusammenstellung mehrerer Beobachtungen uns endlich zur Kenntniss ihrer Ursachen leite.

Wir können die Anzeige dieser zwey Jahrgänge nicht schliessen ohne das dankbare Bekenntniss, dass wir ungemein viel Belehrung und die angenehmste Unterhaltung in denselben gefunden haben. Möchte diese Anzeige, indem sie den Reichthum von wichtigen und anziehenden Gegenständen, gleichsam wie in einer ausgestellten Mustercharte, errathen lässt, dazu beytragen, auch diejenigen, die bisher der Physik mindere Aufmerksamkeit schenkten, anzulocken, und sie zur Theilnahme an Untersuchungen, die für jeden Bewohner der Erde anziehend sind, zu ermuntern! Dürfen wir uns gleich nicht schmeicheln, den Wünschen ganz entsprochen zu haben, die der Herausgeber der Annalen in der Vorrede zum 66sten Bande in Hinsicht auf eine solche Anzeige andeutet, indem er uns Muster, die schwer zu erreichen sind, als Beyspiele zur Nachahmung vorstellt: so hoffen wir doch, dass wir unseren redlichen Eifer, Theilnahme an wissenschaftlichen Untersuchungen bey dem grösseren Publicum zu erwecken, selbst unsere Freude an

dem Gedeihen derselben auszudrücken, jedes Verdienst, und namentlich das sich immer gleich bleibende des kenntnissreichen und ebenso fleissigen als richtig urtheilenden Herausgebers anzuerkennen — deutlich genug gezeigt haben.

i. e. e.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Christiani: *Die Verwickelungen des Zufalls.* Lustspiel in drey Aufzügen, von *Don Pedro Calderon de la Barca*, übersetzt von *Ernst Friedrich Freyh. von der Malsburg.* 1819. 190 S. 8. (18 gr.)

Die Wahl dieses Stücks (*los empeños de un a caso*) können wir nur in sofern billigen, als der Übersetzer dabey zur Absicht gehabt haben muss, uns mit dem Geiste der *ächt spanischen* Komödie, wo Verkleidungen und Zufall die ganze Intrigue spinnen, bekannt zu machen. Denn jenes Stück, gerade keines von *Calderons* vorzüglichsten, ist voll der abentheuerlichsten Unwahrscheinlichkeiten. Hr. *v. M.* hat indess auch eine ganze Sammlung *Calderon*'scher Stücke in der Übersetzung herausgegeben, die in Kurzem ebenfalls angezeigt werden soll. Da es uns dort ohne Weitläufigkeit unmöglich seyn würde, eine ausführliche Vergleichung des Originals mit der Übersetzung zu liefern: so wollen wir mindestens bey diesem einzelnen Stücke beweisen, dass wir uns des mühsamen Geschäftes der Vergleichung unterzogen haben. S. 16. Die Stelle: „Wohlgesagt" (Z. 1) u. s. w. bis „drückt" (Z. 8) findet sich in unserem Originale nicht. S. 16—17. „Gönner seiner Leidenschaft" u. s. w., „Beste Rechenschaft es ist" u. s. w.; *satisfaction* hat eine Menge Bedeutungen, nur heisst es unseres Wissens nie *Rechenschaft*; wir würden etwa S. 16 sagen:

— — — — nie
Bezahle seine Triebe
Irgend je mit Gegenliebe.

Denn *Satisfaction* heisst unter Anderem auch *Bezahlung*, und S. 17:

Es die beste Zahlung ist,
Keine Zahlung zu erlegen.

S. 19 Z. 1: „*Descuido*" heisst nicht *Verstellung*, sondern Sorglosigkeit, Vernachlässigung, Unachtsamkeit u. s. w. Indess bleibt die Stelle immer dunkel. Z. 7—16. Die Stelle: „Ja beleidigt" — „sie verbindet" kommt in unserer spanischen Ausgabe gar nicht vor. Das Nämliche gilt von den Worten S. 20 Z. 3 von unten: „und dieses" bis S. 21 Z. 2: „doch erkiese." S. 24 Z. 9 von unten stände für „*hieher*" unstreitig besser „*daher.*" S. 25 Z. 1. Warum nicht „Marien," wie im Originale steht, statt „Franzisken?" Z. 5. 4 v. u.:

Und den Trunk nicht zu verlernen
Trink ich mir den Rausch — im Winde.

Hier scheint das Wortspiel mit *beber* schief übersetzt zu seyn, denn *beber los vientos* heisst: sehnlich nach Jemand verlangen. Z. 1 v. u. „Brauch' ich" u. s. w. Richtiger: Als ich nur mir kann einbilden. S. 26 Z. 15. „Höflichkeit," *Civil* heisst nicht nur *höflich*, sondern auch *niederträchtig*; hier scheint Letztes der rechte Sinn zu seyn. Z. 21. „*Perdenne yo*" heisst nicht „mich verlieren," sondern: zu Grunde gehen. Es heisst nämlich etwa: diess würde mein Verderben, meinen Untergang verursachen. S. 28 Z. 7. 6 v. u. „Sey mein Loos" u. s. w., diese Worte sind in unserer spanischen Ausgabe nicht zu finden. Ebenso auch S. 30 Z. 7. 8. „Glaubt" u. s. w., S. 32 Z. 6 ff. „hat es doch" u. s. w., S. 37 Z. 8 ff. v. u. „das ist ein" u. s. w., S. 38 Z. 3—8. „dient ich doch" u. s. w. Z. 10. „um dein Leben." Hier ist das „*por tu vida*" sehr steif und undeutsch übersetzt. Wir würden allenfalls gesagt haben: „Nimm, Hernan, um Gottes Willen." S. 40 Z. 7 v. u. „Duennen" u. s. w. — „winkt." Diese Zeilen stehen wieder nicht im Original. S. 42 Z. 2: „besitzest." *Poder con alguno* heisst nicht Jemand *besitzen*, sondern: etwas über Jemand vermögen. S. 43 Z. 7. 6 v. u.: „Verwischtes altes Bild." Diess steht nicht in unserem Original, dafür aber *necissimo*, welches hier: du Erznarr, bedeutet. S. 45 Z. 4: „Wie Quecksilber;" *azogado* heisst nicht Quecksilber, sondern Einer, der durch den Gebrauch oder die Verarbeitung des Quecksilbers Zittern und Zuckungen bekommen hat. Z. 11: „entschuldigen." *Escusaer* heisst hier nicht entschuldigen, sondern vermeiden, umgehen. S. 60 Z. 2. Das „Nein" hat hier gar keinen Sinn, steht auch nicht im Original. S. 62 Z. 10. *Monto* heisst beym weiblichen Geschlechte nicht „Mantel," sondern Schleyer. S. 64 Z. 3 v. u. ebenso. S. 68 Z. 14. *Mortaja* heisst das Tuch, worein man einen Leichnam wickelt. S. 71 Z. 1. *Largo* heisst nicht „breit," sondern lang. Es wäre also richtiger, zu sagen: ich mach's nicht lang. S. 76 Z. 10 v. u. *Alcagüete* heisst Kuppler, und nicht Mäkler. Z. 1 v. u. bey „Mantel" gilt wieder die Anmerkung zu S. 62. — Diese Bemerkungen sollen übrigens Hn. *v. M.*, dessen Verdienste um die spanische Literatur wir mit Danke erkennen, nur dazu ermuntern, sich mit dem Genius der Sprache immer bekannter zu machen. Auch ist die Übersetzung *dieses* Stückes von incorrecten Versen und Reimen freyer, als die übrigen Übersetzungen des Vfs.

J. S.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Brittische Dichterproben.* No. 1. Nach *Thomas Moore* und *Lord Byron.* 1819. 185 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Moore und *Byron* sind so gefeyerte Dichter, dass einzelne Übertragungen aus ihren Werken allerdings auch für das deutsche Publicum Interesse haben müssen. Ob sie, bey dem oft allzu kühnen Fluge ihrer Phantasie, mit welchem Correctheit schwer vereinbar ist, ihre Celebrität behalten werden, wird die Folgezeit lehren. Dass die Übertragungen bey *diesem* Charakter der Gedichte und bey dem Zwange des Reims nicht selten untreu, und oft hart und gezwungen ausfallen müssen, ist sehr natürlich. — Diese Sammlung enthält: *Das Paradies und die Periharems-Lieder*,

Parasimit, aus *Gibbons Antiquities of the house of Brunswik* entlehnt, und 3 *Lieder* von *Byron*.

J. — N.

Leipzig, b. Göschen: *Almanach für Privatbühnen.* Zweytes Bändchen auf das Jahr 1818. Herausgegeben von *Adolph Müllner*. 1817. 360 S. kl. 8.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1816. No. 228.]

Dieses zweyte Bändchen des *Müllner*'schen Almanachs enthält: 1) *Ritter Hans*, Lustspiel in 1 Acte, von *Wilhelm Hensel*. Dieses leicht versificirte Lustspiel ist eigentlich ein Epigramm ohne Pointe. Dem Vf. fehlt es nicht an dichterischem Talente; aber das Ganze ist doch wohl mit allzu losen Banden verknüpft, um Interesse zu erregen. 2) *Der Schatz*, Lustspiel in 1 Acte, von *C. W. Contessa*. Im Grunde nur ein Wortspiel. Die Unwahrscheinlichkeit, dass Adelbert Florinden nicht erkennt, ist doch zu gross; und so auch der Lampe Idee von dem Funde eines Schatzes. Wir besitzen bekanntlich von Hn. *C.* mehrere niedliche Lustspiele, in welchen aber weit reinere Motive und mehr dramatische Ökonomie herrscht. 3) *Die lange Nase*, Lustspiel in 1 Acte und in 3 Abtheilungen, von *J. Graf v. Soden*. Ein Schwank, der auf Privatbühnen seinen Zweck, Erschütterung des Zwergfelles, erfüllen mag. 4) *Der Wahn*, Drama in 1 Acte, von *Müllner*. Eine Umgestaltung der bekannten Tragödie des Verfassers des 29sten Februar, zur Versöhnung der Censur. 5) *Der Blitz*, Lustspiel in 1 Acte, von *A. Müllner*. Als Posse betrachtet, bey der man es bekanntlich mit der Wahrscheinlichkeit nicht genau zu nehmen pflegt, recht artig.

J. R.

Prag, b. Calve: *Albrecht Dürer*, dramatische Skizze von *A. W. Griesel*. 1820. VI S. Zueignung und Vorrede, 107 S. 8., mit einem (schönen) Kupfer, A. Dürrer, nach dem von ihm selbst verfertigten Gemälde, von *Fleischmann* gestochen, vorstellend. (18 gr.)

Der Umstand, dass eine junge Dame, auf die Nachricht von dem Tode ihres Gemals in der Schlacht, sich ihre schönen Locken — „die Lieblinge des Gefallenen“ — abschneiden liess, ward die Veranlassung zur Entstehung dieser dramatischen Skizze, da Hr. *G.* mit einem jungen „*Malerherrn*“ (wozu dieser gezierte Ausdruck, und nicht geradezu: *Maler?* Übrigens schreibt Hr. *G.* fortwährend unrichtig: Mahler) in einen freundschaftlichen Zwist gerieth, indem der junge Malerherr „diesen rührenden Act der Trauer und Liebe“ (das Haarabschneiden nämlich) rundweg für Komödie und Affectation hielt (was allerdings ein wenig hart abgeurtheilt war), dafür aber auch eben in diesem freundschaftlichen Zwiste, von Hn. *G.* überwunden wurde (vermuthlich durch seine *Suada*), welcher Sieg den Vf. noch jetzt in der Erinnerung herzlich erfreut u. s. w.

So weit Hr. *G.* in der Vorrede, woraus der Leser zugleich ersieht, wie er dem poetischen Schmerze einer jungen Wittwe und der prosaischen Kritik eines gleichfalls jungen Malers diesen dramatischen A. Dürer zu verdanken hat, der übrigens, nebenbey bemerkt, weder in seinem Stoffe, noch in seiner Anlage als dramatisches Gedicht, mit seiner angeblichen Entstehungsursache in der geringsten Verbindung steht, wenn man nicht diess dafür gelten lassen will, dass ein liebendes Paar darin vorkommt, was jedoch ziemlich in allen Dramen der Fall ist, und welches am Ende an nichts weniger denkt, als einander zu betrauern. Was aber die Ausführung dieser Skizze — einen Tag aus Dürers Künstler- und Familien-Leben gebend — anlangt: so können wir derselben nicht anders, als lobend, gedenken, indem es dem Vf. recht wohl gelungen ist, den alten, kräftigen Meister in seiner Eigenthümlichkeit darzustellen. Auch die beiden Liebenden, Maria, Dürers Nichte, und Martin, sein Schüler, sind erfreulich gelungene Gestalten; und eine glückliche Idee des Vfs. kann es genannt werden, in dem täppisch-unbeholfenen und leeren Melchior von Augsburg, einem jungen, völlig geistlosen Guck in die Welt, den seines Herrn Papas Wille und Faust durchaus zum Künstler gemodelt haben will, gleichsam den flachen, prosaischen Gegensatz von dem hohen und poetischen inneren Leben des Künstlers aufzustellen. Wie Viele, die sich *Künstler* nennen, trieb nicht ein ähnliches Verlangen, wie diesen Melchior, dessen ganzes Wünschen von der Muse ist (S. 46):

> Gut Essen, Trinken, guten Wein,
> In hübsche Häuser gehen ein,
> Mit Gold und Seide wohl geschmückt,
> Dass jedes Auge sich entzückt —
> Nicht viele Arbeit, kurze Müh'
> Und reichen Lohn verheisset sie.

(die Kunst nämlich), denen man denn aber freylich auch, wie Martin diesem Melchior, nur antworten kann (S. 47):

> Du arme Seel', dem Felsen gleich,
> Der nimmer grünendes Gesträuch,
> Und nimmer süsse Blumen treibt,
> Nein, ewig Sand und Stein verbleibt.

Aber auch der gleich zu Anfang auftretende Ulrich Schönpflug, auch ein Maler und *soi disant* Künstler, wie es deren viele giebt, bildet noch eine andere Art von Gegensatz, den nämlich des vertrockneten Lohnknechtes, der die heilige Kunst als einen Postklepper betrachtet, um durch dieselbe recht viel zusammen zu karren. Folgende Worte charakterisiren ihn treffend (S. 6):

> — — Ich komm' aus Böhmen,
> Wo ich dem Könige ein Bild gemalt —
> Erst wollt' ich's gar nicht unternehmen,
> Doch hat er mich wahrhaftig gut bezahlt.
>
> *Dürer.*
>
> Die Zehrung ist gar theuer auf der Reise.
>
> *Ulrich.*
>
> Und guter Lohn das Beste auf der Welt! —
> Es ist schon meine angestammte Weise:
> *Will nicht viel Rühmens, aber — Geld.*

Mehrere Stellen in diesem Werkchen zeigen von so viel ächt poetischem Talente, dafs man freudig wünscht, Hr. *G.* möge es bey diesem — so weit wir wissen, ersten Versuche in dieser Dichtungsart nicht bewenden lassen, wo sich ihm dann, bey fortgesetztem Studium, die kleinen prosodischen und anderen Missgriffe von selbst zeigen werden, die in diesem Gedichte noch mit unterlaufen, und die eine strenge Kritik demselben wohl zum Vorwurf machen könnte.

G.

Boston (?), b. Schmidt: *Europas Auswanderer* (,) eine verwilderte Skizze zur Charakteristik der verwilderten Zeit (,) in einer freyen Versart, als Gegenstück zu den deutschen Emigranten, von *Adolph von Schaden.* 1819. XVI u. 100 S. kl. 8. (10 gr.)

Rec. gesteht, dafs ihm noch kein Buch vorgekommen ist, auf dessen Titel der Vf. eine solche Charakteristik des Ganzen gegeben hätte, wie hier Hr. *v. S.* Eine *verwilderte* Skizze nennt er sein *Opus*, und in der That, etwas Verwilderteres wird man schwerlich finden. Wer an einer Zusammenhäufung plumper Grobheiten, verfehlter Ironie und schiefer Ansichten Vergnügen findet, dem rathen wir, diesen ächt verwilderten Galimathias zu lesen; nur mag dieser ja keinem mit unserer Literatur unbekannten Ausländer in die Hände fallen, damit nicht etwa in dem Fremdlinge der Gedanke entstehe, solche lose Speise werde unter uns Deutschen für geniefsbar gehalten. Wir kennen Hn. *v. S's.* Werk: *Die deutschen Emigranten*, zu welchem das vorliegende ein Gegenstück seyn soll, nicht; ist es aber, wie dieses, so wünschen wir uns zu dieser Unkenntnifs Glück, und wundern uns, offen gestanden, wie der Vf. zu solchen Productionen einen Verleger finden, ja, wie er den Muth haben konnte, Etwas zu schreiben, das ihn nothwendig als gleichsam selbst verwildert darstellen mufs. Rec. sieht zwar ein (namentlich durch die von dem Vf. gegebene Vorrede No. 1 — das schöne Werkchen hat deren *drey* —), dafs sein Tadel weder Hn. *v. Sch.* überzeugen, noch — bessern werde: denn wer so, wie der Vf., in gemeldeter Vorrede über eine erlittene Kritik sich ausspricht, bey dem ist dazu keine Hoffnung mehr. — Damit jedoch unsere Leser, denen Hn. *v. Sch's.* Erzeugnifs nicht zu Gesicht gekommen, uns nicht zu grofser Härte zeihen, stehe hier das Sonett, welches als Vorwort No. 3 das liebliche Ganze eröffnet. Es kann zugleich dienen, über Hn. *v. Sch's.* Beruf zum Reimen (zum Dichten wollen wir nicht sagen) Licht zu geben.

Wenn an dem kranken Magen Würmer nagen,
Wenn über *Geistesmaden* Menschen klagen,
So mufs man ihnen gleich die Tiefen zeigen,
Aus welchen gift'ge, faule Dünste steigen;
Es darf der rechte Arzt nicht ängstlich zagen,
Er mufs den trägen Kranken heftig schlagen,
Zu derben Knütteln mufs die Kunst sich neigen (in dieser Art, mufs man bekennen, ist Hr. *v. Sch.* ein tüchtiger Künstler),
Ist hingestoßen aus der Weisen Reigen (?!).
Wen's juckt im Bauch, der darf nicht sitzen,
Wenn dir das Glied erlahmt, so mufst du schwitzen,
Und wenn dich friert, mein Freund, so magst du hitzen.
Ein stinkend Ochsenfell — man mufs es gerben,
Schlägt Alles fehl, so wähl' den Tod — den herben,
Die Esel müssen wie die Helden sterben.

Hoffentlich wird der Leser an dieser Probe genug haben; sollte Jemand nach noch Mehrerem von diesem platten Unsinne lüstern seyn — der lese das Buch, dessen Verleger, vermuthlich aus gutem natürlichem Instincte, es auf graues Löschpapier drucken, und mit fingirter Firma ausstatten liefs.

G.

Kopenhagen, b. Bonnier: *Blanca*, Trauerspiel von *B. S. Ingemann.* Nach dem dänischen Original metrisch übersetzt durch *D. W. Lewetzow.* 1815. 185 S. 8. (14 gr.)

Das Verhältnifs der hier handelnden Personen ist wohl von der Art, dafs es lebhafte Theilnahme einflöfsen könnte, wenn es nur gehörig eingeleitet und begründet wäre, und unter Charakteren Statt fände, die zu einer tragischen Handlung mehr Kraft und Würde zeigten. Dafs der Minister seine Tochter dem Prinzen versagt, dazu hat er in der Besorgung bürgerlicher Unruhen nicht Grund genug; wenigstens wird der Zuschauer nicht davon überzeugt, und man wünscht lieber, in dem Pirnzen einen tüchtigen Mann zu sehen, damit er sich durch die Schwierigkeiten hindurchkämpfen, und mit Erlangung des Throns sich auch zugleich in Besitz seiner Blanca setzen könnte. Blanca handelt auch nicht ihrer vorgeblichen Liebenswürdigkeit gemäfs, wenn sie gleich aus Rache gegen ihren Geliebten, weil sie ihn untreu glaubt, sich mit einem Anderen verlobt. So ist auch die Verknüpfung nicht der tragischen Würde gemäfs, und zu sehr dem Zufalle überlassen, z. B. wenn ein wichtiger Brief einem unerprobten Pagen übergeben, von ihm verloren und dann wiedergefunden wird. Endlich erhebt die Sprache sich so wenig über die Prosa des gewöhnlichen Lebens, dafs sie das tragische Ansehen, wonach das Ganze trachtet, vollends noch zerstört, und hin und wieder sogar unwillkührlich in ein lächerliches Licht stellt; z. B. wenn der Arzt zum verliebten Pagen sagt: „Du stehst ja, wie auf Kohlen;" wenn der Beichtvater aus dem Gemache des Königs mit den Worten kommt: „Er ist im Herrn entschlafen;" ein Anderer sagt: „Er ist hin!" dann ein Dritter: „Es ist vorbey!" wenn die Prinzessin Constanze auf die Höflichkeiten des Prinzen erwiedert:

ich will hoffen,
Dafs Ihr nicht glaubt, mein Prinz, dafs ich an solchen
Lufttönen ein Gefallen hab' — besonders
Von einem Mann, wie Ihr seyd, wiederholt.

Und auf solche, bald steife, bald matte Reden, trifft man überall, so dafs diefs Drama von tragischer Wirkung, Haltung und Stimmung weit entfernt bleibt.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

NUMISMATIK.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Monete Cufiche dell' J. R. Museo di Milano.* 1819. XCII u. 385 S. gr. 4. mit 18 Kupfertafeln.

Aus Italien waren uns von Muhammedanischen Münzsammlungen bisher drey bekannt geworden; die jetzt zerstreute des *Honorio Arigoni*, durch den Besitzer selbst; die, jetzt im Vatican befindliche, des Cardinals *St. Borgia*, durch den Bischof *Adler*, und die des Ritters *Nani*, durch den unlängst verstorbenen *Assemanni*. Die jüngst verflossenen Jahre haben uns mit zwey neuen, in Mailand befindlichen, bekannt gemacht; die eine davon gehört zum dortigen kaiserl. Museum, die andere dem Hn. *Stefano de Mainoni*; beide erweitern das noch an so vielen Puncten unbebaut liegende Feld der Muhammedanischen Numismatik, und liefern wahren Gewinn für die nähere Kunde dieser Wissenschaft und für die bessere Einsicht mancher noch dunkelen geschichtlichen Data; beider Bekanntmachung hat daher dem Freunde der Orientalischen Alterthumswissenschaft nicht anders, als höchst erwünscht und willkommen seyn können.

Die Beschreibung der Cufischen Münzen des Mailander Museums, mit deren Anzeige wir uns hier beschäftigen, hat den Grafen *Carlo Ottavio Castiglioni* zum Verfasser, ist aber vom Director des gedachten Museums, dem Hn. *Cattaneo*, und zwar auf Kosten der, durch liberale Beförderung nützlicher wissenschaftlicher Unternehmungen bekannten, kaiserl. österreichischen Regierung, herausgegeben worden. Jedoch liefert diess Werk, wie der Herausgeber in dem *Proemio* bemerkt, nicht den ganzen dermaligen Bestand von Cufischen Münzen des Museums; dieser hat sich seit der Beendigung der Bearbeitung durch Kauf und Tausch ansehnlich vermehrt, und beträgt jetzt über 800 Stück. Wir lernen hier nur 304 derselben kennen. Aber auch diese Zahl ist bedeutender, als die aus den drey anderen, obengenannten Italiänischen Sammlungen früher zu unserer Kenntniss gebrachte.

Es ist oft sehr interessant, zu wissen, woher die Münzen einer Sammlung sind. Der würdige *Cattaneo* hat diess, in soweit es thunlich war, bey der Mailander gethan. Der grösste Theil der Silbermünzen von Arabischen Reichen in Asien, die diese Sammlung besitzt, kam derselben aus dem nördlichen Europa zu, wo sie an den Küsten der Ostsee gefunden worden waren. (Eine bedeutende Zahl von diesen stammt aus der Sammlung des verstorbenen *Lipsius* in Dresden.) Der Herausg. berührt bey dieser Gelegenheit das merkwürdige Phänomen, das die Auffindung solcher Silbermünzen in den Ostseeländern darbietet. Die, welche man dort, sowie auch in den Mittelprovinzen des Europäischen Russlands, ausgräbt, sind aus dem langen Zeitraume, der zwischen der Mitte des 7ten Jahrh. nach Chr. bis zum Anfange des 11ten liegt, jedoch besonders aus dem 10ten Jahrhunderte, und theils von Chalifen, Umaijaden sowohl, als Abbasiden, theils von Emiren der Soffariden, Buwaihiden u. s. w., vorzüglich aber der Samaniden-Dynastie geprägt; ob, wie S. IV u. V gesagt wird, auch von *Seldschuken*-Sultanen in Klein-Asien, bezweifeln wir. In Russland wenigstens werden dergleichen, soviel uns erinnerlich, wenig oder gar nicht gefunden; und das Münzcabinet der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, das vorher fast nur aus Funden, die im Lande selbst gemacht worden waren, bestand, besass von Seldschuken nur ein Paar. Münzen dieser Dynastie, mit unter diese Funde des Nordens gerechnet, würden die Zeit, da eine Strasse Morgenländischer Handelskarawanen vom kaspischen Meere an durch Russland nach den Stapelplätzen der Ostsee führte, weiter vorschieben, als es annehmbar ist. Auch sprechen weder *Tychsen*, noch *Adler*, noch *Malmström*, noch *Rasmussen*, noch sonst Andere von in Russland ausgegrabenen Seldschuken. — Einen der wichtigsten Handelsartikel des Nordens nach dem Oriente vermuthet der Herausg. im Bernstein. Es ist das freylich sehr wahrscheinlich. Indess sehen wir aus *Ibn-Foszlan's* Reiseberichte (aus dem Anfange des 10ten Jahrh. unserer Zeitrechnung), dass es besonders Mädchen für die Harems und kostbares Pelzwerk waren, das die Russen damaliger Zeit nach der Wolga zum Verkaufe brachten. — Dass es aber nur Silberstücke sind, die von diesem Morgenländischen Gelde im Norden Europas ausgegraben werden, davon möchte Hr. *Cattaneo* den Grund fast in einer Gewohnheit finden, die, Tacitus zufolge, bey den alten Germanen Statt fand, und die sich auch noch der Zeit bey den Völkern jener Gegenden erhalten haben möchte. *Argentum* (heisst es *de mor. Germ.* §. 5) *magis quam aurum sequuntur nulla affectione animi, sed quia numerus argenteorum facilior usui est, promiscua ac vilia mercantibus.*

Wahrſcheinlicher dürfte der Grund vielmehr darin zu ſuchen ſeyn, daſs theils das Gold keinen beſtimmten Werth im Handel damaliger Zeiten hatte, theils auch, weil deſſen nur wenig geprägt wurde, und es meiſtens nur in Barren im Handel und Wandel circulirte. Und wirklich iſt uns, von Samaniden-Münzen wenigſtens, deren wir doch mehr, als eine Myriade, in Händen gehabt, nur *ein* Goldſtück vorgekommen, welches überhaupt die einzige bisher in dieſem Metalle bekannt gewordene Münze dieſer Dynaſtie iſt, und im Aſiatiſchen Muſeum der Petersburger Akademie bewahrt wird.

In dem, auf des Herausgebers *Proemio* folgenden, *Avvertimento* äuſsert ſich der Vf. ſelbſt unter anderen auch über die Art und Weiſe, wie er von den Erklärungen des ſel. *Tychſen*, die ſich den Münzen aus der *Lipſiusſiſchen* Sammlung beygefügt fanden, Gebrauch gemacht: daſs er ſie namentlich angeführt, wenn ſie eine neue und bedeutende Notiz ertheilten; es aber, wo das nicht der Fall war, und ſie nur allgemein bekannte Sachen betrafen, für überflüſſig gehalten, ſie zu citiren; und daſs er ebenſo, wo *Tychſens* Erklärung ihm unrichtig zu ſeyn ſchien, es anzumerken für unnöthig erachtet habe. Die letzte Maſsregel dürfte vielleicht nicht Jedermanns Beyfall haben, in ſofern der ſel. *Tychſen* ſich doch als einen der geübteſten und glücklichſten Entzifferer Cufiſcher Schrift bewährt hatte, und es wohl der Mühe gelohnt hätte, ſeine abweichende Erklärung mit einigen Worten zur Kunde der Freunde dieſer Studien zu bringen.

Auf das Vorwort des Vfs. folgen deſſelben *Oſſervazioni preliminari* (S. XIX — XC), die uns in ihm einen ebenſo geiſtvollen und ſcharfſinnigen, als in dem Orientaliſchen Alterthume wohlbewanderten Gelehrten zeigen. §. 1. *Dell' Islamismo nei primi otto ſecoli dell' Egira, conſiderato relativamente alla Moneta.* Der Vf. giebt hier eine gute kurze Überſicht der Geſchichte des Arabiſchen Chalifats, der verſchiedenen Muhammedaniſchen Dynaſtieen, der Verhältniſſe derſelben zu jenem u. ſ. w., und macht davon die Anwendung auf die Münzen jener Zeit, handelt von dem Rechte, Geld zu prägen, von den verſchiedenen Formen der Münzaufſchriften zu verſchiedenen Zeiten u. ſ. w. Der Vf. hätte in dieſem §. eigentlich wohl auch auf das *Entſtehen* der Münze bey den Arabern eingehen, die hiſtoriſchen Data über die Zeit und Veranlaſſung deſſelben aufführen und ſichten, ferner der von ihm dem Abdul-Melik glücklich vindicirten Bildermünzen Erwähnung thun ſollen, und was ſonſt noch auf dieſen Gegenſtand Bezug hat. In Zukunft wird man bey der Geſchichte des Arabiſchen Münzweſens von dem mit Chosroiſchem und Byzantiſchem Gepräge geſchlagenen Silber- und Kupfer-Gelde der Arabiſchen Chalifen, von 'Omar an, auszugehen haben, nachdem nun die langbezweifelte Richtigkeit der Nachrichten Makriſy's darüber dargethan worden iſt. — Daſs die Statthalter der Chalifen in den Provinzen das Recht hatten, Kupfergeld in ihrem eigenen Namen zu prägen, wird S. XXII richtig bemerkt; es muſs aber ein Verſehen ſeyn, wenn daſelbſt Note 7 Abu-Muslims, in *Niebuhrs* Beſchreibung von Arabien und im *Numophyl. Orient. Potocianum* bekannt gemachte Münzen davon ausgenommen werden, weil eine derſelben zu Basra geprägt ſey. Keine von ihnen führt weder dieſen, noch einen anderen Prägort, und beide ſind gewiſs in Bochara geſchlagen worden. §. 2. *Dei nomi, ſopranomi e titoli dei Principi nelle Monete Cuſiche.* Hier wird von der urſprünglichen Beſchaffenheit Arabiſcher Namen, von den Patronymicis und Hyonymicis, von den Ehrennamen (*alkab*), von Muslimiſchen Namen nichtarabiſcher Fürſten, von den Würdetiteln, als Chalifa, Emir-al-mumenin, Melik, Sultan und vielen anderen gehandelt. Rec. hat vor acht Jahren in einem Kaſaniſchen Programme ſich über dieſen für die Morgenländiſche Geſchichte und Literaturgeſchichte höchſt wichtigen Gegenſtand, jedoch nur in Bezug auf die Chane der Güldenen Horde, verbreitet, und wird ihn vielleicht einmal erſchöpfender behandeln. Er erlaubt ſich indeſs hier zu dem von dem gelehrten Grafen Gegebenen einige Bemerkungen zu machen, die er mehrentheils in jener Schrift nicht berührte oder nicht berühren konnte. Mit Recht wird angemerkt, daſs بن, *Sohn*, auch häufig ſtatt *Enkel*, *Abkömmling* gebraucht werde; aber unrichtig iſt es, wenn der Vf. S. XXXVI meint, daſs auch die mit ابو zuſammengeſetzten Namen einen Abkömmling deſſen anzeigen, den der auf ابو folgende Name nennt, und daher ابو العباس, *Vater des Abbas*, z. B. durch: einen Abkömmling von Abbas, Einen von der Familie Abbas, überſetzen will, und als Beleg dieſer Meinung eine Münze Muktedir's vom J. 297 anführt, auf welcher der, in demſelben Jahre erſt auf die Welt gekommene, Sohn dieſes Chalifen ſchon unter dem Namen Abu'l-Abbas, oder Vater des Abbas, vorkommt. Allein dieſe Benennung findet in der Höflichkeitsſitte der Araber, Jemanden, ſtatt bey ſeinem rechten Namen, vielmehr bey ſeinem Vornamen zu nennen, die genügende Erklärung. „Ein jeder Muhammedaner oder wenigſtens Araber (bemerkt *Reiske* richtig, im XI Theile der Geſch. der königl. Akad. der ſch. Wiſſ. zu Paris, S. 202), er mag Kinder haben, oder nicht, Kinder von einerley, oder von beiderley Geſchlecht, ſollte er auch gleich nur Töchter haben, ja ſollte er gleich ſelbſt in dem Alter noch nicht ſeyn, das tüchtig zum Kinderzeugen iſt: ſo nimmt er doch das kitzelnde Wort *Abu*, d. i. *Vater*, deſſen und deſſen an, nebſt einem Mannsnamen, gleich als ob er einen Sohn dieſes Namens hätte. Das thut zur Sache nichts, wenn er gleich gar keinen Sohn, oder wohl gar keine Kinder hat, noch dem Alter nach haben kann." — Billig aber hätte bey dieſer Gelegenheit angeführt ſeyn ſollen, daſs das بن, *Sohn*, auf Münzen, wie es im Perſiſchen Gebrauch iſt, häufig ausgelaſſen wird; ein Umſtand, der beym Studium Morgenländiſcher Geſchichte und bey Erklärung der Münzen aus der Acht gelaſſen, oft zu weſentlichen Irrthümern

Veranlassung geben kann und gegeben hat. So heisst z. B. der bekannte Chan vom Dschudschi-Ulus, Kitschi Muhammed, auf einigen seiner Münzen *Muhammed Timur*, statt Sohn des Timur; so der Bocharen-Chan *Murad Schah* auf seinen Münzen vom J. 1818: معصوم غازى امير دانيال, *Masum Ghasi* (der Sohn des) *Emir Danijal*. Vgl. über diesen Sprachgebrauch auch *S. de Sacy* zur *Notice de l'Histoire de Mirkhond p. Jourdain*, p. 51., und *sur les Monumens de Kirmanschah*, p. 229, und *Reiske* in *Eichhorns Repert.* XI, 10. Wir haben die Anwendung desselben in den *Nov. Symbol.* p. 25 (coll. p. 21) auf einen Fall gemacht, der sich sonst schwerlich erklären lässt, und der würdige *Tychsen* wird nach dem dort und hier Beygebrachten wahrscheinlich keinen Anstand ferner nehmen, auch in dem جهانگير شاه اکبر شاه auf der Baburiden Dschihangir's Münzen ein بن zu suppliren (s. *Comment. de Numis Ind.* p. 186.) — Wenn S. XXXVII gesagt wird, der Titel *Chalifa* bedeute eigentlich so viel, als خليفة رسول الله, *Nachfolger des Gesandten Gottes*: so ist das, von Abu-Bekr verstanden, richtig, nicht so aber in Bezug auf die folgenden Chalifen, weil diese so nur mittelbar heissen konnten, wenn man es nicht durch *Stellvertreter* übersetzen will. Ja es scheint, dass der Titel *Chalifa* in der Folge mehr in der Bedeutung genommen sey, wie der Koran von Abraham und David sein خليفة فى الارض, *Stellvertreter* (nämlich Gottes) *auf Erden*, gebraucht. Und wirklich finde ich in der Chutba, die für den Chalifen Muktedir gehalten wurde: اللهم اصلح عبدك وخليفتك جعفر الامام المقتدر بالله امير المومنين Und ebenso heisst in Abd-ul-latifs Vorrede zu seinen Denkw. Ägyptens (*S. de Sacy* p. 553) der Chalife Nasir خليفة الله فى الارض. Vgl. auch Elmac. p. 107. — المهدى, *Mehdy*, ist S. XXXIX und sonst unrichtig durch *Direttore*, *Leiter*, *Führer*, gegeben, da er doch einen *Geleiteten*, und mit Hinzudenkung der Ellipse بالله, welcher ja oft ausdrücklich dabey steht, einen *Gottgeleiteten* bedeutet. Aber diess Wort ist eines von denen, dass man fast durchgängig in Büchern ebenso unrichtig ausgesprochen, als erklärt findet. — Auch مولى wird S. XLI und sonst in dem Titel مولى امير المومنين nicht richtig durch *Luogotenente*, *Lieutenant*, gegeben. Der Sinn liegt keinesweges in diesem vieldeutigen Worte. In diesem Titel ist es soviel, als *Client*, *Schirmling* des Emirs der Gläubigen. — Der Titel ملك, *König*, kam nicht erst im J. 368 d. H. in Gebrauch, wie Elmacin will; er ist auch nicht, wie S. XLII gesagt wird, erst a. 349 bey den Samaniden aufgekommen. Eine in den *Nov. Symbol.* p. 12 aufgeführte Münze zeigt, dass er es schon im J. 340 war. — Zu dem Titel *Sultan* (S. XLIV) ist zu bemerken, dass die Zeit seines Aufkommens früher zu setzen ist, als gegen das Ende des 4ten Jahrhunderts d. H., wo nach Morgenländischen Autoren Mahmud, der Ghasnewide, sich seiner zuerst bedient haben soll. Denn Maray sagt bey *Reiske* S. 372, dass Ahmed Tulun († 270 = 884) der erste Muhammedaner gewesen sey, der sich in Ägypten Sultan nennen liess. — Der Titel: ولى دولت امير المومنين S. XLV, ist, wie sich weiter unten ergeben wird, aus unrichtiger Lesung der Legende einer Münze entstanden. Statt ولى muss es محيى heissen: *der Beleber des Reiches des Emir's der Gläubigen.* — Ebenso ist auf der nächstfolgenden Seite nach einer durchaus unstatthaften Lesart bey Aurivillius der Titel ولى دولت الزعين aufgeführt, welcher soviel bedeuten soll, als: *Verwalter des Reiches der Samaniden.* Nachdem wir das Unzulässige dieser Lesart bereits in der Schrift *de Num. Bulghar.* p. 115 gerügt, haben wir darauf in der *Prolus. de Acad. Petrop. Museo num.* p. 28 gezeigt, dass gelesen werden müsse: ابوالحسين ولى الدولة الوزير *Abu'l-Husein, der Verwalter des Reiches, der Wesir.* — Auf derselben Seite lesen wir, dass *Atabek*, jener in der Morgenländischen Geschichte so bekannte Titel, auf Türkisch soviel bedeute, als: *Vater des Königs.* Dem ist aber nicht also. *Bek* heisst nicht König, sondern *Fürst*, und entspricht dem Arabischen *Emir;* und auch so lässt es sich nicht, wie *Herbelot*, *Deguignes*, *Adler* und viele Andere es gethan, übersetzen: *Vater des Fürsten*: denn das würde auf Türkisch بكك اتاسى *Bek atasi*, heissen. In Atabek findet kein Genitivverhältniss Statt. Es ist ein Compositum, oder, wenn man lieber will, Bek steht in Apposition, wie z. B. Gesell im deutschen Meistergesell, „d. i. ein Gesell, der bey einer Handwerkerswittwe die Stelle des Meisters vertritt," oder wie im Englischen umgekehrt Regent in *Prince Regent*, ein Engl. Prinz, der des regierenden Königs Stelle vertritt. So heisst Atabek wörtlich *Vater-Fürst*, und bedeutet einen Fürsten, der bey einem anderen Vaterstelle vertritt, oder einen fürstlichen Pflegevater. Und so hat es auch Abu'l-feda (III, 226) gefasst, wenn er es im Arabischen durch الوالد الامير (*pater princeps*) wörtlich übersetzt; denn dass statt الامين (*pater fidelis*), wie bey *Reiske* steht, الامير gelesen werden müsse, ist schon längst bemerkt; und الامير haben auch

Sojuty und Aly Dedeh. Auf diese Art genommen, könnte Atabek einen Genitiv nach sich haben, wie z. B. in اتابك السلطان, *der Atabek des Sultans*, der fürstliche Pflegevater oder Gouverneur desselben, und in اتابك العسكر, *Atabek der Armee*, Titel eines der höchsten Kriegsbefehlshaber, unserem General-Feldmarschal etwa entsprechend, und besonders zur Zeit der Ayubiden und Mamluken in Ägypten sehr gewöhnlich. Es dürfte nicht unzweckmässig seyn, bey dieser Gelegenheit noch zu bemerken, dass der Araber zuweilen الوالد, *el-walid* (*der Vater*), schlechtweg statt *Atabek* sagt, und alsdann wohl missverstanden worden ist. So ist es der Fall in des berühmten Ibn-el-Asir's Leben von Ibn-Challekan zu Ende des zweyten Theils von *Ockley's* Geschichte der Saracenen (Deutsche Übers. S. 553), wo es *Ockley* für ein *nomen proprium* gehalten, und es desswegen unübersetzt durch *Alwaled* gegeben, *Reiske* aber (in seiner Recension des *Ockley*'schen Werks in den Zuverlässigen Nachrichten vom dem gegenw. Zust. d. W. Th. CVI) nicht minder falsch durch „mein Vater" übersetzt hat. Es ist aber dort im Texte الامير nach الوالد zu suppliren, und von dem kurz vorher a. a. O. erwähnten Atabek zu verstehen. Man vgl. endlich noch mit dem Atabek den *Atalyk* der Bocharischen Chane neuerer Zeit. Das Tatarische اتاليق, *Atalyk*, das eigentlich *Vaterschaft*, *Vaterwürde*, Ausübung der väterlichen Pflichten, Vaterliebe bedeutet, bezeichnet (vgl. باشليق, *baschlyk*, ein Oberhaupt) den bey dem jungen Chane Vaterstelle Vertretenden, den Gouverneur desselben, seinen ersten Minister. — Den vom Vf. aufgeführten Muhammedanischen Titeln, die auf Münzen vorkommen, hätten sich übrigens noch manche andere beyfügen lassen, wie z. B. قسيم امير المومنين, *der innige Freund des Emir's der Gläubigen*, den wir auf Seldschukenmünzen gefunden haben, wo man vorher بسم امير المومنين las; امير الامرا, *Emir-el-Umera*, den wir bis jetzt nur auf einer noch unedirten Münze des Buwaihiden Emad-ed-daula vom J. 337 antrafen; خداوند عالم, *der Herr der Welt*, auf einer Münze Mängu-Ka'n's u. s. w. — §. III. *Delle epigrafi relative alla religione nelle mon. Cuf.* Hier soll nach S. L (vgl. S. 31) Mamun der Erste gewesen seyn, der eine doppelte Randinschrift der Vorderseite einführte, indem er noch den bekannten Koransvers لله الامر hinzusetzte.

Es giebt aber schon eine Münze Harun's vom J. 177, auf welcher sich diese Einrichtung findet. — Ebenso ist es unrichtig, wenn in Mamuns Zeit auch erst die Beyfügung des isolirten لله, *Gotte!* zu oberst der Kehrseite der Münzen gesetzt wird; denn es kommt schon auf einer seltenen Münze des Chalifen Hadi vom J. 169 (sie ist neulich für das Asiat. Museum erhanden) vor. Übrigens hat sich der Vf. über den eigentlichen Sinn dieses لله nicht geäussert. Wir haben es in den Beyträgen zur Muhammedanischen Münzkunde von allen Seiten beleuchtet, die Unhaltbarkeit früherer Erklärungen dargethan, und die wahre Bedeutung, in der es, sey es einfach oder mit folgendem وبه auf Münzen zu nehmen sey, zu bestimmen, uns bemüht. Wir übersetzen es: *Gotte zu Ehren!* eine Bedeutung, die den Arabischen Dativ-Gebrauch so ganz für sich hat, oder auch: *Gotte zum Preis!* und suppliren in diesem Falle الحمد, bey وبه aber suppliren wir نستعين, *und von ihm erflehen wir Hülfe*. Es ist bekannt, wie der fromme Muslim den Anfang seines Buches gar häufig mit der Formel: الحمد لله وبه نستعين eröffnet; und es hindert nichts, einen ähnlichen Gebrauch auch auf seinen Münzen anzunehmen. Nur war da, des Raumes wegen, der auch das بسم الله الرحمن الرحيم gewöhnlich in بسم الله abkürzen hiess, auch diese Formel kürzer zu fassen, und so entstand لله وبه, *Gotte und durch ihn*, oder *mit ihm!* Gotte und mit Gott! Gotte zu Ehren (oder zum Preise), und mit seinem Beystande! Hn. Prof. *Erdmann* in Kasan genügt diese ungekünstelte Erklärung nicht, und er glaubt, eine bessere gefunden zu haben. In einem Programm vom vorigen Jahre, betitelt: *Prodromus ad novam Lexici Wilmetiani editionem adornandam* (das übrigens einen Beweis seines sich auch dort erhaltenden Fleisses und seiner besonderen Belesenheit in Arabischen Schriftstellern liefert) meint er in den Worten des Korans Sur. 22, 32: حنفا لله غير مشركين, وبه, vgl. mit Sur. 16, 121: ان ابراهيم كان امة قانتا لله حنيفا ولم يكن من المشركين den wahren Schlüssel zu dem لله وبه der Münzen gefunden zu haben. Aber es wird unnöthig seyn, das Unzulässige dieser Erklärung aus einander zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

NUMISMATIK.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Monete Cufiche dell' J. R. Museo di Milano etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sehr interessant ist §. IV. *Über die Cufischen Bildermünzen*, Rec. hat ihn mit besonderem Vergnügen gelesen. Der Vf. tritt, in Bezug auf die der späteren Zeit, *Assemani's* Ansicht bey, bestätigt aber diese mit neuen Beweisen, und erweitert sie. Er zeigt, dass Aijubiden keineswegs, wie *Adler* wollte, von den Dynastieen ausgeschlossen sind, welche Münzen mit Bildern geprägt; erinnert, dass die Bilder nicht bloss von Münzen der Seleuciden, Römer, Byzantier, sondern zum Theil auch von denen der, durch die Kreuzzüge im Oriente entstandenen, Reiche und anderer Europäischer Regenten entlehnt sind; bemerkt, dass die Künstler zuerst mit Nachbildung solcher fremden Münzfiguren den Anfang gemacht, und es dann erst gewagt hätten, Figuren von eigener Erfindung und im orientalischen Geschmacke auf ihren Münzen abzubilden. Er vermuthet, der Ursprung Letzterer sey in den Wappen (Tamghas) der Fürsten von Türkischem u. s. w. Stamme zu suchen (eine Vermuthung, die auch Rec. früher in der *Com. de orig. vocabuli Russici Dengi* p. 27 äusserte), und führt als ein sehr passendes Beyspiel das Wappen der Familie Visconti auf. Bemerkt aber hat der Vf. nicht, dass einige dieser ächt Orientalischen Bilder auf historische Facta, auf Zeitbegebenheiten anspielen, wie schon *Adler* vermuthete, nur leider meist mit irriger Deutung, und hat, sowie alle seine Vorgänger, übersehen, dass andere derselben nichts als Zodiakalzeichen oder Planetenbilder sind. Wir werden auf diese beiden Arten von Bildern, sowie auf andere, unten bey Aufführung einiger Bildermünzen selbst zurückkommen, und uns dann näher darüber erklären. Wir verschieben bis dahin auch die Beleuchtung der interessanten Bemerkungen des Vfs. über die Bildermünzen Abdul melik's. — Nicht minder interessant ist §. V. *Dei nomi e del valore delle M. Cuf.*, und §. VI. *Della Paleografia Arabica.* Der erste enthält schätzbare Untersuchungen über die Namen Dinar, Dirhem, Fils, über Verhältniss des Goldes zum Silber, das Gewicht der Münzen in verschiedenen Zeitperioden, und es werden dabey mehrere frühere Behauptungen anderer Gelehrten berichtigt. Der andere handelt von der Geschichte der Arabischen Schrift, über den Himjaritischen Charakter, den Gebrauch des Syrischen bey den älteren Arabern, über Entstehung des Cufischen aus dem Syrischen, über die ältere, mehr ründliche Buchstabenform des ersteren, über Alter der Vocalpuncte, über die verschiedenen Nüancen desselben im Verlaufe der Zeit und in den verschiedenen Ländern u. s. w. Gelegentlich auch eine scharfsinnige Note über die den Arabern mit Unrecht abgesprochenen Münzen mit einem, dem Sasanidischen ähnlichem Gepräge. Wir können hier in diese Untersuchungen nicht eingehen; wir machen nur die Freunde der Wissenschaft auf diese §§. aufmerksam, die man voll von feinen, scharfsinnigen und wichtigen Bemerkungen finden wird; sowie überhaupt diese *Osservazioni preliminari* eine höchst schätzbare Arbeit sind, welche durch das, was wir zur Berichtigung einiger Irrthümer darin beygebracht, und weiter unten bey den Münzen selbst, von deren mitunter unrichtiger Deutung nicht haltbare Resultate gezogen und hier aufgestellt sind, noch beybringen werden, nichts an ihrer Verdienstlichkeit verlieren soll.

Wir halten uns auch nicht bey dem *Metallspiegel* auf, der den Titel dieses Werkes in sauberem Kupferstiche schmückt, und dessen Erklärung zunächst auf die *Oss. prel.* folgt. Die kleinen, in der Übertragung und Übersetzung der schönen Cufischen Inschrift desselben begangenen Versehen haben wir im VIII Bande der *Mémoires de l'Acad. des Sciences de St. Petersb.* zu berichtigen bereits Gelegenheit gehabt. Wir bemerken hier nur, was wir dort nicht konnten, dass sich auch in der durch *Seetzen* zusammengebrachten Gothaer Antikensammlung zwey Metallspiegel mit Cufischer Inschrift befinden, unter No. 1829 und 2705, von denen besonders der letzte wegen der auf ihn vorkommenden Zodiakalzeichen bekannt gemacht zu werden verdiente. — Die Münzen, deren Beschreibung nun folgt, sind, wie es sich gehört, unter besondere Classen geordnet aufgeführt, die wir, um dem Leser eine Übersicht des Planes und zugleich eine Idee von der hier herrschenden Mannichfaltigkeit zu geben, in der Kürze hersetzen. A. *Asia.* *Califfi Ommiadi. Cal. Abbasidi. Monete dei Califfi d'Oriente d'epoca incerta. Monete dei Califfi con imagini. Principi Samanidi. Califfi Fatemidi. Sultani Selgiukidi di*

Persia — di Romania. Principi Zenghidi di Aleppo — di Mossul — di Sengiar — di Gesireh. Principi di Arbela. Pr. Ortocidi di Maredino — di Caifa. Pr. Ajubiti di Miafarkin — di Aleppo — di Damasco — di Hama. I Gran Khan dei Mogoli. I Khan Mogoli di Persia — del Kaptchak. B. *Affrica.* a) *Egitto: Califfi Ommiadi. Cal. Abbasidi. Principi Tulunidi. Califfi Fatemidi. Principi Ajubiti. Sultani Mamelucchi Bahariti.* b) *Coste d'Affrica: Califfi Fatemidi. Principi Almoravidi. Pr. Almohadi.* C. *Europa.* a) *Spagna: Califfi Ommiadi — Hamuditi.* b) *Sicilia: Pr. Aglabiti. Cal. Fatemidi.* D. *Monete di Principi Cristiani Cufiche o bilingui: M. degl' Imperatori Greci — dei Principi Normanni di Sicilia — dei Re Suevi di Sicilia — dei Re Pacratidi di Georgia — dei Gran Principi di Russia.* Wir wollen mit dem Vf. über die Anordnung nach den Welttheilen nicht rechten, da es schwer ist, bey Muhammed. Münzen eine solche zu treffen, die in jeder Hinsicht befriedigte; zumal, da der resp. Bestand eines jeden Museums oft die anzuwendende Anordnung bestimmt. Nur erinnern wollen wir, dass es doch gewiss rathsamer gewesen wäre, die Münzen einer und derselben Dynastie *zusammen* aufzuführen, und dass es nicht wenig unbequem und störend ist, wenn man hier z. B. die der Fatimiden an vier verschiedenen Orten aufsuchen muss. Auch das wollen wir nicht unbemerkt lassen, dass wir gewünscht hätten, die Bildermünzen Abdul-meliks die Reihe eröffnen, und nicht erst zu Ende der sämmtlichen Chalifenmünzen Asiens aufgeführt zu sehen; wenn gleich diesen noch die Arabischen Chosroenmünzen des Mail. Museums (s. *Oss. prel.* S. LXXXIII), sowie die unter der Rubrik *Monete degl' Imperatori Greci* hätten vorangehen sollen.

Die Methode, die der Vf. bey seiner Beschreibung der Münzen befolgt, ist, wie er in der Vorrede auch anmerkt, nach dem Muster der *Adler*'schen. Er giebt zu den Münzen jeder minder bekannten Dynastie die Geschichte derselben als Einleitung, wenn diess nicht bereits von *Adler* geschehen war. In letzter Hinsicht hat er jedoch, und das mit Recht, bey den Seldschuken von Kleinasien eine Ausnahme machen zu müssen geglaubt, und die Geschichte derselben, die von *Adler* nur ganz kurz angedeutet war, etwas ausführlich gegeben. Vielleicht hätte das unter anderen auch die der Samaniden verdient, da dem Vf. in *S. de Sacy's* Auszug aus dem Kitab Jemini (in den *Not. et Extr.*) und in *Wilken's* Mirkhond Hülfsmittel zu Gebote standen, die *Adler* noch nicht benutzen konnte. Mit der Übertragung und Übersetzung der Münzlegenden kann man in der Regel zufrieden seyn. Der Vf. zeigt sich als einen recht guten Kenner des Cufischen, und selbst schwierige Inschriften liest er meistens sehr glücklich. Er steht weit über *Assemani*, dem Erklärer des *Museo Naniani*, der selten ein nicht schon vorher und allgemein bekanntes Wort, wenn es mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, herausbrachte. Wenn jedoch auch der Vf. nicht überall befriedigt, so wird sich daran Niemand sonderlich stossen, der die Schwierigkeiten der Cufischen Schrift kennt, und es weiss, wie diese durch den oft sehr schlechten Zustand einer Münze nicht wenig vermehrt werden. Der Vf. liest bisweilen mit zu vieler Zuversicht, er liest Stellen, die für uns, nach den vorliegenden Kupferstichen wenigstens, unleserlich sind. Das Unarabische, das dann oft in seinen Transscripten erscheint, wird der Verräther der Unrichtigkeit der Lesart: wie, wenn es z. B. S. 39 auf No. XLVIII heissen soll: اصلحه علي اكرم, *lo esalti sopra i più illustri*, und ebendas. auf einer anderen Münze: اصلحه الله لاهل الخطبة, *Iddio lo conservi al popolo della Kothba* (*i. e. ai Musulmani*) — اصلح heisst weder erhöhen, noch erhalten, noch kann es mit علي construirt werden, noch heisst علي اكرم über die berühmtesten; und die Muhammedaner heissen wohl اهل القبلة, aber اهل الخطبة unseres Wissens nicht. So wird auf No. XLIX gelesen: بسم الله اكبر, welches heissen soll: *Nel nome di Dio massimo*, auf No. CCIV: الناصر, als Epitheton von Gott, und نعم الرب الله, welches übersetzt wird: *Dio sempre più lo prosperi*, und No. CCLXII: تقم واعد الله, *Iddio mantiere quello che promette.* Solche Legenden können nicht richtig seyn, weil sie keinen Sinn geben, weil der Araber so nicht schreibt. Der Vf. hat das nicht gefühlt, ja er hat sogar in noch bekannteren Sachen bisweilen Verstösse gegen die Arabische Grammatik gemacht, wie in بالمدينة قونية u. ähnl. Die Erläuterung der Münzen selbst ist meist recht zweckmässig. Das Nöthige ist in der Regel beygebracht, wenn gleich bisweilen wohl etwas weiter, als gerade zum Zwecke diente, ausgeholt, und zu einer anderen Zeit dieser und jener nicht unwesentliche Punct mit Stillschweigen übergangen oder zu kurz abgefertigt worden ist. Zu Letzteren rechnen wir unter Anderem den Mangel an genauer Berücksichtigung der Cufischen Orthographie. So ist z. B. die Schreibart الدينر statt الدينار unangemerkt gelassen, ja sogar letztere in den Transscripten von No. I. XXXII und sonst aufgeführt, obschon auf den Münzen die erste steht. Und doch ist die Beachtung dieser Auslassung der *mat. lect.* in solchen bekannten Wörtern nöthig, da aus ihr die in ähnlichem Falle sich befindende Orthographie minder gewöhnlicher Wörter oder Namen Licht erhält, wie wir unten die Anwendung davon zu machen Gelegen-

heit haben werden. So find auch die Siglen, auf die wir zuerst in der *Prolusio de Museo ak.* die Aufmerksamkeit der Numismatiker hinzuleiten bemüht gewesen find, oder andere Zeichen (wie z. B. Mängu's Tamgha auf Tifliser Münzen) von dem Vf. zu wenig beachtet. Und zeugen die historischen und geographischen Erläuterungen meist von Scharfsinn und einer ausgebreiteten und wohl angewandten Belesenheit: so ist doch nicht immer, wo es geschehen konnte, die Anwendung der Münzen auf historische Facta gemacht. Hie und da laufen auch Behauptungen mitunter, deren Unzulässigkeit wir bereits gezeigt, oder es werden Zweifel geäussert, die wir bereits beseitigt. Zu billigen ist es ferner nicht, dass den Muhammedanischen Jahren nicht die jedesmal entsprechenden Christlichen beygefügt find, wodurch für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt worden wäre. Der Vf. hat, was sehr löblich ist, überall nachgewiesen, wenn eine von ihm aufgeführte Münze des Mail. Museums bereits aus anderen Sammlungen bekannt war. Es trifft fich selten, dass seine Nachweisungen nicht vollständig find, wie z. B. bey No. LXIX, die fich auch in der ehemaligen *Adler*'schen, jetzt der Rostocker Universität einverleibten, Sammlung (*Adler.* II Suppl. No. V) und im Dresdner Museum (s. Repert. XVII p. 273) befindet; oder bey No. LXXII, die auch noch im letztgenannten Museum (Rep. XVII p. 276), im Göttinger (*Tychs. de num. Seig.* p. 4), und in *Hallenberg's* Sammlung (Coll. No. 19) vorhanden ist. In der Regel find indess die Citate sehr genau, und nicht selten zugleich unterrichtend für die Leser. Wir sagen diess, besonders in Bezug auf die Citate aus der ehemaligen Arigonischen Sammlung, die uns nur in höchst ungetreuen Kupferstichen und ohne alle Erklärung vorliegt, und aus der wir hier mehrere Münzen erst durch Vergleichung mit Mailander Exemplaren begreifen lernen; sowie auch in Bezug auf die aus dem Borgia'schen und Nani'schen Museum, zu denen der Vf. manche treffende Berichtigung ihrer Erklärer, *Adler* und *Assemani*, beybringt. Sowie der Vf. die bereits edirten nachgewiesen: so hat er die von ihm zuerst bekannt gemachten Münzen überall durch den Beysatz *inedita* bezeichnet. Er erinnert in dem Vorworte, dass es sehr wohl möglich sey, dass er fich bisweilen darin geirrt. Die Fortschritte, welche die Oriental. Archäologie in den letzten Zeiten besonders im Norden von Europa gemacht, hätten (bemerkt er) eine Menge von Orientalischen numismatischen Werken hervorgebracht, die in Mailand gar nicht zu haben wären, und von ihm nicht hätten eingesehen werden können. Und den von ihm, als solche, namhaft gemachten liessen fich noch mehrere beyfügen. Wenn deswegen bisweilen der Fall eingetreten ist, dass eine Mailändische Münze unedirt genannt wird, die es doch nicht mehr war, wer wollte darüber mit dem Vf. rechten? Und ebenso wenig wäre es billig, bey der besonderen Genauigkeit, womit der Vf. die Literatur zu jeder Münze beybringt, es zu rügen, wenn mitunter auch solche Münzen des Cabinets, die in Schriften, welche dem Vf. doch vorlagen, schon herausgegeben waren, noch als vorher unedirt bezeichnet vorkommen (z. B. No. LXX bereits von *Hallenberg* unter No. XVI, und No. LXXIII bereits von *Tychsen* a. a. O. herausgegeben. Aber wir eilen jetzt zu den Münzen selbst.

Es ist eine traurige Pflicht, die dem, welcher die Beschreibung eines ganzen Münzcabinets übernimmt, obliegt, dass er das Allbekannte, wie das Unbekannte, das bereits Edirte, wie das Unedirte, dass er Münzen, die entweder durch ihren beschädigten Zustand und die dadurch entstandene Unvollständigkeit ihrer Legenden, oder durch die oft nur in gewöhnlichen Koransprüchen oder sonstigen Unbedeutenheiten bestehenden Aufschriften durchaus keinen Gewinn in irgend einer Beziehung geben, ebenso gut, als die merkwürdigen und interessanten aufführen und beschreiben muss. Nicht minder ist es für den Leser einer solchen Bearbeitung unangenehm, wenn er oft durch längst bekannte oder unbedeutende Sachen fich durcharbeiten soll, und fich dadurch im Genusse gestört fieht. Verdient macht fich da ein Verfasser um den Leser, wenn er auch unerheblich oder alltäglich scheinenden Stücken irgend eine interessante Seite abzugewinnen weiss. Auch im Mailander Cabinet mussten, wie in jedem anderen, manche bereits bekannte, oder unbedeutente, oder wenig brauchbare Münzen vorkommen, die als zum Cabinet gehörig in der Beschreibung mit aufzuführen waren. Aber reichen Ersatz für solche wenig ansprechende Sachen geben dem Leser viele nicht bloss vorher unbekannte, sondern auch, was mehr sagen will, zugleich merkwürdige und interessante Stücke, die er in den hier gegebenen Münzen des Museums kennen lernt. Wir halten uns hier natürlich nicht bey unerheblichen, oder, wenn auch wichtigen, jedoch längst richtig erklärten Stücken auf. Nur bey *einigen* von solchen verweilen wir, die uns eine besondere Beachtung zu verdienen scheinen, und hier zum ersten Male vorkommen, oder die, zum Theil auch schon früher bekannt, doch weder von früheren Interpreten, noch von dem Vf. dieses Werkes befriedigend erklärt find. Wir werden in dem letzten Falle wo möglich eine zulässigere Erklärung liefern, und hoffen, etwas Verdienstliches zu thun, wenn wir so zur Berichtigung und besseren Benutzung des vorliegenden wichtigen Werkes unser Scherflein beytragen, und zugleich hie und da einige zur gründlichen Bearbeitung der Muhammedanischen Numismatik dienende Winke geben, die uns vieljährige Erfahrung auf diesem Felde der Orientalischen Alterthumswissenschaft zu geben in den Stand setzt.

Als *Umaijaden*-Münzen ohne Bilder werden hier 15 aufgeführt. Die erste darunter ist von Gold, und daher, wie diese gewöhnlich in früherer Zeit, ohne Prägort. Es ist ein seines Alters wegen höchst schätzbares Stück; denn es ist die *älteste* bisher bekannt gewordene bilderlose Arabische Münze mit *sicherem* Datum. Sie ist vom J. der Hedschra 77 (= Chr. 696 oder 97), also ein oder zwey Jahre nach der Zeit geschlagen, als die Araber das Gepräge der Sasaniden und der Byzantier auf ihren Münzen nachzuahmen aufgehört und Geld mit ganz Muhammedanischem Gepräge

zu münzen angefangen hatten. Rec. hatte in dem vorläufigen Berichte über das Muhammed. Münzcabinet der Akademie in einer Note eine Überſicht der älteſten Umaijadenmünzen dieſer Art, ſowie ſie ihm damals bekannt waren, gegeben. Dieſe iſt jetzt dahin zu berichtigen, daſs der erſte Rang dieſer Mailander Münze gebührt, der zweyte der im königl. Archiv der Alterthümer zu Stockholm befindlichen vom J. 79, der dritte zwey verſchiedenen im Muſeum des Hn. v. Nejelow zu Kaſan, der vierte einer vom J. 81, die früherhin im Beſitze des Hn. v. Amberger in Tawris war. Nun erſt folgt die Mainoni'ſche vom J. 82, die alſo, ſtatt die zweyte zu ſeyn, jetzt nur die fünfte an Alter iſt. Daſs übrigens jene Münze des Mailander Muſeums, wie der Vf. will, gerade in Damascus, der Reſidenz Umaijadiſcher Chalifen, geprägt ſeyn müſſe, möchten wir doch eben nicht zugeben. Es ſind uns an 16 andere Städte bekannt, in denen die Umaijaden münzten, und darunter drey, in denen Abd-ul-melik noch, auſser in Damascus, Geld ſchlagen lieſs. — Zu der Münze No. II., die den Prägort *Kerman* führt, ſagt uns der Vf. freylich, daſs hier, wie auch ſonſt häufig, zumal auf Münzen, der Name des Landes für den der Hauptſtadt deſſelben ſtehe; er ſagt uns aber nicht, welche Stadt Kermans namentlich gemeint ſey, was man doch wohl zu wiſſen wünſcht. Es hat nämlich, wie in mehreren anderen ähnlichen Fällen, ſo auch hier, dieſs zu beſtimmen einige Schwierigkeit. *Wahl* hat, auf ſeiner Charte von Perſien, die Stadt Sirdſchan auch unter den Namen Kerman aufgeführt, und wird deſswegen von *Hammer* (Jahrb. der Lit. VIII, 301) getadelt, der unter dieſem Namen nur Kuaſchir oder Berdeſchir zulaſſen will. Wir glauben, daſs dieſer Tadel mit Unrecht ausgeſprochen ſey, und daſs beide Städte zu verſchiedenen Zeiten den Namen Kerman geführt haben, weil eine, wie die andere, zu ihrer Zeit Hauptſtadt des Landes war. Vgl. مصر. Ibn-Haukal (bey *Ouſeley* S. 143, und bey Abu'l-feda Tab. XI) nennt Sirdſchan eine der gröſsten Städte von Kerman; ebenſo *Edriſy* (*Geogr. Nub.* p. 129). Bey Abu'l-feda heiſst ſie auch die قصبة, Hauptſtadt von Kerman; und bey Jakut finden wir aus einem alten Autor angeführt: السيرجان مصر اقليم كرمان واكبر القصبات, *S. iſt die Hauptſtadt der Provinz Kerman und die gröſste der Handelsſtädte (?)*. Aber noch deutlicher drückt ſich Ibn-Saïd (aus dem XIII Jahrh. nach Chr.) aus; قاعدة كرمان فى عصرنا قواشير — ومن قواعد كرمان القديمة السيرجان وكذلك مدينة جيرفت, *die Hauptſtadt von Kerman iſt dermalen Kuaſchir. — In früheren Zeiten waren es Sirdſchan und Dſchiroft.* Dazu die Notiz genommen, die Jakut liefert: بردشير اعظم مدينة بكرمان — وكان اول من اختار سكناها ابوعلى بن الياس كان ملكا بكرمان فى ايام عضد الدولة بن بويه *Berdeſchir iſt die gröſste Stadt in Kerman. — Abu-Aly ben Ilias, Beherrſcher von Kerman, zur Zeit des Buwaihiden Aſzd-ed-daula, war der erſte, der ſie zur Reſidenz wählte:* ſo ſehen wir, daſs Kuaſchir oder Berdeſchir erſt im 4ten Jahrh. d. H. Reſidenzſtadt ward. Da nun die vorliegende Münze aus dem Ende des erſten Jahrh. iſt: ſo darf man wohl annehmen, daſs Kerman auf ihr die frühere Hauptſtadt Sirdſchan bedeute. — Die dritte Umaijadenmünze vom J. 92 führt einen Prägort, den Prof. *Raſmuſſen* auf einer Münze vom J. 96 تتمرة las, und dieſs für eine beſondere Orthographie von تدمر, *Tadmor*, anſah. Unſer Vf. hat ihn التيمرة, *Tſaimara*, übertragen, und möchte vermuthen, es ſtehe hier ein ث ſtatt ص, und es ſey die Stadt صيمرة, *Saimera*, in Pers-Irak zu verſtehen. Es iſt nicht nöthig, zu ſolchen gewaltſamen Hypotheſen ſeine Zuflucht zu nehmen. Beide Gelehrte übertrugen die Cufiſchen Züge ganz richtig; nur fügten ſie die diakritiſchen Puncte nicht richtig bey. Es muſs auf der einen, ſowie auf der anderen Münze التيمرة, *Timra*, übertragen werden. Das aber war, einem alten Autor aus dem 2ten Jahrh. d. H. zufolge, welchen Jakut citirt, der Name von zweyen der vielen Dörfer des Bezirkes von Iſpahan, deren jedes ſo groſs war, daſs es für eine Stadt gelten konnte. Jene zwey gleichnamigen wurden durch *Groſs-* und *Klein-*Timra von einander unterſchieden. Ungerügt kann Rec. bey dieſer Münze einen Fehler nicht laſſen, der ſich faſt durch das ganze vorliegende Werk verbreitet findet. Es iſt die Weiſe, wie der Vf. das Arabiſche Zahlwort اثنتين, oder, wie es meiſtens minder richtig vorkommt, اثنين, ausdrückt. Bisweilen hat er es, wie hier, اثنان übertragen, bisweilen اثنتان, bald wieder اثنتي (oder, wie in dieſem Falle durch einen beſtändigen Druckfehler ſteht, اثنتى), bald endlich ثنتين. Lauter in den vorkommenden Fällen mit der Grammatik im Widerſpruch ſtehende und zu verwerfende Übertragungen.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

NUMISMATIK.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Monete Cufiche dell' J. R. Museo di Milano* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die älteste *Abbasiden*-Münze, die hier vorkommt, ist eine silberne vom J. 135 aus Basra. Eine ältere, die erste aller Abbasidenmünzen, befindet sich im Besitze des Generalmajors Rühle von Lilienstern zu Berlin. Sie ist vom J. 132, und in Cufa geprägt. — No. XIX ist die älteste bekannte *Kupfermünze* aus Baghdad, vom J. 157. Zu bemerken ist auf ihr das عبد الله, *der Knecht Gottes*, das dem Namen des Chalifen vorangesetzt ist, der selbst عبد الله, *Abd-ullah* (Knecht Gottes) hiess. Wir finden es ebenso auf Münzen der Chalifen Abd-ul-melik, Walid und Merwan (bey unserem Autor) dem Namen derselben vorangeschickt. So wäre also die Ansicht, die Schreiber dieser Zeilen (Beyträge u. s. w. S. 17) über das عبد الله auf einer Münze Amin's äusserte, gerechtfertigt. Es war frommer, bescheidener Titel, den die Chalifen von sich brauchten. Und so erklärt es sich, wie Mamun, der des Propheten Grab in Medina im J. 202 durch neue Bauten verschönerte, sich in der Inschrift daran, die uns Ibn-Kotaiba aufbewahrt hat, عبد الله بن عبد الله, *der Knecht Gottes, Sohn des Knechtes Gottes*, nannte. Merkwürdig ist diese Münze noch durch das, besonders auf Samaniden so häufige, عدل, *adl*, wovon sie, so viel wir nachsehen können, das erste Beyspiel liefert. Der Vf. verwirft mit Recht des sel. *Tychsens* Meinung, sowie auch die von uns vor etwa zwölf Jahren darüber geäusserte Ansicht. Er hält es für ein *nom. propr.*, weil solche auf dem Felde der Münzen zu oberst oder zu unterst vorkommenden Wörter gewöhnlich dergleichen zu seyn pflegen, und weil auf einer, wie er glaubt, Samanidischen Münze wirklich vorkomme عدل بن علي. Aber wir glauben, auch der Vf. irrt sich. Denn auch zugegeben, dass عدل als *nom. propr.* gebraucht werden könne, obschon es uns als solches nie vorgekommen ist, und wir glauben, dass, wo es als solches gebraucht werde, es den Artikel bekomme, also العدل heissen müsse; ferner auch zugegeben, dass عدل بن علي wirklich auf der vom Vf. citirten Münze stehe — wenn wir das gleich zu bezweifeln geneigt seyn möchten, in sofern uns bey der ungeheuern Zahl von Samaniden, die wir in Händen gehabt, ein solcher Name nie vorgekommen ist; auch das endlich gern eingeräumt, dass Namen von Wesiren, Emiren, Münzdirectoren u. A. häufig auf Münzen, gerade an der bezeichneten Stelle, vorkommen, obschon nicht minder häufig dafür auch andere Wörter sich finden, die bestimmt keine Eigennamen sind: so müssen wir doch bemerken, dass diess عدل (ebenso wie das gewöhnlich يحيى gelesene بخ) zu häufig auf Münzen, und zwar auf Münzen der verschiedensten Zeiten und Städte, angetroffen wird, als dass man es für den Namen einer Person, die mit dem Münzwesen etwas zu schaffen gehabt, ansehen dürfte. Es kommt nämlich auf Münzen der Chalifen Mansur, Mehdy, Harun, Mamun, und mehrerer Samaniden-Emire, auch eines Buwaihiden vor, und zwar auf Münzen aus Baghdad a. 157, Cufa 163 und 210. Abbasia 189. Bochara 185. 190. 362. 365. 367. Samarkand 358. 359. 360. 363. 367. 369. Enderabe 366. Schasch 360. 361. 363. 365. 366. 371. 372. Wie wäre es denkbar, dass hier von Einem Manne die Rede sey? Er müsste so ja unter den verschiedensten Regierungen, und in den verschiedensten Städten, er müsste ja mehr als 200 Jahre dem Münzwesen vorgestanden haben! Desswegen, und weil, wie schon berührt, auf gleichzeitigen Muhammedanischen Münzen ebenso häufig, als Namen von Münzvorstehern u. A., auch fromme Sprüche vorkommen, wie z. B. حسبى الله, الله ربي, العزة لله u. a., oder einzelne Wörter, wie حق, حب und ähnliche, die man nicht für *nom. propr.* halten kann, sondern vielmehr für Abkürzungen from-

mer Koransentenzen anzusehen haben wird: deswegen möchten wir auch in diesem عدل von irgend einem Koranspruche eine Abkürzung vermuthen, und in ihm eine Andeutung sehen, dass Recht und Gerechtigkeit zu üben, oder rechtes Mass und Gewicht im Handel und Wandel zu beobachten sey. Der Koran schärft bekanntlich diesen Punct an mehreren Stellen ein, z. B. 16, 78: من يامر بالعدل هو على صراط مستقيم, 4. 61: ان الله يامركم ان تحكموا بالعدل, 16, 92: ان الله يامر بالعدل والاحسان. Erinnern wir uns dazu noch einer der Legenden, die der Chalife Abd-ullah b. Sobeir, Makrisy zu Folge, auf seine Münzen setzen liess: امر الله بالوفا والعدل, *Gott hat Beobachtung des rechten Masses und Gewichtes geboten:* so werden wir, jenes *adl* in diesem Sinne zu verstehen, noch weniger Anstand nehmen; ja, so einzeln gebraucht, findet es sich endlich wirklich auf einer Münze der Engl. Ostindischen Compagnie vom J. 1791, die auf der Kehrseite eine Wagschale, und darunter unser عدل *adl* (Gerechtigkeit, rechtes Gewicht) führt. Bemerken wollen wir übrigens noch, dass der häufige Gebrauch dieses Wortes *adl*, zumal auf Münzen der Bucharey, Veranlassung zu der Benennung فلوس عدلية, die wir auf Kupfermünzen der Timuriden finden, gegeben zu haben scheint. Auch das wollen wir noch erinnern, dass, wie عدل höchst wahrscheinlich eine Abkürzung von einem frommen Spruche ist, so عب oder ع auf einigen Chalifen- und auf vielen Samaniden-Münzen eine Abbreviatur von عدل seyn, und dass auf diese Art auch das doppelte ع ع, das auf Samarkander Münzen eine lange Reihe von Jahren hindurch zur Zeit der Samaniden vorkommt, für عدل عدل genommen werden dürfte. Ähnlich könnte das و der Münzen (der Vf. nimmt es mit anderen Numismatikern für *und*, z. B. No. XXVIII, was bestimmt unrichtig ist) als eine Abbreviatur von dem وفا (volles Mass), das ح als aus حب oder حسب الله, das س als aus سلام abbrevirt betrachten. Schliesslich noch zu dieser Münze XIX die Frage: ob in den letzten Worten der Randinschrift der Kehrseite, wo der Vf. zu Ende المنصور liest, nicht etwa اعز الله نصره zu suchen sey? — Unter No. XXIII wird ein Dirhem aufgeführt, dessen Zehner ziemlich zweifelhaft seyn soll, der Vf. setzt indess das Jahr 162. Sollte es aber nicht 192, und der Cirkel zu unterst der Kehrseite nicht vielmehr ein ه, *h*, die Münze also von Harun seyn? Der Vf. schreibt, sie sey بمحمدية geprägt. Das aber kann unmöglich darauf stehen. Es müsste ja بالمحمدية heissen. Ist der Anfang des Namens nicht etwa verwischt: so ist sicher ein anderer Prägort zu vermuthen. Indess eine Münze Haruns in المحمدية geprägt im J. 192, und mit dem ه a. a. O., giebt es wirklich. So dürfte die Übertragung in بمحمدية wohl aus einem ähnlichen Versehen herrühren, als بكوفة statt بالكوفة in No. XXIV und XXXVI, und بموصل statt بالموصل in No. XXXIX. In der Erklärung des Namens el-Muhammedia folgt der Vf. noch *Adlern*, der es von einem Stadttheile Baghdads verstanden wissen will. Ist gleich diese Erklärung nach ihm von allen Numismatikern angenommen worden: so gründet sie sich dennoch auf nichts; ja, sie hat vielmehr Schwierigkeiten gegen sich, die aber wenig bemerkt, oder oft gewaltsam genug hinweggeräumt wurden. Wie will man es sich doch (um nur ein Beyspiel anzuführen) bey dieser Annahme erklären, dass der Samanide Nasr II in den Jahren 315 und 317 in Muhammedia münzen liess, wenn darunter Baghdad oder ein Theil davon zu verstehen wäre? Alle Schwierigkeiten sowohl in diesem Falle, als auch in anderen, fallen weg, wenn man von den vielen Städten, die im Kamus, als den Namen Muhammedia führend, aufgezählt werden, die Stadt Rey, oder eigentlich ein Stadtviertel von Rey, hieher zieht. Die beiden genannten Samanidenmünzen stehen dann im schönsten Einklange mit der Geschichte. S. *Abulf. Annal.* II, 351 und *Mirkhond. ed. Wilken.* p. 40. Es mag uns indess nicht Wunder nehmen, wenn man sich in neueren Zeiten über diesen Namen der Stadt Rey in Unkunde befand. Keiner der uns im Druck vorliegenden Arabischen Geographen und Historiker belehrt darüber. Und Firusabady's Kamus ist uns erst seit etwa 5 Jahren durch den Druck mehr zugänglich geworden. Auch selbst Jakut, der alte, belesene und vielgereiste Arabische Geograph, bekennt, dass ihm jener Name von Rey unbekannt gewesen sey, und dass er ihn erst aus einem Werke des Dschafar ben el-Fakih gelernt, dem zufolge ein Quartier der genannten Stadt, das Muhammed el-Mehdy durch neue Bauten verschönert, Muhammedia nach dessen eigentlichem Namen benannt worden sey. Er fand diese Notiz in der Folge auch durch das Tarich des Abu-Saad el-Aby bestätigt, nach

welchem selbst ganz Rey den Namen Muhammedia geführt. Rec. hat diesen Namen als den der Stadt Rey, ausser im Kamus und bey Jakut, auch noch in Dimeschky's Kosmographie (Mst. der Akad. Fol. 90 verso) angemerkt gefunden, wo auch ein anderer, sonst nicht gekannter, Name derselben, أم فيروز, *Ummi-Firus*, vorkommt. Dem Dschihannuma zu Folge führte Rey auch noch die Namen أم بلاد ايران, *die Mutter der Städte Iran's*, شيخ البلاد, *der Greis* (die Alte) *der Städte* oder Länder, und المهدية, *el-Mehdia* (die nach Mehdy benamte). — Das ه, *h*, zu unterst der Kehrseite mehrerer Münzen, zumal von Harun, worüber Rec. sich in der *Prolus.* p. 14 und in den Beyträgen S. 10 äusserte, soll nach der Meinung des Vfs. zu No. XXXII (einer Goldmünze, die also, wie die mehresten Chalifenmünzen dieses Metalles, ihren Prägort nicht nennt) anzeigen, dass die Münze zu Baghdad geprägt sey, weil diess Zeichen auch sonst auf Münzen dieser Stadt vorkomme. Der Grund ist nicht zulässig: denn jenes ه, *h*, kommt auch noch auf Münzen von Muhammedia (Rey), Tabristan (Amol) und Ispahan vor. — Auf der seltenen, aber leider schlecht erhaltenen Kupfermünze No. XXXVII steht zu oberst der Kehrseite Etwas, das der Vf. بالمباركة „in Mobareca," überträgt und übersetzt. Aber die Züge, wie sie wenigstens im Kupferstiche erscheinen, geben vielmehr بالعاركة, oder so Etwas. Und wo wäre auch die Stadt Mobareca zu suchen? Ein Dorf dieses Namens giebt es in Choresin. Sicher wird in jener Zeile ganz etwas Anderes, als der Name des Prägorts, zu suchen seyn. Der Vf. will dasselbe Wort auch auf No. XXXVIII an der Stelle finden, wo der Prägort auf Münzen angegeben zu werden pflegt; und er vermuthet, dass so auch auf der *Potot*'schen Münze (*Numophyl.* p. 21) zu lesen sey, wo wir بالمنارية übertrugen. Wir können versichern, dass es mit der von uns gegebenen Lesart seine völlige Richtigkeit hat. — No XLI ist eine merkwürdige, bisher unbekannte Silbermünze des letzten Abbasidischen Chalifen, deren Prägort aber unmöglich richtig durch Nisibin übertragen seyn kann. Der Kupferstich giebt diesen Namen nicht. Nicht ganz fehlerfrey ist auch die Legende am Rande der Kehrseite übertragen. Statt اتا und به muss بسم الله gelesen werden. Über die Schreibart des بسم ist die Umschrift der Vorderseite zu vergleichen. Der darauf folgende, auch aus dem Koran entlehnte Spruch: „Beystand von Gott (und) naher Sieg! Bringe den Gläubigen die frohe Kunde!" ist richtig gelesen, aber weder hier, noch in den *Ost. prel.* S. L die Veranlassung bemerkt, warum gerade diess Motto gewählt worden. Die Münze ist im J. 648 = Chr. 1250 geschlagen; es ist also hier höchst wahrscheinlich eine Hindeutung auf den Sieg bey Mansura in Ägypten zu suchen, wo Ludwig der Heilige gefangen wurde, und diess Stück wäre demnach eine schöne Denkmünze.

Eine der interessantesten Entdeckungen, die wir in diesem Werke gemacht finden, ist unstreitig, dass die, bereits durch *Niebuhr*, *Adler* und *Assemani* bekannt gemachten Kupfermünzen, welche auf der einen Seite die *Figur eines bartigen Mannes* mit einem kurzen Säbel an der Seite, den er aus der Scheide zu ziehen scheint *), auf der anderen aber ein Griechisches Φ, das auf einigen Stufen steht, und zu beiden Seiten desselben Arabische Schrift führen, — dem Umaijaden-Chalifen Abd-ul-melik angehören. Die Freunde der Orientalischen Numismatik wissen, dass diese Münzen den Gelehrten zu manchen, oft gar sonderbaren Muthmassungen Veranlassung gegeben haben. *Adler* hatte sie für Münzen von *Leo Chazarus* gehalten, der sie in Syrien habe prägen und, aus Nachgiebigkeit gegen die Muhammedanischen Einwohner, das Glaubensbekenntniss derselben darauf beyfügen lassen. Die Gründe, aus welchen man diese Münzen Arabischen Chalifen selbst nicht zuschreiben wollte, waren: 1) die menschliche Figur darauf, 2) die Ähnlichkeit des Gepräges mit Byzantischem, 3) der Name *Chazar*, den *Adler* auf einer derselben (*Mus. Borg.* II No. CIX) lesen wollte, und 4) die Rohheit und Gestalt der Schriftcharaktere, durch die sie sich von den alten bilderlosen Chalifenmünzen zu sehr unterscheiden sollten. Gegen den ersten Einwurf bemerkt der Vf. gut, dass ja Makrisy ausdrücklich von Münzen Abd-ul-meliks, die ein Bild geführt, spreche, und dass nichts hindere, anzunehmen, diess Bild sey dem ähnlich gewesen, das, demselben Autor zu Folge, früherhin der Chalife Moawia auf seinen Münzen angebracht, nämlich die Figur eines mit einem Schwerdte gegürteten Mannes. 2) In Bezug auf die Ähnlichkeit des Gepräges mit Byzantischem, wird ganz richtig erinnert, dass diese allerdings gross seyn müsse, wenn die erwähnten Münzen eine Nachahmung der letzteren waren (wie es in späteren Zeiten viele der Ortokiden- und Singiden-Münzen sind). Nicht mit Unrecht vermuthet er, die Araber hätten durch Nachahmung des Byzantischen Gepräges besonders Erleichterung des Handels mit den Unterthanen des Griechischen Kaiserthums bezweckt. Überdiess mochte ja auch in der damaligen Unbekanntschaft der Araber mit dem Münzwesen ein Grund liegen, dass sie sich bey ihren ersten Münzen noch so sehr ans Alte hielten. Was 3) den Namen Chazar be-

*) Auf einigen hält er ausserdem in der einen Hand noch Etwas, das entweder einen Rosenkranz vorstellen soll, oder die درّة, Peitsche, ist, die Omar, der Chalif, zuerst einführte.

trifft, den *Adler* auf einer derselben in Arabischer Schrift hat lesen wollen: so wird auch der mit Recht nicht zugelassen, und auf die Verschiedenheit der Schreibart aufmerksam gemacht, worin dieser vorgebliche Name auf jener (oben bereits erwähnten, und unten näher von uns in Untersuchung zu nehmenden) Münze und auf anderen *bilinguibus* vorkommt. – Endlich bemerkt der Vf. 4), dass die etwas rundliche Form der Schriftcharaktere gerade auch die der ältesten, bilderlosen Münzen sey, die, als wirklich von Umaijadischen Chalifen herrührend, anerkannt sind. Wir fügen noch hinzu, dass die minder elegante Gestaltung der Schrift auf mehreren dieser Münzen sich aus der Unerfahrenheit der damaligen Araber in diesem Bezuge und aus dem Mangel an geübten Stempelschneidern erklären lasse. Mailänder Exemplare von Münzen der gedachten Art, auf denen der Name des Chalifen 'Abd-ul-melik deutlicher ausgedrückt, und besser erhalten ist, als es bey den früherhin aus anderen Cabinetten bekannt gemachten der Fall war, haben den Vf. in den Stand gesetzt, alle Zweifel über den eigentlichen Urheber derselben vollkommen zu heben, und haben die Vermuthung, dass die Figur auf Abd-ulmeliks Münzen, von welcher Makrisy spricht, wirklich dieselbe mit der von ihm bey Moawias Münzen erwähnten sey, zur Gewissheit gebracht. Die Umschrift der Münzen, welche die Figur eines Mannes mit einem kurzen Schwerdte auf der einen, und das Φ auf der anderen Seite führen (*Castiglioni Tab.* I, 8. 9. 10. XIV, 10. (VIII, 1 — 4). *Niebuhrs Arab. Tab.* X, 4. *Mus. Borg.* I. No. XLVI. (XLVII —.) *Mus. Nan.* II. No. C —) ist auf der Vorderseite die folgende: لعبد الله عبد الملك امير المومنين, d. i. *des Knechts Gottes, Abd-ul-melik, des Emirs der Gläubigen* (Münze nämlich). Der Vf. liest auf I, 8 بسم statt لعبد, aber mit Unrecht. Nur auf XIV, 10 liest er richtig لعبد, jedoch mit der Bemerkung: *è osservabile questa moneta per avere il nome del principe preceduto dalla preposizione* ل, *al. La stessa singolarità si riscontra in un' altra di questa classe publicata da Niebuhr Tab. X*, 4. Allein diess ل, *l*, ist auf allen diesen Münzen, die an der Stelle gerade nicht beschädigt sind, zu erkennen. Auch ist es ganz an seinem Orte. Es ist nämlich das *l*, welches im Arabischen den Besitzer oder Urheber anzeigt, und oft die Stelle des Genitivs vertritt. Als Beyspiel genüge es, die Überschrift in der Inschrift bey *Niebuhr* (Reiseb. II Tab. XXVII No. 13): لامير المومنين علي, *des Emirs der Gläubigen, 'Aly* (Verse nämlich), und das so oft in Arabischen und anderen Gedichtsammlungen als Überschrift einzelner Gedichte vorkommende ولة ايضا, *et eidem* statt *ejusdem et ipsius est*, desselben Autors oder von demselben Autor, zu erwähnen. Es entspricht aber hier ganz dem Griechischen Genitiv, in welchem die Namen der Fürsten auf Griechischen Münzen stehen, z. B. Βασιλεως Δημητριου etc., und es ist zugleich ein neuer Beweis, wie der Araber zu Anfange seines Münzwesens auch hierin die Griechen nachahmte, was bekanntlich in der Folge wegfiel. Die Kehrseite dieser Münzen hat am Rande das Sunnitische Symbolum, und neben dem Φ den Prägort, und bey einigen noch entweder واف, *vollwichtig*, was *Reiske* und Andere nach ihm für Ziffern ansahen, der Vf. aber in *Osservaz. sull' Opera ecc.* p. 17 ganz richtig fasste, oder ضرب, *Münze* oder *geprägt*. Die Münzörter sind Städte Syriens, wie حلب, *Haleb*, حمص, *Hems* (Emessa), قنسرين, *Kinnesrin*, سرمين, *Sermin* (nicht *Birmir*, wie der Vf. liest). Wir übergehen hier einige andere noch zweifelhafte Münzstädte. Bey dem Zustande der Exemplare, oder wenigstens im Kupferstiche, lassen sie sich nicht wohl mit Bestimmtheit ausmitteln. Der Vf. hat sie bisweilen etwas dreist gedeutet. Wir könnten mitunter etwas wahrscheinlichere Lesarten angeben; sie blieben aber doch auch nur zweifelhaft.

Die oben bereits erwähnte, und von den übrigen vorher angeführten in den Umschriften verschiedene Münze, die *Adlern* Veranlassung ward, an Leo Chazarus zu denken, ist von dem Vf. nicht beleuchtet worden. *Adler* (*Mus. Borg.* II p. 171) liest auf der Vorderseite محمد خزار, übersetzt das: *Muhammed, Chazarus*, und schreibt sie daher dem Leo IV Chazarus zu. Doch bekennt er, nicht zu wissen, was aus dem Muhammed, welcher Name auch auf der Kehrseite vorkommt, zu machen sey. Wir erinnern, dass خزار ja nicht Chazarus heissen kann; — denn das müsste ja durch الخزري, *el-Chasary*, ausgedrückt werden — und wir sind der festen Überzeugung, dass, was *Adler Chazar* übertrug, mit nichten also, sondern حران, *Harran*, zu übertragen sey, welches der Name einer bekannten Stadt Mesopotamiens ist, bey Griechen und Römern Charran und Charrae; und was den zugleich genannten *Muhammed* anbetrifft: so irren wir vielleicht nicht, wenn wir ihn für des Chalifen Abd-ul-melik Bruder, Muhammed ben Merwan, halten, der dessen Statthalter von *Mesopotamien* und Armenien war. So wäre denn auch dieser Münze ihr Zeitalter angewiesen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

NUMISMATIK.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Monete Cufiche dell' I. R. Museo di Milano* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. hat auch die Münzen Tab. VIII, 5. 6, die ebenfalls den Mann mit dem Degen führen, sich aber von den oben angeführten unter Anderem auch durch das grosse M auf der Kehrseite auszeichnen, zu den früheren Chalifenmünzen gezogen. Es dürfte vielleicht nicht überflüssig seyn, zu sehen, ob er die *bilingues*, die Arabisch - Griechischen, die auf der Kehrseite ebenfalls ein M führen, auf deren Vorderseite aber eine oder mehrere königliche Figuren erscheinen, die in der einen Hand einen hohen Stab mit einem Kreuze oben, in der linken aber eine Kugel mit dem Kreuze halten u. s. w. (Tab. XVI, 9. 10. XV, 4. 5. 6) — ob er diese mit Recht davon gesondert, und sie als *Monete degl' Imperatori Greci* zu Ende des Werkes aufgeführt hat. Wir gehen deshalb unmittelbar zu S. 317 ff. über. Dort (vgl. *Osserv. prelim.* p. LXXXIII) will der Vf., dass schon unter Heraklius und Tiberius solche Münzen mit griechisch - arabischer Inschrift geprägt worden seyen von den Ghassaniden und Hirtensern, dass also schon vor dem Islamismus der arabische Schriftcharakter in Palästina in Gebrauch gewesen; und er führt als solche 2 Münzen des Mailander Museums auf. Wir kennen leider Hn. *Cattaneo's Lettera al Sig. Sestini* nicht, worin sich die Gründe zu dieser Annahme finden sollen. Die von dem Vf. hinzugefügten scheinen nicht befriedigend. Wir lassen daher die Richtigkeit der Sache, an der wir übrigens gar sehr zweifeln, dahingestellt. Wenn aber der Vf. die Münzen Tab. XVI, 10. XV, 4. (5.) 6, von denen die erste und letzte mit *Mus. Borg.* II No. CVI und CV übereinstimmen, dem Leo Chazarus zuschreibt: so können wir nicht unterlassen, dagegen wenigstens einige Erinnerungen zu machen, und unsere Meinung darüber seiner und anderer Numismatiker Beurtheilung zu unterwerfen. Die erste Münze führt bey *Adler* auf der Vorderseite die griechische Inschrift ΔΑΜΑϹΚΟϹ, auf der Kehrseite aber die arabische ضرب دمشق خازر, nach *Adler*, welcher diess übersetzt: *Cusus Damasci. Chazarus.* Der Gr. *Castigl.*, ohne *Adlers* unrichtiger Übertragung des letzten Wortes beyzustimmen, wofür er ganz recht vielmehr خالد, *Chalid*, lesen zu müssen glaubt, tritt doch der Meinung desselben bey, dass es eine Münze von Leo Chazarus sey, geschlagen zur Zeit seines Einfalles in Syrien, und vermuthet, dass sich Damascus und Emessa für ihn damals erklärt, und diese Münzen mit seinem Bildnisse geprägt haben möchten. Unter dem *Chalid*, oder wie es sonst zu lesen sey, möchte er verstehen „*un principe Arabo cristiano della dinastia che regnò in Siria avanti l'Islamismo, il quale appoggiato alla protezione dei Romani avesse fatto rivivere i propri diritti.*" Eine Hypothese, die unmöglich Bestand haben kann. Die Münze ist gewiss älter, und ist frey von byzantischer Abhängigkeit geschlagen worden. Wir halten den خالد, *Chalid*, der auf ihr genannt wird, für den durch seine Tapferkeit bekannten Chalid ben el - Walid, denselben, der um das J. 14 d. H. *Damascus* einnahm. Demselben, oder dem Abu - Obeida möchten wir auch die bey *Castigl.* folgende Münze XV, 4, in Emessa geprägt, und 6 zuschreiben. — No. 6 soll mit *Adler* II No. CV übereinstimmen. *Adlers* Lesart des arabischen Namens wird mit Recht für unzulässig erklärt, دمشق, *Damascus*, steht nicht da. Wir möchten عبيدة, *Obeida*, darin vermuthen, und in dem vorangehenden Zuge ابو, *abu*. Die griechischen Worte dabey las *Adler* nicht. Unser Vf. will sie ANNO NEO lesen. Allein auf der Borg. Münze möchte man vielmehr ΗΛΙΟΥΠΟΛ lesen. Heliopolis ist der Griechische Name von Baalbek, und Abu-Obeida war es, der diese Stadt a. H. 14 einnahm. Ist vielleicht بعلبك, *Baalbek*, in dem zu unterst der Kehrseite vorkommenden Namen zu suchen? — So gehörten denn diese letzten Münzen zu den ältesten der Araber, gehörten zu denen, die sie, Makrify zu Folge, in den frühesten Zeiten des Chalifats mit Beybehaltung oder Nachahmung des griechischen Gepräges in den ehemaligen byzantischen Provinzen schlagen liessen,

gerade wie sie in den ehemaligen persischen das Gepräge der Sasaniden nachahmten; und wie wir an einem anderen Orte auf ihren Münzen der letzteren Art Namen von arabischen Gouverneuren persischer Provinzen nachgewiesen haben, so haben wir hier auch Namen von solchen, die in Syrien und Mesopotamien eine Rolle spielten. Wir gehen in die Untersuchungen über diese Materie nicht tiefer ein. Fast nie sind uns hier zu Lande Münzen der gedachten Art zu Gesichte gekommen; einzig aber nur auf Abbildungen derselben beschränkt, deren einige von schlecht erhaltenen Exemplaren genommen, andere durch den Kupferstecher verunstaltet worden sind, möchten wir nicht noch weitere Behauptungen wagen. Von welchen byzantischen Münzen übrigens die, welche, wie *Mus. Borg.* II No. CVII ein ΛΕΟ auf der Vorderseite führen, nachgeahmt sind, müssen wir Kennern der griechischen Numismatik zu bestimmen überlassen.

Der Münzen *Samanidischer Emire* sind im Mailänder Museum, wie in allen Sammlungen des südlichen Europa, nur sehr wenige. Alle sind silbern, und, wie bereits zu Anfange dieser Anzeige erwähnt, aus dem Norden Deutschlands gewonnen. Sie sind, mit Ausnahme einer einzigen, sämmtlich in Schasch oder in Samarkand geprägt. In den *Correzioni* tritt der Vf. unserer in den *Nov. Symbol.* geäusserten Meinung bey, dass *Schasch* dieselbe Stadt mit dem heutigen *Taschkend* sey. Zu den von uns a. a. O. beygebrachten Autoritäten können noch das Ferhengi Dshihangiri und das Burhani-kati, sowie das Babur-nameh, hinzugefügt werden. In letztem Tatarischen Werke heisst es ausdrücklich: تاشكند — كيم كتابلاردا شاش بيتيرلار بعضى چاج بيتيرلار, d. i. *Taschkend, welches man in Büchern Schasch, auch Tschatsch geschrieben findet.* — Unter No. LXXI wird eine Münze vom J. 292 aufgeführt, die aber auf der Kehrseite den Namen des Emirs Ahmed b. Ismaïl, der doch erst a. 295 zur Regierung gelangte, zeigt. *Non saprei* (sagt der Vf.) *ciò altrimenti spiegare, se non col supporre che Ahmed, durante la vita del padre, avesse ottenuto il permesso di mettere il proprio nome nella moneta, come designato successore, all' imitazione di quanto si praticava nella Famiglia dei Califfi.* Wir glauben aber, dass eine solche Annahme keinesweges nöthig sey, und dass, wie bereits in der *Prolusio* p. 31 von uns bemerkt, bey Prägung dieser Münze Ahmeds für die Vorderseite ein alter Stempel Ismaïls aus Versehen oder aus einem anderen Grunde genommen worden sey. Ähnliche Fälle liefert die Mohammedanische Numismatik häufig genug. Anders wäre es, wenn der Name Ahmeds und das Prägjahr auf derselben Seite vereint ständen.

Münzen von anderen *Seldschuken*, als Ikonischen, sind höchst selten. No. LXXXIII wird eine aufgeführt, die dem Melik-Schah I, Seldschuken-Sultan von Persien, angehören soll. Die Gründe indess, dass es gerade der erste Sultan dieses Namens sey, sind wohl nicht befriedigend. — Da der Vf. bey dieser Gelegenheit einer, vom sel. *Tychsen* (*Addit.* Tab. I No. 14) edirten, und von demselben dem Sultan Sandscher beygelegten Münze erwähnt, wird es nicht überflüssig seyn, zu bemerken, 1) dass statt السلطان المشترك, wie *Tychsen* sehr sonderbar las, gewiss المسعود — und 2) statt أبو, was derselbe auf der anderen Seite lesen wollte, und zu Sandscher (der aber nicht Abu Sandscher hiess) zog, أيبك, *Ibek*, zu lesen seyn wird; so dass die Münze eigentlich von Mudschir-eddin Ibek, dem letzten der Seldschukiden von Damascus, herrührte, der dem mächtigen Sultan von Chorasan gehuldigt haben wird. Vgl. *Abulf. Ann.* III, 558. — Es folgen nun die Münzen der Seldschuken von Rum oder Klein Asien, mehr als 40 an der Zahl. Die Geschichte der Regenten dieser Dynastie hat der Vf. mit etwas Ausführlichkeit bearbeitet vorangeschickt, und sich dadurch um den Numismatiker, sowie um den Geschichtsforscher verdient gemacht. Die Nachrichten der gedruckten Autoren, und besonders des Bar-Hebräus, sind hier fleissig gesammelt, zusammengestellt, verglichen, und nicht selten glücklich mit einander in Übereinstimmung gebracht, wo sie von einander abzuweichen schienen. — Auf No. XC, einer Münze Kai-Kobad's, die auf der einen Seite das Jahr 625 durch Zahlwörter, wie gewöhnlich, ausgedrückt führt, kommen zu oberst der anderen Seite, auf der sich die Titel und Namen des Sultans finden, einige Zeilen vor, die hier unerklärt gelassen werden. Es sind nichts Anderes, als drey sogenannte arabische Ziffern mit voranstehendem سنة, d. i. سنة, Auf der Mailänder Münze scheinen, dem Kupferstiche nach zu urtheilen, es ٦٢٤, 724, zu seyn; auf einer ganz ähnlichen aber, im Cabinette des Hn. Generalmajors Rühle von Lilienstern befindlichen, hat Rec. ٦٢٤, 624, gefunden, und es dürfte so auch auf jener zu lesen seyn. Ähnliche Beyspiele von verschiedenen Jahresangaben auf den beiden Seiten der Münzen liefert die Numismatik der Dschingisiden in Kaptschak. War etwa der Stempel zu der vorliegenden Münze bey Zeiten schon auf das Jahr 625 gemacht, und hat man, weil man noch vor dessen Anfang damit zu prägen veranlasst ward, dann noch auf der entgegengesetzten Seite das wahre, frühere Prägjahr beygefügt? — Dass No. CIV in Kaisaria geprägt sey, bezweifelt der Vf. in den *Correz.* selbst. Wir glauben, dass, wie auf der aus der Pflugischen Sammlung von uns beschriebenen, بسيواس — zu lesen sey. Der Schriftcharakter der Münze stimmt auch mit No. C des Mail. Museums überein, die ebenfalls in Siwas geschlagen ist. — Auf der Münze No. CVIII, die übrigens auch von Hn. Hofrath *Tychsen* in der *Com. de Num. Selg.*

etc. herausgegeben worden ist, findet sich das Datum وستماية واربعين ب‍ *Tychsen* glaubte, jener schräg liegende Strich zu Anfange sey ein Rest von اربع. Unser Vf. erkennt darin vielmehr ست, und das ist höchst wahrscheinlich. Es herrscht nämlich auf Seldschukenmünzen, zumal in den Angaben der Jahre, eine Art von Diwany-Schrift. Daher z. B. خمسين fast wie ربع تسع wie اربعين, fast wie حر auf ihnen geschrieben erscheint. Einen Beleg dazu giebt auch die Münze der drey Söhne Kai-Chosru II No. XVII, bey *Tychsen* a. a. O. p. 13. Die Jahrzahl darauf ist keineswegs mit dem verdienstvollen Numismatiker in Göttingen zu lesen: خمسين ٤٥ وستماية, sondern, wie der Gr. *Castiglioni* richtig bemerkt, ثمان (و) اربعين وستماية. So, wie hier das ثمان ausgedrückt ist, findet es sich in den Schriftcharakteren Diwany und Sijaket. So ist also diese Münze vom J. 648, und Ala-ed-din's Name kann noch mit Recht darauf stehen. Wäre zu der gedachten *Com. de Num. Selg.* auch die dort ins J. 655 gesetzte Münze dieser Art in Kupferstich gegeben worden, so würde sich auch deren Jahrszahl vielleicht auf eine andere zurückführen lassen. Indess, mag sie doch richtig seyn: denn wir haben aus dem Rühle'schen Cabinet zwey Münzen dieser Art vor uns gehabt, die eine vom J. (6)53, die andere von 654; so dass es scheint, man habe auch nach Ala-ed-din's Tode, und trotz der Fehde zwischen den beiden anderen Brüdern, alte Stempel der Vorderseite zu gebrauchen fortgefahren. — No. CXV liest der Vf. die Aufschrift der Kehrseite: الكتك للة, und das soll heissen: *à Dio (appartiene) l'eccellenza.* Man muss aber العجز ل lesen. Auf derselben Münze wird بالمدينة قونية gelesen, wie man doch im Arabischen nicht sagen kann. Es steht so auch nicht da, sondern بمدينة.

Vom No. CXXV bis CXLVIII laufen die Münzen der *Singiden* oder *Atabeken*, fern, als Münzen dieser Regenten gewähren, sowie die der *Ortokiden*, durch die *Bilder*, die sie führen, ebenso sehr als durch die Menge von Titeln und Namen, die sich auf ihnen zu finden pflegen, ein mannichfaltiges Interesse. Aber ihre Erklärung findet in letzterem Umstande oft manche Schwierigkeiten. Die bisher bekannt gewordenen Münzen dieser beiden Fürstenhäuser sind noch keinesweges alle gehörig erklärt und bestimmt. Vielmehr herrscht bey vielen derselben eine sehr unzulässige historische Deutung. Der Vf. hat bey den von ihm zuerst oder nach Anderen herausgegebenen manche streitige Puncte gut erörtert, andere aber unberührt gelassen, oder nicht richtig gedeutet. So sollen No. CXXX bis CXXXII Münzen des Singiden Ghasi ben Maudud, بالمزيلة „in Mozilah" geprägt seyn, und المزيلة soll für الموصل, Mausil d. i. Mosul stehen. Wieder anders, مصل, soll dieser letzte Name auf No. CXXXIV geschrieben stehen. Man muss sich wirklich wundern, bey unserem Vf. so oft auf solche sonderbare und unhaltbare philologische Behauptungen zu stossen. Statt بالمزيلة muss es بالجزيرة heissen, wie die Ansicht der Züge deutlich lehrt. *El-Dschesira* aber (oder die Insel vorzugsweise d. i. Mesopotamien) kann hier, nach dem arabischen Sprachgebrauche, der den Namen des Landes oft für den der Hauptstadt setzt, keine andere Stadt, als eben das vom Vf. gesuchte und erzwungene Mosul seyn. So gebraucht, ist jener Name schon auf einer Münze des Grafen Manteufel von uns gefunden und erklärt worden. — Auf der Münze No. CXXXIII liest der Vf. عظم الدنيا والدين, was gegen die arabische Weise ist. Auf No. CXXXVII ist derselbe Titel von ihm — عز — übertragen, was der Wahrheit schon näher kommt. Es wird aber — عزة — oder vielleicht — غرة — heissen müssen. Letztere Münze ist auch vom verstorbenen *Götlin* herausgegeben, jedoch ohne Erklärung. Aus dem Upsaler Exemplar ergiebt sich, dass auch anstatt الملك الاشرف, wie der Graf *Castiglioni* zu unterst der Vorderseite liest, ارسلان شاه zu lesen sey. — Auf der genannten Münze No. CXXXIII, sowie auf CXXXIX, CXLI und CXLIII steht man die *Figur einer auf Orientalische Weise sitzenden Person,* die durch den Bogen eines *halben Mondes* blickt, den sie bey den Hörnern gefasst vor dem Gesichte hält. Was diess Bild sagen will, darüber äussert sich der Vf. so wenig, als *Hottinger*, *Reiske*, *Niebuhr*, *Assemani*, *Adler* u. A., welche Münzen mit derselben Figur edirt oder erklärt haben. Wir erkennen darin die Muhammedanische Vorstellung des *Mondes*, und verweisen auf *Fundgruben des Or.* B. I S. 5 ff. und die Tafel daselbst. Es finden sich noch mehrere Beyspiele von dieser Sitte der Morgenländer, *Planetenbilder oder Zodiakalzeichen auf Münzen* zu setzen, die in ihrem bekannten Hange zur Astrologie (vgl. *Abulfar. Histor. Dyn.* p. 319 der Lat. Übers.) ihren Grund haben wird. Diese Bilder und Zeichen sind aber von den Erklärern bisher oft für etwas ganz Anderes genommen worden. Hier einige Beyspiele. Der mit untergeschlagenen Füssen *sitzen-*

de Türke, in der Rechten ein Schwerdt, in der Linken einen abgehauenen Menschenkopf beym Schopfe haltend, auf der Münze No. CLXIV, die der Vf. mit Recht dem Ortokiden von Maredin, Husam-ed-din Juluk Arslan, zuschreibt, wird von ihm mit Stillschweigen übergangen. Die Münze findet sich unter anderen auch bey *Niebuhr* (Arabien, Tab. X, 7) und *Adler* (*Mus. Borg.* II No. LXXIX). *Reiske* war nicht abgeneigt, hier eine Anspielung auf einen über die Christen erfochtenen Sieg zu finden. *Eichhorn* meinte auch, die Vorstellung beziehe sich sichtbar auf die Erlegung eines merkwürdigen Mannes. *Adler* glaubte, der das Schwerdt schwingende Türke möge der Atabek Nur-ed-din seyn, der abgehauene Kopf aber den (noch erst abzuhauenden) des Adil's andeuten. Allein es ist hier keine historische Anspielung zu suchen, sondern das Ganze für das Bild des Planeten *Mars* zu halten, der von den Orientalen auf diese Art vorgestellt wird. Man sehe das Kupfer bey *Hammer* a. a. O., und vgl. damit Schems-ed-din Dimeschky, bey dem es in der Beschreibung des Mars-Tempels der Sabier p. 71 unserer noch unbeendigten Ausgabe heisst: „In des Tempels Mitte ist ein Hochsitz mit sieben Stufen. Auf demselben sieht man eine eiserne Figur, die in der einen Hand ein Schwerdt, in der anderen einen Kopf bey den Haaren gefasst hält. Schwerdt und Kopf triefen von Blut." — Auf einer anderen Ortokidenmünze, No. CLXVI und CLXVII (auch *Mus. Borg.* I No. XCVIII und sonst) findet sich ein *Centaur*, der rückwärts gewendet auf ein Ungeheuer einen Pfeil abdrückt. *Reiske*, und nach ihm *Eichhorn* und *Adler*, wollen hier eine Anspielung auf einen vom Chalifen Nasir aufgebrachten sonderbaren Brauch finden, wonach Jedermann damals die Schüsse, die er that, zu Ehren des Chalifen zu thun gehalten war. Unser Vf. sagt auch über diess Bild kein Wort; nur aus den *Osserv. prelim.* p. LVI scheint hervorzugehen, dass er es für das Wappen eines Fürsten gehalten. Wir treten weder dieser, noch der *Reiske*'schen Ansicht bey, und finden in diesem Bilde das *Zodiakalzeichen des Schützen* nach Orientalischer Weise ausgedrückt, sowie es sich auf dem Metallspiegel in Fundgr. des Or. B. II auf der Kupfertafel zu S. 100 findet. Dass es übrigens wirklich Planeten- und Zodiakal-Zeichen sind, die wir hier auf diesen Münzen zu finden behaupten, wird einzuräumen hoffentlich Keiner Anstand nehmen, der sich des Seldschuken Kai-Chosru bekannter Münze mit dem Löwen und der Sonne, und der nicht minder bekannten Zodiakalmünzen des Baburiden (Gross-Moguls) Dschihangir erinnert. Wir verweisen übrigens noch auf das in der Abhandlung *de orig. voc. Dengi* p. 27 und in der *Prolus.* p. 28 Beygebrachte. — No. CXLIV ist ein vorher unbekanntes, merkwürdiges Stück, von dem Atabeken Bedr-ed-din Lulu nach dem Einfalle der Mongolen geprägt. Nur ist die Vorderseite nicht ganz richtig gelesen: ملكي و || قاان عظم || حلاو — عالم || پادشاه روى || زمين تتر عظم. *Il Re e || Kaan Grande || Holagu — Sapiente || Padischa della faccia || della terra, Tartaro, Grande.* Man muss lesen: منكو || قاان اعظم || خداوند عالم || پادشاه روى || زمين ..... d. i. *Mängu || der Gross-Chan || der Beherrscher der Welt || der Kaiser der Erdenfläche*.... Das Zuletztstehende wissen wir für jetzt noch nicht schicklich zu deuten; aber so wenigstens, wie der Graf es gethan, ist es bestimmt nicht zu lesen. In dem von ihm تتر, *Tartaro*, gelesenen, dürfte تيمر, oder تبر oder سر liegen, oder der zunächst folgende möchte vielleicht kein ه, sondern ein ي seyn. Die Ansicht der Münze selbst oder eines getreuen Abdruckes möchte wohl zur richtigen Lesart führen. Der Name Holagu übrigens wird nicht حلاو, sondern هولاكو geschrieben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Breslau, b. Gratz, Barth u. Comp.: *Geschichte und Beschreibung der grossen Orgel in der Haupt- und Pfarr-Kirche zu St. Maria Magdalena in Breslau*, nebst Denkwürdigkeiten aus dem Leben der h. Cäcilia und einer geschichtlichen Übersicht der Erfindung der Orgeln; von *Johann Wilhelm Fischer*, Königl. Conf. Rath, Kreis-Superint. u. Pastor der genannten Kirche. 1821. 59 S. gr. 8.

Obgleich die S. 52 beginnende Beschreibung dieser schönen, grossartigen Orgel, von deren Vorzüglichkeit sich Rec. selbst überzeugt hat, auch für Leser ausser Breslau nicht ohne Interesse seyn wird: so sind es doch vorzugsweise die auf dem Titel angezeigten historischen Bemerkungen, welche eine allgemeinere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wenn man gleich dem, was S. 18 — über den Ursprung der Orgeln gesagt wird, mehr Ausführlichkeit, und hin und wieder (z. B. S. 19. 25. 45 u. a.) mehr Bestimmtheit und Genauigkeit wünschen möchte: so verdient doch der achtungswerthe Vf. Dank für diese Mittheilungen, und Aufmunterung zu einem grösseren Werke über diesen, für die Geschichte unseres Cultus gar nicht unwichtigen Gegenstand.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

NUMISMATIK.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Monete Cufiche dell' I. R. Museo di Milano etc.*

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Wir verlassen die Singiden, so viele Zweifel uns auch noch bey der Übertragung mancher derselben aufgestossen sind, und gehen zu den *Ortokiden* über. Wir treffen da auf eine merkwürdige Münze, die schon mehrere Male herausgegeben und beschrieben, auf der aber ein Theil der Legende durchaus missverstanden worden ist. Es ist diess die Münze des Ortokiden Kotb-ed-din II Ghasi No. CLIX und CLXIII (bey *Barthélemy* Tab. I No. 5), und es sind die letzten Zeilen auf der bilderlosen Seite, die sie uns in einem besonderen Grade merkwürdig machen, und die von allen Gelehrten, die diese Münze behandelt, von *Hottinger*, *Barthélemy*, *Reiske*, *Deguignes*, *Eichhorn*, *Adler*, und nun auch vom Gr. *Castiglioni*, entweder falsch gedeutet, oder ohne Erklärung gelassen sind. Man hat, und *Deguignes* machte den Anfang dazu, in diesen Zeilen lesen wollen, dass die Münze in Meijafarekin geprägt worden sey, indem man die vorletzte Zeile میعفرقین übertrug, und in dem letzten, von den anderen Erklärern nicht berührten Worte vermuthete *Eichhorn* قرية, was *Stadt* heissen soll. Es ist zu verwundern, dass keiner bemerkte, dass diesen Sinn die arabische Construction nicht zulässt, und dass der Name der Stadt Meijafarekin nicht so, wie hier angenommen, sondern ميافارقين geschrieben wird. Ja, wir meinen auch, dass diese Stadt in den Jahren 576 oder 579 nicht in Kotb-ed-din II Ghasi's, sondern in Sokman Schah-Armen's Händen sich befand. Ohne ein Original oder die Kupferstiche dieser Münze vor uns zu haben, hatten wir bereits in Lib. II *de Num. Bulgh.* p. 116 Anstoss an der vorgeblichen Construction, sowie an der Schreibart des Namens, der da gelesen war, genommen. Jetzt, da diese Münze im Original und in mehreren Kupferstichen vor uns liegt, tragen wir kein Bedenken, zu behaupten, dass die Lesart میعفرقین durchaus falsch sey, und statt dessen ملعون من, *verflucht sey, wer* — dasteht; dass, was *Eichhorn* nach *Barthél.* Abbildung der Pariser Münze قرية las, vielmehr قبره übertragen werden müsste; dass sich aber aus der Vergleichung anderer Exemplare ergiebt, ein vorangegangener Buchstabe sey, weil er verwischt war, bey *Barthélemy* nicht ausgedrückt worden (ebenso wie auf No. 17 bey ihm محى statt محيى gravirt ist), und dass diess letzte Wort vielmehr يعيبه oder يغيره zu übertragen sey; dass hier demnach, anstatt einer Angabe des Prägorts, ein *Anathem* zu suchen ist, und zwar dieselbe Formel, die auch bey *Adler* im *Mus. Borg.* II No. LXXIV und bey *Castigl.* No. CLXX (Tab. IX, 10) am Rande rechts und links vorkommt; dass dieselbe aber mit nichten, wie bey der zuletzt angeführten Münze des Mail. Museums gesagt wird, einen Fluch über die Alyden (welches ja auch nicht einmal die dortige Übertragung ملعون من لعلوية zulässt), sondern einen Fluch ganz anderer Art enthält. Nur müssen wir bemerken, dass wir über den Gegenstand der Verwünschung noch nicht völlig im Reinen sind. Es sey uns indess erlaubt, eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung darüber hier niederzulegen. Bey der Mangelhaftigkeit, worin sich die Züge des letzten Wortes sowohl auf dem uns vorliegenden Originale der ersten Münze (auf welchem man es fast يغشه lesen möchte), als auch auf allen Kupferstichen desselben befinden, halten wir uns an den gut gerathenen Kupferstich der Mailänder Münze No. CLXX, der uns deutlich يغيره sehen lässt. Aber wie diess aussprechen? Es lässt mehr als eine Aussprache zu. Liest man يُغَيِّرُهُ, so heisst der Spruch: *Verflucht sey, wer ihn (diesen Dirhem) ändert* (verfälscht); يُعَيِّرُهُ, *wer ihn tadelt*, an ihm Etwas aus-

zusetzen findet; يعبره, *wer ihn nachwiegt*, sein Gewicht auf der Wage untersucht. Keines will befriedigen; auch ist die Münze, wenn schon Dirhem genannt, doch von Kupfer. Ich vermuthe, man habe يعَبِّره zu lesen. عبر bedeutet *alles auf einer Fläche oder in der Mitte Hervorragende* (Kamus: كل ناتئ فى مستو), z. B. *den mittleren hervorragenden Theil des Augapfels* (Jakut الناتئ فى بؤبؤ العين), *den hervorstehenden Knochen auf der Mitte des Schulterblattes* (Ib. العظم الناتئ فى وسط الكتف), *den erhabenen Theil im Inneren des Ohres* u. s. w. Bey einem *Blatt Papier* nennt man so *die in der Mitte desselben befindliche Schrift* (Wankuli: وكاغدك اورته سنده اولان خطه عبر الورقه ديرلر). Bey Jakut heisst es: عبر الورقة الناتئ فى وسطها, *von einem Blatte gebraucht, bedeutet* عبر *den in der Mitte desselben befindlichen erhabenen Theil.* Danach könnte عبر wohl auch von der erhabenen Mitte des Feldes einer Münze verstanden werden, und hier die Mitte der Vorderseite mit dem darauf befindlichen, hervorragenden Bilde anzeigen, und demnach die drey Zeilen هذا الدرهم || ملعون من || يعبره zu übersetzen seyn: *Diese Münze — verflucht sey, wer auf ihrer erhabenen Mitte ist, im Bilde zu sehen ist!* Auf der einen Münze No. CLIX und CLXIII sind nämlich zwey Brustbilder von Byzantischen Münzen entlehnt, die, wie *Reiske* vermuthete, den Isaak Angelus Comnenus und seinen Sohn Alexius, oder, wie *Barthélemy* will, Heraklius I und dessen Sohn Heraklius Constantinus vorstellen. Die andere Münze aber (No. CLXX) führt einen mit dem Diadem geschmückten Kopf, der nach *Assemani* von einer Münze Antiochus VII copirt ist. Nimmt man die erwähnten Worte auf diesen beiden Münzen in dem zuletzt angegebenen Sinne — und wir glauben, dass schwerlich ein anderer hier Statt finden könne — so sind sie für das Capitel von den Muhammedanischen Bildermünzen ein höchst merkwürdiger und interessanter Beytrag. — Auch in der gleich folgenden Münze (No. CLX) des Husam ed-din Juluk Arslan, die sich auch in vielen Cabinetten befindet, ist das erste Wort der dritten Zeile der Inschrift auf der bilderlosen Seite, welche Titel und Namen des Salah-ed-din (Saladin) enthält, ein Stein des Anstosses für alle ihre bisherigen Erklärer geworden. *Barthélemy, Deguignes* und *Reiske* übergingen es, *Eichhorn* schlug eine unstatthafte Deutung vor. *Assemani* las — على دولة, was er übersetze: *Prefetto della Dinastia* — und *Adler* hielt diese Lesart für richtig, und nahm sie auf, da sie doch weder in Hinsicht auf die Cufischen Züge des ersten Wortes, noch auf die Sprache (denn علي heisst kein Vorgesetzter) bestehen kann. Nun hat auch der Gr. *Castigl.* diese Münze zum siebenten Male, wenn wir nicht irren, edirt, und bemerkt in Bezug auf diese Zeile, dass *Assemani* und *Adler* unrichtig gelesen, und dass man — ولي دولة, *Amministratore dell' Impero etc.* übertragen müsse. *Questa moneta benissimo conservata* (heisst es S. 174), *non che un' altra che vedremo più avanti, non lasciano dubbio sulla lezione da me preferita*; und es wird dabey über die Bedeutungen auf die *Osserv. prelim.* verwiesen. ولي الدولة ist freylich ein bey Arabern, auch auf Münzen, vorkommender Titel, aber es ist nicht der auf der vorliegenden befindliche. Eine auch nur flüchtige Ansicht und Vergleichung der verschiedenen, von dieser Münze herausgekommenen Abbildungen lässt keinen Zweifel, dass das erste Wort محى, *Muhi, der Beleber,* der ins Leben Zurückrufende, der mit neuem Leben Begabende, zu lesen sey. Also: محى دولة امير المومنين, *der Beleber der Herrschaft des Emirs der Gläubigen.* (Vgl. die Titel: محى العدل, محى الدين u. ähnl.) Und wenn man sich nun aus der Geschichte erinnert, dass Saladin es war, der die Herrschaft der Fatimiden-Chalifen in Ägypten stürzte, und auch dort die Hoheit der Abbasiden-Chalifen wieder anerkennen liess, und auf solche Art diesen zu neuem Glanze verhalf: so sieht man, wie passend dieser Titel gewählt war, den der Ortokide auf seiner Münze dem Saladin ertheilte. — No. CLXII auch eine merkwürdige Münze des eben gedachten Ortokiden, die auch von *Deguignes* und *Barthélemy* (No. 14) beschrieben worden ist, und etwas verschieden bey *Arigoni* und im *Mus. Borg.* (wo der Zusatz nicht richtig gedeutet wird) vorkommt. Sie zeigt auf der einen Seite eine mit übereinandergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte sitzende Person, und um dieselbe herum drey stehende, die die Arme ausbreiten oder in die Höhe heben, — offenbar eine *Trauerscene!* Der Vf. bemerkt bloss: *Il tipo sembra l'imitazione di un qualche basso rilievo o gemma antica.* Richtiger sahen *Barthélemy* und *Adler* darin einen eigenen, wenn auch ziemlich schlecht gerathenen Versuch eines Muhammedanischen Künstlers, und Brsser bemerkt mit Recht: *Les figures semblent exprimer*

par des attitudes différentes une douleur, qui leur est commune. Mais (setzt er hinzu) *l'histoire ne nous apprend point quel en est le sujet, et nous suppléerions mal à son silence par des conjectures, qui pourroient être vraisemblables, sans être interessantes.* Rec. meint, dass die Geschichte uns hier allerdings den Fingerzeig zur rechten Deutung giebt. Diese Münze, sowohl im Pariser als Mailänder Exemplare, ist vom J. d. H. 589. In diesem Jahr aber starb der mächtige Saladin. Sollte es also wohl unwahrscheinlich seyn, anzunehmen, der Ortokide, der dem Saladin auf der vorigen Münze mit dem Titel: Beleber der Herrschaft des Chalifen schmeichelte, habe auf dieser seine Trauer über den Tod desselben ausdrücken wollen? — Dass No. CLXIII mit No. CLIX eine und dieselbe, also nicht, wie der Vf. will, eine Münze von Husam-ed-din Juluk Arslan sey, haben wir bereits zu No. CLIX zu verstehen gegeben. In dem, was der Vf. ثمانين übertrug, liegt gewiss سبعين. Der Kopf des ع ist hier nur etwas niedriger und dadurch einem م, *m*, ähnlich geworden. Es fallen nun alle die Schwierigkeiten weg, die sich dem Erklärer in den Weg legten, und von ihm möglichst beseitigt wurden. — Auch der merkwürdigen Münze No. CLXX ist bereits in unseren Bemerkungen über No. CLIX gedacht, dort die unrichtige Übertragung des letzten Wortes in der Fluchformel durch لعلوية gerügt und verbessert, und somit, was hier und in den *Osserv. prel.* p. LI über Verwünschung der Alyden auf Münzen gesagt wird, als ungültig bezeichnet worden. Richtig ist hier das letzte Wort der ersten Zeile, in dessen Übertragung *Assemani* und *Adler* irrten, durch مجى (nicht محيى) übertragen. Woran aber der Vf. sich nicht gestossen zu haben scheint, ist die ganz ungewöhnliche Formel, علي اسم الله, die hier statt der gebräuchlichen بسم الله vorkommt, die von ihm aber, als synonym mit der letzten, durch *nel nome di Dio* übersetzt worden ist. Rec. hat sie, so viel ihm erinnerlich, nirgends auf die Art, wie hier, gebraucht gefunden. Zwar sagt man الكنيسة التى علي اسم السيدة مريم für: *die Kirche, die der Maria heilig ist* (wie Elmac. p. 152), oder *ein Tempel*, علي اسم اله الالهة زيوس, *auf den Namen oder zu Ehren des Gottes der Götter Zeus* gebaut (wie Abulf. Syr. p. 16); und demnach hätte man unsere vorliegende Formel zu übersetzen: *auf den Namen Gottes!* oder *Gotte heilig!* Aber wie passt diess gerade auf diese Münze, auf deren einen Seite der Seleuciden Kopf, auf der anderen die erwähnte Fluchformel steht? Ist etwa علي اسم الله noch in einem anderen Sinne hier zu nehmen, der auf jenes Anathem Bezug hat? Oder sollte etwa auf der Münze selbst بسم stehen, und das in diesem Worte gewöhnlich in die Höhe verlängerte ب für ein ا genommen worden seyn, علي aber, unabhängig von dem Folgenden, etwa einen Namen oder sonst Etwas andeuten? So steht auf einer Samanidenmünze vom J. 292 عدل oder عمر zwischen Anfang und Ende des bekannten Koranverses لله الامر! — Zu der in mehrfacher Hinsicht interessanten Münze des Ortokiden Mahmud vom J. d. H. 614 (= Chr. 1217. 8) No. CLXXII äussert sich der Vf. über den auf derselben, sowie auf einigen folgenden, vorkommenden *doppelten Adler*. *Reiske's* Meinung, arabische Münzen dieser Art seyen dem Kaiser Friedrich II, als dessen Reichswappen es gewesen, zu Ehren geschlagen worden, hat, wie hier erinnert wird, anderer Gründe zu geschweigen, die Zeitrechnung in doppelter Berücksichtigung gegen sich. Denn Friedrich kam erst im J. 1231 nach dem Oriente, und der doppelte Adler bey den Kaisern erst unter Heinrich VII nach 1312 als Wappen auf. Der Ursprung des doppelten Adlers ist vielmehr im Oriente zu suchen. Wir wissen, wie türkische, tatarische, mongolische Völker Figuren von Thieren, und unter ihnen auch Vögel, als Wappen führten. Beyspiele giebt das, zu drucken verbotene, tatarische *Dastan nasli Dschingis*. Wir wissen, dass sie solche auch auf ihre Münzen setzten, wie z. B. vom Mamluken Bibers ausdrücklich berichtet wird; und es sind Münzen von Us-Bek und anderen Chanen der sogenannten güldenen Horde da, welche einen Habicht oder einen anderen Vogel, einen Löwen oder sonst ein Thier darstellen. Ja, auch eine Figur, die schwerlich für etwas Anderes, als einen doppelten Adler anzusehen ist, haben wir auf Münzen eben dieses Chanats entdeckt, von denen eine wenigstens Us-Bek anzugehören scheint. Und dass dieser doppelte Adler Wappen der Ortokiden von Amid und Caifa gewesen, lassen die Münzen derselben vermuthen, sowie die vom Gr. *Castiglioni* nachgewiesene Nachricht eines Reisenden vom J. 1507 (bey *Ramusio* T. II Fol. 79), welcher erzählt, er habe an den Thürmen der Stadtmauer von Amid gesehen „*l'arma imperiale scolpita con un' aquila di due teste e due corone.*" — Einen, dem preussischen ähnlichen, *einköpfigen Adler* mit einem Schmucke auf dem Kopfe hat Rec., was er bey dieser Gelegenheit noch anmerken will, auf dem Titelblatte eines mit vielem Luxus geschriebenen arabischen Mf. des Asiatischen Museums der Petersburger Akademie gefunden. Das Werk ist betitelt: الروض الزاهر فى سيرة الملك الناصر (*der blühende Garten oder die Reise des Melik en-nasir*), und enthält die poetische Beschrei-

bung des Feldzuges, den der Schriften - Mamluk Melik en-nafir Muhammed a. 1302 gegen Ghafan Chan unternahm. Unter dem Titel fteht jener einköpfige Adler, fchwarz abgebildet, und unter ihm die Nachricht, dafs die Handfchrift für das Mufeum (oder die Bibliothek) des hocherhabenen — Herrn Mufa, Sohnes des Sultans, des Martyrers, Melik es - falih verfafst worden fey (برسم الخزانة العالية المولوية السيدية

المخدومية المظفرية موسى بن السلطان

الشهيد الملك الصالح قدس الله روحه).

Der hier genannte Melik es - falih ift wahrfcheinlich der zu Ausgang des Jahres 824 d. H. zum Thron beförderte und im folgenden Jahre wieder abgefetzte Tfcherkeffen Mamluk diefes Titels, der hernach a. 885 an der Peft ftarb, und daher den Titel Schehid oder Martyrer erhalten konnte. Sein Sohn Mufa, von dem wir keine Nachricht finden, wird alfo im 15 Jahrh. nach Chr. gelebt haben, und deffen Wappen dürfte diefer einfache Adler gewefen feyn. — Die feltene und merkwürdige Münze No. CLXXVI ift nicht richtig dem letzten Ortokiden von Caifa beygelegt. Man mufs nicht الملك المسعود ارتق, *el-Malec Mafud Ogli di Ortok*," fondern الملك المنصور ارتق, *el-Melik el-manfur Ortok* lefen. Diefs ift Ortok Arslan von der Linie der Ortokiden von Meredin. Auch der Prägort دنيسر (der Vf. lieft دنيسرة) läfst die erfte Deutung nicht zu: denn diefe Stadt gehörte den Ortokiden von Maredin, in deffen Nähe fie liegt.

Die Claffe *Monete degli Ajubiti di Miafarkin* führt *Bildermünzen* auf, meiftens mit dem Prägort Meijafarekin, von Saladin, Adil, Auhad und Afchref, und aus den Jahren 583 — 612 (?), und berichtigt die *Adler*'fche Behauptung, als wenn Münzen mit Bildern den Aijubiden fremd gewefen wären. Die, diefe Claffe eröffnende, bisher unbekannte, intereffante Münze ohne Prägort und vom Jahre 583 nennt auf der einen Seite den Chalifen Nafir, auf der anderen führt fie einen ruhenden Löwen, und in der Umfchrift die Namen und Titel Saladins. Unter letzteren kommt auch der: *Beleber* (صحى) *der Herrfchaft des Emirs der Gläubigen* vor, über den wir uns oben bereits erklärt haben. Der Vf. hat ihn auch hier unrichtig — ولي, *Amminiftratore* — gegeben. Diefer Titel, den, wie wir oben fahen, Hufam Juluk Arslan auf feinen Münzen dem Saladin ertheilte, dürfte faft vermuthen laffen, dafs auch diefe Münze vielmehr dem gedachten Ortokiden, als dem Saladin, zuzufchreiben fey. Es galt bey den Völkern Afiens für ein Zeichen befonderer Achtung und Unterthänigkeit, wenn ein Fürft auf den Münzen, die er prägen liefs, mit gänzlicher Vorbeylaffung feines eigenen Namens, nur den des verehrten oder mächtigen Patrons fetzte. Solch ein Beyfpiel haben wir in den Patanenmünzen, die nur des abbafidifchen Chalifen in Ägypten Namen führen; und wir glauben ein anderes in den tiflifer Münzen zu finden, die der Vf. unter der Rubrik: *Monete dei gran khan dei Mogoli*, aufführt. Sie find aus den Jahren 655 und 656, und zeigen auf der einen Seite den Titel und Namen Mängu's, auf der anderen aber den *erften* Theil des funnitifchen Symbolums, mit Ausfchlufs der anderen Hälfte („Muhammed ift der Apoftel Gottes"). Weiter unten, in dem Capitel: *Monete dei Pacratidi di Georgia*, führt der Vf. ebenfalls in Tiflis geprägte Münzen vom J. 650 auf, die auf der einen Seite den Namen des Georgifchen Königs David (Soslan) führen, auf der anderen aber den des Mängu Kan, als durch deffen und Gottes Beyftand Erfterer regiere. Rec. ift der Meinung, dafs diefe Münzen nicht hätten getrennt werden müffen, dafs die erften, ebenfo wie die zweyten, von David geprägt worden find, und dafs diefer bey jenen nur aus Achtung feinen Namen nicht beyfügte. Das auf mehreren von der erften Gattung vorkommende Tamgha Mängu's, den grofsen tatarifchen Pflug vorftellend, dürfte gegen diefe Annahme nicht ftreiten, da es fich auch auf Batü's, im Mängu's Namen, zu Bulghar gefchlagenen Münzen findet. Übrigens müffen wir bemerken, dafs der Vf. den Namen diefes Grofs - Chans, مونككا gefchrieben (fo nämlich, und nicht مونككا, fteht auf diefen und einigen anderen Münzen), unrichtig *Munkaka* ausfpricht. Zwar hat diefelbe Ausfprache auch *Pococke* und *T. C. Tychfen* befolgt; fie hat aber keinen Grund. Jene arabifche Orthographie des Namens hat nur die mongolifche Ausfprache möglichft nachahmen follen; diefe aber ift *Möngkä*. Der bey uns gewöhnlichen arabifchen Ausfprache nach läge in jenem منككا alfo Munkka, oder Mungka. Ähnlich hat es auch Abu'l - faradfch im *Chron. Syr.* [illegible] gefchrieben. Rafchid - ed - din fchreibt منككا, was fich ebenfalls *Möngkä* ausfprechen läfst, oder, wie es in älteren mongolifchen Werken gefchrieben feyn foll, *Mängkä*. Auf bulgharifchen Münzen ift er منكو oder مونكو, *Mängu*, *Mengü*, ausgedrückt. In den Ruffifchen Annalen *Mengu*. Und wie *Möngkä* im Mongolifchen, oder *Möngkö* im Kalmückifchen: fo bedeutet auch منكو, *mängu*, im Tatarifchen *ewig*, was wir hier in Bezug auf die irrige Ableitung jenes Namens bey *St. Martin* (*Mémoires sur l'Arménie*, T. II p. 131) erinnern.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

NUMISMATIK.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Monete Cufiche dell' I. R. Museo di Milano* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Wir müssen den Rest der Classen hier mit Stillschweigen übergehen; nur bey einer einzigen, einer *Pagratiden*-Münze, verweilen wir noch einen Augenblick. Nachdem der Vf. einige Münzen von der Königin Tamar, deren Sohne Giorgi Lascha, und von der Königin Rusudan aufgeführt hat — wobey er in Hinsicht des auf ihnen vorkommenden Titels: جلال الدنيا والدين, den andere Ausleger auf den Choresmischah Mankberni bezogen wissen wollten, unsere in dem *Progr. de titulis etc.* vorgetragene Ansicht theilt, beschreibt er unter No. CCCI und CCCII ein paar, schon oben gelegentlich erwähnte, zur Zeit der Mongolenherrschaft geprägte Münzen von David, dem Sohne Giorgi's, deren erste auch von uns in den *Mémoires de l'Acad. des Sc.* Vol. VII aus dem Cabinet des Generalmajors Rühle von Lilienstern edirt worden ist. Die Inschriften sind von dem Grafen, sowie von uns, richtig gelesen, mit Ausnahme des letzten Wortes auf der Kehrseite. Der Graf liest es auf der einen Münze التمراطي, auf der anderen بن تمراط, und übersetzt das durch „*Tamaride*" und „*figlio di Tamar.*" Aber der Name *Tamar* wird تامار geschrieben. Rec. glaubte darin den Beynamen *Varahmul* anzutreffen, den, der Geschichte zu Folge, dieser David von seinem Beförderer zum Throne, Vahram, annahm, und übertrug es الغرامصلي. Die Ansicht der Mailander Münzen thut dar, dass keine von beiden Lesarten recht ist, und dass gelesen werden *muss*: البقراطي, *el-Bakraty*, auf der einen, und auf der anderen: بن بقراط, *ben Bakrat*, d. i. der Pakratide oder Bagratione, der Sohn (d. i. Abkömmling) von Pakrat oder Bagration, welche Familie a. 787 auf den Thron von Georgien gelangte, und aus welcher der hier genannte David stammte.

Wir schliessen hier unsere Kritik über dieses Werk. Ungeachtet der Ausstellungen, die wir an demselben gemacht, und die sich, wenn es der Raum erlaubt hätte, oder wenn uns bey dieser und jener Münze die Ansicht des Originals selbst verstattet gewesen wäre, leicht um das Doppelte hätten vermehren lassen, können wir es doch nicht anders, als für eine sehr verdienstliche Arbeit betrachten, sey es in Bezug auf die vielen unedirten und merkwürdigen Stücke, die es uns kennen lehrt, oder in Bezug auf die Behandlung, und die, zumal historischen, Erläuterungen; und wir sind der Meinung, dass die Beschreibung dieser Münzen in Italien in keine besseren Hände hätte kommen können, als in die des ebenso geistreichen, als gelehrten Grafen *Castiglioni*. *Sim. Assemani* wenigstens, ein in Italien, auch im Auslande, sonst sehr gefeyerter Name, hätte das sicher nicht geleistet, was hier geleistet worden. *Assemanis* Entzifferungen sind meistens sehr unglücklich, und seine Erläuterungen über allen Glauben dürftig und unbefriedigend. In dem vorliegenden Werke weht ein ganz anderer Geist, als in dem *Museo Naniano*. Man gewahrt in ihm eine schon recht gute Bekanntschaft mit dem Cufischen Schriftcharakter, eine meistens recht glückliche Entzifferungsgabe, besonnene Kritik, Scharfsinn und richtiges Urtheil, eine ausgebreitete und wohlangewandte Belesenheit, und gute Bekanntschaft auch mit der ausländischen Literatur. Die gelehrte Welt darf sich, nach unserer Überzeugung, von den fortgesetzten arabischpaläographischen Studien des Vfs. die schönsten Früchte versprechen, und wir hoffen, er werde seine Musse den noch übrigen orientalischen Münzen des Mailander Museums schenken, und uns auch diese in einem zweyten Theile kennen lehren. — In Bezug darauf erlauben wir uns den Wunsch hier auszudrücken, dass der bey diesem Werke angewandte Luxus in der Einrichtung der Kupfertafeln in Zukunft nicht beybehalten werde. Den muhammedanischen Münzen geht die artistische Seite ab, die den griechischen und römischen zur Empfehlung dient. Für das elegante Publicum sind jene nicht gemacht. Also

mehr Erſparniſs in den zu gravirenden Münzen! Es iſt ein faſt allgemeines Vorurtheil, alle und jede Münzen, die man erklärt, graviren laſſen zu müſſen. Und doch iſt dieſs etwas ſehr Überflüſſiges, wenn eine Münze entweder ſchon von Anderen in richtigem Kupferſtich edirt iſt, oder ſich der geringe Unterſchied, der etwa in dem Datum oder einem bekannten Prägorte beſteht, auch ohne Kupfer ſehr wohl angeben läſst. Es genügt bey vielen Fürſten, ja bisweilen bey ganzen Regentenhäuſern, zumal bey denen aus früherer Zeit, wo ſich die Einrichtung der Münzen im Ganzen mehr gleich bleibt, nur *Eine* Münze, als Muſter, ganz in Kupfer ſtechen zu laſſen, von den übrigen aber nur diejenigen Stellen, in denen eine Münze von der anderen abweicht, zumal, wenn es ein vorher noch ungekannter Prägort, oder Name eines Münzvorſtehers u. ſ. w., ein Wahlſpruch, ein Wahrzeichen, oder ein Jahr iſt, das mit der Regierungszeit des auf der Münze genannten Fürſten im Widerſpruche ſteht, oder zu ſtehen ſcheint u. ſ. w. Von allen ſilbernen Umaijaden des Oſtens z. B. genügt es, eine einzige ganz in der Abbildung zu geben, und von den übrigen nur den Namen der Stadt, wenn er vorher als Prägort auf dieſen Münzen noch nicht vorgekommen war, oder das Jahr, wenn es eines der früheſten iſt. Rec. hat, nach *Kehr's* Vorgange, in den *Beyträgen* und *Nov. Symbol.* ein ſolches Verfahren beobachtet, und dadurch ungemein viel Raum und Koſten erſpart; nur wird er in Zukunft eine Abänderung darin in ſofern treffen, daſs er die Stellen und Wörter, die es beſonders gilt, nicht mehr einzeln und aus der Münze herausgeriſſen graviren, ſondern den Umriſs der Münze ſelbſt leicht ſkizziren, und ſie darauf an den Platz, den ſie auf ihr einnehmen, ſetzen laſſen wird. Eine ſolche ökonomiſirende Einrichtung, die wir den Herausgebern muhammedaniſcher Münzen empfehlen, wird die Bekanntmachung von noch unedirten numismatiſchen Schätzen, deren ſo viele noch in öffentlichen oder Privat-Sammlungen verborgen liegen, ungemein erleichtern; und es iſt ja wahrer Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn dieſe an's Licht gezogen werden. Nur iſt es freylich nothwendig, daſs ein Herausgeber, der die angegebene Methode befolgt, hinlänglich in der arabiſchen Paläographie geübt, und in der muhammedaniſchen Numismatik zu Hauſe ſey, um beſtimmen zu können, was zu graviren nöthig iſt oder nicht. Iſt dieſs nicht der Fall, ſo bleibe man lieber bey der alten Methode. — Von den 304 Mailander Münzen ſind zu dem vorliegenden Werke freylich nur 186 — auf *achtzehn* Tafeln — in Kupfer geſtochen; weil die anderen entweder ſchon von Anderen herausgegeben waren, oder nichts weſentlich Neues enthielten. Dennoch kommen unter den geſtochenen gar manche vor, die zu ſtechen gerade nicht nöthig war, ſey es, daſs ſie, oder ihnen faſt ganz ähnliche, bereits früherhin von Anderen in Kupfer geliefert worden waren, oder daſs es nur in unbedeutenden Kleinigkeiten von einander abweichende Stücke der Sammlung ſelbſt ſind. Warum z. B. eine ſo häufig vorkommende Münze Harun's vom J. 190, als No. XXXIII iſt, deren ähnliche bereits von Anderen im Kupferſtich geliefert ſind, und die auſser dem ه, *h*, nichts Anmerkenswerthes enthält, graviren laſſen? Sie iſt eine der allergewöhnlichſten Abbaſidenmünzen, und findet ſich, auſser in den von unſerem Vf. namhaft gemachten Muſeen, noch im Aſiatiſchen Muſeum in Petersburg, im Nejelow'ſchen zu Kaſan, im Roſtocker, von *Adler* herrührend; im Gothaer, Dresdner, Stockholmer. — Dagegen ſind wirklich merkwürdige und vorher noch unbekannte Stücke bisweilen ungravirt gelaſſen, wie z. B. die bald auf die eben genannte folgende No. XXXVI, eine Kupfermünze Mamun's, die بكوفة geprägt ſeyn ſoll, — was nicht daſtehen kann: denn es müſste بالكوفة heiſsen — und auf deren Kehrſeite im Felde zu oberſt موفق ſtehen ſoll (woran wir ſehr zweifeln), und zu unterſt عدل. So hätte auch die Münze des Seldſchuken Kai-Chosru II (No. CV), die vom J. 641 ſeyn, und doch noch den Namen des Chalifen Muſtanſir führen ſoll, nothwendig gravirt worden ſeyn ſollen, wenigſtens jenes Jahr und dieſer Name; ſind doch ſo viele andere Münzen deſſelben Seldſchuken-Sultans, bey denen es gerade nicht nöthig war, in Kupfer geſtochen worden. So weiſs man auch nicht, wie denn die *due ſequi o lettere incerte* ausſehen, die auf der Samanidenmünze No. LXXXI ſtehen ſollen.

Der Stich der Kupfertafeln iſt im Ganzen gut, jedoch, wie es uns vorgekommen iſt, ſchwerlich immer treu genug, wie z. B. Tab. II, 1: كرمان ſtatt بكرمان, wie ſicher auf der Münze ſtehen wird; und es iſt uns oft unmöglich geweſen, in dem Kupferſtiche das wieder zu finden, was der Vf. auf der Münze ſelbſt geleſen hat, z. B. No. XI. Ein unangenehmer Umſtand iſt es auch, daſs auf den Kupfertafeln die Münzen nicht in der Ordnung, wie ſie in der Beſchreibung aufgeführt ſind, auf einander folgen, ſondern meiſtens bunt durch einander gemengt ſind, wahrſcheinlich weil ſie nicht von dem Vf. der Beſchreibung ſelbſt für den Kupferſtecher geordnet worden.

Die arabiſchen Lettern endlich, die zum Drucke dieſes ſonſt ſehr ſplendiden Werkes gebraucht worden ſind, ſind nichts weniger, als ſplendid. Sie ſind im Gegentheil ziemlich ſchlecht, faſt den Roſteckern, zu *Tychſens* Schriften gebrauchten ähnlich, und haben mitunter Züge, die der arabiſchen Schrift durchaus fremd ſind.

St. Petersburg, im März 1822. *Fraehn.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, b. Lentner: *Die reinmenschliche Ansicht der Ehe, mit Erläuterungen über das Höchste der Menschheit.* Jedem denkenderen Freunde des Schönen, von *J. Salat*, Professor. 1808. 148 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Es mag wohl sehr auffallen, dass ein katholischer Geistlicher, ein Cölibateur, über die Ehe schreibt. Aber wenn man bedenkt, dass hier von dem in der Ehe die Rede ist, was gerade den meisten Praktikern in derselben mangelt, dass der Vf. von Allen, die ihn kennen, das allgemeine Zeugniss hat: „Er halte das Cölibat genau, und sey zugleich dessen erklärter Gegner," und dass diejenigen, die eine Sache treiben, zuweilen auch von denen, welche die nämliche Sache nicht treiben, einen zweckmäsigeren Unterricht erhalten können, als sie sich selbst zu geben vermögen: so fällt das Auffallende von selbst weg, und alle weisen und guten Eheleute und Ehestandscandidaten werden dem ehelosen Lehrer für das nützliche Büchlein, das wir anzuzeigen im Begriffe stehen, herzlich danken.

Die Hauptgrundsätze des Vfs. über die Ehe sind folgende: Die Ehe, als reinmenschliches Institut, behauptet einen eigenen Charakter der Heiligkeit und der Würde. Hiemit schwebt dem Gesetzgeber im bürgerlichen Vereine selbst ein Ideal vor, das, obwohl nie völlig erreichbar, doch immer völliger erreicht werden soll. Denn auf diesem Grunde beruht sowohl die wahre Sicherheit und Dauer des Staats, als die Veredlung und das wahre Glück der Menschheit. Dieser höhere Charakter beruht auf der Liebe, im reinen Sinne dieses Wortes, sofern dieselbe auch in der Geschlechtsliebe, im Gegensatze mit der Wollust, als bestimmendem Grunde, nicht verkannt werden darf. Daher keine Ehe oder Heirath ohne Liebe! — Da die Liebe als solche auf Achtung gegründet, und davon unzertrennlich ist: so sind nur unverdorbene oder moralisch gute Menschen der Ehe empfänglich. Daher gilt in einem wohlgeordneten Staate die Regel: Niemand darf heirathen, der sich nicht in seinem Kreise, wo er von den Vorgesetzten nach sicheren Regeln der Menschenkunde wohl erkannt werden musste, als einen unbescholtenen und rechtschaffenen Menschen bewährt hat. Ausser dem moralischen Theile, welcher demnach in der Achtung und dem entsprechenden Wohlwollen besteht, liegt in der Geschlechtsliebe als solcher ein physischer Theil, welcher dann wie von selbst, d. h. nach einem Gesetze der (physischen) Natur, hinzukommt. In sofern gehört die Befriedigung des Geschlechtstriebes und die ihr entsprechende Erzeugung der Kinder zum Wesen der Ehe. — Wo die Liebe (in ihrer wesentlichen Differenz von der blossen Leidenschaft oder Verliebtheit sowohl, als von der Wollust) sich findet, da herrscht, wenn auch die letzte als Folge eintritt, der moralische Theil vor, und damit ergiebt sich dann wieder, wie von selbst, unter der Leitung des sittlichen Princips, derjenige Grad von Schamhaftigkeit und Mäsigung, wodurch der Naturzweck, die Erzeugung gesunder und kräftiger Kinder, am besten erreicht wird. Im Ganzen oder genau betrachtet, gedeiht selbst die Schönheit (von dieser äusseren physischen Seite) nur im Elemente der Sittlichkeit. — Da sich die Achtung, und hiemit die Liebe, nur auf moralische Wesen (Personen) bezieht, oder nur gegen solche Statt findet: so hängt mit der reinen, d. h. eigentlichen Geschlechtsliebe auch die Sorge für die Erziehung der Kinder genau zusammen, und der natürliche Zug der Sympathie zu denselben, insbesondere der schöne Muttertrieb, erhält durch die Achtung eine höhere Richtung, Festigkeit und Dauer. So erscheint die Geschlechtsliebe nothwendig als mütterliche und väterliche Liebe, und die Erziehung gehört zur Wesenheit der Ehe. Dem Staate sowohl als der Menschheit ist nun dadurch gedient, dass Wesen entstehen oder heranwachsen, die nicht bloss die äussere Form der Menschheit an sich tragen. — Zugleich unterscheidet man zwischen dem inneren und dem äusseren Bande der Ehe. Jenes wird von der Liebe (und daher von den Liebenden selbst) geknüpft, und eben darauf beruht das Wesen, und in sofern die Existenz der Ehe, so dass wohl eine wahre Ehe ohne das äussere Band, aber nicht mit diesem allein Statt finden kann. Dieses wird vom Staate und der Kirche geknüpft, zum Behufe der Ordnung in ihrer Sphäre als Bestätigung oder Sanction.

Rec. ist mit dem Systeme dieser Grundsätze ganz einverstanden. Dieselben werden vom Vf. in seiner, den Lesern seiner früheren Schriften bereits bekannten, Manier und Philosophie aus einander gesetzt und bewiesen. Die umständlichen Erläuterungen enthalten: I. Grundsätze oder von dem Einen. Blicke auf das Höchste, in seiner Beziehung auf den Menschen. II. Liebe, oder über die reine und umfassende Bedeutung dieses Wortes. Blicke auf den Mönchsgeist und den Weltgeist. Anhang mit einer kritischen Zugabe.

LMO.

Quedlinburg u. Leipzig, b. Basse: *Die rothe Mappe. Erzählungen und Aufsätze*, vom Vf. der Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. 1817. 168 S. 8. (22 gr.)

Der Inhalt dieses Büchleins weist folgende Mittheilungen nach: 1) *Attila, König der Hunnen.* 2) *Jugendglück und Reminiscenz.* 3) *Über die mythischen Begriffe der Alten.* 4) *Die Prahler.* 5) *Historische Kleinigkeiten.* 6) *Die menschliche Seele ist dem Wechsel der Vervollkommnung und des Leidens unterworfen.* 7) *Über den Begriff der Tugend und der Pflicht.* 8) *Ausflüchte in den Harz. Bergstädte, Harzflüsse, die Baumanns- und die Biels-Höhle, Ruinen, der Ilsenstein, die Rosstrappe.* — Es giebt Schriftsteller, die durch den ihnen eigenthümlichen

Charakter der Mittelmäſsigkeit eine Art von Vielſeitigkeit erhalten; zu dieſen gehört der Vf. der vorliegenden rothen Mappe, der Wundergeſchichten und Legenden der Deutſchen, welcher, wenn wir nicht irren, auſserdem in der Jugendzeitung und in der *Heinemanniſchen* jüdiſchen Zeitſchrift über Vieles und Mancherley ſich hat hören laſſen; auch in verunglückten poetiſchen Verſuchen überall Mittelmäſsigkeit documentirt. Ausgerüſtet mit dieſer Eigenſchaft, muſs es ihm leicht werden, Schriften der vorliegenden Art zu verfertigen. — Mit dieſer Anerkennung verbinden wir den Wunſch, daſs es dem Vf. gefallen möge, anſtatt ſolcher leicht aufgeraffter Waare durch ernſten Fleiſs zu tüchtigen Schriftſtellerarbeiten ſich zu bilden, und erſt dann die Feder zur Hand zu nehmen. — Die *Ausflüchte* in den Harz, die wohl *Ausflüge* heiſsen ſollten, erinnern an die berüchtigten Autormiſsgeburten eines gewiſſen Hn. *Krieger*, der über das Alexisbad und über die Badethäler viele Bogen vollgeſchrieben, und in den Druck gegeben hat, ohne daſs man weiſs, was oder wohin er will — das gewöhnliche Loos unberufener Schriftſteller! — Das leichte Geſindel der *Ausflüchte* darf nie verwechſelt werden mit dem ernſten Tagewerke der *Ausflüge*.

q. q. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Wittenberg*, b. Seibt: *De ſcholae Torgavienſis conſtitutione ac forma, fatisque ejus recentiſſimis breviter commentatus.* Praeclariſſ. Virorum ejusd. ſcholae praeceptorum *Jo. Frid. Lindemanni*, Rect., *G. W. Mülleri*, Conrect., *C. E. Bergeri*, AA. M. Subrect. et *G. W. Thomae*, AA. M. Coll. V. d. 27. Apr. MDCCCXV. publice inaugurandorum ſolemnia indicit *Frid. Leber. Koch*, SS. Th. D. Torg. Dioec. Sup. Eccleſ. Paſt. et Schol. Inſp. 54 S. 8.

Es iſt ein verdienſtliches Unternehmen, das Andenken an die Stiftung und allmähliche Fortbildung der gelehrten Schulen durch ſolche Gelegenheitsſchriften zu erneuern und zu erhalten. Der Vf. hat ſich dadurch nicht nur den Dank ſeiner Mitbürger, ſondern auch anderer, an den Schickſalen der ſächſiſchen gelehrten Schulen Theil nehmender Vaterlandsfreunde erworben. Das Lyceum zu Torgau gehört zu den älteſten Bildungsanſtalten Sachſens; es wird ſchon 1386 erwähnt, obgleich ſeine früheſte Beſtimmung nur die Beſorgung des Gottesdienſtes war. Zu Anfange des 16 Jahrhunderts wuchs die Frequenz, und wurde in der Folge immer ſtärker. Die früheſten Rectoren ſind nicht genau zu beſtimmen. Beſonders aber war es in groſser Achtung zu den Zeiten Luthers, welcher die Schulen zu Zwickau und Torgau als „*zwey treffliche und köſtliche Kleinod*" an verſchiedenen Stellen preiſt. Er ſelbſt und Melanchthon entwarfen für die Schule eine neue „*Ordenung der Lehre auf bit eins Rats zu Torgaw* 1531," welche der Vf. aus dem Originale S. 42 — 54 mitgetheilt hat, woraus man den Standpunct des damaligen Unterrichts hinlänglich erſehen kann. Melanchthon nennt ſie *ſchola Angelienſis*, weil er glaubte, daſs die Stadt *Angelia*, die Ptolemäus an die Elbe ſetzt, Torgau ſey. Hierauf erwähnt der Vf. noch der Schenkungen, welche die Schule erhielt, und anderer früher Einrichtungen, meiſtentheils mit untergelegten Worten der Urkunden. Vom Churfürſten Morits wurde das Franciscanerkloſter für die Schulgebäude bewilligt, aus denen der kurz vorher beendigte Krieg die Bewohner entfernte, wozu der Tod und Weggang mehrerer Lehrer kam, deren Wechſel in der neueſten Zeit ſchnell auf einander folgte, bis die genannten Männer mit freudigen Hoffnungen für die Zukunft angeſtellt wurden.

H.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Fragmentum codicis manu exarati, antiquam verſionem Ariſtotelis olim complexi*, evulgavit ejusque auxilio Graeca Ariſtotelis emendavit ſimulque ad ſolemnes ludos literarios in (noſtro) Lyceo concelebrandos invitavit *Fridericus Lindemann*, Rector Torganus. 1815. 22 S. 8.

Die ehrenwerthe Einrichtung unſerer Vorfahren, daſs an jeder gelehrten Schule jährlich wenigſtens ein lateiniſches Programm geſchrieben werde, ſollte billig allgemein höher geachtet werden, und nicht an manchen Orten ganz einſchlafen. Der Vf. wählte hiezu einen ſehr ſchicklichen Gegenſtand, der einer öffentlichen Bekanntmachung ſehr würdig war. Er fand nämlich in der Bibliothek ſeines Schwiegervaters ein Buch mit pergamentnem Bande, der nach erfolgter Reinigung und näherer Unterſuchung ein Stück von einer alten lateiniſchen Überſetzung des Ariſtoteles aus den *Analyticis* enthielt. Die Form iſt in Quart, und man kann unter den fünf verſchiedenen Händen, welche am Rande und zwiſchen den Zeilen Bemerkungen beygeſchrieben haben, die urſprüngliche ſehr zierliche bald unterſcheiden. Wir bedauern, daſs der Vf. nicht hinzugefügt hat, ob ſich aus den Schriftzügen nicht das Alter der Handſchrift errathen laſſe, und ob nicht etwa dieſe lateiniſche Überſetzung mit einer von den vielen alten gedruckten übereinſtimme. S. 8 — 15 findet ſich das buchſtäblich abgedruckte Fragment mit dem gegenüberſtehendem griechiſchen Originale, das nach der Überſetzung verbeſſert worden iſt, mit untergeſetzten Lesarten der Ausgabe von *Buhle*. S. 16 — 21 folgen Anmerkungen, welche über die vorgenommenen Änderungen weitere Rechenſchaft geben. Das gelehrte Publicum wird dem Vf. für die Bekanntmachung dieſes Fragments gewiſs ſehr verbindlich ſeyn, da ſich aus demſelben mehrere ſehr wahre Verbeſſerungen des Textes ergeben.

H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1822.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache* *). Erstes Stück. 1818. 264 S. Zweytes Stück. 1818. X u. 318 S. Drittes Stück, von zwey Steindrucktafeln begleitet. 1819. VI u. 394 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Am ersten Tage des Jahres 1817 erhielt Hr. Prof. *Grotefend* in Frankfurt a. M. (jetzt Director in Hannover), wie er selbst zu Anfange des ersten Stückes erzählt, von dem Hn. OCR. *Breidenstein* in Homburg vor der Höhe ein Schreiben, mit der Auffoderung, einen Verein von Gelehrten dortiger Gegend zu stiften, der es sich angelegen seyn liesse, zur Veredlung und Verherrlichung unserer Muttersprache sein Möglichstes beyzutragen. Hr. *Grotefend* theilte sein, durch diese Auffoderung bestimmtes Vorhaben mehreren gelehrten Freunden mit, und sah sich schon am zehnten Tage desselben Jahres im Stande, die erste Zusammenkunft des neugestifteten Vereins zu veranlassen. Der Zweck dieses Vereins ist, wie S. 9 des ersten Stückes gesagt wird: *beyzutragen zur Fortbildung der Muttersprache* in Bezug auf Reinheit und Reichthum, Richtigkeit und Bestimmtheit, Schönheit und Würde derselben.

Zur Fortbildung einer Sprache kann nun auf zweyfache Weise beygetragen werden: erstens und unmittelbar von dem *Sprachkünstler*, vornehmlich von dem Dichter und Redner, wenn er durch den Gebrauch neuer Wörter und Wortstellungen, die ihm die Idee gebietet, die Sprache bereichert, und durch Anwendung reiner, richtiger Formen und bestimmter Ausdrücke dieselbe veredelt; sodann von dem *Sprachforscher*, durch Begründung und Entwickelung der Wissenschaft der Sprache. Da nun die besseren productiven Schriftsteller schon als solche ohne weitere Verabredung zur Fortbildung einer Sprache mitwirken: so kann ein engerer Verein zu diesem Zwecke nur dann die Sache besonders fördern, wenn *Sprachforscher*, um zu erwirken, was dem Einzelnen nur schwer oder gar nicht gelingen könnte, ihre Kräfte vereinigen, und durch gemeinschaftliche Berathung ihre Wirksamkeit vor Irrthum möglichst sichern. Ausserdem aber kann ein solcher Verein von blossen Sprachforschern nicht anders, als durch Ausbildung der Sprachwissenschaft die Fortbildung der Sprache selbst vorbereiten, also nur mittelbar zu derselben beytragen. Zwar hat es der frankfurtische Verein nicht deutlich ausgesprochen, dass sein nächster Zweck bloss Ausbildung der Sprachwissenschaft sey; aber schon der Zusatz: „Besonders wird er sich bestreben, durch vielseitige Erwägung dessen, was noch streitig ist, zu einer entschiedenen Gewissheit zu gelangen," und der Inhalt der vorliegenden drey Stücke beweisen zur Genüge, dass er sich diese engere Bestimmung, als die einzige, die ein solcher Verein erreichen kann, wirklich gegeben hat.

Die hier zunächst sich anreihende Frage, auf welchem Wege sich diese Bestimmung am sichersten erreichen lasse, muss mit sorgfältiger Berücksichtigung des jetzigen Standes der Sprachwissenschaft beantwortet werden. Rec. glaubt aber nicht zu viel zu sagen, wenn er behauptet, dass der deutschen Sprachkunde nichts Geringeres noth thut, als eine wissenschaftliche Begründung selbst. Was unsere Sprachlehren von Etymologie und Orthographie geben, ist eine Sammlung von mancherley Regeln, ohne allen inneren Zusammenhang, da die Wissenschaft von dem Wesen und der Bedeutung der Sprachelemente und von den Gesetzen ihrer Verbindung und schriftlichen Bezeichnung, die das Fundament jener seyn sollte, noch fast ganz im Dunkeln liegt. Ebenso wenig kennen wir eine eigentliche Satzlehre, wenn man nicht ein principloses Allerley, das *Adelung* und einige Andere gegeben haben, so nennen will. Bloss die Wortformenlehre wird zuweilen mit einiger Wissenschaftlichkeit behandelt. Ein Verein also, der in dieser Hinsicht das Höchste leisten wollte, müsste die zusammengehaltenen Kräfte vor Allem dazu aufbieten, die Wissenschaft der Sprache, besonders des Körperhaften derselben, tiefer zu begründen, um hernach das Gebäude derselben sicher aufführen und im Einzelnen vollenden zu können. Die bisher erschienenen Beyträge des frankfurtischen Gelehrtenvereins zeigen, dass er diesen Weg, der ihn gerade zu der Lösung seiner Aufgabe geführt haben würde, nicht eingeschlagen hat; nur einzelne

*) Die ersten beiden Stücke sind bereits von einem anderen Hn. Mitarbeiter in unserer A. L. Z. 1819. No. 188 beurtheilt worden. Zur Empfehlung eines so wichtigen und erfolgreichen Unternehmens schien es zweckmässig, bey der Recension des 3ten Stückes auch der ersten beiden nochmals zu gedenken.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

Theile der Sprachlehre, auf welche die Wahl der vereinten Gelehrten fiel, haben eine genauere Erörterung und weitere Ausbildung erhalten.

Die Bedeutung, welche dieser Verein für die deutsche Sprache hat, läfst sich nach dem Gesagten ziemlich genau bestimmen: er hat Beyträge zum künftigen Bau der Wissenschaft derselben geliefert. Was diese Beyträge selbst betrifft: so muss ihnen Rec., der die Namen eines *Grotefend* und *Herling*, die der Verein zu seinen thätigsten Mitgliedern zählt, achten gelernt hat, im Allgemeinen das Prädicat der Vorzüglichkeit beylegen. Sollte er sich darum veranlasst gefunden haben, Besonderes und Einzelnes zu tadeln: so will er diess nur dadurch erklärt wissen, dass die Trefflichkeit mancher Leistungen ihn bestimmt haben, die höchsten Anfoderungen geltend zu machen.

Den gröfsten Theil des ersten Stückes nimmt die Abhandlung ein: *Dr. Martin Luthers Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Sprache*, geschildert von *G. F. Grotefend*. — Neues hat der Vf., wie er selbst sagt, hier nicht geben wollen; dagegen gebührt ihm das Verdienst, das Bekannte zweckmäfsig zusammengestellt zu haben. Vorerst wirft er einen Blick auf die Verhältnisse, unter denen sich von den ältesten Zeiten her unsere Schriftsprache, das Hochdeutsche, entwickelt hat. Wenn er hier die Trennung der deutschen Sprache in ober- und niederdeutsche durch verschiedenzeitige Einwanderungen erklärt: so kann diess nur als Annahme gelten, indem ja auch bey einer gleichzeitigen Einwanderung die Volksthümlichkeit und Sprache des Süddeutschen sich unter den verschiedenen historischen und physischen Verhältnissen anders ausbilden musste, als die des Norddeutschen. Nach dem Vorgang von *Klopstock* und *Voss* wird dann gezeigt, dass unser jetziges Hochdeutsch zwar zunächst aus dem Oberdeutschen hervorgegangen, aber nicht eine landschaftliche Mittelgattung des Ober- und Niederdeutschen, sondern ein aus den vereinigten Sprachschätzen hervorgehobenes und allmählich geregeltes Deutsch ist, das als feinere Schriftsprache dem Gemeindeutschen entgegensteht. Luther hat demzufolge die hochdeutsche Sprache nicht sowohl erbildet, als vielmehr nur ausgebildet, und durch seine Bibelübersetzung wesentlich für Reichthum und Reinheit derselben mitgewirkt. Diess wird im letzten Theile der Abhandlung meist nach *Teller* ausführlich aus einander gesetzt. — Die zweyte Abhandlung enthält: *Sprachbemerkungen (?) über den Titel des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache*, von *Demselben*. Dieser Aufsatz beurkundet die umfassende Gelehrsamkeit des Vfs., verräth aber zugleich einen auffallenden Mangel an dialektischer Kunst, an Kraft in der Scheidung, an Gewandtheit in der Bewegung der Gedanken. Mit einer Gründlichkeit, die in seliger Beschauung der Gründe das Resultat vergisst, werden hier über den Unterschied der Endsylben *er* und *isch*, und manches damit Zusammenhängende, vielerley schätzbare Bemerkungen mitgetheilt, aber auch eine Menge schiefer Ansichten aufgestellt, und wunderliche Subtilitäten der Sprache angedichtet. Der Vf. sagt u. A. S. 185: „Die Endungen *ig* und *lich* geben an, was einem Dinge *vermöge seiner Natur* zukommt; die Endungen *icht* und *isch* aber, was *seiner Natur zuwider* ist.“ Demnach wäre ein *närrisches* Benehmen *contra naturam* des Narren, und die *Himmlischen* wären der Natur des Himmels zuwider! S. 181 sagt derselbe: „Die Ableitesylbe *isch* ist nicht, wie *Willenbücher* meint, aus der zweyten Fallform auf *s* mit angehängtem *ig* entstanden, sondern durch Vertauschung des Hauchlautes mit dem Zischlaute aus *ich* entsprungen, welche der griechisch-lateinischen Endung *icus* gleicht.“ Rec. weiss gar wohl, dass man dieses *icus* und ικός mit εικός, eigentlich einem Particip von εἴκω, zusammengestellt hat; fragt aber doch: woher denn *ius* und ιος, von denen *inus* und *icus*, ινος und ικός u. a. doch nur späterhin unterschiedene, zum Theil ihrer Abweichung nach durch etymologische Gründe bedingte Formen sind? Schon der Gang der Sprachbildung weist offenbar darauf hin, dass diese Adjectiven nichts Anderes, als erweiterte Genitivformen sind. Von den Possessiv-Pronominen nicht zu reden: so ist *regius* ein erweitertes *regis*, πάτριος nichts weiter, als der adjectivisch gestaltete Genitiv πατρός. In *hosticus*, βοϊκος u. a. ist bloss ein Gaumenlaut zum Halt der Sylbe eingeschoben. So ist auch *isch ursprünglich* das alte Genitivzeichen *is*, nur verstärkt, und in der Folge der Zeit analog auch an andere Wörter gehängt. Man darf, um sich hievon, hinsichtlich der germanischen Sprachen, zu überzeugen, nur das Schwedische vergleichen, wo ein an das *s* des Genitivs tretendes *k* die dem deutschen *isch* entsprechende Adjectivendung *sk* bildet. Wie dort *människja* aus dem Genitiv von *man*, so ist im Deutschen *Mensch* aus *Mannis*, *Mennesco* (Mannes), nicht aber aus einem *Männich* entsprungen, dessen jemalige Existenz schwer zu erweisen seyn möchte. — Dem Resultat nach, das hier zwar *auf* die Gründe, aber, wie wenigstens Rec. meint, nicht *aus* ihnen folgt, ist die *Er*-Form minder edel, und nur in *volkthümlicher* (*sic!*) Sprache zu gebrauchen. Rec. hält das *er*, von dem hier die Rede ist, für eine blosse Abkürzung von *erisch*, und giebt dem Vf. darin Recht, dass dasselbe mehr für den bürgerlichen Verkehr, als für den höheren Stil geeignet sey; sonst aber sind die meisten hier angegebenen Unterschiede gewiss chimärischer Natur. Die Behauptung, dass diese Gebilde auf *er* Hauptwörter seyen, wird zudem schon durch ihre leichte adjectivische Betonung widerlegt. — Den hier aufgestellten Ansichten ist die Abhandlung: „*Wie unterscheiden sich die von Länder- und Städte-Namen abgeleiteten Wörter auf er und auf isch nach heutigem Sprachgebrauche?* (Von *W. H. Seel*) wenigstens zum Theil entgegengesetzt. Nach Hn. *Seel* sind Zusammenstellungen, wie „*Nierensteiner Wein*,“ als Apposition zu betrachten, und das erste Wort ist durch *Landsmann* und andere Wörter zu erklären. „Ich bin ein Frankfurter Schulmann, Kaufmann u. s. w. heisst: meine dermalige Schulmannschaft, Kaufmannschaft u. s. w. ist in Frankfurt geboren, Frankfurt ist ihr Geburtsort“ (!!!). — Zur Bestreitung dieser Ansicht folgen noch: *Einige Gegenbemerkungen zu vorstehender*

Abhandlung über die Er- und Isch-Geforme, von *G. F. Grotefend*. So nehmen dann die Verhandlungen über diese Geforme mehr als hundert Seiten ein. Wenn der Verein auf diese Art die ganze deutsche Sprachlehre bearbeitete: so würde ein Buch erwachsen, gegen dessen Studium das Erlernen der chinesischen Sprache eine Kleinigkeit wäre. — Eine andere Abhandlung von *Grotefend* beantwortet die Frage: *Wie unterscheiden sich Gesellschaft und Verein?* Wie der Vf. hier darthut, bezeichnet *Sammlung* blofs ein Beysammenseyn lebloser Dinge, *Versammlung* ein Beysammenseyn von Personen, *Gesellschaft* überhaupt eine Verbindung mehrerer Personen zu einem Ganzen; *Verein* aber deutet auf Einheit des Zweckes hin, und schliesst alles Ungleichartige als *unvereinbar* aus. — In einem Anhange sucht Hr. Rath *Schödde* das Unpassende der Ausdrücke *Ausschuss* und *Körper* zur Bezeichnung mancher Begriffe nachzuweisen.

Des *zweyten Stückes* erste Abhandlung beschäftigt sich mit der alten Streitfrage: „*Sollen wir uns Deutsche oder Teutsche nennen?*" Diese Erörterung, ebenfalls von Hn. *Grotefend*, ist reich an gelehrten Notizen und gelegentlichen feinen Bemerkungen, besteht aber aus zusammengetragenen Massen, in denen der Puls dialektischen Lebens nicht schlägt. Allerdings sind hier auf 102 Seiten viele Gründe aufgezählt, die für den vom Vf. in Schutz genommenen weichen Laut sprechen; allein wenn man blofs dasjenige dagegen hält, was *Radlof* in den *Sprachen der Germanen* und in der *Schreibungslehre* für den harten Laut vorgebracht hat: so bedauert man, dafs eine Streitfrage nicht liegen bleibt, über die man doch vor eitel Gründen sobald nicht zur Entscheidung kommen wird. Neues hat Rec. überdiefs in vorliegender Abhandlung nicht gefunden, ausser etwa die sonderbare Behauptung: „dafs das *T* meist nur den Sonderlingen eigen sey." — Die zweyte Abhandlung dieses Stückes: *Das Wort Sprache, nach allen seinen Beziehungen erläutert* von *G. F. Grotefend*, verdient das Lob, dafs die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Sprache und anderer damit verwandter Wörter mit vielem Fleifse aufgezählt und erläutert sind. Dasselbe gilt von dem Anhange: *Über die Zusammensetzungen der Wörter mit Sprechen, Sagen und Reden.* — *G. F. Grotefend's Bemerkungen zum Grundrisse der reinen allgemeinen Sprachlehre*, von *G. M. Roth*, Dr. und Prof. Frankf. 1815 — sind ein sehr schätzenswerther Beytrag zur allgemeinen Sprachkunde. Da Hr. *Grotefend* selbst den Wunsch ausspricht, dafs diese Bemerkungen recht vielen Widerspruch finden möchten, damit dadurch die Wahrheit herausgefunden werde: so will Rec. Einiges, das nach seiner Ansicht irrig ist, hervorheben, bedauert aber, dafs der Raum dieser Blätter ihm die Entwickelung seiner Ansichten auf eine mehr positive Weise nicht gestattet. Er wird dabey sich an die Worte des Vfs. halten: „Wenn ich in diesen Bemerkungen nur als Tadler erscheine: so gebe ich dadurch meinen Beurtheilern den Massstab ihres Verfahrens an, weil es mir hier nicht um Lobpreisung des Guten, sondern um Ausfichtung des Irrigen von dem Wahren zu thun ist." Was hier vorerst über die einleitenden Begriffe in genauerer Beziehung auf *Roths Grundrifs* gesagt ist, mufs Rec., der darin dem Vf. im Allgemeinen beystimmt, übergehen, um sich bey den positiven Ansichten desselben etwas länger verweilen zu können. Unter diesen aber müssen die von der Comparation und Conjugation, welche der Vf. von S. 204 — 227 entwickelt, als ganz vorzüglich zuerst genannt, und jedem Sprachforscher zur Beachtung empfohlen werden. S. 189 ist ein Gedanke hingeworfen, den Rec., der ihn schon an mehreren Orten entwickelt, gern auch von Hn. *Grotefend* vollständig ausgeführt gesehen hätte. Es ist diefs die Unterscheidung der Declination in Zahl- und Fallwandelung, die in der Sprache besteht, und in der Sprachlehre nothwendig beachtet werden mufs, wenn anders das Declinationssystem jemals in Licht und Ordnung erscheinen soll. Mit einer Gedankenlosigkeit, die wirklich Verwunderung erregt, haben bisher die deutschen Sprachgelehrten, irre geleitet durch die alten Sprachen, ganz verschiedene Dinge, wie die Bezeichnung der Mehrzahl und die Bezeichnung der Verhältnifsfälle sind, unter dem Namen Declination mit einander vermengt. *Adelung* nahm noch aus guten Gründen für die Declination im Deutschen einen doppelten Eintheilungsgrund an, nämlich den Genitiv des Singularis für die Fallwandlung, und den Nominativ des Pluralis für die Zahlwandlung. Diefs wurde ihm von seinen Nachfolgern aus einem offenbaren Missverständnisse der Logik zum Fehler angerechnet, und nun Alles nach *einem* Eintheilungsgrunde unterschieden, demnach wurden die Arten, wie von der Einzahl die Mehrzahl gebildet wird, nach dem Genitiv der Einzahl, oder umgekehrt die Arten der Verhältnifsbezeichnung nach dem Nominativ der Mehrzahl abgetheilt. Daher dann die Verwirrung, in welcher sich diese Lehre befindet, und die nur durch Beachtung des inneren Unterschiedes, den hier die Sache in sich trägt, beseitigt werden kann. — Die Anwendung der Kategorieen der Relation auf die Casus, welche der Vf. macht, führt dagegen zu keinem sicheren Resultate. Der Genitiv bezeichnet nicht blofs das Verhältnifs der Inhärenz, sondern jedes unmittelbare Verhältnifs überhaupt; der Dativ nie das der Wechselwirkung, oder, wie der Vf. sagt, der Reciprocität, nicht einmal das des Zweckes, *wozu* Etwas ist, welches wenigstens im Deutschen immer durch Verhältnifswörter angegeben wird, sondern lediglich das des Subjects, *für* das Etwas ist. Ebenso läfst sich, wie Rec. nachher beweisen wird, der Begriff der Redeweisen oder *modus* schlechterdings nicht nach den reellen Formen, was der Vf. versucht, sondern nur nach den logischen Formen der Modalität bestimmen. Was ferner S. 249 — 256 über das Bindewort gesagt wird, ist zwar bereits in eine der neuesten deutschen Regellehren ohne weitere Kritik übergegangen; gleichwohl kann es Rec. nur als einen mislungenen Versuch zur Begründung dieser Lehre betrachten. Was vorerst die Eintheilung der Conjunctionen in Bindewörter, d. i. solche, die einzelne Satztheile mit einander verbinden, und in Fügewörter, d. i. solche, die dazu dienen, mehrere zu ein-

ander gehörige Sätze nach den Gesetzen des Denkens zu ein grösseres Ganzes zusammenzufügen, betrifft: so muss Rec. das Daseyn von Bindewörtern in diesem Sinne des Wortes gänzlich leugnen, da es keine Conjunctionen giebt, die *bloss* Satztheile verbinden, und alle Verbindung der Sätze nach den Gesetzen des Denkens geschieht. Die anreihenden Bindewörter theilt der Vf. wieder in copulative, disjunctive, adversative und comparative; aber schon die Wortfolge der comparativen Sätze zeigt unverkennbar, dass die letzten mit den drey ersten nicht in eine Classe gehören, sondern zu den Fügewörtern, im Sinne, den der Vf. damit verbindet, zu rechnen sind. Rec. bekennt gern, dass er es nicht versteht, wenn das restrictive Bindewort *in sofern* S. 254 ein einverleibendes genannt, und dabey gesagt wird, dass man diese Classe von Bindewörtern bisher ganz übersehen habe. Was S. 254 ferner über die Causalität gesagt ist, wird der Vf. gewiss zurücknehmen, wenn er bedenkt, dass die Causalität hier nicht Gattungsbegriff ist, dass vielmehr der Grund sich in die vier Arten des Erkenntnissgrundes, des Seynsgrundes (*rationis essendi*), der Endursache (*causae finalis*), und der Bedingung unterscheidet, und nur das Verhältniss des Seynsgrundes zu seiner Folge (Wirkung) in Wahrheit Causalität zu nennen ist. Wie das Verhältniss von Grund und Folge, sind auch die begründenden Bindewörter viererley. Hiemit fällt die in der That künstliche Herleitung des Begriffes der finalen Conjunctionen aus dem der Wechselwirkung (S. 256) von selbst hin. — Die bisher wenig geregelte Lehre von den Conjunctionen, die das Verhältniss der Sätze und Satztheile zu einander bezeichnen, lässt sich leicht ordnen, wenn man sie eben nach diesem Verhältnisse abtheilt. Da dieses nun entweder das der Beyordnung oder das der Unterordnung ist: so zerfallen auch die Conjunctionen im Allgemeinen in beyordnende und unterordnende. Jene lassen sich wieder in Bindewörter der Einstimmung und Entgegensetzung mit ihren Unterarten; diese aber nach den Verhältnissen von Grund und Folge, der Zeit, des Ortes und der Vergleichung abtheilen. Die drey letzten grenzen natürlich an das Adverbium, wie die ersten an die Präpositien. Was der Vf. unter dem erweiternden Bindeworte verstehe, ist Rec. nicht ganz klar; nach den angefügten Beyspielen zu urtheilen, rechnet er aber die Conjunction *dass* dahin. Über diese sind nun freylich die Sprachlehrer durchaus nicht im Reinen. Wenn man bedächte, dass der Satz nicht weniger, als das Wort, in alle nur denkbare Verhältnisse treten kann, die doch auf irgend eine Weise an demselben bezeichnet werden müssen; wenn man ferner den Charakter und die Wesenheit der neuen Sprachen von dem der alten streng zu scheiden verstände: „so würde man in diesem Bindeworte nichts Anderes finden, als den *Artikel des Satzes*. Der Artikel ist überhaupt, seinem Ursprunge und seiner Wesenheit nach, ein Pronomen, und diesen Ursprung, diese Bedeutung, kann in keiner Sprache das sogenannte circumscriptive Bindewort *ut* (*ὅτι*), *quod*, *che*, *que*, *dass*, *that*, *at* u. s. w. verleugnen. Übrigens braucht Rec. kaum zu erinnern, wie unpassend es ist, bloss den Satz mit *dass* einen erweiterten oder circumscriptiven zu nennen, da man ja jedes Urtheil als einen getheilten Begriff, jeden Satz als ein aus einander gezogenes Wort betrachten kann. — S. 256 geht der Vf. zu der Lehre von den Sätzen über. Rec. muss gestehen, dass er hier manches Gedachte gefunden hat, wünscht aber um des verdienstvollen Vfs. selbst willen, dass er den hier gemachten Versuch, die Logik zu berichtigen, entweder unterlassen, oder doch nicht mitgetheilt hätte: denn Vieles, was er behauptet, beweist, dass ihm die Lehre vom Urtheil in der *Kantischen* Darstellung, von welcher er ausgeht, durchaus noch nicht klar geworden ist. Was soll man z. B. dazu sagen, dass der Vf. an die Stelle des limitirenden Urtheils das disjunctive als Synthesis der Bejahung und Verneinung setzen will, ja sogar S. 263 meint, das kategorische Urtheil sey von dem bejahenden oder verneinenden nicht verschieden (eins von beiden muss auch das hypothetische seyn); anderer sonderbarer Behauptungen nicht zu gedenken. Auch die S. 265 gegebene Ansicht von der Modalität des Urtheils und die darauf gegründete Eintheilung der Sätze ist durchaus falsch. Der Vf. scheint die neueren, *Kant* in dieser Hinsicht berichtigenden Darstellungen von *Hegel*, oder, um eine andere Schule zu nennen, von *Herbart*, und vornehmlich von *Fries*, auf den ihn Rec. um der Kürze willen verweisen will, nicht zu kennen. Eher zu verzeihen ist es, wenn der Vf. die Frage mit dem problematischen Urtheile für einerley hält, ein Irrthum, den sich selbst viele Logiker zu Schulden kommen lassen. Beide sind verschieden; jener steht die Antwort, diesem die Assertion entgegen. Die Frage ist nicht sowohl ein problematisches, als vielmehr ein mangelhaftes Urtheil. Darum wird auch das Fragwort, welches das fehlende Subject oder Prädicat vertritt, oder die der Qualität nach unbezeichnete Copula, dem Gefragten zur Berücksichtigung und Ergänzung vorangestellt. Auch muss Rec. noch auf das Unpassende einiger hier gebrauchten deutschen Benennungen aufmerksam machen. So ist das Wort *Grundbegriff* dem Begriffe des *Subjects* durchaus nicht adäquat; ebenso wenig passt der Name *Aussage* für *Copula*. *Satzverbindung* ist ein activisches Verbalsubstantiv, das zur Bezeichnung des Gewirkten, des Ganzen in einander gefügter Sätze nicht dienen kann. Rec. würde dafür *Satz*- oder richtiger *Sätzgefüge* vorschlagen, da man ja auch *Syntaxis* nicht durch *Wortverbindung*, sondern durch *Wort*- oder *Satz-Fügung* wiedergiebt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Abhandlungen des frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache* u. s. w. Erstes bis drittes Stück.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Den Anfang des dritten Stückes macht eine: *Commentatio de Pasigraphia sive Scriptura universali G. F. Grotefendi*, die Rec. hier nicht gesucht haben würde. Sie ist eigentlich eine vor 20 Jahren verfasste Gelegenheitsschrift, die manche der späterhin entwickelten Ansichten des Vfs. im Keime vorgebildet enthält. Der *Anhang einer deutschen Bezeichnung sprachlehrlicher Kunstausdrücke* ist nicht ohne Verdienst; vornehmlich ist die daselbst gegebene Eintheilung der *Grammatik* (die aber von der *Sprachlehre* zu unterscheiden ist) alles Lobes würdig. Nur die schon gerügten irrigen Ansichten der Logik finden sich auch hier wieder. *Singularität* verdeutscht der Vf. unrichtig durch *Einheit*, was die Autorität *Kants* nicht entschuldigen kann. *Einheit* (*identitas*, auch *unitas*) und *Einzelheit* (*singularitas*) müssen wohl unterschieden werden. Die Kategorieen der Modalität benennt der Vf. *Possibilität* (*quid?*), *Realität* und *Necessität* (*sic*), und stellt ihnen Interrogation, Assertion und Postulation gleich. Das heisst denn doch die metaphysischen Seynsformen, die logischen Denkformen und die grammatischen Satzformen recht bunt durch einander mengen! Die lateinischen Namen mit der Endung *ivus* sind unrichtig durch Mittelwörter verdeutscht, da ihnen nur die von Verben abgeleiteten Adjectiven mit den Endungen *ig* und *lich* entsprechen. — Die zweyte Abhandlung dieses Stückes ist: *Über den Gebrauch des deutschen Conjunctivs und seiner Zeitformen*, von *S. H. A. Herling*. Obgleich Rec. den hier aufgestellten Ansichten wenigstens nicht durchaus beystimmen kann: so muss er doch diese Abhandlung für eine der verdienstvollsten erklären, die der Verein geliefert hat, theils weil sie die Aufmerksamkeit auf einen der wichtigsten Gegenstände der Sprachlehre lenkt, der gewöhnlich wegen seiner scheinbaren Schwierigkeit nur obenhin berührt wird, theils weil sie selbst ein schätzbarer Versuch ist, die Lehre von dem Gebrauche der Redeweisen und Zeitformen im Deutschen in bestimmten Regeln darzustellen. Nachdem Hr. *H.* zu Anfang kürzlich aufgewiesen hat, dass weder die Kategorieen der Modalität, noch auch eine gewisse Art der Abhängigkeit des Satzes, ein sicheres Princip für den Gebrauch der Redeweisen und des Conjunctives insbesondere hergeben; stellt er den Grundsatz auf, dass die Sprache, den Unterschied der Erscheinung und der blossen Vorstellung beachtend, den Indicativ da gebrauche, wo die Verknüpfung des Subjects und Prädicats in einem Urtheile als Erscheinung, den Conjunctiv dagegen, wo diese Verknüpfung als blosse Vorstellung dargestellt werden soll. In diesen Sätzen ist die Ahnung des Wahren nicht zu verkennen. Dass aber der Vf. nicht zu vollendeter Einsicht derselben durchgedrungen ist, verräth schon der sonderbare Gebrauch des Wortes *Erscheinung*, das hier als Gegensatz der *blossen* Vorstellung in einem Sinne vorkommt, den dasselbe weder im gemeinen Leben, noch auch, ausser, wenn Rec. nicht irrt, etwa bey *Reinhold*, in einem neueren philosophischen Systeme hat. Die von dem Vf. selbst angeführte Grundwahrheit, dass die Sprache bloss unsere Vorstellungen darstellt, hätte ihn schon überzeugen müssen, dass er sich bey der Aufstellung dieses Grundsatzes wenigstens unrichtig ausgedrückt, da Alles, was dieser Grundwahrheit widerstreitet, sich *eo ipso* als falsch ausweist. Dass der Vf. habe sagen wollen, der Conjunctiv diene zum Ausdruck solcher Vorstellungen, denen ausser unserem Denken kein Gegenstand entspricht, kann Rec. nicht annehmen, weil daraus folgen würde, dass der Dichter meist im Conjunctiv reden müsse. Aus der eben angeführten Grundwahrheit folgt, dass dasjenige, wonach sich unsere Art zu reden richtet, nicht etwas Objectives seyn kann, wie Idealität oder Realität, Wahrheit oder Unwahrheit, Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, da wir, um diess in unseren Reden zu unterscheiden, allwissend seyn müssten; sondern lediglich etwas Subjectives, nämlich Gewissheit oder Ungewissheit. Ein Urtheil, dessen der Redende gewiss ist, d. i. über dessen Wahrheit oder Unwahrheit er klares Bewusstseyn hat, oder doch, was einerley ist, zu haben meint, wird er im Indicativ behaupten; dasjenige aber, dessen er, oder das ihm ungewiss ist, im Conjunctiv aufstellen. Es ist also allerdings die Modalität der Urtheile, die wir in den Redeweisen unterscheiden. Der Modalität nach sind aber die Urtheile nicht mögliche, wirkliche und

nothwendige, wie man aus Missverstand oft sagt, denn Möglichkeit u. s. w. sind reelle oder metaphysische Formen; sondern problematische und assertorische, welche letzte dann wieder in assertorische im engeren Sinne und in apodiktische zerfallen. Mag aber auch der Vf. den Grundsatz nicht richtig ausgedrückt haben, er hat die Wahrheit im Allgemeinen ergriffen, und die Ausführung im Einzelnen ist wirklich meisterhaft zu nennen. Vorzüglich hat sich Rec. durch die Erörterung des Wesens der Zeitformen befriedigt gefunden, und gesteht gern, daraus manche Belehrung geschöpft zu haben. — Ein sehr dankenswerther Beytrag zu der Kunde des Gothischen ist die folgende Abhandlung: *Über die gothischen Urkunden aus Italien*, von *G. F. Grotefend*. Die Vorzüge des Gothischen, die der Vf. hervorzuheben bemüht ist, nicht verkennend, glaubt doch Rec., dass das Hochdeutsche hier neben diesem Dialekt zu sehr herabgesetzt wird. Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass derselbe bey dem Vorherrschen starker Laute etwas Grossartiges an sich trägt: so darf auf der anderen Seite auch nicht übersehen werden, dass in ihm eine gewisse Einförmigkeit obwaltet, die gegen die unendliche Bildsamkeit und Beweglichkeit des Hochdeutschen ausserordentlich absticht. Übrigens findet man den Vf. hier in der ihm angemessenen Sphäre, wo er die reichen Schätze seines historischen Wissens ausbreiten kann. — Dasselbe ist der Fall bey der Abhandlung: *Die deutschen Zahlwörter*, erläutert von *G. F. Grotefend*, in welcher die Zahlwörter von mehr als 100 Sprachen, freylich zum Theil aus dem *Classical Journal*, No. VII for Sept. 1811, zusammengestellt sind. Rec. hat sich nicht gescheut, in dieser Beurtheilung auszusprechen, dass er in den Schriften des Vfs. zuweilen die zerlegende Kraft, die in das Mark der Dinge schneidet und scheidet, und die dialektische Gewandtheit, die das Argument des Gegners ohne Mühe paralysirt, mit Bedauern vermisste; dafür muss er aber auch anerkennen, dass die Erudition des Vfs. wahrhaft glänzend, der Witz seiner etymologischen Zusammenstellungen, obwohl die Wahrheit oft verbergend, aber doch überraschend, und sein Fleiss in der Zusammentragung historischer Notizen bewundernswürdig ist. Um so unangenehmer ist es Rec., dem Resultate, das der Vf. aus seiner mühsamen Vergleichung zieht, seine Beystimmung versagen zu müssen. Nach S. 286 soll man nämlich die Reste einer *nicht mehr vorhandenen* (also einer *zeitlichen*) *Ursprache* in den Zahlwörtern finden! Rec. sollte doch denken, man sey endlich weit genug gekommen, um einzusehen, dass die Ursprache, d. i. hier nicht die der Zeit nach erste, sondern diejenige, welche als die Mutter aller nachmaligen empirischen betrachtet wird, als Idee zu fassen ist, die bey den ersten oder bey früheren Menschen überhaupt unmöglich zu einer vollständigen zeitlichen Erscheinung kommen konnte. Denn angenommen, was Rec. innerste Überzeugung ist, dass die Sprache dem Menschen angeboren: so besassen die ersten Menschen allerdings *potentialiter* die vollkommenste Sprache, von der selbst die, welche sich in Griechenland entwickelt hat, nur ein mangelhaftes Abbild ist; *actu* aber konnte ihre Sprache nicht vollkommener seyn, als das Ganze geistiger und sinnlicher Verhältnisse, das ihnen zum Bewusstseyn gekommen. So wenig nun Rec. die in neuerer Zeit durch *Schelling*, *Fr. Schlegel* u. A. wieder in Umlauf gesetzte Meinung, dass unser Wissen nur aus Resten vorweltlicher Weisheit bestehe, annehmen kann, da die Tradition von der Herrlichkeit des primitiven Zustandes, an die sich die nüchterne Forschung hält, täglich mehr zusammenschwindet: so wenig kann er zugeben, dass eine vorweltliche Sprache, der bloss das *Prius* der Zeit zukommt, die gemeinsame Mutter aller nachmaligen Sprachen sey. Unstreitig ist es doch sicherer, und allein verantwortlich vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Geschichte, anzunehmen, dass sowohl der ersten, als jeder nachmaligen Sprache weniger der Zeit, als der Idee nach eine ideale Sprache (oder, um es empirischer zu fassen, das Vermögen der Sprache) vorausgegangen ist, die sich unter ähnlichen Bedingungen auch ähnlich, bey dem gebildeten Volke vollkommener, bey dem ungebildeten minder vollkommen actualisiren musste. Wenn nun, um ein Beyspiel anzuführen, der Perser und der Deutsche manche Wörter und Wortstellungen, also auch Manches in dem Gedankengange gemeinschaftlich haben: so folgt ohne andere historische Thatsachen, die Rec. gar nicht in Abrede stellt, daraus weiter nichts, als dass beide früherhin unter ähnlichen historischen und physischen Bedingungen gestanden und sich entwickelt haben. Was kann man mit Sicherheit daraus schliessen, dass z. B. der Name der Ältern in den meisten Sprachen, sogar in denen mancher Negerstämme, durch Lippenlaute und das leichte *A* gebildet wird, da ganz natürlich das Kind die Lippen, weil sie durch das Saugen gestärkt werden, zuerst als Sprechglied gebrauchen lernt, und durch sie das Zeichen für die Vorstellungen bildet, welche zuerst in ihm erwachen? Was folgt ferner daraus, dass der Wurzellaut des Zahlwortes *zwey*, und ebenso des zweyten Personenwortes, in den meisten Sprachen ein *Deutelaut* ist? Nichts, als dass hier zwischen Zeichen und Bezeichnetem eine nothwendige Beziehung Statt findet, was gewöhnlich zu wenig erkannt wird, aber erkannt werden muss, wenn die vergleichende Sprachkunde jemals eine feste Basis gewinnen soll. — Die folgenden Bemerkungen: *Über ein verloren gegangenes Demonstrativum der alten deutschen Sprache*, von *J. Grimm*, übergeht Rec. als minder wichtig, um noch Einiges über ein Meisterwerk sagen zu können, mit welchem das dritte Stück schliesst. Diess ist die Abhandlung: *Über die Topik der deutschen Sprache*, von *Herling*. Wenn der frankfurtische Verein auch nur diese Abhandlung allein geliefert hätte: so würde er sich um die deutsche Sprache ein bleibendes Verdienst erworben haben. Gerade dieser Theil der Sprachlehre hatte von *Adelung* eine nur mangelhafte Bearbeitung erfahren, und wurde in Lehrschriften zwar aus dem Gefühle seiner Unentbehrlichkeit mitge-

schleppt, aber selten in Schulen gehörig betrieben. Hr. H. handelt hier zuerst von der *Wortfolge*, die er im Allgemeinen in *natürliche* und *versetzte*, und die erste wieder in die der *Haupt-* und die der *Neben-Sätze* (Bestimmungssätze) abtheilt. Sodann geht er zu der *Satzfolge* über, und handelt zuerst von der *unterordnenden*, dann von der *coordinirenden* Verbindung der Sätze, endlich von der *Zusammenziehung* der Sätze und zuletzt von den *Parenthesen*. Auszüge will Rec. nicht mittheilen, da er die ganze Abhandlung jedem Schulmanne und jedem Freunde der deutschen Sprache zum Studium empfehlen zu müssen glaubt. Nur in der Eintheilung der Sätze weicht Rec. von dem Vf. ab, indem er es für zweckmässiger hält, dieselben auf ähnliche Weise, wie die Wörter, zu ordnen, nämlich in *unabhängige* oder *Hauptsätze* und in *abhängige* oder *Bestimmungssätze*, und letzte wieder in *abhängige Nennsätze* (Substantivsätze), *Beysätze* (Relativsätze) und *Nebensätze* (Adverbialsätze).

Rec. schliesst diese Beurtheilung mit dem Wunsche, dass der Verein, der seine Wirksamkeit auf eine so erfreuliche Weise begonnen hat, durch die Versetzung des verdienten Stifters, Hn. Prof. *Grotefend*, nach Hannover, in seinem ferneren Streben und Wirken nicht leiden möge.

F**r.

FRANKFURT a. M., in der Hermann'schen Buchhandlung: *Theoretisch-praktische Anleitung zur deutschen Sprache (,) zunächst für Elementar-Schulen.* Von *J. W. Berger*, ehemal. Vorsteher einer Lehranstalt für junge Leute, und Lehrer der französischen und deutschen Sprache zu Mülheim bey Köln. 1819. VIII u. 289 S. 8. (16 gr.)

Wenn man heut zu Tage auf dem Titel eines Buches die Angabe findet: *für Elementarschulen*, so erwartet man mit allem Rechte eine methodische Behandlung des Gegenstandes. Dazu dürften vor Allem folgende Ansprüche gehören: 1) dass aus dem ganzen Stoffe des Gegenstandes nur das ausgewählt werde, was für die Elementarstufe gehört; 2) dass dieses Ausgewählte auf die einfachste Weise verbunden, und in wohl berechneter Stufenfolge aufgestellt werde; 3) dass der sicherste Weg gezeigt sey zur Entwickelung der Seelenkräfte überhaupt an dem gewählten Stoffe, und insbesondere zur Aufhellung des Verstandes in den Grundbegriffen des Gegenstandes; endlich 4) dass zweckmässige Übungen vorbereitet seyen zur Hervorbringung einer sicheren Fertigkeit in Allem, wo richtige Ausübung des Gelehrten bezweckt wird. — Wenn wir nach diesen Erfodernissen das vorliegende Werk beurtheilen sollen: so können wir eben kein besonders günstiges Urtheil darüber fällen. Und diess thut uns aus einem doppelten Grunde sehr Leid, einmal, weil der Vf. sich in der Vorrede als einen sonst recht achtungswerthen Mann kund giebt, der über 50 Jahre im Staube der Elementarschule gelebt und gewirkt, sodann weil auch nach diesem Versuche ein recht zweckmässiges Buch dieser Art noch immer ein grosses Bedürfniss bleibt. Ohne den würdigen alten Amtsgenossen im Mindesten kränken zu wollen, sprechen wir daher, unserer Pflicht getreu, unser Urtheil über sein Buch ganz offen aus, indem wir überzeugt sind, dass er in seinem 50jährigen Wirken reiche Entschädigung für unsere Ausstellungen an seinem Werke finden werde.

In Beziehung auf *das erste der vorhin aufgestellten Erfodernisse* erscheint dieses Werk als eine ziemlich ausführliche Sprachlehre nach dem gewöhnlichen Plane, wie schon das Inhaltsverzeichniss lehrt. Von einer Auswahl für den Zweck der Elementarstufe ist darin keine Spur. Ein Professor der deutschen Sprache könnte es mit mehrerem Rechte seinen Vorträgen zum Grunde legen, als ein Grundschullehrer. An eine einfache, organische *Verbindung* und berechnete *Stufenfolge* der einzelnen Theile ist ebenfalls dabey nicht gedacht. Das Inhaltsverzeichniss kündigt auch in dieser Hinsicht eine gewöhnliche Grammatik an. So ist z. B. die ganze Lehre von der Rechtschreibung in das letzte, 74 Seiten lange, Capitel gebracht worden. Für den wissenschaftlichen Zweck mag dieses Verfahren erfoderlich seyn: der Grundschullehrer wird aber auf jeden Fall die Rechtschreibung nicht besonders zu lehren haben, sondern jede Regel in der Grammatik selbst da anknüpfen, wo sie ganz eigentlich hingehört, und mit den dort ohnehin anzustellenden Übungen zugleich geübt und angewöhnt werden kann, z. B. die Schreibung der einzelnen Buchstaben bey den Übungen mit den Stämmen der Sprache, der Vor- und Nachsylben, der Declination und Conjugation, die Anwendung der grossen Buchstaben in der Lehre vom Hauptworte, die Interpunction in der Lehre von den zusammengesetzten Sätzen u. s. w. Zwar wird freylich in gar vielen Schulen noch Grammatik und Orthographie in getrennten Stunden neben einander gelehrt: aber was geleistet wird, ist auch danach. Für *das dritte Erfodernis* ist ebenfalls wenig gethan. Die Feststellung grammatischer Begriffe ist gar nicht philosophisch behandelt, und die in dieser Hinsicht besten Werke sind nicht benutzt. Das ganze 3te Capitel, welches von den Redetheilen handelt, liefert hiezu den auffallendsten Beweis. Um ein Hauptwort zu erklären, muss man den Begriff einer Person oder Sache erst deutlich machen. Diess geschieht am leichtesten, wenn man diese als eine Summe von Eigenschaften erscheinen lässt durch förmliche Additionsexempel dieser Eigenschaften. Daran wird aber gar nicht gedacht. — „Ein Verbum sagt oder zeiget an, was ein Subject sey, thue oder leide." — Hier kommt Alles auf gehörige Verdeutlichung des Begriffes *Zustand* an, für dessen Bezeichnung das Verbum da ist. Für *das vierte Erfodernis* hat Hr. *B.* am meisten gesorgt, und diess ist der lobenswerthe Theil dieses Buches. Jedem Capitel sind nämlich am Ende Übungsaufgaben beygefügt, welche grösstentheils aus classischen Schriftstel-

lern genommen, und auf das vorangehende Capitel eingerichtet sind, gewöhnlich so, dass das, was sich darin als sich auf die Regeln des Capitels Beziehendes befindet, in Fehlerhaftes und also durch den Schüler zu Verbesserndes verwandelt, oder nur mit den ersten Buchstaben hingesetzt ist, so dass der Schüler durch die Ausfüllung die beabsichtigte Übung erhält. Bey Lehrern, welche nicht schon mit den vorhandenen grammatischen und orthographischen Vorlegeblättern versehen sind, kann daher dieses Buch die Stelle derselben vertreten. Ein anderer Vorzug des Werkes besteht in einigen ziemlich vollständigen Verzeichnissen, z. B. S. 42 von Wörtern von verschiedener Bedeutung bey gleicher Form; S. 51 von Wörtern, die mehr als einen Plural haben; S. 140 von allen unregelmäſsigen Zeitwörtern der deutschen Sprache; S. 131 von solchen Verben, die bald mit *seyn*, bald mit *haben* gebeugt werden; S. 231 von ähnlich lautenden Wörtern.

Noch heben wir einiges Einzelne aus. Die Beybehaltung der technischen Ausdrücke der lateinischen Grammatik in einem für Grundschulen bestimmten Werke dürfte nicht zweckmäſsig seyn. Dass nur 3 Declinationen angenommen sind, würden wir billigen, wenn wir es überhaupt für gut hielten, auf dieser Stufe irgend eine Anzahl von Declinationen aufzustellen. S. 7 wird *kurz* und *geschärft*, z. B. in Beziehung auf das *o* in *Stock*, für einerley gehalten. Das ist zwar sehr gewöhnlich, aber dennoch ein arger Fehler: denn *Stock* kann als Stamm nicht kurz seyn, sein *o* ist vielmehr lang, aber nicht *gedehnt*, sondern *geschärft*. Nach S. 21 soll kein Adjectiv ohne Substantiv völlig verstanden werden können. Also kann auch wohl der Verstand sich keine Eigenschaft allein denken??! Nach S. 24 sollen die Conjunctionen Wörter und Sätze verbinden. Sie verbinden aber nur Sätze, und wo es bloſse Wörter zu seyn scheinen, sind es doch logisch wirkliche, grammatisch nur abgekürzte Sätze. Nach S. 77 soll *gesunder* gesagt werden. Das wahre Hochdeutsche dürfte doch wohl *gesünder* seyn. Unter den Fürwörtern fehlen die *reflexiva* und *reciproca*. Zu den schwächsten Theilen des Buches gehört der Abschnitt von der Interpunction, welche nur faſslich und erklärbar wird aus dem Organismus zusammengesetzter Sätze, worauf hier ganz und gar keine Rücksicht genommen worden ist. Daher z. B. die ganz nichtige Eintheilung des Komma in ein *absonderndes*, wenn mehrere Redetheile von gleicher Art neben einander gestellt werden, ein *einschlieſsendes*, vor und nach eingeschobenen Sätzen, und ein *anschlieſsendes*, wenn Sätze durch Bindewörter oder Infinitiven verbunden werden. Wenn die Kraft aller Interpunctionszeichen nur Trennung oder Absonderung ist: so kann diese kein besonderes Eigenthum von einer Art des Komma seyn. Ferner enthalten die neben einander gestellten gleichen Redetheile immer nur grammatisch abgekürzte Sätze. Endlich können auch die Conjunctions- und Infinitiv-Sätze sehr gut eingeschobene seyn. Mithin ist diese ganze Eintheilung nichtig. Und auf so unlogischem Grunde ist die ganze Lehre von der Interpunction erbaut. — Nach allen diesen Erörterungen glauben wir daher, nicht wissenschaftlich gebildeten Lehrern dieses Buch nur um der Übungsbeyspiele willen empfehlen zu können, müssen sie aber vor dem grammatischen Theile desselben warnen. Kindern kann es gar nicht in die Hände gegeben werden.

—ς—

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Analysirbuch*(,) *die Regelnlehre der deutschen Sprache betreffend*. Ein nothwendiger Anhang zu meiner ausführlichen Darstellung der Grammatik(.) von *Betty Gleim*.

Auch unter dem Titel: *Grammatische Beyspielsammlung oder Übungsbuch bey der Regelnlehre der deutschen Sprache*. Ein Hülfsbuch zur Veranschaulichung des Sprachunterrichts. Von *Betty Gleim*. 1819. gr. 8. (11 gr.)

Dieses Werkchen würde, wenn ein sprachwissenschaftlicher Geist darin wehte, und die Form der Beyspiele ihrem Inhalte allenthalben gleich wäre, noch weit mehr werth seyn, als es jetzt ist, obgleich es gewiss Lehrern und Lehrerinnen, die auf keiner hohen Stufe der Bildung stehen, immer noch nützlich genug seyn kann. Ohne in eine weitläuftige Beurtheilung einzugehen, wollen wir nur Einiges ausheben, woraus das hier angedeutete Urtheil sich selbst bewähren wird. In der Vorrede schreibt die Vfn.: — *auf welches es sich bezieht*, wo das *es es* übel lautet: *bey dem Unterricht*(*e*) *bedienen*: *wer* das Buch *hat*, *auf welches sich* diess Buch *bezieht*. Hier war alles Fehlerhafte leicht zu vermeiden. Das *e* der Dative fehlt gar zu oft. Von der Interpunction hat die Vfn. nicht die gehörigen Begriffe. Gleich das allererste Beyspiel hat ein falsches Komma: *Der Fischer hatte die Pfeife im Munde, und fischte*. Bisweilen sind fremde Wörter ganz unnöthig gebraucht, wie S. 11 *Festins*. S. 13 sagt die Vfn. *Substantiva propria*, da doch der technische Ausdruck *nomina propria* ist; S. 27 *neben den Verben Intransitiven* für *neben den intransitiven Verben*. S. 42 soll in den Worten: *Was für ein tröstender Gedanke!* *für* eine Präposition seyn; ebenso S. 46 in dem Satze: *So bist du denn unerschütterlich* u. s. w. *denn* eine Conjunction.

—ς—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Weidmann: *Sylloge Lectionum Graecarum, Gloſſarum, Scholiorum in Tragicos Graecos atque Platonem,* ex codicibus MſſS. qui in Bibliotheca Imperiali Pariſiis adſervantur erutorum, in ordinem redacta. — Accedit *Obſervationum criticarum Symbole* in ſcriptores aliquot claſſicos et Graecos et Romanos nonnullarum. — Utramque collegit et publicavit *Godofredus Faehſe,* AA. LL. M. Gymnaſii Serveſtani Director, Societatis Paedagog. Helvet. Sodalis Honor. 1815. XXX u. 479 S.

Werke der Art, von welcher das vor uns liegende iſt, ſind weder eines genügenden Auszugs, noch einer Beurtheilung oder Aufzählung deſſen, was Neues und Gutes in ihnen enthalten iſt, fähig; daher wir uns auch bey dieſem Producte auf eine allgemeine Anzeige der verſchiedenen Abſchnitte und auf eine kurze Kritik der eigenen Bemerkungen und Anſichten des Vfs. beſchränken müſſen.

Bevor Hr. *Faehſe* (vorher Rector zu Annaberg) die ihm übertragene erſte Lehrerſtelle am Gymnaſium zu Zerbſt antrat, ergriff ihn lebhaft der von Jugend auf genährte Wunſch, auf einer Reiſe Frankreich und die Schweiz zu beſuchen. Dieſer Reiſe und dem faſt neunwöchentlichen Aufenthalte in Paris, wo der Vf. auf der kaiſerl. Bibliothek Mſſ. der genannten Autoren verglich, verdanken wir jene *Sylloge Lectt. in Tragic. et Plat.*, der Hr. F. eigene *Obſſ.* beygefügt hat. Wir können dem Vf. das aufrichtige Zeugniſs geben, daſs er mit treuem Fleiſse excerpirt, und den Kritikern Vieles geliefert habe, was bey manchen Stellen ſehr der Berückſichtigung werth iſt. Zwar liegt Gewichtiges und Leichtes durch einander, deſſen Sonderung wir den Bearbeitern der Tragiker und des Platon überlaſſen, uns bloſs auf die Form des Ganzen beſchränkend.

P. 1 — 67. *Varietas Lectt. ſcholia et gloſſae in Aeſchyl. Prometh. Vinct.* 68 — 78. *Variet. Lectt. in eundem ſeorſim excuſa.* 78 — 84. *Var. Lect. in eundem* (nach einem anderen Codex). 85 — 87. *Huetii notae marginal. in eundem.* 88 — 90. *Var. Lect. in eund. ex ſchedulis Brunckii.* 91 — 101. *Variet. Lectt. in Aeſchyl. Sept. ad Theb.* und nach zwey anderen Codd. von 102 bis 117. *Huetii Emendationes in Sept.* 118 — 119. *Var. Lectt. in Aeſch. Perſ.* 120 — 126. *Scholia in Perſ.* 127 — 132. *Variet. Lectt.* (nach einem anderen Cod.) *in Perſ.* 133 — 138. *Huetii annotatt. in Perſ.* 139 — 140. *Huet. Annott. in Aeſch. Agam.* 145 — 154. *Ejusd. Ann. in Aeſch. Choephor.* 155 — 157. *Variet. Lectt. in Aeſch. Eumenid.* 158 161. *Huet. Annot. in Eumen.* 162 — 163. *Variet. Lectt. in Aeſch. Suppl.* 164 — 166. *Huetii annot. in Suppl.* 167 — 169. *Chororum deſcriptio in Aeſch. Prometh., Sept. et Perſ.* 170 — 184. *Gloſſae in Soph. O. R.* 184 — 235. *Var. Lectt. in O. R.* nach 3 Codd. von 236 bis 244 (worunter *Brunckii annot. in eund.*) *Var. Lectt.* zweyer Codd. 245 — 249. *Variet. Lectt. et Gloſſ. in Electr.* dreyer Codd. 250 — 255. *Brunck. annott. in Electr.* 255. *Var. Lectt.* zweyer Codd. 253 — 255. *Brunck. Annot.* 257 — 258. *Gloſſae in Ajac.* von 5 Codd. 259 — 269. *Gloſſ. in Philoct.* 269 — 270. *Brunck. annott.* 270. *Gloſſ. in Trachin.* zweyer Codd. 270. *Var. Lectt.* dreyer Codd. *in Eurip. Hecub.* 273 — 288. *Var. Lectt. in Oreſt.* 289 — 292. *In Phoeniſſ.* 293 — 294. *Animadv. in Helen.* 295 — 296. *Var. Lectt. in Plat. de republ.* 299 — 301. *De Legg.* 301 — 306. *In Timaeum* 306 — 308. *In Minoa* 308. *In Epiſtol.* 308 — 310. *In Axioch. et Definitt.* 310. Nun folgen eigene *Obſervatt.* von 315 — 464. Darauf *Syllabus verborum et ſynopſis Lectt. Varr.* Von den *Obſervatt.* zeichnen wir das aus, was uns bemerkenswerth ſcheint. Manche von ihnen hat Hr. F. ſchon früher in einigen Programmen, und hinter ſeinem 2ten B. der Überſ. des Sophokles gegeben.

Aeſchyl. Suppl. 235 zieht Hr. *F.* das alte τόπον vor, und lieſt, um Widerſpruch zu vermeiden, vorher μὴ 'μείβεσθε. 412 wird die Leſeart οἰνωμένον dem δινώμ. (als Erklärung des Erſteren) vorgezogen. 807 (10) ſchreibt er nach der Ald. (τέκνω) τέμνω. 855 ἀνιέθ' und σύνεβαν. Agam. 253 (61) lieſt er nach der Vulg. τίτοις. 377 (85) ἄπερ für ὑπὲρ. 465 (76) περισσοῖς für γὰρ ὅσσοις. 508 (19) ᾖσθ' des Metrums wegen für Vulg. ἦλθες. 765 νεότροφον κότον f. νεαρὸν φάει σκότον. 811 vertheidigt der Vf. die Vulg. πληρουμένῃ, und ſtellt 1056 κλύει her; lieſt 1650 στέρξαι δὲ καιρὸν für das jetzige εἴξαντι καιρῷ. Choephor. 495 ſchlägt Hr. *F.* für das ehemalige καὶ τὸ ὄμμ (wofür

in der *Edit. Schütz.* 1808 jetzt wieder ἢ steht) ἢ vor. 902 behält er das alte κλῄδοις. Eumenid. 68 πρέπουσι für das *Valcken.* πέλουσι. 713 (717) liest er nach der *antiq. Lect.* παλαιὰς δαίμονας — πάλαι τὰς δαίμονας, und im folgenden ἀρχαίας νέος (für θεάς). 738 (37) μένειν (was schon *Wackefield* vorschlug, und *Schütz* aufnahm) für νέμειν. *Sophocl.* Oedip. in Col. 1422 δεόντος für θέλοντος. Electr. 495 (*ed. Both.* 476) μένει f. μή ποτ' ἔχει (*Both.* hat δεῖμ' ἔχει). 720 (709) ἐλῶν f. ἔχων. Antig. 15. 40 folgt Hr. *F.* zwar *Brunck*, schlägt aber vor γεοῦσ' ἂν ἢ θάπτουσα. Trachin. 56 εὖ καλῶς f. τοῦ καλ. und ἐκεῖν f. δοκεῖν. 145 αὐτὰς f. αὐτοῦ. 716 φθείμαξε f. φθείρει τά. 1176 (*Both.* 1139) 'ντιτείνει f. 'πιμενεῖ. Philoct. 55 λαθὼν (*Both.* λόγων) f. λέγων. 1420 αἴγλην f. ἀρετὴν. *Euripid. Supplic.* 55 wegen des Metrums κόπτω. 312 παῦσον f. παῦσαι. *Iphig. in Aul.* 80 ἄξαντας f. ᾄξ. So 187 πατρὸς f. πυρήδ. 509 ἄλλοις f. ἄλλως. 378 ἀλῶ f. ἂν ὦ. 556 μετάσχοιμι des Metrums wegen. *Iphig. in Taur.* ἥτις f. ἥκε. *Bacch.* 1383 κηδεμὼν ἴσσοις αἴσχει. *Cyclops.* 643 wegen des Metrums ὡς αὐτόματα. *Heracl.* 164 τλῆς f. θῇς. 196 τότ' Ἄργος f. τὸ δ' Ἄργος. *Helen.* 87 stellt der Vf. um πατρὶς δὲ Σαλαμίς. *Ion.* 608 συγγελᾶντι f. αὖ λόγων wegen des Metrums. 1115 ἐξίσης f. ἴξης σύν. *Herc. fur.* 170 liest und theilt der Vf. so:

τὸ τοῦ Διὸς μὲν, Ζ. ά. μέρει
παιδός· τὸ δ' εἰς ἐμ', Ἡρ. ἐμοὶ μέλει.

Diess mag hinreichen, um Hn. *F's.* Gabe zu zeigen, mit allezeit fertiger Hand zu conjecturiren oder zu emendiren. Diesen Bemerkungen über die Tragiker folgen *Obss. critic. in Platonis opp.*, *in Scholia in Pindari Carmina*, *in Dionys. Halic. Opp.*, *in Hesychii Lexicon.*

Wir schreiten fort zu den *Observationes criticae in scriptores aliquot Romanorum classicos*, nämlich den *Vellejus*, *Suetonius*, *Horatius*, *Livius* und *Tacitus*.

Hr. F. beginnt mit *Vellej.* I, 18 §. 3. *Quae urbes initalia* (so hat der Cod., nicht *imitalia*). Hieraus macht der Vf. *eximiae alias*, und erklärt es durch: *licet multis aliis virtutibus excelluerint, talium studiorum fuere steriles.* Uns scheint *Herel* durch sein *liberalium studiorum* das Ächte getroffen zu haben. Man muss aber *cunctae* oder *penitus*, was er zusetzte, weglassen. Der Abschreiber verwirrte das Wort *liberalium*, oder schrieb es doppelt, was auch die Endsylbe — *talia* — *talium* zeigt. — Lib. II Cap. 7 §. 6. *Visa ultio privato odio;* wo Hr. F. für *ultio* passend *alto* (*inveterato*) vorschlägt. Doch, man darf sich nicht an das wiederholte *ultio* stossen, zumal da hier die Deutlichkeit eine Wiederholung desselben Wortes (was ausserdem im Zwischensatze steht), indem andere Substantiva vorhergehen, auf die man das *visa* beziehen könnte, zu erfodern schien. — C. 8. §. 1 nimmt der Vf. mit Recht gegen *Krause*, der *Herels* Conjectur *illius* aufnahm, die Lesart der *Ed. princ. illi viri* in Schutz. — C. 25 §. 4 (so muss das Citat heissen, nicht C. 19 §. 3). Rec. hat sich vergebens bemüht, Hn. *F's.* Meinung zu enthüllen. *Posti hodieque tabula testatur aerea integra i. e. incolumis.* — Rec. streicht das *et* vor *tabula*, was mit dem *Edit. Basil. Ruhnk.* und *Krause* aufnahmen. *Hodieque* ist an dieser Stelle *et hodie*, nicht *Ein* Wort (*heutigen Tages*, *etiam hodie*, wie es falsch *Kr.* erklärt), und gehört auch mehr zum folgenden *tabul. testat.* Hienach muss hinter *posti* ein Komma, das auch der Codex hat, gesetzt werden. — Hr. *F.* erwähnt auch noch beyläufig die verderbene Stelle *intra aedem.* (C. XXVI) *Deinde Coss.* Rec. möchte aus der Lesart *interea deinde*, so wie der Cod. hat, und woraus der *Ed. Basil.* unser *intra aedem.* — *Deinde* schuf, *intra aedem.* — *Inde* machen. So treten wir der alten Schreibart näher. *Inde* kommt auch für *deinde* vor. M. s. *Horat. Tursell. de particul.* Oder vielleicht ist das *interea* als Glossem von *deinde* zu streichen. — C. 20 §. 8. *Seditione, quam dux creaverat.* So haben der Cod. und die *Ed. pr.* Hr. *F.* schlägt *ornaverat* (*subornaverat*) vor, und bemerkt richtig, dass das Wort *de quovis apparatu ad rem quandam exequendam necessario* gebraucht werde. Er hätte auch mit einigem Rechte *Cic. Orat.* II, 28 für sich anführen können. Rec. kann das *creare* nicht verdammen. Es liegt in ihm der Gedanke: „Er wurde in *eben dem* Aufruhre, den *er selbst gestiftet* hatte, ermordet." *Dux*, Lenker des Aufruhrs, *creator*, Stifter desselben. *Dux* und *ornare* stehen so passend zusammen. M. s. *Wopkens. Mis. Obss.* Vol. VIII p. 55. Dem *excitaverat* des *Burerius*, das auch neuerlich noch *Kr.* aufnahm, würde nach unserer Einsicht *concierat* oder *concitaverat* vorzuziehen seyn. — C. 27 §. 3 liest der Vf. für das so sehr von allen Kritikern angefochtene *ferri*, *gestarique*, *efferri*, *gest.*, obgleich er mit *Krause* richtig bemerkt, *Vellejum ejusmodi synonyma ob numerum orationis cumulare.* Überhaupt muss man merken, dass die griechischen und römischen Schriftsteller oft *Synonyma* zusammenstellen, ohne in jedes Verbum einen genau gesonderten Begriff zu legen. So ist das *agere et ferre*, ἄγειν καὶ φέρειν, bey Livius, Tacitus, Xenophon sehr oft bloss *wegführen*, ohne Rücksicht auf die ursprüngliche gesonderte Bedeutung. M. s. *Seebode* im *Specimen Nov. Edit. Tacit.* p. 22. Das *gestari* drückt aber hier auch einen stärkeren Begriff aus, als den, welchen *ferri* in sich schliesst. Es ist soviel, als *jactanter gerere.* — C. 36 §. 2 liest Hr. *F.* mit Hülfe der *Ed. pr.*, die *carmine* hat, und was *Markland* in *forma* umwandelte, in *suscepti operis sui certamine* oder in *suscepto op. s. certamine*, wo wir seiner ingeniösen Conjectur unseren Beyfall nicht versagen können. — C. 45 §. 4 conjecturirt der Vf. für das in Klammern geschlossene *in Senatu*, *inde astu*; wo uns das *inde* nicht zu passen scheint. Man könnte danach lesen *insano astu.* — C. 66 §. 2. Aus der Lesart der *Ed. pr. aut bullo*, wofür wir jetzt im Text das Rhenanische *ab ullo* haben, macht Hr. *F. aut pacto; i. e. quia hac tantum conditione res est transacta, ut Cicero victima caderet ex pacto.* Aber diese Conjectur weicht zu weit von der ursprünglichen Schreibart ab, obgleich der Sinn passend und

richtig ist. *Ab ullo* (*sc. Triumvirorum*) ist gewifs ächt. — Übrigens mufs das *est* (was *Krause* erst in der Ausgabe von 1803 in Klammern einschlofs) nach *proscriptus* (nicht aber das andere zugleich nach *publica*, wie *Herel* wollte) gestrichen werden, damit nicht dreymal durch ein Monofyllabum *est* der Wohlklang fo unangenehm gestört werde. — C. 68 §. 1. Nach der *Ed. pr.*, die *cum in modico quidem servari posset* hat, conjecturirt der Vf. *cum in medico acquiescere non posset*, was uns zu kühn zu feyn fcheint. *Ruhnken* hat nach unserer Einficht das Wahre getroffen; aber das *non*, das nicht in der *Ed. pr.* fteht, mufs gestrichen werden. *Cum* ist für *etsi* (*wiewohl*): *etsi in otio servari* (*salvus esse*) *posset*: (*tamen*) *in praet.* — *exstitit.* — C. 69 §. 4. *Nulli* (*nomini*) *non esset praeferendus*; Hr. *F.* will hier *nemini* für *nomini* fchreiben, indem er bemerkt: *id ab interprete quodam in margine per nulli expositum, interpretamentumque nulli pro nemini etc., pro nemini non* (?) *textum denique invasisse.* Die Conjectur hat viel für fich, und verdient Beyfall. Rec. fiel früherhin ein, zu lesen: *nulli omnium* (rückfichtlich auf *cuilibet ducum praef.*) *non praef.*

Aufserdem find folgende Stellen mit Anmerkungen begleitet: Lib. II Cap. XXX §. 4. XXXVI, §. 1. XLV, §. 3. CXXX, §. 5.

Es folgt *Suetonius. Jul. Caes.* C. 24. Die Herausgeber ftiefsen fich hier an *decedentibus*. Hr. *F.* erklärt es durch das griechifche ἐκβαίνειν. *Wolf* vergleicht richtig unser „die Sache *läuft* glücklich *ab.*" Und *decedere* kann auch das *Ende* der Sache fehr wohl bezeichnen. — C. 58. *Per se portus — explorasset.* Auch Hr. *F.* hält das *per se* für unächt oder verdorben; und fchlägt, indem ihm *aliorum inventa* (von denen man wohl nicht ganz *per suos* verachten dürfte) nicht gefallen, *praeter* vor. Rec. behält das *per se*, und glaubt mit *Wolf*, *errorem* (cfr. *Caes.* B. G. IV, 21) *scriptoris esse, quales etiam diligentibus rerum auctoribus obrepant. Bremi's* Behauptung, dafs *per se* (*in eigener Person*) unlateinifch fey, was auch Hr. *F.* durch fein *quum loquendi forma minus probetur* zu glauben fcheint, ist unrichtig. Man fehe kurz vorher C. 56. *Octav.* XX und LXIV. *Calig.* XV (wo *Bremi* fchon anderer Meinung ist), cfr. *Corte ad Cic. Fam.* I. IX §. 24, und zu *Sallust. Catil.* I. *Graev. ad Fam. Cic.* VI, 12. T. 1 p. 357 *ed. Amstel.* — C. 84. *Ad manum adaret.* Hier haben auch die Codd. *ad donum*, was gegen *Ernesti*, der es für unlateinifch, und gegen *Graev.* und *Burm.*, die es für fachwidrig halten, *Oudendorp* fehr gelehrt und fcharffinnig vertheidigt. Hr. *F.* vermuthet nicht ohne Wahrfcheinlichkeit, dafs die urfprüngliche Lesart *ad munus* gewesen, *ad donum* eine Gloffe davon, und dafs aus *admunus* entftanden fey *ad manum*. — C. 88 fchreibt der Vf. für das jetzige *non ore*, leicht ändernd *non aere*, *i. e. tabulis et decretis aere incisis decernentium.* Die Conjectur ist elegant, aber unnöthig. Hr. *F.* fcheint das *os* und *decernentes* nicht gehörig gefafst zu haben. *Os* ist nicht, wie *Petiscus* erklärt, *consensus*; fondern *sententia, verba, decreta*; und *decernentes* find *senatores*. *Decreto Senatorum jussa plebs est, Deum Caesarem habere, sed quae insuper per se ejus consecrationem sibi persuasit*; cfr. *Oudend. ad h. l.* — *Octav.* C. 40. *Sui quisque mensis acciperet.* Hier lieft man Folgendes: *nemo, opinor, erit, quin emendationem Wolfii sagac. sui quisque ambabus amplectatur.* Diefs fiel gewifs einem *Wolf* nie ein. Seine Note hat auch hievon nichts. Wir empfehlen Hn. *F. Oudendorps* Note, welche ihm diefe Stelle entwickeln, und ihn feinen Irrthum einfehen lehren wird. — C. 72. *Assidueque in Urbe hiemaret.* Eine vielbefprochne Stelle! Man kann das *hiemaret* auf den Auguftus ziehen, oder es in der Bedeutung von *stürmen* nehmen; fowie *Colum.* XI, 2. *hiemat et pluit.* Auf Augustus zog es vorzüglich *Torrentius*, der aber mit Unrecht das *que* bey *assidue* (was er auch in *quoque* ändern will) durch *nihilominus, tamen* erklärt. Ginge diefs, fo wäre die Schwierigkeit gehoben. *Wolf erklärt* nicht, fondern *dreht* die Worte *um*, was der Text nicht erlaubt. Bey allen dem entfteht auch eine Tautologie mit dem vorhergehenden *hieme et aestate mansit.* Doch auch fo möchte das *hiemaret* (an das wiederholte *in Urbe* haben fich die Herausgeber mit Unrecht geftofsen) noch nicht gut paffen. Rec. lieft daher *hiemare*, und ergänzt dabey *quamvis experiretur.* Hr. *F.* dagegen ftreicht das *hieme* vor *exper.*, und lieft auch *hiemare* (*loco substantivi*).

Übergangen haben wir Bemerkungen zu *Jul. Caes.* C. XL. XLIV. LXVI. *Octav.* C. XXVII (nicht C. II). LXIV. *Tiber.* C. LII. *Nero* C. XXV.

Vom *Suetonius* geht der Vf. auf den *Horatius* über, und behandelt *Serm.* II, 3. 69. *Epist.* I, 19. 39. II, 1. 67 und 85 (nicht 84). *Ars Poet.* 73. Weder für Berichtigung, noch Erklärung des Textes, haben wir Wichtiges gefunden, übergehen daher diefe, und folgen dem Vf. in feinen Bemerkungen zum

Livius III, 68: *quam nullius, volunt.* Hr. *F.* macht hier die richtige Bemerkung, dafs vor *quam* ein *magis* ausgelaffen fey. Gewöhnlich glauben die Herausgeber, dafs die Ellipfe felten fey, oder zu den Eigenheiten irgend eines Schriftftellers gehöre. Doch fehe man *Perizon.* zu *Sanct. Minerv.* p. 847 *ed. Scheid.* und *Bauer* T. II p. 288. *Drakenborch* zum *Liv.* T. I p. 827, welche aus *Tacit.*, *Plin.*, *Plaut.*, *Terent.* Stellen anführen. Hr. *F.* bemerkt ferner mit einigem Rechte, „dafs diefe Ellipfe *more Graecorum* ftehe," und führt mit *Drakenborch ad h. l.* II. c. 117 an. M. f. über die Auslaffung des μᾶλλον (bey βούλομαι) vor ἤ aufser *Viger.*, *Heyne ad Il.* T. IV p. 51. *Valken. ad Herodot.* III, 40. *Koen ad Gregor.* p. 20. Nach diefer Bemerkung erklärt der Vf. auch die faft nur von *Doering* berückfichtigte Stelle II, 30: *moderatum utroque consilium*, wo *moderatum* für *moderatius* gefetzt ist, woraus fich denn nur der Ablativ *utroque* erklären läfst, und was *Doerings prae* unnöthig macht. In beygebrachter Stelle V, 21 mufs vor *quam minime* ergänzt werden

potius. Über ähnliche Auslassungen von *potius*, *prius*, *aliter* spricht Perizon. zu *Sanct. Minerv.* p. 865 *ed. Scheid.* — IV, 2 will Hr. *F. ut* vor *quemadmodum plebs* durch *ut* erklären, was schon lange vor ihm *Drakenborch* vorschlug. Rec. kennt auch, ausserdem, dass die *oratio indirecta* hier diese Erklärung nicht zulässt, was Hr. *F.* selbst zu fühlen scheint, keine sichere Stelle in irgend einem guten *Prosaisten*. Citate aus Terenz und Ovid können hier nichts beweisen. — IV, 25. Auch Hr. *F.* stösst sich mit *Graev.* an *cultoribus*, indem er fragt: *qui tandem magis timuerint cultoribus, quam toti urbi?* Hr. *F.* will daher *a (pro ob) cultoribus* schreiben. Doch diese Conjectur, sowie *Gronovs in cultu*, ist unnöthig, wenn man nach C. LII *ejusd. lib.* (*defuncta civitas pestilentem annum inopia frugum, neglecto cultu agrorum, accepit*) bedenkt, dass der Staat sein vorzüglichstes Augenmerk dahin richten muss, dass die, welche Ackerbau treiben, mit Korn zur Aussaat versehen sind. Hr. *F.* erklärt auch *cultores* selbst durch *pauci, peste deminuti, quod minus coluissent agros, minusque semina fecissent*.

Andere Bemerkungen beschäftigen sich mit Lib. V C. 12. III, 5. III, 8. III, 24 (welche Rec. gar nicht finden konnte). V, 29. VI, 27. IX, 19. X, 50.

Cornel. Tacitus beschliesst die Reihe seiner Bemerkungen. Zuerst wird behandelt *Dialog. de Oratt.* C. 7. Hr. *F.* schlägt für das gewöhnliche *habere*, das aus der alten Lesart *abire* gemacht ist, *ambire* (*petere, affectare*) vor. Rec. kann nicht sagen, dass ihm diese Conjectur, so leicht sie auch ist, gefalle. Aper sagt an dieser Stelle, dass er als Dichter über Alles erhaben sey, dass ihn dann kein Wunsch, des Consulat u. s. w. zu erringen, mehr beunruhige, — dass er also *nichts nöthig habe*. Hienach scheint uns das *habere*, das auch der neueste Herausgeber beybehielt, ganz vorzüglich zu passen. — C. 25: *esse quandam judicii ac voluntatis*. Die alte Lesart war *voluminis*, woraus *Lips. voluntatis* machte. Hr. *F.* schlägt *acuminis* vor. Und diess ist gewiss das richtige Wort, das ohne Bedenken eine Stelle in dem Texte verdient. — *Annal.* I, 17. *Trahi adhuc diversas in terras.* Mit einigem Rechte liest Hr. *F. ad hoc i. e. praeterea*. Rec. hält es aber noch nicht für ausgemacht, ob die späteren lateinischen Schriftsteller nicht auch *adhuc* für *praeterea* (*ad hoc*), unser *noch dazu, überdiess*, gebraucht haben. M. s. z. B. *Flor.* I, 13 §. 17: *addito adhuc gladio*, wo *adhuc* für *ad hoc insuper* gesetzt ist. *Cic. Epist. ad Fam.* XVI, 11, *si erat adhuc imprudens*, wo *Corte adhuc* gegen J. *Fr. Gronov.*, der *ad hoc* wollte, beybehielt. So *Cic. Amicit.* 9 haben mehrere Codd. *nisi quid adhuc vultis*, wofür *Graev.* und *Ernesti* aus anderen *ad haec* schrieben. *Appulejus Metam.* L. X p. 689 *ed. Oudend.* — Ruhnk., wo *Elmenhorst* zuerst *ad hoc uxoris* drucken liess; vor ihm stand *adhuc*, und so haben auch die *Ed. pr. c. Andrea* a. 1469 und 1488. *Vincent.* und *Ed. Venet.* — *Ald.* a. 1521, die uns gerade zur Hand sind. M. s. *Stewech. ad h. l.* p. 474 T. II. Hr. *F.* hält *ad hoc* für Livianisch, *Lips. ad Tac. Hist.* I, 6 für Sallustianisch; diess ist ebenso unrichtig, als es umgekehrt wahr ist, dass an manchen Stellen *ad haec*, und nicht *ad hoc*, zu schreiben sey. Rec. bedauert, dass er diese Sache nicht weiter zur Sprache bringen kann, um nicht die vorgesteckten Grenzen zu überschreiten; will sich aber doch die Mühe nicht verdriessen lassen, wenigstens die sorgsam gesammelten Citate zu geben. *Bentley ad Horat. Serm.* I, 6. 87. *Corte ad Sall. Cat.* XLIV fin. *Duker. ad Flor.* I, 13. 4. *Salmas. ad Flor.* III, 9. *Schwarz. Paneg. Plin.* p. 383 *et in Supplem.* p. 582. *Bricaeus* und *Oudendorp. ad Appulej.* L. X. p. 689 *ed. Oud.*, *Oudendorp. ad Suet. Octav.* XXV. p. 197. *Freinsh. in Indice ad Curt.* voc. *ad hoc*. *Burmann. ad Ovid. Metam.* VI, 459. *Goclen. Obss. ling. lat.* p. 81. L. *Valla de eleg.* l. l. Lib. II C. 5.

Rec. hat diese *Obss.* einer grösseren Anzeige gewürdigt, um auch nach seinem Theile dazu beyzutragen, den humanistischen Studien Würde und Achtung gegen das spielende Behandeln derselben in unserer Zeit zu verschaffen. — Möge der würdige Vf. unsere Absicht nicht verkennen, und, seinen Gedanken in der *Praef.* folgend, in seinem lobenswerthen Streben fortfahren!

Wir können unmöglich diese Recension schliessen, ohne etwas von dem erwähnt zu haben, was Hr. *F.* über Behandlung classischer Schriftsteller in der Vorrede bemerkt. S. VIII heisst es: *Equidem censeo, scriptorem sua quemque lingua esse exponendum.* — *Sententia graeca graecum habeat interpretem, corpus graecum graeco incedat vestitu, graecumque referat morem.* S. IX. *Valeant commentarii illi nostri seculi in scriptores graecos atque romanos vernaculi, surgant, cedant commentariis graecis atque latinis! Valeat mos, quem nostrum intulit seculum, Lexica graecae linguae ore germanico interpretandi, literis graecis perniciosissimus! Revocentur Lexica graeca graeca interpretatione, latina latina instructa quam primum in scholas! Addatur praeterea voci graecae vox latina, quae ei unice respondet (!), addatur germanica, quae ad ejus vim proxime accedit! Quod si fecerimus etc.* Rec. ist auch Schulmann, und wird ebendesshalb immer an der Ausführung dieser Vorschläge zweifeln. Wir freuen uns jedoch, dass Hr. F. von diesem regen Eifer, nützliche und classische Gelehrsamkeit zu fördern, beseelt ist.

G. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandl.: *M. T. Ciceronis quae vulgo fertur oratio pro A. L. Archia poeta.* Recensuit, suas observationes adjecit *M. C. B.* 1818. 100 S. 8. (12 gr.)

Unstreitig weit zahlreicher, als in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sind seit etwa 20 Jahren die Untersuchungen und Prüfungen, welche die höhere und niedere Kritik mit dem Texte ganzer Autoren oder einzelner Theile derselben angestellt haben, und sie lassen auf ein erfreulich reges Leben in Deutschlands philologischer Literatur schliessen. Ja die freye und gründliche Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller blieb und konnte nicht ohne Einfluss auf die Behandlung der heiligen Schriften bleiben. Zwar ist nicht Alles, was auf jenem Wege zu Tage gefördert ward, sogleich als gediegen und probehaltig erfunden worden, sondern hat wohl gar neue Läuterung oder Modificationen erfahren müssen (man vergleiche z. B. *Bornemann:* Epilog der Cyropädie, erläutert und gerechtfertigt, 1819); aber dennoch hatten selbst mislungene Bestrebungen der Kritik immer das Gute, dass sie das wahrhaft Schöne und Treffliche in den Alten durch erregten Widerspruch tiefer begründen halfen, und auf das Classische recht aufmerksam machten. So angesehen mag das in den Noten zu der angezeigten Rede oft sehr derb und rasch ausgesprochene Verdammungsurtheil Entschuldigung finden, und hiemit zugleich der Standpunct angegeben seyn, von welchem aus, gegen den nun verstorbenenen Herausgeber, *C. A. W. Schröter* (m. s. *Becks* Repertorium 3, 4, 16 p. 313), dessen Anonymität zuerst Hr. *Ebert* im bibliograph. Lexico, 2 Lief. p. 339, enthüllte, Rec. folgende Zweifel aufzustellen und Gegenbemerkungen zu machen, sich aufgefodert fühlt.

Es ist bekannt, welche Feuerprobe der Kritik und auf welche Veranlassung auch Ciceros Werke seit *Markland* haben ausstehen müssen; bekannt, was *Gesner* gelegentlich darauf erwiederte, wie *Wolf* die Sache von Neuem behandelte, und was *Weiske* dagegen erinnerte, ebenso, welchen Mittelweg unter Anderen *Jacob* eingeschlagen hat. *Wolfs* glänzendes Vorbild veranlasste den neuen Herausg. unserer Rede, auf gleichem Wege gleiche Lorbeere zu erndten. Wir werden sehen, ob ihm diess gelungen sey. Schon der Titel enthält eine grosse Unrichtigkeit; er verspricht eine Recension des Textes, und doch ist nur eine blosse Recognition desselben gegeben worden. Sogleich die ersten Worte der Vorrede: „*vereor ne si qui haec in manus sumant, futuri sint, qui exclament, quid? non satis fuit Wolfii judicium ex orr. Cic. illas quinque exemisse, hic nobis etiam sextam eripiet, quam omnes adhuc specimen Tullianae eloquentiae vel praestantissimum numerarunt?*" zeigen, dass der Herausgeber die Schwierigkeit und Kühnheit seines Unternehmens wohl fühlte. Aber einzelne, schon von allen früheren gründlichen Bearbeitern der Rede angedeutete oder gehobene Schwierigkeiten erzeugten wahrscheinlich die Idee der Unächtheit; dazu kam *Marklands* hartes Urtheil über andere Reden; diess und *Wolfs* Beyspiel und Vorgang vollendetete dann das Wagstück, nicht bloss aus den schwierigsten Stellen die Beweise der Unächtheit zu führen, sondern selbst mit Hülfe aller dialektischen Künste, Spitzfindigkeiten und groben Schmähungen der vorgefassten Meinung zu Liebe, und um consequent zu scheinen, selbst alle diejenigen Partieen als schülerhafte Stilproben darzustellen, zu modeln und zu interpretiren, welche das Urtheil und der Geschmack der denkendsten und gebildetsten Philologen für treffliche Muster wahrer Beredsamkeit und oratorischer Genialität gehalten, und zur Bildung der Jugend anempfohlen hatten. Bey geringen Talenten und gänzlichem Mangel an den wichtigsten Hülfsmitteln (m. vgl. Vorr. p. I, III, VI, XIII), bloss seinem Gefühle und der gewonnenen Ansicht folgend (p. VI, XV, XVI), hat der Herausg. dasselbe Ziel, wie *Wolf* unter ganz anderen Verhältnissen, zu erreichen gedacht. Aber die in der Kritik so wichtigen Mittel und hier fehlenden Erfodernisse müssen selbst dem unbefangensten Leser schon im Voraus ein gerechtes Mistrauen gegen die folgenden derben kritischen Urtheile einflössen. Rec. will hier zum Belege, um Raum zu ersparen, nur eins der merkwürdigsten, welches die ganze Rede betrifft, und des Herausgebers Verhältniss zu *Wolf* andeutet, aus der Vorr. p. IV und VII herausheben: *Oratio abundavit tot ineptiis sententiarum, tot improprietatibus verborum, tanta totius scriptionis inaninitate, tantis denique in rerum*

memoria non solum erroribus, verum etiam fraudibus; — tam multa sunt in ea insolenter et barbare, improprie et inepte, argute et frigide dicta, dissoluta et male cohaerentia, inania et zelo declamatorio effutita, in quibus scriptor, quod sentiret, eloqui non potuit, p. VIII, *falso relata, non errore depravata, sed ad inanem fabulam exornandam fraude conficta in hoc uno libello multo plura et graviora, quam in ceteris per Wolfium condemnatis omnibus reperiuntur;* und dazu p. X als passenden Schluss die Worte: *Quare jam in aprico esse arbitror Ciceronis esse eum librum non posse!* Wer erschrickt nicht vor solchen dreisten Behauptungen, und den daraus zu ziehenden Folgerungen!! Meist durch Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, entlehnt aus der Sprache des Redners und den Realien, und oft gehüllt in eine starke Declamation gegen Andersdenkende und den angeblichen Cicero, wird die neue Ansicht verfochten: äussere Gründe gegen die Ächtheit der Rede, wie es z. B. möglich war, dass sie in die Reihe der übrigen von Cicero kommen, dort verborgen bleiben, alle Zeitgenossen, dann einen Quintilian und die gelehrtesten Männer der folgenden Jahrhunderte, selbst einen *Wolf* durch ihren Unsinn und Bombast, den Keiner je gemerkt hat, täuschen konnte, sind p. XI und XII kaum angedeutet, und wegen ihrer eigenthümlichen Schwierigkeiten lieber gar nicht erörtert worden. Dem Herausgeber gelten die wichtigsten Autoritäten nichts, p. XIII, und dennoch stützt er sein Verfahren, sehr inconsequent, lediglich auf die von *Klotz* und *Wolf*, p. XIV. So scheint also der ganze neue Commentar, selbst nach der Äusserung p. IV *or. quam Cicerone indignam dico*, entstanden, und mit vorgefasster Meinung geschrieben zu seyn; daraus lassen sich die vielen erzwungenen und geschraubten Äusserungen, die Menge von Spitzfindigkeiten in den Noten, um consequent zu erscheinen, am leichtesten erklären. Die Art und Weise, wie die Verurtheilung in der Vorrede entschuldigt, und Denkenden zur Prüfung und Annahme mitgetheilt wird, lässt schliessen, dass der Herausg. an gewissen Widerspruch dachte, dass ihm gewiss selbst die Fragen vorgeschwebt haben mögen: Was würde, wenn man auf solche Weise fortkritisirte und interpretirte, was würde man uns da doch Alles entziehen können? Wohin würde die Menge von Hypothesen und gründlichen Kritiken, welche so viele Werke der Alten schon erfahren haben, uns am Ende führen? Müsste man nicht recht sehr befürchten, dass die trefflichsten, bildendsten Werke der Alten zerrissen, ja uns gänzlich entzogen werden dürften? Und gewiss würde diess der Fall seyn, wenn man mit denselben so verfahren wollte, wie es in dem neuen Commentare geschehen ist. Aus Allem ergiebt sich, dass des Herausgebers Kritik eine verunglückte Nachahmung ist, also nicht rechter Art seyn kann, was sich bey der Beleuchtung einzelner Stellen noch deutlicher zeigen wird. Doch Rec. gedenkt dabey an jene Worte p. 1: *Ut, quid demum statuendum sit, voluntas eadem cupiditas nulla sit*, p. XIII, *at, quid verum sit, re ipsa et rationibus evincendum est*, um desto unparteyischer die Wahrheit, um die es doch hier zu thun ist, zu erhalten, weil er in *verba novi commentarii*, den der verewigte Vf. nicht mehr zu vertheidigen vermag, nicht schwören kann, und um sich von dem Gefühle des Unmuths nicht hinreissen zu lassen, der, durch die häufigen inhumanen Äusserungen und verkommenden Schmähungen, welche widrig an *Scioppius* erinnern, so leicht in dem Leser entstehen muss.

Es ist weder nöthig, noch hier Raum genug, um einen vollständigen Commentar über einen Commentar zu liefern; die kleineren Anmerkungen, besonders zu Ende, wo die Kraft sich erschöpft zu haben scheint, und an den einzelnen Schönheiten nur mit Mühe sich versucht, verdienen oft keine Widerlegung, oder finden dieselbe leicht in ähnlichen oder gleichen Worten und Gedanken des Cicero, welche die Clavis und ein Lexikon nachweisen können. Rec. hebt daher nur das Wichtigere heraus, um theils die Art und Weise des neuen Commentars darzulegen, und Irrthümer zu berichtigen, theils die oben ausgesprochenen Urtheile durch Beweise zu belegen.

Merkwürdig und sogleich das Ganze charakterisirend sind die ersten Worte der ersten Note: *Statim in hoc velut limine ipso declamatoris ineptiis offendimur. Nam quod in causa tam exili et tam aperta jam fructum sui ingenii jactat, id plane ridiculum est. Pudor iste modestiae plane fucatus et declamatorius est. Tum non infitior et confiteor offendit, plane ac si exercitationis dicendi arguatur. Hujus rei ratio; illa res quae sit, facile nemo perspiciat. Igitur verius est dicere declamatorem, quae ea res esset ipsum nescisse, et hanc tertiam speciem ideo tantummodo adjecisse, quo inde amplior oratio verbis existeret.* Nehmen wir aber mit Mehreren hier an, was unten weiter berührt wird, dass Cicero diese Rede im 45 Jahre (a. u. c. 692) sprach: so haben alle Worte im Anfange derselben ihre volle Bedeutsamkeit, und nur ein Cicero konnte so von sich sprechen. Wem wäre auch wohl die Eigenliebe des Redners, auf die man so oft und ungern trifft, noch unbekannt? Desshalb darf man sich nicht wundern, was schon Manutius zu *or. pro leg. Manil.*, *pro Sextio* und *p. Arch.* erinnert, dass Cicero hier, wie anderwärts, von seiner Person, Lage, und seinem Verhältnisse zum Clienten und Richter, beginnt. Die getadelte Bescheidenheit verräth er in seinen Reden am meisten da, wo er von dem Charakter, den Vorzügen seiner Gönner und Freunde spricht; hier zeigt er sie, um überdiess durch die Plurale *possemus*, *debemus*, seine Zuhörer aufzufodern, sich mit ihm zu vereinen, und die Dankbarkeit gegen einen solchen, um die Nation verdienten, Mann gemeinsam an den Tag zu legen. Dass die Rede *fructus ingenii, exercitationis et artium disciplinae* genannt wird, kann den nicht befremden, der ihren Inhalt reiflich erwog, und die Genialität nicht verkennt, womit eine, wir geben es zu, nicht erhebliche

Klage zweckmäſsig geführt ward. Deſshalb war man auch einſtimmig immer der Meinung, daſs nur ein vielſeitig und wahrhaft wiſſenſchaftlich gebildeter Mann von Kunſt und Wiſſenſchaft ſo ſprechen konnte, wie es am Schluſſe der Rede geſchieht; daſs aber ein *perſonatus orator*, *inſulſus declamator*, *homo ſcholaſticus*, *ineptus*, *impoſtor* und *ſcriptor mendaciſſimus*, wie der Vf. der Rede gewöhnlich genannt wird, es nie vermocht haben würde. Wer hat wohl je aus leerem Faſſe Wein gezapft? Daſs Cicero die Rede zur Vertheidigung ſeines ehemaligen Lehrers hielt, bedarf keiner Rechtfertigung. Daſs der Herausg. *huj. rei ratio aliqua* nicht verſtand, oder nicht ſo verſtehen wollte, wie Andere vor ihm, kann wieder kein Beweis für die Unächtheit der Rede ſeyn, zumal wenn man wegen des vielſagenden *ratio* andere Stellen beym Cicero vergleicht. Das getadelte *non infitior et confiteor* iſt eine bekannte Redefigur, wie in dem Folgenden *non abhorruiſſe etc.* und anderwärts; wie viel dadurch die Periode, deren Bau Cicero überhaupt ſehr liebt, an Rundung gewinne, bedarf nicht erſt des Beweiſes. — C. 1. *Inde usque repetens.* Dieſe Worte könnte man leicht mit *Hülſemann* für ein Gloſſem erklären, und dadurch dem Herausg. allen Zweifel benehmen, *an ſic repetere*, *pro memoriam repetere* geſagt werden könne. Doch iſt jenes gar nicht nöthig, da Cicero vollſtändig *memoria praeterita repetere* ſagt, *ad fam.* 11, 27, was ſich durch *cogitando recordari*, *pro Sext.* C. 1 erklärt, und ganz einfach *repetere* auch noch bey Virgil und Ovid vorkommt. — Bey *opem et ſalutem ferre* wird gefragt: *quis unquam dixit alicui ſalutem ferre*, ſtatt *opem ad ſalutem?* Cicero ſelbſt mag darauf antworten: *pro Mil.* 23. *Fin. bonor.* 2, 35, ungeachtet man es eben ſo gut in Verbindung mit *opem ferre* durch ein *zeugma* erklären könnte. Cap. 1 zu *huic cuncti ſtudio* wird bemerkt: *Pro cuncti dudum jam reſcribendum conjecerunt uni, idque a recentioribus etiam in ordinem receptum eſt. Quod et ego reciperem, ſi mihi id quod debuerit ſcribere, non quod ſcripſerit auctor, ſequendum putarem.* Die entgegengeſetzte Textesbehandlung findet man dennoch p. 38, 48, 64 und 74; ſo ſchwankend ſind die Grundſätze dabey! Jene Worte enthalten zum Theil das kritiſche Glaubensbekenntniſs des Herausgebers, worüber wir mit ihm nicht rechten, ſondern nur fragen wollen: ob es wohl Recht und Pflicht ſey, beym gänzlichen Mangel an äuſseren Gründen für die Unächtheit der Rede und beym Vorhandenſeyn ſehr gewichtiger Gegengründe und Autoritäten, bey keiner einzigen dunkelen oder ſchwierigen Stelle auch nur die leichteſte Verbeſſerung zu wagen, um den Text vollkommen herzuſtellen, ſondern lieber aus dieſer einzigen Stelle die Unächtheit des ſchönen Ganzen beweiſen zu wollen? — Daſſelbe könnte man auch fragen bey der Bemerkung zu den Worten Cap. 2: *ſed ne cui veſtrum*, wo der Herausg., wie öfters noch, mit fremden Waffen ficht, und *Weiske*, der die Schwierigkeit der Stelle kannte, und durch eine geringe, aber nicht einmal nöthige, Änderung glücklich zu heben meinte, mit den Worten zurechtweiſt: *Sed vellem correctione ingenioſa virum doctum abſtinuiſſe; nam vitium loci nativum eſt, quod medicina nulla curetur.* Aber er verſetzte ſich nicht an die Stelle des Redners, der hier ſogleich der möglichen Verwunderung eines ſeiner Zuhörer begegnet, und ſtatt ſeiner dasjenige ausſpricht, was hier ſonderbar ſcheinen konnte. Oft tritt ja Cicero, ſelbſt in unſerer Rede noch einigemal, ſtatt ſeiner Gegner auf, oder führt Andere redend ein, m. vgl. *pro Mil.* C. 34. Kein Wunder, daſs aus Mangel dieſer Anſicht auch die Worte: *quum res agatur als ab hoc loco prorſus aliena* verdammt werden. — Cap. 2. *In quaeſtione legitima.* Der Vf. bemerkt, daſs die von den früheren zu zu dieſer Stelle citirten Geſetze nicht paſſen, und da *cauſa legit.* nach *Cellar. cauſa legibus publicar. conſtituta* ſey, man das Geſetz der 12 Tafeln hier annehmen müſſe. Es fällt auf, daſs aus jener Ungewiſsheit nicht ebenfalls, um conſequent zu ſeyn, ein Beweis für die Unächtheit der Rede entlehnt wird. — Cap. 2. *Liberius loqui* wird gegen *Cic. ad Attic.* 4, 16. *pro Planc.* 13. *Caeſ. b. g.* 1, 18, ſehr naiv erklärt durch: *loqui cum licentia ineptiarum omnium.* Folglich enthielte der letzte und ſchönſte Theil der Rede nichts, als *ineptias*; und dieſe hätte bis jetzt Keiner gemerkt? Das wäre doch die ärgſte Verblendung, und ein ſehr unfeines Compliment für die talentvollſten Köpfe unſerer Zeit und früherer Jahrhunderte! — Bey *perſona tractata eſt* ſteht: *vix haec intelligi poſſunt, et auctor ne id ipſum quidem, quod ſentiit (?), ſatis perſpicue aut latine eloqui potuit*; dann folgt, wie der Redner richtiger hätte ſchreiben ſollen, woraus wieder ein Beweis der Unächtheit entnommen wird. — Cap. 3. *Nam ibi natus eſt*, iſt die Parentheſe falſch gefaſst; ſowie *fama ingenii* erläutert durch: *admodum hoc nobis inſulſum videtur, fucus et vanitas, tumor et ineptiae ſcholaſtici declamatoris!* — Einer der härteſten Vorwürfe trifft Cap. 3 die Tarentiner und ihre Gerechtſame in den Worten: *Si in iſto libello hoc unum et ſolum eſſet, tamen id ad fraudem et impoſturam ſcriptoris omnem convincendam ſatis eſſet.* Er fällt aber ſogleich in ſich ſelbſt zuſammen, wenn man *Rhegini et Neapolitani* mit *civitate*, und *cetera praemia* mit *Tarentini* verbindet, was den Zuhörern des Cicero ſogleich deutlicher ſeyn muſste, als uns. Der Herausg. ſtöſst ſich beſonders daran, daſs Tarent nach *Vellej.* 1, 15 nicht *civitas foederata*, ſondern nur *colonia* war, und C. 5 noch *municipium* heiſse; und daraus folgert er ſogleich: *Iſtum ſcriptorem quid inter municipium coloniamque interſit penitus ignoraviſſe*, ferner *qui a Tarentinis eor. civitate donari potuit, qui civitatem ipſi propriam nullam haberent?* Das iſt ein auffallendes Urtheil über eine Militärcolonie, welches *Vellej.* 1, 14. *Gell.* 16, 13. *Cic. ad fam.* 6, 18 u. a. leicht berichtigen konnten. Damit iſt zugleich Cap. 5 gerechtfertigt, und die obige, wenn gleich ſehr leichte und erlaubte Verbindung gar nicht einmal nöthig. — Daſs Cap. 5 *municipiorum* allein ſteht, ſtatt des genaueren

municipiorum et unius coloniae militaris, hat seinen guten, theils geschichtlichen, theils oratorischen Grund. — Das, Rec. gesteht es, in Prosa seltenere, bey Dichtern öftere *absentibus* (*notus*) wird erst scheinbar mit *Weiske's* Waffen geschützt, dann doch als *ineptiae* verworfen. — Rec. bemerkt hier, um es nicht bey folgenden Stellen wiederholen zu müssen, dass es weder seine Absicht, noch der Ort sey, die Urtheile geachteter Philologen zu prüfen, und gegen den Herausg. geltend zu machen, dass er vielmehr der Meinung sey, bey einer schweren, verzweifelten Stelle die Conjecturalkritik ihr Amt mit Umsicht und Behutsamkeit ausüben zu lassen, oder im schlimmsten Falle, unbeschadet der Classicität der Alten, lieber einzugestehen: *hic bonum dormitasse Ciceronem*, als um einiger solcher Stellen willen, einer Menge innerer und äusserer Autoritäten für die Ächtheit zum Trotz, das Treffliche und Schöne in Masse von sich zu werfen, und den übereilten Schluss zu wagen, das Ganze tauge nicht, es sey unächt. Denn, was möchte am Ende bey solcher Beurtheilungsweise von den Alten überhaupt als ächt und classisch uns verbleiben? — *Adhibere aures* durfte nur ebenso erklärt werden, wie oben *salutem ferre*, um allem Unglimpf zu entgehen. Cap. 4. *Erat temporibus illis*; heisst ein *inanis strepitus verborum*; was oben zu *qui se non opinari etc.* ebenso gut hätte bemerkt werden können. Dasselbe könnte man aber auch über die bekannte Stelle *pro Mil.* C. 4; *Est haec non scripta, sed nata lex etc.* sagen. — Cap. 4. *Cum L. Lucullo in Siciliam.* Eine durch das uns unbekannte Privatleben des Archias und Lucull schwierige Stelle. Der Herausgeber bezog fälschlich *decederet* auf den Lucull, schloss dann auf dessen Provinz, die er doch damals nicht hatte, und verdammt desshalb die Rede. Der Redner sagt aber hier *decedere* vom Archias aus demselben Grunde, welchen *Weiske* schon zu den Worten *absentibus notus* angeführt hat. Fand die Reise in Privatgeschäften Statt, was *Beck* schon annimmt: so hat die Sache keine Schwierigkeit mehr, und der Herausg. konnte sein Urtheil, *quo quid ineptius? quid anilius?* wohl suspendiren, so gut wie das folgende *in mentiendo constantiam servavit declamator* zu den nun ebenfalls missverstandenen Worten: *auctoritate et gratia Luculli*, die auch von seinem Proconsulate erklärt werden. — Ein Hauptgrund der Unächtheit ist besonders in der Stelle C. 4: *data est civitas etc.* gefunden worden. Die Sache sey hier viel zu kurz (?) behandelt, ferner, *talem legem ad populum nunquam fuisse latam, sed conscriptam a declamatore scholastico, qui ea putaret istam fabulam mirifice augeri; denique silentium auctorum, absurditatem legis et nominis falsitatem arguere scriptorem mendacissimum.* Aber die Leseart ist ja in dem Worte *Silvani* verschieden; wir haben auch nicht alle Gesetze der Römer wörtlich überliefert erhalten. War das Silanische Gesetz, wie es scheint, eine Ergänzung des Julischen: so kann es wohl nicht auffallen, dass es nur hier in unserer Stelle vorkommt: denn in der Rede *pro Balbo* konnte es keine Anwendung finden, da dieser Mann als Fremder unmittelbar durch ein besonderes Gesetz sein Bürgerrecht erhalten hatte. — *Fraudis indicio etiam sit legis nomen.* Es war zwar Regel, dass ein solches Gesetz der Tribunen nur *a rogationis principe* den Namen bekam, aber es finden sich auch Ausnahmen davon in der *lex Furia Atilia* und *Aelia Sentia.* Folglich sieht Rec. auch hier nicht ein, wo die *stultitia et levitas scriptoris*, und wo die *lex inepta* sey. — Zu den Worten *nobilissimi homines* heisst es: *Ineptum! Verus Cicero sic dixisset: adsunt Heracleenses nobilissimi homines domi suae.* Auf diese Weise hätte den Cicero, der seine Freunde und Clienten immer sehr ehrenvoll behandelt, der Herausgeb. am allerwenigsten zurechtweisen sollen, er, der selbst noch p. 26 *interpretor* als Passivum braucht, p. 40 *ubera* statt *ris*, p. IV *inaninitas*, p. 78 *ausisse*, und p. 10 *sentiit* schreibt. — C. 5: *Tabularum fidem resignasset* ist nicht verstanden worden; aber daran ist der Herausgeber selbst Schuld, er hätte nur *Manutius*, *Heumann* und *Hülsemann* vergleichen sollen. — *Cum ceteri.* Der Zusammenhang und Sinn der Stelle, wie sie bis jetzt von den Meisten erklärt worden ist, erliegt den Schwierigkeiten gar nicht, welche der Herausg. darin findet; ja es sind in seiner Anklage fast dieselben Unrichtigkeiten vorhanden, welche oben bey *Tarentinor. colonia* angedeutet worden, wenn es heisst: *Postquam illae civitates municipia facta erant, amplius in iis nemo adscribi potuit (?) quae cum propriam civitatem amplius nullam (?) haberent, et civitatem communem (?) h. e. Romanam (?) largiri non poterant. Hic scriptor (?) aut prorsus non intellexit illam legem Papiam, aut nescio quam aliam, sicut solet (?) a nemine unquam latam suo lubitu ipse excogitavit.* Wäre auch nur *Cic. ad fam.* 13, 36 verglichen worden: so hätte das Urtheil ganz anders ausfallen müssen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandl.: *M. T. Ciceronis quae vulgo fertur oratio pro A. L. Archia poeta.* Recensuit, suas observationes adjecit *M. C. B.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cap. 6. Hier, wo der Redner für einen Dichter spricht, und, um ihn Allen zu empfehlen, ein treffliches Wort zum Lobe seiner Kunst, und aller übrigen damit verwandten Wissenschaften sagt, das von jeher von Kennern als wahr und schön, und als der Ausdruck eines wissenschaftlich gebildeten Kopfes anerkannt worden ist, hier ergiesst sich auf beynahe 6 Seiten der stärkste Zorn über den jämmerlichen Declamator, der lebhafteste Unwille über das elende Machwerk, und inniges Mitleid mit denen, die das noch nicht einsahen, zum letzten Male in vollem Masse; denn sämmtliche Noten bis zu Ende sind nur noch kleine unbedeutende Ausströmungen davon. Die Kraft versiegte, und meist konnte das Treffliche nur durch Sarkasmen lächerlich gemacht, und dann als fehlerhaft dargestellt werden. Die Hauptvorwürfe sind folgende: *Primum non accusator ridendus est, sed potius auctor, qui tam stultum, temerarium, levem adversarium adumbrarit, ut hunc indicem non Archiae, sed suae fraudis ipsius producere videatur. Talis accusator in rerum natura nunquam fuit; sed apertum est tam debilem et enervem ideo produci, ut ille miser sine negotio juguletur, declamator autem pro inani labore plausum scholae consequatur.* Solcher Leute treffen wir aber mehrere beym Cicero *pro Rosc. C.* 19—29. *pro Ligar.* 3, 4. *pro Dejot.* 10, 11. *pro Balb.* 8, und gegen dieselben die *lex Remmia.* — *Tum patere videtur de tali causa, quae nec excusationem aliquam ab officio habeat, et tenuior Dejotani videri debeat, Ciceronem nunquam scripsisse, sed declamatorem, ut haberet cui fatuam declamationem de studiis litterar. subnectere posset.* Hatte der Ankläger dem Redner die Sache leicht gemacht: so war dieser nicht die Ursache. Es betraf aber eine für einen Ausländer höchst wichtige Sache, das römische Bürgerrecht. Das Wohl eines geliebten Lehrers stand auf dem Spiele, und durfte Cicero dazu gleichgültig schweigen, die Sache einem Anderen überlassen, er, der selbst Kleinigkeiten übernahm, und seinen Freunden so ergeben war? Dem Allen widerspricht sein bekannter Charakter. Wenn die herrliche Schlussrede *fatua declamatio* genannt wird: so wird der unbefangenste Leser gerade durch eine so harte Opposition, leere Declamation und derbe Schmähung am wenigsten für die neue Ansicht gewonnen, und geneigt gemacht, seine bisherige Ansicht mit einer neuen und schlechteren zu vertauschen. Zu verwundern ist noch, dass die Veranlassung zu dieser sogenannten schülerhaften Declamation, nämlich Archias Existenz, seine Verhältnisse zu angesehenen Römern, nicht ebenfalls in Anspruch genommen, bezweifelt oder schlechtweg geleugnet worden sind, da der Stoff zu eigentlichen Declamationen in der Regel ein erdichteter war. Dann folgt ein *examen disputationis et explanationis rei oratoriae,* wovon schon Vorr. p. VII als Resultat gegeben wurde: *At haec ratio partium tam perversa est, ut ne quid simile in alia ulla oratione possit reperiri.* Diess wird schwerlich Jemand zugeben, wer in dieser Hinsicht die Reden *pro Dejot.* und *pro Balbo* mit der unserigen verglichen hat. Endlich werden die von dem Herausg. statt der ganz unstatthaften Lobrede zur Erweiterung der Hauptsache, und *ut ad docendum aut monendum judices locus aut ratio nulla praetermissa videretur,* vorgeschlagenen Materien und nur wenige Zeilen füllenden Gedanken die Freunde des Cicero für den angebotenen Tausch oder Verlust ansprechen oder gar zufrieden zu stellen im Stande seyn. Vielmehr würden die wenigen Ideen erst einen solchen gedankenarmen und eiteln Declamator, wie der Vf. so oft genannt ist, am unzweydeutigsten verrathen, und die ganze Rede würde dann auch ein ganz anderes Ansehen erhalten haben. Man ändere nur die Rede auf die vorgeschlagene Weise und auch in den gerügten Stellen ab, dann wird man am deutlichsten sehen, wohin das führt. — Die nun folgenden Noten enthalten zum Theil Bemerkungen früherer Ausleger, welche für die neue Ansicht als Belege benutzt werden, theils widrige Witzeleyen, Ausfälle u. dgl., um die vorgefasste Meinung doch so folgerecht, als möglich, durchzuführen. Es bedarf daher zum Belege nur noch einiger Anführungen; das Übrige enthält nur kleine Anmerkungen, aber keine triftigen Gründe für die Unächtheit des Ganzen. — Cap. 6. *Ego vero fateor.* Hier wurde der Gegensatz von *An tu* übersehen, daher die Bemerkung: *Valde inepte et arroganter, quod statim de se ipso*

loqui incipit, und doch ist bekannt, wie oft und gern Cicero von sich spricht. — Zu *si quantum — sumsero* heisst es: *Etiam dormisse nunquam? Tale quid sana mente et loquendi facultate praeditus dicere quisquam potuit?* Cicero konnte aber wohl ohne Übertreibung in seinem 45sten Jahre von sich sagen, er habe manche Stunde, welche Andere dem Vergnügen widmeten, mit Studiren hingebracht. Übrigens dachte er dabey nicht an den Schlaf in der Nacht, sondern vielmehr an den Mittagsschlaf der Italer. Cap. 7. Statt *ex hoc numero* (heisst es) *Cicero scripsisset: ex hoc genere.* In *adjuvarentur* ist die Bedeutung und Geltung des Imperfects ganz übersehen worden, ebenso bey dem Worte *judicaretis*. — Zu Cap. 8: *Diligenter attenditis* heisst es: *Verbum Ciceronianum ab inepto declamatore impudentissime (?) usurpatum: nam quemnam ad tam inanem declamatiunculam (?) non connivere putemus?* Ein kräftiges Urtheil, wie bey den fast an das Poetische streifenden Worten: *Saxa consistunt. Quintilianus verba, quibus tam pueriliter peccatum est, non laudasset, si modo suspicaretur, hunc librum Ciceronis falso venditari. — Quid? si cum poeta Archia asinus constitutus fuisset, putamusne saxa item responsura fuisse.* — Cap. 9 bey *Lucullo imperante* steht: *Impostor se indicat, imperatoribus jam temporibus scribere.* — Cap. 12 endlich steht auch die derbe Erinnerung als Schlussstein, und letzter kräftiger Beweis der Unächtheit der Rede: *profecto sic praeter hominem scholasticum audientibus pueris declamitantem dicere nemo potuit.* Also wäre das Resultat: Wer wagt es nun noch, an der Unächtheit dieser Rede zu zweifeln? — Dennoch unterfängt sich Rec., nach den schon von ihm allein gemachten Ausstellungen und Gegenbemerkungen, darauf zu antworten: Viele — sehr Viele, denen wahrscheinlich schon das bisher Gesagte die Beruhigung geben dürfte, dass sie durch den neuen Commentar um eine der schönsten Reden Ciceros nicht gebracht worden sind.

F. P.

GREIFSWALDE, auf Kosten des Herausg.: *Annalium Cornelii Taciti Locos tres adhuc perperam intellectos et partim desperatos nunc explanatos dedit L. G. W.* 1817. 30 S. gr. 8. (6 gr.)

Laut der Zuschrift an den Leser ist der Vf. von kritischen Hülfsmitteln, von Codd. und alten Editionen der Annalen des Tacitus verlassen. Er will daher seinem kritischen Gefühl und der Natur folgen. Sein freundlicher Genius hat ihm geholfen, und dieser mahnte ihn auch, dass er wenigstens die Scholien der Zweybrücker Ausgabe durchsehen möchte. Er that diess, um zu erfahren, ob sie seinen zufälligen Ahnungen und schnell gefassten Vermuthungen zusagen, oder nicht. Aber wie freute er sich, sie nicht vorher gelesen zu haben, weil er sonst muthlos geworden wäre! Zugleich lernte er, dass die Unbekanntschaft mit Fremdem zuweilen nütze, in sofern man nicht Anderen folge, sondern die Wissenschaft mit Eigenem bereichere. Er will nun über 3 Stellen aus Tacitus Annalen, welche von den Kritikern mit Unrecht hin und her gedreht und übel behandelt worden sind, sein Urtheil darlegen.

I. S. 7. *Scripsissent expostulantes: quod haud minus Tiberius, quam Piso, abnuere.* Annal. L. III C. 14. Nach *Lipsius* ist diese Stelle ganz wegzuwerfen. Viele andere Kritiker halten sie für verstümmelt, und gar verschiedene Conjecturen hat man hier gewagt. Unser Vf. aber glaubt, dass die Stelle weder in den Text hineingeschoben, noch verstümmelt, sondern ganz ächt und unversehrt, und nur durch die Unwissenheit oder Sorglosigkeit der Abschreiber ein wenig aus ihrer rechten Lage gebracht worden sey. Durch die Stellung des Wörtchens *quod* vorn hin, dass es heisst: *quod scripsissent expostulantes, haud minus Tiberius quam Piso abnuere* — ist nach dem Vf. allem Übel abgeholfen. Es war nämlich davon die Rede, ob Piso den Tod des Germanicus durch seine Schmähungen veranlasst, oder ihn mit Gift getödtet habe? Die Ankläger sagten, da sie die Vergiftung nicht beweisen konnten (Annal. L. 3, 14), Germanicus und Piso haben einander in Briefen durch die bittersten Vorwürfe und Beleidigungen gereizt — Piso habe nun aus Zorn und Rachgier Anschläge auf das Leben des Germanicus gemacht, oder wenigstens etwas von dieser Art in einem Briefe ausgedrückt, worin die Veranlassung zum Tode des Germanicus gelegen sey; dem Piso sey es wichtig gewesen, solche schriftliche Beleidigungen und Beschimpfungen zu leugnen, nämlich: *scripsisse vicissim expostulantes* — und ebenso wohl sey dem Tiberius daran gelegen gewesen, weil dieser den Piso wenigstens von diesem Vorwurfe der absichtlichen tödtlichen Kränkung retten wollte (Ann. L. 3 C. 12). Mehrere andere Gründe werden nun aus Tacitus selbst angeführt. Das Wort *expostulantes*, sagt unser Vf., habe hier nicht die Bedeutung *fodern, ernstlich verlangen*, welche diejenigen annehmen, welche dasselbe durch eine Synesis auf den Senat bezogen, als ob derselbe irgend etwas Schriftliches verlangt hätte, sondern es drücke den Begriff von *beschuldigen, schmähen* aus, wie bey *Cic. Tusc.* 5, 5. In *Verr.* 5. *Pro Sylla* 15. *Ter. Andr.* 4, 1. 15. *Tac. Ann.* 13, 37. Zu verdeutschen wären also jene Worte: *Dass übrigens sie* (Germanicus und Piso) *sich einander schriftlich beissende Vorwürfe gemacht haben sollten, diess leugnete nicht nur Piso, sondern selbst Tiberius* — oder: *Was aber übrigens den* (von den Anklägern vorgebrachten, minder bedeutenden und unerweislichen) *Punct anbelangt, dass Germanicus und Piso sich in Briefen beissende Vorwürfe gemacht haben sollten, leugnete nicht weniger Tiberius, als Piso. Quod*, sagt unser Vf., bedeute so viel, als: *quod vero ad id attinet*, — es sey, wie wenn Tacitus geschrieben hätte: *quod vero ad id attinet, quod scripsissent expostulantes, id non minus Tiberius, quam Piso abnuere.* Wenigstens habe Piso diejenigen bitteren Vorwürfe geleugnet, durch welche er in Briefen das Gemüth des Germanicus allzusehr verwundet zu haben beschuldigt wurde. Und diess habe er um so leichter thun können, da man ihm keine solchen Briefe vorzuweisen im Stande

gewesen. — Diese Ansicht der schwierigen Stelle ist ungekünstelt, dem Zusammenhange und der ganzen vorliegenden Sache, sowie der Sprache gemäss. Wenigstens, wenn man sie beybehalten und herstellen sollte, so wäre jene Annahme allerdings nicht übel. Aber welches Recht hat unser Kritiker, das Wörtchen *quod* von seiner Stelle zu rücken und vorn hinzusetzen? Es beruht auf keinem kritischen Grunde. Auf solche Weise könnte freylich mancher eingeschobenen oder verstümmelten Stelle scheinbar geholfen werden — aber man fragt auch nach Gründen.

II. S. 14. *Verum haec nobis Majores certamina ex honesto maneant.* Ann. L. III C. 55. *Lipsius*, *Ryck* u. A. lesen: *verum haec nobis in majores certamina* u. s. w. *Boxhorn* und *Broter* halten die Stelle für unverdorben, und helfen durch Interpunction: *verum haec nobis majores* (hier muss nach ihnen subintelligirt werden: *exempla reliquere*): *certamina ex honesto maneant!* Diese Meinung wird zuerst widerlegt, und die Einwendung in den Scholien zum 2ten Th. der Zweybr. Ausg. gut geheissen. Die dort vorkommenden Gründe gegen die letzte Ansicht werden nicht nur verstärkt, sondern auch mit anderen bedeutenden vermehrt. Der Vf. hält die Stelle für ganz unverdorben und vollständig. Mittelst der Annahme einiger Figuren will er derselben helfen. Nachdem nämlich Tacitus gesagt hatte: *Nec omnia apud priores meliora: sed nostra quoque aetas multa laudis et artium imitanda posteris tulit*, wurde er durch den stärksten Affect von dieser Digression zu einem Hyperbaton hingerissen; er wollte zu verstehen geben, die Zeitgenossen und alle Nachkommen sollen dem Beyspiele der Vorfahren folgen, und wenn sie ihnen nicht durchaus ähnlich seyen: so sollen sie dieselben in einzelnen Stücken übertreffen, wo es aber das Sittlich-Schöne gelte, da sollen sie die Vorfahren nicht nur nachahmen, sondern mit ihnen wetteifern. Tacitus redet nach unserem Vf. die Manen der Voraltern, wie in einer Ekstase, an, und mit einem Wunsche fügt er noch das Epiphonem bey: *Verum haec nobis, majores, certamina ex honesto maneant!* Das Gewicht der Sache sollte sichtbar werden durch eine vierfache Figur, nämlich durch die Apostrophe, das Epiphonem, die Hypotypose, die Exclamation mit einem Wunsche. Unser Interpret übersetzt, oder vielmehr paraphrasirt, die Stelle S. 19: *Möge aber*, oder: *es müsse aber immerhin zwischen uns und Euch, o ihr Väter der Vorwelt, der Wettkampf über wahres Ehrgefühl, Pflichtgefühl und Pflichtausübung, Rechtschaffenheit, Sittlichkeit, Tugend, und was sonst alles honestum heissen kann, bestehen.* In der *particula adversativa: verum* findet er eine Deutung auf diesen Sinn des Tacitus. Die Lücken, die sich ganz für das Erhaltene eignen, sollen die Nachkommen auf jene Weise selbst ergänzen. — Ohne allen Zweifel eine gewagte Conjectur! Die ästhetischen und psychologischen Bemerkungen, welche gelegentlich über das Erhabene u. s. w. hier vorkommen, verdienen Beyfall.

III. S. 22. Ann. L. III. C. 37. *Huc potius intenderet: diem editionibus, noctem conviviis traheret, quam solus et nullis voluptatibus avocatus moestam vigilantiam et malas curas exerceret.* Das Ganze dreht sich nun hier um das Wort *editionibus*, oder, wie Einige lesen, *aedificationibus*, herum. Die Gründe, welche gegen diese beiden Lesearten angeführt werden, beweisen, dass der Vf. in den Sinn des Schriftstellers einzudringen bemüht ist, sich in die damalige Lage der Umstände hineingesetzt hat, und den römischen Sprachgebrauch kennt, wobey er *Fabii* (*Fabri*) *thes. voc. editio* mit Recht tadelt, dass *editiones* in dieser Stelle durch *spectacula* erklärt wird, da jener Ausdruck nirgends so absolut vorkomme, ohne einen Beysatz, oder ohne einen Zusammenhang, der auf Schauspiele hinweise. Der Vf. hat nach seinem eigenen Bekenntnisse keine Codd. verglichen. Er zweifelt aber nicht, dass im ältesten Mscpt. der erste Buchstabe des streitigen Wortes, nämlich *editionibus*, entweder verschwunden oder ausgelöscht sey, oder eine zweydeutige Form zwischen *a* und *e* gehabt habe, und dass man weder *editionibus*, noch *aedificationibus*, sondern *aditionibus* lesen müsse. Um diese Leseart zu rechtfertigen, spricht der Vf. zuerst vom Gebrauche des Wortes *itio*, alsdann von *aditio*, das Plautus hat. Diess Wort bedeutet nach unserem Interpreten *Besuch*, und diese Bedeutung findet er der ganzen Stelle angemessen. Unter den Besuchen (*aditiones*) versteht nach ihm Tacitus nicht nur Besuche, die er gab, sondern auch, die er bekam.

Am Ende, S. 27, vergleicht der Vf. auf Anrathen eines Freundes die neueste Übersetzung der Annalen des Tacitus, von *Friedr. Carl v. Strombeck*, in Hinsicht auf die obigen 3 Stellen. Jene Übersetzung kam im J. 1816 in Braunschweig heraus. Sie bezieht das Wort *expostulantes*, Ann. L. III C. 14, auf die Mitglieder des Senats, indem sie so lautet: *Einige foderten die Briefschaften des Piso, wogegen sowohl dieser, als Tiberius waren.* Die Stelle wird hier für verstümmelt gehalten, nach dem Beysatz: *Hier fehlt offenbar Etwas, und die Übersetzung bleibt nur Vermuthung.* Die zweyte Stelle L. III C. 55: *Nec omnia — maneant*, verdeutscht *Strombeck* so: *Nicht Alles war besser bey den Alten; auch unser Zeitalter brachte Manches des Lobenswerthen und der Kunst, werth der Nachahmung künftiger Geschlechter: uns bleibe aber mit den Vorfahren lediglich Wettkampf im Ehrenvollen.* Dieser Übersetzer liest, wie die oben genannten Kritiker, *in majores*. In der dritten Stelle, Ann. L. III C. 37, wird die Leseart *editionibus* beybehalten. Sie wird übersetzt: *Auch die Üppigkeit des Jünglings missfiel nicht. Lieber möge er hierauf denken, den Tag in Schauspielen, die Nacht in Gastmalen verleben, als einsam, durch kein Vergnügen abgerufen, trauriger Wachsamkeit und unglücklichen Sorgen nachhängen.* *Spectacula* und *editiones* sind dem Übersetzer hier synonyme Ausdrücke, wenn er gleich einigen Schwierigkeiten, die das Wort *editiones* in diesem Sinne hat, durch jene Übersetzung auswich: so ist es nach des Vfs. Urtheil doch nicht getreu übersetzt. — Zuletzt hat Hr. *W.* eine Epistel an Hn. *v. Strombeck* angehängt, wo

eine kurze Würdigung mit einem Lobe, und eine Entschuldigung seiner in jenen drey Stellen abweichenden Meinung vorkommt. Was jenes Lob in der Epistel betrifft: so stimmt es mit den Äusserungen, die der Vf. im Eingange zu seiner Beurtheilung der *Strombeckischen* Arbeit gegeben hatte, nicht wohl überein, besonders wenn er dort sagt: *Felicior futurus (Vir perill. Frid. Car. a Strombeck) si plus anno, imo vel novennium, labori huic, etenim labor est, impendisset*, und: *Secus et praeter exspectationem accidit, ut et viri illius sollertissimi aciem falleret* το πρὸς ποσιν. Und was die Entschuldigung betrifft: so ist unser Vf. sogar so billig, dass er bittet, Hr. v. *Strombeck* möchte ihm jene Unhöflichkeit nicht übel deuten, und dann hinzusetzt, dass er sie im Vertrauen auf desselben Humanität gesagt habe, auch, dass er sich das Wiedervergeltungsrecht gefallen lasse, im Fall er noch Mehreres schriebe, und gleichen Tadel hören müsste. *Redde vices*, heisst es am Ende der Epistel, *et tecum (etenim caperanda fronte nec quicquam proficitur) Democritus ridebo* l u d i b r i a r e r u m m o r t a l i u m. Wie das Letzte gerade hieher gehört, ist nicht einzusehen. Man könnte diess von allen Arbeiten und Bemühungen der Sterblichen auf dieser Unterwelt sagen, nicht nur von kritischen. — In seinem Vortrage und in seiner Diction hat überhaupt unser Vf. sehr viel Eigenes. Die Tendenz desselben zum Komischen ist auffallend. Schon das Motto auf dem Tittelblatte, das auch die genannte Epistel am Ende beschliesst: *Ludibria rerum mortalium* — deutet auf das komische Spiel, das hier bey allem Ernste in der kritischen Behandlung doch hie und da getrieben wird. Die Epistel zu Anfang: *Lectori Critico salutem*, ist im Stile eines alten römischen Komikers geschrieben. Sie fängt an mit: *Have et Fave*; statt *non* Einmal kommt dort *non*, *non*, *non* vor. Bey der ersten Stelle Ann. L. III C. 14 sagt er S. 11 aus Veranlassung des Wortes *quod*: „*Agite nunc! Faciamus ita narrasse Tacitum: Quod vero ad id attinet, quod scripsissent expostulantes, id non minus Tiberius, quam Piso abnuère; prô Jupiter! quis adeo fungus, bardus, blennus, bucco sit, quin intelligat*" *etc.* Wenn S. 16 von der Kürze des Tacitus die Rede ist, und gezeigt wird, wie sein kurzer Satz so übel klingen würde, wäre er mit mehreren Worten ausgedrückt: so ruft unser Interpret aus: „*Crederes, te audire non Tacitum in ipsa sua brevitate numerosum, sed lignatorem tax! tax! ligna caedentem — verum haec nobis majores: tax! certamina ex honesto maneant! tax!*" Man meint oft, einen Schauspieler zu hören, keinen Kritiker vom Katheder herab, oder aus der Studirstube. Dieser Hang zum Komischen verleitet oft den Vf. zum Dunkelen und Ungewöhnlichen, und zum allzu häufigen Gebrauche komischer oder seltener Ausdrücke. S. 28 lesen wir: „*Imo fautores quidam utrumque licet pollicem prementes, clandestinis interea suffragiis ad perpetuam cum inopia gladituram (gladiaturam) aut Sisyphi saxum damnantes, qua religione? nescio, qua .... scio, quos illi mihi ludos redderent?*" Von komischen und seltenen Ausdrücken, die bey guten Prosaisten nicht oder wenig, und etwa nur bey Dichtern, verkommen, führen wir nur einige an: *vacivitas otii* — *Suppaetulus* (soll heissen, was *paetus*, *paetulus* bey Plautus, Varro, Plinius heisst, nur im verkleinerten Massstabe), *sacrum bidental.* — *clathros circumire* — *pusillanimitas* — *clavos et gemursas sibi contrahere* — *ventiones* — *fulguritus criticis locus* — *caperanda fronte* — *glutire* — *ruminare* — *sugillare* — *crimen vexae.* Der Vf. betheuert die Ächtheit und Unverdorbenheit einer Stelle bey Äskulap S. 16: *sanus ne (locus) imo per Aesculapium sanus.* Wenn er vom Erhabenen spricht, wird sein Stil erhaben, wohl zu merken, in einer Materie, welche die Wortkritik betrifft. Man lese S. 16. 17. 20. An Figuren, z. B. Interrogationen, Exclamationen, Antithesen, Wortspielen, wie: *Corn. Tacitus taciturnitatis — mire facundae scriptor*, hat unser Vf. eine besondere Freude. Der Stil wird zuweilen ganz schwerfällig, schwülstig sogar und unverständlich, da ein leichter, simpler Stil vielmehr einer solchen Untersuchung ziemt. Einzelne Äusserungen des Vfs. lassen vermuthen, dass er noch Mehreres dieser Art unter der Hand habe, und dem Publicum vorlegen werde. Für diesen Zweck ist die einfache, ungekünstelte, ächt römische Darstellungsart und Diction sehr zu empfehlen.

Th. T.

GRIECHISCHE LITERATUR.

RUDOLSTADT, in der Hofbuchdruckerey: *Platonis Convivium.* Textum recognovit et in usum scholarum brevibus notis criticis instruxit *Christian. Laurentius Sommer*, Gymnasii Professor. 1820. VIII u. 62 S. kl. 8.

Ein guter, correcter Abdruck, vorzüglich zum Behuf der Vorlesungen. Der kritischen Noten sind wenige; aber der Herausg. hat dazu die besten Hülfsmittel benutzt, nur *Bekkers* Ausgabe nicht, weil es dem Texte derselben leider an allen Nachweisungen der Quellen fehlt, aus welchen er gebildet worden. Hie und da sind auch eigene Vermuthungen des Herausg. beygebracht, wie Cap. XIII, 9. 1: καὶ ἄλλ' ἄτοπα πολλὰ νοήματα, nicht unwahrscheinlich statt ἀνόματα. Übrigens geht aus der Vorrede hervor, dass mehrere solche Abdrücke der besten Stücke der Alten in derselben Druckerey erscheinen sollen. Werden sie in den Schulen gekauft und gelesen: so kann gegen die Vervielfältigung derselben nichts eingewendet werden.

M. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

MEDICIN.

Halle, b. Gebauer: *Kurt Sprengel's Geschichte der Medicin* im Auszuge. Erster Theil. 1804. 347 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 167.]

Der Vf. gab in den J. 1792—99 (B. 1—4) den *Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde*, und in den J. 1800—1803 eine zweyte (zum Theil) umgearbeitete Auflage dieses interessanten Werks in 5 Bänden heraus. Hier erscheint ein *Auszug*, zum Besten der Liebhaber und Anfänger, ohne Citatenprunk, aber mit Beyfügung der Hauptbücher vor jedem Abschnitte. Die drey Bände, welche vom Ursprunge der Medicin bis auf die am Ende des 15 Jahrhunderts entstandenen neuen Krankheiten gehen, sind hier in Einen concentrirt. Strenge Kunstrichter dürften vielleicht die Fragen aufwerfen, ob das Hauptwerk der grossen Erwartung ganz entsprach, ob das Ganze planmässig entworfen, und systematisch ausgeführt, oder in seinen Theilen bald zu überladen, bald wieder nur excerptmässig war, ob nicht hier und da zu viel, zum Theil unnöthige Gelehrsamkeit herrschte, ob, nach der Behandlungsart, diese Geschichte den Namen einer pragmatischen verdiente, ob nicht hie und da Lücken übrig blieben, die in der Folge ausgefüllt werden sollten, ob die Verbindung der Theile zu einem harmonischen Ganzen vorhanden, die Bestimmung der Perioden immer richtig beobachtet, die Verkettung und der Übergang allemal natürlich, das allgemeine Urtheil stets treffend und unpartheyisch war (Anfoderungen, die man nur an Hn. *Spr.* machen konnte), ob die Quellen, worauf er sich auch hier (Vorr. VII) wieder beruft, immer genützt, und die Beweisstellen nach dem Zusammenhange geprüft wurden, kurz, ob er auch seinen angeblichen Quellen immer treu blieb u. s. w. Rec. begnügt sich, bey dem *Auszuge* stehen zu bleiben. Es sind hier, wie in jeder Ausgabe, zum Theil andere Quellen angeführt; manche sind verworfen, und wieder mit andern ersetzt, welches sind nun dem Vf. die besten Quellen? Man sieht bey einzelnen Cap., wie er mit den aufgefundenen Büchern auch seine erste Meinung ändert, und dadurch gewissermassen mit sich selbst im Widerspruche zu stehen scheint. In diesem Auszuge sind die angeblichen Quellen nach den Anfangsbuchstaben gestellt: sollte nicht die chronologische Ordnung, nach dem Zeitpuncte, wo der Zeuge seinen wahren Werth hat, die bessere gewesen seyn? Warum nennt er, in einem Werke für Liebhaber, z. B. bey der *Geschichte der Medicin unter den Arabern*, bloss die arabischen Ausgaben, wenn er, wie beym *Abdollatif*, auch den deutschen Auszug nennen konnte? Zu den Quellen rechnet Rec. auch die Biographieen einzelner Männer, oder die Beschreibungen einzelner Schulen, Institute u. dgl. Aber von diesen scheint nicht immer der gehörige Gebrauch gemacht zu seyn. Ferner bietet sich dem Rec. unwillkührlich die Frage dar, für wen ist der Auszug gemacht? Für Liebhaber und Anfänger zugleich? Dann befürchtet Rec., dass für die ersten hinlänglich, für die letzten zu wenig gesorgt sey. Jene finden hier zum Vergnügen, was sie suchen, diese wünschen gewiss mehr, weil sie, als Ärzte, mehr zu wissen brauchen; es bleibt also immer noch das Bedürfniss eines *Compendium für Ärzte* übrig. Denn, wie der Vf. (eb. VIII) mit Recht erinnert, die Schriften der Hn. *Blumenbach* und *Metzger* enthalten vielmehr *medicinische Literatur*, *als Geschichte der Wissenschaft*. Und dennoch glaubt Rec., in einem guten Lesebuche sollten *Biographie*, *Literatur* und *Geschichte* zweckmässig vereint seyn.

Dieser *Auszug* enthält 5 Bücher mit untergeordneten Abschnitten. Das 1 B. handelt *vom Ursprunge der Medicin*, von der sich, leider! nicht viel sagen lässt; aber um den *Zustand der Medicin bey den ungebildeten Völkern der alten Welt* zu documentiren, schickt der Vf. den *Zustand der Medicin bey den rohen Völkern unserer Zeit* voraus. Sollte das wohl der rechte Weg der Behandlung, zur Erfindung der Wahrheit, seyn? Entfernte Ähnlichkeit (S. 4) gibt noch keine richtige Parallele, und daher möchte wohl gegen die Nutzanwendung Allerhand zu erinnern seyn. Daher ist auch die *ägyptische Medicin* zu dürftig, die *israelitische Medicin* (auf 4½ Seite) zu mager ausgefallen; die *griechische Medicin* stellt die Priestergaukeley und Tempelmedicin ganz gut dar, und ist dennoch (für Liebhaber) zu kurz; die *Medicin der Römer* (3½ Seite) befriedigt nicht. Auch dazu fand sich mehr Stoff in

den alten Classikern, wenn nur der Vf. zu diesen sichern Quellen hätte zurückgehen wollen.

Das *zweyte Buch* begreift die *ersten Anfänge der Medicin, als Kunst und Wissenschaft*, also die *Bearbeitung der Medicin vor und nach dem Hippokrates*, und *die erste dogmatische Schule.* Der Einfluss der Philosophen, besonders der Pythagoräer, ist treffend gezeichnet, aber nur im Umrisse; *Hippokrates* Verdienste werden so geschildert, wie der grosse Mann es verdient, und wie Hr. *Spr.* als Kenner sprechen musste. Der falsche *Dogmatismus* seiner Nachfolger, der sich so lange in den Schulen erhalten hat, ist richtig gewürdigt, nur möchte Rec. den Vf. (S. 87) fragen, ob wohl schon damals der Platonismus, und die Lehren der Stoa, zum Einführen in die Medicin geeignet waren.

Das *dritte Buch* soll den *Zustand der Medicin in Alexandrien und Rom bis auf Galen* darstellen. Diese Aufschrift mag für den ersten Ort allenfalls passen, nur nicht für den letzten; und dass sich in der Folge nach Rom die griechischen Ärzte von mancherley Theorien, Empiriker, Methodiker und Pneumatiker, hingezogen, weil dort, wie in den neuern Zeiten in Paris, mancher Charlatan sein Glück machen konnte, das kann für den Historiker kein Bestimmungsgrund seyn. Rom that damals für die Ärzte nichts, und ausser Rom entstanden und existirten diese Secten in ungleich grösserem Flor. Der Vf. unterscheidet die *erste Bearbeitung der Anatomie* und das *alexandrinische System*, Rec. würde jene, als Einleitung, vorausgeschickt, und diese, als Resultat, angeschlossen haben. Denn wenn auch *Aristoteles* seine anatomischen Forschungen in Mirza anstellte, so lebten doch die ersten Anatomiker, *Herophilus* und *Erasistratus*, so wie die späteren, in Alexandrien, und das angebliche alexandrinische System ist, wie man im Buche sieht, fast nichts weiter, als Auszug der anatomischen Fragmente, die sich beym *Galen* noch vorfinden. Die Zeichnung der mancherley Schulen ist angemessen, und für Dilettanten hinreichend.

Das *vierte Buch* schliesst die *Schicksale der Medicin von Galen's Zeiten* (vom zweyten Jahrh. bis zu Ende des funfzehnten) *bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften* in sich — ein grosser Zeitumfang, und daher ist das Detail zu kurz, vielleicht auch das Ziel zu enge gesteckt. *Galen's* Lehrsystem hat sich, wenn gleich nicht in der Allgemeinheit, bis auf *Harvey*, d. h. bis in die Mitte des 17 Jahrhunderts, erhalten. *Galen* ist hier vom Vf. wahrer und unpartheyischer geschildert, als in dem grösseren Werke; der Grund des *Verfalls der Wissenschaften*, insbesondere der Medicin, ist aus der Geschichte (meistens) richtig angegeben, die *Geschichte der Medicin unter den Arabern* ist sorgfältig gefertigt, mit der billigen Schätzung des Einflusses, den die Nestorianer auf die Beherrscher, und dadurch auch auf die Wissenschaften hatten, obgleich über die Pocken und Masern (ein Gegenstand der Neugierde für Liebhaber) zu wenig gesagt ist. Die *latino-barbarische Medicin* (nach dem Vf.) hat treffliche Partieen, z. B. der Schule zu Salerno, die erste Spur der akademischen Grade, die Trennung der drey höheren Facultäten von der Facultät der Artisten, die Scheidung der Medicin von der Chirurgie, die scholastische Philosophie, wobey man ganz unwillkührlich an die neue und allerneueste Philosophie und Medicin denkt (auch diese spielte mit den verborgenen Kräften der Organisation), der mindere Einfluss der Kreuzzüge auf die Wissenschaft im Abendlande, aber desto stärkere Einfluss auf die Fortpflanzung des Aussatzes, der geringe Gewinn für die Medicin, die Beförderung des Aberglaubens durch die Geistlichen, die Geschichte des schwarzen Todes u. s. w.; aber man sieht doch beym ersten Anblicke, dass der Vf. entweder die Quellen nicht immer eingesehen, oder, wie einst *Haller*, nur flüchtig nachgeschlagen und excerpirt hat.

Das *fünfte Buch* hat die Aufschrift: *Reformations-Periode*, und zugleich die Rubriken: *Wirkungen des erweckten Eifers für classische Literatur auf Wissenschaften und Medicin*, vorzüglich auf *Anatomie*, ingleichen *Paracelsus* und *neue Krankheiten*. Dahin gehört der berüchtigte Streit (1514, also erst nach dieser Periode) über die Stelle beym Aderlassen im Seitenstiche, „in einer Bibliothek von 64 Foliobänden" (viel zu stark ausgedrückt, die meisten Schriften sind in 4., und hier nur wenige benannt), der Kampf gegen arabische Arzneymittel und Methoden, die auflebende Hippokratische Medicin und Zeichenkunde, die versuchte Vereinbarung der alten und neuen Schule, das Studium der Arzneymittellehre, die Classification der Krankheiten, die Stürzung des Aberglaubens und theosophischer Schwärmereyen u. dgl. Von allem diesem giebt Hr. *Spr.* nur Fingerzeige, wo er, als Geschichtschreiber, sein Talent und den historischen Stil zeigen konnte. *Paracelsus* ist nach Verdienst und unparteyisch beschrieben, und auch der herrschende theosophisch-kabbalistische Geist des Jahrhunderts, die hermetische Gesellschaft und Rosenkreuzerey, das Pariser Verbot des Spiessglases in der Medicin u. s. w. nicht vergessen worden. Diese Modethorheiten der Vorfahren erinnern an ähnliche Albernheiten unserer Zeit.

Zum Beschluss sind einige *neue Krankheiten* angeführt, z. B. der *Keichhusten* (1414. 1510. 80, wobey es zweifelhaft seyn möchte, ob die letzte Jahrzahl hieher gehöre), der *Scharbock* (weitläufig), der *Weichselzopf* (zu mager), das *Englische Schweissfieber* (zu kurz), der *Franzose* (zu allgemein), und im 16 Jahrhundert noch die *Kriebelkrankheit*, die *Petechen*, und die *Ungarische Krankheit* — von allen für den Liebhaber und Anfänger fast zu wenig. — Rec. erlaubt sich noch einige Anmerkungen und Berichtigungen bey Gelegenheit der *Schweisssucht* und der *Franzose*. Der Vf. sagt von der ersten: „Sie trug wenig dazu bey, den Schulen die herkömmlichen Meinungen und Methoden zu entreissen." Dagegen versichert *Ociorus* ausdrücklich: „Wir befinden und erfahren, dass sich *die febres pestilentiales* (dahin rechnete man

den Englischen Schweiss) seither der Schweisssucht ganz sehr verändert, "geschérpffet und gemehret haben," und die vorhandenen Monographieen widerlegen diese Behauptung. Man legt zwar die Theorie und Behandlung der *Febris pestilens* in der Hauptsache, sogar die Vorschriften zur Beförderung des Schweisses, zum Grunde, schränkt aber dennoch diese Methode sehr ein, weil die grosse Schwäche dergleichen foderte. In dem Kataloge der Seuchen fehlt die von 1507, die *Holinsched*, *Herbert*, *Joh. Cajus*, *James*, *Pennant*, *Henry*, namentlich angeben, und zum Theil auf 1506 setzen, nach dem variirenden Kalender. Ferner heisst es: „Es war der höchste Grad des Typhus;" wie man es nimmt! Denn das recht behandelte Fieber war wirklich mehr *Ephemera benigna*, als *maligna*, wie es die damaligen Ärzte in *fervore disputandi* zum Theil selbst eingestehen. Weiter: „Durch Ansteckung aus dem Oriente nach England gebracht, wie Erasmus von Rotterdam versichert, durch die damals höchst ungesunden Wohnungen und durch die unreinliche Lebensart der Engländer befördert" u. s. w., Rec. hat in des *Erasmi Epp.* nichts vom Orient gefunden, das Übrige ist, wie das angeschuldigte Bier, Erasmische Muthmassung, und ist, wie des *Fracastor* Meinung vom gypsigten Boden, ganz unstatthaft. Ferner: „die durch unerhörte (besser: übermässige, stinkende) Schweisse, bisweilen auch durch Ausschläge (*morbilli*, aber selten) erleichtert wurde." Der freywillig, gleich vom Anfange ausbrechende, und einige Stunden unterhaltene Schweiss war heilsam, der übertriebene, erzwungene, zu lange unterhaltene Schweiss war, aus Mangel an Kräften, tödtlich. Ferner: „Die Ärzte fanden freylich die gewöhnlichen katholischen Ausleerungen äusserst nachtheilig" soll wohl bestimmter so heissen: — sie erlaubten dieselben höchstens als Verwahrungsmittel, sie warnten vor Aderlassen, Purgiren und allen schwächenden Dingen, als Heilmittel, — „auser gelinden Brechmitteln trafen sie doch durchaus keine zweckmässige Anstalt;" das ist ganz falsch; denn das Erbrechen war selten vorhanden, es konnte also auch das Brechmittel nicht so allgemein empfohlen werden. Endlich der Beschluss: „Auf lemnische Siegelerde, Hyacinthenconfection, Kermessyrup und Cardobenedicten beschränkte sich ihr ganzer Arzneyvorrath." Auch diese Worte leiden grosse Einschränkung. Sie sind nur unter solcher wahr. Die Hauptindication war Erhaltung der Kräfte und klügliche Unterhaltung des Schweisses, die Nebenindication war die Minderung dringender Zufälle. Jenes suchten sie durch die sogenannten Herzstärkungen (flüchtige Reizmittel) zu bewirken, und bedienten sich dazu der damals gangbaren Arzneymittel und Zusammensetzungen, aber am wenigsten der von Hn. *Spr.* angeführten. Im Gebrauch waren *Manus Christi Elect. de ovo* und *liberantis*, Theriak und allerhand *Confortativa*, worin nicht Cardobenedicten und Lemnische Erde, sondern theurere Erdmittel; *Rad. Torment. Dictamni*, und Gewürze, mit und ohne Wein, die Hauptingredienzien sind. Die *Confectio de hyacintho* kommt in den Originalschriften gar nicht vor.

Auch bey dem *Morbus gallicus* scheint der Vf. noch immer zu wanken. Rec. kennt nicht (S. 336) „die grössten Revolutionen, welche diese Krankheit im ganzen Reiche der Wissenschaften (?) veranlasst hat (sie wird bis auf den heutigen Tag ganz empirisch behandelt). Der Vf. stellt hier das Resultat seiner vieljährigen Forschung (S. 338) in folgenden Worten auf: „Es giebt, sagt er, eine grosse Familie unreiner Übel, deren Stammmutter ist der Aussatz (wie ihn Moses und Hiob beschreiben), die arge Raude der griechischen Ärzte, die Achores der Griechen, einerley mit der Safath der Araber, und mit den Yaws der westindischen Ärzte, sind frühere Abkömmlinge (des Aussatzes), späterhin der Thymos der Griechen, die Tussa der Araber, der Tusius der Arabisten; von diesen stammt die Lustseuche am Ende des 15 Jahrhunderts, in neueren Zeiten die norwegische Radeseuche, die asturische Rose und das Pellagra im Mailändischen ab." Dass der *Morbus gallicus* in die Familie des Aussatzes gehöre, das verrathen die charakteristischen Zufälle, die *Formica Saphati* u. a., obgleich die damaligen *Leprosi* mit den *Gallicis* nicht beysammen seyn wollten, weil sie das letzte Übel für verschieden, und für weit schlimmer, als das erste hielten. Dass die alten Namen, womit einzelne Zufälle des Aussatzes bey den Griechen, Arabern und Arabisten bezeichnet waren, zur Schilderung ähnlicher Zufälle des *Morbus gallicus* angewendet wurden, war ganz natürlich; aber daraus folgt noch nicht das frühere Daseyn der in der Folge sogenannten Lustseuche und die Identität mit jenen alten Localübeln des Aussatzes. Wozu das Staunen und Wundern über den *Morbus novus, incognitus, horrendus*, wozu das viele Hadern und Streiten, wenn er so ganz natürlich aus der alten bekannten Form folgte? Die damaligen Ärzte waren insgesammt Arabisten, sie kannten die aussätzigen Flechten, die geschwürigen Beerschwämme u. dgl. aus Theorie und Erfahrung, sie hatten Aussatzhäuser und Proben des Aussatzes, sie kannten die verschiedenen Modificationen des Übels, in verschiedenen Zeiten; warum war ihnen gerade der *Morbus gallicus* ein unbekannter Fremdling, der anfänglich mit Fieber verbunden war, bald aber chronisch wurde, und einen grossen Theil der schlimmsten Zufälle wieder ablegte? Hier kommt der Geschichtforscher nicht ins Reine, wofern er nicht den Beytritt einer ganz ungewöhnlichen Ursache annehmen will.

Der Vf. fügt noch einige herrschende Meinungen über den Ursprung der Lustseuche bey — aus Amerika (diese sollte, nach *Henslers* meisterhafter Beweisführung, in keiner Schrift mehr vorkommen), und von den, aus Spanien um die nämliche Zeit vertriebenen, Marranen. Diess hat *Gruner* sehr wahrscheinlich zu machen gesucht. Hr. *Spr.* macht einige Einwendungen, die sich heben lassen; z. B. die Marranen konnten auch wohl das unreine Übel aus Italien nach

Afrika hinüber bringen, das alte Safath mußte wohl nicht ganz das neue Safath (Achores) seyn, weil sich sonst *Tanus* u. A. nicht deßhalb streiten durften, „jene, sagt Hr. *Spr.*, konnte hier bey gewissen Veranlassungen in die neue, mit ihr verschwisterte Krankheit übergehen." Die Frage: welches waren die Veranlassungen? hat Hr. *Spr.* unbeantwortet gelassen. Der Beweis, den er aus der verschiedenen Jahrzahl (1493) nimmt, ist nicht erheblich. Es kommt hier Alles darauf an, nach welchem Kalender *Torella* und *Benedictus* rechneten. Es bleiben also die aussätzigen Marranen, ihre gleichzeitige Ankunft aus Spanien in Italien, wo damals der nachher (1495) sogenannte *Morbus gallicus* auf einmal ausbricht, diess herrschende, vielleicht concurrirende epidemische Fieber (*pestis et contagio Marranorum*), die Verbreitung in den Ländern, durch welche jene Unglücklichen nach Afrika hinüber gingen, das merkliche Gemeinwerden in Afrika nach ihrer Ankunft u. dgl., noch immer Gegenstände fernerer Forschung. Bis jetzt ist die *Gruner*'sche Meinung zwar noch historische Hypothese, sie hat aber vor allen anderen Meinungen die größte Wahrscheinlichkeit für sich. S. 343 hilft sich Hr. *Spr.* nochmals mit einem „sie konnte sich wahrscheinlich durch den Einfluß einer besonderen epidemischen Constitution aus anderen mit ihr verschwisterten Übeln entwickeln;" allein ein solches epidemisches Fiber, wie damals herrschte, ist öfters vorher und nachher gewesen, und hat doch keine solche Seuche erzeugt, warum sollte es gerade nur damals so viele Umänderung in der Form des Aussatzes bewirken können? Warum nennt Hr. *Spr.* (16): „aus Afrika vertriebene Juden"? Doch wohl nicht, um „den Übergang der alten Safath in die spätere Syphilis" dadurch beschönigen zu können? Endlich prüft Hr. *Spr.* noch S. 341 die Hypothese „von der früheren Erscheinung der Lustseuche in Hindostan" und verwirft sie mit Recht. Selbst sein hypothetischer Zeuge, *Barthema*, gilt nur mit Einschränkung: sein Zeugniss fiel dann auf 1489, und auch in diesem Jahre gab es schon in Italien heimliche Marranen.

S. A.

LEIPZIG, b. Böhme: *Kurze theoretisch-praktische Anweisung, wie man die sämmtlichen venerischen Krankheiten, wie auch Impotenz und Sterilität, und überhaupt alle Arten Nervenschwächen, alle üblen Zufälle der Schwangern, Augenschwäche, Hypochondrie, Ausschläge, Zahnschmerzen* u. s. f. *an sich selbst auf eine sichere und gründliche Art heilen kann.* Von S. H. *Bergheim*, Doct. Med. zu Leipzig. Sechste, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 1805. 218 S. 8. (18 gr.)

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn eine elende Schrift die sechste Auflage erlebt, und traurig für die Arzneywissenschaft, wenn sie auf der einen Seite durch philosophisch-mystische Formen verdunkelt, auf der anderen durch den niedrigsten Empirismus entehrt wird! Der Vf. obiger Schrift ist selbst mit der Kenntniss venerischer Krankheiten noch nicht im Reinen; seine Kennzeichen vom venerischen Tripper S. 4 sind nicht gehörig unterscheidend und unrichtig, und der Übergang desselben in die völlige Lustseuche ist nicht erwiesen, sowie die Aufstellung von den Symptomen dieser letzten höchst verworren ist. Die Tendenz dieser Schrift ist profitable Geheimnisskrämerey, um civile Preise, ohne Arztlohn (S. 9), von 30 Rthlrn.! Das presshafte Publicum bekommt dafür (S. 48 f.) ein *balsamisches Laxirpulver*, *blutreinigende Species*, welche das venerische Gift auf eine specifike Art tilgen, und das Blut reinigen, ein *nervenstärkendes Pulver*, ein *Emulsionspulver*, einen *Wundbalsam*, ein *Zahnpulver gegen alle Arten von Zahnschmerzen*, ein *erweichendes*, *zertheilendes* und *öffnendes Pulver*, ein *Mittel*, *das die äusserlichen Geschwüre reinigt und heilt*, und ein *Augenwasser*, zur Zugabe eine *diätetische Vorschrift*, die ebenso unfehlbar ist, wie die Theorie und Cur der venerischen Zufälle. No. 1 kostet zu 8 Dosen 16 gr., No. 2 das Pfund 3 Rthlr. 12 gr., No. 3 zu 8 Dosen 1 Rthlr., No. 4 die einzelnen Portionen 10 gr., No. 5, 6 und 7 zu 16 gr., No. 8 zu 12 gr., No. 9 und 10 zu 1 Rthlr. Alle übrigen Medicamente werden gegen Bestellung abgeliefert. Arme Kranke! wie sehr wird euer Zutrauen gemissbraucht, wie schrecklich eure Börse in Requisition gesetzt! Wie kann ein ehrliebender Arzt solche Alltagsmittel unter dem Siegel des Geheimnisses so theuer verkaufen, ohne vor der Welt zu erröthen! Wie kann eine Obrigkeit einen solchen unverzeihlichen Schacher dulden! Möchte des Vfs. *auri sacra fames* bald gestillt, und das alte Sprüchelchen: *rubet, res integra est*, auf ihn anwendbar seyn! Dann wird man ihm die mangelhafte und falsche Kenntniss der venerischen Krankheiten, die elende Theorie, den Glauben an Quecksilberbergwerke in den venerischen Körpern, und die Wundergaben seiner untrüglichen Nostrums von ganzem Herzen schenken.

M. p. I.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PÄDAGOGIK.

Halle u. Berlin, in der Hallischen Waisenhausbuchhandlung: *Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch meiner Bearbeitung der Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments für Schulen und für den Privatunterricht*, von *Friedrich Kohlrausch*. Mit einer Vorrede von Hn. Dr. und Kanzler *A. H. Niemeyer*. 1811. XIV u. 184 S. (16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 165. S. 325.]

Der Vortrag der biblischen Geschichte für die Jugend ist, ihres eigenthümlichen Charakters halber, eine gar nicht leichte Aufgabe. Rec. ist durchaus kein Freund der Sucht, alles Wunderbare natürlich zu erklären, selbst nicht bey gelehrten Auslegungen. Denn wenn auch manche einzelne Facta so sonnenhell vor den Augen erscheinen, dass Jeder glauben möchte, so habe es sich gerade zugetragen: so erwacht man doch bey ruhiger Besonnenheit bald aus der Täuschung, wenn man diese Deutungen mit der Fackel der historischen Kritik beleuchtet, und grossentheils blos Hypothesen findet. Er pflichtet um so mehr, wenn vom Jugend- und Volks-Unterrichte die Rede ist, der Äusserung des Hn. Kanzler *Niemeyer* in der Vorrede bey: dass man sich hüten müsse, das Alte in ein modernes Gewand zu hüllen, und es dadurch beynahe unkenntlich zu machen, vielmehr den alterthümlichen Charakter möglichst beyzubehalten habe. *Est tamen*, möchte man aber hinzusetzen, *modus in rebus*. Wer auf der anderen Seite die Ansichten und Darstellungen der alten Welt überall als wirkliche Geschichte vorträgt, und die Gottheit durchgehends so unmittelbar und wundervoll handeln lässt, als sie nach dem Buchstaben der Erzählung zu handeln scheint, der verrückt wiederum den Gesichtspunct, und vermischt die temporellen Ideen der Vorzeit mit den Begebenheiten selbst. Es giebt nach Rec. Gefühl einen sehr richtigen Mittelweg, auf welchem man die Jugend und die höheren Volksclassen in einen höheren, den Sachen selbst entsprechenden Gesichtspunct stellt, und dennoch den Begebenheiten ihren eigenthümlichen Charakter lässt, wenn man sie als unter einer ausserordentlichen Leitung der göttlichen Vorsehung geschehen vorträgt, überall auf die [illegible] versinnlichende Sprache der Morgenländer hinweist, wo die richtige historische Deutung aus der Auflösung der Bildersprache von selbst hervorgeht, diese angiebt, und in Absicht des Unerklärbaren auf die Entfernung der Zeiten, und die oft fragmentarische Erzählungsweise, welche eine genaue Entwickelung unmöglich macht, verweist. — Am besten scheint Rec., unter den neueren populären Behandlern der biblischen Geschichte, dieser Ton Hn. *Schlosser* gelungen zu seyn. In wiefern ihn unser Vf. getroffen habe, ist Rec. genau zu bestimmen nicht möglich, weil er die geschichtliche Darstellung, welcher die vorliegende Anleitung nur zum Commentare dient, nicht gelesen hat. Er kann desshalb nur aus einzelnen, hier gegebenen Winken auf jene zurückschliessen, und nach dieser Ansicht will er freymüthig gestehen, was ihm hie und da aufgefallen ist. — Wenn der Vf. S. 2 der Einleitung äussert, „die eindringliche Sprache Luthers solle überall beybehalten werden": so bezieht er diess doch wohl eigentlich nur auf die biblischen Stellen, welche einzelne Glaubens- und Sitten-Lehren (jene ohne Bilder dargestellt, diese in kraftvollen Ausdrücken vorgetragen) enthalten: denn in Hinsicht des *Historischen* macht ja der Vf. selbst, wie Jeder, welcher die biblische Geschichte im Zusammenhange erzählt, eine Ausnahme, indem Alle mit eigenen, nicht mit lutherischen, Worten erzählen; und in *dogmatischer* Hinsicht möchten doch Stellen, wie 2 Kor. 5, 18 u. a. mit lutherischen Worten den Kindern vorgesagt, ihnen schwerlich verständlich seyn. Es sind zwey ganz verschiedene Fragen, ob die lutherische Übersetzung beym *öffentlichen Religionsunterrichte* auf der Kanzel beybehalten, und ob sie durchgehends beym *ersten Kinderunterrichte* gebraucht werden soll. In jener Hinsicht hat sie beynahe ein symbolisches Ansehen erlangt; welches die Unmöglichkeit einer Vereinigung unserer Meister vom Stuhle über die verschiedenen Erklärungsarten ihr wohl noch lange erhalten wird; der Himmel verhüte nur, dass es jemals Sitte werde, sie zum Ansehn der Vulgate zu erheben! In dieser Hinsicht kommt es doch vorzüglich darauf an, die Kinder mit den biblischen Wahrheiten bekannt zu machen, und alle Schwierigkeiten, welche einzelne nicht ganz getroffene oder veraltete, Ausdrücke der Übersetzung in den Weg legen können, zu beseitigen. Diess fühlt der Vf. selbst, indem er S. 2 der Einleitung äussert: „Es wäre besser, das Kind vergäse die Worte völlig wieder, wenn nur das Gemüth selbst auf eine höhere Stufe der Klarheit und Stärke in Religion und Tugend

gebracht wäre.“ Was die Darstellung des unmittelbaren Einflusses der Gottheit auf menschliche Angelegenheiten betrifft: so scheint der Vf. wirklich zu stark in den orientalischen Ton einzutreten, wenn er — als wirkliches Factum — erzählt, S. 6: „Gott selbst habe die Menschen in einigen Arbeiten unterrichtet,“ oder S. 28: „*Eine ganze Welt voll Bosheit* sey vor Gottes Gerichten vergangen,“ da doch nach rein-historischen Untersuchungen die Sündfluth sehr partiell gewesen seyn kann. S. 29: die Sprache der Menschen sey (beym Thurmbau) verwirrt worden, ohne einen Wink über die Möglichkeit einer solchen Erscheinung zu geben; S. 36: Gott habe Adam seinen Rathschluss (Sodom zu zerstören) offenbart, da doch in dem ganzen Charakter Abrahams und der Lage der Dinge die erläuternden Umstände näher liegen. Bey Josephs Traumdeutung verfährt selbst der Vf. nach einem anderen richtigeren Princip, obgleich er zur Ehrenrettung Josephs in dem Betragen gegen seine Brüder noch weit mehrere und andere Gründe hätte anführen können. Die Plagen Ägyptens erscheinen wieder ganz in der alten Idee, dass Landplagen Strafen für die Sünden eines ganzen Volkes seyen. Über den Auszug der Israeliten ist viel zu Weniges zur Erläuterung beygebracht. S. 70 hätte auch Moses und Aarons Fehler in einem ganz anderen Lichte dargestellt werden sollen. Saul und Samuel, im Verhältnisse gegen einander, erscheinen in der *Schlosser*'schen biblischen Geschichte in einem ganz anderen — wie es Rec. scheint, weit richtigerem — Gesichtspuncte, als hier. Die angezogenen Stellen aus den Psalmen und Salomos Schriften, aus dem Buche der Weisheit, dem Sirach und den Propheten, sind im Commentare vortrefflich benutzt; über die wirklich geschichtliche Darstellung, auf welche sich dieser Commentar bezieht, kann Rec. in Ermangelung des Buches nicht urtheilen. — Ein wenig anders, als durch die Worte: „*Gott erleuchtete ihr Herz*,“ hätte wohl die Ankunft der morgenländischen Weisen nach der Geburt Christi aus den Ideen der damaligen Zeit erzählt werden mögen. — Die Lebensgeschichte Jesu ist, nach dem Commentare zu urtheilen, gewiss recht schön von ihrer praktischen und eindringenden Seite vorgetragen. — Übrigens wird sich der Vf. durch diese kleinen Ausstellungen überzeugen, mit welcher Aufmerksamkeit und Unparteylichkeit Rec. sein Buch gelesen habe. Dafür gebührt ihm wieder das Zeugniss, dass die ganze Manier seiner Benutzung der biblischen Geschichte, die Kinder über die moralische Anwendung derselben zu belehren, vortrefflich, und besonders die Wärme des Vortrags in diesen Partieen höchst schätzenswerth sey, so dass gewiss bey sorgfältigem Gebrauche dieses Commentars von Seite des Lehrers, der Vortrag der biblischen Geschichte einen sehr heilsamen Eindruck auf die Jugend bewirken muss.

WRth.

BERLIN, b. Enslin: *Zweymal zwey und funfzig auserlesene biblische Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente, nach Johann Hübner*, mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren, gottseligen Gedanken und Bibelsprüchen, von *Samuel Christian Gottfried Küster*, königl. Superintendenten und ersten evangel. luth. Prediger auf dem Fr. Werder und der Dorotheenstadt zu Berlin. 1819. XIV u. 390 S. 8. (12 gr.)

Mit Unzähligen, deren erstes Lesebuch *Johann Hübners* biblische Historien waren, segnet auch Rec. mit einer aus dem jugendlichen in das reifere Alter übergegangenen Dankbarkeit den frommen Mann, der ihn einst in dem Gebiete der heiligen Vorzeit so freundlich und lehrreich herumgeführt hat, und gesteht unverhohlen, dass die meisten Bearbeitungen biblischer Erzählungen, an denen unsere Zeit so reich ist, ihm weit hinter dem ehrlichen *Hübner* zurückzustehen scheinen. Wahrlich, der fromme Mann kannte das kindliche Gemüth besser, als unsere aufgeklärten Pädagogen, welche die Bibel als ein ganz gewöhnliches Historienbuch behandeln, und etwas recht Verdienstliches zu leisten glauben, wenn sie aus den Erzählungen der Bibel den Charakter des Wunderbaren verwischen, und uneingedenk, dass die Welt der Wunder die eigentliche Welt des Kindes sey, Alles so alltäglich und gewöhnlich, wie es nur immer an ihrem Orte zugehen mag, darzustellen sich bemühen. — Mit Recht bemerkt Hr. *Küster* in der Vorrede, dass der einfache und das kindliche Gemüth so ansprechende Bibelton von jeher die *Hübner*'schen Historien so anziehend gemacht habe, und dass diese Sprache nicht verändert, und das alte morgenländische Gewand nicht gegen ein neues abendländisches umgetauscht werden dürfe, wenn nicht eine eigenthümliche Schönheit, ein vorzüglicher Reiz für die Kinder verloren gehen solle. Nach diesen Grundsätzen hat er auch im Geiste und im Tone *Hübners* erzählt, und nur, weil ihm die Form, in welcher uns *Hübner* das von ihm auserlesene Gold der Bibelgeschichte hinterlassen hat, einer Umarbeitung bedürftig schien, Manches verändert, was ihm nach seiner Ansicht unseren Zeiten weniger angemessen dünkte. Mit dem Vorsatze, zart zu behandeln das ehrwürdige Werk eines ebenso frommen, als ächt pädagogischen Mannes, ging er an seine Arbeit, und Rec. muss ihm das Zeugniss geben, dass er diesem Vorsatze grösstentheils treu geblieben ist. Vergleicht man seine Bearbeitung der *Hübner*'schen Historien mit der von *Adler*, von welcher die vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, bey Hinrichs in Leipzig 1815 erschienen, vor uns liegt: so hat der Letzte bey aller Vorsicht, mit welcher er unstreitig zu Werke gegangen ist, doch bey Weitem mehr modernisirt, als Hr. *K.*, und sich auch in seiner Darstellung weit weniger an die alte, ehrwürdige Urkunde der Bibel gehalten, als dieser. Für Volksschulen würden wir der *Küster*'schen Bearbeitung nicht nur vor der *Adler*'schen, sondern auch vor den in ihrer Art fast unübertrefflichen „*Geschichten und Lehren der heil. Schrift*,“ von *Friedr. Kohlrausch*, von denen wir [illegible]te Auflage (Halle und Berlin, 1812) vor uns [illegible] den Vorzug geben, weil Hr. *Kohlrausch* selbst [illegible] der *Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauche* derselben für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Lehrer weniger gesorgt hat.

Um den Kindern bey einzelnen Begebenheiten der

Vorzeit den richtigen Gesichtspunct festzustellen, und ihnen eine klare Anschauung zu geben, hielt Hr. *K.* manche Einschaltung, und eine etwas ausführlichere Erzählung für nothwendig. Auch die kurzen Einleitungen, welche manchen Erzählungen voranstehen, haben die Absicht, sie entweder mit der früheren Geschichte in Verbindung zu bringen, oder ihnen ein grösseres Licht mitzutheilen, welches ihnen sonst fehlen würde. Der neue Bearbeiter hat manche der *Hübner*'schen Historien weggelassen, und dafür andere eingeschaltet, weil neben den einzelnen Begebenheiten auch den Kindern eine kurze allgemeine Übersicht der ganzen jüdischen Geschichte mitgetheilt werden sollte. Statt der Fragen, die *Hübner* seinen Historien als Gedächtnissmittel zur Wiederholung untergelegt hatte, schien es ihm wichtiger, Fragen zur Weckung des Nachdenkens über die vorgelesene Erzählung aufzustellen, die den Lehrern Winke geben sollen, sie den Kindern zur Förderung in allem Guten nützlich zu machen. Wir hätten gewünscht, dass Beides mit einander verbunden worden wäre, was nach unserer Überzeugung leicht hätte geschehen können. Auch vermissen wir ungern die Zahlen am Rande, die sich bey *Hübner* finden, — wäre es auch nur, um dem Buche eine grössere Ähnlichkeit mit dem, was ihm zum Vorbilde diente, zu geben. Die Wahl der Liederverse nach bekannten Melodieen, statt der eintönigen gereimten gottseligen Gedanken, wird gewiss Jeder billigen, und wäre es auch nur aus dem Grunde, damit den Kindern eine höchst nützliche, und schon zu lange vernachlässigte Übung im Kirchengesange gegeben werde. Dass manche dieser Liederverse auch nicht viel besser sind, als gereimte gottselige Gedanken, wird man so strenge nicht tadeln dürfen, da wir leider so wenige religiöse Volkslieder von wahren Dichtern besitzen. — Die zuletzt angehängten, und das Ganze der erzählten Begebenheit unter einen frommen Gesichtspunct bringenden Bibelsprüche sind grösstentheils gut gewählt. Auch die aus jeder einzelnen Erzählung ausgehobenen nützlichen Lehren verdienen als zweckmässig gerühmt zu werden.

Wir wünschen mit dem Vf., dass auch auf dieser seiner Arbeit der Segen ruhen möge, wie er auf dem Werke seines Vorgängers geruht hat, und sind überzeugt, dass dieser, wenn er noch lebte, in ihm einen Geistesverwandten erkennen, und ihm für seine Umarbeitung von Herzen danken würde.

— m —

STUTTGART b. Steinkopf: *Kleine Bibel für Kinder, als Vorbereitung zum heilsamen Gebrauche und fruchtbaren Verständnisse der heil. Schrift selbst.* Mit einer kurzen Geschichte der Religion, von M. *C. L. Göhrung*, Pfarrer in Denkendorf. 1817. XVI u. 319 S. 8. (12 gr.)

Man findet hier keinen Auszug aus der Bibel, wie man nach dem Titel vermuthen könnte, sondern biblische Geschichten, frey bearbeitet nach der Manier des sel. *Hübner*. Hr. *G.* weiss nun zwar, dass seit *Hübner* mehrere Schriften dieser Art erschienen sind, welche durch Weglassungen und Zusätze das Fehlerhafte in den biblischen Historien von *Hübner* verbessern; aber er hält sein Buch doch nicht für überflüssig, und sagt in der Vorrede: „Die Nützlichkeit und das Bedürfniss kleiner Bibelauszüge oder biblischer Geschichten für die Jugend ist schon längst anerkannt, und es sind daher seit *Hübner* besonders in neueren Zeiten mehrere Schriften dieser Art herausgegeben worden. Soll eine solche Arbeit ihrem Zwecke als Lesebuch in den Schulen und als Vorbereitung zu dem weiteren christlichen Religionsunterrichte oder als Theil desselben genügend entsprechen: so wird neben der Kürze und Wohlfeilheit auch eine gewisse Vollständigkeit erfodert, zu welcher ich nicht nur einen fasslichen Vortrag der merkwürdigsten biblischen Geschichten in zusammenhängender Reihenfolge, sondern auch eine kurze Einleitung in jede der biblischen Schriften und Beschreibung ihres Inhalts rechne, wobey mir endlich noch eine kurze Übersicht der Religionsgeschichte für den Schulunterricht in Hinsicht der religiösen Verstandesbildung der Jugend sehr zweckmässig zu seyn scheint, wenn sie gleich nicht als Theil der biblischen Religion betrachtet werden kann." — Es soll also dieses Buch, „die merkwürdigsten biblischen Geschichten in zusammenhängender Reihefolge" enthalten. Aber Hr. *G.* scheint einen sehr unrichtigen Begriff von dem zu haben, was hier merkwürdig, oder zweckmässig ist. Er hat viele Geschichten aufgenommen, welche nichts weniger als merkwürdig für Kinder sind. Dahin gehört z. B. die Schöpfungsgeschichte, die erste Sünde, zu welcher die Schlange die Eva verführt hat, und mehrere Geschichten des alten Testaments, welche der Jugend ganz unrichtige Vorstellungen von Gott beybringen. Auch in der Auswahl der Geschichten des neuen Testaments lassen sich mehrere Erinnerungen machen. Die Geschichten z. B., in welchen der Engel Gabriel einmal den Zacharias stumm macht, weil er an seinen Worten gezweifelt hatte, das anderemal, S. 103, zu der Maria „hinein kömmt," und ihr ankündigt: „der heilige Geist wird über dich herabkommen, und die Kraft des Höchsten wird mit dir seyn," gehören nicht für Kinder. Zweckmässiger findet Rec. den anderen Theil des Buchs ausgearbeitet, welcher eine kurze Einleitung in den Inhalt der einzelnen Bücher des alten und neuen Testaments enthält. Eine solche Einleitung sollte nie fehlen bey dem Unterrichte über die Bibel, als Quelle der christlichen Religionswissenschaft. Auf den letzten 20 Seiten befindet sich noch ein Anhang, welcher einen kurzen Abriss der Geschichte der christlichen Religion enthält.

A. K. M.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) RUDOLSTADT, in der Hofbuchdruckerey: *Jo. Oweni Epigrammatum* delectum fecit et acutis ingeniis lustrandum dedit *Carolus Poppo Froebel*, Doct. Philos. et Typographus. 1820. VI u. 89 S. in 32. (16 gr.)

2) Ebendaselbst: Jac. Catsii Patriarcha bigamos cui Hugonis Grotii historiam Jonae junxit Car. Poppo Froebel. 1822. IV u. 92 S. 32. (16 gr.)

3) Ebendaselbst: J. Secundi Sylvae deambulatoris patefactae a Car. Poppone Froebel. 1822. IV u. 98 S. 32. (16 gr.)

Dieselben Vorzüge, wodurch sich die im J. 1819 erschienenen *Basia* des *Joannes Secundus* so vortheilhaft auszeichneten (s. Jen. A. L. Z. 1819. No. 212), große Correctheit des Textes, Schärfe und Eleganz der kleinen Lettern (denen nur eine Didotsche Schwärze zu wünschen wäre), schönes Velinpapier mit rother arabeskenartiker Einfassung und ein niedliches Taschenformat, empfehlen auch diese drey Bändchen. No. 1 enthält eine zweckmäßige Auswahl aus *Owens* Epigrammen, mit Übergehung vieler frostigen Schulspäße und Wortspiele. No. 2 umfaßt das zierliche Gedicht eines der fruchtbarsten und geistvollesten holländischen Dichters, *Jacob Cats* (geb. zu Brouwershafen in Zeeland 1577. † 1660), welcher die Eigenthümlichkeiten seines Geistes, Heiterkeit mit Lebensweisheit und Religiosität gepaart, auch in seinem *Patriarcha bigamos*, einem meisterhaften elegischen Gedichte, entfaltet. Angehängt ist sehr zweckmäßig das auf dem Titel genannte epische Gedicht des *Hugo Grotius*, und ein kleines Gedicht in Jamben von *Baudius* macht den Beschluss. No. 3 enthält die anmuthigen *Sylvas* des zart empfindenden und mit Tibullischer Weichheit dichtenden *Jo. Secundus*, denen hoffentlich die übrigen Gedichte bald nachfolgen werden. — Warum ist unser Zeitalter, welches die Alten genauer zu kennen sich rühmt, so arm an solchen dichterischen Erzeugnissen? — Möge der wackere Herausgeber fortfahren, durch seine anlockenden Ausgaben die Jünglinge zu wecken, dass sie den Alten nicht bloss Silben nachzählen, sondern durch eigene geistvolle Productionen nachzueifern streben!

Damit diese neue Sammlung alter Gedichte gemeinnütziger werde, hat derselbe verdiente Herausg. auch eine andere, wohlfeilere und durch grösseren Druck auch den schwachen Augen entsprechende Ausgabe veranstaltet, welche theils jene Gedichte, theils einige andere enthält:

RUDOLSTADT: *Recentiorum poetarum selecta carmina*, edidit *Car. Poppo Froebel*, Doctor Philos. et Typographus. Vol. I. *Jo. Secundi Basia. Jo. Oweni Epigrammatum Delectus.* 1821. 128 S. Vol. II. *Hieronymi Vidae Schacchia Ludus. Casp. Barlaei Virgo androphoros.* 1821. 142 S. Vol. III. *Jo. Catsii Patriarcha bigamos cum Hug. Grotii Iona. Joannis Secundi Sylvae.* 1822. 156 S. kl. 8.

Bey den *Basiis* ist jetzt ein vollständigerer Text, als in der Taschenausgabe, zum Grunde gelegt worden, wie man namentlich aus Bas. 14 sieht, das hier nicht wieder castrirt erscheint. Die Auswahl aus *Owens Epigrammen* ist, so weit wir verglichen haben, dieselbe geblieben; ebenso die Gedichte des *Catsius*, *Grotius* und *Jo. Secundus*, welche das 3te Bändchen ausmachen. Unter den drey Lehrgedichten des Bischofs zu Alba, *Marc. Hieron. Vida* aus Cremona († 1566), ist das von Hn. *Fr.* gelieferte vom Schachspiel bekanntlich das kunstreichste, und verräth seltene Originalität in der poetischen Schilderung eines den Römern unbekannten Gegenstandes. Daher ist dieses Gedicht mehrmals ins Italiänische, Französische und Deutsche (auch von *Ramler*) übersetzt, und immer mit Bewunderung des glücklichen Dichtertalentes gelesen worden. Dasselbe Lob nimmt auch des Jesuiten *Jac. Balde's* († 1668) Gedicht über denselben Gegenstand (*Ludus Palamedis*) in Anspruch, welches jenem hier ganz schicklich beygefügt worden. — *Casp. Barlaeus* aus Antwerpen († 1648) ist durch sein lateinisches Geschichtswerk: *Rerum in Brasilia gestarum —— historia*, berühmter, als durch seine Gedichte; aber die letzten sind selten (vollständig in der 4ten Amsterdamer Ausgabe 1645. 46. II. 12), und das von Hn. *Froebel* aufgenommene ist durch glückliche Wendungen und poetische Darstellung so ausgezeichnet, dass es ebenfalls, wie die vorhergehenden, noch heut zu Tage studirt zu werden verdient.

Durch literarische Notizen von den Verfassern dieser Gedichte und durch kurze historische Einleitungen in die Gedichte selbst, wie namentlich in das zuletzt erwähnte, *Virgo androphoros*, welches die Liebe der Königstochter Emma zu Eginhard zum Stoff hat, würde der Herausgeber dieses Studium sehr fördern und erleichtern. Diess ist das Einzige, was wir bey seiner Sammlung vermissen.

M. G.

BERLIN, b. Petri: *Neues Museum des Witzes, der Laune und der Satyre.* Herausgegeben von H. *Ph. Petri.* Mit Kupfern. 1 Band, 1 u. 2 Heft. Ohne Jahrzahl. 176 S. 8. (4 Hefte 2 Rthlr. 12 gr.)

Es fehlt diesem Museum eben nichts, als Witz, Laune und Satire. Zwar hat sich Hr. *Müchler* sowohl in scherzhaften gereimten Erzählungen, als in Epigrammen versucht, auch hat Hr. *Haug* einige dazu beygesteuert, anderer minder bekannter Namen nicht zu gedenken; aber sie treiben sich gewöhnlich auf schon abgemähten Feldern herum, oder ermangeln der Pointe. Die Aufsätze in Prosa sind fast noch trauriger, und manche Gemeinheit läuft mit unter; das Beste sind immer noch einige Anekdoten, die guten sind aber auch dünn genug gesät. Gebildeten Lesern kann man daher hier wenig Ergötzung versprechen; das Publicum des *Beobachters an der Spree* wäre aber wahrscheinlich auch das geeignetste für dieses Museum.

C.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erfurt, b. Keyser: *Die Vorzeit, oder Geschichte, Dichtung, Kunst und Literatur des Vor- und Mittelalters.* 3 B. 1 — 3 St. 1819. Mit dem Register 315 S. 4 B. 1 u. 2 St. 196 S. 8. (5 Rthlr.)

Bey dieser auf ein gemischtes Publicum berechneten Zeitschrift war es mehr um zweckmäfsige Zusammenstellung des Vorhandenen und um die durch Mannichfaltigkeit des Inhalts zu erreichende Unterhaltung, als um neue, tief eindringende Forschungen zu thun. Gehalt und Manier sind sich auch in den vorliegenden Heften gleich geblieben, in welchen die meisten Aufsätze ohnediess von einem und demselben Vf. herzurühren scheinen. Wir heben hier die vorzüglicheren in beiden Bänden enthaltenen Abhandlungen aus, und begleiten einige derselben mit unseren Bemerkungen.

In dem *ersten* Stücke des *dritten* Bandes wenden wir uns sogleich zu dem *dritten* Aufsatze, über die *Gottesurtheile* der Vorzeit, wozu wir manche Ergänzungen und Nachträge liefern könnten. Wir beschränken uns jedoch nur auf die Bemerkung, dafs bey der *Feuerprobe*, von der S. 20 f. die Rede ist, eine von *Gudenus* (im *Cod. diplom.* T. I p. 144 sq.) bekannt gemachte Urkunde vom J. 1143 Erwähnung verdient hätte, durch welche diese Sitte in das hellste Licht gesetzt wird. — S. 25 konnte angeführt werden, dafs die zu Merseburg aufbewahrte vertrocknete Hand, welche man gewöhnlich dem Herzoge Rudolph von Schwaben (Gegenkaiser Heinrichs IV) beylegt, ebenfalls für einen Beweis des *Bahrrechtes* oder *Scheingehens* angesehen worden ist. — Die beiden Artikel: V. *Sitten, Gebräuche, Künste und Leben der alten Skandinavier*, und VI. *Die Alraunen der Vorzeit*, zeugen von umfassender Belesenheit. In No. VII ist *Chr. Niemeyers Geschichte der Grafen des Nordgaues in Ostfranken* fortgesetzt, und in No. VIII aus einer selten gewordenen, 1586 zu Erfurt erschienenen, Schrift über die Modesucht des 16 Jahrhunderts ein wörtlicher Auszug mitgetheilt. Die zwey Nummern der *zweyten* Abtheilung dieses Stückes sind überschrieben: 1) *Der vermeinte Bruder Marin und sein Unglück* (von dem Hn. Kirchenr. *Dahl* zu Darmstadt), wo S. 73 st. *Ritters* Resters (Hess. Nachr.) zu lesen ist. — 2) *Anekdoten aus der französischen Vorzeit, von H—z—l (Hirzel?)* in Z. (Zürich?)

II St. I. *Badefreuden der Vorzeit, besonders zu Baden in der Schweiz.* Hier wird auch S. 100 f. von den *Seelenbädern* gehandelt, und eine ziemlich vollständige Literatur beygefügt. S. 103 muss es st. *Turneb. ad Horat. L. VIII C. XV* heissen: Turneb. ad Horat. l. I. od. 17 V. 20, *in Adversar.* l. VIII C. XV, und S. 105 Anm. 18 ist *Inscript. hist. Aug.* in: *In script. h. A.* umzuändern. II. *Romantisches Turnier in Burgund, gehalten im 15 Jahrhundert.* III. *Castruccio Castracani. Eine italiänische Geschichte der Vorzeit. Nebst einigen Bemerkungen.* IV. *Adalgis, der letzte Longobardenfürst.* Zur Aufklärung einiger dunkeler Stellen der fränkischen und longobardischen Geschichte. (Von *Chr. Niemeyer.*) V. *Bruder Cornelius Adrian, der kräftige Disciplinirer und Prediger.* VI. *Grabstein Kaiser Rudolfs von Habsburg.* Mit beygefügter Zeichnung auf Taf. 4. (Von *Ph. Hartmann.*) Dieses Denkmal, sonst in der Domkirche zu Speyer, liegt jetzt einige Stunden von der Stadt, wohin es in den letzten Jahren der französischen Herrschaft gebracht wurde. Wir hätten jedoch eine genauere Angabe des Ortes gewünscht, wo es jetzt befindlich ist. — VII. *Die Weiber der deutschen Vorzeit.* Ein zu kurzer und bey weitem nicht erschöpfender Aufsatz. VIII. *Beatrice di Tenda.* IX. *Sonderbare und merkwürdige Gemälde, Schnitz- und andere Kunst-Werke.* Ein Beytrag zur Kunstgeschichte der Vorzeit und des Mittelalters. Sammlung von Nachrichten über solche Gemälde aus Chroniken und Städtebeschreibungen. — X. *Das Bergmännlein und die Braut.* Dergleichen Sagen müssen, nach unserer Meinung, ganz schlicht, wie sie aus dem Munde des Volkes kommen, ohne fremde Zusätze und Ausschmückungen, erzählt werden.

III Stück. I. *Fleifs der Nonnen, Betriebsamkeit und Gutes (!) der Mönche, und Nutzen der Klöster zur Culturgeschichte (!) und Gelehrsamkeit der Vorzeit.* Der wohlthätige Einflufs der Mönche auf die Urbarmachung des Landes, welcher ihnen, ungeachtet der neuerlich von einem berühmten Geschichtforscher dagegen erregten Zweifel, nicht abgesprochen werden darf, zeigte sich in Thüringen u. s. w. vorzüglich auch durch Austrocknung der Sümpfe in den Besitzungen der ehemaligen Klöster Walkenried, Pforta u. s. w., wozu die Vorsteher dieser geistlichen Stiftungen in diesem Geschäft erfahrene Niederländer (Holländer oder Fläminger) herbeyriefen, wie *von Wersebe* in seinem trefflichen Werke über die niederländischen

Colonieen in Deutschland hinlänglich dargethan hat. — Dafs Bonifacius zuerst *in den Besitzungen der Grafen von Gleichen* gepredigt habe, und dafs die *Heilsberger Inschrift* 1000 Jahre alt sey, bedarf noch einer Bestätigung. Wenigstens hätte der erste Satz etwas anders ausgedrückt werden sollen, weil sich die Grafen von Gleichen nicht als damalige Herren jener Gegend geschichtlich nachweisen lassen. — Auffallende Beyspiele des zur Zeit der Reformation unter den Mönchen herrschenden Sittenverderbens und ihrer Unwissenheit hätten auch aus *v. Seckendorfs* Geschichte des Lutherthums (z. B. L. II Sect. VII §. 25) entlehnt werden können. — II. *Das Vehmgericht* (in Bezug auf S. 147 des 2 Bandes der Vorzeit). Hier werden zu jener Abhandlung einige Nachträge geliefert, worin der Vf. besonders zu zeigen sucht, dafs Karl der Grofse Urheber dieser Gerichte gewesen sey. Den Geistlichen wird die erste Einführung derselben abgesprochen. Dabey hätte aber doch das, was unter Anderem *J. G. Eck* der jüngere in der *Diss. de judiciorum Vemicorum origine* gegen die erste Meinung gesagt hat, genauer erwogen werden sollen. — III. *Der Krutzmann.* (Nebst Abbildungen auf den Tafeln 5 und 6). Von diesem vermeinten Götzen „derjenigen Deutschen, welche mit den Galliern und Römern in näherer Verbindung standen, als die Norddeutschen," befindet sich ein bey Trier ausgegrabenes metallenes Bild jetzt auf der grofsherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Vieles, was hier über denselben gesagt wird, ist aus *Schillers* Anmerkungen zu *Königshovens* Elsass. Chronik entlehnt. Uns scheint es, als wenn man bisher solche Bildnisse mitunter etwas zu voreilig für alte deutsche wendische Gottheiten erklärt habe. Die meisten würden von dem ihnen in der deutschen Mythologie eingeräumten Platze wieder verdrängt werden, wenn man über sie ebenso sorgfältige Untersuchungen anstellen wollte, wie sie z. B. *J. Wolf* in Ansehung des *Stuffo* in einer eigenen Schrift geliefert hat. Selbst der *Püstrich* verdankt die ihm widerfahrene Auszeichnung wohl nur der Unkunde und Leichtgläubigkeit. Uns fällt, so oft wir die deutsche Götterversammlung mit einem Mitgliede vermehrt sehen, allezeit das abschreckende Beyspiel *Jac. Gronovs* ein, der das ihm zufällig in die Hände gekommene, aus Holz geschnitzte, Bild eines sächsischen Bergmannes für einen heidnischen deutschen Priester ansah, der das Schiff der Isis trüge, und voll Freude über seinen glücklichen Fund dasselbe in seinem *Thesaurus Antiq. Graecar.* in Kupfer stechen liefs. — IV. *Blicke in das Freudenleben der Klostervorzeit.* Ziemlich bekannte Anekdoten. — V. *Miscellen aus der Vorzeit.* 1) Der Würfelzoll der Juden. Mit Auszügen aus ungedruckten Urkunden. 2) Jungfernsteuer zu Mainz. 3) Als des Gerichts zu Hoeste gesworner Bote gesmehet wart. 1452. 4) Ein Mummenschanz. 5) Schaustellungen in der Vorzeit. 6) Taufe der Prinzessin Maria von Burgund. 7) Alte Heirathsformel. Wenn man hier liest: „Wir liefern ein für die Polizeygeschichte des Mittelalters *unserer Vaterstadt* merkwürdiges Stück": so wird man wohl nicht sogleich an die Stadt Köln denken, von welcher die Rede ist. 8) Sonderbare Festlichkeiten. Die Nummern 1 — 3 sind von Hn. Kirchenr. *Dahl*, und erregen das meiste Interesse. — VIII. *Einige Meistersängerlieder*, aus dem handschriftlichen Nachlasse der Nürnberger Meistersänger, die in Wöhrd sangen. Dieser Nachlafs ist für die grofsherzogl. Bibliothek zu Weimar erkauft worden. — IX. *Von den Benennungen der Meistersängerweisen, ihren Gesängen und Reimen.* Der Vf. verspricht eine ausführlichere Abhandlung über die Meistersänger in einem der folgenden Stücke dieser Zeitschrift, welche auch dem 2 St. des 4 B. einverleibt worden, aber sehr kurz ausgefallen ist.

IV B. I St. I. *Kurze Übersicht der Geschichte der Schenken von Tautenburg.* Aus Originaldocumenten, Acten, Handschriften und bewährten Schriftstellern gezogen. Ungeachtet dieser Versicherung haben wir nur wenige Spuren von Benutzung ungedruckter Nachrichten entdecken können. Das Meiste ist aus *J. Ch. Friderici* (od. *B. G. Struvii*) *historia Pincernarum Varila-Tautenburgicorum* (Jen. 1722. 4.) geschöpft. Schon mehrere Geschichtforscher haben sich Mühe gegeben, diese Schrift zu berichtigen. So besafs unter Anderen der Hofrath *Lauhn* zu Tennstädt, welcher früher Amtmann zu Tautenburg gewesen war, ein Exemplar davon mit Anmerkungen, zum Theil von seiner eigenen Hand, das mit der Bibliothek des Grafen Senfft von Pilsach im J. 1820 zu Leipzig versteigert wurde (s. den Katalog S. 39 No. 555). In dieser Bibliothek befand sich auch eine hieher gehörige Sammlung unter dem Titel: *Tautenburgica inedita* (in Fol., s. den Katalog S. 92 No. 1061). In *G. M. Puhle's* Collectaneen zur Geschichte und Statistik des Tautenburgischen Amtes und dazu gehörigen Ortschaften (Mspt. in Fol.) sind die Schenkischen Acten sorgfältig benutzt, und manches Interessante daraus mitgetheilt. Bereits zu Anfange des 17 Jahrhunderts hatte *P. Jovius* (oder *Götze*) den Schenken von Tautenburg und Varila in seinen durch *Sagittar* vermehrten Nachrichten von den Thüringischen Graf- und Herrschaften eigene Abschnitte gewidmet. Endlich könnte aus den *Pforteischen* Klosterbriefen eine reiche Nachlese zu der Tautenburgischen Geschichte gehalten werden. Doch auch in gedruckten, seit dem J. 1722 erschienenen, historischen Werken wird manche Angabe jener Abhandlung beyläufig berichtigt, worauf unser Vf., wenn er auch nicht gesonnen war, seinen Gegenstand völlig zu erschöpfen, mit wenigen Worten hätte hindeuten sollen. So war z. B. nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, dafs schon 1223 in einer Urkunde *Tudo von Tutenberg* vorkommt (s. *Gotters* Nachr. von dem Eisenbergischen Frauenkloster. S. 59. N. XVII). Er oder einer seiner Vorfahren, der ebenfalls den Namen *Tudo* führte, scheint Erbauer und erster Besitzer des Schlosses Tautenburg gewesen zu seyn. Dadurch wird zweifelhaft, was der Vf. S. 6, nach *Friderici's* Vorgange, behauptet, dafs der Schenk Rudolf II dasselbe 1232 erbaut habe. Die von dem genannten Gelehrten (S. 9) erwähnte Inschrift bezeugt nur die Anlegung einer Capelle, und mag wohl nicht einmal ganz richtig gelesen worden seyn. — S. 7 herrscht in der Tauten-

burgischen Geschlechtsreihe eine grosse Lücke (von 1298 — 1418), die sich mit Hülfe der Urkunden leicht hätte ausfüllen lassen. S. 10 f. Von dem Bischof Friedrich zu Utrecht, einem geborenen Schenken zu Tautenburg, wird ausführlich gehandelt in dem ziemlich seltenen Buche: *Batavia sacra s. Res gestae apostolicorum virorum, qui fidem Bataviae primi intulerunt etc.* (*Bruxellis*, 1714. Fol.) P. II. p. 14 — 41, wo auch sein Bildniss zu sehen ist. — Zu der S. 19 — 22 (wahrscheinlich aus *Justi's* Leben der heil. Elisabeth) wieder abgedruckten Rede des Schenken Rudolf von Varila an den Landgrafen Heinrich zu Thüringen macht *Jovius* folgende Bemerkung: „Dieser Herr Rudolf ist ein Bild aller frommen, ehrliebenden und treuen Hofräthe, die den Mantel nicht, wie man sagt, nach dem Winde hängen, und wäre wohl zu wünschen, dass dergleichen an Herrenhöfen mehr gefunden würden!" — Dass die Schenken von Tautenburg, Varila und Dornburg Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes waren, giebt auch die Übereinstimmung ihrer Siegel zu erkennen, wie sie z. B. *von Gudenus* an einer im J. 1289 ausgestellten Urkunde fand, und in *Syllog. I. varior. diplomator. monumentorumque vet. etc.* (Francof. ad M. 1728. 8.) zu p. 323 in Kupfer stechen liess. — Wir machen nur noch darauf aufmerksam, dass die Tautenburgische Familie im J. 1457 in Thüringen das neueste Beyspiel der *Todtheilung* gegeben habe. S. *Friderici* p. 55. Vgl. *J. E. Böhme:* Todtheilung mit ihren Folgen in Thüringen. S. 33 f. — II. *Die heilige Odilia.* Das beygefügte Bildniss derselben ist angeblich nach einem alten Gemälde aus den Zeiten vor der Reformation in einer Kirche der ehemaligen Graffschaft Gleichen gefertigt, womit sich aber die auf dem Kupferstiche befindliche Jahrzahl 1576 nicht gut vereinigen lässt. — III. *Das Campo santo zu Pisa.* — IV. *Herradis von Lansperg und ihr Werk: Hortus deliciarum.* Nebst der Kupfertafel No. 2. (Auszug aus *Engelhardts* Leben derselben.) — V. *Eine Impostur.* Nachweisung verschiedener historischer Unrichtigkeiten in der Erzählung von dem Herzoge Christian zu Sachsen-Eisenberg in dem Leipziger Frauenzimmeralmanach auf das J. 1820. — VI. *Eginhard und Emma.* Nach der Wahrheit ihrer Geschiche. Es ist mit keinem Worte erwähnt, dass dieser Aufsatz nicht ursprünglich von seinem gelehrten Vf., dem Hn. Kirchenrath *Dahl*, für diese Zeitschrift bestimmt, sondern schon 1817 in einer Schrift desselben, welche den Titel führt: Der achtzehnte October 1817, gefeyert durch ein Volks- und Jubelfest zu Seligenstadt (Darmstadt, 8.), Beyl. H. S. 39 ff. abgedruckt worden war. Etwas sonderbar lautet es, wenn der Herausgeber in der vorausgeschickten kurzen Einleitung sagt: „Wo zu untersuchen und zu forschen ist, muss der Historiker sich bemühen, aufzusuchen, was zu finden ist, die Untersuchung zur Gewissheit zu bringen; und was die Geschichtliebenden dem Forscher verdanken, ist wahrer Gewinn für die Geschichte selbst."!!? — VII. *Fürstensinn im zehnten Jahrhundert.* Beleg zur Sittengeschichte der Vorzeit. Eine Stelle aus *Büntings* Braunschweigisch-Lüneburgischer Chronik, den Kaiser Heinrich I betreffend. Die Geschichte ist schon so oft und weit besser erzählt, dass es nicht nöthig gewesen wäre, dieselbe aus diesem noch dazu ziemlich bekannten Buche wörtlich zu wiederholen. — VIII. *Die Druiden und weissagenden Weiber der ältesten deutschen Vorzeit.*

IV B. II St. I. *Schauspielwesen der Vorzeit und des Mittelalters.* II. *St. Norbert* (Stifter des Prämonstratenserordens, geb. 1070). Über diesen Heiligen kann noch folgende Abhandlung verglichen werden: *Pseudonorbertus ex narratione Pragensi translati e Saxonia in Boioemiam corporis Norberti Archiep. Magdeb. etc. detectus et sub praes. B. Ch. Richardi publice excussus a F. Buttnero.* Jen. 1709. 4. (35 S.) — III. *Von dem allgemeinen Völkernamen der Deutschen.* Diese Überschrift lässt etwas ganz Anderes erwarten, als das, was hier gegeben wird. Das, was der Vf. von den Hermunduren und besonders der Ableitung ihres Namens beybringt, ist längst besser und gründlicher, unter Anderen von *Adelung* in dem Directorium u. s. w., gesagt worden. — IV. *St. Bonifaz.* Die Lebensgeschichte dieses sogenannten Apostels der Deutschen verdiente, selbst nach *Löfflers* sorgfältigen Forschungen, eine neue, unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Bearbeitung, wobey die noch immer nicht kritisch berichtigten und gehörig erläuterten Briefe desselben nebst den alten Lebensbeschreibern die besten Dienste thun müssen. Hier ist nur auf das Bekannteste Rücksicht genommen. Nicht hinlänglich möchte zu erweisen seyn, was S. 119 von dem durch Bonifacius zertrümmerten Bilde der heidnischen Göttin *Jecha*, welches bey der *Stadt* (?) Jechaburg gestanden haben soll, angeführt wird. — V. *Erzherzog Ferdinand, Philippine Welserin und die Ambraser Kunstsammlung.* — VI. *Die Ruinen des Klosters Memleben und dasselbe in der Vorzeit.* Neuer Abdruck eines Aufsatzes *Krugs von Nidda* in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrg. 1819. No. 190 und 191). Bekanntlich besitzt man schon eine ausführliche Abhandlung über diese Ruine von dem Hn. Domherrn Dr. *Stieglitz* zu Leipzig, in *Weissens* Museum für Sächs. Geschichte, und erst vor Kurzem hat sie der nämliche verdiente Gelehrte in seinem Werke von altdeutscher Baukunst S. 43 — 45, vgl. S. 212, beschrieben, und auf der VII — X Kupfertafel nebst zwey der am besten erhaltenen Wandgemälde an den Pfeilern des Schiffes abbilden lassen. Die Schrift von *Schamelius* bedarf vieler Berichtigungen, welche vornehmlich aus den bey *Wenck* in der Hessischen Landesgeschichte abgedruckten oder noch in dem Hofarchive zu Kassel befindlichen Hersfeldischen Urkunden entlehnt werden könnten. Vielleicht schenkt der Thüringisch-Sächsische Verein für die Erforschung der Denkmäler des Alterthums diesen ehrwürdigen Trümmern, an welche sich so manche grosse Erinnerungen knüpfen, bald seine Aufmerksamkeit! — VII. *Wie die Geistlichkeit der Vorzeit ihre Lebensmittel zu sichern wusste.* Durch Aufbewahrung derselben in besonderen Behältnissen (Gaden) auf den Kirchhöfen. — VIII. *Fürstensinn im sechzehnten Jahrhunderte.* (Wörtlicher Auszug aus einer Chronik

von 1586, vielleicht der bereits erwähnten *Büntingischen.*) Züge aus dem Privatleben Herzog Erichs von Braunschweig. Die kurze Einleitung dazu: „In der Geschichte des Mittelalters ist, in Bezug auf die Verhältnisse von Braunschweig und Lüneburg, Erich bekannt, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, regierender Herr des Landes Göttingen und zwischen Diester und Leine," möchte schwerlich jeden Leser befriedigen. — X. (Durch einen Druckfehler steht hier IV) *Erneuertes Andenken des vergessenen Malers altdeutscher Schule, Johann Raphun* (des muthmasslichen Verfertigers eines Gemäldes in dem Dom zu Halberstadt). Ein ebenfalls aus der Zeitung für die elegante Welt abgedruckter Aufsatz von *L. F. Niemann.* — Was S. 148 f. über das, ehedem zu Walkenried befindliche, und von *Eckstorm* in seiner Chronik dieses Klosters beschriebene Bild mitgetheilt wird, hätte sich vielleicht aus *J. H. Hoffmanns* handschriftlicher Geschichte Walkenrieds L. II C. X (s. *Christii Noct. acad.* Spec. III p. 235), vermehren lassen. — S. 162. In der Anzeige von *Kopps* Schriften und Bildern der Vorzeit kommt auch die *Heilsberger Inschrift* wieder zur Sprache. Allerdings genügen die bisher davon gegebenen Erklärungsversuche, wozu neuerlich noch der *Ebert'sche* (im Literar. Conversationsblatte 1821. No. 121) gekommen ist, nicht völlig, und Hr. *Kopp* äussert wohl mit Recht, dass man das Denkmal erst selbst gesehen haben müsse, ehe man bey Entzifferung desselben auf einigen Erfolg rechnen könne, da es scheine, als läge allen neueren Nachbildungen bloss der Kupferstich in *Schilters Thesaurus* zu Grunde. — XIV. *Der Grafenhof zu Arnstadt. Nach einigen Volkssagen* (?). Die Erzählung, dass ein Graf von Schwarzburg eine Schuhmacherstochter aus Freyberg geheirathet habe, ist längst von *Lindner* (in der vierten Fortsetzung von Schwarzburgischen Münzen S. 7 ff.) widerlegt worden. Wahrscheinlich hat dazu die Ehe Heinrichs XXXIX mit der Tochter des Amtmanns (oder Schössers) zu Sachsenburg, von Schönberg, Gelegenheit gegeben.

Zum Schlusse müssen wir noch bemerken, dass dieses Werk seinem Zwecke weit mehr entsprechen würde, wenn hie und da mehr Sorgfalt auf den Stil verwendet worden wäre, dessen Vernachlässigung an mehreren Stellen höchst unangenehm auffällt. So heisst es unter Anderem im 4 B. 1 St. S. 62: „Nur gleichsam, wie man zu *sprechen* pflegt, im Vorbeygehen ist in dieser Zeitschrift von den Alrunen und weissagenden Weibern der alten Teutschen die *Rede* gewesen, wovon wir denn jetzt ein wenig ausführlicher *sprechen* wollen. Genau mit diesen weisen Frauen verbunden war das teutsche Priestervolk, die Druiden. Davon wollen wir *reden.* Zu einer grossen Abhandlung sollte, was wir zu *sagen* hatten, nicht anwachsen, aber Andeutungen *wird es geben* und Hinweisungen, welche die Wissbegier genugsam befriedigen können."

E* O. B*.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Petri: *Theaterpossen nach dem Leben, von Julius v. Voss und Adolph v. Schaden.* Zweyter Band. 1820. VIII u. 318 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1820. No. 15.]

Ebendaselbst: *Neue Theaterpossen nach dem Leben, von Julius v. Voss.* 1822. XVIII u. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Solche Possen nach dem Leben erhalten nur dann einige Bedeutsamkeit, wenn sie als Gemälde localen Volkslebens sich für die Bühne eignen. In Süddeutschland hat man dergleichen schon längst, bey uns scheint Hr. *v. Voss* die Bahn dazu nicht ohne Glück zu brechen. Das erstgenannte Buch enthält nichts dem Ähnliches; denn die beiden von Hn. *v. Schaden* gelieferten Stücke: *Des Tages Misston* und dessen Fortsetzung: *Die verunglückte Maskerade*, beschäftigen sich nur mit den Lastern und Thorheiten der sogenannten Vornehmen; *Mentor und Telemach* von *J. v. V.*; ein abschreckendes Gemälde der Gemeinheit, ist nicht einmal komisch; die *falsche Prima Donna*, von demselben Vf. nach Bäuerle bearbeitet, hat zwar auf dem Theater einiges Glück gemacht, gehört aber durchaus nicht in die oben bezeichnete Kategorie. In dem zweyten Buche finden wir den *Strahlower Fischzug*, und dieses Stück nähert sich schon sehr dem Bilde, welches wir im Sinne haben; es ist ganz local, mit vieler Kenntniss des handelnden Personals und mit Laune geschrieben, nur der zweyte Act hat einige Längen, die aber leicht zu beseitigen seyn möchten. Es hat auf dem Berliner Theater wo nicht Ruhm doch Geld eingebracht; allein dort war nicht sein Platz; es gehört auf ein Volkstheater, wie es der Vf. für Berlin so sehr wünscht, und welches dem Vernehmen nach dort auch bald eingerichtet werden wird. Das zweyte Stück: *Die Damenschuhe im Theater* (Fortsetzung der *Damenhüthe*) steht dem ersteren bey weitem nach, und ist besonders viel zu gedehnt.

Rt.

BERLIN, b. Petri: *Federstiche von Martin Cunow.* Erste Sendung. 1822. XXIV u. 212 S. 8. (20 gr.)

Es ist hier weniger auf Satire, als auf Humor abgesehen; indess muss Rec. gestehen, dass er in den drey Vorreden und zwölf Aufsätzen des Buches bey weitem mehr das Streben danach, als die Sache selbst gefunden hat. Diess erzeugt denn bey dem Leser leicht ein Gefühl von Missbehagen, von welchem man sich hier ebenfalls nicht ganz frey erhalten wird. Das Beste scheint des *Schulcollegen Storch Ferienreise* und die *Memorabilien des Doctor Frei*; manche Aufsätze sind dagegen ganz leer und geradezu langweilig, wie die *Eröffnungsrede des Bacchus-Klubs* und der *Pferde-Triumph.*

D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1822.

BOTANIK.

Halberstadt, b. Vogler: *Novae plantarum species praesertim Indiae orientalis.* Ex collectione Dr. *Benjamin Heynii.* Cum descriptionibus et observationibus, auctore *Alberto Guilielmo Roth*, M. D. et Physico provinc. Ducat. Bremens. 1821. IV u. 411 S. gr. 8.

Der würdige, um die Pflanzenkunde sehr verdiente Vf., der Nestor der vaterländischen Botaniker, dem wir schon seit 30 Jahren im Gebiete der deutschen Flora als den zuverlässigsten, selbst beobachtenden Wegweiser nachfolgten, und bey Bestimmung deutscher Gewächse manchen erwünschten Aufschluss verdankten, arbeitet noch immerfort mit eben dem regen Sinn, mit eben der, durch ein Lynceus-Auge begünstigten Treue, und einer in seinem Alter beyspiellosen Beharrlichkeit, im Felde seiner Lieblingswissenschaft, und beschenkt uns sogar jetzt mit einer reichen Gabe von Beschreibungen grösstentheils neuer ostindischer Gewächse. Eine sehr passende Gelegenheit zu dieser für die Wissenschaft, und besonders für das in unseren Tagen sowohl in Deutschland, als in Frankreich mit glücklichem Erfolge bearbeitete System, überaus nützlichen Arbeit gab dem Vf. eine vom Dr. *Benjamin Heyne* geschenkte Sammlung von mehr als 1500 getrockneten Pflanzen, die derselbe während seines 20jährigen Aufenthaltes in Ostindien mit nicht geringen Kenntnissen und lobenswerthem Eifer sammelte, und nach seiner Rückkehr ins Vaterland im J. 1815 zu einer neuen, schon 1814 anzutretenden Reise nach Thibet sich ausrüstend, zu Gunsten einer wissenschaftlichen Verbreitung seinem Vaterlande weihte, und dem durch seine schriftstellerischen Verdienste bekannten Dr. *Roth* in Vegesack übergab. Leider aber erlebte der für die Wissenschaft so thätige Sammler die Freude nicht, seine ostindischen Schätze in einer, dem Werthe derselben angemessenen Schrift, classisch bearbeitet zu sehen: denn mit der Beendigung des Druckes der Bearbeitung derselben traf auch zugleich die Nachricht ein, dass er schon am 6 Februar 1819 zu Vapper, in der Nähe von Madras in Ostindien, verstorben sey. Dank also seinen Manen, im Namen der Wissenschaft, für die Verdienste, welche er sich um dieselbe so uneigennützig erwarb! Dank dem Vf., dass er die, nur mit grosser Mühe und nicht geringem Zeitaufwande zu beseitigenden, Schwierigkeiten, die Rec. bey ähnlichen, an getrockneten Pflanzen angestellten Versuchen aus eigener Erfahrung kennt und zu würdigen weiss, auf eine so glückliche und nachahmungswerthe Weise aus reiner, unverkennbarer Liebe zur Wissenschaft überwand, und dadurch zugleich stillschweigend bewies, welche grosse Schätze noch in diesem oft durchsuchten und durch *van Rheede's*, *Rumph's* und *Roxburgh's* Prachtwerke verewigten Lande verborgen liegen.

Wenn auch gleich das vorliegende Werk kein zusammenhängendes Ganzes ausmacht, sondern als ein fragmentarischer Beytrag zu den früher erschienenen Floren Ostindiens zu betrachten ist; wenn gleich, was Rec. bedauert, abgesehen von den an sich an Arten armen Classen, sogar auch die *Syngenesia* und *Gynandria* in ihrem ganzen Umfange unbearbeitet geblieben; *Icosandria*, *Tetradynamia*, *Monadelphia* und *Monoecia* aber nur kurz auf wenigen Seiten abgehandelt sind: so zeichnen sich im Gegentheil andere, z. B. *Triandria* und *Didynamia*, durch vielseitigen Reichthum, das Ganze aber durch eine reiche Spende von neuen Arten und Gattungen aus, von welchen letzten wir einige, von dem Vf. zuerst aufgestellte, ausheben wollen, um die Ansichten und Verdienste desselben prüfend kennen zu lernen.

Ebenso scharf unterschieden, als passend nach der Figur der Blüthe benannt, ist die Gattung *Campylanthus* S. 4, die von *Eranthemum* durch ungleich getheilte Kelche, durch zurückgebogene Blüthenröhre, eingeschlossene, nicht mit Ansätzen versehene Staubfäden, einfächerige, schildförmige Antheren, dreyfächerige, einwärts aufspringende Saamencapsel, und endlich durch einen verschiedenartigen *habitus* abweicht, und *Linné's Eranthemum Salsoloides* (nicht *Falsoloides*) bezeichnet. — Sehr passend und den Charakter des schönen Grases bezeichnend ist *Thelepogon* S. 62, obgleich die griechische Wortendigung bey Benennung der neuen Grasarten bis zum Überdruss beynahe gemissbraucht worden ist. Die einzige, bis jetzt bekannte, und mit *Ischaemum rugosum Gaertn.* verwandte Art, *Th. elegans*, ist ebenso genau, als fasslich beschrieben. — Sind die Seitengrannen der äusseren Blüthenvalveln nicht blosse Verlängerungen der Endspitzen derselben, sondern eigens gebildete

Theile: so kann auch die dadurch von *Festuca* getrennte Gattung *Tripogon* und die von Dr. *Heyne* als *Festuca mysorensis* ausgegebene Art ins System, wie es *Roemer* und *Schultes* schon gethan haben, unbedenklich aufgenommen werden; obgleich, nach Rec. Meinung, die von *Panzer* angedeuteten, von *Gaudin* mit Umsicht, von *Palisot-Beauvois* und anderen Neuerungsfüchtigen aber mit zu grosser Spitzfindigkeit angewandten, die natürliche Familie der Gräser nach einzelnen, geringfügigen, die Art, nicht aber die Gattung bezeichnenden, Abweichungen widernatürlich und bis ins Unendliche zerstückelnden Grundsätze nicht wohl und ungehindert durch die ganze Familie, wie es leider schon der botanische Zeitgeist verstattete, nach einer einmal angenommenen Norm, durchgeführt werden können. — Eine ausgezeichnete, wiewohl nach den festgestellten Grundsätzen, wegen der ähnlich klingenden *Platanthera* von *Richard* nicht ganz vorwurfsfreye Gattung ist *Peltanthera: Calyx 5-partitus. Corolla rotata, plicata, 5-fida. Stamina 5. Filamenta fauci corollae inserta, brevia, lata. Antherae basi hamis sagittatae, in conum oblongum acuminatum obsolete pentagonum, apice perforatum, basi 5-peltatum conniventes. Germen superum, subrotundum. Stylus cylindraceus. Stigma clavatum.* Demnach also von der Gattung *Solanum* durch einfächerige, an der Basis mit pfeilförmigen Fortsätzen, auf dem Rücken mit einem aufsitzenden, schildförmigen Körper versehenen, an der Spitze nicht durch zwey Poren geöffneten Antheren, sogar von der ganzen Familie der Solanaceen durch gegenüberstehende Blätter verschieden. Die einzige, bis jetzt bekannte Art heisst *Pelt. solanacea*, und war von *Heyne* mit dem Namen *Vallaris* bezeichnet. — Die zum Andenken *Sellow's*, eines Reisegefährten und botanischen Gehülfen Dr. *Heyne's*, aufgestellte Gattung *Sellowia* ist besonders durch eine abweichende Bildung der Blumenblätter verschieden, die darunter begriffene Art *S. uliginosa* aber dem *Illecebrum verticillatum* nicht unähnlich. — Die zum wissenschaftlichen Andenken des Prof. *Ledebour* in Dorpat genannte *Ledebouria* (*Char. gener. Calyx o. Corolla 6-petala, petalis basi staminiferis, persistentibus. Germen tripartitum, pedicellatum, subrotundum. Stylus capillaris simplicissimus. Stigma acuminatum. Utriculi tres, basi connexi, monospermi*, S. 194) scheint nicht bloss durch einen gestielten Fruchtknoten und durch einen, mit einem pfriemenförmig zugespitzten Stigma endenden, Griffel von *Melanthium* verschieden zu seyn; wir vermissen sowohl in dem Gattungscharakter, als in der übrigens guten Beschreibung der *Led. hyacinthina*, eine genaue Insertion der Staubfäden, die schon von *Linné* bey *Melanthium* als ein charakteristisches Merkmal ausgehoben wird, und sind nicht abgeneigt, zu glauben, dass die *Ledebouria* gleiches Schicksal mit dem neuerlich zu kühn von *Melanthium* getrennten *Leimanthium Willd.* und *Anguillaria R. Br.* erleiden werde. — Rec. wundert sich mit Recht mit dem Vf., dass *Thunberg* das japanische *Omotto* bey *Kämpfer* oder sein *Orontium japonicum* so ganz willkührlich nach der äusseren Gestalt der *Linnéischen* Gattung *Orontium* beyrechnete, und billigt ebenso sehr die Trennung dieser im Garten genauer beobachteten Gattung, als er den neuen, zu des für die Wissenschaft viel zu früh verewigten *Rohde's* Andenken gewählten Namen lobt. Diese neue Gattung, *Rohdea* (*Char. gen. Spadix cylindricus, simplicissimus, flosculis tectus. Spatha basilaris, diphylla. Perianthium nullum. Corolla infera, monopetala, subrotundo-hexagona, truncata, ore sexfida. Stamina 6. Filamenta tota cum corolla connata. Antherae fauci corollae inhaerentes. Stylus crassus brevis. Stigma 3-fidum. Bacca monosperma cum corolla spadici immersa. Semen excorticatum*, S. 196), zeichnet sich nämlich von dem fälschlich damit verwechselten *Orontium* durch eine eintheilige Corolle, dicht mit derselben verwachsene und an derselben hinablaufende Staubfäden, durch einen kurzen, mit einer dreyfach getheilten Narbe versehenen Griffel, und durch eine saftige, halbdurchsichtige, Saamen enthaltende, Fruchtbeere aus, indem dagegen *Linné's Orontium* durch sechsfach getheilte Corolla getrennte, schwerdförmige Staubfäden, zwiefach getheilte, ohne Griffel aufsitzende Narbe, und einen dünnen, vom Kelch umschlossenen, einen schwammartigen Saamen enthaltenden Fruchtbalg, bedeutend abweicht. Die Naturgeschichte der *Rh. japonica* hat durch *Roth's* Bearbeitung viel gewonnen: nur vermisst Rec. die Zeit der Fruchtreife, die im Vaterlande erst im Monat December oder im Januar erfolgt. — S. 210 stossen wir auch wieder unter dem Gefolge der Hülsenpflanzen auf eine neuerlich zur späten Würdigung der Verdienste *Reichard's* um das *Linn.* Pflanzensystem genannte *Reichardia*, welche auf der einen Seite zur Gattung *Nissolia* (nicht *Nissolium*), auf der anderen zur *Caesalpinia* schwankt, von jener durch verschiedenartig gebildete Blumentheile, von letzter aber durch das Daseyn einer Flügelfrucht getrennt ist. So gerecht übrigens die Klagen des Vfs. wegen der früherhin, wenn Rec. nicht irrt, im J. 1778, zur Bezeichnung der *Linnéischen*, von *Lamarck* und *Willdenow* unter *Sonchus* begriffenen, neuerlich aber von *Desfontaines* als *Picridia* von demselben getrennten, *Scorzonera tingitana* und *picroides*, oder, wegen einer anderen 1800 erneueten, jedoch durch die früher von *Jacquin* bestimmte *Maurandia* verdrängten *Reichardia* seyn mögen: so würde der Vf. dennoch den Grundsätzen der botanischen Philosophie angemessener gehandelt haben, wenn er statt der jetzt zum drittenmale nicht ohne Vermeidung mancher Missverständnisse aufgestellten *Reichardia* gegen *Desfontaines* und dessen Nachfolger *Persoon* und *Decandolle* geeifert, und sich auf die *jura antiquitatis* berufend, seine in den 1778 erschienenen botanischen Abhandlungen und Beobachtungen aufgestellte *Reichardia* gegen das seit 1796 aufgenommene *Picridium* geltend gemacht hätte. — Eine ähnliche Bewandtniss hat es mit der als der *Heliophila* S. 326 untergeschobenen *Trentepohlia*, die auf der einen Seite als eine an jenen unverzeihlichen

Irrthum erinnernde Moosgattung, auf der anderen durch eine neuerlich von *Martius* (*Flor. cryptog. Erlang.* S. 551) aufgestellte Pilzgattung gleiches Namens, schwankend gemacht wird. — Unter der Familie der Labiaten lernen wir auch wiederum eine an *Wallroths* Verdienste um die vaterländische Flora erinnernde *Wallrothia* mit folgendem Gattungscharakter kennen: *Calyx campanulatus, 5-dentatus. Corolla ringens, resupinata: labio altero sursum spectante majore trilobo: lobis lateralibus ovatis replicatis, intermedio subrotundo subcucullato, altero deorsum spectante bilobo. Stamina didynama. Filamenta declinata, adscendentia. Antherae bilobae Stigmata 2. Bacca mono-s. tetrasperma.* S. 317. Obgleich dieselbe durch statthafte Merkmale von dem verwandten *Vitex* verschieden ist: so wundern wir uns dennoch, dass der Vf. die früher von *Sprengel* (*Pugill.* II, 52) zuerst aufgestellte, und sowohl in der neuen Ausgabe seiner Anleitung zur Kenntniss der Gewächse, als in dem Pflanzensystem von *Roemer* und *Schultes* wiederholte, Gattung *Wallrothia* nicht kannte, und desshalb die seinige zurücknahm.

Soviel von den dem Vf. eigenthümlichen Gattungen. Die übrigen, allgemein angenommenen, überging derselbe entweder mit Stillschweigen, oder er führte einige, weniger bekannte, z. B. von *Rob. Brown*, unverändert an, oder gab endlich bey noch anderen, z. B. bey der mit *Pavetta* sehr nahe verwandten, und von Neueren auch schon mit Recht vereinigten *Ixora*, *Hedyotis*, *Oldenlandia*, *Crotalaria* u. s. w., für eine künftige Bearbeitung dieser Gattungen schätzenswerthe Bemerkungen.

Was die einzelnen, in dem Buche als neu beschriebenen Arten selbst betrifft, so ist die Zahl derselben viel zu gross, als dass alle mit ihren Diagnosen namhaft gemacht werden könnten. Für die specifische Gültigkeit bürgt des Vfs. erprobter Blick und seine anderwärts bewährte Treue; doch möchten wir beynahe bezweifeln, dass derselbe alle, mit der Geschichte der Arten in Bezug stehenden älteren und neueren Pflanzen verglichen habe: was die nur sparsam angezeigten Vergleichungen und Synonymen der älteren Schriftsteller unwahrscheinlich machen. Besonders reich sind einige Gattungen, z. B. *Gratiola* mit 7, *Scirpus* mit 9, *Panicum* mit 16, *Polygonum* mit 6, *Grewia* mit 14, *Ocymum* mit 12 neuen Arten vermehrt. Rec. begnügt sich daher, nur im Allgemeinen zu erinnern, dass nicht allein die specifischen Diagnosen, sondern auch die Beschreibungen, mit grosser Genauigkeit ausgeführt sind, vermisst jedoch, ebenso, wie bey anderen, übrigens lobenswerthen Arbeiten bekannter Schriftsteller, die logische Folge, Ordnung und Zusammenstellung der einzelnen Theile, welche bis auf die neueste Zeit in allen Lehrbüchern der Pflanzenkunde unbeachtet geblieben, und durch welche in der That die Diagnosen des Vfs., ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, dennoch etwas schwankend bleiben. Als Beyspiel diene die Diagnose von *Panicum Heynii*, *paniculae oblongae ramis strictis, divisis, basi pilosis, infimis verticillatis, cum ramulis fasciculatis flexuosis, asperis, pedicellis alternis, solitariis, calycis gluma exteriore cordata, obtusa, spiculam involvente, foliis argute serratis, vaginis margine et ad oras pilosis.* Rec. würde dieselbe, in so fern alle Worte beybehalten werden sollen, etwa so verändern: *ramis floriferis divisis basi pilosis, infimis verticillatis ramulisque fasciculatis flexuosis asperis paniculam oblongam strictam efficientibus, pedicellis solitariis alternis, gluma calycina exteriore cordata obtusa spiculam involvente, foliis argute serrulatis, vaginarum ora margineque pilosis.* Ausserdem machen wir auf die Verbindung und Interpunction aufmerksam, und verweisen in Hinsicht der *Particula conjunctiva* auf den §. 303, und wegen letzter auf den §. 304 der *Linnéischen Philosophia bot.* Gleiches gilt auch von den Beschreibungen; wir stellen die erste beste als Beyspiel auf. Von den Blättern des *Zizyphus paniculatus* S. 161 heisst es: *Folia alterna, digitalia, ex oblongo-ovata, obtusa, cum acumine brevi, supra glaberrima, nitida, subtus ad nervos pilosiuscula, trinervia, venis horizontalibus notata, serrulata, serraturis obtusiusculis;* wir würden schreiben: *folia alterna, ovato-oblonga, obtusiuscula, trinervia, venis horizontalibus inscripta, denticulata, nitida, supra glaberrima, subtus ad nervos parce-pilosa, digitalia.* Wären die Beschreibungen frey von diesen kleinen, durchgängig verbreiteten Mängeln: so würden nicht allein jene, sondern auch die Diagnosen, zu den gelungenen gehören. Auch müssen die halbgriechischen, übelgebildeten Trivialnamen, als: *brachiides*, *salvioides*, *gratioloides*, *barlerioides* u. s. w. wegfallen. Zuletzt hätte Rec. gewünscht, dass wegen der, in dergleichen Werken so nöthigen, Raumersparung die Beschreibungen in fortlaufenden Columnen gesetzt, und die nur zu oft wiederholten Bemerkungen, z. B. *in collectione plantarum Indiae orientalis a clariss. Dr. Benj. Heyne mihi donata* oder dergl., etwas kürzer gefasst, oder statt derselben vielmehr eine genaue Bestimmung des Standortes, der Beschaffenheit des der Art eigenthümlichen Bodens, der Blüthezeit u. s. w. hinzugefügt worden wären.

Schon der Titel erinnert uns, dass in dem vorliegenden Werke nicht allein ostindische, sondern auch einige andere Pflanzen beschrieben werden. So dankenswerth auch diese Bearbeitung ist, so hätten wir dennoch gewünscht, dass der Vf. die Bemerkungen über deutsche Pflanzen etwa zu einer neuen Ausgabe seiner *Flora germanica* aufgespart, die übrigen aber an einem anderen schicklichen Orte angebracht hätte, damit das Buch einzig und allein den *Heyne*'schen Pflanzen gewidmet gewesen wäre. Einige von diesen gelegentlich beschriebenen Arten lernte der Vf. theils in *Schreber's* oder *Mertens* reichen Sammlungen kennen, z. B. *Fimbristylis nana*, *Scirpus nodulosus*, *sulcatus*, *Panicum pilosissimum*, *Mertensii*, *Pennisetum*, *Hordeum bifarium* u. a., theils erzog er andere aus Saamen im Garten, z. B. *Phalaris pectinata*, *Veronica cymbalariaefolia Vahl*, mehrere *Rumices* und endlich einen *Hyo-*

siamus pictus (ὑοσκύαμος), S. 148. Diese vielleicht durch ganz Europa verbreitete, nach des Vfs. und Rec. Ansicht neuerlich zuerst von *Wallroth* (*Ann. bot.* S. 30) angedeutete, und jetzt endlich von *Kitaibel* als *H. agrestis* von *H. niger* getrennte Art kommt letzter so nahe, dass eine bis auf die neueste Zeit geschehene Verwechselung sehr erklärlich war. Der Vf. begnügt sich mit der einjährigen Dauer und den eben eckigt gezähnten, am Stamme etwas herablaufenden Blättern. Ausser jenen bieten wichtigere Unterscheidungszeichen dar: die in den Blattstiele verlängerten Wurzel- und eyförmigen Stengel-Blätter, der aus zerstreuten, kleineren Blüthen und Kapseln zusammengesetzte, nicht in lange Ruthen auslaufende Blüthenstand, der einfache, und sogar auf üppigem Boden kaum eine Spanne oder Fuss hohe, schwache Stamm, die etwas spätere Blüthezeit, und das an verschiedenen Orten beständige Vorkommen. Übrigens scheinen schon die älteren Botaniker dieselbe Art abgebildet zu haben; wenigstens gleichen die Figuren bey *Tabernaemontan* S. 968 und bey *Morison* (*Hist.* S. V. t. 11 F. 1.) der in Rede stehenden Pflanze.

Druck und Correctheit verdienen Beyfall; doch hätten unter die am Ende des Buches angezeigten Druckfehler einige andere, z. B. S. 197 *Ribis nigrae* statt *Ribes nigri*, mit aufgeführt werden sollen.

a.s.o.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Öhmigke: *Lehrbuch der französischen Sprache*, von *Carl Dielitz*. Zweyter Theil. 1820. VIII u. 245 S. 8. (16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1820. No. 189.]

Dieser zweyte Theil verdient im Ganzen denselben Beyfall, welchen der erste, auf Empfehlung der Recensenten, wie der Vf. dankend in der Vorrede gesteht, gefunden hat. Hr. *D.* giebt in dem ersten Abschnitte einen „Auszug aus der französischen Grammatik, und Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische," wobey er die so sehr zweckmässige Methode befolgt, dass er auf jede Regel Übungssätze folgen lässt. An manchen Regeln finden wir Etwas auszusetzen, wovon wir nur die berühren wollen, bey welchen das Unrichtige in einer Darstellung liegt, die den Schüler zu einer falschen Ansicht verleitet. Z. B. §. 9 heisst es: „1) Der Artikel bezeichnet das Geschlecht und die Zahl der Hauptwörter." Hr. *D.* verweist hiebey auf §. 6, wo er sagt: „Der Artikel ist das Wörtchen *le* für das männliche, *la* für das weibliche Geschlecht, und *les* in der Mehrzahl für beide Geschlechter." Aus der Regel §. 6 folgt aber nicht, dass der Artikel zur Bezeichnung des *plur.* dient, und aus der in §. 9 muss der Schüler folgern, dass der *plur.* an den Hauptwörtern nicht weiter bezeichnet werde, zumal da erst §. 11 die Regeln darüber vorkommen. §. 9, 4 heisst es: „Doch nehmen selbst die Eigennamen den Artikel an, wenn sie als Hauptwörter gebraucht werden." Hier muss der Schüler fragen: wann sind sie denn Hauptwörter? — Da es sehr zweckmässig ist, dem Lernenden, wo es sich nur thun lässt, Anleitung zur wirklichen Einsicht in die Regeln zu geben, weil dadurch das Auffassen und Behalten sehr erleichtert wird: so hätte der Vf. z. B. bey der Regel von dem sogenannten *partitif* bemerken können, dass die Franzosen, wo wir keinen Artikel haben, ihm mit *de* davor setzen, weil im Deutschen ein Wort ohne Artikel so viel sagt, als wenn der Artikel mit *von* davor steht; z. B. ich habe *Brod* = ich habe *von dem* Brode (nämlich Etwas), wodurch zugleich der Unterschied zwischen einem mit und ohne den Artikel gebrauchten Worte angegeben wird. — Der Vf. hat ganz Recht, zu behaupten, dass die Lehre von den Fürwörtern grosse Schwierigkeiten habe: er konnte sie aber einem grossen Theile nach heben, wenn er seine Tabelle so eingerichtet hätte, dass die *pronom. disjoints* jedesmal bey den *conjoints* ständen: denn mit einer solchen Tabelle in der Hand vermeiden die Schüler die Missgriffe gar leicht; sowie er ganz besonders das *régime indirect* nicht unter Eine hätte aufführen sollen bey den *disjoints*. — Bey dem *Conjonctif* hätte müssen No. *a* als Hauptregel aufgestellt werden: denn alle übrigen unter *b*, *c* u. s. w. angegebenen Fälle sind Unterabtheilungen davon. — Nach dem, was der Vf. von dem zu flectirenden *participe* in der ersten Regel gesagt hat, dass es nämlich als *Adjectif* flectirt werde, ist es unpassend, die zweyte Regel so zu fassen: „Wird das *Partic.* als Zeitwort gebraucht, und als solches mit *avoir* und *être* verbunden: so ist es entweder beugbar, oder unbeugbar" denn bey *être* ist das *Part.* ein *Adjectif*. Der Vf. kann nicht einwenden, dass diess bey den fürwörtlichen Zeitwörtern nicht jedesmal der Fall sey; darauf antwortet Rec. aber, dass für diese Wörter auch nach des Vfs. Darstellung eine besondere Regel nöthig ist. — Die Regel vom *Imparfait*: „Das *Imparfait* (die jüngst vergangene Zeit) zeigt an, dass eine Handlung in eine noch nicht vollkommen vergangene Zeit fällt. Z. B. *Je lisais, lorsque mon frère vint me prendre*," wird den Schüler theils glauben machen, dass er nicht sagen dürfe: *Je lisais, lorsque mon frère vint hier me prendre*, theils ist es ein Widerspruch, eine „jüngst" vergangene Zeit (welches ist hier der Maasstab!?) zugleich eine „nicht vollkommen" vergangene zu nennen. — Der zweyte Abschnitt enthält Stücke zum Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche, mit einem *Vocabulaire*.

P. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Cöln, b. Bachem: *Die Athenäische Gerichtsverfassung.* Ein Beytrag zur Geschichte des Rechts, insbesondere zur Entwickelung der Idee der Geschwornengerichte in alter Zeit. Von *August Wilhelm Heffter*, königl. preuss. Appell. Gerichts-Assessor zu Cöln. 1822. XII u. 497 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Es ist besonders jetzt, da das Gerichtswesen überall in unserem deutschen Vaterlande neue Gestaltungen nach wohlgeprüften Grundsätzen erwartet, und zum Theil wirklich hie und da, wenigstens provisorisch, erhalten hat, unstreitig ein sehr nützliches Unternehmen, Gerichtsverfassungen berühmter Völker der Vorwelt zum Gegenstande forschender Untersuchungen zu wählen, um entweder die Festhaltung des bereits bestehenden Guten zu befördern, oder die, täglich dringender werdende, Verwerfung des Unhaltbaren und Schlechten durch aufzustellende Warnungszeichen desto sicherer herbeyzuführen. Ein Unternehmen dieser Art ist doppelt verdienstlich, wenn es eine Gerichtsverfassung zum Gegenstande hat, die nach *Heerens* Bemerkung (Ideen, Th. 3 Abth. 1) so verwickelt ist, dass es selbst Kennern des Alterthums schwer wird, sich aus diesem Labyrinthe herauszufinden.

Der Vf., Mitglied einer königl. preuss. höheren Gerichtsbehörde, welcher die ihm von wichtigen Berufsarbeiten übrige Musse dem Studium des classischen Alterthums widmet, konnte seine literarische Laufbahn gewiss nicht würdiger eröffnen, als mit Untersuchungen, die, ohne seinem gewohnten Geschäftskreise fremdartig zu seyn, dem Bedürfnisse der Zeit, und selbst dem Inhalte einer neuerdings von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin wiederholt aufgegebenen Preisfrage, entsprechen. Unbedenklich glauben wir dem Vf. das Zeugniss geben zu müssen, dass er seine Aufgabe der Entscheidung um Vieles näher geführt hat. Wir sagen nur: *näher geführt*; denn eine erschöpfende Lösung derselben dürfte, wenn sie anders noch möglich ist, einer ausdrücklich auf diesen Zweck berechneten Auffindung sämmtlicher bereits vorhandenen, sowohl gedruckten als ungedruckten, und — was noch mehr ist — der vielleicht von irgend einem glücklichen Ereignisse herbeyzuführenden Entdeckung neuer Quellen aufbewahrt seyn.

Als Zeitpunct für seine Darstellung wählt der Vf. die glänzende Periode des Athenischen Freystaats, welche durch das bekannte Psephisma von Tisamenus über die *Wieder-Einführung der Solonischen Gesetze*, und durch den bald nachher gefassten Beschluss, nach welchem das Eintreten der verbindlichen Kraft aller erneuerten Gesetze auf das Amtsjahr von Euklides (der im 2ten Jahre der 94sten Olympiade erster Archont war), festgesetzt wurde, bezeichnet und angefangen wird. Nach einer kurzen Darstellung der Grundzüge der Athenischen Gerichtsverfassung handelt der Vf. in 5 Büchern von den einzelnen hieher gehörigen Gegenständen. B. I. *Organismus der Gerichtshöfe.* (Hegemonie — Verfassung der ordentlichen Gerichtshöfe — Bedingnisse der Rechtshängigkeit u. s. w.) B. II. *Objecte der richterlichen Cognition* oder Actionenrecht. (Öffentliche Procedurarten und Privatactionen in ihren mannichfaltigen Arten und Gattungen u. s. w.) B. III. *Gerichtliches Verfahren* a) in gewöhnlichen, b) in besonderen Fällen. (Anbringung der Sache bey den competenten Hegemonen — Präparatorische Instruction — Eid für Gefährde — Beweismittel — Verhandlungen vor den Richtern — Abstimmung — Redaction der Erkenntnisse — Berufung auf einen höheren Richter u. s. w.) B. IV. *Besondere Gerichtsstände.* (Verfahren bey den Nomotheten — Militärgerichte — Gerichte der Eingeweihten — Geistliche Gerichte u. s. w.) B. V. *Nebenpuncte und Vollstreckung der Judicate.* (Provisorische Verhaftung der Angeklagten in öffentlichen Sachen — Androlepsien und Haussuchungen — Wiederklagen — Vergleiche und Verzichtleistungen — Vollstreckung der Urtheile u. s. w.) Zuletzt enthält noch ein doppelter *Anhang* 1) Beylagen Attischer Processschriften, 2) Rückblick und Schlusswort.

Als Proben von der Behandlungsart des Vfs. heben wir einige seiner Bemerkungen und Ansichten über Attische Rechtsinstitute aus. In der noch immer einige Dunkelheiten enthaltenden Darstellung der *Geschwornengerichte* (S. 50 ff.) hat er sich vorzüglich *Schömann* (*De sortitione judicum*, Greifsw. 1820) zum Führer gewählt, ohne jedoch die eigene Benutzung der Quellen zu vernachlässigen. Alle Bürger, welche den Zutritt zu den Volksversammlungen hatten, konnten,

sobald sie 30 Jahre alt waren, Richter seyn. Beym Ablauf eines jeden Jahres wurden unter Leitung der neun Archonten 6000 Athener zur Besetzung der Gerichtshöfe für die Dauer des nächsten Jahres durch das Loos ausgehoben, und durch einen (S. 64 vollständig mitgetheilten) Eid verpflichtet: nach den Gesetzen zu richten, den Ankläger sowohl, als den Angeklagten, zu hören u. s. w. Diese Gesammtzahl wurde hierauf in 10 einzelne Classen, die mit fortlaufenden Buchstaben von *A* — *K* bezeichnet waren, durch die Verloosung vertheilt. Jeder, den das Loos getroffen hatte, erhielt eine kleine Tafel (πινάκιον), auf welcher der ihm gefallene Buchstabe geschrieben stand. Es wurde demnächst sein eigener Name, sowie der seines Vaters und des Demos, zu welchem er gehörte, beygesetzt. Der Eingang jedes Gerichtslocals war mit einer besonderen Farbe und einem Buchstaben bezeichnet, auf welchen sich der einem Jeden durchs Loos gefallene Buchstabe bezog. Bey Entscheidung einzelner Streitfälle ward nicht immer die nämliche Zahl von Richtern zugezogen. Es gab Fälle, in denen 1000, 1500, ja 6000 Richter entschieden; die gewöhnliche Zahl war 500. Wenn ein oder mehrere Gerichte gehalten werden sollten: so wurde durch die Thesmotheten das ganze Richtercorps versammelt. Nach dem jedesmaligen Bedürfnisse wurden hierauf durch das Loos die Richterdecurien herausgehoben, welche den Gerichtshof bilden sollten, indem so viel Buchstaben von *A* — *K* gezogen wurden, als Decurien erfoderlich waren; die übrigen Decurien, die das Loos nicht traf, wurden entlassen. Durch eine neue Loosung wurden hierauf die Individuen bestimmt, welche aus jeder der ausgeloosten Classen zu Gericht sitzen sollten. Die auf solche Art bestimmten Richter erhielten unter Vorzeigung ihrer Legitimationstafeln von dem Herolde des Dikasteriums einen scepterartigen Gerichtsstab (βακτηρία, ῥάβδος genannt), dessen Stiel gleichfarbig mit der charakteristischen Farbe des Gerichtslocals war, und auf dessen Eichel (βάλανος) der gleichfalls charakteristische Buchstabe des Dikasteriums eingegraben stand. Mit diesem Stabe in den Händen, sassen sie zu Gericht, wo sie durch einen abermaligen Eid die Verpflichtung übernahmen, nach den bestehenden Gesetzen, und in deren Ermangelung nach der gerechtesten Überzeugung zu richten. Jeder Richter erhielt für eine Sitzung eine Entschädigung (δικαστικόν), welche Anfangs in einem Obol bestand, nachher aber auf 3 Obolen erhöht wurde, und in späteren Zeiten die traurige Erscheinung zur Folge hatte, dass die Ärmsten und Arbeitscheue sich zu den Richterstellen drängten, während die Reichen sich von ihnen zurückzogen. Interessante Bemerkungen hierüber, die noch mancher, nicht unerheblichen Bereicherung empfänglich sind, finden sich Anh. 2, S. 480 ff. — S. 120 und 364 einige durch hohe Milde ausgezeichnete Züge der Athenischen Gerichtsverfassung: Kein Criminalurtheil durfte mehr als Eine Strafe (τίμημα) enthalten. Ein des Mordes Angeklagter konnte gleich nach seinem ersten Gerichtsverhöre ungehindert ins Exil gehen, ohne dass es irgend Jemand erlaubt war, sich ihm zu widersetzen. „Denn es sollte nicht Übel auf Übel gehäuft, sondern menschlich erleichtert werden." (Doch hätte hiebey nicht unbemerkt bleiben sollen, dass in diesem Falle die Güter eines, namentlich wegen des Verbrechens der Tödtung, Ausgewanderten der Confiscation unterworfen waren. Man sehe *Jo. Meursii Areopagus in opp. ed. Lami*, T. II. Flor. 1745 f. p. 402.) — Mit besonderer Achtung spricht der Vf., *Hudtwalkers* treffliche Untersuchung benutzend, von dem Amte der Diäteten oder *Friedensrichter*, S. 277 und 490 ff. Ein solches Institut verdient nach seiner Überzeugung, die gewiss jeder Unbefangene mit ihm theilen wird, in allen Verfassungen Nachahmung. Aber, setzt er hinzu, der Staat überlasse die Einsetzung solcher Richter der Gemeinde (wir möchten hinzusetzen: mit Vorbehaltung höherer Bestätigung), oder, wenn er unmittelbar wählen will, bestimme er seine Wahl, ohne alle Nebenrücksichten, ganz im besseren Geiste und nach den wahren Bedürfnissen der Gemeinde), gebe ihnen keine andere richterliche Function (warum nicht auch die Erkenntniss über leichte Polizeyvergehen und sogenannte Bagatellsachen? Beide lassen sich, wie die Leitung des Pupillenwesens, ganz unbedenklich mit dem fast in allen Gesetzgebungen späterer Zeit als nothwendig anerkannten, nur nicht selten zweckwidrig organisirten, Geschäfte der Güteversuche vereinigen), und verweise an sie die Parteyen in allen Fällen, welche einen Vergleich gestatten. — Über das *Folter-Institut*, eine der tadelnswürdigsten Seiten der Athenischen Gerichtsverfassung, von der man freylich wünschen möchte, sie gänzlich aus den Blättern der Geschichte vertilgen zu können, scheint uns der Vf. zu leicht hinweggeilt zu seyn. Die trefflichen Hülfsmittel von *Meursius* (*Themis Attica*), *Grubner* (*de usu tormentorum apud Athenienses*), *Grupen* (*Diss. praelim. de tormentis Romanor. et Graecor.* vor seiner *Observ. jur. crimin.*), und *Reitemeier* (*de origine et ratione quaestionis per tormenta apud Graecos et Romanos*) sind unerwähnt geblieben, nicht einmal auf die bekannte Stelle von Cicero (*part. orat.* C. 34): „*De institutis Atheniensium .. doctissimorum hominum, apud quos etiam, quod acerbissimum est, liberi civesque torquentur,*" wurde Rücksicht genommen, und — was das Wichtigste ist — der philosophische und staatsrechtliche Standpunct, aus welchem dieses Institut, unabhängig von seiner Anwendung auf einzelne Menschenclassen, beurtheilt werden muss, ganz übersehen. — Über das *öffentliche mündliche Verfahren* finden sich an mehreren Orten interessante Bemerkungen aufgestellt. Der Vf. zeigt, es habe jederzeit ein schriftliches Gerippe, gebildet durch bündige Processschriften unter einer Gerichtsperson, und Regulirung des Streitpunctes vorausgesetzt. In Sachen, welche die *Mysterien von Eleusis* betrafen, wurden, wie nach *Pollux* bemerkt wird, besondere Schranken um den Gerichtshof gezogen, damit jeder Nicht-Eingeweihte

von dem Zutritte zu den Verhandlungen abgehalten würde; ein Umstand, der als nothwendige Folge aus der arroganten Voraussetzung floss, dass es Grundsätze der Vernunft und Sittlichkeit gebe, die dem grossen Haufen, der durch Trug und Täuschung gegängelt zu werden bestimmt sey, verheimlicht werden müssten. S. 263 ff. wird von dem *Verfahren der Areopagiten* in den ihrer Erkenntniss zugewiesenen Fällen gehandelt. Das, unserer Überzeugung nach, in einem Freystaate unpassende *Verbot der Affecten-Erregung* wird zwar nicht übersehen, aber nicht allseitig gewürdigt. Die *Nachtsitzungen* des Areopag hält der Vf. für eine Sage, von der er „nicht weiss, wodurch sie gerechtfertigt werden soll." Wir hätten eine nähere Prüfung und Würdigung dieses, wenigstens durch seine Bedeutung, merkwürdigen Gegenstandes gewünscht. Schon *Meursius* (a. a. O. S. 394) und *Lindinger* (über den Staat und Charakter der Athenienser, S. 25), welche desselben als einer unbezweifelten Thatsache erwähnen (anderer älterer und neuerer Schriftsteller nicht zu gedenken) hätten diese Rücksicht verdient. — Bey der *Schriftklage gegen Gesetzwidrigkeit* (γραφη παρανομων) S. 157 f. haben wir ungern eine Nachweisung der trefflichen Bemerkungen von *David Hume* (Vermischte Schriften S. 186 ff. der deutschen Übersetzung) vermisst. — Die „Vorträge der Attischen Sachwalter," so viel deren auf uns gekommen sind, scheinen dem Vf. nicht geeignet, um den jetzigen als Vorbild zu dienen. „Sie sind auf andere Richter berechnet, und die neuere Zeit giebt bessere Muster." (Wir stimmen dieser Bemerkung im Allgemeinen vollkommen bey, würden aber gleichwohl die Gerichtsreden des Demosthenes dem jungen Rechtsgelehrten in einem Lande, wo öffentliche Rechtspflege kein leerer Name ist, als eine der reichhaltigsten Quellen seiner Bildung empfehlen.) — Die Ursache des „gesunkenen Ansehens der Attischen Gerichte" werden im 2ten Anhange mit ergreifender Wahrheit angedeutet, und das Ganze schliesst der Vf. mit folgender Bemerkung: „*Achtung des Rechts* ist in allen Staaten, wenn die Zeit die natürlichen, religiösen und volksthümlichen Verbindungsmittel weggerissen hat, der einzige und letzte Pfeiler des Bestehens. Wird auch der umgestürzt: so fällt der Staat von selbst zusammen. So hat sich auch Athen selbst sein Grab gegraben; und so wird es noch immer seyn." — Nach diesen Bemerkungen, die sich noch in jedem Sinne ansehnlich vermehren liessen, glauben wir die vorliegende Schrift als eines der brauchbarsten Handbücher über die fragliche Gerichtsverfassung empfehlen zu können. Übrigens schreibt der Vf. die griechischen Eigennamen nicht nach der von den Römern überkommenen, sondern nach griechischer Weise. Er schreibt z. B. nicht Macedonien, Lucian, Cecrops, Alcibiades, sondern *Makedonien*, *Lukian*, *Kekrops*, *Alkibiades*. Was ferner die lateinischen Worte betrifft, mit welchen nur zu häufig deutsche, des Reichthums ihrer eigenen Sprache unkundige, Schriftsteller ihre Werke anfüllen: so schreibt er dieselben nicht auf die bey den Römern übliche Art, sondern nach ihrer Aussprache in Deutschland, folglich statt Jurisdiction, Motion, creiren, succediren: *Jurisdiczion*, *Mozion*, *kreiren*, *sukzediren*. Wir hätten gewünscht, dass er sich dieser Sonderbarkeit wegen in der Vorrede erklärt hätte, und zweifeln nicht, dass uns die Darstellung seiner Gründe Gelegenheit gegeben haben würde, unsere, dieser unnöthigen Neuerung widerstreitende, Gründe um so sicherer entgegen zu stellen.

R. S. T.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Eduard*. Ein romantisches Gemälde, nach *Walter Scott's Waverley* bearbeitet von *W. A. Lindau*. Erster Theil. 1821. XLII u. 205 S. Zweyter Theil. 1821. 227 S. Dritter Theil. 1822. 248 S. Vierter Theil. 1822. 266 S. 8. (4 Rthlr. 18 gr.)

Mit *Waverley* hat bekanntlich *W. Scott* seine glänzende Laufbahn als Romandichter begonnen, und damit zugleich ein Werk geliefert, das nach Rec. Erachten von keinem späteren überboten wird, obwohl der *Alterthümler*, *Ivanhoe* und *Kenilworth* ebenfalls in ihrer Art vollendete Kunstwerke zu nennen sind, welche hier erwähnt werden, um auf die Vielseitigkeit des Dichters hinzuweisen. — Die historische Grundlage des Buches bildet der verunglückte Versuch, das Haus Stuart im J. 1745 wieder auf den Thron zu bringen; sie ist aber nur in so weit benutzt, als sie Mittel zu einem grossen Gemälde der verschiedenartigsten Charaktere darbietet, und kann daher Unberufene eher von der zweydeutigen Gattung der sogenannten historischen Romane abschrecken, als dazu einladen: denn nur einem solchen Talente, wie es unser Dichter besitzt, wird es gelingen, aus solchem Stoffe Solches zu machen. Derselbe verspricht (nach des Übersetzers Vorrede) mehr eine Schilderung von Menschen, als von Sitten, und will die Kraft der Darstellung hauptsächlich in die Schilderung des Gemüths und der Leidenschaften der Handelnden legen. Er äussert ferner, dass er in seiner Jugend noch mit Menschen von jenem alten schottischen Schlage gelebt, der seit 1746 fast ganz verschwunden, und dass er, um ein Bild der alten Sitte, — von deren fast gänzlichem Erlöschen er Zeuge gewesen — aufzubewahren, einige der Umstände, die er von Mithandelnden erfuhr, erdichteten Personen beygelegt habe.

Und diess ist auf bewundernswerthe Weise geschehen. Das grosse Talent, das *W. Scott* in der Anlage seiner Romane, sowie in der Zeichnung von Charakteren, Situationen und Naturscenen beurkundet, ist hier aufs glänzendste zu einer Darstellung von solcher Lebendigkeit benutzt, dass der Leser eben nicht sehr phantasiereich zu seyn braucht, um sich in die Scene selbst versetzt zu glauben. Man hört selten erzählen, und sieht fast immer handeln.

Die Anordnung der Darstellung ist meisterhaft; man liest höchst anziehende Schilderungen, und findet erst später, dass der besonnene Dichter gerade in diesen Bildern, die nur für sich selbst da zu seyn schienen, die einflussreichsten Motive verborgen hat. — Eduards Besuch bey Donald und seine Theilnahme an der grossen Jagd mögen als Beyspiel dienen. Zu den Charakteren gewendet, wissen wir nicht, ob die Mannichfaltigkeit, scharfe Bezeichnung oder Consequenz mehr zu bewundern sey. Alles ist scharf ausgeprägt, nicht durch lange Discourse und Sentiments, sondern durch Handeln ausgesprochen, und in dieser Fülle von Portraits findet sich keine Wiederholung. Dabey keine Idee von dem Kunstgriffe so Vieler, die eine Seite auf Kosten der anderen zu erheben, und Licht wie Schatten mit übervollem Pinsel aufzutragen; der Mann, nach welchem sich der Roman nennt, ist keinesweges hervorgehoben, und wenn wir ihn auch nie aus dem Gesichte verlieren: so läst sich doch sehr füglich *Goethe's* Ausspruch auf ihn anwenden, dass der Held eines Romans mehr leidend, als handelnd erscheinen solle. Nach Rec. Erachten ist die anziehendste Figur unter allen der alte Freyherr Cosmo Comyne von Bradwardine, der bey aller seiner Lächerlichkeit doch liebenswerth und achtungswürdig erscheint; wie denn der Dichter bey einem unverkennbaren Hange, seine Darstellung durch feine Ironie zu würzen, diese doch immer so zu mässigen versteht, dass sie nie verletzt.

Wir können diese Anzeige nicht schliessen, ohne das Verdienst Hn. *Lindau's*, welchem Deutschland die erste Bekanntschaft mit dem englischen Dichter dankt, und der auch hier wieder mit gewohnter Kunst gearbeitet hat, dankbar anzuerkennen. Wenn die Übersetzungsjagd auf *Scott*'sche Romane, welche dermalen einreisst, ihn dem Geschäfte entfremden sollte: so wäre diess ein sehr wesentlicher Verlust. Für die in dem Vorworte gegebenen Notizen über das Historische in diesem Romane, besonders aber über die *hochländischen Clane*, muss sich jeder deutsche Leser ihm sehr verbunden fühlen, indem ohne dieselben Vieles dunkel bleiben würde.

L.

1) Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Scherz und Ernst* von *H. Clauren*. 1822. Neunter Theil. 264 S. Zehnter Theil. 209 S. 8. (2 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 194.]

2) Ebendas.: *Des Lebens Höchstes ist die Liebe*, von *H. Clauren*. 1822. Erster Theil. 284 S. Zweyter Theil. 190 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Scherz und Ernst enthält diessmal nur eine einzige Geschichte: *das Mädchen aus der Niedermühle* betitelt, die schon früher in des Vfs. Taschenbuch: *Vergissmeinnicht*, abgedruckt gewesen ist. Man sollte wohl eigentlich etwas übler Laune werden, über die abgenutzte Verwickelung: ein im tiefsten Incognito erzogenes Fürstenkind, natürlich ausnehmend schön, liebend und treu; desgleichen über die eben auch nicht neuere Auflösung des Knotens, da der Geliebte besagten Fürstenkindes im Kriege von 1813 vom Freywilligen bis zum Obersten avancirt, baronisirt wird, und endlich in diesen Qualitäten die holde Marie als Braut an die mit Orden geschmückte Heldenbrust drückt. Es wäre wohl auch zu bemerken, dass der Vf. den Kriegsspectakel endlich satt haben, und uns die Relation von der Schlacht bey Paris schenken könnte, — und doch liest man die Geschichte in ihrer leicht und rasch hinlaufenden Darstellung nicht ungern, und muss gestehen, wenn bloss von Unterhaltung die Rede ist, befriedigt zu seyn.

Schon der Titel des zweyten Buches deutet an, dass der Vf. einen Anlauf ins Höhere, Sentimentale genommen; allein darin ist er niemals so glücklich gewesen, als im Naiven, Scherzhaften und — Spasshaften. Ein Prinz im Incognito, der sich in eine Landrathstochter verliebt, sie in der Residenz seines Herrn Vetters wiederfindet und Braut nennt, nachher aber doch eine Prinzessin zu heirathen genöthigt wird, worauf Jene dem Grabe zuwelkt, — das sind Dinge, die nicht mehr recht verfangen wollen. Rechnet man dazu die gewöhnliche kriegshistorische Zuthat, wo ein Mädchen (welche den Prinzen ebenfalls liebt) unter die Uhlanen geht, und den Geliebten mit Aufopferung des eignen Lebens rettet: so hat man so ziemlich die Hauptmomente der Geschichte; denn der Hofrath mit den „kaltschweissigen Händen," und der gute Onkel auf der dicken Isabelle, sind doch nur Nebensachen.

Auch hier muss man indess das Talent des Vfs. für die Darstellung im Allgemeinen anerkennen, und es desto mehr bedauern, dass er sich öfter im Einzelnen vergreift, oder aus Streben nach komischem Effect absichtlich fehlgreift. *Die Excellenz bey Boucher*, ist ein Spass, den er nicht unter seinen Hülfstruppen haben sollte; desgleichen die ganze unfeine Andeutung der Maladieen des Hofraths. Wenn dieser ausruft: *Scharmantissimo!* oder ein Oberkammerherr: *Schönissimo*, *abgemacht*, *Sela!* mehrerer anderer Schlagworte gleichen Gehaltes nicht zu gedenken: so sind diess Ausdrücke, die einem scherzhaften Steuereinnehmer oder anderen Pfahlbürger jedenfalls besser anstehen, wahrscheinlich aber auch aus ihrem Munde dem *gebildeten* Leser nicht sonderlich zusagen.

Mg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

MEDICIN.

Göttingen, b. Deuerlich, u. Wien, b. Gerold: *Kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon, für die in der Sprache der Ärzte am häufigsten vorkommenden Wörter Griechischen Ursprungs (,) mit besonderer Rücksicht auf Berichtigung der in die wichtigern neueren Schriften aufgenommenen unrichtigen Kunstausdrücke;* entworfen von *Ludw. Aug. Kraus*, Dr. philos. et med. legens, versch. gelehrt. Gesellsch. Mitgl. 1821. XVI u. 666 S. 8. (brosch. 1 Rthlr. 12 gr.)

Fast keine Wissenschaft oder Kunst steht so fest auf dem classischen Boden des Alterthums gegründet, keine hat ihr Lehrgebäude in den unvergänglichen Denkmälern Griechenlands so freudig aufgeführt, keine erneuert oder verjüngt sich gleichsam durch die fortdauernde Thätigkeit unserer Zeitgenossen so unaufhaltsam, als die Arzneywissenschaft und die mit derselben verwandte Naturkunde. Zugleich aber giebt es kaum einen anderen Zweig der bildenden Wissenschaften, deren Grundquellen, wegen Mangel an classischer Bildung so vieler Mediciner, so wenig besucht oder benutzt wurden, als diejenige, deren Ursprung und wissenschaftlicher Umfang in der That allein nur aus den Annalen der medicinischen Vorwelt zu erlernen ist und beurtheilt werden kann. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird mancher Arzt — seiner Schwächen eingedenk — an sich selbst, oder mancher auch — sich eines Besseren bewusst — während seines akademischen Cursus bestätigt gefunden haben, wo er einen Schwarm von unwürdigen Jüngern des Äskulap die ihnen barbarisch klingenden Worte aus dem Munde seiner Lehrer mit gespannten Ohren auffangen, und auf eine ganz widersinnige Art niederschreiben sah. Alle diejenigen, welche sich mit Würde über den Pöbel ihrer dem Namen, nicht der inneren Bildung, nach verwandten Zunftgenossen erheben, werden aus Erfahrung wissen, wie vielseitig die Lectüre der medicinischen Urkunden bilde, und wie bleibend und umfassend der Werth der Sprachkenntnisse sich für sie erwiesen habe. Da beynahe alle medicinischen, entweder schon früh oder später gebildeten Kunstausdrücke aus der griechischen Sprache entlehnt werden; da ferner die, leider immer mehr vernachlässigte Bildung der der Arzneywissenschaft Beflissenen mit diesen erfoderlichen und zum wirklichen Verständnisse derselben unumgänglich nothwendigen Vorkenntnissen im verkehrten Durchmesser steht; da endlich dergleichen Benennungen oft nur mechanisch erlernt und ebenso wieder hergestammelt werden: so musste denselben, zur wissenschaftlichen Entschädigung dieser Mängel, das Erscheinen eines die medicinischen Kunstausdrücke theils der Sache, theils der Abstammung nach, erklärenden Buches nicht anders, als höchst erfreulich und willkommen seyn. — Mit diesen Gedanken nahm Rec. dieses Buch zur Hand, um sich zu überzeugen, in wiefern der Vf. den Bedürfnissen der in der griechischen Sprache unkundigen Ärzte und dem vielseitigen Gegenstande selbst entsprochen habe. Aber schon die Mehrzahl von verschiedenartigen Titeln, die nicht allein auf der gefärbten Aussenseite, sondern auch auf einem, dem Titel gegenüber gehefteten Blatte wiederholten Versicherungen, dass auch Nichtärzte, namentlich Sprachforscher, Physiker, Chemiker, Botaniker, Psychologen, Theologen, Rechtsgelehrte, wichtige Ausbeute, und, was noch mehr ist, sogar auch Hofleute, gute Soldaten, feige Prahlmemmen, unglückliche Eifersüchtler, Trost in dem Buche finden würden, flössten uns ein gemischtes Gefühl von Achtung und Widerwillen ein; die seltsamen, in ungebührlichen Scherz eingekleideten Zusammenstellungen aber reizten uns zu einer genaueren Einsicht. Mit dieser zerflossen jedoch gleich beym Eingange unsere gespannten Erwartungen in ein Nichts, und unwillkührlich wurden wir durch die vielversprechenden Ankündigungen an das bekannte: „*Parturiunt montes: quid prodit? ridiculus mus!*“ erinnert.

Was erstlich, abgesehen von jenen seichten Anmeldungen des inneren Umschlags, den Haupttitel des Buches, welcher mancherley Einschränkungen unterworfen ist, namentlich die Verbindung *kritisch-etymologisch* betrifft: so wollen wir zwar gern die Verdienste des Vfs. als Kriticus anerkennen, doch hätten wir gewünscht, dass entweder dieses, mit dem darauf folgenden nicht ganz passend verbundene Wort, wegen der weiter unten hinzugefügten, dasselbe besagenden Versicherung: „Mit besonderer Rücksicht auf Berichtigung der in die wichtigeren neueren Schriften aufgenommenen unrichtigen Kunstausdrücke,“ weggeblieben wäre. Zweytens hat doch wohl Hr. *Kr.* nicht *für*, d. h. zu Nutz und Frommen, *in usum* u. s. w. der medicinischen griechischen Wörter, sondern vielmehr zur Kenntniss ihrer Bedeutungen, zum Aufsuchen derselben *für* (*pro*) unkundige Mediciner bestimmt! — Drit-

tens, wollte der Vf. etwas Vollständiges und keine Auswahl liefern, worauf der Zusatz: *der am häufigsten vorkommenden Wörter*, deutet: so durfte er, wie jeder andere Lexikograph, keinen Unterschied zwischen relativ-häufigen, und seltenen, passenden und unpassenden Worten machen, und würde daher zweckmässiger gehandelt haben, wenn er den Begriff von Arzneywissenschaft genauer festgehalten, und, um zur Erklärung mehrerer Kunstausdrücke Raum zu gewinnen, andere, nicht geradezu dahin gehörige Wörter, z. B. die lateinischen Benennungen, Pflanzennamen u. dgl. weggelassen, hingegen aber alle sowohl in den älteren, als neueren medicinischen Hauptwerken vorkommenden, griechischen Kunstausdrücke oder andere mit der Wissenschaft in Bezug stehenden, streng ausgewählten Worte, von welchen das eine so gut, als das andere, vorkommen und eine Erklärung erheischen kann, erläutert hätte. Nach unserem Ermessen und offenem Geständnisse hätten wir daher, mit Erlaubnifs des Vfs., etwa folgenden Titel vorgesetzt: *Nomenclator medicus; oder etymologisches Wörterbuch der in den älteren und neueren medicinischen Werken vorkommenden griechischen Wörter; kritisch bearbeitet* u. s. w. — Die einen ganzen Bogen füllende Vorrede hat Rec. mit grossem Widerwillen gelesen, und von dem Zwecke, Plane und den Grenzen des Buches nur beyläufig und sparsam gemachte Andeutungen gefunden. Das Ganze ist ein wunderbarer, aus den gemeinsten Phrasen (wozu der Vf. eine unwiderstehliche Neigung zu haben scheint) zusammengekneteter Gallimathias, der nicht allein den Vf. als einen *ἀμυητεσμις* bezeichnet, sondern sogar auch die Würde unserer Wissenschaft entehrt. Fern sey es daher von uns, wie der Vf. S. IV, zu wähnen, dafs durch sein Wörterbuch der der griechischen Sprache unkundige Mediciner zur griechischen Quelle geleitet, oder sogar zur Erlernung des Griechischen angetrieben werde. Ebenso überflüssig, als bekannt und nichts erweisend, sind ferner die 3 Seiten langen Ausschweifungen, wegen der seiner Meinung nach unnöthigen Accentzeichen; ganz zunftwidrig jener Vergleich der Erlernung der Regeln der Accentuation von einem Philologen, oder nach dem Ausdrucke des Vfs. S. 147 von einem Accentler (!), mit den im Spiele selbst nicht wohl anzuwendenden Whist-, Boston- und Tarock-Regeln: nichtig die Benennungen der zur Bezeichnung schlecht gebildeter Wörter passend gewählter Ausrufungszeichen, als „bloser, den zwischen dem etymologischen Bohnenstroh eingeschlummerten Leser ermunternden Lärmstangen," noch dazu mit der nichtswürdigen Deutung, „dafs sie nicht das, was auf hannöverschen oder hessischen Schützenhöfen und Kirchweihen dadurch angezeigt werde, bedeuten, sondern dafs durch dieselben, wie durch den Stock eines Capellmeisters oder Tambourmajors, ein Gebt Acht! zugerufen werde," und ähnliche, beynahe auf jeder Seite vorleuchtende Witzfunken, welche dem Vf. gar übel stehen, und in der Vorrede zu einem wissenschaftlichen Werke, deren Unwichtigkeit wir dadurch unumwunden darthun wollten, sich doppelt schlecht ausnehmen. Hätte doch der Vf. bey der Ausarbeitung dieser musterlosen Vorrede, eingedenk des solche Übelstände fliehenden Genius der griechischen Sprache, seinen Zweck besser ins Auge gefasst, und bey der unwillkührlichen Einmischung von dergleichen Allotrien an die Horazische Warnung: „*non erat his locus*" gedacht, er würde hiedurch zur Feststellung des Planes Raum gewonnen haben, damit der Leser wüfste, welchen Standpunct er eigentlich gewählt habe. Denn, so viel wir das Buch kennen gelernt, und die *crambe millies cocta* der Vocabeln haben kosten mögen: so geht zwar aus einer flüchtigen Durchsicht und aus der S. XI befindlichen Äufserung hervor, dafs der Vf. nichts Wissenschaftliches liefern wollte; doch finden wir hie und da Excurse, aus welchen erhellt, dafs Hr. *Kr.* allerdings ein Bestreben, vielleicht aber zur allgemeinen Ausführung nicht Tüchtigkeit genug, gehabt habe, dem Ganzen ein wissenschaftliches Gewand zu verleihen, ohne welches in der That das Buch zu einem nackten, von Zweck und Nutzen entblösten Nomenclator herabgewürdigt wird.

Schlagen wir nun das sogenannte Lexikon selbst auf: so finden wir zu Anfange eine reiche Auswahl in älteren und neueren Werken vorkommender, erste durch classische Autorität bestätigter, letzte aber nach der üblichen Onomatopoeie gebildeter griechischer Vocabeln mit lateinischen Buchstaben und Endigungen, ohne alle Autorität des ersten oder vorzüglichsten Gewährsmannes, ohne Geschlechtsbezeichnungen u. s. w. Hierauf folgt gewöhnlich die griechische, nicht accentuirte Benennung, eine oberflächliche Angabe der Bedeutung, eine ausführliche Abstammung mit dazu gehöriger Erklärung. Den Beschluss machen endlich bey vielen, z. B. S. 176. 184. 474. 486. 501. 512. 533. 404. 460. 464, ganz triviale, nicht selten obscöne (S. 504. 404. 460. 464), oder wenigstens ungesalzene (S. 598. 612. 117. 382. 299), mit Cursivschrift gedruckte Zusätze, oder überflüssig angehäufte, mehrentheils obersächsische Provincialismen. Wir bemerken ferner bey näherer Prüfung beynahe auf jeder Seite sowohl in Hinsicht der Etymologie, als der Bedeutung, Zweifel oder Missgriffe, eine Anzahl von fehlenden oder, im Gegentheil, von unnützen Wörtern; stossen sogar auch sowohl auf lateinische Schnitzer, z. B. S. 28 auf *sorbo*, S. 360 auf *ulnus*, zweymal, S. 349 *natura naturans et naturata*, als auch auf deutsche Abweichungen, z. B. S. 489 *puhsten*, S. 274 das *Abschulfernde* nach dem Scharlach, oder S. 53 *abschilfernd*, S. 3 auf mehrere, S. 26 *Hippokrates's* als Genitiv, S. 344 die *gescheuteren Alten* u. s. w. — mit Einem Worte, auf Verstösse, die theils dem Plane oder Zwecke des Buches, theils der Vollständigkeit desselben zuwider sind.

Diese bitteren Vorwürfe, falls sie noch nicht durch angezeigte Beyspiele erwiesen, bedürfen einer Rechtfertigung. Was zuerst die innere Einrichtung und den Plan des Werkes anlangt: so hätte der Vf. immerhin den Vorwürfen seiner Freunde (S. XI) Gehör geben können, und sowohl in Hinsicht der äusseren Form, als des inneren Gehaltes, etwas Wissenschaftlicheres liefern sollen. Ohne jene Einkleidung ist und bleibt eine solche Arbeit ohne wirklichen Nutzen, für die mehresten Leser ohne Interesse; die ewige Wiederho-

völlig überflüssigen Etymologieen aber, die der Vf. S. XIII selbst fühlt, und auf eine höchst umständige Weise eingiebt, muss nur zu sehr ermüden, wenn nicht wissenschaftliche Begriffe, die in der That gerade bey den medicinischen Ausdrücken so wenig ergründet und festgestellt, eine genauere, von einem gebildeten Arzte zu bewerkstelligende Bearbeitung erheischen, und auch als gewöhnlich noch jetzt wie ehedem bestehende Wesen oder Producte mit einigem Scharfsinne von Neuem auszuforschen sind, den Geist beschäftigen, und aus diesen Gründen mit Umsicht eingeweiht werden. Daher kommt es auch, dass dieses weit vom wissenschaftlichen Äusseren entfernte Wörterbuch die Gestalt eines deutsch-griechischen sogenannten *Dolmetschers* gewinnt. — Die griechische Sprache hat in der That zu viel Eigenthümliches, als dass sie durch irgend eine andere genau, treffend und ohne Weitläufigkeiten wiedergegeben oder ersetzt werden könnte. Wir erinnern hiebey, ausser anderen Abweichungen, an die verschiedenen Buchstaben ε und η, κ, γγ, ευ, ο und ω, ψ, φ, oder an die Anfangssylben αἰ, z. B. in αἰδὼς, auch an die Endigungen auf ος, ον, εια, ια, δὴς und ὴς, ας, ης und andere mehr; ferner an die nach *Erasmus* und *Reuchlin* genannte Aussprache einiger Vocale, z. B. ει und ευ, erstes z. B. in dem Worte χειράγρα, welches Hr. *Kr.* als Reuchlinianer in seiner lateinischen Manier *Chiragra* schreibt, dabey aber auf das Stammwort *Cheir* verweist, oder letztes in πνεῦμα, welches der Vf. als erklärter Reuchlinianer hätte *pnevma*, nicht *pneuma*, schreiben müssen. Ausser jenem Übelstande ist noch zu bemerken, dass durch die mit lateinischen Buchstaben geschriebenen griechischen Worte mancher in jener Sprache ungeübte Mediciner in Verlegenheit gesetzt wird, wenn er die griechischen Benennungen in lateinischen Werken mit griechischen Buchstaben gedruckt findet, wie es die Mehrzahl der classischen Autoren von *Celsus* bis auf *Zachar. Platner* und *Curt Sprengel* thun; und überdiess hätte gerade dadurch der Wunsch des Vfs., den ungebildeten Mediciner zur griechischen Quelle zu führen, in Erfüllung gebracht werden können. Demnach hätten immerhin die Wörter in ihrer Muttersprache wiedergegeben, bey einigen, neueren oder älteren Schriftstellern eigenthümlichen, Benennungen der erste Gewährsmann angeführt, auch sogar besonders wichtige Stellen citirt, das Geschlecht u. s. w. bezeichnet, der griechische Artikel, z. B. in αἰδοῖα (τά), τὰ ἀδιάφορα u. a. vorgesetzt werden müssen, darauf konnte dann die Etymologie, in Parenthese geschlossen, folgen, und sowohl die deutsche, als auch die von den römischen Ärzten nach denselben streng gebildeten lateinischen Hauptbedeutungen, kurz damit verbunden werden. Und hiezu hätte der Vf., ohne die Bogenzahl des Buches zu vermehren, sehr leicht Platz gewinnen können, sobald er eine Menge planwidrig aufgenommener lateinischer Wörter, wie z. B. *angina, anguilla, angulus, anima, anus, argentum,* und viele andere dergleichen wenig oder gar nicht mit der Medicin in Bezug stehende, wie auch besonders die leidigen Pflanzennamen, die wir auf jeder Seite nicht ohne Missfallen lesen, mit Recht übergangen hätte. Ferner hätten andere nicht medicinische Wörter streng vermieden werden müssen, z. B. *Aphrica*, wie der Vf., Anderen nachäffend, schreiben will, ἀνάβασις, ἀναβολή, ἀναστροφή, ἀνάπαυσις, ein theologisches Wort, ἀδιάφορα, durch Ciceros Stellen ein mehr philosophisches, als medicinisches Wort, u. a. m. Durchaus verwerflich ist ferner die Unzahl von deutschen Synonymen einiger Wörter mit der trivialen Angabe von oberflächlichen Provincialismen, wodurch einzelne ganz entstellt werden, wie z. B. die unschuldige πάνδουρα durch den Zusatz von: *Pandoren, Mandoren, Mandolinen, Fiddeln, Geigen, Cithern, Citharae,* κιθάραι*! Guitarren!!* oder σμάραγδος durch: *schmieren, smeeren, schmoren, schmauchen, smoken, schmachten, schmatzen, schmitzen, schmutzen, schmeicheln, schmiegen, schmiegeln, schmuggeln, meucheln, mogeln* u. s. w.!! — Statt dieser unnützen, durchaus verwerflichen Abschweifungen hätte der Vf. lieber als griechischer Lexikograph bey dieser Gelegenheit schärfere Grenzlinien einiger allgemein als synonym angenommener griechischer Wörter ziehen und feststellen, und diese auf eine scharfsinnige Art bestätigen sollen, z. B. ἀμαύρωσις, ἀχλύς, σκότος, ὀμίχλη, ζόφος, ἀμβλυωπία, ἀορασία; oder auch wohl αἴγις, αἰγιαλίδες, αἴγυλος, αἰγυλώπη, αἰγίλωψ, ἀγλίη, ἀπόστιλψις, παρέλαμψις τῶν ὀμμάτων u. a. dgl., wofür dem Vf., wegen genauer Ergründung und Vergleichung mit neueren Kunstausdrücken, jeder Leser, sowohl der gebildete, als ungebildete, Dank gesagt, und sogar erster das Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand gelegt haben würde, welches jetzt, so wie es bearbeitet ist, für ihn fast gar keine Ausbeute darbietet.

Ferner gehört es zu den wesentlichen Mängeln dieses Werkes, dass der Vf. nicht alle älteren und neueren, wirklich medicinischen Kunstausdrücke, weder in Hinsicht ihrer Etymologie, noch ihrer Bedeutung nach, richtig und fasslich bestimmt hat. Freylich hat er sich durch die Andeutung auf dem Titel, nur die häufigsten Worte erörtern zu wollen, (wie er meint) ein sicheres Asyl erbaut; aber auch aus diesem müssen wir ihn, und zwar aufs schnellste, hervorjagen, damit seine Besorgniss, dass sein Wörterbuch entweder gar nicht, oder zu spät recensirt werde, und der deshalb (S. XIV) gemachte, bedeutsame Zusatz: „Was kümmert der Hunde Biss den Hirsch, wenn er verendet hat, was den Haasen, wenn er todt ist?" nicht in Erfüllung gehe.

Zu dem Ende fangen wir sogleich mit den ersten Worten des Anfangsbuchstaben Ἄλφα an, und wählen diesen besonders darum, damit wir, als wahrheitsliebende, durchaus unparteyische Richter, auf keine Art und Weise irgend eine Auswahl oder ein absichtliches Streben, die Mängel des Wörterbuchs mit Mühe auszusuchen, an den Tag legen. Demnach zerfällt unsere fernere Kritik 1) in eine kurze Beurtheilung einiger fälschlich abgeleiteten und erklärten älteren Kunstausdrücke; 2) in eine ebenso kurze Aufzählung sowohl neuerer, als älterer medicinischer Benennungen, welche der Vf. statt des S. X anempfohlenen, etwas unsicheren und sonderbaren Weges, dergleichen auf ein einfaches Blatt bemerkte Defecte und *Monita* ihm durch die erste beste Buchhandlung zukommen zu lassen, gewiss ebenso willig aus diesen Blättern annehmen wird.

Das Heer der Wörter führt S. 2 das so oft bestrittene τὸ ἀβσίνθιον oder besser ἀψίνθιον, welches der Vf. von πίνω, also was wegen seiner Bitterkeit nicht wohl getrunken werden kann, ableitet, wobey er zugleich rügend bemerkt, dass das *Dict. des scienc. médical.* das Wort von dem überall nicht existirenden φίνθος ableite. — Wir erinnern hiebey an die älteste Ableitung παρὰ τοῦ ἅπτω, οὗ οὐδεὶς ἅπτεται, indem dieses ebenso wie γεύεσθαι (*attingere*, *gustare*), μεταφορικῶς *kosten* bedeutet, und allerdings auf das dem Menschen wegen seiner Bitterkeit Widrige, und von dem Viehe wegen anderer verborgen liegender Bestandtheile unangetastete Kraut Anwendung findet. Übrigens ist φίνθος allerdings ein neues Wort, aber ψίνθος heisst Süssigkeit, auch wie τέρψις das Vergnügen, und durch dieses liesse sich jener alte Kräutername, der von Einigen *absinthium*, von Anderen *apsinthium* geschrieben wird, freylich leichter zusammensetzen. — Ἡ ἀκακία, oder wie S. 2 gedruckt ist, *Acacia*, übersetzt der Vf. durch Schlehendorn, *Prunus spinosa Bot.* (nicht *bot.*, sondern wie bey allen angeführten Pflanzennamen, *Linn.*), mit der Bemerkung, dass das Wort von κακία, die Schlechtigkeit, abstamme, weil die sogenannten Pflanzen, ungeachtet ihres abschreckenden Äusseren, dennoch viel Gutes enthalten, zum Theil auch nur ein stachlichtes Ansehn haben, ohne wirklich zu stacheln!! — Abgesehen davon, ob und warum jener bey den Alten hochgepriesene Baum, wirklich griechischen Ursprungs, von ἀκακία, die Unschuld, seinen Namen erhielt, wie wir jetzt nicht nachweisen können, bemerken wir, dass die Bedeutung, wenn nicht ganz falsch, wenigstens höchst einseitig von dem Vf. aufgestellt ist, indem bey den Alten zwey Hauptarten von ἀκακία vorkommen. Die erste, und für uns zugleich wichtigste ist ἀκ. αἰγυπτία, Diosk. I, 152, oder die *Acacia vera Willd. Mimosa nilotica Linn.*, ein hoher, mit fingerlangen Dornen bewaffneter (also wirklich stechender) Baum (*spina aegyptia Plin.*), welcher das bey *Galenus* und *Dioskorides* κατ' ἐξοχὴν genannte κόμμι bey Plinius *gummi ex spina aegyptia*, bey Agricola *g. babylonicum* oder *sarracenicum*, oder endlich bey Serapio *g. arabicum* liefert, unter welchem Namen dasselbe auch noch heut zu Tage bey uns officinell ist. Eine zweyte Art ist ἡ ἀκ. ἑτέρα ἐν Καππαδοκίᾳ καὶ Πόντῳ bey Diosk., unser *Spartium spinosum Linn.* Die dritte endlich, *Acacia germanica C. Bauh. pin.* 444, deren Harz im Mittelalter wegen Theuerung oder gewisser damals geltender Grundsätze dem ächten arabischen Gummi als Surrogat untergeschoben wurde, war endlich *Prunus domestica L.* (κοκκυμήλεα), oder *Pr. spinosa* (σποδιάς), und diese wurde deshalb zu jener Zeit, und selbst jetzt noch, von unserem Wegweiser als die wahre *Acacia* angenommen!! — S. 3. ὁ, ἡ ἀκανθόφυλλος, nicht ἀκανθοφύλλος, ist nach unserem Ermessen ein Adjectivum, und wird zuerst als Epitheton des Rosenstrauchs mit der Bedeutung Dornen treibend von Nicander gebraucht. Sowohl hieven, als von der Abstammung, ist der Begriff Pincette, den Hr. *Kr.* angiebt, weit entfernt. — Unter (ὁ, ἡ) ἄκαπνος versteht der Vf. den Majoran oder ähnliche aromatische Kräuter, welche beym Verbrennen keinen unangenehmen Rauch geben! — Hiemit ist soviel als Nichts gesagt. Uns ist das Wort nur als Adjectivum vorgekommen. Die Alten suchten sowohl das zum Opfer (daher ἄκαπνος θυσία), als zum Brennen bestimmte Holz mit Sorgfalt zu trocknen (Hor. Od. III, 17. 19) und mit Ölhefen zu bestreichen, um den Rauch zu verhüten (Plin. hist. XV, 8), und daher jene Benennung ξύλα oder *ligna*, ἄκαπνα. — Bey *Acarus* bemerken wir: dass ὁ ἀκαρός, das Gehirn oder überhaupt den Kopf bedeute, bey Plinius aber *acarus* als synonym mit *Myrtus sylvestris* stehe, und dass die von Hn. *Kr.* vermeinte Milbe τὸ ἄκαρι bey Arist. hist. V, 32 heisse, und eine kleine, weisse, im Holze lebende Made bezeichne. — S. 4. ἀχίλλεια *sc.* βοτάνη, erhielt nach Hn. *Kr.* ihren Namen von dem bekannten Homerischen Helden und Raufbold (!), der wohl der Kräuter bedurfte! — Uns aber erscheint Achilles hiebey in einem anderen Lichte, auf der einen Seite als Schüler des Centauren Chiron, und Mitschüler des Aristäus und Äskulapius, auf der anderen aber als medicinischer Heros; und der Name des Krautes, womit nach Plinius Angabe er den Thelephos heilte, erinnert uns an dessen wundärztliche Hülfe und medicinische Verdienste. Übrigens mag wohl kaum Achilles bey der Anwendung dieses Krautes als Heilmittel, wie Hr. *Kr.* wähnt, an die sogenannte *signatura naturalis* der vielfach zerschlitzten Blätter gedacht haben, die ein späteres Machwerk des Mittelalters ist. — ἡ ἀχλὺς übersetzt Hr. *Kr.* durch Nebelfleck des Auges, *nubecula*: — uns scheint der Begriff bey verschiedenen Schriftstellern ziemlich schwankend, bald ein Geschwürchen, bald eine unter der Gestalt eines nebelartigen Fleckes sichtbar werdende Narbe, sogar auch bey Hippokrates ein inneres Leiden der Augenfeuchtigkeiten zu bezeichnen, und also mit dem Umfange der römischen *caligo* zu wetteifern. Übrigens bezeichnete man auch in einigen Stellen dadurch das erste, noch vor dem Chaos vorhandene Grundwesen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Erfurt*, b. Uckermann: *Anecdotorum ad historiam Erfurtensem pertinentium Particula I.* — Scripsit D. *Christ. Gotthilf Herrmann*, Consist. regii Consiliar. Superintend. general. et Ministerii Evang. Erfurt. Senior. 1820. 32 S. 8.

Dieses Programm zur Feyer eines Stipendii enthält I. *Bruchstück aus dem Bauernaufruhr im Gebiet Erfurt* 1525. II. *Das merkwürdige Haus zur hohen Lilie daselbst* (ein hohes Haus in der Nähe der Domkirche, vom ehemaligen Stadtrathe zum Absteigequartier für durchreisende fürstliche Personen, die hier aufgezählt sind, bestimmt). III. *Etliche alte Grabschriften, in der Barfüsserkirche befindlich.* — Erfurt und dessen Gebiet sind historisch so merkwürdig, und es sind dort noch so viele alte Urkunden vorhanden, dass dem Vf. der Stoff zu einer gewiss sehr wünschenswerthen Fortsetzung nicht fehlen kann. M. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

MEDICIN.

Göttingen, b. Deuerlich, u. Wien, b. Gerold: *Kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon* — — entworfen von *Ludw. Aug. Kraus* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Von ἀχὼς bemerkt der Vf., dass das Wort meistens im Plurali vorkomme, und von χῶρος, der Raum, weil die Geschwürchen sich leicht weiter verbreiten, oder — weil sie sich nicht weiter verbreiten (!), abstamme. Wie schwankend! — Zuerst finden wir bey den meisten griechischen Schriftstellern, selbst bey Galenus, κατὰ τόπους: ἐστι τῶν ἐν τῷ δέρματι τῆς κεφαλῆς γιγνομένων παθῶν ἐστιν ὁ καλούμενος ἄχωρ; nur Plinius erklärt die ἄχωρες durch *manantia capitis ulcera*. Vielleicht gehörte jene Ausschlagskrankheit zur *tinea capitis*, und erhielt ihren Namen von ἄχη, gleichsam als ἀχνὼς (κνάω, χνάω), d. h. Alles, was man von einem Körper oder dessen Oberfläche abschabt, gleichsam abnimmt. Hiemit vereinigt sich denn auch eine andere Bedeutung einer flechtenartigen Krankheit, und bestätigt die von uns angegebene Ableitung, wenn wir ἡ ἄχνη (d. h. τὸ λεπτομερὲς τοῦ στάχυος Hom.) durch Spreu, und ἀχὼς durch *surfures capitis* mit Plinius übersetzen. — S. 5. ἡ ἄκνηστις leitet Hr. *Kr.* zwar richtig von κνάω, aber aus dem irrigen Grunde ab, dass sich viele Thiere an dem Orte (an den Schulterblättern) gern krabbeln (!) lassen. — Wir glauben vielmehr παρὰ τοῦ μὴ δύνασθαι κνήσασθαι, weil es den Thieren schwer fällt, sich selbst diesen Kitzel zu verschaffen. Übrigens wird das Wort auch vom Menschen gebraucht. — S. 6. τὸ ἀκόνιτον stammt nicht geradezu, wie Hr. *Kr.* nach Ovids bekannter, aber nicht erwähnter Stelle (*Quae quia nascuntur dura vivacia caute, Agrestes aconita vocant*) behauptet, von ἀκόνη, *cautes*, sondern nach Theophrasts Autorität von Ἀκονη (κωμήτης τῶν Μαριανδυνῶν), welcher jedoch seinen Namen wiederum vom steinichten Boden erhalten zu haben scheint; ἡ ἀκόνιτος mag wohl schwerlich, wie Hr. *Kr.* angiebt, vorkommen. Übrigens ist der Begriff von *aconitum* bey den verschiedenen Schriftstellern schwer zu ergründen, und kann nur einseitig, wie der Vf. sich vorstellt, durch unser Sturmhut wiedergegeben werden. — S. 6. ὁ ἄκορος leitet er frischweg von κόρη, die Pupille, ab, und fügt unseren *Acorus Calamus* hinzu. Wir zweifeln daran. Hippokrates nennt letzteren κάλαμος μυρεψικός, Dioskorides κ. ἀρωματικός. Theophrasts ἄκορος fällt vielleicht mit seiner ἄκορνα zusammen, und bedeutet irgend eine *Centaurea*, vermuthlich *C. Benedicta L.* Bey Dioskorides steht τὸ ἄκορον. Besser hätte der Vf. gethan, wenn er dergleichen botanische Namen weggelassen, da dieselben mehr Zweifel, als für den Arzt Wissenswerthes darbieten, und zu Nichts führen. — S. 9. ἀδὴν übersetzt Hr. *Kr.* durch *glandula*, und leitet das Wort von δάω, ich theile, ab, weil die Drüsen als ungetheilte Körper beysammenliegen. — Wir erinnern hiebey, dass ἀδὴν als *Singularis*, so viel uns erinnerlich, nicht vorgekommen, sondern dass wir stets οἱ ἀδένες gelesen; dass ferner die Abstammung zweifelhaft sey. Übrigens ist der Begriff dieses Wortes getheilt: 1) bezeichneten οἱ ἀδένες ursprünglich bey den Anatomen die *glandula thyreoidea* und andere naheliegende Drüsen der Kehlkopfs- und der Inguinal-Gegend, welche nach Plinius beym Menschen *tonsillae*, beym Schweine aber *glandulae* heissen, und welche, wie wir beyläufig bemerken wollen, vorsichtig von anderen, von Pollux genauer erörterten Ausdrücken: αἱ ἀντιάδες (*tonsillae, quae post inflammationes induruerunt, Cels.*), und τὰ παρίσθμια (die eigentlichen *tonsillae* bey Celsus, die Mandeln), womit jedoch Hesychius jene verband, und 2) als die sogenannten Mandeln unterschieden werden müssen. Die praktischen Ärzte bezeichneten damit ausserdem jene und alle anderen, durch Krankheiten hervorstechenden Hals- und zusammengehäuften Drüsen aller anderen Theile, welche in der Folge χοιράδες (οἱ ἀδένες σκιρρούμενοι ποιοῦσι τὰς χοιράδας), bey Celsus *strumae*, bey Plinius *glandulae*, bey Vegetius *scrofulae* heissen. Man vergleiche übrigens ausser Galen, Pollux, P. Aegineta, die classische Stelle bey Alex. Aphr. II probl. 12. — Bey *Adenitis* bemerken wir, dass dieses neue Wort eigentlich bey den Alten durch βουβὼν, nach Pollux und Alex. Aphrod. ausgedrückt werde (οἱ ἀδένες φλεγμαίνοντες βουβῶνας ποιοῦσι), wodurch jedoch bey den Neueren die Leistendrüsen allein bezeichnet werden. — S. 12 αἴγμα oder αἴγιας hält der Vf. für den richtigen, αἴγις hingegen für den falschen Ausdruck, obgleich die besten Ausgaben dem letzten den Vorzug geben. — S. 13 finden wir auch mit Erstaunen einen Artikel: *aegyptiacus* (warum nicht wenigstens als griechischer Lexikograph αἰγύπτιος, οἱ?), welcher vom Vf. rein pharmaceutisch behandelt wird, indem er darunter nur das *unguentum aegyptia-*

cum begreift, von welchem wahrlich nicht einmal der jüngste Gehülfe unserer Officinen eine Erklärung bedarf, und welches noch heut zu Tage vom Bauer als *Aegyptiak* gefodert wird. Wäre Hr. *Kr.* aus dem Kramladen weiter in die Denkmäler des Alterthums gegangen: so würde er außerdem noch αἰγύπτιον ἔλαιον, αἰγ. μύρον, αἰγυπτία στυπτηρία u. a. bey Hippokrates und Galen gefunden haben. — Ὁ αἰγολέθρος, besser τὸ αἰγόλεθρον, ist nicht, wie der Vf. aus *Blancard* abgeschrieben, *Ranunculus Flammula*, sondern die himmelweit verschiedene *Azalea pontica L.* — Ὁ Ἀσκληπιός (fälschlich in dem griechischen Wörterbuche *Aesculapius*) soll nach Hn. *Kr.* ägyptischen Ursprunges seyn. Diesen hätte der Lexikograph anzeigen sollen. Wir sind daher genöthigt, zu bemerken, dass über den Ursprung des Namens selbst die Alten in Zweifel und Streit waren, und verweisen der Kürze halber auf Eustath. Iliad. 4. 202. p. 107. Phurnut. de N. D. C. 33 p. 229, indem wir nur einige der merkwürdigsten Etymologieen anführen. Tzetzes bemerkt nämlich, dass Aeskulap zuerst Ἤπιος, wegen seiner milden Sitten, geheissen, nachdem er aber Askles, den Tyrannen von Epidauros, an einer Augenkrankheit geheilt, Ἀσκληπιός genannt worden sey. Andere halten ἀσκελοποιός für den ursprünglichen Namen, also Jemand, der verhindert, dass die Menschen durch Krankheit nicht austrocknen (σκέλλονται). Die Neueren leiten den Namen aus dem Hebräischen איש כלפות, Messermann) ab. — S. 15. *Agaricum*, oder vielmehr ἀγαρικὸς *sc.* μύκης, möchten wir doch lieber, wegen der Endigung ικος, von Ἀγαρία, einer Sarmatischen Ortschaft, mit Dioskorides ableiten, als mit Hn. *Kr.* von einem vermeint-griechischen Worte ἀγὰς, der Pferdehuf. — τὸ ἀλεξητήριον ist, seiner ursprünglichen Bedeutung nach, wie Hr. *Kr.* angiebt, keineswegs ein Gegengift, sondern ein Schutzmittel gegen alle möglichen Gefahren und damals gefürchtete Zaubereyen u. s. w., welches man am Halse oder an den Fingern trug, dergleichen der Philosoph Eudemius ausgab, und die Römer durch *amuletum* bezeichneten. Aus diesem Grunde leiten wir das Wort nicht von ἀλκέω, ich helfe, sondern von ἀλέξω, ich wende, wehre ab, *arceo*, her. — S. 18 bey der *tunica allantoides* bemerken wir, dass das Stammwort ἀλλᾶς nimmermehr, wie Hr. *Kr.* wähnt, mit *Allium* (!), welches bey den Griechen σκόροδον hiess, verwandt sey, weil selches zu der Wurst genommen wurde. Hr. *Kr.* dachte also als treuer Obersachse an seine Zwiebel- oder Knoblauch-Würste; wir hingegen denken an die *botuli* des Martialis, oder an die *saucisse* der Franzosen, oder die *salficcia* der Italiäner, weil nach Athenäus Bericht, ἀλλᾶς der Griechen aus reinem Fleisch und Semmel bereitet wurde. — Gewagt ist es ferner, *Aloë* von λούω, ich wasche, abzuleiten (eher noch von ἀλοίω, ich durchbohre, ritze auf, weil auf diese Art der Saft gewonnen wurde), ob wir gleich überzeugt sind, dass das Wort arabischen Ursprunges ist. — Bey ἀλφιτηδὸν S. 19, welches Hr. *Kr.* als einen Knochenbruch mit Zersplitterung definirt, bitten wir wenigstens ὀστέον ἀγνύσθαι zu suppliren. Ähnlich ist das römische *os comminutim fractum.* — S. 20. τὸ ἄλυσσον ebenso, wie ἡ λύττα, jener vermeinte Wurm unter der Zunge toller Hunde, von welchem nicht allein in den frühesten Zeiten (*Plin. hist.* 28. 5), sondern sogar auch neuerlich durch *Marochetti's* aufgewärmte, von der Medicinalbehörde eines benachbarten Staates, hochgepriesene Versicherung (!!) die Köpfe der Ärzte entbrannten, und welchen Hr. *Kr.* S. 289, wenigstens nach dem Zeugnisse der Alten, hätte anführen sollen, stammt keineswegs von λύω, ich befreye, sondern von λυττάω, λύσσαω, ich wüthe, ab, und daher war τὸ ἄλυσσον schon bey Plutarch, und keineswegs, wie unser Lexikograph wähnt, ein erst neuerlich gegen die Wasserschen empfohlenes Mittel. — ἡ ἄμβη ist nicht der Rand, die Leiste, z. B. über dem Auge, in seiner Grundbedeutung, sondern die Zinne eines Felsen, und wurde hievon, namentlich von Galen, als ὀφρυώδης ἐπανάστασις auf das Auge, und von Anderen auf andere Sachen, z. B. auf häusliche, mit einem erhabenen Rande versehene Geräthschaften, übergetragen. Ganz analog ist das *supercilium* der Römer, wie *supercilium petrae, tramitis, amnis* u. s. w. beweisen. — Weder *Ambra*, noch ἄμβαξ, wie Hr. *Kr.* S. 21 schreibt, sind als griechische, von ἀμβαίνω abzuleitende Wörter zu betrachten, sondern stammen aus einer anderen, vielleicht orientalischen, Sprache ab. — ὁ ἀμέθυστος, nicht, wie Hr. *Kr.* will, eigentlich ein Mittel gegen den Rausch, sondern nach Plinius und früheren Schriftstellern ein wegen seiner rauschtilgenden Kraft so genannter Stein; jene Mittel wurden *promiscue* τὰ ἀμέθυστα, z. B. bey Plutarch genannt. — Τὸ ἅμμα wird besser von ἅπτομαι, als vom ἅπτω, welches gewöhnlich: ich entzünde, bedeutet, abgeleitet; bezeichnet aber ursprünglich keineswegs das Bruchband, sondern wie σχοινίον, ζώνη, jedes andere Band. Erstes heisst, mit Pollux zu reden: τὸ περὶ τῇ κοιλίᾳ ζῶσμα, περίζωμα, περιζώστρα. — Ἡ ἀμνηστία ist nicht, wie Hr. *Kr.* meint, die Vergesslichkeit, sondern die Vergessenheit des zugefügten Unrechts, *perpetua injuriarum oblivio, obliteratio*, und hätte füglich wegbleiben können. — S. 22. τὸ ἄμνιον ist, in der ersten Bedeutung nach Homer, eine Schaale zum Auffangen des Blutes bey Opfern (σφάγιον), und wurde in der Folge in der Medicin zur Bezeichnung der ersten, den Foetus einhüllenden Haut übergetragen, die wir, vielleicht ohne Grund, mit unseren Vorfahren, und wegen der vermeinten Abstammung, welcher auch Hr. *Kr.* beypflichtet, von ἀμνός, Schaafhaut nennen. Man vgl. *Theoph. anat.* V. 18: *humor interiorem vulvae faciem inungens et ejus asperitatem laevigans, membrana fit, quam Graeci* ἀμνίον *vocant; hanc ajunt, id quod velut* *sudor est, recipere*. Vergleichen wir dieses mit jener Homerischen Bedeutung: so möchten wir entweder an ἀμίνιον, d. h. ἄνευ μένους καὶ αἵματος, oder etwa an ἄμνιον denken. — Sowohl bey ἀνδρογύνης, als bey ἀντλία, hätte Plinius festgestellter Begriff, und bey letztem die früheren Bedeutungen, kurz angegeben werden müssen. — *Anthera* ist, nach des Vfs. Autorität, griechisch ἀνθηρὸς, in der Botanik aber der Staubfaden in einer Blume! — Wirklich meisterhaft erklärt! Was das griechische Wort betrifft: so sind αἱ ἀνθηραὶ bey Galenus, Plinius, Celsus u. A. entweder wegen der Farbe, oder

wegen der Bestandtheile so genannte Mischungen, welche gegen allerley Geschwüre, besonders im Munde, häufig im Gebrauch waren. Dieser Beytrag würde seinen Platz im Wörterbuche gefunden, und mit Dank aufgenommen worden seyn, da im Gegentheil die von Hn. *Kr.* eingestreute Verwechselung des Staubbeutels (*anthera*) mit dem Staubfaden (*stamen*) lächerlich ist. — Da nach der in der Vorrede gemachten Äusserung dem Vf. das Spiel werther zu seyn scheint, als die griechischen Accente: so begnügte er sich auch bey der Erklärung von ὁ ἀστράγαλος damit, nur den Würfel, das Würfelbein, anzugeben, und wir sehen uns genöthigt, einige medicinische Bedeutungen, abgesehen von der nicht einmal hypothetisch zu errathenden Etymologie, hinzuzufügen. Jenes Wort bedeutet nämlich: 1) bey Homer einen Halswirbel; 2) das Sprungbein in der Ferse, *talus*, welches, von Thieren genommen, bey den Alten zum Spielen gebraucht wurde (ἀστραγαλίζειν); daher 3) eine Art länglichter Würfel; 4) ein medicinisches Mass; 5) ein strauchartiges Gewächs aus der Familie der Hülsenpflanzen, gewiss ein *Linnéischer Astragalus.* — Endlich mag noch ein gar feines *Dilemma* hier seinen Platz finden, wodurch sich unser ἀναλφάβητος in der griechischen Sprache S. 46 nur zu sehr bloss gegeben hat. Es sind die ächt römischen Wörter: ὁ: *anus* und ἡ: *anus* (ἡ γραῖα, ἡ φλύαρος, ἡ δεῖνα), welche von Hr. *Kr.* mit dem ausdrücklichen Zusatze, dass bey dergleichen griechischen Wörtern die Verschiedenheit des Geschlechts nicht in Anschlag komme, von ἀ *privat.* und νοῦς, der Verstand, abgeleitet werden. Diese Erklärung kann in der That im Allgemeinen als der sicherste Massstab betrachtet werden, nach welchem des Vfs. Einsicht in die griechische Sprache, dessen ästhetischer Geschmack, und die erlernten und in das Wörterbuch übergetragenen Kenntnisse zu beurtheilen sind.

So viel von einigen, in Hinsicht der Etymologie und Erklärung fälschlich aufgezählten medicinischen Wörtern der ersten Seiten des kritischen Wörterbuches. Noch mögen als Beleg der Unvollständigkeit des Buches einige ältere und neuere Wörter, als Zugabe, hier ihren Platz finden. Der sachkundige und mit den Alten vertraute praktische Mediciner vermisst z. B. auf eben den ersten flüchtig beurtheilten Seiten des Wörterbuches etwa folgende Artikel: ὁ ἀκεστής, mit den vorzüglichsten Nachbildungen; τὰ ἀναθέματα; ἡ ἀνανδρία; ὁ ἀνιατρολόγητος; τὰ ἀνειλήμματα; ὁ ἄνοχος; ἡ ἀντιπερίστασις u. a. Der Chirurg: τὸ ἀβάπτιστον; ὁ αἴγυλος; ὁ αἰδοίπαλμος; αἱ ἀμυχαί; αἱ αἰθαλίνες oder αἴθονες; ἡ ἀναπηρία, ὁ ἄγας u. v. a. Der Anatom: ὁ ἀγκτήρ; οἱ ἄθηλοι; ὁ, ἡ ἀκέφαλος; ἡ ἀκρομύλη; ἡ ἀκροποσθία: τὸ ἀκρομφάλιον; ἡ ἀμαίρα; ἡ αἰθερεών; τὸ ἀντικνήμιον. Der Pharmakolog: τὸ ἀβλαυθρίδιον; τὰ ἄδιψα; τὰ ἄλιμα; τὰ ἀλίπαντα; τὰ ἀμυλικά; τὰ ἄκοπα; ἡ ἀκρατοποσία; τὰ ἀκρονάλια; τὸ ἀνωτήριον im Gegensatze von κυτήριον; τὸ ἀμαράκινον; τὸ ἀμήνιον; ἡ ἀμπελῖτις γῆ s. φαρμακῖτις; ἡ δύναμις ἀναψυκτική; τὸ ἄμυλον; τὸ ἀντιφάρμακον u. v. a., welche wohl eher der Anführung werth waren, als z. B. *acormosus*, *acranius*, *adelphia*, *aër*, *ambidexter* u. s. w. Noch unzufriedener endlich legt der Naturforscher das Buch zur Seite, wenn er alle zoologischen, entomologischen, oryktognostischen Benennungen vermisst, die doch ebenso gut, als die botanischen, von welchen der Vf. auch nur einige wenige ohne zweckmässige Auswahl anzeigt, und den bey weitem grössten Theil übergeht, einer Erklärung werth waren. Sollte jedoch der Vf. auch von diesen einen Nachtrag wünschen: so versprechen Nikander, Aristoteles, Theophrast, Dioskorides, Plinius, Athenäus u. A. auf jeder Seite ihrer Werke reiche Ausbeute!

Was endlich die neueren, aus griechischen Wörtern zusammengesetzten medicinischen Ausdrücke betrifft: so gestehen wir gern, dass eine grosse Zahl derselben übel gebildet sey, und allerdings eine öffentliche Rüge verdienen, doch nicht auf die Art, wie z. B. der Vf. S. 117 bey Gelegenheit des Wortes *coretodialysis*, nicht ohne Persönlichkeit, etwas zu anzüglich gegen den Meister seiner Kunst zu unserem Missfallen eifert; wir sind aber überzeugt, dass die Mehrzahl derselben, besonders solcher, die durch die Aufnahme bey anderen Schriftstellern gleichsam das Bürgerrecht erhielten, in diesem Wörterbuche um so eher einer Anzeige und Erklärung werth gewesen wären, je weniger ihre Abstammung bekannt ist, und besonders von den in der griechischen Sprache Unkundigen in keinem Hülfswörterbuche aufgesucht werden können, wie diess bey den älteren und zugleich bekannteren, aber nicht immer mit Zuverlässigkeit abzuleitenden, griechischen Stammwörtern der Fall ist. Also auch nicht einmal in dieser Hinsicht kann sich der ungebildete Arzt bey den ziemlich häufig vorkommenden Wörtern gewisse und umfassende Belehrung verschaffen, und die Lücken in diesem Werke sind so gross, dass sie auf keine andere Art, als durch eine gänzliche Umarbeitung des Buches mit durchaus verändertem Plane ausgefüllt werden können. Den Beweis der Unvollständigkeit in Rücksicht der neuerlich gebildeten medicinischem Kunstausdrücke, die, obschon sie leicht abzuleiten sind, dennoch oft schwer zu errathende Begriffe verbinden, und deshalb immerhin aufgeführt werden können, mag das bekannte griechische Stammwort ἄνθρωπος, der Mensch, welches uns zufällig auffällt, führen, wobey wir etwa folgende neugebildete und in die Schriften der Ärzte aufgenommene Benennungen vermissen: 1) *Anthropochemia*, 2) *Anthropomorphologia* bey *Burdach*, 3) *Anthropogenia* oder *Anthropogenesis* bey *Vogli*, 4) *Anthropoglyphi* bey *Waller*, 5) *Anthropographia* bey früheren Schriftstellern als Synonym mit *Anatomia* d. M., bey *Riolan* aber statt *Anthropologie*, 6) *Anthroponomia* bey *Burdach*, 7) *Anthropomagnetismus* bey *Spindler*, 8) *Anthropomantia* bey *Peucer*, 9) *Anthropomorphi* bey *Waller*, 10) *Anthropophagi* bey älteren und neueren Schriftstellern, 11) *Anthroposomatologia*, 12) *Anthroposophia* u. a. m.

Diess mag genug seyn, um sowohl den Vf., als die Käufer des Buches, von den mannichfaltigen Mängeln desselben zu überzeugen. Wir haben dieses Buch besonders deshalb einer ausführlicheren Kritik unterworfen, und diese durch Gründe erläutert, weil der Vf. ohne Furcht und Graus uns Recensenten S. XIII wiederholt herausfodert, und sowohl hier, als S. XIV.

XV mit unserem ernsten Geschäfte sein Gespötte treibt, ja sogar zu wähnen sich erdreistet, dass keiner der Diener der Hygea ihm gewachsen sey. Unser ganzes Lob erstreckt sich nur auf den sehr geringen Preis des Buches, und auf den rühmlichen Fleiss, welcher dazu gehörte, um die Mehrzahl der medicinischen Ausdrücke in eine alphabetische Ordnung zu bringen. Wir wünschen daher recht sehr, dass irgend ein anderer, besser ausgerüsteter Arzt diesem trockenen, leeren Gerippe Fleisch, Eingeweide und Mark verleihen, und den Bedürfnissen der Wissenschaft durch ein ähnliches, aber mit mehr Umsicht, strengerer Auswahl, umfassenderen Kenntnissen und inniger Bekanntschaft mit den Quellen selbst verfertigtes Werk abhelfen möge.

Q. R. S. T.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Zollikofer u. Züblin: *Der jetzige Zustand des Handwerkstandes der Stadt und Gemeinde St. Gallen, die Ursachen des Verfalls desselben, und Vorschläge, ihm wieder aufzuhelfen.* Herausgegeben von einem Verein gemeinnützig denkender Männer. 1820. 140 S. 8.

„Ein Handwerk hat einen goldenen Boden" war ehedem ein allgemeines und wahres Sprichwort. Jetzt ertönt die Klage über den Verfall der Handwerke nicht bloss von einem Orte her, wo sie durch besondere Ursachen oder Verhältnisse hätte veranlasst werden können, sondern überall wird sie geführt. Auch scheint in dem Verhältnisse der Städtebewohner zu dem der Landbewohner eine Umgestaltung zu entstehen; wie in dem Mittelalter *jene* emporgekommen, so wollen wiederum in unserer Zeit *diese* steigen, und je länger, desto mehr geräth der Flor mittlerer Städte in Verfall, was theils aus politischen Veränderungen, aus Leichtsinn, Verschwendung und Genusssucht, zum Theil auch daher rührt, dass der innerhalb des Weichbildes einer Stadt gelegene Grund und Boden ehemals Eigenthum der Bürger war, und Jeder bey eigenem Antheil daran und Bebauung durch Weib und Kinder sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und von Marktpreisen und Wucher sich unabhängig zu erhalten suchte, jetzt aber dieses Alles verschwunden, und mit der Trennung vom Landbau die alte Einfachheit gewichen ist. Der Gegenstand ist aber hochwichtig, und verdient ernstlich beachtet zu werden, daher auch derselbe, in Einer Beziehung wenigstens, bey der Baierischen Ständeversammlung in Anregung kam.

Diese gehaltvolle, mit Umsicht und inniger Liebe zur Vaterstadt der Vff. abgefasste Schrift bietet merkwürdige Resultate dar. Von 65 verschiedenen Handwerken, die in St. Gallen betrieben werden, hat einige die Mode heruntergebracht — wie Gürtler, Kürschner, Modelstecher, Perückenmacher, Posamentirer, Sattler; anderen haben Fabriken oder neue Erfindungen den Todesstoss gegeben, wie den Bleichern, Flaschnern, Hutmachern, Nadlern; Büchsenmacher und Degenschmiede sinken durch die politischen Umgestaltungen; Goldschmide, Kupferschmiede und Zinngiesser sind durch die Abnahme des solideren Wohlstandes in ehrenfesten Bürgerhäusern geschmälert worden; Buchbinder und alle diejenigen Handwerker, die zwar an sich nothwendig, blühend aber nur da sind, wo reicher Handelsverkehr und Luxus gefunden wird, wie Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Wagner, Sattler u. s. w., fühlen die Stockung der Geschäfte; von denen, die dem täglichen Bedarfe dienen, wie Bäcker, Schuster u. A., drückt manche ein allzuzahlreiches Personale. Ehedem waren in St. Gallen die Handwerker Mittelleute, jetzt sind viele zu Tagelöhnersdürftigkeit herabgesunken; von 560 Meistern, welche der gesammte Handwerksstand zählt, mögen kaum 40 — 50 Vermögen besitzen; zwey Fünftheile des ganzen Personales geniessen Unterstützungen aus Wohlthätigkeitsanstalten; im J. 1795 waren 48 Handwerkerskinder im Waisenhause, im J. 1819 — 75; 1795 unterstützte das Stotamt (eine Unterstützungsanstalt) 97 Personen, 1819 — 225; 1797 befanden sich im Spital 87 Menschen, 1819 — 102 u. s. w. Die Ursachen des Verfalls des Handwerksstandes finden die Vff. (S. 49) „in den Zuthaten (unmittelbaren Folgen) der Staatsumwälzung im J. 1798; in der Theurung des Jahres 1817 (eigentlich nur Ursache, weil es schon so war — wie einem siechen Körper der geringste Zufall lebensgefährlich wird); in der schlimmen Lage und Beschränkung unserer Handelschaft und den allzuhohen Begriffen vom Werthe der Handlung an sich (worüber viel Treffliches, Beherzigungwerthes gesagt ist); im Wechsel der Mode; im neuesten Fabrikwesen; in der durch die Kantonsverfassung bestimmten allzuweiten Gewerbsfreyheit, verbunden mit manchem Missverstand und willkührlichem Missbrauche derselben (z. B. dass Einer mehrere Handwerke zugleich treiben darf); in einigen Einrichtungen unserer Vaterstadt; in den Handwerkern selbst; im Publicum im weitesten Sinne des Worts; und dann auch in der moralischen Schlechtigkeit der Zeit oder (der) Menschen an sich." In den Wünschen und Vorschlägen zur Wiederbelebung des gesunkenen Handwerksstandes werden für jede dieser zehn Ursachen des Verfalls Heilmittel angegeben. Man sieht, die Vff. haben der Sache ernstlich nachgeforscht, Alles reiflich überdacht, und sich daher in den Stand gesetzt, viel Zweckmässiges vorzuschlagen; es kommt nun darauf an, in wiefern redlicher Wille und gemeinnütziges Zusammenwirken es versuchen mögen, wenigstens das Ausführbarste ins Werk zu setzen. Die Menschheit scheint aus den Angeln gerissen zu seyn, nur allmählich und bey ernstem Bemühen kann sie wieder zu einer behaglicheren Lage kommen. Dass aber dabey das Handwerkswesen in sein voriges Geleise gebracht werden könne, scheint Rec. nach der Richtung, welche die Begriffe und das Streben in unserer Zeit genommen haben, kaum glaublich.

P. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

PÄDAGOGIK.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Musikalisches Volksschulengesangbuch*, von M. *Carl Gottlieb Hering*. 1821. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Gesanglehre für Volksschulen*, von M. *Carl Gottlieb Hering*, ord. Lehrer an der allgemeinen Stadtschule zu Zittau. 1820. XX u. 110 S. gr. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel: *Der erste Lehrmeister*. Ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht, von mehreren Verfassern. *22ster Theil*.

No. 1 enthält einen schätzbaren Beytrag zur Gesangbildung von geübter Hand, wodurch einem noch immer gefühlten Bedürfnisse abgeholfen werden kann. Diess Werk umfasst mehr das musikalische Interesse der Volksbildung. Die noch immer so geringe Anzahl Lieder zur Förderung der Volksbildung durch Gesang macht jeden, vorzüglich einen so gelungenen, Versuch dem Lehrer und Freunde des Gesanges dankenswerth. Die Aufgabe einer Liedersammlung für Volksschulen, die auf alle Classen derselben berechnet, vollständig und auf alle im Schulleben vorkommende Feyerlichkeiten beziehend wäre, Reichthum und Abwechselung enthalten, dabey im Gesange einfach, aber edel, volksmässig, ohne Kunst und Schwierigkeit, seyn sollte, war gewiss nicht leicht. Aber sie ist fast durchaus glücklich gelöst, und wir können dieses Volksschulengesangbuch mit Recht allen Lehrern in Stadt- und Land-Schulen empfehlen. Es enthält überdiess mehr, als der Titel verspricht, und ist reich an Abwechselung. In der ersten Abtheilung desselben finden sich dreystimmige Choralmelodieen, ein schätzbarer Beytrag zur Förderung dieser höchsten Gesangsweise vom Vf., schwierig für den Tonsetzer, aber von leichter Ausführung in den Volksschulen. Sie sind möglichst einfach, und würden, wenn sie von Lehrern einer zahlreichen Jugend mit Sorgfalt und Genauigkeit gesungen werden, Manche durch die Erfahrung bald von der Wirkung dieses Gesanges, der noch so oft verunstaltet wird, überzeugen, und einen besseren Geschmack daran verbreiten helfen. Neben den kirchlichen Liedern sind auch eine bedeutende Anzahl 2, 3 und 4stimmiger fröhlicher Gesänge für das jugendliche Alter vom Vf. und anderen beliebten Componisten, und ausserdem Responsorien. Sie entsprechen sämmtlich dem pädagogischen Zwecke, und wir haben keines seiner Stelle unwürdig gefunden, da fast in jedem eine fliessende Melodie mit einer natürlichen Harmonie sich verbindet. Möge dieses nützliche Volksschulengesangbuch, wodurch gewiss viele Lehrer ihre bisherigen Bedürfnisse befriedigt sehen, bald das Eigenthum vieler Schulen werden, da auch der Preis desselben verhältnissmässig gering ist.

In No. 2 giebt der Vf., welcher schon früher eine Singschule (Leipzig, 1807. 4 Bändchen) geliefert hat, abermals ein Lehrbuch, das wir allen Volksschullehrern empfehlen können. Es zeichnet sich durch Deutlichkeit, Vollständigkeit und gute Anordnung der hieher gehörigen Lehren, noch mehr aber durch die zahlreichen Beyspiele, die ihnen zugegeben sind, sowie durch seine Wohlfeilheit und angenehmes Äussere aus. Die Gesanglehrer finden hier die Rhythmik, Melodik und Dynamik abgehandelt, und mit Übungen, wie der Vf. sich ausdrückt, in Ziffern begleitet. Denn mit Recht hat der Vf. sich jetzt zunächst für die Bedürfnisse des Elementarunterrichts der Ziffermethode bedient, weil sie unleugbar für das erste Alter weit einfacher und verständlicher ist, von da aus aber auch den Übergang zur Notenschrift mit der glücklichsten Einfachheit gemacht. Auf diese Weise wird jede Einwendung von der Unvollständigkeit oder Unzulänglichkeit der Ziffermethode, sowie der Schwierigkeit des alleinigen Gebrauchs der Notenschrift, vollkommen beseitigt. Nun folgt eine Sammlung von Choralmelodieen und Arietten, die sich durch Einfachheit und Anmuth empfehlen. Die Tonarten der Alten sind auf eine bisher zwar ungewöhnliche, aber selbst Kindern höchst fassliche, Weise und so mitgetheilt, dass manchen Lehrern damit Gelegenheit dargeboten wird, zur Kenntniss dieser oft ungekannten Quellen zu gelangen, aus welchen unsere Choralmelodieen entsprungen sind. Es verdient daher diese, nach einer einfachen Stufenfolge angelegte und ausgeführte Gesanglehre allen Lehrern empfohlen zu werden. Zugleich erregt sie den Wunsch, dass der Vf. die versprochene grössere Sammlung von Übungsgesängen uns bald geben möge. Rec. hat bey einem öffentlichen Gottesdienste das schöne *Glaube*, *Liebe*, *Hoffnung* S. 108 von Kindern mit allgemeinem Beyfalle vortragen hören. Auch die Vorrede verdient von Lehrern des Gesanges *in Volksschulen* nicht übersehen zu werden.

Rbs. u. Χμς.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandlung: *Deutsche Sprüchwörter zu Verstandesübungen für die Schulen bearbeitet, nebst einer Anweisung, auf welchen Wegen ein Schatz der lehrreichsten Sprüchwörter unter die Volksjugend gebracht werden könne, worin zugleich eine auserwählte Sammlung von mehr als elfhundert der passendsten Kernsprüche deutscher Weisheit zum Gebrauch der Schulen enthalten ist.* Ein Handbuch für Lehrer und Erzieher, von *August Zarnack*, Erziehungsdirector am Königl. Potsdamschen grossen Militär-Waisenhause. 1820. XVI u. 380 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit Recht bemerkt der Vf. in der Vorrede: „Wem die Erziehung der Volksjugend vertraut ist, der muss mit munteren Augen überall umhersehen, um passende Mittel zu entdecken, das uns ablösende Geschlecht fromm, gut, weise, verständig, klug, frisch, fröhlich, gewandt und geschickt zu machen, sein und seiner Brüder Glück und Heil zu begründen. Er wird sich nicht begnügen, die im Lehr- und Schul-Plane angesetzten Stücke schulgerecht durchzuüben, sondern jede sich ihm darbietende Gelegenheit benutzen, Schule und Leben in Zusammenhang zu bringen, durch lebendigen Hauch den Buchstaben der Schulverfassung zu beseelen, und Geist und Herz, Verstand und Willen in Einklang zu setzen; er wird, entfernt von Pedanterie und einseitiger Verehrung der Bücherweisheit, selbst jene oft übersehene und verachtete Mittel zur Bildung des Volks nicht verschmähen, die sich dasselbe im Gefühl seines Bedürfnisses selbst schuf, wie sich der Arme sein unentbehrlichstes Werkzeug und Geräthe selbst schafft und bereitet." Dass in dieser Hinsicht das deutsche Sprichwort einen wichtigen Platz einnimmt, hat *Herder* schon bemerkt. Das Volk hat darin seine Weisheit niedergelegt und gesammelt, der gesunde Menschenverstand darin das Resultat seiner Beobachtung und Erfahrung ausgesprochen. Die Kürze, Wahrheit und Lebendigkeit, nicht selten auch der Witz und die heitere Laune, durch welche sich diese Sinn- und Denk-Sprüche auszeichnen, verschafften ihnen überall Eingang, so dass sie einen entschiedenen Einfluss auf die Gesinnungen, Entschlüsse und Urtheile der Menschen gewannen. Sie sind, wie der Vf. bemerkt, das Wort, das nimmer verhallt, der Lehrmeister, der mit jedem Geschlechte sich verjüngt, der herüberhallende Laut aus der Vorzeit, der Wort gewordene Menschenverstand, die Seele des Volkes, die ewige Vernunft, offenbart in zeitlicher Hülle. Sie bilden gleichsam das Haus der Gemeinen, wo der Volksverstand sich selbst unmittelbar repräsentirt. Darum haben schon frühere Pädagogen, *Erasmus*, *Amos Comenius*, *Sulzer*, *Basedow*, *Rochow*, *Zerrenner*, *Dolz*, *Stephani*, *Funke* und *Löhr*, den Werth der Sprichwörter in pädagogischer Rücksicht erkannt, und sie nicht bloss als Denkübungen zur Schärfung des Verstandes, sondern auch zur Einsammlung von Lebens- und Klugheits-Regeln benutzt. Dem Vf., dessen Talent für die Bildung der Volksjugend bekannt ist, müssen wir es Dank wissen, dass er in vorliegender Schrift eine so treffliche Anleitung zur zweckmässigen Benutzung der Sprichwörter beym Unterrichte gegeben hat. Die Unterredungen mit der Jugend sind lebhaft, anschaulich, populär, und für die Verhältnisse des Volkes gut berechnet. Sie erstrecken sich 1) über Namen, Begriff, Inhalt und Einkleidung; 2) über die Quellen; 3) über Ansehn, Werth und Gebrauch; 4) über den Inhalt und die relative Wahrheit, 5) über die falsche Deutung und Auslegung der Sprichwörter; 6) von Sprichwörtern, die einen Unsinn oder Widerspruch mit sich selbst zu enthalten, und mit anderen im Widerspruch zu stehen scheinen; 7) von Sprichwörtern, die eine Übertreibung enthalten. Ausserdem giebt der Vf. zwölf Katechisationen über einige schwerer zu deutende Sprichwörter. Sie gewinnen durch eingewebte Fabeln, Erzählungen und Geschichten an Lebendigkeit und Wahrheit. S. 18 hätte die Schreibart *Sprüchwort* angeführt und abgeleitet, das Richtigere der Schreibart *Sprichwort* aber nachgewiesen werden sollen. S. 28 würde es sehr nützlich und lehrreich gewesen seyn, die biblischen Stellen V Mos. 28, 37. 1 Kön. 9, 7. Ezech. 2, 22. Luc. 4, 23 und Joh. 16, 25 anzuführen, und die verschieden gebrauchte Bedeutung des Ausdrucks *Sprichwort* zu erklären. S. 38 fehlt die Erläuterung des Sprichworts: ein *X* für ein *U* machen, was wenigstens in einer Anmerkung hätte geschehen sollen. Überhaupt vermissen wir öfters die geschichtliche Nachweisung mehrerer gangbaren Sprichwörter, wie z. B.: „Er zehrt von der Schnur" — welches sich auf die Gewohnheit der Vorfahren bezieht, goldene Schaumünzen an einer Schnur um den Hals zu tragen, von der man in der Noth wohl eine nach der anderen abnahm und verkaufte. Ebenso: „Es will Niemand der Katze die Schelle umhängen," wovon sich eine gute Ableitung im Convers. Lexikon unter dem Artikel: *Sprichwörter* befindet. Ebenso: „Er ist Matz Votz (*Matthias Votius*) von Dresden, kann schreiben und nicht lesen." Mehrere treffliche historische und antiquarische Erklärungen deutscher Sprichwörter finden sich in *Heynatz* Wochenblatte über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks. S. 107 konnte noch angeführt werden: „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn," oder „Wer langsam geht, kommt auch ans Ziel," und: „Wer vorwärts will, muss laufen!" Auch hätten wohl die sprichwörtlichen Redensarten einen eigenen Abschnitt verdient, wie z. B.: Man muss den Teufel nicht an die Wand mahlen; der ist gut, nach dem Tod, oder in den Tod zu schicken; er weiss, wo Barthel Most holet; den Braten, oder Lunte riechen; Jeder fege vor seiner Thür u. s. w. Auch wird es keinem denkenden und umsichtigen Lehrer schwer werden, den hier gegebenen Stoff durch provincielle Sprichwörter zu vermehren, oder die Kinder selbst solche Aussprüche des gesunden Menschenverstandes über das Thun und Treiben der Menschen auffinden zu lassen.

Im *Anhange* (von S. 267 bis 378) giebt Hr. Z. eine Anweisung, wie ein Schatz der lehrreichsten Sprichwörter durch die Schulen unter das Volk gebracht und darin erhalten werden könnte. Es soll diess geschehen: 1) durch fleissigen Gebrauch und mündliche Anfüh-

rung der Sprichwörter bey gegebenen Veranlassungen im Gange des Erziehungsgeschäfts; 2) durch eigends dazu eingerichtete Lesebücher für die Schulen (wie *Engels* Lebensweisheit des alten Witt; *Franklins* Sprichwörter des alten Heinrich; Vater Mildenbergs Schatzkäftlein; *Ramanns* moralischer Unterricht in Sprichwörtern); 3) dadurch, dass sie als Stoff für die Vorlegeblätter zum Schönschreiben und als Aufgaben zu schriftlichen Ausarbeitungen benutzt werden; 4) durch das Sprichwörterspiel; 5) nach *Stephanis* Vorschlage durch Schulgrüsse, und 6) durch Katechisationen, wie sie der Vf. in seiner Schrift mitgetheilt hat. Zum Schluss folgt noch ein alphabetisches Verzeichniss einiger, unter den vorhergegangenen Rubriken noch nicht vorgekommener Sprichwörter, wobey besonders *Schellhorns* deutsche Sprichwörter (Nürnberg, 1797), *Wagners* Sprichwörterlexikon (Quedlinburg, 1813), und *Sailers* Weisheit auf der Gasse (Augsburg, 1810) benutzt worden sind. — Je mehr Deutschland an eigenthümlichen Sitten, Gebräuchen und Weisen allmählich einbüsst, um so ernstlicher müssen die Schulen darauf bedacht seyn, dem Volke die alten Kernsprüche geprüfter Erfahrung und erprobter Weisheit, worin der Charakter und die Sinnesart der Altvordern sich ausgeprägt hat, zu erhalten. Schon Cicero bemerkt: *Gravissimae sunt ad beate vivendum breviter enuntiatae sententiae. De finib.* XI, 6.

L. Th.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Kritik des Übertrittes und der Grundsätze von Man. Mendoza y Rios.*

Auch unter dem Titel: *Dr. Theob. Catholicus Krieg und Friede mit Man. Mendoza y Rios.* Erstes Bändchen. 1822. V u. 160 S. kl. 8. (18 gr.)

Die Absicht des unter einem fremden Namen auftretenden Vfs., der, nach der Versicherung des Verlegers, ein würdiger, im baierischen Franken lebender, und in einem ansehnlichen Amte stehender, Gottesgelehrter seyn soll, ist, die vor einigen Jahren erschienene Schrift: *Manuel Mendoza y Rios, Geschichte meines segensvollen Übertrittes zur evangelischen Kirche. Aus der spanischen Handschrift übersetzt von Dr. Friedr. Hebenstreit* (Leipzig, b. Hartknoch, 1819), zu beleuchten, zu prüfen und zu wiederlegen. Diese Gegenschrift soll zugleich eine Vertheidigung des Katholicismus seyn. Sie ist daher nicht bloss Katholiken, sondern auch Protestanten gewidmet, damit sich beide Theile einen wahren Begriff von dem Wesen des Katholicismus machen können. Der Vf. verspricht, wenn diese Schrift Beyfall finden sollte, noch eine zweyte folgen zu lassen, worin auch die „wahre Kirche Jesu Christi von Herrn Mendoza" beleuchtet werden soll. Er versichert ferner, dass er dabey „*sine ira et studio* zu Werke gehen wolle, indem er überzeugt sey, dass die gerechte Sache ohne Erbitterung vertheidigt werden könne." Verschiedene Stellen im Eingange der Schrift erwecken auch die Erwartung einer parteylosen, ruhigen, humanen und gründlichen Prüfung. S. 2 bemerkt der Vf. mit Recht, dass zwischen dem Papste, als Oberhirten der katholischen Kirche, und zwischen dem Papste, als Regenten eines weltlichen Staates — zwischen dem Papstthume, als Oberhirtenamte der katholischen Kirche, und zwischen dem römischen Hofe und der römischen Curie — zwischen dem ächten Katholicismus, und dem römischen Curialsysteme — zwischen den wesentlichen Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche, und zwischen den Nebensachen unterschieden werden müsse. Dieser Unterschied ist von so grosser Wichtigkeit, dass man ohne genaue Kenntniss desselben nie richtig über das katholische System urtheilen kann. Und dennoch wird derselbe nicht bloss von den protestantischen Theologen grösstentheils übersehen, so dass der katholischen Kirche Vorwürfe gemacht werden, die nur dem ausgearteten Papstthume gelten; sondern auch sehr viele katholische Religionslehrer verkennen denselben in sehr wesentlichen Puncten, wodurch sie falsche Begriffe über ihre eigene Kirche verbreiten, und zu gehässigen und unverdienten Vorwürfen, welche derselben von den Gegnern gemacht werden, Veranlassung geben.

Nichts berechtigt aber mehr zu einer ebenso gründlichen, als humanen Prüfung der vorliegenden Streitsache, als die Stelle S. 37, welche, ganz dem Geiste der Religion Jesu angemessen, die wahre Ansicht darstellt, nach welcher das Verhältniss der katholischen und protestantischen Kirche beurtheilt werden muss, und die, wenn sie von beiden Theilen beherzigt und befolgt würde, allein schon hinreichend wäre, den Geist der Unduldsamkeit zu verbannen. Sie verdient daher mit Recht, hier ausgezeichnet zu werden. „Keiner unserer auch nur halbgebildeten Katholiken, sagt der Vf., sieht, wie Hr. Mendoza, die beiden Kirchen als zwey einander entgegenstehende Pole, sondern als zwey neben einander existirende Systeme an. Wir betrachten sie als Theile eines politischen sowohl, als moralischen Ganzen, die durch Achtung und Schonung einander wechselseitig zu der schönen Hoffnung berechtigen, dass beide Confessionen um so gedeihlicher neben einander bestehen, und einander ergänzen werden, je mehr sie sich im täglichen Verkehr einander brüderlich nähern. Keine Partey darf es der anderen verhehlen, dass in jeder menschlichen Verfassung, kirchlicher, wie politischer, Mängel und Gebrechen unvermeidlich sind. Besteht ja jede dieser Gesellschaften aus Menschen. Wenn nun die eine dieser Kirchenparteyen durch ihre immer aufgeregte Thätigkeit im Forschen die andere zur Nacheiferung aufregt; diese aber, theils durch die Fülle der Empfindungen, die in äusserlichen Formen auf den sinnlichen Menschen berechnet sind, theils durch strenges Festhalten an das, dem Nachdenken unentbehrliche, Positive, als wetteifernde Kräfte, den Bedürfnissen des menschlichen Geistes zu Hülfe kommt: so wird auf eine, dem Geiste der Religion Jesu angemessene Weise auf die höhere Bildung der Menschheit hingearbeitet werden. Schriften, nach diesen Ansichten und in diesem Geiste verfasst, werden ihre Wirkung nicht verfehlen, und eine gedeihliche Annäherung beider Confessionen, mit gegenseitiger Achtung verbunden, zur Ehre unseres Zeitalters befördern. Jede andere, deren Tendenz auf Verhöhnung oder Verunglimpfung des

Gegentheils, oder auf Proselytenmacherey hinstrebt, wird jeder besonnene Leser mit Unwillen von sich legen." Möchte der Vf. selbst diesem Geiste der Duldung und Liebe treu geblieben seyn, und nach demselben seine ganze Schrift bearbeitet haben! Er würde sich nicht bloss um das katholische, sondern auch um das protestantische, Publicum kein geringes Verdienst erworben haben. Aber leider stösst man auf eine Menge Stellen, welche mit jener in dem schneidendsten Contraste stehen, wodurch der gemeine Katholik zu dem wildesten Ketzerhasse aufgereizt, der Protestant aber gegen die katholische Kirche, wenn sie solche Grundsätze und Gesinnungen hegt, welche der Vf. äussert, mit gerechtem Abscheu erfüllt wird.

Zwar sind die meisten Unterscheidungslehren der katholischen Kirche sehr rein und nach solchen Ansichten, welche weder gegen die Vernunft, noch gegen den wahren Geist des Christenthums verstossen, dargestellt; zwar sind verschiedene Missbräuche, die in der katholischen Kirche eingeschlichen sind, und widerrechtliche Anmassungen und Ansprüche des Papstes, als des Hauptes der römischen Curie, mit vieler Freymüthigkeit gerügt; aber wenn man das Ganze aufmerksam betrachtet: so scheinen dergleichen Stellen nur als Lockspeise ausgestellt zu seyn, um damit die Protestanten zu fangen. Überhaupt ist diese Schrift ein Gemisch von Licht und Finsterniss, von Freymüthigkeit und abergläubischem Sclavensinn, von Duldsamkeit und verfolgungssüchtigem Ketzerhasse. Rec. will nur eine einzige Stelle ausheben, um die eigentliche Denkart des Vfs. ans Licht zu stellen. Der Vf. will S. 65 die Behauptung *Mendoza's*, dass die Lehre von einer allein seligmachenden Kirche ebenso empörend, als abgeschmackt sey, widerlegen, und sagt daher unter Anderem: „Dass den Römern eine allein seligmachende Kirche monopolisch übertragen sey, dieses zu glauben und zu lehren, ist noch keinem Vernünftigen eingefallen." Wie einladend, wie tolerant! Doch man höre weiter, zu welch einem, nicht bloss den Protestanten, sondern auch jeden, mit dem ächten Geiste seiner Kirche vertrauten Katholiken, empörenden Resultate der fein jesuitische Duldungsgeist des Vfs. übergeht. „Sowie nur Ein Gott, heisst es S. 66, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Christus ist: so ist auch nur Eine Kirche, Ein von ihm gestiftetes Göttesreich auf Erden." Es ist nicht zu leugnen, dass es nur *Eine* Kirche Christi *in der Idee* giebt, aber *in der Wirklichkeit* muss die Eine Kirche in eine Menge von Kirchen zerfallen. *Eine* Kirche in der Wirklichkeit wird nothwendig einen Despotismus erzeugen, der dem Geiste der Religion Jesu durchaus entgegen ist. Eine solche Kirche muss, da sie nothwendig Geistessclaverey erzeugt, noch weit verderblicher seyn, als eine absolute Universalmonarchie in politischer Rücksicht. „Indessen, fährt der Vf. fort, sprechen wir denen, die sich ausser unserer Kirche befinden, nicht *geradehin* die Seligkeit ab, weil wir vernünftiger Weise zwischen *vorsätzlichem* und *unvorsätzlichem* Irrthume unterscheiden. Nur zählen wir das Widerstreben oder leidenschaftliche Sträuben gegen die Wahrheit unter die *Sünden wider den heiligen Geist*, von welchen Jesus (Marc. 3, 29. Matth. 12, 32) sagt, dass sie ein ewiges Verbrechen seyen, dass weder in diesem, noch im künftigen Leben, Vergebung erhalte. Nach dieser unserer Ansicht steht Luther, während dem man ihm hienieden Jubelfeste hielt, vor Gottes Gericht, als *ewiger Verbrecher*, der aus ungebändigter Leidenschaft Millionen Menschen um Wahrheit, kirchliche Gemeinschaft und wahre Heilsmittel brachte; denn *wer nicht alles von Gott Geoffenbarte glaubt*, wird verurtheilt werden." Wenn nun Luther ein *ewiger Verbrecher* ist: so sind vielmehr seine Anhänger, besonders in unseren Tagen und in den folgenden Jahrhunderten, eines ewigen Verbrechens schuldig, und daher der ewigen Verdammniss unterworfen, weil sie seit der Zeit, als der erste Frevel geschehen war, nach Abkühlung der leidenschaftlichen Hitze, wodurch Luther hingerissen worden seyn soll, tausend Auffoderungen hatten, in sich zu gehen, und dennoch vorsätzlich in Irrthum und Bosheit verharrten. Also *alle Protestanten* ewige Verbrecher, und daher ewig verdammt! Ist das der Duldungsgeist, die Achtung und Bruderliebe, die der Vf. in der oben angeführten Stelle beiden Parteyen so sehr empfiehlt? Ist das der Geist, die Gesinnung der katholischen Kirche: so muss sich die protestantische Partey ewig von einem solchen religiösen Institute fern halten, weil jeder Versuch, sich mit demselben wieder zu vereinigen, wirklich eine Sünde wider den heiligen Geist wäre. Aber von der anderen Seite hat die katholische Kirche bey dieser Überzeugung und dogmatischen Lehre nicht bloss das Recht, sondern auch die Pflicht, die Protestanten, sowie auch die übrigen Ketzer, sobald sie die Gewalt in den Händen hat, in der ganzen christlichen Welt durch Inquisitionstribunale, oder auf kürzerem Wege, durch Bluthochzeiten, als moralisch verpestete Menschen von der Erde zu vertilgen. Doch, zum Glück, weiss Rec., dass alle katholischen Theologen, welche den wahren Unterschied zwischen Papstthum und katholischer Kirche zu machen wissen, dergleichen Behauptungen und Resultate ebenso, wie die Protestanten, von ganzem Herzen verabscheuen. Luther hat bis an sein Ende bekannt, dass er nicht gesonnen sey, sich von der eigentlichen katholischen Kirche zu trennen, dass vielmehr sein ganzes Streben dahin gehe, die reine Lehre derselben wieder ans Licht zu ziehen, und allgemein herrschend zu machen; aber mit Recht hat er sich von einem Papstthume losgemacht, welches alle Kräfte aufbot, um auf den Trümmern der katholischen Kirche ein Reich der Finsterniss aufzurichten, das den Namen *katholische Kirche* tragen sollte. Das Papstthum, so wie es Luther vorfand, war nichts Anderes, als ein Pharisäismus, gegen welchen selbst der zur Zeit Jesu herrschende noch verzeihlicher war. In diesem Pharisäismus und seiner Denk- und Sinnes-Art besteht eigentlich die Sünde wider den heiligen Geist (die unverzeihliche Sünde). Wer ist nun der ewige Verbrecher? Luther, oder das Papstthum in dem eben angegebenen Sinne?

Ms.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

PHYSIK.

Würzburg, b. Becker: *Abhandlungen über Blitzableiter; nebst einem Vorschlage zu einer neuen Schutzanstalt gegen den Blitzschaden.* Herausgegeben von *Georg Pickel*, der Med. Dr., öffentl. Lehrer der Chemie u. k. b. Medicinalrathe. 1822. 60 S. 8.

Diese kleine Schrift hat den Capitular des ehemaligen Collegiatstiftes Haug in Baiern, Hn. *Ludwig Mayer*, zum Verfasser, und verdient schon ihres paradoxen Inhaltes, noch mehr aber ihres staatswirthschaftlichen und gemeinnützigen Interesse wegen, alle Aufmerksamkeit. Statt dass man bisher mit *Franklin* fragte: Wie läfst sich der Blitz, wenn er auf ein Gebäude fällt, am unschädlichsten zur Erde leiten? — wird hier die Gegenfrage zur Beantwortung aufgestellt: Durch welche Vorkehrungen läfst sich der Blitz von Wohnungen und Gebäuden jeder Art *ganz zurückweisen?* — Der Vf. will nämlich die Mittel angeben, durch deren Anwendung der Blitz gehindert werden soll, auf die genannten Gegenstände hinzufahren. In der That, ein ebenso lobenswerthes, als kühnes Unternehmen, von welchem zu wünschen wäre, dass es nicht an der übermäfsigen Gewalt der Wolken-Elektricität scheitern möchte.

Das Schutzmittel, welches der Vf. hier — freylich nur versuchsweise — vorschlägt, ist ein isolirender oder sogenannter *Schutz-Überzug* (Sicherungsfirniss), wozu nach §. 31 verschiedene Nichtleiter, als Bernstein, Siegellack, Harz, Schwefel, Wachs, Gagat, Verglasungen, Kiesel, Kalk, Asche, fette, schwere Öle u. dgl. genommen werden könnten. Er glaubt, hiedurch die Blitzableiter ganz überflüssig zu machen, da sie ohnehin dem Bedürfnisse civilisirter Menschen nicht vollkommen entsprechen. Denn erstens leisten sie nicht das, was sie leisten sollen, indem die Erfahrung gelehrt habe, dass die Auffangestangen den Blitz nicht auf 40 Fuss weit unbedingt in ihrer Gewalt haben. Zweytens locken sie ihn mehr an, als sie ihn sicher zur Erde führen, indem er öfters abspringt und zündet; und endlich kosten sie so viel, dass, wenn man sie in einem Lande allgemein einführen wollte, ein Capital dazu erfodert werde, dessen Zinsen allein hinreichen würden, eine ebenso grosse Anzahl von Gebäuden durch nicht leitende Überzüge gegen Gewitterschaden zu sichern. Doch erfodern die nichtleitenden Firnisse eine eigene Bauart; denn es darf gar kein freyliegendes Metall weder zum Verbande, noch zur Bedachung oder Verzierung, der Gebäude angewendet werden, und die Stelle der eisernen Thurmspitzen, Windfahnen, Knöpfe, Dächer, Dachrinnen u. s. w. müssen künftig hölzerne oder steinerne einnehmen. Es leuchtet daher ein, dass, da die bisherige Bauart und Bedachung vieler Gebäude, besonders der Kirchthürme, Schlösser u. dgl., das neue Schutzmittel nicht geradezu zuläfst, erst gewisse Masregeln zu treffen sind, welche §. 38 f. angegeben werden. Die nach der bisherigen Bauart aufgeführten Gebäude können zum Theil noch unbewaffnet, zum Theil aber schon bewaffnet seyn. Im ersten Falle verschone man sie mit Blitzableitern, besonders mit den gefährlichen Auffangespitzen, überziehe dagegen alles Metall und Holz mit dem schützenden Firnisse, oder das letzte auch mit sogenannter Muttersalz-Lauge aus den Salinen, durch welche es feucht und *leitend* (warum das?) erhalten, wie auch beym Zersplittern unentzündbar wird. Im zweyten Falle lasse man die bereits vorhandenen Ableiter noch stehen, überziehe sie aber mit einem haltbaren Firnisse aus nichtleitenden Stoffen, um dadurch zu verhindern, dass der verderbliche Blitz angelockt oder gar gebildet werde, indem sie die Vereinigung der entzweyten Elektricität befördern. Denselben schützenden Überzug gebe man auch allen an der Oberfläche der Gebäude liegenden Metallen, als Haken, Klammern (Ankern) u. s. w.

Der Gegenstand dieser wohlgeordneten und von des Vfs. Belesenheit zeugenden kleinen Schrift ist zu wichtig, als dass Rec. es bey der blossen Inhaltsanzeige bewenden lassen könnte. Er will also über die Ausführbarkeit der hier gemachten Vorschläge seine Stimme öffentlich abgeben, theils um den achtungswerthen Vf. auf einige Rücksichten aufmerksam zu machen, die er noch hätte nehmen sollen, theils um mehrere sachverständige Leser aufzufodern, die hier niedergelegte Meinung des Vfs. ernstlich zu prüfen.

Zuvörderst muss Rec. bemerken, dass Hr. *M.* ein Anhänger des dualistischen oder *Symmer*'schen Systems ist, und auf diese Voraussetzung seine Gewitterlehre nebst den vorgeschlagenen Schutzmitteln gegen den Blitz gründet. Soviel nun auch diese dualistische Theorie der Elektricität für sich haben mag, so ist sie doch immer nur eine Hypothese, und jeder Schluss, der auf sie gebaut werden kann, ein hypothetischer. Es läfst sich also nicht mit Gewissheit vorhersagen, was das hier vorgeschlagene neue Schutzmittel im Allgemeinen

leisten werde; folglich kommt hier Alles auf Versuche und Erfahrungen an. Doch hier genügen nicht einige wenige, sondern es ist von beiden eine grosse Menge nöthig, um sich zu überzeugen, dass das Sicherungsmittel bewährt sey. Nun fragt es sich: Auf wessen Kosten und auf wessen Gefahr sollen diese vielfältig wiederholten Versuche und Erfahrungen gemacht werden? Es könnte doch wohl seyn, dass die Erwartungen, welche man von dem angepriesenen Schutzmittel hegt, sehr getäuscht würden. Und wer wird wohl sein Haus gern aufs Spiel setzen, besonders, wenn er weiss, dass er bey einer guten *Blitzableitung* keine Gefahr läuft? — Es bleibt also die Anwendung des bis jetzt nur noch *vorgeblichen* Schutzmittels sehr bedenklich.

Diese Bedenklichkeit ist nun ferner um so mehr gegründet, da der Vf. in seiner Abhandlung einerseits manche unrichtige Behauptungen aufstellt, welche der Erfahrung zuwiderlaufen, andererseits in den Fehler geräth, welchen er selbst an verschiedenen Stellen getadelt hat, dass er nämlich die Wirkungen der Gewitterwolke gar zu sehr nach den Erscheinungen an der Elektrisirmaschine abmisst.

Erstens sind seine Behauptungen in Hinsicht der Auffangestangen nicht ganz richtig, und widersprechen sich sogar. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass sie den Blitz nur in einer geringen Entfernung (man hat Beyspiele, wo es kaum 20 Fuss waren) anziehen, und ihn in gewissen Fällen, wo nicht ganz, doch zum Theil, abspringen lassen. Aber wenn man auf der anderen Seite zugleich behaupten will, dass die Auffangestangen und die Blitzableiter überhaupt den Blitz aus der Wetterwolke hervorlocken, oder sich wie die Auslader bey einer Kleistischen Flasche verhalten: so steht das mit dem Vorhergehenden geradezu im Widerspruche. — Überdiess streitet es gegen die Erfahrung: denn die gefährlichsten Gewitterwolken ziehen sehr oft still über Gebäude mit Blitzableitern hinweg, und entladen sich in der Nähe, wo keine künstlichen Leiter sind. Ja man hat beobachtet, dass der Blitz hohe, mit Metall belegte oder mit Ableitern versehene Thürme vorüberging, und in niedrige Häuser ihrer Nachbarschaft einschlug. Spielten die Auffangestangen und hochragenden Spitzen wirklich die Rolle der Auslader: so müssten auch sie jedesmal von dem ausbrechenden Blitze getroffen werden. Das ist aber, nach dem Zeugnisse unzähliger Erfahrungen, falsch. Berücksichtigt man hiebey noch den Umstand, dass eine Menge von Blitzen gar nicht nach der Erde herabgeht, sondern, schräge unter der Gewitterwolke wegfahrend, in der Luft verschwindet: so verliert die Meinung, dass die Blitzableiter und die sich herabsenkenden Theile des elektrischen Gewölks unbedingt und jedesmal als Auslader zu betrachten seyen, fast alle Wahrscheinlichkeit. Es wird zwar Niemand leugnen, dass, wenn das vielfach geschichtete Gewittergewölk als eine geladene Batterie betrachtet wird, die tiefer gehenden Wolken sich leichter an hoch stehenden Metallspitzen, als an niedriger liegenden Leitern, entladen können, so dass hier die Benennung eines Ausladers gerade nicht unschicklich ist. Allein da der Vf. selbst §. 51 die Vergleichung der Gewitterwolke mit einer geladenen Batterie mit vollem Rechte tadelt; da man die verschiedenen Bedingungen, unter welchen ein Blitz aus der schwimmenden Nebelmasse losbrechen muss, bey weitem noch nicht kennt; da noch so manche Erscheinungen beym Gewitter unerklärlich sind, z. B. dass an derselben Stelle der Wolke zwey bis drey Blitze schnell nach einander hervorbrechen, dieselbe Richtung nehmen, dasselbe Gebäude treffen, oder denselben Baum zerschmettern; oder dass andere Blitze an dem Puncte ihres Ausbruches sich in zwey, auch wohl fünf, Strahlen zerspalten, und nach entgegengesetzter Richtung, von einander sehr entfernte Gegenstände auf der Erde treffen können: so ist es wenigstens unstatthaft, im Allgemeinen zu behaupten, dass die Auffangestangen der Schutzleiter den Blitz der Wolke *entlocken*, indem sie das Geschäft eines Ausladers verrichten sollen. Da nun aber auf diese Voraussetzung in dieser Abhandlung mehrere Schlüsse gebaut worden sind: so fehlt es den letzten an der gehörigen Consequenz.

Zweytens stützt sich die Behauptung, dass Gebäude durch einen isolirenden Überzug vor dem Einschlagen des Blitzes gesichert werden können, theils auf die vorhergehende unhaltbare Voraussetzung (vgl. S. 57), theils auf eine zu weit ausgedehnte, manchmal aber auch wieder zu willkührlich eingeschränkte, Analogie zwischen der Elektrisirmaschine und einer Gewitterwolke. Denn bald soll der schützende Überzug mit eben dem Erfolge isoliren, wie die Glaswand in der Kleistischen Flasche; bald soll die Elektricität im Freyen nicht so viele Gewalt haben, als die in einer überladenen Batterie. Rec. glaubt aus folgenden Gründen, dass der Vf. die schützende Kraft der nichtleitenden Überzüge viel zu hoch angeschlagen habe: 1) Die Gewalt des Blitzes, der die zähesten Metalle nicht nur schmelzt, sondern auch durchbohrt, und die stärksten Eichen dergestalt zerschmettert, dass die Trümmer zuweilen auf 40 Schritte weit umherfliegen, ist viel zu stark, als dass er sich an Isolatoren kehren sollte, die verhältnissmässig immer nur sehr dünn, auch weder steinhart, noch unschmelzbar gemacht werden können. Wenn es dem Vf. nicht unbekannt ist, dass der Blitz Granitblöcke zerschmettert, welche er doch auch §. 31 unter die Nichtleiter zählt: so wird er zugeben müssen, dass das Vertrauen auf einen nur liniendicken Überzug nicht gar gross seyn könne. Denn 2) da der Blitz durch das angerathene Schutzmittel keinesweges auf grosse Fernen von den Gebäuden zurückgehalten wird, indem es durchaus nicht in die Ferne wirkt, vielmehr die gefirnissten, wie die ungefirnissten, Häuser der Gefahr ausgesetzt bleiben, dass ein Blitz *zufällig* darauf hinfallen kann: so hat man wohl Ursache, an dem vermeinten Widerstande der nichtleitenden dünnen Überzüge zu zweifeln. Wenn man bedenkt, dass einerseits diese letzten durch Verwitterung, Sonnenschein, Frost, Regen, Schnee, Hagel, Sturmwind u. s. w. in Hinsicht ihrer Mischung und Cohäsion leiden, andererseits die Blitze bey Donnerwettern gewöhnlich dem dicksten Regenstürze der Wolke folgen, ja sogar Curven beschreiben, um diesen zu erreichen, und mit ihm an die Erde zu gelangen: so wird die Möglichkeit wohl einleuchten, dass ein Blitz *zufällig* auf ein über-

firnisstes Gebäude geleitet werden könne. Dabey sind die Umstände von der Art, dass ein seltener Glaube an die schützende Kraft des isolirenden Überzuges dazu gehört, um sich über alle Besorgnisse hinweg zusetzen. Denn 3) der Blitz, wenn er die Erde sucht, kehrt sich nicht daran, was für Massen ihm im Wege stehen, sondern durchbricht die Hindernisse, welche sich ihm entgegensetzen, mögen es Granitblöcke, oder vier Fuss dicke Ziegelmauern, mögen es Metallplatten, oder die stärksten eichenen und fichtenen Balken, mögen es grüne Baumstämme oder *übertheerte* Schiffsmasten seyn. Die Fälle sind nicht selten, dass in Gegenden, wo es viele und heftige Gewitter giebt, der Blitz beym Einschlagen nicht nur drey bis vier Zoll weite Löcher durch die dicksten Bohlen bohrt, und das Holz so fein, wie Sägespäne zersplittert, sondern auch Dachziegeln, Kalk, und sogar *Glas, wenn es nicht einmal unmittelbar getroffen worden*, in feinen Staub zermalmt. Sollte denn dieser Allgewalt eine dünne Rinde von rissig gewordenem und durch den Gewitterregen leitend genug gemachtem Pech oder Schellack widerstehen? — Dazu kommt noch 4) dass, nach *Reimarus* und Anderer Erfahrung, der Blitz zuweilen dem Deckfirnisse folgt, mit welchem Fenster- und Thür-Zargen überzogen sind, und dass die Blitzableiter durch einen Überzug von *Ölfarbe* ihre Leitungsfähigkeit *nicht* verlieren, weshalb man an mehreren Orten, z. B. in Hamburg, den Gebrauch hat, die Blitzableiter zu überfirnissen. Und demungeachtet glaubt der Vf. (§. 41), dass ein Firnissüberzug die abgestumpften Auffangestangen ausser Stand setzen werde, den Blitz, der den schützenden Überzug in eben dem Augenblicke zernichten kann, wo er das von ihm bekleidete Metall schmelzt, fernerhin aufzunehmen? Er hätte hier erwägen sollen, dass 5) der Blitz auch mit schlechten Leitern vorlieb nimmt, wenn er zuerst auf diese fällt. Man hat sehr merkwürdige Erfahrungen hievon gemacht, wohin unter anderen diese gehört, dass der Blitz zuweilen zwischen hohen Bäumen in einen dürren Pfahl schlägt, ohne den daran gebundenen jungen Stamm zu verletzen, der doch als grünende Pflanze gewiss leitender ist, als ausgedörrtes Holz. Ohne Zweifel kommt hier dem elektrischen Feuerball seine ungeheuere Schlagweite und die dieser angemessene übermässige Kraft zu Statten. Denn 6) anstatt dass die Schlagweiten bey guten Elektrisirmaschinen einen Fuss betragen, sind sie bey Gewitterwolken fünf, sechs, auch wohl acht und zehn tausend mal so gross. Da sich nun die Anziehungskräfte hier umgekehrt wie die Quadrate der Abstände verhalten: so muss man schliessen, dass der Feuerball aus der Gewitterwolke mit einer 25 bis 100 Millionen mal so grossen Gewalt der Erde zustrebt, wie das Fünkchen am Conductor dem Auslader. Wenn man nun auch die Spannung in einer geladenen Batterie zehntausend mal so gross annimmt, als die Kraft des einzelnen, aus dem Conductor gezogenen Funkens: so bleibt die Gewalt des Feuerballs aus der Donnerwolke doch immer noch 2500 bis 10000 mal so gross. Und ist jene im Stande, eine Glaswand zu durchbrechen, warum sollte nicht dieser letzte vermögend seyn, einen Firnissüberzug aus dem Wege zu räumen, der in keinem Falle 2000 bis 3000 mal so dick, als das Glas einer Ladungsflasche, aufgetragen werden kann, wenn nicht der angerühmte Vortheil der Wohlfeilheit ganz verloren gehen soll. 7) Die Möglichkeit einer solchen Zerstörung des deckenden Nichtleiters wird einleuchten, wenn man mit der unter 3 beygebrachten Erfahrung noch diese verbindet, dass bey dem Herabfahren eines Blitzes, um einzuschlagen, die in der Nähe befindlichen Leiter, z. B. Schraubstöcke in Schlösserwerkstätten u. dgl., kleine Blitze hergeben, welche dem Wolkenblitze entgegenfahren, und manchmal, sowie die blosse Zonenelektricität, Zerstörungen anrichten können, die gross genug sind, die Körper zu zerbrechen, welche den Schutzfirniss an sich tragen, und mithin diesen letzten zu zernichten. (Man vergleiche hier *Reimarus* n. Bem. v. Blitze S. 91.) Das Entgegenströmen der entgegengesetzten elektrischen Agentien folgt auch schon *a priori* aus derjenigen Theorie der Elektricität, welche der Vf. für die seinige anerkennt, ohne dass man sich davon aus *Reimarus* u. A. Schriften *a posteriori* zu überzeugen braucht. Aber Hr. *M.*, der doch S. 31 seiner Abhandlung eine sehr treffende Bemerkung über die so ausserordentliche Gewalt des Blitzes niederschreiben konnte, ist nicht geneigt, jene Gewalt da zu achten, wo die erste Frage gerade sie betreffen muss. 8) Gesetzt aber auch, der nichtleitende Deckfirniss verhinderte in einigen Fällen das Einschlagen des Blitzes: so kann er es doch nicht bey allen Gebäuden ohne Unterschied, besonders bey denen, welche mit Schornsteinen und anderen Rauchfängen versehen sind. Rauch und erwärmte Luft rechnet der Vf. mit Recht zu den elektrischen Leitern: denn man kann jedes Jahr die Erfahrung machen, dass der Blitz in Städten, wie in Dörfern, dadurch herbeygelockt und Gewitterschaden verursacht wird. Wie will nun der Vf. durch seinen Schutzfirniss auf dem Dache, am Giebel und an den Dachbalken, dem Blitze das Eindringen in das Haus wehren, dem der qualmende Schornstein eine geräumige Thüre öffnet? 9) Da es bekannt ist, dass die warmen Ausdünstungen von gefüllten Scheunen und Ställen den Blitz an sich ziehen, wie soll der Deckfirniss hier schützen, wo Öffnungen bleiben müssen, durch welche die nachtheiligen Dünste entweichen, damit nicht Getreide und Futtergräser schimmeln, oder auf eine andere Art verderben? 10) Wenn der Vf. fodert, dass an den auf neue Art einzurichtenden Gebäuden kein frey liegendes Metall gelitten werden soll: so würde man auch die hochhängenden Schlageglocken und Uhrzeiger an Thürmen, ingleichen die Dachrinnen an Häusern, die eisernen Haspen an Fensterrahmen und Dachluken, den Metallbeschlag auf Altanen und flachen Dächern, ganz verbannen müssen. Diess sind aber Bedürfnisse, welche das öffentliche und Privat-Leben in gesitteten Staaten unentbehrlich gemacht hat. Folglich würde eine bedeutende Anzahl von Gebäuden übrigbleiben, die, wenn die Blitzableiter ihnen genommen, oder auch nur durch einen Deckfirniss verschlechtert werden sollten, ganze Städte in Gefahr setzen könnten. 11) Was die Wohlfeilheit der Schutzfirnisse in Vergleichung mit dem Kostenbetrage

für die Anlegung tüchtiger Blitzableiter betrifft: so würde man vielleicht unter der Bedingung, dass jene nur $\frac{1}{4}$ Linie dick seyn dürfen, Ersparnisse machen können. Aber es ist die Frage, ob nicht zolldicke Überzüge nöthig seyn werden, wenn sie dem Entgegenströmen der elektrischen Stoffe wirklich Einhalt thun sollen, und ob man nicht werde die ganze äussere Oberfläche eines Gebäudes überziehen müssen, um zu verhüten, dass der Blitz die isolirende Decke umgehe, ungefähr so, wie die Elektricität in einer Kleistischen Flasche, die manchmal durch einen Sprung über den isolirenden Rand sich zu entladen pflegt. Denn 12) es ist bekannt, dass der Blitzfunke nicht immer geradlinig, sondern in den mehresten Fällen geschlängelt fortgeht und Seitensprünge macht, wodurch er, von der entgegengesetzten Elektricität des Erdbodens unterstützt, sehr leicht in das Innere der Gebäude dringen könnte, indem er, um bildlich zu reden, anstatt eines Angriffs in der Fronte, die Schutzdecke überflügelt. Um ein solches Ereigniss zu verhüten, würde es nicht genug seyn, bloss das Dach eines Gebäudes mit einem schützenden Firnisse zu überziehen, sondern man müsste die Giebel- und Umfangs-Wände auch damit versehen. Und nun denke man sich bloss ein zweystockiges Haus, in der Frontmauer 20 Fuss hoch, 40 Fuss tief, und 60 Fuss lang, mit deutschem Dache: so sind wenigstens 8400 Quadratfuss Oberfläche zu überfirnissen. Hätte die Schutzdecke auch nur eine Dicke von $\frac{1}{4}$ Zoll oder $\frac{1}{48}$ Fuss: so würden gleichwohl 175 Cubikfuss des Materials, aus welchem jene gemacht werden soll, erforderlich seyn. Wollte man z. B. 1 Theil Therpentin und 3 Theile Gummilack dazu anwenden: so würde der erste dieser Stoffe im Gewicht 2861,5 Pfund, der letzte hingegen schon dreymal 3288,86 Pfund ausmachen. Sollte Rec. an seinem Aufenthaltsorte dieses Material kaufen: so würde er den kleineren Theil mit 635 Thlr. 21 gr., den grösseren aber mit 6577 Thlr. $17\frac{1}{3}$ bezahlen müssen. Und wenn der Überzug auch nur eine einzige Linie dick seyn sollte: so würde er doch auf 2404 Thlr. $18\frac{2}{3}$ gr. zu stehen kommen. Dafür lassen sich acht bis zehn recht vollständige Blitzableiter anlegen, von welchen man ohne Zweifel mehr Sicherheit erwarten darf, als von dem dünnen isolirenden Überzuge. Erwägt man hiebey noch das Übel, dass der letzte rissig wird, in der Hitze schmilzt, in der Kälte abspringt und leere Stellen giebt, folglich alle drey bis vier Jahre eine Hauptausbesserung nöthig macht; oder wenn man diese vernachlässigen wollte, dass dann ausser der täglich zunehmenden Gefahr noch andere Nachtheile für die Gebäude eintreten, nämlich das Einregnen in die hölzernen Bedachungen, welche der Vf. verlangt, das dadurch veranlasste Stocken des Sparrwerks, der Holzzimmerung, das Aufweichen der Mauern u. dgl. m.: so tritt die angepriesene Wohlfeilheit des neuen Schutzmittels ganz in den Hintergrund, und lässt guten Blitzableitern einen entschiedenen Vorzug. Es ist nun zwar wahr, dass man wohlfeilere Überzüge, z. B. aus Theer und Asche machen kann. Aber was lässt sich von diesen erwarten, wenn sie nicht bloss zum Scherz angebracht werden sollen; und wie lange werden diese gegenhalten, wenn man sie nicht in dicker Masse auftragen will? Muss aber diess geschehen, so lässt sich leicht begreifen, dass dergleichen Überzüge wieder theurer zu stehen kommen, als Blitzableiter. Aus diesem Grunde scheint es mit der §. 46 angelegten Berechnung nicht ganz richtig zu seyn, und Rec. muss den Vf. auffodern, diese einer sehr sorgfältigen Durchsicht zu unterwerfen.

Es würde nicht schwer werden, gegen den Vorschlag des Hn. *M.* noch Mehreres zu erinnern; damit er aber nicht glaube, „dass es — wie §. 47 gesagt wird — desswegen geschehe, weil der Vorschlag neu scheint": so will Rec. seine Ausstellungen hier abbrechen, und nur noch seine Meinung darüber äussern, wie über die Wirksamkeit der vorgeschlagenen Schutzdecken am besten Versuche angestellt werden könnten. Es giebt manche Stellen des Erdbodens, z. B. gewisse Bergkuppen, wo der Blitz fast alle Jahre eingeschlagen hat. Auf diesen errichte man leichte Gebäude aus Kreuzholz, und gebe ihnen Wände und Obdach von dünnen trockenen Dielen, überziehe sie dann von aussen mit gutem isolirenden Firnisse, mache sie aber inwendig durch Blech oder Blechstreifen so leitend, als möglich, schütte, anstatt einer Füllung von Erde, Hammerschlag, metallene Dreh- oder Bohr-Späne nebst anderen guten Leitern zwischen die Schwellen hin, und überlasse so das Ganze seinem Schicksale. Vermag das vorgeschlagene Schutzmittel etwas, so muss das Gebäude unversehrt bleiben. Und um seine schützende Kraft noch mehr auf die Probe zu stellen, setze man auf den isolirenden Firniss isolirte gute Auffangestangen. Verschont nun der Blitz auch das Gebäude, so kann man annehmen, dass der isolirende Firniss seine schützende Kraft bewährt habe, und dass dieses nicht wenig kostspielige Mittel verdiene, *hie und da*, z. B. bey Pulverhäusern, angewendet zu werden. Schlagen aber die Versuche fehl: so beschränke man sich darauf, die isolirenden Firnisse bloss da anzuwenden, wo dem auf den Ableiter fallenden Blitze noch Nebenwege zur Erde oder in das Innere der Gebäude übrig bleiben. Dergleichen Nebenwege sind unter anderen die Hammerketten der Schlageglocken, die Zeigerstangen der Uhren auf Thürmen. Diese Körper leiten da, wo der Blitz sich auf dem Blechbeschlage der ganzen Kuppel ausbreiten muss, immer einen Theil der Elektricität mit fort, es sey denn, dass sie durch den Rost sehr schlechte Leiter geworden, und die eigentlich dazu bestimmten Leiter um sehr vieles besser seyen. In diesen und ähnlichen Fällen ist es höchst rathsam, auf Isolirungen bedacht zu seyn, und hier werden sie gewiss die besten Dienste leisten.

Damit übrigens der Vf. sich in die unter No. 12 gegebene Kostenberechnung finden könne, bemerkt Rec. noch Folgendes: a) Das Pfund Therpentin kostet an seinem Aufenthaltsorte $5\frac{1}{3}$ gr., das Pfund Gummilack aber 16 gr.; b) das eigenthümliche Gewicht des ersten ist bekanntlich 0,991, des letzten aber 1,139: folglich wiegt der Cubikfuss von jenem 65,4 Pfund, von diesem 75,174 Pfund; c) Da im Ganzen 175 Cubikf. erfodert werden, und hievon der vierte Theil $43\frac{3}{4}$ Cubikf. ausmacht: so bleiben $131\frac{1}{4}$ Cubikf. Gummilack nöthig. Hieraus ist das obige Resultat leicht zu finden.

K. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

PÄDAGOGIK.

1) Genf, b. Paschoud: *Des Instituts d'Hofwyl, considérés plus particulièrement sous les rapports qui doivent occuper la pensée des hommes d'Etat.* Par le Cte *L. d. V.* (*Louis de Villevieille.*) 1821. 209 S. 8.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Darstellung des religiösen Bildungsganges der wissenschaftlichen Erziehungsanstalten in Hofwyl.* Von ihrem Stifter(,) *Emanuel von Fellenberg.* 1822. 90 S. 8. (8 gr.)

Wenn der nach langer Zeit wiederholte Besuch einer ausgezeichneten, werth gehaltenen, im Wachsthum und innerer Entwickelung immer fortschreitenden Anstalt, der Umgang mit dem Stifter derselben, dessen kräftiges Wirken dieselbe in jugendlicher Lebensfülle erhält, und, wie die Seele den Körper, durchdringt; wenn das Lesen Alles desjenigen, was schon manche Andere darüber gesprochen und geurtheilt haben, und endlich eigene Beurtheilungsgabe, die, von fremdem Urtheile unabhängig, selbst sieht, erkennt, entscheidet, in den Stand setzen, über ein solches vielumfassendes Unternehmen, wie Hofwyl es uns darbietet, und über Einrichtungen, welche darum allgemeine Theilnahme fodern, weil sie Gemeingut nicht Eines Landes oder Eines Volkes, sondern des gesammten gebildeten oder bildungsfähigen Theils des Menschengeschlechts sind, gründlich, verständlich und anziehend zu reden: so wird man gestehen, dass der Graf *Ludw. v. Villevieille*, welcher im Besitze jener Vortheile war, einer angenehmen und zugleich erschöpfenden Darstellung dieses wichtigen Gegenstandes am besten Genüge zu leisten, und, wie er selbst sagt, darüber zu reden vermochte, ohne eben Gedanken oder Worte Anderer zu wiederholen. Die Einrichtung des Buches ist folgende: Von S. 7 — 50 wird von den verschiedenen einzelnen Zweigen der Gesammtanstalt gesprochen; von S. 50 — 70 folgen des Vfs. Ansichten, Aussichten, Hoffnungen; von S. 71 — 209 entwickelt er umständlicher in 26 Noten einzelne Nachrichten oder Äusserungen. Ob nicht vielleicht manche Wiederholung erspart, das Bild des Ganzen klarer dargestellt, und dadurch die Gediegenheit und die Vollendung des Buches erhöht worden wäre, wenn der Vf. die Capitel und die Noten in Eins verschmolzen hätte, darüber will Rec. nicht mit ihm rechten; er beschränkt sich nur darauf, zu berichten, was hier gegeben ist. — Die verschiedenen Anstalten, im Grunde alle Zweige Eines und desselben Baumes, somit durch die gleiche Kraft belebt, sind 1) *der Musterhof* (*ferme modèle*). Nach Hn. *v. Fellenberg* ist es die Grundlage einer verbesserten Landwirthschaft, dass man der Erde jährlich mehr gebe, als man ihr nehme (was wohl kosmologisch unmöglich wäre — also nur auf einzelne Staaten oder Kreise beschränkt werden kann): der verständige Agronom wird hier aber den Geist auffassen, und nicht bey ganz veränderter Lage und Boden sclavisch jede Einrichtung nachahmen, denn so nur kann diese Anstalt mit Nutzen besucht werden. 2) *Der Versuchhof* (*ferme expérimentale*), eine Hofwyl ganz eigene Einrichtung. Wenn in jenem ersten Alles seinen angewiesenen Gang hat, so ist diesem etwa ein Zwanzigtheil des ganzen Landbesitzes zu allerley Versuchen und zur Ausführung der Vorschläge anderer Agronomen angewiesen; was dann Erfahrung und Beobachtung als bewährt darthun, wird erst nach sorgsamer Prüfung in jenen aufgenommen. 3) *Werkstätte zur Verfertigung der Ackergeräthe.* Anwendung der Mechanik auf die Arbeiten der Landbauer, und Erleichterung desselben hiedurch, ist die Aufgabe, welche Hr. *v. F.* sich gemacht hat; nur erprobte Werkzeuge werden, und bey den vielen Bestellungen und der Gewandtheit der Arbeiter alljährlich in grösserer Vollkommenheit, geliefert. 4) *Werkstätte zur Vervollkommnung des Ackergeräthes.* In dieser werden nach fremden Modellen oder Hn. *v. F's.* eigenen Ideen und Zeichnungen allerley Werkzeuge versucht, gefertigt; erst dann aber, wenn sie unbestrittenen Nutzen bewähren, von der ersten Werkstätte aufgenommen. Sie verhält sich also zu dieser, wie der Versuchshof zu dem Musterhofe. 5) *Schule für arme Knaben.* Eine Anstalt, die aus der freundlichsten Sorge für das Wohl der Mitmenschen hervorgegangen ist. Fünfjährige arme Knaben werden in dieselbe aufgenommen, und bis zum 20sten Jahre erzogen. Der Unterricht ist unausgesetzt, aber immer mit Arbeit verbunden, und in steter Beziehung auf ihren künftigen Stand, als Landwirthe. Hr. *v. F.* betrachtet (im Sinne der Alten) Musik als eines der vornehmsten Hülfsmittel zur Erziehung. Wer eine ähnliche Schule stiften wollte, müsste ebenso sehr von Religiösität durchdrungen seyn, wie Hr. *v. F.*, und sie ebenfalls mit einer landwirthschaftlichen Anstalt in Verbindung setzen können (was zum Theil im Canton

Glarus, auch wohl anderwärts, geschehen ist), denn: „Landbau ist der mächtige Versittlicher der Menschen." Das ökonomische Opfer, welches Hr. *v. F.* hiezu bringt, besteht bloss in Vorschüssen, denn die Auslagen für das 5jährige Kind werden einst durch die Arbeit des 20jährigen Jünglings vergütet. 6) *Armenschule für Töchter.* Erst noch Entwurf; doch ist das Gebäude schon errichtet; übrigens ist Hr. *v. F.* hier von den gleichen Ideen geleitet worden, wie bey der Armenschule für Knaben. 7) *Bildungsanstalt für die höheren Stände der Gesellschaft.* In der Überzeugung, dass der conventionelle Vorrang immer mehr auf moralischen Vorrang gegründet werden müsse, wenn er sich sichern wolle, und dass eine Wiedergeburt der oberen Classen jetzt mehr nothwendig sey, als je, wollte der Stifter von Hofwyl nicht sowohl eine blosse Unterrichts-, als eine eigentliche Bildungs-Anstalt gründen, welche die Vortheile öffentlicher und häuslicher Erziehung mit einander vereinigte. Der Raum dieser Blätter gestattet uns so wenig, hier in das Einzelne einzugehen, als zu entwickeln, wie gerade in der Vereinigung von *zwey* Erziehungsanstalten, *einer* für die obersten und *einer* für die untersten Glieder der Gesellschaft, in Einem Umkreis und unter dem gleichen Director, für beide der grösste Werth darin liege, dass sie sich einander nähern, und dass Jene lernen, den Menschen als solchen zu ehren, in welchen äusseren Verhältnissen er sich befinde, auch nachmals diesen Sinn, der oft um so weniger gefunden wird, je äusserlich und gesellschaftlich höher die Menschen stehen, in das Leben übertragen. Bemerkenswerth ist, dass für 100 Zöglinge 30 Lehrer angestellt sind (wenn anders des Vfs. Angabe richtig ist). 8) *Besondere landwirthschaftliche Anstalt.* Durch diese soll grossen Güterbesitzern gelehrt werden, den Anbau ihrer Ländereyen mit Einsicht, Gewandtheit und Sachkenntniss zu bearbeiten; der Unterricht in jeder Wissenschaft hebt desswegen aus derselben dasjenige heraus, was hiezu zweckdienlich ist. 9) *Normalschule.* Hr. *v. F.* hatte ein paar Jahre während des Sommers eine Anzahl Dorfschulmeister auf einige Zeit vereinigt, und ihnen über die zweckmässigste Art des Dorfschulunterrichts Vorlesungen halten lassen; diese Normalschule wurde jedoch nachher von der Bernschen Regierung verboten (wahrscheinlich, weil sie eine eigene, unter ihrer Aufsicht stehende, errichtet hatte). Alle diese Anstalten stehen in einem gewissen inneren Zusammenhange, und üben wechselseitigen Einfluss auf einander, wie sich diess bey mehreren auf den ersten Anblick ergiebt. Der Vf. meint, es sey Hn. *v. F's.* Absicht, die Schweiz zu einem Centralpuncte europäischer Bildung zu machen, wozu auch dieselbe vorzüglich geeignet wäre, weil ein neutrales Land, durch das Völkerrecht hierin geschützt sey, und das Volk im Ganzen, mit anderen verglichen, noch die reinsten Sitten habe. Die Frage, ob die Unterthanen einer Monarchie in einer Republik dürften erzogen werden, beantwortet der Vf. sehr gründlich; auch zeige die Theilnahme, welche Kaiser Alexander an dieser Anstalt an den Tag gelegt habe, indem er zu Bremgarten, eine Stunde von Hofwyl, eine Einrichtung getroffen, dass junge Russen aus den ersten Familien des Reichs ihren vaterländischen Cultus beachten, ihre Muttersprache üben und in der Geschichte ihres Landes unterrichtet werden können, dass dieser desshalb nicht die mindeste Besorgniss hege. Am Schlusse wirft der Vf. noch einen Blick in die Zukunft von Hofwyl.

Aus den gehaltreichen Noten heben wir nur Folgendes aus. Gleich die erste Note enthält interessante Nachrichten über Hn. *v. F's.* Lebensumstände. Als junger Mann sah er im J. 1794 zu Paris die Revolution noch in ihrem vollen Toben, erkannte ihren für die Nachbarstaaten höchst verderblichen Geist, und war einer der Wenigen, welche voraussahen, was der Schweiz bevorstehen möchte, und Mittel zur Abwendung der Gefahr vorschlugen. Da die Franzosen in der Schweiz eingefallen waren, wollte er an der Spitze des Luzerner Landsturms Bern zu Hülfe eilen, vernahm aber unterwegs die Einnahme der geliebten Vaterstadt. Er flüchtete nach Schwaben; der französische Commissär Mengaud setzte einen Preis auf seinen Kopf. Dennoch ward Hr. *v. F.* nachher von gewissen Leuten als Revolutionär verschrieen. In der Herabwürdigung, die sein Vaterland damals von Aussen und von Innen erlitt, zog er sich zurück. Da reiften in ihm die grossen Entwürfe, deren Ausführung der Zweck seines Lebens ist. — Not. 5. Der Ertrag des Bodens wird jährlich grösser, die Bearbeitung leichter, in 22 Jahren hat sich jener vervierfacht. Die Einwürfe, die der Vf. gegen *Malthus* Theorie der Volksmehrung macht, wollen wir Anderen zu würdigen überlassen: sie scheinen uns jedoch ebenso problematisch, als diese. — Not 7. 8. 9. Über *Wehrly's* Verdienste um die Armenschule, und seine Erziehungsweise. Der einzige Gewinn, welchen Hr. *v. F.* aus derselben ziehen, und welcher seine Vorschüsse in gewissem Sinne einst reichlich ersetzen kann, ist, dass all sein Gesinde aus selbsterzogenen und durch Dankbarkeit an die Anstalt und ihren Stifter geknüpften Menschen bestehen wird. — Not. 11 — 19. Von der Bildungsanstalt für die höheren Stände. — Über den Unterschied zwischen Unterricht und Erziehung. — Wie Naturgeschichte — wie Geschichte gelehrt werde. Politik soll dem Institute ganz fremd bleiben, und Jeder, der als Lehrer angestellt werden will, muss es Hn. *v. F.* feyerlich versprechen, seine Meinungen in dieser Hinsicht für sich zu behalten; Abweichungen von dieser Verschrift werden nicht zweymal übersehen. Die Gründe hiefür sind triftig, und beurkunden einen richtigen Blick, obgleich der Vf. nicht unbedingt hiemit einverstanden ist. Jeder Lehrer erhält bey seinem Eintritte in das Institut eine Übersicht, welche die Theile des Unterrichts, den Zweck desselben, den Gang, der zu beobachten ist, die Grenzen, welche bemerkt, und die Verirrungen, welche verhütet werden müssen, bezeichnen. Alles, ohne den Lehrer in seinem Unterrichte zu hemmen. Der Angestellte macht sich anheischig, dem gemäss zu lehren, und so entsteht zwischen Hn. *v. F.* und seinen Mitarbeitern ein wechselseitiger Vertrag. Der Sprech-

unterricht beginnt mit dem Griechischen, als dem Schwereren, und die Odyssee ist das erste griechische Buch, welches den Zöglingen in die Hände gegeben wird. — Eine besondere, einfache und sinnreiche Anordnung bestimmt die Verhältnisse der Zöglinge unter einander, ihr inneres Familienleben. Förmliche, scharf abgegrenzte Lehrclassen, und eine vorgeschriebene Methode, finden hier nicht Statt: es ist weniger Form, als Geist; dieser, nicht jene, ordnet und leitet das Ganze. Wer von der Lebensweise und den Gegenständen des Unterrichts zu Hofwyl mehr wissen will, den müssen wir auf den Vf. selbst verweisen. Not. 22. *Fellenberg* und *Pestalozzi*, als Erzieher mit einander verglichen — ihre Verschiedenheiten — ihre Übereinstimmungen. Das Urtheil fällt am Ende zu Gunsten des ersten. — Not. 23. Über die pecuniären Mittel zu allen diesen Unternehmungen. Hr. *v. F.* hat weder den Stein der Weisen gefunden, noch geniesst er, wie man vermuthet hat, geheime Unterstützungen von einem grossen Monarchen; sondern eine umsichtig begonnene, klug durchgeführte Benutzung seines Vermögens, verbunden mit zweckmässiger Sparsamkeit, haben ihn in den Stand gesetzt, diess Alles auszuführen. „Die Ergebnisse zu Hofwyl zeigen, wie viel Gutes ein einziger Mann stiften kann.“ — Not. 25. 26. Über die Reisenden, die Hofwyl (im Sommer täglich im Durchschnitte 12 — 15) besuchen, ihre Absichten, ihren Aufenthalt, ihre Urtheile. Der Vf. theilt sie in fünf Classen. Rechtfertigung des Hn. *v. F.* gegen einige ungegründete Vorwürfe, besonders in Hinsicht der Verbindung seiner Zöglinge mit ihren Eltern. — Aus diesem gedrängten Auszuge, in welchem Rec. Manches unberührt gelassen hat, um die Grenzen einer literarischen Anzeige nicht zu überschreiten, wird man den Werth dieser Schrift für Jeden, dem wichtige Erscheinungen im Gebiete der moralischen oder literarischen Welt nicht gleichgültig sind, erkennen. Wir verbinden hiemit die Anzeige einer nicht minder interessanten, über den Geist des Stifters von Hofwyl das schönste Licht verbreitenden Schrift.

No. 2. Hofwyl hat nicht bloss ein schweizerisches Interesse, oder, wie manche andere Anstalt, einen Länderkreis, dem sie angehört, in dem sie herrscht, und über welchen hinaus wohl etwa ihr Ruf, nicht aber ihr Wirken sich erstreckt; auch schliessen seine Anstalten nicht, wie sonst viele andere, gewisse Stände und Classen aus, sondern alle finden sich hier beysammen, wie kaum auf der besuchtesten Hochschule, und sein Einfluss ist daher nicht zu berechnen. Was in wissenschaftlicher, in landwirthschaftlicher Hinsicht geleistet wird, lag offen am Tage; aber das Publicum ist jetzt mehr, als je, zu den Fragen berechtigt: Nimmt die Anstalt auch auf religiöse Bildung Rücksicht? und wie? und von welchem Gehalte ist diese, welche Tendenz hat sie? Auf diese Fragen giebt nun der „Auszug aus der Erklärung des Stifters der wissenschaftlichen Erziehungsanstalt in Hofwyl an seine Mitarbeiter über seine Lebenszwecke und den von ihm eingeschlagenen Gang“ genügenden Aufschluss. — Sowie bey der Verschiedenheit der einstigen politischen Verhältnisse der Zöglinge kein Lehrer irgend Etwas in seinem Vortrage äussern darf, das Reibungen veranlassen, Spannungen erwecken könnte: so soll aus der Offenbarung vornehmlich der Glaube an Christum hervorgehoben werden. „Wer wollte da in der uns umfangenden Beschränktheit sich mit klügelnder Grübeley an das Unerklärliche, Unbegreifliche und Übermenschliche machen (wagen), das seine Erscheinung begleitet, und wozu sollte es führen? Meine Anstalten sollen sich als wahrhaft christliche bewähren. Meine innigste Überzeugung fodert diess, die Abkunft meiner Pflegesöhne aus christlichen Familien gebietet es.“ — Eltern, umgebende Natur, erwachendes Gewissen, sind Hn. *v. F.* die ersten Elemente religiöser Bildung. An dieses reihen sich die alttestamentlichen Schriften der Bibel, sie setzen die Überzeugung von Gottes Daseyn und seinem Verhältnisse zu den Menschen erst recht fest. Darin aber ist Rec. mit Hn. *v. F.* nicht einverstanden, dass „das Gemüth des Kindes in der Zeit, da es zu der Geschichte Jesu gelangt, der Auffassung seiner göttlichen, die ganze Menschheit mit der unerschöpflichsten und innigsten Theilnahme umfassenden Liebe und seiner grenzenlosen Dahingebung zum Besten unseres Geschlechts, lange noch nicht gewachsen sey“: — wir glauben vielmehr, dass man Christum als Erlöser, Menschenfreund und Beyspiel dem Kinde nicht früh genug darstellen könne (nach seinem eigenen Ausspruche Marc. X, 14. 15); ja schon in dem zartesten Alter wird es sich zu ihm hingezogen fühlen, und von der Dämmerung stufenweise zum hellesten Lichte erhoben werden. Von jener ersten Anleitung schreitet man in Hofwyl zu den Geschichtsstudien von Griechenland. Nach diesen „ist eine erneuerte ausführlichere Darstellung des Lebens Jesu ganz an ihrer Stelle.“ Hierauf folgt das Studium der römischen Geschichte, und erst, wenn dieses beseitigt ist, die Sittenlehre unseres Herrn, und ein erschöpfendes Studium seines Lebens. Die Sacramente werden im Unterrichte erst dann berührt, wenn die Jünglinge zum Eintritte in die Gemeinde ihrer Kirche vorbereitet werden, das aber — und hierin zeigt sich das Zartgefühl des Hn. *v. F.* im schönsten Lichte — geschieht immer durch einen Geistlichen der Confession, welcher der Zögling angehört. „Im allgemeinen christlichen Geiste aufs freundschaftlichste mit einander verbunden, achtet ein Jeder die Eigenheiten des Anderen in der Glaubensform, so innig er auch die seinige erfasst, und so unerschütterlich fest er sie auch hoch in Ehren hält, als das Kleinod seiner Familie, seines Vaterlandes und seiner Kirche, und als eine unschätzbare Bedingung seines eigenen Heils.“ Dass Moral und der eigentliche Religionsunterricht nicht getrennt werden, darin findet Rec. wieder einen Beweis davon, dass hier *christlicher* Religionsunterricht ertheilt werde; denn Glaube ohne Werke ist todt.

Von S. 23 an folgen „Religions-Vorträge des Stifters der Erziehungsanstalt in Hofwyl, an ihr gesammtes Personale gehalten.“ Es sind kurze Homilien über einzelne Themata, z. B. über das Gebet, über die christliche Liebe u. s. w.

P. T.

Berlin, b. Amelang: *Hersiliens Lebensmorgen* (,) *oder Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens.* Ein Buch für Jungfrauen, von *F. P. Wilmsen.* Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1822. 366 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede zur ersten Auflage: er habe versucht, ein Andachtsbuch in historischer Form aufzustellen; diess ist diese Schrift nun zwar eigentlich nicht, wohl aber ein moralisches Lesebuch, in welchem natürlich auch das Heil, welches uns aus wahrer Religiosität erwächst, hervortritt. Die Geschichte eines Mädchens, welches theils durch eigenen Leichtsinn, theils durch Verhältnisse, auf mancherley Abwege geräth, aber dem Besseren gerettet wird, die recht wohl gelungene Schilderung der psychischen Zustände, in welchen es sich auf diesem Pfade befand, möchte allerdings eine ganz geeignete Lectüre für Jungfrauen seyn, und Rec. nimmt keinen Anstand, sie allen Müttern bestens zu empfehlen. Den dritten Theil des Buches ungefähr nimmt *Hersiliens Blumenlese* ein, eine Sammlung trefflicher Gedichte von *Herder*, *Klopstock* u. A. Befinden sich auch darunter einige von minderem *poetischem* Gehalte, so sind sie doch in *moralischer* Beziehung ganz an ihrem Orte.

C.

Leipzig u. Merseburg, b. Klein: *Grundlinien zu einer zweckmässigen Methodologie für sogenannte lateinische oder gelehrte Schulen*, von M. *August Gottlieb Hoffmann*, Pfarrer zu Blankenhayn. 1820. VIII u. 132 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. spricht aus Erfahrung, und stellt das Bekannte so zusammen, dass angehende Schulmänner sich aus diesem Buche eine gute Übersicht dessen verschaffen können, was sie bey Führung ihres Amtes zu berücksichtigen nöthig haben. Eines Auszuges ist die Schrift nicht fähig, und ebenso wenig lässt sie sich eigentlich beurtheilen: denn da Hr. *H.* keine neuen Ansichten aufstellt: so hat Rec. weiter keine Veranlassung, etwas zu bemerken, als höchstens zu sagen, dass er in diesem oder jenem Puncte nicht ganz des Vfs. Meinung ist; und was er wohl über die Vorbereitung und Wahl der Lehrer der höheren Schulen, sowie über die Einrichtung der grammatischen Elementarbücher, sagen möchte, das würde ihn zu weit führen. Nur kann er nicht unterlassen, zu bemerken, dass, wenn auf jene mehr Sorgfalt verwendet würde, und diese einen anderen Zuschnitt erhielten, die Zweckmässigkeit des Schulunterrichts sehr befördert werden dürfte.

P. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Dresden*, in der Walther'schen Hofbuchhandlung: *Über Erziehung deutscher Töchter aus den gebildeten Ständen.* Von dem Prediger Dr. *Karl Witte.* 1820. VI u. 90 S. 12. (12 gr.)

Hr. *W.* legt einen grossen Werth auf diese wenigen Bogen, und versichert, nächst der Erziehungsgeschichte seines Sohnes nichts geschrieben zu haben, das ihm wichtiger gewesen wäre. Sie enthalten einen Vortrag, den er dreyen höchst gebildeten, sehr geistreichen und ausgezeichneten Frauen in Göttingen, die einen Anschlag auf ihn gemacht hatten (S. 10), gehalten hat. Er gesteht, dass er ausser seiner eigenen Gattin noch kein weibliches Wesen erzogen habe, trägt aber doch seine Ansichten, nach der Analogie der Erziehung seines Sohnes, mit grosser Zuversicht und Selbstgefälligkeit, in einem gar vornehmen Tone vor. Überall ist auf den ausgezeichneten *Karl*, der als ein wohlgelungenes Erziehungs-Experiment zur Bewunderung der Welt und zur Verehrung des genialen Vaters dasteht, hingewiesen. Wer nicht gleicher Meinung ist, wird ziemlich unhöflich abgewiesen. Die sehr geistvollen Damen sitzen mäuschenstill, hören mit Andacht auf das Orakel pädagogischer Untrüglichkeit, und bitten dann den lieben Hn. Doctor, doch das Alles aufzuschreiben und drucken zu lassen, was er dann auch nach einigen Complimenten verspricht. Wir haben in der Vorlesung des Hn. *W.* durchaus nichts gefunden, das nicht schon hundertmal, und grossentheils viel besser, gesagt worden wäre, obgleich es so vorgetragen wird, als sey es ganz neu. Doch Eins mag dem Vf. eigenthümlich angehören, und das wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten. „Meine Tochter müste (müsste), *recht im Grossen!* mit Puppen spielen. Ihre *ganze* künftige Bestimmung würde ich in diese Spiele legen (also auch die Bestimmung als Ehefrau und Mutter), und meine Gattin *flehentlich* bitten, bey der Ausführung meiner Angaben ja nichts Einzelnes zu vergessen. Eine ganze *Familie* von Puppen würde ich Karolinen *allmählich* anschaffen. Vater, Mutter, männliche und weibliche Kinder, Dienstboten, Freunde und Freundinnen, *Hausthiere* sogar, sollte sie besitzen. Das Alles so schön, als ich es bezahlen könnte. Noch mehr! ich würde ihr einen passlichen Schrank zu einem *Hause* einrichten lassen, oder ihr, wenn es nicht gar zu theuer wäre, ein *Haus* mit einigen Stockwerken und einem Keller (für die Hausthiere nothwendig auch mit einem Hühnerboden, Taubenschlag, Hundestall u. dgl.) kaufen. Ich würde die Stuben mit Geräthe aller Art (also auch mit dem Ehebette und der Wiege), die Kammern mit Betten u. s. w., die Küche mit Geschirre, den Keller und die Böden mit Vorräthen, und die Puppen mit allen erfoderlichen Bekleidungen versehen. Aber, wohlverstanden! das Alles müsste Karoline allmählich verfertigen oder sich *erwerben* (vorher sollte Alles so schön eingekauft werden, als es der Vater bezahlen könnte). *Schenken*, wohl gar mit *einemmale*, oder *bald nach einander schenken*, würde ich es ihr nimmermehr." Da mag denn das liebe Töchterchen das Puppenspiel forttreiben bis zum zwanzigsten Lebensjahre, auch wohl noch weiter hinaus. Es ist doch eine gar herrliche Sache um die Erziehungskunst!

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASBURG, b. Heitz: *Timotheus* (,) eine Zeitschrift zur Beförderung der Religion und Humanität. Erster Band (in 6 Heften). 1821. XII u. 394 S. gr. 8. (Pränumerationspr. des ganzen Jahrg. von 2 Bänden 3 Rthlr. 12 gr.)

Für den tiefer blickenden Beobachter dessen, was auf dem grossen allgemeinen Gebiete des menschlichen Treibens vorgeht, ist die Erscheinung von religiösen und moralischen Zeitschriften, die nichts weniger, als zur blossen Unterhaltung geeignet sind, sondern wohl unterrichtete, sehr aufmerksame, und zu den ernsthaftesten Untersuchungen bereitwillige, wenn gleich ungelehrte, Leser erfodern, gewiss ebenso erfreulich, als unerwartet. Wir zählen deren sogar gegenwärtig mehrere; und sollten sie sich erhalten, so könnten sie für den sichersten Beweis gelten, dass die Bemühungen der neueren Pädagogik nicht vergeblich gewesen seyen, und dass von ihr, denn wir wüssten sonst nicht woher, eine wirklich erhöhte, wenigstens in *dem* Masse vorher nicht Statt gefundene, Denkfähigkeit bey einem grossen Theile des Publicums erzielt worden.

Die vor uns liegende Zeitschrift erfreute sich, ihres ernsten Inhaltes ungeachtet, gleich bey ihrer Entstehung einer bedeutenden Zahl von Abnehmern, und scheint deren immer mehrere zu finden. Wir wünschen von Herzen, dass diese Theilnahme fortdauern möge, da sie, unserer wohlerfassten Überzeugung nach, dieselbe verdient.

Ihren Zweck spricht sie auf dem Titel selbst aus, und entwickelt ihn in der an ihrer Spitze stehenden Abhandlung S. 1: *Religion und Humanität* (von *Matth. Richard*) überschrieben, noch näher. Fern von aller Parteysucht und vom Sectengeiste soll ihr Bemühen dahingehen, nach den ernsten, reinhumanen Grundsätzen der protestantischen Kirche, die Zeitbegriffe über Religion zu würdigen, zu läutern, und überall auf den Geist, das Wesen zu dringen. Die *Wahrheit* zu erringen, soll die Krone ihrer Thätigkeit, und die Verwirklichung ihres sittlichen Gedankens ihre schöne Frucht werden. Dabey will sie sich in der Auswahl des Stoffes, wie in der Art der Darstellung desselben, nach den Bedürfnissen der Zeit und dem Grade der jetzigen Cultur richten.

Die Aufsätze, worin die Herausgeber ihren Zweck verfolgen, sind aus dem Gebiete der praktischen Religions- und Moral-Wissenschaften, der kirchlichen Geschichte und Statistik, auch der Poesie, genommen, und entbehren daher einer gewissen Mannichfaltigkeit nicht, obgleich ihr eine noch grössere zu wünschen wäre. Es liegt uns ob, die meisten dieser Aufsätze in möglichster Kürze zu charakterisiren.

Der *religiösen und moralischen* zählen wir 11, und erkennen als die preiswürdigsten darunter die Arbeiten des *M. Richard*, von welchen uns *die Pfingstbetrachtung* S. 49 besonders angezogen hat: sie ist voll edler Gedanken, überall das Humane durch das Göttliche befördernd. Auch das *Weihnachtsfest*, von *demselben*, S. 335, empfehlen wir den Religionsfreunden. Noch muss die Abhandlung über *die Fortbildung der Religionserkenntniss*, von *J. F. Aufschlager* (vielleicht Pfarrer in Paris?), ausgezeichnet werden, die im *Reinhard*'schen Geiste geschrieben ist. Auch die Betrachtung über *das Gebet*, S. 355, von *A. Mäder*, ist sinnig; dahingegen uns desselben Vfs. Aufsatz S. 8: *Über Wesen und Darstellung der Religion*, nichts Besonderes zu haben schien.

Historische Aufsätze finden wir in jedem Hefte 1, auch 2 bis 3. Sie haben es theils mit der früheren, theils mit der neuesten Religionsgeschichte zu thun. Jene sind von *Andr. Jung*, und beschäftigen sich mit der *Geschichte der Waldenser*, S. 22 — 49; *Wiklef's und der Bettelmönche*, S. 91 — 127; *der griechischen Kirche*, nämlich *ihrer Trennung von der lateinischen*, S. 231 — 272, und *ihrer Verhandlungen mit den protestantischen Kirchen*, woran auch die Unterscheidungslehren dieser Kirche gereiht sind, S. 290 — 322. Die Bearbeitung ist durchaus gründlich, nur scheint sie uns nicht anziehend genug: die Sprache dünkt uns etwas schwerfällig. Bey historischen Aufsätzen muss die Aufmerksamkeit des Lesers bloss von dem Geschichtlichen in Anspruch genommen, und folglich nicht durch Schwierigkeiten der Sprache getheilt werden. Hier aber fanden wir uns mehrere Male in die Nothwendigkeit versetzt, erst mit den Worten in das Reine zu kommen. Um uns verständlich zu machen,

wählen wir ein Beyspiel, nämlich die erste Periode in dem Aufsatze *Wiklef*: „*Unter mannichfachen Namen, bald entzweyt, bald befreundet, theilten die zahlreichen Klostergesellschaften* (überhaupt? oder wann? und wo?) *den Erwerb der Völker, und genossen denselben in träger Ruhe, welche neben den herzlosen, zu gewissen Stunden verrichteten Gebeten, nur die häufigen inneren Streitigkeiten der Orden unterbrachen.*" Hier steht *bald entzweyt* nicht an der rechten Stelle, man möchte es zuerst auf die Namen beziehen, was doch nicht geht; auch macht der unerwartete Accusativ *welche* ein nochmaliges Überlesen nöthig. Überdiess dürfte mancher Leser ohne nähere Kenntniss der Geschichte sich hie und da nicht zu helfen wissen; z. B. S. 114 heisst es: „Zwey Päpste zerrissen (?) in jener Zeit die christliche *Welt*: der eine, von Frankreich und wenigeren Fürsten erkannt; aber mit der Mehrzahl der Cardinäle, hielt seinen Hof zu Avignon der andere, dessen Wahl die Römer erzwungen hatten, und gebot von Rom aus dem grösseren Theile der katholischen *Welt*." S. 250 wird Photius ein edler Mann genannt, und 2 Seiten später von ihm gesagt: „Er gab sich alle *Mühe*, einen Irrthum des Papstes, seines Gegners, aufzufinden: *mit innigem Vergnügen* und grosser Weitläuftigkeit verweilte er an einem *mühsam aufgefundenen* (man bemerke auch die Wiederholung) Irrthum in der Lehre." Der *beste* historische Aufsatz darunter ist S. 290, der allgemein und leicht verständlich seyn wird. Zu den historischen rechnen wir auch die trefflichen Beachtungen der Zeit in den Aufsätzen von *G. H. Laib*, S. 199 und besonders S. 322 (einige Prophezeyhungen des katholischen Hn. *v. Haller* betreffend). Nur aus Mangel an Raum übergehen wir andere Aufsätze, z. B. über die Kirchenvereinigung in Baden und Lichtenberg u. s. f., um uns zu dem

Statistischen, S. 383 — 88, zu wenden, der die *Übersicht des gegenwärtigen statistischen Zustandes der beiden protestantischen Kirchen in Frankreich* enthält, von *F. W. Edel*. Nach ihm leben weit über 1½ Million *Reformirte* in Frankreich, die in 16 bis 1700 Gemeinden getheilt sind, an denen 275 Pfarrer arbeiten, so dass auf jeden 5,500 Seelen zu rechnen sind. Protestanten des *augsburgischen Bekenntnisses* kann es, in mehr, als 400 Gemeinden, über 300,000 geben, mit 214 angestellten Pfarrern, von denen jeder im Ganzen 1400 Seelen zu besorgen hätte.

Der *poetischen* Aufsätze sind die wenigsten; 2 Allegorieen in Prosa und 5 Gedichte. Den Sinn der Allegorie S. 60 haben wir nicht recht finden können; der Sinn der zweyten, S. 272, liegt dagegen zu offen da.

Der jungen Zeitschrift ist weiter nichts zu wünschen, als mehr Popularität, jene edle Popularität, die mit dem Religiosen auf jeder Bildungsstufe in Verkehr zu kommen versteht, und ihn höher zu heben weiss. Sie besteht in der höchsten Einfachheit und Klarheit, Eigenschaften, die freylich nur bey dem Meister in seinem Fache zu suchen sind. — Das Äussere des Timotheus ist zweckmäsig. Χμς.

Schleswig, im Taubstummen-Institut, u. Leipzig, in Commiss. b. Tauchnitz: *Kieler Beyträge*. Zweyter Band. 1821. 504 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1820. No. 258.]

Dieser Band steht dem ersten nicht nach, und es ist zu bedauern, dass, wie es wenigstens scheint, dieses reichhaltige Magazin nicht weiter fortgesetzt werden wird.

Hr. Prof. *Niemann* giebt *Proben irländischer Beredsamkeit*, in Übersetzungen aus *Phillips's Specimens of Irish Eloquence* (Lond. 1819), und eine ausführliche und deutliche Beschreibung der *Holsteinischen Milchwirthschaft*, die so viel Vorzügliches hat. Hr. Prof. *Hegewisch* handelt *von der Arbeit, betrachtet als Ursache des bürgerlichen Lebens und Glücks*, in einem an trefflichen Gedanken reichen Aufsatze; er betrachtet besonders die Arbeit des Armen, die Arbeit der Bürger, die Arbeit der reichen Erben und ihrer Verwandten, und die Arbeit des Fürsten, der Glieder der fürstlichen Familie und der Minister. Vom Hn. Prof. *Falck* findet man hier *Betrachtungen über die Errichtung eines Oberappellationsgerichts im Herzogthum Holstein, nebst allgemeinen Blicken auf die Gerichtsverfassung der Herzogthümer Schleswig und Holstein*; ferner eine *Erwiederung* auf die ebenfalls hier eingerückten *Erinnerungen gegen einen Aufsatz im 1 B.*, vom Hn. Grafen *Heinrich zu Rantzau*. Ein sehr gediegener Aufsatz vom Hn. Prof. *Dahlmann* hat die Überschrift: *Von politischen Drangsalen* — und berührt sehr wichtige Gegenstände. Hr. Prof. *Pfaff* stellt sich in einer *Erinnerung an die Frau Stutterheim, zunächst veranlasst durch das Archiv für den thierischen Magnetismus*, dem Unfuge unserer Zeit entgegen, da selbst Philosophen gemeine Quacksalberey als etwas Ausserordentliches und Achtbares, und den berüchtigten *Gassner* als einen Gegenstand der Verehrung aufstellen. Die oben genannte Frau, die Hr. *Grohmann* in Hamburg als eine halbe Heilige darstellt, wird hier nach den Untersuchungsacten in einem anderen Lichte gezeigt. In einem der unter der Aufschrift: *Miscellen* — zusammenstehenden kleinen Aufsätze wird die Vermuthung geäussert, dass des *Tacitus Germania* ursprünglich als Episode einem grösseren Werke angehört habe, und nur zufällig, etwa weil dieser Abschnitt für Deutsche ein so grosses Interesse haben musste, besonders abgeschrieben sey. Des Vfs. Grund ist der Mangel einer Einleitung. „Eine solche Art des Anfanges, sagt er, als in der *Germania*, ist wider die Manier von Tacitus, und gar nicht in der Art eines so gedankenreichen Schriftstellers. In allen seinen übrigen Schriften finden sich einleitende Bemerkungen, die mit gedankenreicher Kürze den Leser auf den rechten Standpunct stellen. Hier in der *Germania* kein Wort der Art, sondern es wird gleich mit Angabe der Grenzen begonnen." Der Vf. bemerkt, dass ähnliche Episoden bey Tacitus nicht ohne Beyspiel seyen, und führt als solches die im 5 Buche der Ge-

schichte befindliche über das jüdische Volk an. Für die Stelle, wohin jene Episode gehöre, ist der Vf. geneigt, die Geschichte des Domitians in den verlorenen letzten Büchern der *Hist.* zu halten. Einige kleine Aufsätze erregen Bedenklichkeiten gegen die Armencolonieen, und in einem giebt Hr. *Harms* Nachricht von dem Übertritte eines katholischen Studenten zur protestantischen Kirche.

H. I. K. L.

Rostock, b. Stiller: *Vaterländisches Unterhaltungsblatt für gebildete Stände.* Herausgegeben von *K. C. Stiller.* No. 14 — 26. Von Johannis bis Michaelis 1820. 4. (18 gr.)

Das zu Schwerin herauskommende „Freymüthige Abendblatt" wurde gegen das Ende des Jahres 1819 (nach den bekannten Bundestagsbeschlüssen) auf einige Zeit unterbrochen. Da aber ein ähnliches Wochenblatt für Mecklenburg wünschenswerth geachtet wurde: so unternahm Hr. Hofbuchhändler *St.* dieses Unterhaltungsblatt, dessen erste Stücke uns bis jetzt nicht zu Gesichte gekommen sind, das aber, als die Fortsetzung des Abendblattes angekündigt wurde, mit dem 26 St. wieder aufhörte.

Wir lesen hier recht vernünftige *Bemerkungen über den Zeitgeist unserer Tage*, von *W.*; *Witterungsregeln*, von *Ed. Stern* (d. i. Hn. Präpositus *Flörke* zu Mulsow), die wohl nicht alle gleich zuverlässig seyn dürften. — Schwer zu glauben ist z. B., dass die Witterung am Bartholomäus*tage* eine vollkommen zuverlässige Anzeige für den ganzen Herbst sey. — *Kunst, verwelkte Blumen wieder zu beleben* — *Vogels* in München Versuche und Bemerkungen. — *Etwas zur Geschichte des Küssens*, wo es ein wenig seltsam klingt, wenn es z. B. heisst, *Lipsius melde* diess und das von alten Zeiten, was nicht von einem Schriftsteller gesagt werden sollte, der die Thatsachen aus früheren Schriftstellern schöpfen musste. *Blicke ins Leben*, nicht neue, aber wiederholenswerthe Bemerkungen über häusliche Erziehung und Schule. — *Der Schulmeister auf ritterschaftlichen Gütern in Mecklenburg, eine Bitte an Alle, die helfen können.* Jetzt, nach neueren Landtagsbeschlüssen, wird ja wohl Manches besser geworden seyn oder doch werden. — Hr. Hofr. *Thomsen* will, dass alle Verarmten ihre Versorgung von ihrem Geburtsorte erhalten sollen, wogegen schon der Herausg. eine gegründete Bedenklichkeit erhoben hat. — *Daniel Schönemann, ein deutscher Improvisiator* (Improvisator). Er war zu Greifswalde 1695 geboren, verrieth in der Jugend kein dichterisches Talent, fing aber, während einer Gemüthskrankheit zu Rostock, wo er Hauslehrer war, im Schlafe an, einige Stunden in Versen zu reden, und behielt seitdem eine Leichtigkeit zu improvisiren. Er hielt sich 2 Jahre am Strelitzischen Hofe auf, wo der König von Preussen sein Talent kennen lernte, der ihn 1721 als Prediger nach Geltdow bey Potsdam berief, und bald nachher nach Berlin versetzte. Als auf Befehl des Königs manche Kirchenceremonien abgeschafft wurden, legte *Schönemann* sein Amt freywillig nieder, und starb in Schlesien 1738 bey einem Hn. *v. Knobelsdorf.* — *Badefreuden der Vorzeit.* Eingewebt ist *Poggio's* Schilderung derselben zu Baden in der Schweiz. — Hr. *Siemssen* giebt eine *physicalisch-ökonomische Auflösung des räthselhaften Fischmangels im Rostockschen Antheile der Warnow*, welche uns befriedigend scheint. — *Licht gegen Finsterniss.* Hier wird ein elender Münchner Zeitungsschreiber mit seiner verkehrten Deutung und Anwendung des Bundestagsbeschlusses vom 10 Sept. 1819 zurückgewiesen. — *Ed. Stern* erzählt zwey merkwürdige Beyspiele vom *Fernhören* und *Fernsehen. Lehmann* handelt von der *Sonnenfinsterniss am 7 Sept.* 1820. *A. Saal* spricht *über den Nutzen und die Nothwendigkeit, die Jugend in den Schulen, vorzüglich den Landschulen, im Singen der Choralmelodieen zu unterrichten*, und empfiehlt dazu ein vom dem Organisten *Bade* zu Loisow bey Ludwigslust erfundenes, beyspiellos einfaches Instrument, mittelst dessen „jeder unmusikalische Schullehrer in kurzer Zeit seine Schüler jede Kirchenmelodie singen lehren" könne. — *Ludwig Gotthard Kosegarten, eine biographische Skizze*, von *Kannegiesser*, auch anderswo gedruckt, schildert den ausgezeichneten Mann, wenn auch nicht von allen Seiten, doch richtig. — Auf *das Vorrücken der herrschaftlichen Uhren auf dem Lande* wird, als auf einen bedeutenden Missbrauch, aufmerksam gemacht. — *Etwas zur Berichtigung der allgemeinen Stimmung gegen die Anwendung der Maschinen bey Fabriken*, hätte noch mehr ausgeführt werden mögen. — Eine in der philomathischen Gesellschaft zu Rostock von Dr. *Witte* an *Hugo Grotius* Sterbetage gehaltene Vorlesung giebt die Hauptumstände seines Lebens an. Ausser den angeführten Aufsätzen findet man hier noch manche andere ernsthafte und scherzhafte, auch Anekdoten und kleine Gedichte, die sich aber nicht auszeichnen.

HIKL.

Berlin, im Bureau für Literatur und Kunst: *Almanach für die israelitische Jugend.* Herausgegeben von *J. Heinemann*, Dr. der Philos. Dritter Jahrgang. 5581 (1821). 116 S. 12. (18 gr.)

Die beiden ersten Jahrgänge (1819 und 1820) kennt Rec. nicht, und sein Urtheil erstreckt sich daher nur auf diesen. Das Vorwort S. V erweckt kein günstiges Vorurtheil. Hr. *H.* sagt: „Mit gleicher Liebe und Sorgfalt ist auch dieser *Spross des Glaubens und der Vernunft* gepflegt worden; und Ältern und Kinder werden ihn nicht minder lieb gewinnen, denn in lieblichen Formen verkündet auch er *Wahrheit und Recht.*" Diese affectirte und pomphafte Ankündigung lässt sich nur dadurch einigermassen entschuldigen, dass grösstentheils schon bekannte Aufsätze von *Ewald, A. Apel, Krummacher, Haug* u. a. geschätzten Schrift-

stellern aufgenommen wurden; aber es ist doch nicht sehr bescheiden, dass die Hnn. *Salomon*, *Zunz* und der Herausgeber selbst, wenigstens als *Mit-Sprosser des Glaubens und der Vernunft* in dieser Gesellschaft aufgeführt werden. Auch kann Rec. in diesen Beyträgen die „*lieblichen Formen*", welche uns verheissen werden, nicht finden. — Übrigens enthält das Büchlein manches Nützliche und Lehrreiche, und kann der Jugend unbedenklich in die Hände gegeben werden. Die *kurze Erörterung des (jüdischen) Calenders* S. 111 ff. ist weder hinlänglich, noch deutlich genug. Dass die „Zeitberechnung der Israeliten weit richtiger sey" (S. 112), will uns nicht einleuchten, weil sie ebenfalls Schalt- oder Bruch-Rechnung und *Chasserim*, d. i. mangelhafte Jahre haben. Die erste Bedeutung von שנה (*Schana*), von ש, 300, נ, 50, und ה, 5 = 355, hätte gar nicht, oder als unrichtig, angeführt werden sollen, weil das Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden berechnet wird. Die Verschiedenheit der Orthographie verdient gerade in einer solchen Schrift Missbilligung.

mcr.

FRANKFURT a. M., b. Willmans: תולדות אבות *Kurzgefasste biblische Geschichte in der Ursprache der heiligen Schrift*. Hebräisches Lesebuch mit etymologischen Bemerkungen, Paradigmen und erklärendem Wortregister. Von *J. Johlson*, Religionslehrer an der Bürger- und Real-Schule der Israelit. Gemeinde zu Frankfurt a. M. 1820. LXIV u. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Nach demselben Plane, welchen neulich Hr. D. *Vater* in Halle in seiner auch in diesen Blättern mit Lob erwähnten *Bibelgeschichte für die Jugend* ausführte, hat schon ein Jahr früher Hr. *J.* das vorliegende hebräische Lesebuch ausgearbeitet. Und die Ausführung verdient desto mehr Beyfall, da, ausser dem sittlich-religiösen Zwecke, zugleich ein pädagogischer erreicht werden kann. Die Auswahl der historischen Stücke verdient Beyfall, und der Druck des hebräischen Textes ist sauber, deutlich und correct. Das beygefügte Wörterbuch entspricht seiner Absicht; aber die vorausgeschickten grammatikalischen Bemerkungen hätten füglicher wegbleiben können. Sie geben theils zu viel, theils zu wenig.

mcr.

LEIPZIG, b. Leich: *Etwas zur Erleichterung des Sterbens und* (zur) *Befestigung des Glaubens an Gottes Vorsehung*, von einem *74jährigen Greise*. Mit einem Vorbericht(e) von Dr. *C. F. Ammon*, K. S. Oberhofpred. u. K. S. C. V. O. Commthur. 1820. VIII u. 178 S. 8. (16 gr.)

Der hochbetagte Vf. dieser kleinen Schrift nennt sich am Schlusse seines Vorworts *Fr. G. Gläser* zu *Reichenbach* (in welchem?), und erzählt seine Lebensgeschichte S. 111 — 117, obgleich sehr unvollständig und gerade die Hauptsachen übergehend. Hier erfahren wir — nicht, wenn, wo und von wem er geboren u. dgl., sondern — dass er schon sehr früh am Gehöre Mangel gelitten, dass er die Saalfelder Schule, unter dem trefflichen *Lockmann*, dann die Freyberger Bergakademie, besucht habe, und 1769 bis 1773 in Suhl angestellt gewesen sey. Krankheiten und der Tod seiner Gattin und dreyer Kinder brachten ihn in Schulden, so, dass er seit 14 Jahren schon in schmachtender Armuth büsst, und nicht die ihm angemessene Diät bey einem schrecklichen Magenhusten beobachten kann, obgleich Wohlthäter den *ganz hart* drückenden Mangel vermindern. Seine körperlichen Kräfte schwinden sehr merklich, und er sieht sich dem Grabe nahe. Diess bewegt ihn, in seiner Einsamkeit sich seine bevorstehende Auflösung vorzustellen, und dem Tode noch so erheiternde Seiten abzugewinnen, als nur möglich ist; ob er gleich eine ganz vollkommene Herrschaft über die widrigen Gefühle bey der Erinnerung daran, wie er selbst gesteht, noch nicht errungen hat. Gewiss Umstände genug, welche die Kritik entwaffnen müssten, wenn eine Schonung hier nöthig wäre. Aber Rec. kann der Schrift an sich das Zeugniss geben, dass sie recht viel Gutes enthalte, in einem reinen, edlen Stile geschrieben sey, und man ihr das Alter und die Körperschwäche des Vfs. gar nicht ansehe. Wenn Hr. *G.* bey eigentlich theologischen Gegenständen, wie natürlich, seine Laienschaft nicht verbergen kann: so ist er desto mehr auf dem psychologischen und anthropologischen Gebiete zu Hause, und weiss davon recht angenehm und lehrreich zu unterhalten. Besonders hätten wir gewünscht, dass Hr. *G.* mehrere solche Beobachtungen an Sterbebetten angestellt hätte, wie wir §§. 5. 6. 7 finden: noch fehlt es uns sehr an getreuen, anschaulichen und lehrreichen Schilderungen des höchstwichtigen Lebensmomentes, welchen wir Sterben heissen, und bevor wir diese nicht haben, lässt sich manche Aufgabe der Psychologie noch weniger genügend beantworten, als es uns jetzt möglich ist. — Mehreres über eine Schrift zu sagen, welche ein *Ammon* zu bevorworten, und zwar auf die Weise, wie er wirklich gethan, gewürdigt hat, halten wir für überflüssig, und wünschen nur, dass sie recht viele Käufer finden möge, wozu uns die Seltenheit einer solchen Erscheinung, und auch das bequeme Äussere des Büchleins Hoffnung giebt.

Χμς.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Theokritos, Bion und Moschos*, von *Johann Heinrich Voss*. 1808. 396 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Hildburghausen, in der Kesselringischen Hofbuchhandlung: *Theokritos*, von *Johann Witter*, Professor am Gymnasium zu Hildburghausen. 1819. 308 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Vossens meisterhafte Übersetzung der bukolischen Dichter Griechenlands ist unstreitig schon längst in den Händen aller Gebildeten. Sie jetzt noch in diesen Blättern aufzuführen, würde unnöthig scheinen, wenn nicht der neue Versuch des Hn. *Witter* dazu auffoderte. Dieser wird uns zwar hier vorzüglich beschäftigen; aber um ihn gehörig zu würdigen, wird auch jene zuweilen herbeygezogen werden müssen. Denn wenn wir auch nicht verlangen, dass alle Übersetzungskünstler auf *Vossens* Werke, wie weiland die Plastiker auf das bewunderte Gebilde des Polykletus, hinschauen, und sich dieselben zur Regel nehmen; und wenn es sogar der Kunst frommt, dass Manche bey Entwerfung der Formen und beym Handhaben des Meisels den Eingebungen des eigenen Genius folgen: so wird man doch, wenn ein neuer Künstler auftritt, wie von selbst auf die Weise des Vorgängers zurückgeführt.

Bey einer metrischen Bearbeitung macht man zuerst an die äussere Form, an das Technische, besondere Ansprüche. Man fodert, dass ein feines, nach Wohllaut und Eurhythmie verlangendes Ohr befriedigt werde, und allen den Reiz empfinde, den bey lautem Lesen eine rhythmisch und harmonisch gestellte Wortreihe gewährt. Denn nie darf der Übersetzer vergessen, dass die Alten zuvörderst für das Ohr gedichtet, wohlwissend, dass durch das Ohr der Weg zu der Seele führt; wer nicht schmeichelnd in jenes zu dringen bemüht ist, wird auch nicht zu dieser gelangen. Er muss also sein Original zuerst von dieser Seite zu fühlen versuchen; und dieses wird einzig durch wiederholtes lautes Lesen erreicht. Mittelst eines solchen Verfahrens bemerkt er nicht nur die Harmonie, die ein feinfühlender Dichter selbst schon durch die Laute wohlgewählter Worte hervorzubringen versteht; sondern er wird auch von dem sanften Wogen ergriffen, in welchem die in Reihen gebrachten Worte sich dahinbewegen. Wer mit einem auf diese Weise angeregten Ohre und Gefühle an das Nachbildungsgeschäft geht, wird gewiss schon durch seine technischen Leistungen den feinen Geschmack befriedigen. Leider aber schreiten die meisten Übersetzer nicht also vorbereitet zum Werke. Es scheint, nach den klanglosen, holperichten und verkrüppelten Versen zu urtheilen, als glaubten sie, es bestände ihre Arbeit in weiter nichts, als das Hexameterschema mit Sylben auszufüllen. So entstehen dann meistens *Zeilen* — denn *Verse* verdienen sie nicht zu heissen — die recht eigentlich eine Folter sind, auf welche diejenigen Leser gespannt werden, deren rhythmisches Gefühl durch das Lesen des antiken Hexameters gebildet worden ist, und deren feines Ohr den ursprünglichen *intensiven* Werth jeglicher Sylbe eines Wortes, wie ihn der Verstand in der fessellosen Prosa erkennt, und nach Verhältniss durch Ton und Mass bezeichnet, auch in der metrischen Stellung wiederzufinden verlangt. Der antike Hexameter, fast immer gleich am Eingange durch eine starke kräftige Arsis in Schwung versetzend, zieht von selbst in sein lebendiges Wogenspiel hinein, und trägt den Erfassten leicht und ohne Anstoss, bald steigend, bald sinkend, dem beruhigenden Schlussfalle entgegen. Sowohl wird es aber bey den meisten deutschen Hexametern dem Gefühle nicht. Denn schon in das erste Versglied werden oft die unbedeutendsten, mattesten und schwächsten Sylben und Wörter gebracht, die zwar geschickt sind, den Raum auszufüllen, aber ganz unbrauchbar, die Elemente eines Daktylus oder Spondeus zu bilden. Daher steht man denn, gleich beym Antritte einer rhythmischen Reihe, ganz unergriffen da, und ermangelt eines festen Bodens zum nöthigen Anlauf. Man muss diesen also, den Sylben zum Trotz und in einem widerlichen Kampf mit ihnen, gleichsam *a priori*, durch Vergegenwärtigung des Schema erringen. Ist man nun dann glücklich genug, einen Fuss breit fortzurücken: so merkt man schon wieder, dass man sich verrennt hat, und schmählich auf einer Sandbank sitzt, von welcher man nur durch langes Umhertasten loskommt, um hernach vielleicht auf eine neue zu gerathen. Und wie könnte es auch anders seyn? Die Meisten, welche metrische Zeilen, von ihnen Hexameter genannt, zusammensetzen, *zählen* die Sylben nur, und *wägen* sie nicht. Dadurch kommen oft die gehaltlosesten, über welche man, weil sie keines langen Intervalles werth sind, schnell hinwegeilen

wollte, in die Arsis zu stehen, und verlangen ein Verweilen, worauf weder der Verstand, noch das Gefühl gefasst war; und will dann dieses nämliche Gefühl wieder anderen Sylben, voll Bedeutung und intensiven Werth, die nöthige Zeit zum Nachdruck vergönnen: so befindet es sich von Neuem im Irrthum, denn sie sind ja in die Thesis gebracht, und wollen nur in geschleiften Lauten gesprochen seyn. Soll aus dergleichen labyrinthischen Zeilen, wo des Anstofsens und Hängenbleibens kein Ende ist, ein Ausgang gefunden werden: so muss dies durch das *Abfingern* des Hexameterschema geschehen. Denn gewiss sind beym Baue so mancher Hexameter oft nur die Finger thätig. Und mit diesen muss man sie denn auch lesen; ihrem Niederschlagen und Hüpfen fügen sich alsdann auch die widerspenstigsten Sylben und Wörter.

Es kann Hn. *Witter* das Verdienst nicht abgesprochen werden, im Allgemeinen vielen und oft glücklichen Fleifs auf den Bau seiner Verse verwendet zu haben. Daher kann man denn auch ganze lange Stellen leicht und ohne Anstofs lesen kann. Leider aber laufen auch manche gebrechliche und an den gewöhnlichen Fehlern leidende Verse mit unter, über welche das Sprüchlein: *ubi plura nitent*, schwerlich hinweghilft. Was für einen Verdeutscher des Theokritus eine schwere und wichtige Aufgabe ist, scheint Hr. *W.* meistens seinem Geiste gegenwärtig erhalten zu haben. Die schlichte, einfache, natürliche Sprache des Originals ist oft in seine Nachbildung übergegangen, und er hat sich ziemlich gehütet, das in dem gröfseren Theile der Theokritischen Poesie herrschende *humile dicendi genus* auf Stelzen einherschreiten zu lassen. Beyspiele dieses Misgriffes jedoch werden wir unten vorbringen. Es ist gewiss ein feines Gefühl und eine genaue Abwägung der deutschen Ausdrücke nöthig, um durch dieselben diejenigen Töne im Inneren des Lesers wieder erklingen zu lassen, die das Original anzuregen beflissen war. Ein einziges ungeschicktes Wort ist oft hinreichend, die schreyendste Dissonanz mit dem Grundtone hervorzubringen, und es braucht dann eine lange Zeit, ehe das Gefühl wieder über dieselbe beruhigt wird.

Ein anderer gewöhnlicher Fehler, in welchen so viele Übersetzer verfallen, ist die gesuchte, unnatürliche Wortstellung und die Verrenkung der Sprachglieder. Darin, meinen sie, bestehe die Kunst, den Vers über die Sphäre der Alltagssprache zu erheben. Wenn nun aber dieses schon in der, ihrer Natur nach, stolz einherschreitenden Epopöe höchst widerlich ist, muss dann nicht eine solche Sprache im Munde der Hirten und bey Schilderungen ländlicher Scenen das unangenehme Gefühl fast bis zum Ekel steigern? Wir freuen uns, Hn. *W.* dieses Fehlers selten schuldig gefunden zu haben. Was endlich die Befolgung der Lesarten betrifft, so muss man über dieselbe mit einem Übersetzer nicht rechten, besonders bey Theokritus, dessen Text bekanntlich kein Feld ist, worauf Meinungsdifferenzen sich noch wacker herumtummeln können. In vielen Stellen hat Hr. *W.* unsere Beystimmung; bey anderen wieder würden wir anders gewählt haben. Aus dem Ganzen ist eine ziemlich genaue Vertrautheit mit der Urschrift sichtbar, und er hat sich bemüht, ihren Sinn in der deutschen Stellvertreterin wieder erscheinen zu lassen. Wenn gleichwohl manchen Worten derselben Bedeutungen untergelegt oder Nebenbegriffe beygesellt sind, die ursprünglich nicht in ihnen liegen: so trieb dazu eigentlich wohl nur die Noth des Metrums, das Hr. *W.* noch nicht mit *Vossischer* Kraft zu beherrschen versteht.

Der dritte Gesang, mit der Überschrift: „Ziegenhirt, oder Amaryllis oder Ständchenbringer,“ hebt mit einer höchst anziehenden und schon von den Alten sehr gerühmten Einfalt und Naivität also an:

Κωμάσδω ποτὶ τὰν Ἀμαρυλλίδα· ταὶ δέ μοι αἶγες
Βόσκονται κατ᾽ ὄρος, καὶ ὁ Τίτυρος αὐτὰς ἐλαύνει.
Τίτυρ᾽, ἐμὶν τὸ καλὸν πεφιλαμένε, βόσκε τὰς αἶγας,
Καὶ ποτὶ τὰν κράναν ἄγε, Τίτυρε, καὶ τὸν ἐνόρχαν
Τὸν Λιβυκὸν κνάκωνα φυλάσσεο, μή τυ κορύψῃ.

Ὦ χαρίεσσ᾽ Ἀμαρυλλί, τί μ᾽ οὐκ ἔτι τοῦτο κατ᾽ ἄντρον
Παρκύπτοισα καλεῖς τὸν ἐρωτύλον; ἦ ῥά με μισεῖς;
Ἦ ῥά γέ τοι σιμὸς καταφαίνομαι ἐγγύθεν ἦμεν,
Νύμφα, καὶ προγένειος; ἀπάγξασθαί με ποησεῖς.

Voſs.

*Reigen*gesang, Amaryllis, *erheb'* ich dir. Durch das Gebirg' *hier*
Weiden die Ziegen indess, und Tityros treibt mir die Heerde.
Tityros, du mein herzlich geliebtester, weide die Ziegen;
Führe sie drauf zu dem *Born*, o Tityros. Aber den *Rammbock*
Scheue, mit weifslichen Zotten, den Libyer; oder er *knuft* dich.

Liebliche dort, Amaryllis, warum nicht mehr *aus der Grotte*
Nennest du mich vorguckend dein Trautelchen? Bist du mir abhold?
Ob ich vielleicht stumpfnasig erschien, in der Nähe betrachtet,
Nymfchen, und *lang* von *Bart*? Zur Erdrosselung bringst du mich endlich.

Witter.

Hinnahn will ich, um dir, Amaryllis, zu singen. Die Ziegen
Weiden entlang dem Gebirg', und Tityros treibt sie als Hüter.
Tityros, herzlich geliebter, *begleite* die Ziegen *zur* Weide,
Und zu der Quelle dann führe sie, Tityros! Doch vor dem Bocke
Hüte dich, jenem gefleckten aus Lybia, dass er dich *nicht* stöfst.

O Amaryllis, du Holde! Warum *blinkst du* aus der Grotte
Jetzo nicht mehr, und nennst mich dein *Goldkind*? Hassest du *mich* denn?
Scheint wohl stumpf dir an mir, in der Nähe betrachtet, die Nase,
Bräutchen, und spitzig das Kinn? Du bewirkst noch, dass ich mich hänge!

Schön ist die dramatische Lebendigkeit, die der Dichter in den Eingang seines Gesanges gelegt hat. Er zeigt uns den Hirten auf der Weide bey seinen Ziegen. Da kömmt diesem, wie angeflogen, der Gedanke: ich will hingehen, und der Amaryllis einen Gesang bringen. Der Augenblick zur Entfernung, fügt er sich, ist

günstig; die Heerde kann indess dem Gebirg entlang weiden, und Tityrus ihr Treiber seyn. Diess gedacht, wird auch sogleich der Mithirte, unter sorglicher Warnung vor dem stößigen Bocke, um den Dienst angesprochen. Und gleich darauf, ohne bey den Mittelmomenten aufgehalten zu werden, erblickt man den Sänger vor der Grotte. Das *tempus praesens* hat in den ersten Versen des Originals einen besonderen Reiz, der auch glücklich in *Vossens* Nachbildung übergegangen ist. Warum mögen aber wohl beide Übersetzer die Amaryllis gleich am Eingange angeredet haben? Dadurch wird sie als gegenwärtig gedacht, und die Phantasie an der richtigen Auffassung der Scene verhindert. Jetzt Einiges über die mit Cursivschrift gedruckten Stellen und Wörter. Die Verba *hinnahn* — *Gesang erheben*, enthalten etwas Feyerliches, was dem Original fremd ist, und nicht mit der ἀφέλεια sich verträgt, die schon Hermogenes περὶ ἰδεῶν so richtig empfunden hat. Und dann, was ist *Reigengesang? Vossens* anerkannte Gründlichkeit und sein scharfes Auffassen aller Elemente eines jeden Wortes der Ursprache hat ihn oft zu einem glücklichen Bildner solcher neuer deutscher Ausdrücke gemacht, in denen die *callida junctura* des Horatius in Ausübung gebracht ist. Gewiss enthält κῶμος und κωμάζειν ursprünglich und sehr oft den Begriff des Gesanges, mit Tanz oder rhythmischer Bewegung begleitet. Ebenso gewiss aber ist es, dass bey den griechischen Wörtern, die mehrere Begriffe zugleich in sich fassen, man sehr oft nur einen festhalten muss; und dieser ist bey dem gegenwärtigen der *Gesang*. Der *Reigen* also, der hier die *saltatio* oder das *tripudium* ausdrücken soll, ist wohl auszuschliessen. Zudem deutet *Reigen* (Reihe) auf eine Mehrheit, auf eine Gruppenbildung in rhythmischen Verschlingungen, und hier ist doch nur Eine Person auf der Scene; aber selbst diese erinnert, während der ganzen Dauer des Auftrittes, auch nicht durch den kleinsten Moment an etwas der *saltatio* Ähnliches. Ja sogar nimmt (V. 38) der κωμάστης eine so gemächliche Stellung an, dass sie alles Hüpfen und Springen ausschliesst. Er sagt:

— ἀσεῦμαι ποτὶ τὰν πίτυν ὧδ' ἀποκλινθείς.

W. Nun dann sing' ich indess, an die Fichte hierneben gelehnet.

V. — ∪ Ich | will fort | singen, mich | hier an die | Pinie | lehnend.

Und endlich am Schluss, wo unser Hirt Kopfschmerzen bekommt, und seinen κῶμον einstellt, sagt er:

Ἀλγέω τὰν κεφαλάν· τὶν δ' οὐ μέλει, οὐκ ἔτ' ἀείδω.

W. Mir thut wehe der Kopf! Dich rührt es nicht! Weiter nicht sing' ich!

V. Wehe! wie schmerzt mir das *Haupt!* Dich kümmert es nichts! *O geendet*

Sey der Gesang! — —

(Sind vielleicht nicht auch hier einige Ausdrücke zu feyerlich?) Auch Virgilius, der in Ecl. IX, 21—25 unsere ganze Stelle nachahmt, fasste κωμάζειν nur in der Bedeutung *canere* auf. Dort schon hat *Voss* in seinem trefflichen Commentare das Original beygebracht, aber κωμάσδειν nur in einfachen Bedeutung übersetzt, nämlich:

Einen Gesang, Amaryllis, erheb' ich dir. Durch das Gebirg hier u. s. w.

Da er aber dort schon in den Anmerkungen dem κωμάσδειν die Nebenbedeutung des *nachahmenden Tanzes* beylegt: so muss man in dem *Reigen*gesange der neueren Übersetzung wenigstens das sorgsame Bemühen um erschöpfenden Ausdruck anerkennen; der rhythmisch bessere Vers ist noch ein besonderer Gewinn. Denn in dem hier oben stehenden kann der Artikel *einen*, als der schwache Vorläufer des Hauptwortes, nicht den Druck haben, und daher nicht schicklich in die Arsis gebracht werden, besonders beym Anheben einer daktylischen Reihe, wo der erste, kräftige Druck nur von einer Sylbe voll intensiver Kraft gewonnen werden kann. — In dem Ausdrucke *begleite zur Heerde* (V. 3) hat Hr. *W.* gröblich gegen die Situation gefehlt, indem die Hirten schon auf der Weide sind, und nicht erst dahin ziehen. — Der dem höheren Stile ziemende *Born* statt *Quelle* klingt in der Sprache der Hirten zu vornehm, und vernichtet den Reiz der durchgängig herrschenden ἀφέλεια. — Die zu grosse Genauigkeit, womit in dem *Ramm*bock der Beruf des ἐνόρχης bey der Ziegenheerde ausgedrückt ist, thut, nach unserem Gefühle, ebenfalls dem Ganzen nicht wohl, obschon das Wort sonst in der Sprache der Landleute üblich seyn mag. — Der Ausgang des V. 5 bey Hn. *W.*:

— ∪ ∪ —
dass er dich | *nicht stösst* — ist ein wahres Skandalon. Wie kann man wohl einem mit Verstand und Ohr begabten Leser zumuthen, der schnell dahin gleitenden Negation *nicht* die *mora* zu schenken, die nur dem Verbum gebührt? Und dann, wie kann *dass* den Druck haben, da man die Sylben: *dass er dich nicht* schnell herausstossen, und in einem Proceleusmaticus sich bewegen lassen muss, um ohne Aufenthalt zu dem Hauptworte *stösst* zu gelangen? Denn nach der Warnung

∪ ∪ ∪
Hüte dich zwingt das Gefühl zu lesen: *dass er dich*

∪ —
nicht stösst. Über das Beywort κνάκων muss man mit den Übersetzern nicht rechten. Bekanntlich sind die Alten in Bezeichnung der verschiedenen Abstufungen der Farben eben nicht sehr genau, und begnügen sich oft mit allgemeinen Epitheten, die wir Neueren dann nach jedem besonderen Falle auch besonders zu deuten haben. Dass dabey nun, vorzüglich, wenn der etymologische Weg versperrt ist, eine Art Umherfühlen Statt findet, ist nicht zu verwundern. Mag also immerhin der in Frage stehende Bock dem Einen *gefleckt*, dem Anderen *weisszottig*, dem Dritten (*Finkenstein*) *gelbhaarig* seyn; es hängt ja von solchen Willkührlichkeiten nicht der Werth einer Übersetzung ab. Soviel über die einleitenden Verse; jetzt noch Einiges über den Anfang des Gesanges selbst.

In dem Commentar zur Eclog. IV übersetzt *Voss* in natürlicher Wortstellung:

Liebliche dort, Amaryllis, warum nicht mehr aus der Grotte

Blickst du hervor, und nennst mich dein Trautelchen? —

dieser Vers das grössere Verdienst der treffenden Darstellung des Sinnes. — Die unrichtige Auffassung der Scene und des missverstandenen ὀψαμάτα hat bey *Witter* aus dem *Feldnachbar* (ὁ πέλας oder ὁ πλατίον) einen *Mittaglöhner* gemacht, der an der Seite des anderen arbeitet: denn es heisst: Noch auch schnittest du *gleich dem Gespann.* Des anderen Landmannes Gegenrede lautet:

> Μίλων ὀψαμάτα, πέτρας ἀποκόμμ' ἀτεράμων,
> Οὐδαμά τοι συνέβα ποθέσαι τινὰ τῶν ἀπεόντων;

Voss.

> Rastlos mähender Milon, wie Felsengestein *unverwüstbar*,
> Traf dich nie ein Verlangen nach Jemand, welcher entfernt war?

Witter:

> Milon, *Schnitter der Nacht,* du Trumm von dem härtesten Felsen,
> Ist es noch nie dir geschehn, dass Sehnen nach Fernen du fühltest?

Hier hat *Voss* mit richtigem Gefühle aus dem Beyworte ὀψαμάτης den Begriff der *Rastlosigkeit* herausgehoben, weil wahrscheinlich die Idee: Nur erst beym Sinken der Nacht die Sense aus der Hand legend — in der Übersetzung nicht ausgedrückt werden konnte. Zur Noth aber auch entbehrt man diesen schön charakterisirenden Zusatz, besonders wenn er so unglücklich versucht wird, wie von *Witter* in dem *Schnitter der Nacht* geschehen ist. — Wenn Milon πέτρα ἀτέραμνος genannt wird, so soll ohne Zweifel seine *Unempfindlichkeit* angedeutet werden, welche die Gefühle der Liebe und Sehnsucht nicht zulässt, und ihn also vor einem Gemüthszustande bewahrt, in welchem es leicht wäre, sich an die Stelle des armen Battus zu setzen. *Voss* giebt obige Worte: *wie Felsengestein unverwüstbar;* dadurch aber werden sie zu einem zweyten, dem ὀψαμάτης analogen Prädicat, und bedeuten Einen, der, obgleich bis in die Nacht arbeitend, doch nicht ermüdet wird, und bey vollen Kräften bleibt. Ist unsere Vermuthung richtig: so braucht es nur eine kleine Veränderung des Ausdrucks; man setze *unerweichbar,* und dem Sinne ist sein Recht wiederfahren. Die Anrede steht dann mit der unmittelbar darauf folgenden Frage, auf welche sie vorbereitet, in gehörigem Einklange. — Wir sprachen oben von der Widerlichkeit, die schlichte, einfache Sprache des Originals auf Stelzen gehen zu lassen. Beym Durchlesen der *Witter*'schen Verdeutschung hatten wir in dieser Hinsicht mehrere Stellen mit dem Obelus bezeichnet. Der Raum erlaubt uns jedoch nur ein einziges Beyspiel anzuführen. Es befindet sich gerade in unserer Nähe. Der Kyklop klagt, V. 23, dass die Schöne sich ihm nur nahe, wenn er schlafe, beym Erwachen aber davonlaufe.

> Οἴχῃ δ' εὐθὺς ἰοῖσ', ὅκκα γλυκὺς ὕπνος ἀνῇ με,
> Φεύγεις δ' ὥσπερ ὄις πολιὸν λύκον ἀθρήσασα.

Witter.

> Aber entweichst sogleich, wenn lieblicher Schlummer mich fliehet,
> Und *fleugst hin,* wie ein Schaaf, das den graulichen Wolf *sich erschaut* hat.

Voss.

> Schnell dann eilst du hinweg, wenn der süsse Schlaf mich gelöset;
> Und du entfliehst, wie ein Schaaf, das den falbigen Wolf kaum wahrnahm.

Zuerst ist hier der Widersinn zu bemerken, der aus den Worten *fleugst hin* und *sich erschaut hat,* hervorgeht. Ein auf den Werth jeder Sylbe achtender Leser sieht hier ein Schaaf, das bemüht war, zu irgend einem Behuf mit seinen Blicken einen Wolf zu entdecken, und das alsdann in grösster Eile zu ihm hinläuft. Wollte man sich auch an die irreführenden Flickwörter *hin* und *sich* nicht stossen: so bleiben dann doch immer noch die Verba *fleugst* und *erschaust.* Das erste, ein Stellvertreter des alltäglichen *fliegst,* oder, wie es hier gemeint ist, *fliehst,* wird nur im höheren Stile oder in der Lyrik gebraucht, weil der ungewöhnlichere, volltönendere Vocal *eu* statt *ie* ihm etwas Feyerliches verleiht, und dieselbe schöne Wirkung auf das Gefühl hervorbringt, wie die dorischen Laute, welche der Attiker in den melischen Theilen der Tragödie zuweilen ans Ohr schlagen lässt. Warum aber hier die schlichte Handlung des Davonlaufens mit solcher Pracht darstellen? *Erschauen* statt *erblicken* ist daher ohne alles Analogie-Gefühl gesetzt, und fast ungereimt. Endlich ist auch der Anfang des Verses: *Und fleugst,* für das rhythmische Gefühl höchst widerlich. Wer sich *a priori* nicht vornimmt, auf das bedeutungslose, aber in die Arsis gebrachte *Und* recht zu drücken, und es dadurch über sein gewichtvolles, in der Thesis stehendes Verbum ungebührlich zu erheben, der findet unmöglich den Eingang in diese daktylische Reihe: denn es steht im ersten Fusse, statt eines Spondeus, das dem Verstande und dem Gefühle sich als Jambus ⏑ — aufdringende *Und fleugst.* Wie ganz anders *Voss!* Auch er hat *Und* in die Arsis gebracht, aber mit sehr richtigem Gefühle in der Senkung dann zwey nichtsbedeutende Sylben folgen lassen, woraus dann der untadelichste Daktylus entsteht: *Und du ent*|flieht.

Zum Schluss noch eine orthographische Bemerkung! Viele unserer neueren Schriftsteller verwandeln das griechische φ in das deutsche *f. Voss* z. B. schreibt Nym*fe*, Poly*fem;* also ein Wort halb griechisch und halb deutsch. Das ist aber ein Übelstand; man sollte daher noch den letzten Schritt thun, und auch das *y* verdeutschen, nämlich durch *ü*. Dieser Vocal soll ja, nach Einigen, dem griechischen Laute des Ypsilon sehr nahe kommen, und dem Gefühle für Folgerichtigkeit wenigstens wäre alsdann auch Genüge geleistet. Bey dieser Versetzung der Elemente griechischer Wörter mit deutschen hätte man aber doch fragen sollen, ob sie überhaupt wohlgethan, ja sogar [illegible]

Zerstörung eines ursprünglichen Reizes ist. Die Römer, denen die griechischen Laute noch lebendig ans Ohr schlugen, geben uns darüber den besten Aufschluss. Quinctilian, wenn er *Inst. or.* XII, Cap. 10 §. 27. 28 über den Wohllaut der griechischen Rede spricht, erwähnt vorzüglich das υ und φ, und nennt sie *litteras, vocalem alteram, alteram consonantem, quibus nullae apud Graecos dulcius spirant; quas mutuari solemus, quoties illorum nominibus utimur. Quod cum contingit, nescio quomodo hilarior protinus renidet oratio.* Zum Beleg bringt er dann die Wörter *Ephyri* und *Zephyri*, an deren Stelle ebenso gut auch *Nymphae* oder *Polyphemus* hätten stehen können. Dann fährt er fort: *Quae si nostris litteris scribantur* (nämlich *u.* und *f*), *surdum quiddam et barbarum efficient et velut in locum eorum succedent tristes et horridae.* Dem für uns Deutsche daraus zu ziehenden Schluss könnte freylich entgegengesetzt werden, dass wir mit den Römern nicht in dem gleichen Falle sind, dass die eigentlichen Töne der griechischen Sprache nicht mehr unser Ohr rühren, und wir also auch den Misslaut der untergeschobenen Zeichen aus unserer Sprache nicht empfinden. Aber wenn es einmal historisch gewiss ist, dass unsere deutschen Buchstaben nicht die ächten Stellvertreter sind: so sollten wir nichts desto weniger aus einer Art diplomatischer Gewissenhaftigkeit die bis jetzt so oft germanisirten Wörter wieder in ihrer ursprünglichen Physiognomie und in den angestammten Zügen fortleben lassen. Sind sie in ihren Lauten dem Ohre untergegangen, so ist es um desto nöthiger, dass sie wenigstens noch für das Auge leben. Es geht ja in der Welt so oft die *Sache* verloren, und man lässt dennoch das *Zeichen* bestehen. Überdiess werden sie unter jeder Gestalt den griechischen Ursprung verrathen. Die Verdeutschung kann sie höchstens in einen Zwitterzustand versetzen, wo sie halb der einen, halb der anderen Sprache angehören.

— a. —

ZWICKAU, b. Höfer: *Beyträge zu zweckmässiger Beförderung des Studiums der griechischen Sprache auf gelehrten Schulen*, bey der feyerlichen Einweihung der wiederhergestellten Gebäude des Gymnasiums in Zwickau — — von M. *Friedr. Tr. Friedemann*, Conr. am Gymn. (jetzt Rector am Lyceum zu Wittenberg), u. der grossherz. lat. Gesellsch. zu Jena Ehrenmitglied. 1819. 8.

Von dem zweckmässigeren Schulunterrichte der griechischen Sprache wird als Haupthinderniss im Allgemeinen angedeutet die bald durch Bequemlichkeit der Lehrer, bald durch geringe Theilnahme der Behörden, verhinderte bessere Einrichtung der meisten gelehrten Schulen. Von Zwickaus Schulaufsehern aber war das Gegentheil zu rühmen, und es findet die vorurtheilsfreye Mitwirkung des Hn. Superint. M. *Lorenz*, und die preiswürdige Theilnahme und Mildthätigkeit der Hnn. Bürgermeister *Hempel* und *Haugk*, dieser hochverdienten Vaterlandsfreunde, dankbare Anerkennung. Und in Wahrheit darf vorzüglich hierin Zwickaus Schule ein Unterpfand zu schöneren Hoffnungen des Gedeihens für die Zukunft finden, und erwarten, dass, da bereits eine gänzliche Reform des Instituts in literarischer und disciplinarischer Hinsicht begonnen hat, die aufs Neue durch alle Theile verbreitete Lebendigkeit die schönsten Früchte hervorbringen werde. — Was der Vf. S. 21 über die Ungemächlichkeiten eines ehelosen Lebens sagt, welche die Amtsgeschäfte erschweren, und mittelbar Veranlassung zur Untauglichkeit der Lehrer geben, würden wir allerdings für sehr wichtig halten, wenn nicht so oft im Logogriph des Lebens durch kleinen Zusatz aus der *Ehe* ein *Wehe*, und aus dem *Traulied* ein *Trauerlied* würde. Sehr verderblich ist aber die gewissenlose Beförderung unreifer Schüler in höhere Abtheilungen hinauf, und der Einfluss hievon auf die Thätigkeit des Lehrers selbst hemmend. (Wohl ist die Untauglichkeit der Schüler der Magnetstein, der in die Kunst des Lehrers zieht das Handwerk hinein.) Ferner sind höchst zweckwidrig Mangel an Einheit und Zusammenhang der Lehrart, z. B. bey jedem Lehrer andere Grammatik, andere Aussprache u. s. w., Vortrag der Dichter nach den Accenten, Mangel an einleitender Anleitung zu einem fruchtbaren Privatstudium, Vernachlässigung schriftlicher Übungen im Griechischen. Denn mit dem Allen kann kaum zeitig genug angefangen werden. Für die erste Übung können wir, ausser *Nieräse's Chrestomathie*, *Schmidt's Griechische Schul-Grammatik* vorschlagen, mit der Bemerkung, dass bey dieser in den untergelegten Wendungen nach griechischem Sprachgebrauch noch Manches zu berichtigen ist. Auch empfiehlt Rec. aus eigner Erfahrung folgende zwey Übungen: 1) Man lasse deutsche Übersetzungen aus dem Griechischen schriftlich verfertigen, und empfehle dem fleissigen Schüler, diese nach einiger Zeit zurück zu übersetzen, dieses dann bedachtsam mit der Urschrift selbst zu vergleichen, und sich von den Abweichungen Rechenschaft zu geben oder sich vom Lehrer Aufklärung zu erbitten; 2) benutze man erklärte Dichterstellen, deren Inhalt zweckmässig ist, zu declamatorischen Übungen, wodurch die vom Vf. vorgeschlagenen und mit Erfolg versuchten griechischen poetischen Übungen sehr erleichtert werden. Des Vfs. Vorschläge sind hauptsächlich folgende. Er dringt auf Anschaffung eines genügenden Wörterbuches bey den höheren Classen, auf Einführung einer ausreichenden Grammatik, und in den obersten Classen auf den Gebrauch des *Hermannischen Viger*, und darauf, dass man die weiter Strebenden mit anderen zweckdienlichen Hülfsmitteln durch selbstüberlassene Benutzung vertraut mache. In den Schulstunden wird statt der Lesung ganzer Schriftsteller von ausgedehnterem Umfange eine schickliche Auswahl der interessantesten Gegenstände oder passender Lesebücher empfohlen. Unter den vorgeschlagenen vermissen wir die doch vorzüglichen von *Wyttenbach*, *Siebelis* u. A. Mit Recht

wird erinnert, nicht viele Schriftsteller neben einander, sondern nach einander zu erklären. Nur lasse man dabey nicht unbeachtet, dass den Schülern die verschiedenen Dialekte immer in Übung bleiben müssen. Nächst dem wohleingerichteten Unterrichte ist ein fester und fruchtbringender Plan der Schulausgaben griechischer Schriftsteller Bedürfniss, worüber treffende Winke ertheilt werden. Die Ausgabe soll nämlich zu einer fruchtbaren Vorbereitung verhelfen durch Andeutungen, von deren Gebrauche der Lehrer in den Unterrichtsstunden durch *fragende Entwickelung* sich überzeugen, und auf die vorbereitende Grundlage weiter fortbauen wird. Der Vf. gewährt Hoffnung, dass er nach den sehr geprüften Ansichten, die er darlegt, eine solche beabsichtigte Schulausgabe veranstalten wolle, um durch die That zu beweisen, dass das Ganze sich in der Anwendung bewähre. Über die Lehrart möge des Vfs. sehr beherzigenswerthe Erinnerung, als Probe seiner Darstellung, hier einen Platz finden. „Man docire mehr aus dem Schüler *heraus*, als in den Schüler *hinein*, und mache aus der Lehrstunde keine Vorlesung, sondern man lasse den Schüler an Allem thätigen Antheil nehmen, und bilde durch unablässiges, an keine Ordnung sich bindendes (?) Fragen, die Urtheilskraft der Zöglinge, und halte sie zu mündlichen oder schriftlichen Inhaltsanzeigen einzelner oder ganzer gelesener Stücke an, damit sie den Zusammenhang der Gegenstände nicht verlieren, und am Ende, vor lauter aufgedrungenen Sprachfeinheiten, den Ideengang des Schriftstellers nicht vergessen. Es kann wohl Gegenstände geben, wo ein ununterbrochener Vortrag des Lehrers vorausgehen muss; aber dann folge sogleich eine abfragende Wiederholung, bey der man ja nur die Sachen, niemals die eigenen dabey gebrauchten Worte, verlange, durch welche thörichte Zumuthung sclavisches Nachbeten, nicht freyes Denken, hervorgebracht, und der Schüler wohl gar genöthigt wird, das Gesagte diebischer Weise nachzuschreiben, und verstohlen wieder abzulesen. Der Regel nach muss der Lehrer, wenn er seine eigenen Worte wieder hört, misstrauisch werden, und an der Wahrheitsliebe des Sprechenden zweifeln; indessen fühlen Manche ihr stolzes (ihrem stolzen) Αὐτὸς ἔφα darin geschmeichelt, und lassen sich selbst durch den auffallendsten Unterschleif in ihrer Ruhe nicht stören." „Gewöhnlich haben auch diejenigen, welche mit vollen Backen und wichtiger Amtsmiene mündlich oder schriftlich von der einzig wahren Methode sprechen, gerade die verkehrteste Methode." „Wir dürfen uns eben nicht wundern über diese Erscheinung, dass aus den weissen Löchern und Mängeln der meiste blaue Dunst hervorgeht. Quillt nicht auch der Rauchqualm aus durchlöcherten Öfen?" Zur Rechtfertigung seiner freymüthigen Winke beruft sich der Vf. auf die traurige Erfahrung, dass die Einrichtung und Verwaltung vieler gelehrten Schulen durch allerley Künsteleyen überkluger Modepädagogen, bald durch pedantischen Rost alten Schlendrians, bald durch den wunderlichen Conflict des Alten und Neuen, als wahre Carricaturen gelehrter Jugendbildungsanstalten dem aufmerksamen Beobachter sich darstellen, wo Alles in so behagliche Alltagsruhe eingelullt ist, dass oft der geringste Anspruch, den der gesunde Menschenverstand geltend machen will, als ein eigenmächtiger Eingriff in die bisher so löblich bestandene Ordnung betrachtet, und als ketzerische Neuerung heftig bestritten wird. Deshalb schärft er noch ein, was Salomo sagt: „*Wer wahrhaftig ist, der sagt frey, was recht ist. Wer viel geredet, und hält nicht, der ist, wie Wolken und Wind ohne Regen. Wo viel Worte sind, da höret man den Narren; dem Narren aber ziemt eine Ruthe auf den Rücken.*" Wir wünschen, dass der Vf. nicht in Erfahrung bringen möge, was ebenfalls Salomo sagt: „*Wer Narrn im Mörser stampft, umsonst den Schweiss verdampft.*"

Ein löblicher Nebenzweck dieser Schrift ist ein Versuch, die Sammlung einer *Deutschen Schulbibliothek in Zwickau* einzuleiten, welche alte und neue Geschichte, Erd- und Reise-Beschreibungen berühmter Männer des Alterthums und der neueren Zeit, Alterthümer, und besonders deutsche Originaldichter und Prosaisten, enthalten soll, um den dortigen Schülern deutsche wissenschaftliche Werke in die Hände geben zu können, besonders auch, um die Schlechteren vor dem Geist- und Herztödtenden Romanenlesen zu bewahren. Da aber die dort bestehende Schulbibliothek zu Anschaffung von Werken der neueren Zeit alles Fonds entbehrt: so bittet Hr. *Friedemann* vertrauenvoll alle nahen und fernen Freunde seiner Schule, besonders diejenigen, welche ehemals selbst den Unterricht derselben genossen, um Beyträge aus eigener Bibliothek oder sonst um ein williges Geschenk zum allgemeinen Besten dieser Schule: wofür der gebührende Dank durch ein sorgfältiges Verzeichniss mit Beyfügung der Namen der Wohlthäter öffentlich an den Tag gelegt werden soll. — Es ist uns nicht bekannt, welchen Erfolg diese Vorschläge gehabt haben.

B + R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

NORDISCHE LITERATUR.

Kopenhagen, b. Seidelin: *Bjowulfs Drape.* Et Gothisk Helte-Digt fra forrige Aar-Tusinde af Angel-Saxisk paa Danske Riim ved *Nik. Fred. Sev. Grundtvig*, Präst. (d. i. *Bjowulfs Tod.* Ein gothisches Heldengedicht aus dem vorigen Jahrtausend; aus dem Angelsächsischen in dänische Reime übersetzt von *Grundtvig*, Pfarrer.) 1820. LXXIV u. 325 S. gr. 8.

Während man überall alte isländische, deutsche, englische u. s. w. Gedichte und Sagen aufsucht, liegt fast ganz unbekannt ein grosser Schatz alter Kunst noch da, der die reichste Ausbeute geben würde, nämlich die *angelsächsische Literatur*. Erfreulich ist es daher, wenn Männer, die Lust und Kraft dazu haben, fürs Erste wenigstens nur einzelne Trümmer davon ans Tageslicht hervorziehen. Diess that *Grundtvig* in diesem Werke. Es ist die Übersetzung eines grossen angelsächsischen Heldengedichts über den Gothenkönig Bjowulf. Die Entstehung desselben setzt der Übers. ums J. 700, wo die grössten Dichter der Angelsachsen, Cädmon und Aldhelm, blühten. Die Übersetzung ist in *Grundtvigs* bekannter Manier, von der er in seiner Übersetzung des Saxo und Snorro schon hinreichende Proben gegeben hat, nämlich im Volksliederton, zuweilen sogar in Volksliederweisen, z. B. S. 86 ff. S. 100 ff. Ohne ein Urtheil über diese Manier zu fällen, muss man doch auf jeden Fall zugestehen, dass der Vf. aufs Vollkommenste erreicht, was er will, und mehr kann man nicht fodern.

Der Plan des Gedichts ist folgender. Der Dänenkönig Skiold stirbt, und wird, wie er befohlen, auf das Schiff gesetzt, auf dem er einst fernher gekommen seyn sollte, und mit allen seinen Schätzen dem Meere überlassen. Ihm folgen Bjowulf (nicht der Held des Gedichts), Halodan, Hrodgar auf dem Throne. Der Letzte erbaut sich eine herrliche Burg, Hiorte genannt. Bald aber kam ein Riese, Grändel, allnächtlich in die Burg, frass einige Männer u. s. w., so dass Hrodgar und sein Hofgesinde ausziehen mussten, und das ganze Land in Trauer versetzt wurde. Davon hörte Bjowulf, ein junger Held an des Gothenkönigs Higelak Hofe, und schiffte sich mit einigen Tapfern ein, Dänemark zu befreyen. Mit Freuden wurde er aufgenommen, kämpfte mit Grändel, und erschlug ihn. Darob war grosse Freude; es wurden Feste angestellt in des Königs Halle, und dabey Thaten der Vorzeit besungen, von Hengest und Hildeborg u. s. w. Da kam aber Grändels Mutter, ihren Sohn zu rächen. Bjowulf tröstete Hrodgar, versprach auch sie zu tödten, und that es wirklich. Es wurde wieder ein Fest gefeyert, und Bjowulf hoch gepriesen und beschenkt, worauf er dann Abschied nahm und heimkehrte. Ehrenvoll und freudig wurde er von Higelak bewillkommnet. Bald aber fiel Higelak und sein Bruder Hardred im Felde, und Bjowulf bestieg den Thron der Gothen, und herrschte lange, ein Vater seines Volks. Da richtete aber ein Drache grosse Verwüstung an; Bjowulf rüstete sich gegen ihn, und zog mit zwölf seiner Leute zu seiner Höhle. Bange Ahnungen füllten seine Brust; doch er ging zum Kampfe. Allein da verliessen ihn seine Leute alle, bis auf Wiglaf, der ihm half. Bjowulf ward vom Drachen tödtlich verwundet, brachte aber auch diesem den Todesstoss bey. Treu verharrte Wiglaf bey seinem König, und suchte ihn noch zu retten; doch umsonst! Er starb. Hart strafte Wiglaf nun in einer Rede die Feigen, und dann ward Bjowulfs Leichnam mit den Schätzen des Drachen auf Hrone-Klint verbrannt, unter den Gesängen der Skalden.

Was den poetischen Werth des Gedichts betrifft: so ist es zwar, als Kunstwerk, wie der Vf. sagt, verunglückt; denn es wird bloss durch die Person des Helden zusammengehalten, und Geschichte, Dichtung und Wunder sind zum Theil zu abentheuerlich vermengt; die Episoden sind auch grösstentheils störend und zu wenig zusammenhängend mit dem Ganzen. Allein die Grundidee: Bjowulf, der Held des Nordens, der untadelige Beschützer der Guten und furchtlose Kämpfer gegen das Böse, ist mit Meisterhand ausgeführt, und einzelne Theile lassen uns kaum glauben, dass in jener alten, schon barbarischen Zeit so Etwas habe gedichtet werden können. Besonders schön ist der erste Gesang, von Skiold; die Darstellung von Bjowulfs Abschiede vor dem Kampfe mit dem Drachen, und endlich sein Tod und Wiglafs rührende Treue, der allein, wenn Alles auch den Helden verlässt, bey ihm bleibt, und mit zärtlicher Freundschaft, selbst als Bjowulf gestorben ist, noch Wasser über ihn hinschüttet, ihm Kühlung zu verschaffen.

Soviel als Anzeige dieses Buches, dessen Äusseres auch dem Verleger Ehre macht.

Über das von dem Veteran der nordischen Lite-

ratur, dem Staatsrathe *v. Thorkelin*, herausgegebene Original: *De Danorum rebus gestis Sec. III et IV. Poëma Danicum dialecto Anglosaxonica*, Kopenhagen, 1815, behalten wir uns in diesen Blättern noch einen eigenen Nachtrag vor.

H. — G.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Hitzig: *Der Todesbund*, von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué*. 1812. 286 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Kleine Romane*, von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué*. Erster Theil. *Kleine Romane*. Zweyter Theil. *Erzählungen*. 338 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Nürnberg, b. Schrag: *Der Zauberring*. Ein Ritterroman von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué*. Erster Theil. 1812. 214 S. Zweyter Theil. 1812. 191 S. Dritter Theil. 1812. 194 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist interessant, einen Schriftsteller, der bey dem Publicum Epoche gemacht, wenn schon verschiedene und entgegengesetzte Urtheile sich über ihn gebildet haben, nochmals in seinem ersten Wirken, und gleichsam beym Antritte seiner Laufbahn, zu betrachten. Durch einen Zufall bietet sich uns diese Gelegenheit dar, da die oben genannten Schriften, drey der ersten Producte der *Fouqué*'schen Muse, die diesen Dichter besonders bekannt gemacht haben, in unserer Literaturzeitung bisher noch nicht angezeigt worden sind.

In No. 1 sehen wir den Dichter, der, ungeachtet der seltensten Geistesfruchtbarkeit, eine Art Abkommen zwischen der poetischen und der gewöhnlichen Lesewelt zu treffen, und dieser Vieles, jener noch genug, zu geben weiss, am Eingange seiner Laufbahn als Romanschriftsteller. Vor Allem mangelt diesem Romane noch die später erworbene Fertigkeit in der Verknüpfung der Handlungen und Ereignisse, sowie die Sicherheit in der Entwickelung der Charaktere; aber es springen auch seine eigenthümlichen Vorzüge und seine dichterische Gesinnung, seine buntfarbige Phantasie, seine Stärke in gemüthlicher Schilderung origineller und phantastischer Situationen, in jugendlicher Frische hervor, und die Manier seines Stils, der im Zarten oft pretiös und schwülstig, im Starken rauh und willkührlich abgebrochen wird, ist hier noch nicht fest geworden. — „Eide sind unsterblich, und reissen die Erfüllung gewaltsam nach" ist das Thema des Todesbundes. Reidmar, im uneigentlichen, aber gewöhnlichen Sinne desselben, ein jugendlich weicher Mensch, zu schönen Hoffnungen in dem Schoosse der Natur erzogen, aber in dem Glanze des Hofes zu früh gereift, hingezogen, gebunden an die Prinzessin Dione durch heimlichen Umgang und einen fürchterlichen Eidschwur, aber von Lorentin verrathen, wandert aus, entschlossen, in den Türkenkrieg zu ziehen. Auf seinem Wege verirrt, begegnet er diesem, seinem Todfeind, der ihm, trotz aller Verwünschungen, den Weg zu einer Behausung zeigt. Reidmar geht diesem Wege nach, und findet die Freuden der Unschuld in der Hütte Godwinens wieder. Sanft und wohlthuend umfängt ihn die reine Liebe; es wird ruhig in seiner Brust, und er baut die zerstörte Burg der Vorfahren Godwinens wieder auf. Der erste Blick in Godwinens Hütte (S. 10) und die Einweihung der wiederaufgebauten Burg giebt uns zwey der frischesten und lebendigsten Bilder, die wir von einem deutschen oder niederländischen Pinsel mit sinniger Treue gemalt vor uns zu sehen glauben. Dagegen stört es uns, aus dem *reinen* Munde Godwinens Manches zu hören, was Reidmars Fiebertraum verrathen hatte (vgl. S. 32). Dieser, der trotz der Erinnerung Dionens, sich mit Godwinen zu verbinden, fast zu schnell entschlossen, wird von dem Bösen, der ihm in der Gestalt seines gescheuten Feindes ohne Noth auf allen Wegen entgegentritt, und durch Dionens Mahnung an den blutigen Eid, ebenso schnell bewogen, Godwinen zu verlassen. Lorentin, den (nach S. 97) das Motiv einer politischen Leitung untergelegt wird, führt ihn verkleidet zu Dionen zurück, die sich mit dem Prinzen Ludolf vermählen soll. Hier ist er sogleich wieder der Alte. Dione, ein Bild der reizendsten Sinnlichkeit, zieht ihn unwiderstehlich in ihre buhlerischen Arme. Lorentin entwirft den Plan zur Flucht beider, welcher bey einem Wettrudern ausgeführt wird. — Diese durch die einbrechende Nacht noch interessantere Situation der Liebenden auf dem Flusse hat der Dichter sehr kräftig ausgemalt. Der Prinz setzt nach, aber fällt im Zweykampfe mit Reidmar. Lorentin folgt den Fliehenden. Die Scene, die bisher auf einem schwankenden Boden spielte, ändert sich jetzt, und die Fliehenden kommen bey Reidmars Jugendfreund Douglas in Schottland an, wo, wie in der alten Heldenzeit, ein heisser Kampf die Stämme entzweyt. Reidmar, fast noch auf der Reise, stellt sich auf seines Freundes Seite, schlägt den Gegner, Murray, zu Lorentis Ärgerniss, und schwelgt auf Douglas Veste in den Armen Dionens. Da erscheint ein alter Geistlicher, welcher in jenen Gegenden so geehrt ward, dass sein Besuch in Burgen und Hütten für einen Segen des Himmels galt, mit erschütternder Busspredigt, und mahnt sie beide an die Ehe; Reidmar bebt in seinem Gewissen zurück. Hier tritt folgende Episode ein. Edward, Douglas Bruder, verzehrt sich in Liebe zu Murrays, ihres Feindes, Tochter; Dione führt sie heimlich in Douglas Burg zu dem Geliebten. Der Kampf zwischen Douglas und Murray wird dadurch wüthender. Umsonst macht Reidmar ihr Vorwürfe. „Er traute seit einiger Zeit seiner Gewalt über Diona weniger. Die Fürstin schien sich zu einem Fluge emporzuschwingen, dahin seine Fittige nicht reichten, und aus der Höhe ihrer gewaltigen Entwürfe oft stumm, beynahe fremd auf ihn herabzusehen." Hier tritt Roderich an die Stelle des müssig gewordenen Lorentin ein, ein kecker, frevelnder Held, der eine alte Burg in Douglas Nähe in Besitz genommen, und welchen Letzter zum Verbündeten gegen Murray zu gewinnen sucht. Aber Dione tritt bey dem Mahle, zu welchem er geladen, mit feindseliger Rede gegen

ihn auf, ermuntert zum Kampfe gegen den Räuber, und bestimmt selbst Douglas durch diese Rede, ihm *auf der Stelle* Krieg anzukündigen. Ebenso schnell wird Friede und Bündniss zwischen Douglas und Murray, und die Verbindung Edwards mit Murrays Tochter Editha gefeyert. Bey dieser Feyer schürt Dione die Flamme des Hasses gegen Roderich noch eifriger an. Mit Herrscherplänen ganz beschäftigt, wird sie für Reidmars Liebe immer kälter, ohne dass dieser aufhört, sich nach Dionens verlorener Zärtlichkeit zu sehnen. In so unglücklicher Zerrissenheit (welche wegen des Übermasses von Schwäche in der Beschreibung fast lächerlich wird) wird Godwinens Andenken immer lebendiger angeregt (besonders durch die schaurige Erzählung von Edwi). Da giebt das unvermuthete Erscheinen Manfreds, des Lieblings und Waffengefährten des erschlagenen Prinzen Ludolf, welcher in dem Augenblicke seines Wiedererscheinens Dionen von einem Wolfe rettet, und Nachrichten aus dem Vaterlande bringt, dem Ganzen eine andere Wendung. Manfred gewinnt Dionens Gunst, je mehr Reidmars Stern erbleicht. Unterdessen naht der Tag, wo Roderichs Burg erstürmt werden soll. Alles dringt ein. Reidmar in wilder Todesverachtung eilt ihm nach in den öden Gewölben. Fürchterlich-schön ist die Schilderung dieses Kampfes, in welchem Roderich endlich erliegt, und Manfred durch Reidmar gerettet wird. Bey dem furchtbaren Kampfe war die Kapsel von Dionens Bilde, welches Reidmar auf seiner Brust trug, gesprungen, und mit demselben in dem Gewölbe der Burg vermauert worden. Im Triumphe zieht Reidmar zurück. Aber am folgenden Tage ist Dione mit Manfred verschwunden, und nur ein zurückgelassener Brief entbindet ihn mit spöttischklugen Worten seines Eides. Vom Selbstmorde, den er im tiefsten Schmerze beschlossen, hält ihn Lorentin zurück, der von nun an das Ansehn eines ehrlichen Mannes gewinnt. Reidmar folgt seinem Plane, den Flüchtigen nach Deutschland nachzueilen. Die Gefahr der Reise versöhnt Beide. Sie langen noch vor den Fliehenden nicht weit von der Burg Godwinens an, deren Geschichte Reidmar mit mancher tiefeindringenden Anspielung von einem Landmanne erzählen hört. Darauf tritt Reidmar mit Lorentin Dionen und ihrem Begleiter in den Weg, fodert für sich und Lorentin Genugthuung, und sinkt von dessen Pistolenschuss. Seine verlassene Gattin und Tochter erscheinen tröstend bey seinem Tode.

Wie locker und gesucht, besonders im zweyten Theile dieses Romans, die Verkettung der Ereignisse sey, werden unsere Leser schon aus dieser kurzen Übersicht bemerkt haben. Was die Charaktere anlangt, so ist nicht nur Reidmar ein Ball des Schicksals, sondern auch Dione im zweyten Theile eine andere, als im ersten, und die Grundidee, dass Reidmar durch den geschlossenen Bund mit ihr ins Verderben gezogen wird, tritt am Schlusse nicht mit ganzer Klarheit hervor, so wie überhaupt die Kraft des Eides sich an ihr nicht bewährt. Der Dichter giebt ihr durch Lorentin, der am Ende seine frevelnde Politik beklagt, eine Lection auf den Weg, und so verlässt sie der Leser. Nach Allen diesem sind es mehr die wechselnden und wohlgeschilderten Situationen, an welchen der Leser Interesse nimmt, als die Personen.

Die Darstellung, zu deren Eigenheiten der häufige Gebrauch der indirecten Rede, und die Verwandlung der Gedanken seiner Personen in Worte, ist sich durchaus gleich, welches selbst so weit geht, dass die eingewebten Erzählungen nicht durch die Charaktere der erzählenden Personen hindurch, sondern, wie die nicht immer lobenswürdigen (vgl. S. 62 und 196) und am rechten Orte angebrachten Verse (vgl. S. 175) unmittelbar von dem Dichter auszugehen scheinen. Der Stil ist in Vergleichungen und Beschreibungen oft überladen (z. B.: „Die Klänge wandten sich von der heroischsten Kühnheit zu dem schmeichelndsten, süssesten Geflüster der Liebe, wogten dann gleich tönenden Schwänen zwischen beiden, zwischen prächtigen Sternhimmeln und lieblichen Blumenauen, senkten sich spielend zu dieser (?) herab, dass sie wie unmittelbar über die Violen und Amaranthen hinstrichen, und stürmten dann wieder in neuentbrannten, freudigen Wettern jubelnd zu allen Sonnen des Olympus empor" S. 102). In den Reden seiner Personen ist der Vf. bald zu sehr nachlässig (wie wenn Reidmar sagt S. 7: „Stich mich doch mit einem Male todt, wenn ich dir so abscheulich bin"), bald ausserordentlich pretiös (wie Reidmars Ausruf S. 26: „O töne, töne, mein liebliches Echo!" und Dionens Worte S. 124, welche bey Berührung seiner Pistolen freudetrunken sagt: „O der edlen Mahner an die Gefahr. Lass mich von ihrer Eisenkälte nur berühren (?), damit die seltsamen Schauer meiner Gefühle zur wundersamsten Harmonie zusammentönen" u. a. a. O. Auch mangelt der Rede oft das rechte Wort, z. B. S. 219: „Es sollte so bis an den Morgen gehen, von Tanz und Wein ins Gefecht, *die finstere Manier* der Gegner verspottend."

Der *zweyte Theil* enthält 6 kleinere Erzählungen, welche früher in verschiedenen Almanachen zerstreut gestanden. Durch sie gewann sich der Vf. die Gunst des grossen Lesepublicums in hohem Masse, weil er den Stoff derselben mit frischer Kraft der Phantasie aus einer, „dem Trosse der Erzähler noch nicht bekannten, dem Wunderglauben der anbrechenden Zeit aber tief verwandten Welt der Geister" und Ritterhelden nahm, und die Darstellung noch nichts von der Einförmigkeit der Manier verrieth. Die hier gesammelten Erzählungen, in welchen fast sämmtlich eine gellende pfeifende Stimme, ein hohnlächelnder Fremder, oder eine Maske als Gegensatz im Hintergrunde steht, sind: 1) *Die Güter von Valencia*, von rührendem Ausgange. 2) *Die vierzehn glücklichen Tage*, von interessanter Erfindung. 3) *Der böse Geist im Walde*. Hier erscheint ein „wunderschönes, eben aufgeblühtes Mägdelein," dessen Lachen sogar wie „Silberglöcklein" tönt. Aber auch eine kräftige Schilderung steht hier in dem hässlichen Reitersknecht, dem entgegen die Überzierliche durch das stete Anlachen wirklich ins Alberne fällt. Aber das Ganze ist dennoch ein schönes Nachtstück.

4) *Das Schwert des Fürsten*, nicht ohne altdeutsch thuende Ziererey (der eine „der beiden jungen Deyms" sieht (S. 155) wie ein „musicirendes Englein" aus). 5) *Violante*, eine Novelle. Die Lösung ist unbefriedigend, und die Schilderung ohne Haltung. Höchst störend ist es auch, dass Violante im Wahnsinne französisch spricht. 6) *Das Opfer*, eine *altsächsische Geschichte*, kräftig und interessant. Auch hier zeigt sich ein „Degenheld," und ein merkwürdiges Ress, „dem etwas ankommt, wie Raserey." 7) *Die Rächerin*, Novelle. Sehr anziehend ist die Lösung eines gräslichen Schwurs. In Gleichnissen ist der Vf. übertreibend, da heisst es S. 270: „Das Kind wuchs so anmuthig, sanft und liebreich, dass die zornigen Racheflammen der Mutter vor dem Regenbogenspiele, welches sich aus den zarten Reizen der Tochter entfaltete, zu erlöschen begannen. 8) *Eugenie*, Novelle. Die Kraft fällt hier zuweilen ins Gemeine — denn man hört von „sackerment'schen Hunden" (S. 299), „Hund Przemysl," „Donnerwetter" „Mordangst" u. dgl. Aber manche gut geschilderte Situation (z. S. 302) versöhnt mit dem Vf., wenn man bey anderen Stellen anstösst. Die Sprache klingt zuweilen unbeholfen, z. B. wenn der Vf. die Participien zu sehr anhäuft (S. 295), und verräth im Ganzen Mangel an Feile.

In No. 5, dem beliebten und in einer neuen Auflage wiederholten *Zauberring*, sehen wir des Vfs. Talent in Blüthe stehen. Die Schilderungen der Charaktere und Situationen tragen ein glühendes Colorit, die Sprache hat sich noch mehr ausgebildet, aber sowohl in dem Stoffe der Handlung, als in der Darstellung, zeigt sich viel Überladenes, Tändelndes, und vernehmlich die Ziererey des Ritterthums, welche man dem Vf. nachher so oft in Scherz und Ernst vorgeworfen hat. Der Grundgedanke, der vielleicht in den Worten Walthers am besten ausgesprochen worden ist:

Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod in Leben ein,

wird durch eine sehr verwickelte Handlung versinnlicht, welche der Alles entdeckende Zauberring löst. In dieser Handlung aber scheint manche Episode überflüssig oder zu weit ausgesponnen, wohin Rec. die Episode von der Zauberin Hilldiridur rechnet. Das meiste Interesse liegt auch hier auf den Situationen, und dann auf den Charakteren, von welchen Bertha und Otto, und als Gegensatz Tabaldo und Hugh, die gelungensten zu seyn scheinen. An Stellen, welche die Manier des Vfs. in der Darstellung bezeichnen, sollte er vielleicht bey einer nächsten Auflage die bessernde Hand anlegen, S. 42: „So schritt der alte Degenheld vom Wall nach der Burg hinunter, und der junge blieb oben, recht freudig durch einander gerüttelt von den Worten und Benehmen des Vaters, und immer lustigeres Hoffen nach der Ferne entzündend an der reichen Gegend, welche von Lerchentrillern und Hirtenliedern durchjubelt vor seinen Blicken lag." Gesuchte Gleichnisse (z. B. S. 31), schwerfällige und gezierte Zusammensetzungen, besonders in Beywörtern, z. B. „alterstiefe Augen," gehören zu den Eigenheiten unseres Dichters, welche bey Erzählungen leichterer Gegenstände um so störender auffallen.

M..s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Heidelberg: Entwurf einer Lebensbeschreibung und Charakteristik des Apostels Johannes* in Beziehung auf die Erklärung seines Evangeliums, von *J. C. J. von Melle.* 1808. 48 S. 8.

In der Einleitung zu dieser, mit Fleiss gearbeiteten Gelegenheitsschrift macht der Vf darauf aufmerksam, mit welcher Achtung man von jeher das Evangelium des Johannes behandelt habe, und führt die verschiedenen Ansichten über den Ursprung und die Bestimmung desselben vollständig auf. Ihm scheint am natürlichsten, den Grund, warum Johannes sein Evangelium schrieb, statt in entfernten äusseren Veranlassungen, in ihm selbst, in seinem Charakter, in seinen Lebensumständen, aufzusuchen. Zu diesem Behufe sammelt er die fragmentarischen Nachrichten über den Johannes aus den Evangelisten und einigen Kirchenvätern, und verbindet damit die Charakteristik des Johannes, dessen sanften Charakter er gegen einige neuere Bearbeiter in Schutz nimmt, indem er das Herrschsüchtige und Ehrgeizige, welches aus einigen Vorfällen seines Lebens hervorzuleuchten scheint, durch eine scharfsinnige psychologische Erklärung hinwegzuräumen weiss. Innige Liebe zu Jesu ist es, was ihn bisweilen zu einer heftigen Äusserung hinreisst; „allein gerade das ist die Natur der sanften, von inniger Liebe erfüllten Seele, dass sie, gewissermassen verblendet, in ihrem gereizten Zustande alle Rücksichten vergisst, und sich ihrer aufgeregten Leidenschaft gänzlich überlässt." S. 19. — „Seine Überzeugung von dem hohen Glücke, das durch ihn der Menschheit zu Theil geworden, war zu innig, als dass er sie in seiner Seele hätte verschliessen können; sein überströmendes Herz sehnte sich nach Mittheilung; sich im vollen Strome der Empfindung zu ergiessen, war ihm Bedürfniss." S. 30. — Den Abschnitt, worin der Vf. den Einfluss zeigt, den diese Ansichten von der Entstehungsart des Evangeliums auf die Interpretation haben müsse, hätten wir etwas ausführlicher gewünscht. Er giebt zur Probe das 17 Cap. in einer treuen und wohllautenden Übersetzung; doch möchten wir den Vf. bitten, bey künftigen Arbeiten ähnlicher Art sich noch genauer an Luther zu halten, da nach unserer Überzeugung nur auf dem Grunde der Lutherischen Übersetzung eine neue Übersetzung der heiligen Schrift gebaut werden darf.

H. m.

Druckfehleranzeige. In No. 77 der Erg. Bl. 1801. S. 231 muss in der letzten Recension der Name des Vfs. nicht *Baldanus*, sondern *Baldamus* heissen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen.* Ein Versuch von *Joseph Goluchowski*, Doct. der Philos. 1822. XVIII u. 219 S. 8. (20 gr.)

Die Recensenten mancher Blätter sollten sich wohl getroffen fühlen, wenn der Vf., ein Pole, der sich in diesem Schriftchen als einen Mann von Geist und Feuer zu erkennen giebt, und die Beschaffenheit der heutigen deutschen Literatur nicht aus der Ferne kennt, in seiner Einleitung sagt: „Vielen ist es nur darum zu thun, dass man ihnen eine bekannte Zielscheibe aufstecke; dann drücken sie schon ihre Pfeile ab, und da sie nach ihr so oft gezielt haben: so treffen sie, ohne sie einmal anzusehen — so sehr sind sie in ihrer Kunst erfahren." Es ist wahrscheinlich, dass es diesem Büchlein, während Rec. dieses niederschreibt, schon so geht, denn — der Vf. hat es *Schelling dedicirt;* für Viele, die mit ihrem Urtheil über diesen Denker schon im Reinen sind, etwas sehr Bedenkliches. Er sagt in der Zueignung, er habe sich aus fernen Landen durch die magische Kraft dieses Geistes angezogen gefühlt, und wolle ihm seine Dankbarkeit für freundschaftliche Aufnahme gern durch dieses kleine Denkmal bezeichnen; — noch schlimmer! Doch weg mit diesen kritischen Gemeinheiten! Freuen wir uns lieber der ernsten Begeisterung, mit welcher der Vf. von seinem Vaterlande und dem Gegenstande seiner Untersuchung in der Vorrede spricht, den er doch zuletzt auch in Beziehung auf sein Vaterland ins Auge gefasst hat (vgl. S. XIII); freuen wir uns der Bescheidenheit und edlen Würde, mit welcher er auftritt, der Klarheit und Ordnung, mit welcher er seinen Gegenstand im Ganzen auffasst, obgleich er sich im *Einzelnen* oft vom Strome seiner feurigen Beredsamkeit fortreissen lässt; und suchen wir ihm durch unsere Bemerkungen wenigstens Etwas von dem zu leisten, was er mit Recht wünscht.

Wir geben zuerst den Gang an, welchen er nimmt. In der *Einleitung* redet er von dem Interesse, welches die in dem Titel genannte Frage hat. Zu schnell aber ergreift er die Antwort: dass die Philosophie das *Leben selbst, ja die Blüthe des Lebens,* sey, weil es ja *vor* der Untersuchung zweifelhaft ist, ob dieses Resultat daraus hervorgehen werde, und Viele etwas ganz Anderes, z. B. die Kunst, für die Blüthe des Lebens halten. Die Betrachtung, durch welche er jenes zu zeigen sucht, soll sich aber zunächst an die Idee des *Staats* halten, „weil in diesem nur alle Kategorieen des menschlichen Lebens erschöpft sind" (aus diesen Worten ergiebt sich zugleich, dass der Vf. sich richtiger ausgedrückt haben würde, wenn er gesagt hätte, dass die Philosophie *Leben* oder eine Blüthe des Lebens sey). Dann soll ihre Beziehung auf das Leben der Einzelnen betrachtet werden. Der Vf. wiederholt dabey, dass die ganze Abhandlung für diejenigen bestimmt sey, welche noch ausser der Philosophie sind, weshalb es auch hier nicht um ein philosophisches Glaubensbekenntniss zu thun sey, sondern darum, durch Vorhaltung der Idee der Philosophie in ihrer Lebendigkeit den Anfänger zu begeistern. Dass des Vfs. Abhandlung dieses bewirken könne, davon ist Rec. überzeugt. Bevor nun die Frage, über das Verhältniss der Philosophie zum Leben des Volks, weiter behandelt wird, erklärt sich der Vf. erst über die Nützlichkeitsbeziehung im Leben, in der Wissenschaft und im Staate überhaupt. Dass in dieser Überschrift *Leben* wieder in anderer Beziehung genommen ist, als in der, in welcher der Vf. sagt, „Alles, was der Mensch hervorbringt, ist Äusserung seines *Lebens*, und die Nützlichkeit besteht in dieser Beziehung aufs Leben," diess hätte den Vf. aufmerksam machen sollen, dass er vorher den Begriff des Lebens fester bestimmt hätte. Sagt er doch selbst sehr schön, dass, je beschränkter und niedriger das *Leben* genommen werde, desto beschränkter auch der Begriff der Nützlichkeit würde, bey welchem vom höheren *Leben* im Wissen und Handeln nicht die Rede sey. Diess wird von den Wissenschaften und vom Staate dann insbesondere ausgeführt, deren Würde durch Herrschaft einer *beschränkten* Nützlichkeitsbeziehung (Beziehung auf *untergeordnete* Lebenszwecke) verloren geht. Von der Philosophie namentlich wird mit grosser Anschaulichkeit gezeigt, wie sie der Freyheit bedürfe, welche ihr aber selbst die Gelehrten einzelner Wissenschaften oft gern verkümmern möchten. „Bleibt die Philosophie in gänzlicher Abgeschiedenheit von ihnen (den speciellen Wissenschaften), so ist es nicht recht; kommt sie unter sie, so ist es auch nicht recht." „Bey Einigen hat sie das verschuldet, dass sie den übrigen Wissenschaften keine Hülfe leiste, und wieder Andere werfen ihr gerade das Gegentheil vor,

daſs ſie nämlich alle Felder des Wiſſens überſchwemme, und durch ihre Grübeleyen verwirre. So kommt es, daſs Parteyen, die ſich ſonſt wie Antipoden entgegengeſetzt ſind, obwohl aus verſchiedenen Gründen, dieſelbe gleich ſtark ſcheuen, Deſpoten ſowohl, als Demagogen, loſe Menſchen, wie Frömmler.“ — Dieſs führt nun weiter auf die den einzelnen Wiſſenſchaften zum Grunde liegende Uridee (S. 26). Alle Wiſſenſchaften, ſagt der Vf. vortrefflich, hat das Menſchengeſchlecht geboren, um ein tiefgefühltes Bedürfniſs zu befriedigen; ich meine aber ein höheres, denn das gemeine: es iſt die unaustilgbare Sehnſucht, das Göttliche, das Eine und Ewige anzuſchauen und darzuſtellen. — Was ſuchte der menſchliche Geiſt Anderes in der Mathematik, in der Phyſik, in der Geſchichte, mit Einem Worte, in allen den einzelnen Wiſſenſchaften und Künſten zu offenbaren, als die unendlichen Verzweigungen jenes Einen groſsen Gedankens, welcher der Welt eingeboren iſt? — Von da kommt der Vf. auf die der Philoſophie insbeſondere zum Grunde liegende Idee. Sie beſteht nach ihm darin, jener göttlichen Richtung, welche die einzelnen Wiſſenſchaften im Beſonderen verfolgen und darzuſtellen beſtimmt ſind, ſich im Allgemeinen zu bemächtigen, und, nicht befriedigt durch einzelne Strahlen, den Urquell alles Lichts ſelbſt aufzuſuchen, — Alles in Gott zu erblicken (S. 29). Die Philoſophie in dieſem Sinne iſt dem Menſchen weſentlich, weil die Richtung des Menſchen auf Gott weſentlich iſt. Rec. will bey dieſer Definition nicht fragen, wie manche Andere fragen werden, ob, wenn dieſe Richtung weſentlich ſey, darum ſchon eine Erkenntniſs jenes Urquells möglich, und ob die Philoſophie darum auch ſeyn könne, was ſie nach dem Vf. will; aber er findet dieſe Beſtimmung hauptſächlich darin fehlerhaft, daſs ſie das Eigenthümliche nicht angiebt, wodurch ſich Philoſophie von Religion und Frömmigkeit unterſcheidet. Denn dann kann allein die Antwort über das Verhältniſs der Philoſophie zu dem Leben ſicher ausfallen. Von dem Religioſen ſagt man, auch ohne Philoſophie, er erblicke alle Dinge in Gott; und der Vf. ſagt ja ſelbſt S. 35, daſs die, welche alle Dinge in Gott erblicken, und in dieſem Urquell alles Lebens ihre Ruhe finden, auf dem *Wege* zur Philoſophie ſind; woraus folgt, daſs die Philoſophie noch etwas Eigenthümliches hat, das der Vf. nicht berührte. Mit poetiſcher Lebendigkeit aber ſchildert der Vf. das verſchiedene Verhalten der Menſchen zur Philoſophie, und das Bedürfniſs zu derſelben, was, ſtreng genommen, in die zweyte Abtheilung fällt. Das Gemüth des Philoſophen, heiſst es S. 36, iſt gewebt aus Entzweyung, die in Einigung endet, aus Schwermuth (Sehnſucht?) und unendlicher Wonne. Seine Stärke iſt Gott; ſeine Waffe die Vernunft; ſeine bewegende Kraft die Sehnſucht, Gott überall klar anzuſchauen.“ Gewiſs iſt es, daſs, wenn die Philoſophie dieſe Sehnſucht *befriedigen* kann, ſie das Höchſte, und mehr, als Wiſſenſchaft, der höchſte Lebenszweck wäre. Doch iſt nicht zu vergeſſen, daſs der Vf. von der Philoſophie in der *Idee* redet; die verſchiedene Beſchaffenheit der philoſophirenden Individuen aber begründet niedere und höhere Standpuncte. „Der Eine begnügt ſich ſchon mit einigen aufgerafften Halbwahrheiten, die ſich ganz nahe an das Alltagsleben kreiſen, und deſshalb nicht verfehlen können, auch den ſeichteſten Köpfen handgreiflich zu werden; der Andere hat eine zu erhabene Vorſtellung von der Wahrheit, als daſs er ſie unter dem Gemeinen ſuchen möchte; er fühlt ſich hoch empor getragen, aber er wird eben deſswegen dem Auge der groſsen Menge entrückt, und iſt denen, die auf einem niedrigeren Standpuncte ſtehen, unerreichbar. Die Einen wünſchen an der Philoſophie weiter nichts, als eine gute Hausfrau zu haben, die ſich angelegen ſeyn lieſse, ihr Hausweſen in Ordnung zu halten, und nicht weiter ginge, als ihre Gedanken nach einer gewiſſen Rangordnung an einander zu reihen, damit ſie zu allerley beliebigen Zwecken deſto brauchbarer wären“ u. ſ. w.

Indem nun der Vf. weiter von dem *Verhältniſſe der Philoſophie zu den einzelnen Wiſſenſchaften* ſpricht, ſagt er, ſie ſey ihrer äuſseren Form nach eine *beſondere* Wiſſenſchaft, urſprünglich aber ſtrebe ſie, ein Allgemeines zu werden, oder: in allen einzelnen Wiſſenſchaften zu ſeyn. In letzter Hinſicht ſey ihr Weſen dieſelbe erhabene Weltanſchauung, welche allen groſsen Thaten und Gedanken der Menſchen zum Grunde liegt; davon aber ſey das Ringen unterſchieden, die Wahrheit wiſſenſchaftlich darzuſtellen, worein, wie aus der Stellung hervorzugehen ſcheint, der Vf. die äuſsere Form der Wiſſenſchaft ſetzt. Aber wie, wenn nun ein Anderer das Weſen der Philoſophie gerade in dasjenige ſetzte, was ſie von jeder anderen Wiſſenſchaft, und als Wiſſenſchaft von der Kunſt, unterſcheidet? Dann würde er eben dieſes Ringen oder Streben, dieſes methodiſche Verfahren des erkennenden Geiſtes, das Allgemeinwahre zum ſicheren Bewuſstſeyn zu bringen, wohl auch mit Recht, das Weſen der Philoſophie nennen; und dieſes ſcheint das Richtigere, da ſonſt Wiſſenſchaft und Kunſt leicht mit einander verwechſelt, und als im Zufälligen verſchieden betrachtet werden. Der Vf. ſucht darauf zu zeigen, daſs die Philoſophie von dem Vorwurfe nicht getroffen werde, ſie werde durch die übrigen Wiſſenſchaften *überflüſſig gemacht*. Meiſt in ſchönen Gleichniſſen und mitredneriſcher Wärme lehrt der Vf., wie ſie auf alle Bedürfniſſe und Intereſſen des Menſchen ſich beziehe, und ihn in keiner wichtigen Beziehung des Lebens verlaſſe; nur hätte er auch den hiebey ſich erhebenden *Zweifel*, jene Entzweyung, welche nicht überall die Einigung herbeyführt, nicht unberückſichtigt laſſen ſollen. Aber ſoviel leuchtet freylich ein, daſs, wenn er das Weſen der Philoſophie in ihr *Reſultat*, in das glückliche Ergebniſs jenes Ringens ſetzt, vielmehr nur von einem unbedingten *Troſte* die Rede ſeyn werde, wie ihn ſonſt nur die Religion verſpricht. In dieſem Sinne ſagt der Vf. auch: das unruhige Herz iſt „durch Nichts, als durch jenes klare Schauen des Ewigen in allen Dingen und durch jenes Ruhen in demſelben zu befriedigen. Dieſs iſt der nie verſiegende Quell unerſchöpflicher und immer dauernder Wonne. Dagegen ſchildert der Vf. mit einiger Parteylichkeit, wie das Studium der einzelnen Wiſſenſchaften den Geiſt leicht befangen macht und einengt; — wir ſagen, mit Parteylichkeit,

weil hier nicht die Philoſophie mit den Wiſſenſchaften nach den Wirkungen, welche ſie in der Wirklichkeit hervorbringen, verglichen, ſondern das *Ideal* der Philoſophie, und die einzelnen Wiſſenſchaften nach ihrer *Wirklichkeit*, hier entgegengeſetzt werden; — denn ſonſt könnte die Klage, die in Beziehung auf *einzelne Wiſſenſchaften* erhoben wird, auch auf die Philoſophen in ihren verſchiedenen Syſtemen bezogen werden. Der Unterſchied der Philoſophie und der einzelnen Wiſſenſchaften liegt vielmehr in dem Umfange der Betrachtung und dem reinmenſchlichen Standpuncte. Dieſs ſpricht ſich auch in den Worten aus (S. 51): „Wenn die verſchiedenen Begriffe, womit uns die einzelnen Wiſſenſchaften verſehen, nicht in eine einzige Weltanſchauung zuſammenfallen, ſo haben ſie *an ſich* wenig zu bedeuten. — Der menſchliche Geiſt kann in keinem einzelnen und bloſs relativen Wiſſen Befriedigung finden“ u. ſ. w. Deſswegen wird er, wenn er zum vollen Bewuſstſeyn kommt, zur Philoſophie, als der Wiſſenſchaft des Ewigen, getrieben.“ Aber nur mag man dieſs nicht ſo verſtehen, als ob das Ewige *jenſeits* des Zeitlichen, und gleichſam abgeſchält von dem Zeitlichen, irgendwo zu ſchauen wäre; und da dem nicht ſo iſt, ſo bedarf die Philoſophie der einzelnen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften immerfort, um ſich in dieſem Stoffe des Ewigen zu erinnern.

Wir ſprachen oben davon, wie der Vf. die Philoſophie der Religion gleichſtellt; dieſs drückt er ſelbſt in dem Abſchnitte über das Verhältniſs jener zu dieſer ſo aus, daſs die Philoſophie in nichts Anderem *ende*, als in Religion. Hiebey wollen wir dem Vf. und ſeinen Leſern nur die Fragen vorlegen: *Muſs* die Philoſophie *überall* darin enden, oder in wiefern iſt ſie ein freyes Wiſſen zu nennen? Ferner, wenn dieſs wirklich ihr Ende oder Ziel ſeyn ſoll, dann iſt allerdings die Philoſophie weſentlich verſchieden von der Religion, und es kommt auf den *Weg* an, durch welchen man zu dieſem Ziele gelangt, wie wir auch vorhin ſchon bemerkten. Übrigens müſſen wir auch hier die Wärme und Kraft des redneriſchen Vortrags loben, mit welcher der Vf. jenes Verhältniſs der Wiſſenſchaften in dem ſchönen Gleichniſſe der Planetenbahnen um die Sonne, welche alle einen Bezug auf dieſen ihren Mittelpunct haben (S. 54), ſchildert. Nach dieſem Gleichniſſe iſt aber jener innere Zug der Dinge zu Gott, oder „die Philoſophie ihrer *Idee* nach“ (aber auch hierin iſt Religion) von der Philoſophie nicht unterſchieden; weſshalb, wenn das Gleichniſs richtig bleiben ſoll, die *Art* der Beziehung ſie unterſcheiden muſs. Dieſs deutet der Vf. zwar auch an, läſst es aber in ſeinem redneriſchen Eifer nicht zur Klarheit kommen — ſonſt würden ihn die Schraubengänge der Speculation (S. 58), die Klauen der Reflexion (S. 57) an die Frage erinnert haben, wie denn ſo groſser Troſt, als uns im Vorigen von der Philoſophie verſprochen wird, ohne Übertreibung möglich ſey. Unbefriedigend iſt daher auch, was der Vf. S. 58 ſagt, um den Vorwurf der Vernichtung alles Poſitiven und des Unglaubens von der Philoſophie zu entfernen.

Nach dieſen Vorbereitungen betrachtet der Vf. in der dritten Unterabtheilung den *Einfluſs der Philoſophie auf den Staat*, und im zweyten Haupttheile ihr *Verhältniſs zum einzelnen Leben* (richtiger geordnet, muſste die erſte und zweyte Unterabtheilung als Vorbereitung, und die dritte als erſter Haupttheil aufgeſtellt werden). Der Staat iſt die erhabenſte Organiſation, die ſich aus den Intereſſen des Volks herausbilden, und die in demſelben vorhandenen Ideen entwickeln ſoll; die Philoſophie iſt darum ein nothwendiges Bedürfniſs für die Nation, damit ſie durch dieſelbe ihrer höchſten Ideen ſich bewuſst werde, und ſich danach veredle; damit alles Groſse und Vortreffliche, das in denſelben niedergelegt iſt, ſich immer mehr verbreite, und, nach Ablegung der ſchulmäſsigen Bekleidung, die öffentliche Sitte leitend, auch ins Leben des Volkes unerwartet übergehe. Wenn man es einem einzelnen Menſchen, der keinen Beruf hat, nicht verargen kann, daſs er keine Philoſophie hat: ſo iſt es doch eine Schmach für ein Volk, keine Philoſophie zu haben oder haben zu wollen. Denn es iſt berufen, die allſeitigſte und vollendetſte Entwickelung der Idee des Lebens zu werden.

Die Philoſophie, heiſst es, führt den Menſchen aus ſeinem egoiſtiſchen Leben in ein allgemeineres hinaus, und befördert damit dasjenige, worauf aller Ruhm, alle Gröſse der Staaten beruht, den geiſtigen Schwung, den Sinn für groſse Unternehmungen, den ausdauernden und groſser Aufopferungen fähigen Charakter, — ſie erweckt und verbreitet die Ideen, welche das Leben leiten. — Wohl iſt der Reichthum ein mächtiges Vehikel der Entwicklung, und ein wichtiges Mittel der Erhaltung; aber nicht auf Reichthum iſt die wahre Gröſse der Nationen gegründet. Dieſe liegt allein im geiſtigen Schwunge derſelben, in dem Sinn für groſse Unternehmungen und einem ausdauernden und groſser Aufopferungen fähigen Charakter. Ein Staat, der ſein wahres Intereſſe verſteht, wird ſein Hauptbeſtreben auf die Beförderung der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft richten; denn dadurch werden die Ideen in Umlauf gebracht. Durch dieſe Gedanken, die wir zugleich zur Probe der lebendigen Darſtellung des Vfs. mittheilten, iſt nun zwar der wichtige Einfluſs der Philoſophie auf das öffentliche Leben im *Allgemeinen*, aber eben darum auch noch unbeſtimmt ausgeſprochen, und die Aufgabe der Abhandlung nicht befriedigend gelöſt. Denn das leugnen die Wenigſten, daſs die Philoſophie, wenn ſie nur immer wäre, was ſie ſeyn *ſoll*, die heilſamſten Wirkungen für den Staat hervorbringen würde: aber daſs ſie, wie ſie iſt, dem Staate viel Gutes bringe, das iſt es, was hartnäckig bezweifelt wird, und dieſe Zweifel ſollte der Vf. zu heben ſuchen. Sagt er doch ſelbſt S. 76: Freylich ſtrebt ſie einem Ziele nach, welches ſo hoch liegt, daſs es beynahe den Meiſten ganz *unſichtbar* iſt, und auſser aller Beziehung mit dem Nationalleben zu ſeyn ſcheint; aber eben dieſes Ziel, wenn es *erreicht* iſt, wirkt am kräftigſten auf alle Richtungen deſſelben (des Nationallebens) zurück u. ſ. w. Aber wenn iſt es denn *erreicht?* Und iſt es denn in dieſer Aufgabe überhaupt erreichbar? werden jene fragen. Selbſt der Ausdruck des Vfs., in welchen er dieſen Einfluſs faſst, iſt als Antwort auf ſeine Frage allzu unbeſtimmt (S. 66), und der Miſsdeutung fähig: „daſs die *Phi-*

losophie den Menschen in den Urquell des Lebens selbst stellt." Denn hier erhebt sich eben die Frage: *Wie* ist die Philosophie überhaupt fähig, so Grosses zu leisten? Und verwechselt der Vf. nicht die Macht der Ideen mit der Macht der Philosophie (vgl. S. 68), welche die Ideen nur zum wissenschaftlichen Bewusstseyn bringt? Sagt er nicht auch sogleich S. 67, *nur* auf *Tugend* und *Uneigennützigkeit* „(die doch nicht *Eins* ist mit Philosophie) kann ein ewiges Seyn gegründet werden?" Sagt er nicht: „dass das höchste Gut des Staates am Ende doch nur in der Herrschaft des ideellen Princips liege; dass ein Staat sein wahres Leben gewinne, wenn grosse Ideen alle Classen des Volks durchströmen." Aber das ideelle Princip ist nicht das blofs intellectuelle; und darum musste zuerst die Wichtigkeit des letzteren bestimmter gezeigt werden. Auch fruchtet es darum gar nicht, zu sagen (S. 68 f.): „Wenn die Regierung es dahin brächte, dass die *Herrschaft der Ideen allgemein* würde, so hätte sie auch dadurch die höchste Aufgabe gelöst, und sich selbst die schwerste Bürde aufgenommen. Dann wäre Regieren ein Leichtes; mit einem Gesetze wäre Alles abgethan," weil so nicht einzusehen ist, in wiefern es den Regierungen gelingen könne, durch *Philosophie* einen solchen Zustand zu bewirken. Übrigens kann man wohl das Ideal der Wirklichkeit immer vorhalten; aber es ist täuschend, das Ideal als einen *Zustand* anzusehen, der unter solchen, noch unbestimmt gelassenen Bedingungen, an die Stelle des mangelhaften gegenwärtigen treten müsste. Anarchie und Despotismus, heisst es S. 70, sind die zwey gefährlichen Klippen gewesen, zwischen denen die Menschheit seit (von) jeher herumgetrieben wird; im Lande *der wahren Freyheit*, wo keine andere Beschränkung ist, als die, welche die Vernunft fodert, ist sie (wer?) *selten gewesen*." Als ob es ein solches Land im Sinne des Vfs. irgendwo gegeben hätte! In welchen Widerspruch geräth der Vf. daher, wenn er sagt: „Die weisesten Verfassungen haben die Missbräuche nicht verhindern können!" Denn wenn selbst die weisesten Veranstaltungen, (und das sind doch diejenigen, in welchen die Ideen herrschen, wie der Vf. sich ausdrückt) Missbräuche nicht verhindern können, wie soll der Philosophie, die jene Ideen zum wissenschaftlichen Bewusstseyn bringt, ein solcher Einfluss zugeschrieben werden? Fragt sich doch erst, ob es Eins sey, die Ideen zum *wissenschaftlichen Bewusstseyn* und zur *Herrschaft in einem Volke* zu bringen? — Aber der Vf. lässt sich im Feuer seiner Rede oft zu übertriebenen Behauptungen und Schlüssen hinreissen, wie z. B. zu folgenden: Da die Religion ein Ruhen in Gott ist, das Leben im Staate aber auf so unzähligen Puncten hervorbricht, dass darüber aus dem blofs religiosen Standpuncte nichts ausgemacht werden kann: so sind damit unmittelbar alle die unendlichen Bewegungen des menschlichen Geistes, in welchen er die Fülle des Lebens zu erschöpfen strebt, und also zugleich auch der *Mittelpunct derselben* d. i. die *Philosophie*, nothwendig gesetzt." Der Vf. meint auch, darum stehe die *alte* Zeit so weit über der modernen, weil sich die grössten Staatsmänner und Feldherrn der Alten durch Philosophie gebildet, und weil durch die Werke und Handlungen der Alten riesenhafte Ideen hindurchblicken: [illegible] Geschichtschreiber [illegible] bedingten Lobsprüche der Alten nicht unterschreiben. Wenn nun gar mit einem scheelen Blicke auf das wissenschaftliche Treiben der Neuern gesagt wird: „nicht durch Syllogismen haben sich grosse Charaktere gebildet, und nicht durch schulgerechte Compendien hat sich der menschliche Geist zu ernsten Dingen entflammt:" so muss man ihm zwar darin Recht geben; aber damit erhebt sich auch zugleich ein Haupteinwurf gegen das ganze allgemeine Räsonnement des Vfs., nämlich der: ob nicht die Form der Philosophie einen lähmenden Einfluss auf das Leben der Völker äussere, oder allgemeiner ausgesprochen: ob nicht die theoretische Bildung der praktischen Volksbildung Eintrag thue, und wie ein solcher Einfluss zu beseitigen. Zwar setzt der Vf. hinzu: „Nur eine grossartige Philosophie kann uns diese Pusillanimität benehmen," — aber das heisst doch nicht etwa, nur die wahre Philosophie darf sich über logische Formen hinwegsetzen? Ist denn irgend eine Philosophie ohne logische Form, und hat denn der gerühmte Plato, und, wir setzen hinzu, Aristoteles, den Werth der *Syllogismen* bezweifelt? Die grossartige Philosophie wird auch nicht daran erkannt, dass sie grosse Charaktere bildet, sondern zunächst ist sie nur die, welche das grosse Feld der menschlichen Erkenntniss eigenthümlich erleuchtet, die grossen Gedanken des Menschengeistes zum Bewusstseyn bringt, und indem sie dieses auf dem Wege der logischen Form bestrebt, doch nicht in logischen Formen *gefangen* bleibt. So wenig daher diese Lösung der Aufgabe Rec. genügend scheint, so unbestimmt der Unterschied, den der Vf. zwischen dem *Philosophen* und dem *Lehrer der Philosophie* gemacht (S. 102): so vortrefflich sind viele Ideen, die er im Strome seiner Begeisterung ausgesprochen hat. Doch um nicht zu lange zu reden, bemerken wir nur noch, dass der Vf. im zweyten Haupttheile, in welchem er die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum einzelnen Leben (Leben des Einzelnen) würdigt, *zuerst* den Einfluss derselben auf eine vortreffliche Lebensführung überhaupt in seiner Weite betrachtet, *dann* aber die Fragen beantwortet hat, auf welchem Wege man zur Philosophie gelangen müsse, und woher ihre Unverständlichkeit, über die so allgemein geklagt wird, rühre. Es leuchtet ein, dass es zweckmässiger gewesen seyn würde, die Beantwortung der letzten Fragen der Betrachtung jenes Einflusses vorhergehen zu lassen, da die Philosophie erst dann diesen Einfluss äussern kann, wenn man zu ihr auf rechtem Wege gelangt ist. — Endlich betrachtet der Vf. einige Situationen des einzelnen Lebens und das Verhältniss der Philosophie zu denselben. Die besonderen Gesichtspuncte sind: das Wirken in der Welt, das Gemüthsleben, Armuth und Leerheit des Alltagslebens, Lieblosigkeit des Alltagslebens, gänzliche Haltungslosigkeit desselben, Leiden. Uns scheint, dass Manches in diesem Theile der Schrift zu klarer Übersicht, und unbeschadet des lebendigen Ergusses, logischer hätte angeordnet werden können; doch können wir nicht umhin, auch in Hinsicht dieses Theils unsere Achtung gegen den Vf. zu bezeugen.

H. z. e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 2.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, in der Maurer'schen Buchhandlung: *Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache.* Erster Band. 1820. XVI u. 374 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec. rechnet es zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, dass man in Deutschland, wo gewöhnlich Alles, nur das Heimische nicht, seine Anerkennung findet, endlich anfängt, der trefflichen Muttersprache die Berücksichtigung zu widmen, die sie in allem Betracht so sehr verdient. Abgesehen von den vielen, zum Theil mit schönem Erfolge gekrönten, Forschungen einzelner Gelehrten, durch welche die deutsche Sprachkunde kürzlich in einzelnen Theilen bereichert und berichtigt worden ist, haben fast zu gleicher Zeit in Berlin und in Frankfurt a. M. zwey Gelehrtenvereine sich die Ausbildung der heimischen Sprache zum Zwecke gesetzt, und ihre Wirksamkeit kann, nach den Beweisen, die uns vorliegen, zu urtheilen, nur von dem segensreichsten Einflusse seyn. Die Abhandlungen des Frankfurtischen Gelehrtenvereins haben wir neulich in diesen Blättern (1822. No. 61. 62) mit gebührendem Lobe angezeigt, und es freut uns, von der mit jugendlicher Frische begonnenen Wirksamkeit der Berlinischen Gesellschaft, die in oben genanntem Werke einen Theil ihrer Forschungen dem Publicum übergiebt, gleich viel Rühmliches sagen zu können. Der erste Gedanke zur Stiftung dieser Gesellschaft wurde, wie wir aus der Vorrede erfahren, zu Ende des Jahres 1814 von dem Hofrath *Wolke* und von Dr. *Krause* angeregt; die Hnn. *Heinsius*, *Jahn* und *Zeune* aber waren die Ersten, welche dieselbe bilden halfen. Da sich indessen die Einrichtung, welche derselben Anfangs gegeben war, nicht als zweckgemäss auswies: so wurden zu Ende des Jahres 1815 fünf durch Stimmenmehrheit erwählte Mitglieder, die Hnn. *Giesebrecht*, *Jahn*, *Köpke*, *Schulz* und *Zeune*, beauftragt, die bisherige Gesetzurkunde zu prüfen, und die Abänderungen, über welche sich die Stimmung der Gesellschaft bereits ausgesprochen hatte, oder welche in anderer Hinsicht als zweckmässig erscheinen möchten, in nähere Berathung zu ziehen. Das Ergebniss dieser Berathung war die neue Gesetzurkunde, welche am 20sten Dec. des Jahres 1815 in einer zu diesem Zweck anberaumten Rathversammlung von der ganzen Gesellschaft geprüft, mit wenigen Abänderungen genehmigt, und zu Anfange des Jahres 1816 dem Drucke übergeben wurde. In dieser Urkunde sprach die Gesellschaft „*die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache*" als ihren ausschliesslichen Zweck aus, und versprach, als Ergebniss ihrer Forschungen, Vorarbeiten zu einem Wörterbuche, einer Sprachlehre und einer Geschichte der deutschen Sprache zu liefern. Nach der in dieser Urkunde vorgeschriebenen Form setzte die Gesellschaft ihre Thätigkeit zwar noch drey Jahre lang fort; doch wurde es ihr immer fühlbarer, dass viel zu wenig für die Aufbewahrung der Ergebnisse gesorgt sey, die ganze Verfassung aber die Freyheit der Mitglieder auf eine störende Weise beschränke. Es wurde daher zu Ende des Jahres 1818 beschlossen, die frühere Urkunde ausser Kraft zu setzen, und die freyere, für wissenschaftliche Mittheilungen mehr geeignete, Verfassung einzuführen, nach welcher sie seitdem gearbeitet hat. Die neue Gesetzurkunde ist in dem Vorberichte ihrem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt, und stimmt im Ganzen ziemlich mit den Statuten, die sich der Frankfurtische Gelehrtenverein gegeben hat, überein. Der Vereinigungspunct für die in Berlin einheimischen und die auswärtigen Mitglieder soll das Jahrbuch seyn, dessen ersten Band wir hier anzuzeigen haben.

Den Anfang desselben macht eine Abhandlung: *Über die Grundbedeutung der Casus*, von *J. O. L. Schulz.* Wir wissen nicht, ob wir in dieser Abhandlung mehr den Scharfsinn, mit dem der Vf. in das Innere seines Gegenstandes eingedrungen ist, oder die Gewandtheit bewundern sollen, mit welcher derselbe den Missgriff, dass er bey der Entwickelung der Grundbegriffe der Casus von den *Kantischen* Kategorieen der Relation ausging, wenig fühlbar zu machen gewusst hat. Nach ihm wird der Begriff des Accidens durch den Genitiv, der Begriff einer Wirkung durch den Accusativ, der Begriff eines Zweckes oder Zieles durch den Dativ, der Begriff eines Mittels endlich durch den Ablativ bezeichnet. Es ist nun leichte Mühe, das Mangelhafte, das Unpassende dieser Begriffsableitung aufzuweisen. Vorerst wird, wie Jedermann weiss, durch den Accusativ nie die Wirkung, sondern der Gegenstand bezeichnet, auf den ein Wirken hingeht; ebenso bezeichnet der Dativ allein nie das Ziel, sogar nur in wenigen Sprachen den Zweck, da dieses Verhältniss meist durch Präpositionen dargestellt wird; der Begriff des Mittels lässt sich auf keinerley Weise aus

dem der Wechselwirkung ableiten; und endlich hat der Vf. manche Casus, z. B. den *Localis*, ganz übersehen. Überhaupt ist es Rec. höchst auffallend, dass sich die Sprachlehrer noch immer die undankbare Mühe nehmen können, empirisch gegebene Erscheinungen der Sprache mit der *Kantischen* Kategorieentafel in Übereinstimmung darstellen zu wollen, da es doch nun schon eine geraume Zeit unter Philosophen vom Fach ausgemacht ist, dass *Kant* seine Kategorieentafel eben nicht mit Nothwendigkeit abgeleitet und aufgestellt hat. Auch geht der Vf. viel zu einseitig bloss von den Formen des Griechischen und Lateinischen aus, woher sich sehr natürlich der Irrthum erklärt, dass die in diesen vorhandene Casus nothwendige seyen. Hätte der Vf. mehrere Sprachen verglichen: so würde er sicher auf das Resultat geführt worden seyn, dass kein obliquer Casus nothwendig, dagegen so viele möglich sind, als es Präpositionen giebt. Die romanischen Sprachen haben gar keine obliquen Casus (keine innere Fallwandlung), die germanischen Sprachen haben bloss einen Genitiv, den sie, wie meist das Indische, Griechische und Lateinische, durch ein *s* darstellen; die deutsche Sprache hat jetzt freylich nur noch drey Casus, hat aber einen Instrumentalis verloren, den dagegen das Polnische, mit einem Localis dazu, noch bewahrt. Die Grundbedeutung des Genitivs ist, nach Rec. Ansicht, jedes unmittelbare Verhältniss, die des Accusativs der Gegenstand, die des Dativs die betheiligte Person oder Sache. In welchem Casus eine Sprache die Verhältnisse des Raums und der Zeit darzustellen habe, lässt sich *a priori* gar nicht bestimmen. — Übrigens ist vornehmlich der letzte Theil dieser Abhandlung, welcher Bemerkungen über die Benennung *casus* oder *πτῶσις* enthält, sehr lesenswerth.

Die zweyte Abhandlung: *Über die Bedeutung und Stellvertretung des deutschen Imperativus*, von *A. F. Ribbeck*, verdient das Lob der Gründlichkeit; nur hat das Gesuchte, das Erkünstelte in den Erklärungen Rec. die Lesung sehr verleidet. Wozu eine so verwickelte Darstellung, um eine ganz einfache Sache, wie der Begriff des Imperativs, des unmittelbaren Ausdrucks einer Begehrung, ist, zu erklären? Aufgefallen ist Rec., dass der Vf., als ein Berliner, S. 37 die Behauptung, dass der Imperativ wahrscheinlich ein Überrest aus den Zeiten der rohen Darstellung sey, *Reinbeck* zuschreibt, da dieser dieselbe bloss aus der trefflichen Sprachlehre *Bernhardi's*, wo sie S. 218 zu lesen ist, abgeschrieben hat.

Die Bemerkungen: *Über die Vorsylbe ur*, von *F. A. Pischon*, haben Rec. vorzüglich angesprochen. Mit besonnener Gründlichkeit sucht sich der Vf. zuerst der Urbedeutung dieser Sylbe zu versichern; ihre Grundbedeutung wird dann als das Höchste und Äusserste der Zeit, dem Raume und dem Grade nach festgesetzt, und in den mit derselben zusammengesetzten Wörtern nachgewiesen.

Die nun folgende Abhandlung: *Über den Wartburgkrieg*, von *A. Zeune*, ist ein sehr schätzbarer Beytrag zur Kunde des deutschen Mittelalters. Zuerst verbreitet sich der Vf. über den Inhalt dieses Gedichtes, und sucht die abweichenden Ansichten *von der Hagens* und *Mones*, von denen der Erste dasselbe als unser ältestes, auf eine Thatsache gegründetes, Drama betrachtet, der Letzte aber für ein lyrisches Gedicht und ein Überbleibsel einer deutschen Edda nimmt, so zu vereinigen, dass die erzählende und darstellende Form gemischt erscheine, jedoch die letzte fast ausschliesslich hervortrete, und die erste nur höchst selten sey. Sofern Rec. die Ansicht des Zürcher Abdrucks und der von *Docen* mitgetheilten 117 Strophen des Jenaischen Manuscripts einen Schluss erlaubt, stimmt er hierin dem Vf. vollkommen bey. Nachdem nun der Vf. das Verhältniss der vier oder drey noch vorhandenen Handschriften zu einander dargestellt, giebt er eine sehr anziehende Erklärung der *Töne*, und kommt dann auf die *Anordnung*, die er den Strophen, welche die Manessische und Jenaische Handschrift enthalten, gegeben hat. Er fand nun, indem er die Gegensätze im Thüringer Ton und wieder die im schwarzen Ton zusammenordnete, eine doppelte Bearbeitung desselben Gegenstandes. So konnte er dann deutlich die Anlage des Gedichtes in beiden Bearbeitungen nach drey Handlungen unterscheiden, nämlich zuerst den Streit der sechs Sänger über den besten Fürsten, auf der Wartburg; hierauf ein Zwischenspiel, wo der Teufel dem Klingsor erscheint; und endlich den nach einem Jahre erneuten Kampf auf der Wartburg, wo nicht mehr vom Lobe der Fürsten die Rede ist, sondern der Wettkampf sich auf geheimnissvolle Räthsel aus der Naturwissenschaft und Gottesgelahrtheit wendet. Seine Anordnung, die er im Einzelnen giebt, unterscheidet sich demnach von der *Hagenschen* so, dass dort zwey Ganze in einerley Tone, hier aber ein Ganzes in zweyerley Tönen, aufgestellt werden. Was der Vf. zuletzt noch von der Zeit des Kampfes und der Dichtung, und von den Wettsängern sagt, zeugt von seiner tiefen Kenntniss unserer älteren Geschichte und Literatur.

Gleich der vorigen Abhandlung, dient der Aufsatz: *Über die aus Hauptwörtern zusammengesetzten Doppelwörter*, von *J. O. L. Schulz; nebst Gegenbemerkungen*, von *A. S. Ribbeck*, dem Jahrbuche zur wahrhaften Zierde. Derselbe ist, wie der Vf. sagt, zunächst durch *Jean Paul's* Briefe über das Zusammenfügen der deutschen Doppelwörter, im Morgenblatt von 1818, veranlasst. Rec., der übrigens die Verdienste *Jean Paul's* in anderer Hinsicht, anerkennt, trägt gar kein Bedenken, sein grösstes Verdienst bey der Abfassung dieser Briefe, in denen er bekanntlich das *s* aus Zusammensetzungen verbannen will, darein zu setzen, dass er die Abhandlung des Hn. *Sch.* veranlasst hat. Schon der allgemeine Grundsatz, oder die grosse Regel, wie er sagt: Der Nominativ des Bestimmwortes im Plural entscheidet die Art der Verknüpfung mit dem Hauptwort, beweist, dass ihm sogar die Bedeutung und das Wesen der Declination durchaus fremd geblieben ist. Auch muss Rec. gestehen, dass ihm die Bemerkung des Hn. *Sch.* zu dieser Regel: Je weniger es sich leugnen lässt, dass der *Nominativus Pluralis* für die Declination des deutschen Hauptwortes ist u. s. w., sehr befremdend gewesen ist. Der *Nom. Plur.*

zeigt bloss die Zahl an; nach welcher Logik kann er nun zum Kennzeichen der Art und Weise dienen, wie die Verhältnissfälle an dem Worte dargestellt werden? Wann werden unsere Grammatiker einmal die ganz klare Sache einsehen, dass unter dem Namen *Declination* zwey ganz verschiedene Abwandlungsweisen, nämlich die Zahlabwandlung oder Numeration, nach der das Wort zur Bezeichnung der Quantität (im Nom. des Plur.), und die Fallabwandlung oder Casuation, nach der es zur Bezeichnung der Verhältnisse (in den obliquen Casus) abgeändert wird, begriffen sind? — Nachdem Hr. *Sch.* in der vorliegenden Abhandlung die Irrthümer *Jean Pauls* auf eine ruhige und gründliche Weise aufgedeckt hat, kommt er zur Darlegung seiner eigenen Ansichten, und stellt den Grundsatz auf: „Die Form des bestimmenden Wortes hangt (hängt) vorzüglich von der Beziehung ab, welche zwischen ihm und dem Grundworte Statt findet." Damit ist nun nach Rec. Ansicht der Punct, auf den es hier vorzüglich ankommt, auf das lichteste und bestimmteste hervorgehoben. Diese verschiedenen Beziehungen lassen sich dann, wie Hr. *Sch.* weiter sagt, auf vier Hauptarten zurückführen, und zwar 1) das bestimmende Wort ist als Opposition zu betrachten; 2) das bestimmende Wort wird gebraucht, um die verschiedenen Arten einer Gattung durch Angabe eines äusseren Merkmals zu unterscheiden, und die Verbindung zwischen dem bestimmenden Worte und seinem Grundworte lässt sich durch eine Präposition erklären; 3) das bestimmende Wort ist Object des Grundwortes und daher als Accusativ zu betrachten; 4) das bestimmende Wort stellt etwas Thätiges, Denkendes, gleichsam Persönliches, das Grundwort dagegen Etwas, das aus dem bestimmenden Worte erst hervorgeht, dar. Was dann noch weiter zur Ausführung im Einzelnen von den Veränderungen, die das Bestimmungswort nach der verschiedenen Beziehung leidet, gesagt wird, ist keines Auszugs fähig, und verdient von Jedem, dem es um tiefere Kenntniss des inneren Baues und Geistes unserer Sprache zu thun ist, in der Schrift selbst nachgelesen zu werden. — Es folgt nun eine: *Erinnerung an Friedrich August Wernicke* (gest. den 2 März 1819), welcher ein Bruchstück einer Bearbeitung des niederdeutschen Gedichtes *Hennynk de Han*, die dieser frühverstorbene Gelehrte unternommen hatte, beygefügt ist.

Beygegeben sind dem Jahrbuche zwey *Anhänge*, von denen der erste kleinere Aufsätze, Bemerkungen und Anfragen enthält. Der Freund des Sprachstudiums wird darin viele beachtenswerthe Winke, einzelne interessante Aufschlüsse und Stoff zu weiterem Nachdenken finden. Hr. *Zeune* führt daselbst das Wort *Besthaupt* auf als bey *Adelung* fehlend. Merkwürdig ist, dass auch *Schottelius*, der den Ursprung der meisten deutschen Rechte ausführlich erklärte, das *Besthaupt-Recht*, das doch vielfältig gegolten, übersehen hat, wodurch dann auch wahrscheinlich die Auslassung bey *Adelung* bedingt ist. — Die Ableitung des Namens *Ardennen* von *Hart* und *Senne* möchte allerdings richtig seyn, da *Hard* oder *Hart* nicht sowohl *Gebirg*, als *Gebirgswald*, bedeutet; *Cäsar*, *Strabo* und *Dio* aber ausdrücklich von den Sümpfen dieses Waldes sprechen. Der Bogen *Sprachbemerke von Wolke* ist ohne grosse Bedeutung; wenigstens mag Rec. sich nicht damit aufhalten, das viele Unhistorische und Unphilosophische in den Behauptungen und Erklärungen aufzuweisen.

Der *zweyte Anhang* enthält: *Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften aus dem Gebiet der deutschen Sprachgelehrsamkeit*, die mit humanem Sinne verfasst sind, und mit dem wesentlichen Inhalt der benannten Schriften bekannt machen, ohne sich jedoch auf eine tiefer gehende Würdigung einzulassen.

Möge die Gesellschaft sich in ihrer schön begonnenen Wirksamkeit erhalten; sie wird sich gewiss der Aufmerksamkeit und des Dankes aller Sprachforscher zu erfreuen haben.

F * r.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Słownik Polsko-Niemiecki w Ktorym osobliwie na dobra Niemczyzne, zgład miano przez K. C. Mrongoviusa* (Handwörterbuch der polnischen Sprache, herausgegeben von *Cölestin Mrongovius*). Zweyte vermehrte Auflage. 1805. 215 S. 8.

Dieses kleine Handwörterbuch muss hauptsächlich nur in der Beziehung auf das bereits Jen. A. L. Z. 1806. No. 98 angezeigte polnische Lesebuch desselben Vfs. beurtheilt werden. Es enthält von allen Redetheilen das Nothwendige und Brauchbare. Die Eigenthümlichkeiten der polnischen Sprache sind überall, wo es seyn musste, kurz und deutlich angezeigt; oft auch etymologische Erläuterungen beygebracht, und die Verwandtschaft mit einigen anderen slawischen Sprachen gezeigt. Die gebräuchlichsten Redensarten und Zusammensetzungen werden mit Beyspielen aus anderen Sprachen belegt, z. B. S. 3 bey dem Worte *Arcybiskup: Arcydzieło*, Meisterstück, *chef d'oeuvre*. Bey den Zeitwörtern sind grösstentheils nicht nur das Präteritum und der Infinitiv angeführt, um die Bildung der übrigen Temporum zu erleichtern, sondern bey den meisten auch das Frequentativ. Es verdient unseren Beyfall, dass der Vf. diejenigen Wörter, welche zwar in die reine polnische Sprache gar nicht aufgenommen, oder aus ihr verbannt sind, aber im gemeinen Leben öfter vorkommen, durch einen Asterisk kennbar gemacht, und von anderen als verdächtig unterschieden hat. Die anerkannt guten und classischen Schriftsteller, von welchen der Vf. Wörter oder Redensarten entlehnt hat, als: *Krasicki*, *Rey*, *Twardowski* haben ihre eigene Bezeichnung erhalten, um gleich die Quelle zu kennen, aus welcher sie geschöpft sind. Ebenso sind auch diejenigen Ausdrücke, deren sich vornehmlich der Warschauer oder überhaupt der Grosspole zu bedienen pflegt, obschon sie dem Lithauer unbekannt sind, mit einem besonderen Zeichen bemerkt. Diese Sonderung

sehr nützlich, weil es eine allgemein bekannte Sache ist, dass keine Sprache in allen Gegenden ihres Mutterlandes, sondern nur in einigen grösseren Städten, wo die Bildung auf einer höheren Stufe steht, in ihrer Reinheit zu suchen ist: daher wird auch die polnische Sprache am reinsten und ächtesten in Krakau, Lublin, und vorzüglich in Warschau, geredet. Dass aber sogar die Warschauer Zeitung die Ehre eines besonderen Zeichens bekommen hat, und hiedurch zur Würde einer Sprachautorität erhoben worden ist, kann nicht gebilligt werden. Der Redacteur einer Zeitung setzt sein Blatt aus den verschiedenartigsten Aufsätzen zusammen; berücksichtigt nicht immer gewissenhaft die Reinigkeit der Sprache, und ist keinesweges unter die zuverlässigen Sprachkenner und Kritiker zu zählen. Der Vf. konnte bey seinem Sammeln immerhin auch die Zeitungsblätter benutzen; aber es bedurfte keiner besonderen Anzeige dieser Quelle; höchstens in dem Falle, wenn sich der Aufsatz durch einen hohen Grad von Vortrefflichkeit auszeichnete, und sonst nicht zu finden war.

Bey dem Worte (*Wielbląd*) das Kameel, (*Wiśn*) die Kirsche, steht die richtige Bemerkung, dass die Polen und die übrigen Slaven für Thiere und Gewächse, die nur in Asien einheimisch sind, ganz eigenthümliche Benennungen haben, und sie nicht, wie die übrigen europäischen Völker, aus den Griechen und Römern entlehnten.

Ungeachtet der Vf., wie er ausdrücklich sagt, auf das Hochdeutsche besondere Rücksicht genommen hat: so können doch manche Provincialausdrücke nachgewiesen werden, die der Hochdeutsche nicht kennt. Warum die Zeitwörter bald nach dem Infinitiv, bald nach dem Präsens indic., angeführt sind, oder warum bey manchen der Infinitiv einzeln steht, ohne Präs. u. s. w., davon lässt sich keine gültige Ursache auffinden. Demungeachtet ergiebt sich aus Allem, dass beide Schriften, das Lesebuch und das Wörterbuch, dem Zwecke entsprechen, den sich der Vf. bey der Ausarbeitung vorgesetzt hat. Die Sprachlehre wird sie aber erst recht brauchbar machen.

V. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Oldenburg*, b. Stalling: *Ankündigung einiger Abschiedsreden* ——— durch *C. W. Ahlwardt.* Voran ein kleiner *Beytrag zur Portugiesischen Literatur.* 1806. 16 S. 4.

Nach der allgemeinen Bemerkung, dass die Portugiesische Literatur, und zumal die poetische, in Deutschland wegen Unbekanntschaft der Sprache und wegen der Seltenheit Portugiesischer Bücher unbekannter ist, als sie es ihrem Werthe nach verdiente, fährt der Vf. dieser Einladungsschrift so fort: „Durch *Bouterweks* Geschichte der Portugiesischen Poesie ist freylich eine grosse Lücke in unserer Literatur ausgefüllt worden; allein, da nur Wenige das Portugiesische verstehen, und da den ausgehobenen Stellen keine Übersetzungen beygefügt sind: so bleiben die Schönheiten dieser Gedichte für den grossen Haufen noch immer ein versiegelter Born, dessen Wasser mehr Durst erregt, als löscht. Poetische oder überhaupt nur wörtlich genaue (?) Übersetzungen würden nicht ohne Nutzen gewesen seyn. Da laut der Vorrede die Ankunft der zu der neuesten Geschichte der Portugiesischen Literatur nöthigen Bücher nicht abzuwarten war: so wird vielleicht die hier gegebene kleine Auswahl neuerer lyrischer Gedichte, nebst einer beygefügten versificirten Übersetzung, den Freunden der Dichtkunst und der Portugiesischen Sprache nicht unwillkommen seyn." — Das Scherflein, welches Hr. *A.* ohne weitere literarische Notiz darbringt, besteht erstlich in einem elegischen Gedichte auf ein Schiff: Bringe mir bald den Geliebten zurück! ist der Inhalt der Klage. Auf diese Elegie, unstreitig das beste von allen übrigen Stücken, und nicht ohne poetischen Werth, folgt ein artiges, aber dem Gedanken nach schon bekanntes Madrigal voll muthwilligen Scherzes, und hierauf vier zärtliche Herzensergiessungen. Den Beschluss macht ein Sonett, welches den wenigsten, oder vielmehr so wenig Werth hat, dass sich an dessen Stelle leicht hätte ein besseres setzen lassen. Das Ding hat weder Anfang, Mitte, noch Ende. — Die beygefügten Übersetzungen sind sehr unbefriedigend ausgefallen, und diess vornehmlich darum, weil sie in Versmass und Reimstellung zu sehr von der Urschrift abweichen, von der sie eher eine Paraphrase, als eine wahre Nachbildung geben. Am unangenehmsten empfindet man die metrischen Missgriffe bey dem Gedichte auf ein Schiff, wo der Übers. die lebhafte, der leidenschaftlichen Trauer so angemessene Decime in höchst schwerfällige fünffüssige, aufs einförmigste gereimte Trochäen verwandelt hat. Folgende Probe mag dieses Urtheil bestätigen:

Não Affonso que vaidosa
Vas sulcando os crespos mares,
De meus saudosos pezares e
Es a causa rigorosa:
Tu que na proa formosa
Ternos amores escoltas,
Quando ao vento as velas soltas
Me levas el coração;
Ah! dize me por compaixão,
Não Affonso, quando voltas?

Schiff, das auf des Meeres weitem Raume,
Spiel der Wellen, treibt im Wogenschaume,
Dich umschwebt mein Sehnen und mein Sinnen,
Thränen stets dir meinem Aug' entrinnen.
Meiner liebevollen Sehnsucht Flügel
Hörst du rauschen dir am hohen Spiegel.
Wenn im Winde sich dein Segel breitet,
Hin mit dir zugleich mein Herz entgleitet (!)
Sag', ich flehe dich mit Schmerz im Blicke,
Theures Schiff, wann kehrest du zurücke?

Hn. Hn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

PHYSIK.

HEIDELBERG, in d. neuen akad. Buchh. v. Groos: *Anfangsgründe der Naturlehre* zum Gebrauch akademischer Vorlesungen systematisch zusammengestellt v. *G. W. Muncke*, Grossh. Bad. Hofrath u. Prof. d. Phys. Erste Abth. 1819.

Auch unter dem Titel: *Anfangsgründe der Experimentalphysik*, zum Gebrauch öffentl. Verles. systematisch dargest. von *G. W. Muncke*. Mit 5 Tafeln in Steindruck. XII u. 324 S. 8. (compl. 5 Rthlr.)

Dieses Lehrbuch zeichnet sich durch compendiarische Kürze und durch Reichhaltigkeit des Inhalts und der literarischen Nachweisungen zu weiterer Belehrung über jeden Gegenstand sehr aus. Es umfasst alle die Lehren, die man in der Experimentalphysik zu erklären pflegt, und deutet in kurzen Sätzen auf eine Menge einzelner Entdeckungen hin, die man sonst in Compendien nicht erwähnt zu finden gewohnt ist.

Den ganzen Inhalt hier mitzutheilen, scheint Rec. unzweckmäsig; dagegen werden wir einzelne Abschnitte etwas umständlicher durchgehen, um die Behandlung deutlicher zu zeigen.

In der Vorrede erklärt sich der Vf. ernstlich gegen das Construiren von Systemen, was man so häufig mit dem Namen Naturphilosophie beehrt. Er hat ganz Recht, dass der mystische, dunkle Wortkram nie zur wahrhaften Förderung der Wissenschaft beygetragen hat, und immer bald in die Vergessenheit versunken ist, dass dagegen eine genaue Kenntniss der Erscheinungen, ein besonnenes Prüfen und klare Darstellung, das ist, was den ächten Physiker auszeichnen muss.

Der ganze Inhalt dieses ersten Bandes, der die *Experimentalphysik* enthält (der zweyte wird *physische Geographie* und *Atmosphärologie* enthalten) ist in folgende Abtheilungen gebracht. 1) *Von der Materie überhaupt.* 2) *Von der Bewegung.* A. *Statik und Mechanik fester Körper.* B. *Hydrostatik und Hydraulik.* C. *Aerometrie.* D. *Akustik.* 3) *Weitere Entwickelung der Attractionsgesetze.* (Von Cohäsion, Verwandtschaft u. s. w.) Anhang. *Von der Eudiometrie.* 4) *Imponderabilien.* A. *Wärme.* B. *Licht.* 1) *Optik.* 2) *Katoptrik.* 3) *Dioptrik.* 4) *Zerstreuung des farbigen Lichts.* 5) *Diffraction, Beugung.* 6) *Doppelte Brechung.* 7) *Polarisirung des Lichts.* 8) *Farbenerzeugung durch dünne Lagen.* 9) *Hypothese der Accesse und der oscillatorischen Bewegung der Lichttheilchen.* 10) *Gefärbte Schatten.* 11) *Subjective Farben.* 12) *Anwendung auf optische Werkzeuge.* Anhang. *Verhältniss zwischen Licht und Wärme.* C. *Elektricität und Galvanismus.* D. *Magnetismus.*

Wir wollen nun einige Abschnitte etwas genauer durchgehen, theils um zu zeigen, wie reichhaltig dieses kurze Lehrbuch ist, theils um einige Bemerkungen beyzufügen.

Die *Lehre von der Schwere und den durch sie bewirkten Bewegungen.* Hier enthalten die §§. 33 bis 35 Folgendes. Dass die Richtung der Schwere gegen den Mittelpunct der Erde gehen würde, wenn sie kugelförmig wäre. Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung. Schwere und Gewicht. Versuche über das Gesetz des freyen Fallens; *Atwoods* Fallmaschine; Wurfbewegung; Formeln für die parabolische Bewegung; Bemerkung über den der grössten Schussweite entsprechenden Neigungswinkel. Abnahme der Schwere in der Entfernung. Formeln für die Grösse der Schwerkraft auf dem Erdsphäroid unter verschiedenen Breiten. Fall auf der schiefen Ebene; Schraube; der scheinbar aufwärts rollende Kegel. Die wichtigsten Formeln für die Bewegung des Pendels; Ungleichheit der Länge des Secundenpendels unter verschiedenen Breiten; Formeln für den Fallraum in verschiedenen Breiten; Bemerkungen über die von *Laplace* angegebene Correction, die bey Versuchen über die Länge des Secundenpendels anzubringen ist, weil die Schneide, worauf der Pendel ruht, keine mathematische Linie ist. Compensationspendel. — — Diese mannichfaltigen Gegenstände, und noch manche andere, sind hier theils entwickelt, theils nur angedeutet, so dass sie dem Leser, welcher in den angeführten Büchern weitere Belehrung suchen will, eine vollständige Übersicht dessen gewähren, was er hier zu lernen hat, und insbesondere dem Lehrer, der das Buch bey Vorlesungen zum Grunde legt, Gelegenheit geben, vollständige Entwickelungen an die wenigen Worte anzuknüpfen, die als Hauptsätze hier stehen, und die zureichend sind, um dem Zuhörer die Wiederholung und selbst die schriftliche Ausarbeitung dessen, was er in den Vorträgen gehört hat, zu erleichtern.

Wir fügen nun noch einige Bemerkungen über eben diese §§. bey. S. 44. „Diese Bewegung ist im ersten Zeitmomente = o." Rec. sagt lieber, die Geschwindigkeit ist im Anfange = o; denn am Ende des

ersten Zeitmoments, das etwa = dt heissen mag, ist sie schon = 2gdt. S. 45: „Wird die Geschwindigkeit durch das nämliche Maſs als die Zeit gemessen, so ist c = r.t." Dieser Ausdruck ist nicht streng, denn Geschwindigkeit und Zeit sind Grössen verschiedener Art: sie können also nicht mit dem nämlichen Maſse gemessen werden. „Es gehört aber für das Differential des Raumes ein der Geschwindigkeit proportionales Differential der Zeit." Rec. würde sagen, das Differential des Raumes ist in zusammengesetztem Verhältnisse der Geschwindigkeit und des Differentials der Zeit, also $ds = cdt = 2gtdt$. Er würde auch nicht $c = at$ setzen, sondern $= 2gt$ beybehalten, weil c und t nicht gleichartig sind. — S. 50 hätte wohl ein Wort über den anscheinenden Widerspruch gesagt werden mögen, der in der Behauptung liegt, dass $t = 2\sqrt{\frac{2L}{g}}$ sey, wenn man den Körper als auf der Sehne fortgehend, und $t = \frac{1}{2}\pi\sqrt{\frac{2L}{g}}$ sey, wenn man ihn als den Kreisbogen durchlaufend ansieht. Nach S. 50. Nr. 4 wird der Leser glauben, er habe in der ersten Formel die richtige Oscillationszeit des Pendels, die doch in der Formel S. 51 Nr. 2 ausgedrückt ist, und der Grund, warum die letztere richtig ist, wird ihm durch die Erläuterung in S. 51 Nr. 2 nicht angegeben, da diese sich nur auf grössere Bogen bezieht.

Die *Akustik* enthält in 10 Paragr. auf 15 Seiten Folgendes. Bedeutung der verschiedenen Worte: Schall, Klang, Ton u. s. w. a) Hervorbringung des Schalles. Vibrationen der den Schall erregenden Körper. Schwingungsknoten. Classificirung der klingenden Körper. Versuche über die Schwingungsknoten. Formel für die Zeit der Schwingungen bey Saiten. Bestimmung der Zahl der Schwingungen für gegebene Töne, Glocken. Die *Chladni*schen Klangfiguren. Töne der gespannten Stäbe, und Formel für ihre Schwingungen. Längentöne. Flageolettöne. Combinationstöne. Äolsharfe. — Die Luft als tönender Körper. Wie der Ton hervorgebracht wird; wovon seine Höhe abhängt. Stimmwerkzeuge des Menschen. Bestimmung der Höhe des Tones bey verschiedenen expansibeln Fluidis. Chemische Harmonica. — Von der Tonleiter, den Intervallen; Angabe der Saitenlänge und Schwingungszahl für alle Töne einer Octave. — Eigenthümlichkeit der Töne. Mittöne anderer Körper. Resonanz. — b) Fortpflanzung des Schalles. Ungleiche Fortpflanzung durch verschiedene Körper. *Newtons* Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft. Wie man die durch diese Bestimmung gefundene zu geringe Geschwindigkeit zu erklären sucht, besonders *Laplace's* Erklärungsart, die Hr. *M.* widerlegt. Versuche über die Fortpflanzung des Schalles. Bestimmung der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall sich durch feste Körper fortpflanzt. Von Sprachröhren; wie weit die menschliche Stimme durch sie hörbar ist. Echo. Die Wahrnehmung des Schalles. Kurze Beschreibung der Gehörorgane.

Auch hier finden wir, wie dieses Verzeichniss angiebt, eine grosse Reichhaltigkeit auf sehr geringem Raume. Manche dieser Gegenstände sind freylich nur mit wenigen Worten erwähnt, aber dieses war in den meisten Fällen ganz dem Zwecke des Buches, das hauptsächlich zu akademischen Vorlesungen dienen soll, entsprechend. Nur bey wenigen Stellen möchte Rec. glauben, der Vortrag sey gar zu kurz. Diess ist z. B. der Fall bey dem, was über die Tonleiter gesagt ist. Die kurze Andeutung, dass das Harmonische in den Tönen von der Rationalität ihres Verhältnisses abhänge, reicht nicht hin, da das Verhältniss 100:101 eben so gut, als 1:2 rational ist. Der Leser wird überdiess fragen, was denn hier Verhältniss der Töne heisse, worüber er nicht vollständig belehrt wird.

Der Vf. sucht *Laplace's* Erklärung der, in Vergleichung gegen die theoretisch bestimmte, Geschwindigkeit des Schalles zur schnellen Fortpflanzung desselben zu widerlegen; aber Rec. muss sich hier doch für *Laplace* erklären. Wenn wir gleich die Natur der Vibrationen nicht genau kennen, so müssen wir doch eine abwechselnd zu- und abnehmende Dichtigkeit der Lufttheilchen, welche in diese vibrirende Bewegung gesetzt werden, wohl ohne Zweifel annehmen. Denken wir uns also den ersten Eindruck des Schall erregenden Körpers als mit einer Verdichtung des anliegenden Lufttheilchens verbunden: so wird hier unstreitig etwas Wärme frey, und der Schall müsste in diesem ersten Momente sich so fortpflanzen, wie es für eine so erwärmte Luft angemessen ist, das heisst, schneller, als wir es nach der Temperatur der ganzen Luftmasse annehmen würden. Aber dieses erste Lufttheilchen wirkt nun mit einem gleichen Drucke auf das zweyte Theilchen, und bringt da eben die Verdichtung, eben die Wärme-Entwickelung, und folglich eine eben so schnelle Fortpflanzung des Schalles, hervor. Eine zunehmende Beschleunigung kann hier nicht eintreten, da die durch die entbundene Wärme vergrösserte Elasticität des ersten Lufttheilchens zwar eine schnellere Mittheilung an das zweyte Theilchen hervorbringt, aber keineswegs den erhaltenen Druck vergrössert; die Fortpflanzung des Schalls ist also so schnell, als sie in einer erhitzten Luft seyn würde, indem zwar nicht die ganze Luftmasse diese Temperatur hat, aber wohl jedes Lufttheilchen, während der Schall sich durch dasselbe fortpflanzt. Diese Ansicht, die sich auch rechnend bestätigen lässt, scheint Rec. so einfach und überzeugend, dass er hofft, auch Hr. *M.* werde sie als die richtige anerkennen.

Bey der Bestimmung des Tones der Blasinstrumente bemerkt der Vf. mit Recht, dass die Versuche in verschiedenen Luftarten nicht ganz mit der Theorie übereinstimmen. Indess scheint in der Art, wie im eingeschlossenen Raume das Anblasen der Instrumente bewirkt wird, einige Unsicherheit zu liegen, und wir werden vielleicht noch wiederholte Versuche abwarten müssen, ehe wir über die Differenzen zwischen Theorie und Erfahrung völlig entscheiden können. Wenn wir von Seiten der Erfahrung völlig genau unterrichtet sind, so könnte man in Beziehung auf jene Hypothese des *Laplace* fragen, nach welchen Gesetzen sich die Wärmecapacität der verschiedenen Luftarten bey der Verdichtung ändert, und sehen, ob sich nicht daraus ein

Aufschluss in Hinsicht auf diese Abweichungen von der Theorie fände.

Zu dem §. aber, welcher die Höhe und Tiefe der Töne bey Flöten und ähnlichen Instrumenten betrifft, müssen wir noch eine Bemerkung machen. Der Vf. sagt: „Im Allgemeinen ist die Höhe des Tones der Schnelligkeit des Luftstroms, der Kleinheit seines Durchmessers und seiner Länge, der Nähe und der Schnelligkeit des Vibrirens der dünnen Blätter nach verschiedenen, noch nicht völlig bestimmten, Gesetzen proportional.“ — Gegen diese Angabe lässt sich von Seiten des Mathematikers Mehreres mit Recht erinnern. Ist die Höhe des Tones den angegebenen Grössen proportional, so heisst das (nach der bestimmten Bedeutung des Wortes Proportion), der Ton ist zweymal so hoch, wenn der Luftstrom zweymal so schnell, oder wenn der Durchmesser zweymal so klein, oder wenn die Länge zweymal so gross (oder klein, darüber bleibt man zweifelhaft) u. s. w. ist. Da wäre also das Gesetz nicht mehr unbekannt; wenn dieses Gesetz unbekannt ist: so findet keine bestimmte Proportionalität Statt. Auch sollte es wohl nicht heissen, die Höhe des Tones sey proportional, denn eigentlich ist es die Anzahl der Schwingungen, die hier als das nach Zahlen Vergleichbare vorkommt.

Doch, wenn es gleich nicht schwer wäre, noch manche Stelle anzugeben, wo Rec. mit dem Vf. nicht einig ist, wo entweder in Rücksicht der Meinungen und Ansichten eine Verschiedenheit Statt findet, oder Ausdruck und Darstellung uns einer Verbesserung zu bedürfen scheint: so wiederholen wir doch mit Vergnügen die Versicherung, dass das Buch im Ganzen das leistet, was es leisten soll, dass es den Vf. als einen mit allen Theilen der Physik vollkommen gründlich vertrauten, mit der Literatur sehr vollständig bekannten, richtig und besonnen urtheilenden Mann, der das richtig Erkannte auch gut und klar darzustellen weiss, zeigt. Es ist zum Leitfaden bey Vorlesungen recht sehr zu empfehlen, und kann auch denen, die mit gehörigen Vorkenntnissen durch eigenes Studium ihre Kenntnisse vervollkommnen wollen, nützlich seyn, indem es ihnen in geordneter Folge, und meistens mit hinreichenden Andeutungen, um ihr Urtheil zu leiten, zeigt, was sie bey jeder Lehre zu lernen haben, und wo sie die Belehrung finden, die hier sich nicht vollkommen entwickeln lässt.

A. e. e.

UTRECHT, b. Altheer: *Dissertatio physico-mathematica inauguralis de celeritate soni per fluida elastica propagati*, quam pro gradu doctoratus, summisque in mathesi et philosophia naturali honoribus et priv. legitime consequendis publico examini submittit *Richardus van Rees*, Neomagensis. 1819. 73 S. 4.

Diese mit vielem Fleisse gearbeitete Abhandlung, die einen rühmlichen Beweis von den gründlichen Kenntnissen und der klaren, sehr gelungenen Darstellungsgabe des Vfs. giebt, enthält ausser dem, was über die Geschwindigkeit des Schalles bisher theoretisch untersucht und durch Beobachtungen ausgemacht war, auch manche dem Vf. eigenthümliche Untersuchungen, und lehrt uns in ihm einen hoffnungsvollen Physiker kennen, der mit tiefen mathematischen Kenntnissen zugleich die Neigung und das Geschick, selbst Versuche anzustellen, verbindet, und von dem wir also hoffentlich noch Mehreres zur Erweiterung der Physik erwarten dürfen.

Wir wollen bey den bekannteren Gegenständen nur kurz verweilen, um für die eigenen Untersuchungen des Vfs. mehr Raum zu gewinnen.

Im ersten Abschn. werden die allgemeinen Eigenschaften elastisch-flüssiger Körper betrachtet, die Versuche angeführt, welche die von der Temperatur abhängenden Änderungen der Elasticität bestimmen u. s. w. Dieses war nothwendig, um die Formeln, die in der Folge vorkommen, zu begründen, und um dort nicht den Vortrag durch Entwickelungen zu unterbrechen, die mit dem Hauptgegenstande nur in entfernter Verbindung stehen.

2 Abschn. *Theorie der Fortpflanzung des Schalles in elastischen Flüssigkeiten.* Die theoretischen Untersuchungen *Newtons*, *Lagrange's*, *Eulers* und *Poissons* werden ihrem Hauptinhalte nach kurz angegeben; und dann die Theorie der als unendlich klein angesehenen Schallvibrationen, ungefähr so, wie *Euler* sie *) entwickelte, sehr gründlich und klar dargestellt. Die partielle Differentialgleichung des zweyten Grades, auf welche man hier geführt wird, integrirt der Vf. durch andere Hülfsmittel, als *Euler*; beide Methoden führen zu einerley Integralformeln. Der Vf. bestimmt sodann die aus diesen Formeln sich ergebenden Zahlenwerthe, und findet 279,29 Meter $\sqrt{(1 + 0{,}00375\ t)}$ als die Geschwindigkeit des Schalls in 1 Secunde, wenn t die Temperatur in Graden der hunderttheiligen Scale angiebt. Bekanntlich ist diese theoretisch gefundene Geschwindigkeit des Schalles zu klein. Hr. v. R. zeigt, dass die Rücksicht auf die Feuchtigkeit in der Luft die Differenz nicht erkläre, indem selbst für eine vollkommen feuchte Luft die Formel nur etwa $\frac{1}{75}$ mehr geben würde.

3 Abschn. *Versuche über die Geschwindigkeit des Schalles.* Der Vf. beurtheilt die Versuche der Physiker zu Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles, und urtheilt, dass wir nach *Benzenbergs* sehr unter sich übereinstimmenden Beobachtungen die Geschwindigkeit des Schalles als bis auf 1 Fuss genau bestimmt ansehen, und sie bey 0° Wärme, = 1027,4 pariser Fuss = 333,7 Meter setzen können; bey anderen Temperaturen ist sie bekanntlich etwas anders, so dass sie bey 20° Centes. 1065,2 Fuss anzusehen ist.

4 Abschn. *Beurtheilung der Vermuthungen über den Grund der Verschiedenheit zwischen der theoretisch bestimmten und der wirklichen Geschwindigkeit des Schalles.* Der Vf. verweilt am längsten bey der von *Benzenberg* umständlich durchgeführten Betrachtung, wie nach *Daltons* Theorie die Fortpflanzung des

*) In den unter dem Titel: Die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung flüssiger Körper, von *L. Euler*, übers. von *Brandes*, — deutsch herausgegebenen Abhandlungen.

Schalles langſamer in der Oxygen-Atmoſphäre, ſchneller in der Azot-Atmoſphäre, am ſchnellſten in der Waſſerdampf-Atmoſphäre, Statt finden müſſe; *Benzenberg* knüpfte hieran die Vermuthung, daſs der erſte Eindruck des Schalles durch die Fortpflanzung des Schalles in der Dampf-Atmoſphäre bewirkt werde, und daher die Erfahrung den Schall als früher ankommend angebe, als es nach der Theorie, nach dem Maſse der ſpecifiſchen Elaſticität der Luft, der Fall ſeyn ſollte. Der Vf. hält aber mit Recht die beſonders von *Olbers* dieſen Betrachtungen entgegengeſetzten Gründe für zu wichtig, um jene Vermuthung als die richtige anzuſehen.

5 Abſchn. Unter allen den Meinungen, welche man zu Erklärung jener Differenz aufgeſtellt hat, iſt keine, auſser der des *Laplace*, die genügend ſchiene. Dieſe Meinung wird hier umſtändlicher betrachtet, und gezeigt, daſs ſie in der That die Theorie mit der Erfahrung in Übereinſtimmung bringt. Nach *Laplace* nämlich muſs man darauf Rückſicht nehmen, daſs bey den kleinen Verdichtungen der Luft, die mit den Vibrationen verbunden ſind, Wärme frey wird, und da dieſs vom erſten Augenblicke der Entſtehung der Schallvibrationen an der Fall iſt, und immerfort für jedes Lufttheilchen Statt findet, zu dem die Vibration gelangt: ſo geſchieht die Fortpflanzung ſo, als ob ſie in Luft von ſo erhöhter Temperatur Statt fände, alſo ſchneller, als es derjenigen Temperatur angemeſſen iſt, die unſer Thermometer uns angiebt. — Des Vfs. theoretiſche Unterſuchung (die auch *Biot* ſchon angeſtellt hat) zeigt, daſs allerdings dieſer Wärme-Entwickelung wegen die theoretiſch gefundene Geſchwindigkeit des Schalles noch mit einem Coefficienten, der gröſser, als 1 iſt, zu multipliciren ſey, und giebt an, wie groſs man die Wärme-Entbindung annehmen müſſe, um die Fortpflanzung des Schalles ſo ſchnell zu finden, wie die Erfahrung ſie ergiebt. Das Reſultat, das man auf dieſem Wege findet, ſtimmt auch recht gut mit den Verſuchen überein, da man durch heftige Compreſſion der Luft ſoviel Wärme frey macht, daſs der Zündſchwamm dadurch entzündet wird. — Da indeſs Verſuche, die mit ſtrenger Genauigkeit lehrten, wie groſs die Erhöhung der Temperatur bey einer Verdichtung bis zur doppelten Dichtigkeit ſey, ſich nicht wohl anſtellen laſſen, und doch dieſe erfodert würden, um mit völliger Sicherheit zu entſcheiden, ob dieſe Wärme-Entbindung allein und genau die Geſchwindigkeit des Schalles richtig erkläre: ſo knüpfte *Laplace* an dieſe Ūterſuchung eine andere, deren Reſultat er bloſs bekannt gemacht hat, ohne die Beweiſe für die zwey Theoreme, in welche er das Reſultat einkleidet, mitzutheilen. Hr. *v. Rees* hat die Beweiſe dafür aufgeſucht, und das erſte Theorem ſtreng, das zweyte noch mit Beyhülfe einer neuen Hypotheſe erwieſen. — Jenes erſte Theorem giebt an, daſs man, um die wirkliche Geſchwindigkeit des Schalles zu finden, die nach *Newtons* und *Eulers* Beſtimmungen gefundene Geſchwindigkeit mit einem Coefficienten multipliciren müſſe, der $=\sqrt{\frac{c'}{c}}$ iſt, wenn man unter c' die ſpecifiſche Wärme der atmoſphäriſchen Luft bey gleich bleibendem Drucke und veränderlicher Ausdehnung bey ungleichen Temperaturen, unter c' die ſpecifiſche Wärme bey unveränderlichem Volumen, verſteht. Dieſes Theorem iſt das wichtigſte, und wir halten es daher nicht für überflüſſig, noch Etwas von den Erläuterungen hier beyzufügen, durch welche der Vf. das Verſtändniſs deſſelben erleichtert. Das zweyte Theorem fügte *Laplace* nur hinzu, weil die bisherigen Verſuche zwar c', aber nicht c beſtimmt angeben, und es daher nöthig war, c auf eine indirecte Weiſe abzuleiten. — Um jenes Theorem richtig zu faſſen, muſs man bemerken, daſs unter ſpecifiſcher Wärme eines Körpers diejenige Wärmemenge verſtanden wird, die der Einheit der Maſſe oder der Einheit des Volumens zugeführt werden muſs, um die Temperatur um 1 Grad zu erhöhen. Bey elaſtiſch-flüſſigen Körpern pflegt man ſie auf die Einheit des Volumens zu beziehen, kann aber dann den Begriff, ſpecifiſche Wärme, in zweyerley Sinne nehmen. Um nämlich 1 Grad Temperatur-Erhöhung hervorzubringen, muſs man *mehr* Wärmeſtoff zuführen, wann bey conſtantem Drucke die Luft ſich ausdehnen kann, und *weniger* Wärmeſtoff wird erfodert, wenn das Volumen, in einem verſchloſſenen Gefäſse, ungeändert bleibt, alſo durch die gröſsere Wärme eine Vermehrung des Druckes bewirkt wird. Dieſe beiden Wärmequantitäten ſind alſo das, was wir eben durch c' und c angedeutet haben. Wären beide durch Verſuche bekannt, ſo bedürfte es des zweyten Theorems nicht, gegen deſſen ſtrenge Richtigkeit, nach Hn. *v. R's.* Bemerkung, wohl ein Zweifel Statt findet, das aber als nahe richtig angenommen werden kann, und dann allerdings zeigt, daſs die wahre Geſchwindigkeit des Schalles ſo iſt, wie ſie nach den Verſuchen von *Laroche* und *Berard* über die ſpecifiſche Wärme der Luft angenommen werden muſste.

Der letzte Abſchnitt handelt *von der Fortpflanzung des Schalles in anderen Luftarten und in Dämpfen.* Die Verſuche von *Chladni*, *Benzenberg*, *Kertry* und *Merrick* über den Ton, welchen eine Flötenröhre in verſchiedenen Luftarten und in Dämpfen giebt, hat der Vf. ſelbſt wiederholt, und in noch mehreren Luftarten angeſtellt. Er macht auf die Schwierigkeiten dieſer Verſuche und auf die dabey allerdings übrigbleibende Unſicherheit in den Reſultaten aufmerkſam. Denn obgleich der von der Röhre angegebene Grundton in den verſchiedenen Gasarten als gut beſtimmt angeſehen werden kann (zumal auch durch des Vfs. eigene, mit groſser Vorſicht und in möglichſt reinen Luftarten angeſtellte Verſuche): ſo bleibt doch einige Unſicherheit deſshalb übrig, weil das Anblaſen der Röhre auf eine andere Weiſe geſchieht, als es die theoretiſche Beſtimmung der Flötentöne vorausſetzt, und es keinesweges ganz ſicher iſt, daſs die kleine Correction, die deſshalb erfoderlich iſt, bey allen Gasarten dieſelbe ſey. Eine zweyte Ungewiſsheit, nämlich welchen Einfluſs bey den verſchiedenen Gasarten die Entwickelung von Wärme bey der Compreſſion auf die Schnelligkeit des Schalls habe, wird durch genaue Verſuche über die ſpecifiſche Wärme ſich wohl künftig aufklären laſſen. Für jetzt ſind die Verſuche eine Bereicherung der Wiſſenſchaft, und die theoretiſchen Bemerkungen ſind gleichfalls ſehr ſchätzbar, da ſie auf das, was hier zu beachten iſt, mit Gründlichkeit und Sorgfalt aufmerkſam machen.

L. c. c.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS u. MAINZ, b. Leroux: *Voyage dans la Grèce*, comprenant la description ancienne et moderne du Péloponnèse, avec la vie d'Ali-pacha, les événemens de la guerre en 1820 etc. — par *F. C. Pouqueville*, Consul de France près d'Ali, pacha de Janina, ouvrage orné de figures et de cartes géographiques dressées par *M. Barbié du Bocage*, de l'institut de France. Tome 5ème. 630 S. 8. (prix 8 francs.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1821. No. 57.]

Der fünfte und letzte Band dieses Werkes handelt von *Morea*. Der Vf. schickt der Beschreibung seiner Reise eine statistische Übersicht dieses Landes, und die Schilderung seiner politischen Lage voraus. — Seit der misslungenen Expedition des russischen Admirals Orloff, der im J. 1770 die Bewohner dieser Halbinsel zum Aufstand reizte, und nach erfolgter Empörung sie hülflos dem Schwerte der Türken Preis gab, musste dieses Land alles Elend erfahren, welches die Rache und der drückendste Despotismus erzeugen können. Mehr als 80,000 Griechen fanden den Tod oder die Sklaverey in diesem unglücklichen Unternehmen. Seit dieser Epoche wird Morea von einem Vezir beherrscht, der nach Willkühr über das Leben aller Einwohner verfügt. Beym Antritt seiner Regierung wird er von den Angesehensten des Landes bewillkommnet, die ihn bey dieser Gelegenheit ersuchen, seine Residenz nicht in der Festung Naupli di Romania, wie ihm sein Bestallungsbrief vorschreibt, sondern in Tripolitza, einer offenen und mit keinen Mauern versehenen Stadt, zu nehmen, aus welcher man zu jeder Stunde entfliehen, und der Wuth der Satrapen entgehen kann. Dieses Gesuch, welches von einem Geschenk von 150,000 Piaster begleitet ist, wird nie abgeschlagen. — Man zählt in Morea, dessen Bevölkerung ehedem über 2 Millionen betrug, etwa 240,000 Griechen und 40,000 Türken. Diese Halbinsel ist in 20 Bezirke eingetheilt, wovon jeder seinen eigenen Befehlshaber hat, der in allen Stücken das tyrannische Verfahren des Vezirs zum Muster seiner Handlungen nimmt. Den jährlichen Ertrag von Morea giebt der Vf. zu 30,698,000 Franken an; die Steuern, welche in die Staatscasse fliessen, belaufen sich auf 12,808,045. Noch ein grösseres Opfer fodert die Habsucht der türkischen Agenten, welche durch die unerhörtesten Erpressungen von den übrigen 18 Millionen etwa $\frac{1}{5}$ sich zuzueignen wissen. Die Grundsätze, nach welchen die Türken dieses Land verwalten, sind in den zwey Worten, *Mord* und *Plünderung*, enthalten. Wie schnell der Wohlstand dieses Landes sich unter dem Raubsysteme der Ottomanen vermindert hat, beweist der veränderte Zustand des Handels, über welchen dieses Werk interessante Angaben enthält. Vor der Insurrection von 1770 wurde die Küste von Gastumi von 300 Kauffahrteyschiffen besucht; im J. 1817 beschäftigte die Ein- und Ausfuhr dieser Gegend nur noch 6 grosse Fahrzeuge und einige ionische Barken. In Koron allein wurden in früheren Zeiten jährlich 8 grosse, mit Frucht beladene, Fahrzeuge ausgeführt; jetzt erzeugt diese Gegend nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf. — Seit der gänzlichen Unterjochung von Morea ist es den Inselbewohnern gelungen, die ausgebreitete Schifffahrt, welche früher die Moreotten betrieben, grösstentheils an sich zu ziehen. Doch nichts trug mehr zur Erweiterung ihrer Marine bey, als die französische Revolution und der Krieg, in welchen Frankreich mit den Engländern und Türken verwickelt wurde. Durch diese Ereignisse wurden die Franzosen von dem levantischen Handel gänzlich ausgeschlossen; an ihre Stelle traten die Griechen des Archipelagus. Aus den Häfen von Hydra, Spezzia, Poros u. s. w., wo arme Fischer ihren Aufenthalt hatten, sah man plötzlich grosse Kauffahrteyschiffe und selbst bewaffnete Fahrzeuge auslaufen, um die Handelsstädte des mittelländischen Meeres mit den Erzeugnissen des Orients zu versehen. Hydra besass im J. 1813 120 Fahrzeuge von 3 bis 400 Tonnen; Spezzia zählte deren 60. Die Anzahl aller griechischen Schiffe, die seitdem bedeutend zugenommen hat, belief sich zu jener Zeit auf 615, welche 5878 Kanonen an Bord führten, und von 17526 Matrosen bemannt waren. Den Angriffen der Piraten ausgesetzt, welche diese Meere beunruhigen, mussten die griechischen Seeleute vertraut mit den Gefahren des Krieges werden. — Die mächtigsten unter den Corsaren dieser Gegend sind die Maniotten, welche die Ufer des Golfes von Koron bewohnen, und die Nachkommen der Bevölkerung zu seyn scheinen, die der Tyrann Nabis, nachdem er beynahe alle Spartaner vertilgt hatte, in Lakonien einsetzte, und welche, wie uns Polybius meldet, aus Verbrechern bestand, die dem Schwerte der Gerechtigkeit entgangen waren. — Nachdem der Vf. die Beschreibung seiner Reise, die

gleich den früher erſchienenen Theilen dieſes Werkes, viele intereſſante Bemerkungen in Betreff des Alterthums enthält, beendigt hat, liefert er einige Beyträge zu der Geſchichte von Albanien. In Argyro-Kaſtron wurde ihm ein Manuſcript zugeſtellt, deſſen Text und Überſetzung er mittheilt, und welches einiges Licht über den Zuſtand von Epirus während des Mittelalters verbreitet. Auch über die Empörung des berüchtigten Ali-Paſcha gegen den Sultan enthält dieſes Werk manchen erläuternden Aufſchluſs. In dieſem Kampfe ſieht man beide Parteyen zu den ſchändlichſten Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Die alte Tapferkeit ſcheint aus den Reihen der Muſelmänner gewichen zu ſeyn, und Verrath und Mord müſſen den Sieg entſcheiden. Wie ſehr die Heere der Türken ausgeartet ſind, kann man aus folgender Schilderung, welche der Vf. von einer auf dem Marſche begriffenen Armee entwirft, entnehmen. „Ein Haufen türkiſcher Soldaten, die ſich mit Ungeſtüm fortdrängen, eröffnet den Zug. Sie laſſen den Ruf: Allah! ertönen, indem ſie ihre Fahnen hoch über die Köpfe ſchwingen. Ihren Gebehrden nach zu urtheilen, iſt man verſucht, ſie für Wahnſinnige zu halten. Nach ihnen kömmt der Kern der türkiſchen Cavallerie. Die Reiter dieſes Corps, welche Delis heiſsen, ſieht man beſtändig umherſtreifen und Alles ausplündern, was unter ihre Hände fällt. Darauf folgen die Timarlotten, eine Art Landwehr zu Pferde, welche die Gewohnheit hat, ſich mit geraubten Reitthieren, die zum Theil aus Mauleſeln beſtehen, zu verſehen. Sie ſitzen auf Packſätteln, denen Stricke anſtatt der Steigbügel anhängen. An dieſes Corps ſchlieſst ſich die Infanterie an, welche den letzten Rang in einer Armee einnimmt, deren feſteſte Stütze ſie war, als noch der Kriegsruhm die Heere der Türken begleitete. Dieſe Soldaten ſind mit einem Gewehr ohne Bajonett, mit groſsen Reiterpiſtolen und breiten Dolchen bewaffnet, und ſehen, mit dieſen vielen Mordinſtrumenten beladen, einem beweglichen Siegeszeichen ähnlich. Sie ſind in Fähnlein eingetheilt, und marſchiren in der gröſsten Unordnung, gleich einer Heerde, die, von den Hunden bedrängt, Wolken von Staub in die Luft erhebt. Nach der Infanterie kommen die Artilleriſten. Die Kanonen werden von Büffeln oder von Chriſten gezogen, die hier mit dem Zugvieh daſſelbe Schickſal theilen. Nach dieſem verworrenen Haufen von Barbaren, die ſich in verſchiedenen Mundarten anreden, und wovon die Einen mit ſchreyender Kehle einen Geſang anſtimmen, während Andere ſich mit Abfeuern ihrer Gewehre beluſtigen, erſcheinen die Befehlshaber der Armee, reichgekleidet und von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben, welche die Wichtigkeit ihrer Herren mit Stockſchlägen ankündigt, die auf diejenigen fallen, welche nicht ſchnell genug in eine ehrfurchtsvolle Entfernung treten.“ So ſind die Heere der übermüthigen Feinde der Chriſtenheit beſchaffen, und ſo werden die Nachkommen der Themiſtokles, Sokrates und Perikles behandelt! Die Verachtung, mit welcher die Türken auf die übrigen Europäer herabblicken, wird nur zu ſehr durch die groſse Fühlloſigkeit der Europäer gerechtfertigt, die Tauſende ihrer Glaubensbrüder unter ihren Augen erwürgen ſehen, ohne an deren Rettung zu denken. Doch auch ohne fremde Hülfe wird es endlich den Griechen gelingen, ihre Freyheit zu erkämpfen. Wie ſollte man daran zweifeln, wenn uns die früheſte Geſchichte lehrt, daſs weder die Europäer, noch die Aſiaten, je feſten Fuſs auf dem jenſeitigen Ufer faſſen konnten? Wir ſehen die jedesmaligen Eroberer, welche über den Bosphorus ſchreiten, ſich im Beſitze durch die Gewalt der Waffen erhalten; aber nie wurde ihnen vergönnt, durch einen dauerhaften Frieden ihre Eroberungen zu ſichern. Beide Continente ſind getrennt durch die Natur, und der verſchiedene Charakter der Bewohner erheiſcht andere Regierungsformen; die Sitten und Gebräuche, die Religion, die ganze Denkungsart der Europäer, ſtehen in feindlichem Widerſpruche mit jenen der aſiatiſchen Völker. Europa iſt die Wiege der Freyheit, und Aſien der Sitz des Deſpotismus ſeit den früheſten Zeiten. Nur mit der gänzlichen Ausrottung der chriſtlichen Bevölkerung könnte es den Mahomedanern gelingen, ihr Reich in Griechenland zu ſichern. Die in jeder Hinſicht ſchlechte Verfaſſung der Türken und der Heldenmuth der Griechen werden hoffentlich dieſes Unternehmen vereiteln. Der Geiſt, der die Sieger von Marathon beſeelte, iſt noch nicht von ihren Nachkommen gewichen, wie dieſs zur Genüge die tapfere Gegenwehr der von Ali-Paſcha angegriffenen Sullioten beweiſt, deren der Vf. Erwähnung thut. Dieſe muthigen Krieger beugten nie den Nacken unter das türkiſche Joch; der Sieg oder der Tod ſchützte ſie vor der Sklaverey. Selbſt ihre Weiber ſah man dieſe Geſinnungen theilen; viele unter ihnen ſtürzten ſich ſammt ihren Kindern von den Felſen herab, um den Feſſeln des Siegers zu entgehen.

Die Charte von Griechenland, welche dieſem Werke angehängt, iſt von einem ausgezeichneten Gelehrten, Hn. *Barbié du Bocage*, Mitgliede des franzöſiſchen Inſtituts, nach der topographiſchen Beſchreibung des Vfs. und nach vielfältigen Beobachtungen mehrerer Aſtronomen und Geographen entworfen, und enthält bedeutende Verbeſſerungen, wodurch dieſes Land eine veränderte und von der bisher bekannten abweichende Geſtalt bekommt.

W. P.

LEIPZIG, in Comm. in d. Baumgärtner'ſchen Buchhandlung: *Tagebuch meiner Reiſe nach Rio de Janeiro in Braſilien, und zurück, in den Jahren* 1819 *und* 1820, abgefaſst in Briefen von *B. von Rango.* 1 Theil mit 3 Kupfertafeln. 1821. 198 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auſser dem Freunde Egmont, an welchen dieſe Briefe gerichtet ſind, wird wohl Niemand dem Vf. Glück zu einer Reiſe wünſchen, die ihn auf den unglücklichen Gedanken brachte, ein Buch zu ſchreiben, und ſeine Geiſtes-Anlagen dem öffentlichen Urtheil zu unterwerfen.

In der Vorrede, worin Hr. *v. Rango* über alle Auswanderer das Anathem ausſpricht, ſelbſt dann,

wenn sie der Rache eines Alba und der blinden Wuth des Fanatismus zu entrinnen suchen, scheint er die unerschütterliche Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle zum obersten Grundsatz der Moral erheben zu wollen.

Die beiden ersten Briefe sind dem Schmerze gewidmet, den ihm seine bevorstehende Abreise verursacht, und können als ein Muster der Empfindsamkeit den rührendsten Äusserungen unserer weichgestimmten Almanachs-Helden an die Seite gestellt werden. Nach einer langen Tirade von hochtrabenden und mystisch-dunkeln Phrasen, ermannt sich endlich Hr. *v. Rango*, und verspricht seinem Correspondenten, keine Klage mehr hören zu lassen; „aber, setzt er hinzu, meine Thränen sollen sich mit den Wellen des Meeres vereinigen, und dahin fliessen, ohne von einem menschlichen Wesen gesehen zu werden.“

In dem ersten Brief erfährt der Leser die wichtige Nachricht, dass Hr. *v. R.* bey Sr. Königl. Majestät um Erlaubniss, seine Reise antreten zu dürfen, eingekommen ist. „Ich habe, sagt er, diese Eingabe mit dem unüberwindlichen Vertrauen zu dem Herzen meines Königs eingereicht, und bin der Genehmigung so gewiss, als ich (an) einen Gott glaube.“ . . Eine heroische Betheuerung, die nicht dem mindesten Zweifel unterliegt. — Nachdem der Vf. seiner Empfindsamkeit freyen Spielraum gelassen hat, geht er in das Gebiet der Astronomie und Naturgeschichte über; hier verläfst uns die Kraft und der Muth, ihm zu folgen. — Die poetischen Versuche des Vfs. liefern den Beweis, dass selbst das brennende Klima der tropischen Länder nicht im Stande war, seine frostige Phantasie zu erwärmen. Über Rio di Janeiro und Brasilien, sowie über alles Übrige, was in diesem Buche abgehandelt wird, erfährt der Leser soviel als Nichts; denn ein Werk, welches überaus schlecht genannt zu werden verdient, kann man füglich mit einer negativen Grösse vergleichen. — Wir geben dem Vf. den gutgemeinten Rath, die von ihm angezeigte Geschichte von Brasilien, welche den zweyten Theil dieses Werkes anfüllen soll, nicht bekannt zu machen, aus Furcht, es möchte an ihm die Drohung in Erfüllung gehen, welche er (S. 149) gegen diejenigen ausstöfst, die, ihrer Sinne nicht mächtig, in die Charité zu verweisen sind.

W. P.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Reise von Posen durch Polen und Russland, an das Meer von Assow*, von *Ferd. von Buczko*, Königl. Preuss. Cavallerie-Officier. 1821. 192 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede, die von dem Vater des Verfassers geschrieben ist, spricht sich die väterliche Zärtlichkeit in der naiven Versicherung aus, dass Hr. *v. Buczko* schon als Knabe sich beym Anblick eines schönen Pferdes freuen konnte, und dass er bereits im 12 Jahre die Reitkunst erlernt hatte. Im Jahr 1812 trat er in die Reihe der Vaterlandsvertheidiger ein, und nach erfolgtem Frieden wurde der Vf., der als Officier in einem preussischen Husaren-Regiment diente, in das Innere von Russland zum Ankauf von Remonte-Pferden abgeschickt. Er vertauschte das Schwert mit der Feder, und schrieb seine Reise nieder, die er von Posen über Schwersenz, Kostrzyn und Wreschen antrat. Wie viele Kirchen, Feuerstellen und Einwohner ein jedes dieser Örter enthält, findet man in diesem Buche mit derselben Genauigkeit, wie in den besten geographischen Werken, aufgezeichnet. Doch scheint der Eifer, womit der Vf. anfänglich diese Zählungen betrieb, merklich nachgelassen zu haben, als er in weniger bekannte Länder eintrat, wo sich wichtigere Gegenstände seiner Aufmerksamkeit darboten. Nun werden die einquartirten Truppen gemustert; ob die Röcke blau oder grün, und die Umschläge roth oder gelb sind, wird dem Leser umständlich berichtet. In Slupce, wo Hr. *v. B.* mit einbrechender Nacht und sehr ermüdet ankam, stieg er in einem Gasthofe ab, welcher einem Juden gehörte. Er traf daselbst mehrere polnische Officiere an, die, als sie bemerkten, dass ihn der Schlaf überwältigte, so artig waren, leise zu sprechen, und sich ohne Geräusch zu entfernen. — Fast alle Seiten dieses Buches sind mit ähnlichen gehaltvollen Bemerkungen angefüllt, die zur Genüge den Beobachtungsgeist des Vfs. beurkunden, und den Werth bestimmen, den man dieser Schrift beylegen muss. Das Vergnügen, seinen Namen auf einem Titelblatte gedruckt zu sehen, erklärt die Entstehung dieses Werkes, dessen Erscheinung weit schwerer zu entschuldigen seyn möchte.

W. S.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Winter: *Duodena Pindari carmina*, graeco-latina. Textum metricis versionibus adjecit Dr. *Franc. Anselm. Deuber*, hist. in univ. liter. Albert. Bad. prof. P. O. — Editio altera, imitationibus adaucta X. 134 S. kl. 8. (Die Seitenzahlen von 127 — 134 sind verdruckt.)

Mit vollem Rechte durfte der talentvolle und gelehrte Übersetzer, in seiner Begeisterung zum Motto die Lucrezischen Worte wählen: *Avia Pieridum peragro loca, nullius ante Trita solo; juvat integros accedere fonteis.* Uns ist noch keine *lateinische* Übersetzung in den *Versmassen des Originals* vorgekommen. Mag diese neue poetische Übersetzung ausgefallen seyn, wie sie wolle, sie wetteifert mit der ähnlichen deutschen des Prof. *Thiersch*.

Der geniale Erfinder unserer neuesten griechischen Metrik, in sofern sie auf feste Grundsätze gebaut, und in einem Systeme ausgeführt ist, Hr. Prof. *Hermann*, hat das Verdienst, in seiner Abhandlung von den Pindarischen Sylbenmassen (im dritten Bande der *Heyneschen* Ausgabe, vom J. 1798 und 1817), sowie in der *Diss. de dialectis Pindari*, Lips. 1809. 4., allen künftigen Forschern die Bahn zu einer reinpoetischen Behandlung des grössten Lyrikers der alten Welt gebrochen zu haben. Noch kein früherer Kritiker hatte mit so umfassendem und durchschauendem Scharfsinne gesehen, worauf es hier ankomme. Nachher be-

nutzte Prof. *Böckh* noch mehrere Handschriften des Pindar, und führte eine neue Theorie der Pindarischen Versmafse aus, die neben der *Hermannischen* von allen Freunden des Pindar studirt zu werden verdient, da beide Kritiker ihre eigenen Ansichten haben, und die Theorie vom Numerus und Rhythmus noch nicht so ganz aufs Reine gebracht ist, dass man absolut für einen von beiden Gelehrten entscheiden könnte. Auch Prof. *Ahlwardt* will hier neues Licht schaffen, und wir erwarten von seiner grösseren Ausgabe die näheren Entwickelungen.

Hr. Prof. *Thiersch* hält sich an die von *Böckh* aufgestellten Pindarischen Versmafse, und hat nach den Rhythmen derselben verdeutscht. Hr. Prof. *Deuber* geht einen Mittelweg zwischen den *Heynischen* und *Böckhischen* Versabtheilungen, und drückt sich darüber (p. IV praef.) so aus: „*Versuum singulorum distinctionem quod attinet, eos ita seposui, ut cum Hermanno in Hemistichia, quin tamen ultimae syllabae ancipites fierent, longiores versus dividens, numericum cum Boeckhio ordinem nihilominus servaverim. Quaevis strophe ac epodus periodis constat; periodi in cola distinguuntur; colon in commata; comma in duo hemistichia solvitur. Uti enimvero in rhythmis libera perpetuitate pertenditur, ita in metris ab aliquo certo fine revocatur conjunctio. Hinc, quo luculentior strophorum et epodorum pateat rhythmus, et ante oculos uno se intuitu sistat; in periodos separavi.*" — Im Folgenden wird über die Melodie und Harmonie der alten Griechen gesprochen, und historisch räsonnirt.

Der Übersetzer hat seine Kräfte an folgenden zwölf Hymnen versucht. 1) *Olymp. I* p. 1 — 17. 2) *Nem. II* p. 18 — 23. 3) *Isth. III.* p. 24 — 27. 4) *Olymp. IV.* p. 28 — 33. 5) *Olymp. V.* p. 34 — 39. 6) *Pyth. VI.* p. 40 — 47. 7) *Pyth. VII.* p. 48 — 51. 8) *Pyth. VIII.* p. 52 — 67. 9) *Nem. IX.* (ist nach dem Scholiasten *Pythisch*) p. 68 — 79. 10) *Pyth. X.* p. 80 — 91. 11) *Olymp. XI.* p. 92 — 95. 12) *Olymp. XII.* p. 96 — 99. Dann folgen p. 100 sqq. *Annotationes*, welche theils die Übersetzung, theils das Metrum rechtfertigen.

Wie der Übersetzer das Pindarische Metrum abtheile, erhellt aus folgender Probe. H. Ol. I, 1 — 11.

Aqua est principium; velut | nocte flammifer ignis | micat, opes superbas | rutilum supereminet aurum. | Cara mens! lubet sacris | si vacare palaestris: | neve luminosius | sub diem, calidius aut require sole per vacuum sidus aëra; | neve gloriosa olympicis magè certamina | canere mihi datur, Hymnus unde vatibus | laborata syrmata trahit | Achaia favente, psallere Jovi | domos in Hieronis affatim || (Antistrophe: — *beatas venientibus:* | etc." — Hiezu p. 100 die Note: „*Ol. I V. 1. — Diu haesitavi utrum* ἄριστον ὕδωρ *rerum primam, an optimam interpretari satius sit. Prisci equidem sapientes principium mundi materiale statuebant: ignem Persae; aquam Iones. Quemadmodum Homerus Oceanum* (*Il.* ξ, 201) *deorum genesin; ita Thales Milesius aquam dixit esse initium rerum; deum autem eam mentem, quae ex aqua cuncta fingeret etc.* — p. 101. *Sententiae, quod aqua, nedum omnium elementorum, ut terrae principium sit, recentiorum physicorum experimentis sollicite institutis, magnum accessit pondus etc.* — p. 102. *His inductus rationibus* ἄριστον *principium interpretatus sum, contra H. Stephani, et* (*qui ejus interpretationem saepe verbotenus secutus est*), *Heynii, auctoritatem.*" Hierauf wird das Metrum erklärt.

Die schwere Stelle V. 8 (Heyn. V, 13): ὅθεν ὁ πολύφ. ὕ. ἀμφιβάλλεται σοφ. μητ. κελαδεῖν κ. παῖδ. fasste *Heyne* so: „*Unde ductus celeberrimus hymnus procedit, poëtarum studiis ad cantandum sat. fit.*" — In dieser Übersetzung bleibt aber dunkel, wie ἀμφιβ. *procedit* heissen könne. Offenbar geht das Bild auf *ein Gewand*, das der Dichter hochpreisend dem Sieger umwirft. Glücklicher traf also Hr. Prof. *Deuber* den lyrischen Gedanken: „*Hymnus, vatibus laborata syrmata trahit*" etc.

Zur Probe des hochpoetischen Genius des Übers. geben wir aus dem Anhange, p. 112, das *Canticum Lipsiacum* (*imit. Odes Pyth. VII. Pindari*):

Str. *Quotquot tuo, Zeus alme, tegis asylo,*
fide deditos; non scatens timent nimus laqueis; praedonis artes.
Nudis sine fraude

serent pedibus aspidem, et iras,
dum venerit obviam,
jubatus leo
sylvicola ponet.

Ant. *Impleta vulnificis pharetra sagittis,*
velut clipeum, quod tueris, haud caput feriet. Morsu tenaci,
volvantur ab imis

profunda maris, anchora novam
fidam tibi detinet.
Manet militem
decus triumphi;

Epod. *saeva, te duce, qui sumsit arma. Viden'?*
ut ignitus globus
hinc millia bis decem,
gladius et totidem perimat inde?

Regna forent heu! turpe vincta compedibus,
ni Lipsiae caesus agris
recesserit hostis.

Möge uns der glückliche Übersetzer der Pindarischen auserlesenen Hymnen mit der Übersetzung des ganzen Pindar bald beschenken; und möchte es ihm gefallen, eine griechische Übersetzung der Horazischen Oden, in den Versarten des Originals, zu verfassen; gewiss, er würde recht vielen Dank von den Freunden des alten lyrischen Dichters einerndten.

NOVALIS.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans, und vom 4 Bande an Heidelberg, b. Oswald: *Sophronizon*, oder unparteyisch-freymüthige Beyträge zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen. Herausgegeben von Dr. *H. E. G. Paulus*, Grossherz. Bad. Geh. Kirchenrathe u. s. w. Viertes Heft. 1819. Zweyter Band, bestehend aus 4 Heften. 1820 u. 1821. Dritter Band, ebenfalls 4 Hefte fassend, 1821. Vierter Band, erstes u. zweytes Heft. 1822. Jedes Heft fast 8 — 10 Bogen.

[S. Jen. A. L. Z. 1821. No. 11 — 15.]

Die Anzeige der ersten drey Hefte von dem *Sophronizon* in unserer A. L. Z., die einen anderen Recensenten zum Verfasser hat, giebt schon die Zwecke und die Grundsätze, welche den Herausgeber desselben leiten, sowie den Geist und den Werth dieser Zeitschrift, genügend an. Wir haben daher unsere Leser nur mit den einzelnen Aufsätzen in den bis jetzt erschienenen neuen Heften bekannt zu machen.

I Bd. 4 Heft: I. *Wie hat sich die politische, (und) wie die kirchliche Macht zum Richteramt über geistige Dinge und freye Gedankenmittheilungen factisch und historisch legitimirt?* Das bekannte Wormser Edict vom 8 May 1521, welches hier, und zwar auszugsweise, aber doch wörtlich und möglichst zusammenhängend, nach *Walchs* Ausgabe der Luther'schen Schriften mitgetheilt wird, und die merkwürdige Verdammungsurkunde des *Rousseau*'schen *Emils*, vom 9 Jun. 1762, welche beide Actenstücke mit treffenden Einleitungen, Anmerkungen und Schlussworten begleitet werden, geben einen sehr wichtigen Beytrag zu der Lösung dieser Frage. II. *Das älteste Beyspiel von Bücherverbrennen. Aus einer Volksherrscherey.* Nämlich die Verbrennung der Schriften des Protagoras gegen Ende des 5 Jahrhunderts v. Chr., wegen einer, die Götter betreffenden, und missverstandenen, Stelle in denselben. Diese Stelle wird zugleich gegen Cicero *de nat. Deor.* I, 23 und Lactantius *de ira Dei* C. 9 vertheidigt. III. *Der Unterschied zwischen englischer und französischer Publicität.* Eine Warnung, sich nicht von französischen Zeitungen leiten zu lassen, hergenommen von einem sehr entscheidenden Beyspiele aus dem Jahre 1814. Der Moniteur lieferte damals die höchst wichtige amtliche Parlamentsrede des nun verstorbenen Lords Castlereagh, im Unterhause am 29 Jan. gehalten, mit der Miene des treuen Berichterstatters, lässt aber auf das sorgfältigste Alles hinweg, was gerade die Hauptsache ausmacht. IV. *Jenaischer Universitätsbericht über Pressfreyheitsgesetzgebung, mit Bemerkungen des Herausg.* Damals zeitgemässe Worte über die Nothwendigkeit positiver Pressgesetze, deren Grundzüge, z. B. Aufstellung eines Geschwornengerichts, zugleich vorgelegt werden. Die Anmerkungen des Herausg. sind zum Theil ganz unbedeutend. V. *Portugal gegen die Repristination der Jesuiten.* Fortsetzung von No. V des 3 Heftes. Hier erhalten die Leser die Erklärung der portugiesischen Regierung gegen die Wiederherstellung der Jesuiten, d. d. 1 Apr. 1815, die Übersetzung der päpstlichen Antwort darauf, welche im 3 Hefte italiänisch abgedruckt war, und als eine sehr zeitgemässe Zugabe den Verbannungsbefehl aller Jesuiten aus allen portugiesischen Staaten, d. d. 3 Sept. 1759. Möchten doch alle Regenten dieses Actenstück lesen! VI. *Erklärung Mehrerer aus dem vormaligen hohen Immediat-Adel an die Würtembergische constituirende (?) Stände-Versammlung über die* (von ihnen gewünschte) *authentische Auslegung des 14 Artikels und die Frage von Einer oder Zweyen ständischen Kammern.* Unterzeichnet Ludwigsburg, den 24 Jul. 1819. VII. *Urkunden und Bemerkungen zur älteren Geschichte der Würtembergischen Landtage und Landtagsausschüsse.* Das Wichtigste in diesem lehrreichen Aufsatze ist die Mittheilung der bisher noch ungedruckten und unbekannten Urkunde des *Ausschussmandats* unter der Regierung der österreich. Statthalterschaft, d. d. 28 Jun. 1529, die selbst *Spittler* vermisst hatte. Der Herausg. begleitet sie mit erklärenden Anmerkungen. Rec. kann es sich nicht versagen, hier eine der treffenden Stellen aus diesem Aufsatze mitzutheilen: „Erforschung der *Klugheit des Alterthums*, sagt Hr. D. P. S. 96, bleibt selten ohne Frucht. Weil jene Alten aus nächster Erfahrung, meist ohne äusseren Einfluss, meist noch ohne Einmischung der fremdartigen byzantinischen (grossentheils nicht ächtrömischen) Gesetzgeberey, ordneten, was ihr unverkehrter Verstand als Zweck und Mittel sah, so darf es wenigstens immer Grundsatz bleiben, wohl zu wissen, was und warum sie ordneten. Ist gleich das *Was* jetzt vielleicht anders nöthig, so muss doch ihr *Warum* — der Geist, die Absicht ihrer Anordnungen — immer aufs Neue erreicht

werden. Man gewinnt viel, wenn es *ebenso gut* erreicht wird. Dass es *besser* erreicht werde, sagt man oft, während die, welche die Folgen fühlen, sich *merklich schlechter* befinden." VIII. *Auch Etwas von* (dem) *Canzler Matthäus Enslin und der geheimen Truhe.* Blofs Excerpte aus den älteren Würtembergischen Landschaftsacten. IX. *Zur Geschichte des Würtembergischen Landtagsausschusses während der Änderungszeiten von* 1607 *bis* 1609. Im J. 1797 erschien eine kleine Flugschrift, wahrscheinlich vom ehemaligen Rector *Hopf* zu Stuttgart, welche ein merkwürdiges Actenstück nebst erläuternden alten Notizen ans Licht brachte. Dieses Schriftchen wird hier aufbewahrt. X. *Bischof Grégoire als Überzeugungsfreund. Nebst einem Wort über Rechtfertigung durch Öffentlichkeit.* Nach einem Vorworte des Herausg. und der Darstellung von Grégoires Unschuld aus der Feder eines Sachkundigen folgen die Hauptstellen aus der *Lettre aux Electeurs du Dep. de l'Isere*, par Mr. *Grégoire* (Paris, 1819).

II Bd. 1 Heft. I. *Authentische Beschreibung der Nuntiatur in der Schweiz* 1609 — 14. Sehr anziehend für Jeden, der die feine Taktik des römischen Hofes bey dem Streben, das geistliche Gebiet zu erweitern, kennen lernen will. Wir geben nur einige Pröbchen daraus: „Um das Wohlwollen der Schweizer zu erhalten, berichtet der Nuntius, ist es nöthig, ihrer besonderen Gemüthsart sich zu fügen; um den natürlichen Stolz dieser Republicaner zu besiegen, ist nöthig, ihnen mit Humanität zu begegnen, *sie zu begrüssen, ihnen nach Landessitte die Hand zu reichen*, und dafür zu sorgen, *dass auch die Bedienten*, wenn sie durch die Stadt gehen, *Jedermann mit dem Hute complimentiren* u. s. f. Am allerwichtigsten ist es, in den Audienzen und *Geschäften die äusserste Geduld zu üben.* Denn ich weiss keine andere Nation, die *weitschweifiger* wäre, als diese. Den Faden ihrer Perioden unterbrechen, ist nicht thunlich u. s. f. Bey einer eiteln Nation lässt sich nichts Besseres thun, als zu zeigen, dass man *ihre Geschichten gelesen* habe, und dass man die Lobsprüche, die sie sich selber in Büchern geben, auswendig wisse u. s. f. Die *öfteren Gastereyen* sind eines der nothwendigsten Dinge, das Wohlwollen der Schweizer zu gewinnen, und die Mahlzeiten müssen wenigstens 3 — 4 Stunden dauern u. s. f." „Mittelst guter Scudi's habe ich Mittel gefunden, die Zufuhr des Korns abzuschneiden, wovon viele der ketzerischen Prädicanten leben." Die Übersetzung bedürfte noch einer bessernden Hand, besonders S. 13. II. *Allocutio habita in Consistorio secreto, d.* 29 *Aug.* 1819, vom Papste, wegen des Concordats mit der französischen Regierung vom J. 1817. Mit einigen Bemerkungen des Herausg. begleitet. III. *Die Idee des heiligen Bundes, nebst beleuchtenden Urkunden und Notizen;* IV. *Das denkbarste (?) Friedenssystem für den deutschen Staatenbund.* Der Vf. dieser beiden zusammenhängenden Abhandlungen hält es gegenwärtig für das Nöthigste, „den gereizten, sehr nervösen Gesundheitszustand der Dame Europa durch die gründlichsten Beruhigungsmittel zu calmiren." Er legt daher die *Grundurkunden des religiös-politischen Eintracht- und Ruhe-Systems für Europa* vor, nachdem er die ächte Idee von Theokratie, als einer Regierungsart, die nur das, was nach menschlicher Einsicht die Gottheit selbst wollen würde, anordnen kann, aufgestellt hat, und geht dann in eine tiefe, gerechte und alle Bedenklichkeiten untergrabende Würdigung dieses grossen Welterreignisses ein. Man findet hier Alles gesammelt und wohl zusammengestellt, was über den heil. Bund bis jetzt geschichtlich bekannt geworden ist. — Sonderbar aber klingt S. 81 die der *Correspondence astronomique* des Hn. v. *Zach* nachgeschriebene Stelle: „Die Bevölkerung des russischen Reiches beträgt etwa 45,271,469 *Seelen*, 1 Million wilder Völker und 540,000 Edelleute *ungerechnet!*" — In der zweyten dieser Abhandlungen wird sehr gut und umsichtig die ihr eigenthümliche Idee durchgeführt: *Der deutsche Staatenbund sollte in allen Fällen neutral seyn.* Dann würden fast alle Reibungen der Herrscher auf dem Continente unmöglich werden; für Österreich und Frankreich z. B. wurde das neutrale und unverletzliche deutsche Land eine mächtige Barriere seyn u. s. f.

II B. 2 Heft. I. *J. Falks Thätigkeit für die Wiedergeburt unserer Zeit durch Erziehung zur sittlichen Thätigkeit.* Nach einem schönen Aufsatze in den *Zeitschwingen.* II. *Vom Schicksale der Protestanten in Frankreich.* Wir finden hier eine *Lettre* sammt den *Resolutions* der protestantischen Societät in England zur Vertheidigung der Gewissensfreyheit, vom J. 1815. Die Societät will umständliche Nachrichten von der Lage der Protestanten in Frankreich haben, und schreibt S. 23: „*Qu'il n'y a point de récit qui puisse être trop long, point de détail qui puisse être trop minutieux.*" Das ganze Schreiben athmet die reinste Humanität. Ferner die *Antwort* von dem Präsidenten des reformirten Consistoriums zu Strassburg, nebst den verlangten Nachrichten. Diese enthalten nichts Bedeutendes. Die Lage der Protestanten in Elsass und Lothringen ist im Ganzen eine sehr ruhige. III. *Rechtfertigungsgründe für die in dem Würtembergischen Landeszuwachs zwischen* 1805 — 11 *vorgenommene Abänderungen mancher Localfondsverwaltungen.* Recht gut! Auch die Anmerkungen des Herausg. S. 34 und 36 sind nicht zu übersehen. IV. *Bischof Grégoire's Rechtfertigung durch die Öffentlichkeit.* Diese Fortsetzung vom 4 Hefte No. X vollendet durch sacherklärende und beleuchtende Hauptstellen aus der *Seconde Lettre aux Electeurs d. Dep. de l'Isère* (Paris, 1820), die authentischen Data zur gerechten Beurtheilung eines schuldlosen Greises. V. *Die Criminal-Anklage durch Schreibfehler, oder Herr Claus Harms gegen eine öffentliche Rede des Herrn Senators Witthöfft zu Kiel;* und VI. *Senator Witthöffts Epistel an Hn. Archidiac. Harms.* Diese beiden Nummern sind nicht so unpartheyisch, als es der Zweck dieser Zeitschrift fodert. Überdiess bieten sie nichts dar, was einen Aufschluss in dieser — wahrscheinlich bald vergessenen — Sache geben könnte. Auch die Vergleichung des Hn. *Witthöfft* mit einem Luther können wir nicht gutheissen. So witzelnd und unbedachtsam, wie Hn.

W., ermunterte *Lessing* über eine der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nie aus, so freysinnig er auch dachte. Überhaupt, diess sey nebenbey gesagt, hat Rec. *Lessings* Geist auf keinen deutschen Schriftsteller weiter, als auf *Löfflern*, und zwar vorzüglich in dessen Antwort an den Hn. Sup. *Schuderoff*, f. Magaz. f. Pred. B. V. St. 1 S. 32, ruhend gefunden. VII. *Literarisch-kirchliche Miscellen aus unserer Zeit.* Die erste: *Wunderheilungen des Hundbisses durch die Stola des h. Hubertus* u. s. f., von *Tillmann*, Dr. d. Med. zu Herzogenrath, ist ein neuer Beleg für die gar zu grosse Verblendung des menschlichen Geistes in Sachen der Religion. Ein *Arzt* erzählt Wunderheilungen, *um* die Wahrheit der römisch-katholischen Kirche dadurch zu erhärten. Unzustimmend ist das Datum der beiden Briefe des Hn. *Tillmann.*

II B. 3 H.: I. *Anekdota aus der Reformationszeit.* Wie diese Anekdota mit dem Titel und dem Zwecke des Sophronizon sich vereinigen lassen, dürfte schwer anzugeben seyn. Auch sind sie nicht ausgezeichnet und nicht so unbekannt, als der Herausgeb. meint. II und III. *Zu Eichstädt entdeckte Verschwörung für den Rationalismus wider die Religion, durch unglossirte Bibelverbreitung und die Stunden der Andacht. Bischöfl. Eichstädtische Fasten-Dispens.* Zwey der Aufbewahrung vollkommen werthe Actenstücke. IV—VI. *Gründe für neue Andachtvereine der mosaischen Glaubensgenossen in deutscher Sprache und Lehre. Beyspiel eines solchen Tempelvereins zu Carlsruhe. Beyspiel des Tempelvereins zu Hamburg, auch in Beziehung auf Leipzig.* Diese drey Nummern empfehlen die Einführung des Gottesdienstes bey den Juden in *deutscher* Sprache. Besonders sind die Actenstücke S. 51 ff. geschichtlich merkwürdig. VII. *Würtembergische Abgabenverfassung von 1800 und 1815. Mit Bemerkungen zu ihrer Rechtfertigung und Verbesserung.* Auch für den Nichtwürtemberger interessant. VIII. *Denkschrift wegen eines neuerlichen Übertritts zur protestantisch-evangelischen Kirche. Eine psychologische Selbstschilderung.* Der Übertritt geschah zu Frankfurt a. M., am 5 Jan. 1820, und der dabey thätige Geistliche war der verdiente Hr. Pfarrer M. *Kirchner.* Die Selbstgeständnisse sind allerdings psychologisch merkwürdig, nur hätten wir eine grössere Ausführung in der Hauptsache, S. 109 ff., gewünscht. IX. *Andeutung von Berichtigungen über die im 1 Hefte bekannt gemachte Darstellung von der Ursache der Cabinetsjustiz gegen den Obrist Rieger.* Nur Andeutungen. X. *Wie kann der Adel sich gründlich befestigen, wie für seine ganze Nachkommenschaft, und durch diese für alle Mitbürger wohlthätig werden?* Wohl durchdacht. Es werden in 22 kurzen Sätzen die Vortheile *wohlgeboren*, d. h. unter Umständen geboren zu seyn, welche zum voraus die Erziehung und Bildung des Geborenen erleichtern, und der sicherste Weg, sie perennirend zu machen, gezeigt.

II B. 4 H.: *Anekdoton aus der Reformationszeit, Folter-Justiz und Mord-Absolution betr., nebst Verhalten gegen die Geschichte als Lehrerin der Menschheit.* Ob dieses Anekdoton hieher gehöre, liesse sich noch fragen. Höchstens nur in sofern, als wir daraus einen neuen Beweis erhalten: unsere Zeit sey doch eine bessere Zeit, und die Menschheit, so wie die Staatsverfassungen, etwas vorwärts gekommen. Übrigens sind die Anmerkungen des Herausgebers zu *Hans Breunings Vertheidigungsschrift* vielfältig belehrend, besonders die sprachbetreffenden. II. *Petitionsgründe an Stände-Versammlungen über die Gründe, durch welche sie Amtsgehalte zu besteuern berechtigt seyn sollen.* Mit dem an dem Herausg. bekannten Scharfsinne abgefasst. Ja wohl hat er Recht, wenn er S. 45 sagt: „Da jeder ständische Abgeordnete einzig nach seiner gewissenhaften Überzeugung zu votiren schwört: so ist es Jedem, der es vermag, um so mehr Pflicht, über bedeutende, neue Gegenstände, welche leichter schnell einzuführen, als mit Ehren wieder abzuändern sind, eine dem geschärften Verstande und dem Rechtssinne bleibend genügende — eine nicht bloss sogenannte — „Überzeugung“ zu veranlassen.“ III. *Prüfende Vergleichung der in der Würtemberg. Ständeversammlung 1820 über Besoldungsbesteuerung öffentlich vorgekommenen Gründe und Ansichten.* Ein Beyspiel, wie der gemeine deutsche Mann nicht so leicht zu täuschen sey, als wohl manche Machthaber und Obern zu glauben scheinen, hat uns in dieser Nr. besonders angezogen. Wir heben die betreffende Stelle S. 77 hier aus: „Nachdem die Würtemb. Landstände durch den Tübinger Vertrag 1514 das erstemal auf schriftlichem Vertragsrechte standen, sagte man (s. *Sattlers* Geschichte der Herzoge, 1 Th.) ihnen nach: *Sie landtagen nur neue Steuern!*“ IV. *Anhang, die Besteuerung der Kirchen- und Schullehrergehalte betreffend.* Die Abhandlungen II—IV verdienen die sorgfältigste Beachtung jedes denkenden und wohlmeinenden Staatsbürgers, besonders aber jedes Landstandes; und *Sophronizon* sollte desshalb auf den Tafeln aller ständischen Versammlungssäle zu finden seyn. Hier werden alle Urtheilsfähigen und Unbefangenen, neben dem, was sie zu tieferer Einsicht in den vorliegenden speciellen Gegenstand erhalten, auch noch im Allgemeinen überzeugt werden, wie unvollkommen bis jetzt auch noch diese, sonst mit Recht hochgepriesene, Volksangelegenheit sey. Gäbe es doch recht viele Männer, aus allen Ständen, selbst unter den Theologen, welche, wie Hr. *P.*, ihre Lieblingsstudien auf eine kurze Zeit bey Seite setzend, über eine so gemeinnützige Sache nachdenken, und die Früchte ihres Nachdenkens der Welt mittheilen möchten! Aber auch wirkliche Erfahrungen über das landständische Verfassungswesen sollten sie sammeln, und, wenn sie dieselben nicht öffentlich mittheilen dürfen, sie doch für *ihre* Nachkommen aufbewahren, damit einst ein späterer Sophronizon sie an das Licht bringe. V. *Ehemals und Jetzt im päbstlichen Ceremoniel gegen grössere Regenten.* Der Besuch des jetzigen österr. Kaisers 1819 bey dem Pabste und der Obedienzbesuch Karls VIII von Frankreich 1494 werden gegeneinander-

gestellt, und die Humanität des erstern der Reformation angerechnet. Gewiss mit Recht!

III B. 1 H.: I. *Bemerkungen über den Hauptfinanz-Etat des Königreichs Würtemberg für die 3 Jahre vom 1 Jul. 1820 bis 1823.* Der Vf. stellt hier Bemerkungen über den Finanzministerialvortrag v. Dec. 1820, dann Übersichten über den Hauptfinanzetat und dessen Erläuterungen, und zuletzt einen Entwurf zu einem neuen Hauptfinanzetat auf. Was er da vorträgt, nennt er nur ein *Plaudern;* aber möchte nur jeder Staatsbürger, als solcher, besonders aber, wenn er in Ständeversammlungen sitzt, *so plaudern!* Unsere Leser mögen eine solche Plauderey selber hören: „Stände sind nicht beysammen, um vor und nach Tische zu sitzen, und Ja oder Nein auszusprechen. *Alle, alle* Mitglieder sollen *wissen* und deutlich sagen können, warum sie beystimmen oder dissentiren. Grosse Foderungen müssen an jedes Mitglied gemacht werden, tiefe, sichere Einsichten in das Vorhandene, und in das, was seyn sollte, sich zu erwerben und zu verbreiten. Sonst müssen entweder andere wissbegierige Männer gewählt, oder das ganze Ständewesen müsste nur als eine neue Maschine angesehen werden, welche, an sich vortrefflich und wünschenswerth, dennoch nichts wirken, nichts taugen würde, wenn die mehreren von denen, die sie regieren sollten, selbst nur Maschinen bleiben wollten." Besonders übersehe man die Anmerkung zu S. 40 nicht. II. *Bemerkungen über die im Vortrage des Würtemberg. Finanzministerium v. 20 Jan. 1820 vorgeschlagenen dreyerley Ergänzungssteuern.* Nämlich Capitalien-, Grundgefälle-, Besoldungs- und Pensionen-Steuern. Freymüthige und von Scharfsichtigkeit zeugende Bemerkungen! III. *Einige Worte über die Gesetzgebung gegen Geben und Annehmen von Bestechungen.* Die Hauptidee des Aufsatzes, so wie aller übrigen auf das Staatswesen sich beziehenden Abhandlungen in dem *Sophronizon*, finden wir in dem Worte S. 66: „In unserer wiedergeborenen Zeit ist eine *Wiedergeburt in der Moralität* unumgänglich nöthig, wenn die Grundpfosten des Staats wieder fester werden sollen." Überall begegnen uns die trefflichsten Bemerkungen, z. B. S. 63: „(Dem Beobachter) wird bange bey der Betrachtung, dass unsere Verfassungen, streng genommen, nichts für Religiosität und Moralität zu wirken bezwecken. Volksvertreter wagen kaum für würdige Feyer des Sonntags eine ausführliche Motion vorzubringen." Schade, dass der Vf. sich nicht immer klar ausdrückt, und das Lesen mancher Stellen unnöthig erschwert! IV. *Gründe für Besteuerung alles freyen Geldgewerbes, aber gegen alle Besteuerung fixirter Capitalzinse.* Hier wird ein sehr wichtiger Gegenstand nach der Natur der Sache, d. i. nach seinen eigenthümlichen wesentlichen Eigenschaften betrachtet, um mit den Worten des Herausg. zu reden.

III B. 2 H.: I. *Anekdoten von [illegible] für die Reformationsgeschichte von Worms. Zur Saecularfeyer der Überzeugungstreue Luthers auf dem Reichstage zu Worms 1521.* II. *Wie Luther 1521 durch einen von Berlepsch und von Wangenheim auf die Wartburg gerettet wurde.* Beide Nummern scheinen hier wieder nicht an ihrem rechten Orte zu stehen, und sind auch, ausser dem Abdruck eines „Vertrags zwischen der bedrängten bischöflichen Geistlichkeit zu Worms und der, für die neue Lehre kühn begeisterten, Reichsstadt v. J. 1525," nicht bedeutend. III. *Wiedererinnerung an eine schon im Anfange des Reformationsjahrhunderts versuchte Reichsreformation durch ein reichsständisches repräsentatives Reichsregiment.* Diese geschichtliche Erörterung hat sehr launige Stellen, wie sie sich eben zu dem Gegenstande schickten. Über das *Burcard*sche Tagebuch, von welchem S. 157 die Rede ist, sehe man die *Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliotheque du Roi de France.* à Paris, oder die von *Hezel* veranstaltete Übersetzung davon, 1791 Bd. 1 Abth. 1. S. 189 ff. IV. *Petition einiger Würtembergischen Diöcesen gegen directe Besoldungsbesteuerung.* Man stösst hier auf herzzerreissende Stellen, z. B. S. 166: „Wir sollen eine directe Besoldungssteuer entrichten, und das nicht, wie man meint, von fetten Pfründen, sondern, wie man aus der jüngst im Druck herausgekommenen *Pfarr-Besoldungen-Beschreibung* (— Möchte daraus *Sophronizon* doch das Merkwürdigste mittheilen! —) ersehen kann, von geringen Gehalten, *die gegenwärtig, wie wir auf unsere Ehre versichern, auch unbesteuert zur sparsamen Unterhaltung unserer Familien nicht hinreichen.*" Noch eine sehr zeitgemässe Bemerkung muss ausgehoben werden S. 171: „In der protestantischen Kirche ist eigentlich noch nie eine selbstständige Verfassung ausgebildet worden. Das hätte aber weniger zu bedeuten in einer Zeit, wo auch der Staat im Chaos oder Embryonenzustande lag, und die Kirche durch den allgemeinen Geist der Religiosität getragen wurde. Nun, da nach allen Seiten hin das bürgerliche Leben sich entwickelt, muss die Kirche erdrückt werden, wenn nicht auch sie lebendig organisirt ist." V. *Einige Erläuterungen dieser Petition.* Die Bemerkungen sind höchst wahr, doch in dem *Sophr.* selbst vorher viel besser dargestellt. Hingegen treffend und beherzigenswerth sind die Noten des Herausg. dazu. VI. *Bemerkungen über den Entwurf einer Gemeindeordnung, und über die Verwaltung der willkührlichen Gerichtsbarkeit, welche der Gr. Herz. Bad. Staatsrath, Herr von Sensburg, dem Drucke übergeben hat.* Eigentlich Recensionen zweyer Schriften, die daher *hier* nicht weiter angezeigt werden können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1822.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans, und vom 4 Bande an Heidelberg, b. Oswald: *Sophronizon* — — Herausgegeben von Dr. *H. E. G. Paulus* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

III Bd. 3 H. I. *Historisch-chronologischer Überblick der französischen allmählich sich bildenden Verfassungsgesetze.* Nach des Grafen *Lanjuinais Constitutions de la nation française* u. s. f. II. *Rede des Hn. Human, Dep. des niederrhein. Depart. in der zweyten Kammer zu Paris 1821: Über den Gesetzentwurf wegen der Jahrgehalte der Geistlichen.* Eine kräftige und kühne Rede eines, über jetzt nur gar zu gewöhnliche Vorurtheile erhabenen Mannes. Er will die niedere Geistlichkeit besser besoldet wissen. Den Artikel in dem Gesetzesentwurf, nach welchem durch Ausstattung von 12 neuen Bisthümern der Glanz der hohen Geistlichkeit vermehrt werden soll, hält er für überflüssig und gefährlich. „Muss man denn mit dem Giebel und mit solchen Aufwand verursachenden Decorationen die Wiederaufrichtung des Tempels der Religiosität beginnen? Sorgen wir lieber zuerst für ein tüchtiges Fundament" u. s. w. Noch eine Stelle müssen wir ausheben, S. 20: „Mehr Religion und weniger Licht, heisst es jetzt. Ich verstehe: Eine prunkvolle Priesterschaft, Vornehme ohne Sittlichkeit und Religion, wie ehemals; ein elendes, abergläubisches, sclavisches Volk, wie ehemals, diess ist das Ideal, das man in Frankreich verwirklichen will, in dem Frankreich des 19 Jahrhunderts." III. *Bemerkungen aus Veranlassung der feyerlichen Krönung Sr. Maj. des Königs von Grossbrittanien.* Anziehende Bemerkungen *über die Benennung: protestantisch.* Sie ist so lange nothwendig, als eine andere Kirche sich katholisch, d. h. allgemein gültig, nennt, und allgemein gelten zu müssen behauptet. Sie ist die gemeinschaftliche und generische für die Reformirten und Lutheraner. Ferner über den Titel: *Defensor fidei* und *supremum ecclesiae caput in terris.* „*Fides* ist die Treue eines Jeden für seine Überzeugung, besonders in Sachen der Religion. Dazu nun ist der König, als solcher, verbunden, dass unter seinem Schutze *Jeder seine* möglich beste Überzeugung von Allem, was Religion betrifft, sich erwerbe, erhalte und berichtige. Auch der andere Titel hat denselben Sinn." IV. *Über ein allgemeines Abgabengesetz nach Grundsätzen eines allgemein freyen Verkehrs und im Gegensatze gegen das Sperr- und Mauth-System.* Eigentlich das Votum des Comte *de Hogendorp* in der niederländischen Ständeversammlung am 21 Jun. 1821 *sur le Projet du Système générale des impositions*, wirklich klar, überweisend, wohlwollend gedacht und gesagt. Nebst sehr beherzigungswerthen Worten des Herausgebers. V. *Vertheidigung für die deutsch-katholische Kirche gegen ein höchst anstössiges und gehässiges, ächtjesuitisches Glaubensbekenntniss.* Ein Aufsatz, welcher die, vorzüglich durch Hn. Prof. *Wald* bekanntes Programm: *de haeresi abjuranda quid statuat ecclesia romano-catholica*, möglich gewordene historische Begründung enthält, dass die berüchtigte Abschwörungsformel, welche Hr. Dr. *Wachler* in s. *theol. Nachrichten* hat abdrucken lassen, *nicht* von der katholischen Kirche gebraucht werde, sondern ein blosjesuitisches Werk sey. Zu der Anmerk. S. 133 ist zu erwähnen, dass die Notizen darin zum Theil schon in den *Actis historico-ecclesiasticis*, Weimar, 1738. Vol. III S. 25 gegeben sind. VI. *Über den Talmudischen Grundsatz: einen Goi zu bevortheilen, ist erlaubt. Schreiben an den Herausg. des Sophr.* Von Hn. D. *Hartmann* zu Rostock. Es bezieht sich auf eine Recension in den *Heidelberger Jahrbüchern*, und ist allerdings dankenswerth.

III B. 4 H. I. *Vorschlag zu einem Gesetz über Ablösung der bäuerlichen Feudallasten.* II. *Nach welchem Grunde soll dem Wohle des Ganzen das Recht des Einzelnen weichen? Oder: der Staat ist Schutzherr, nicht Besitzherr.* III. *Normalvorschläge zur Verwandlung und Ablösung der bäuerlichen Feudallasten.* IV. *Geschichtliche Begriffe über das, was im Lehenwesen aufzulösen ist.* Die Aufsätze I. III. IV sind Theile einer Preisschrift des Hn. Oberlieutenant *v. Seemann*; II ist vom *Herausg.* Sie verdienen hier zu stehen, würden aber weit mehrere Leser finden, wenn sie in einem weniger trockenen Tone abgefasst wären. V. *Politisch- und kirchlich-merkwürdige Data aus der Geschichte der neueren französischen Katechismen.* Ein französischer Aufsatz aus der *Chronique religieuse*, 1820. *Julliet*, verfasst von Mr. *Grégoire.* Ein allerdings merkwürdiger Beytrag zur Geschichte des Katechismuswesens in Frankreich. VI. *Eine Controverspredigt* (eines Strasburg. Missionärs, *Abbé de*

Maccarthy), *treffend beantwortet*. Der Herausg. hat Recht, wenn er die sanfte Ironie der hier abgedruckten *Lettre* als Verdienst anrechnet. Sie sollte in allen Schriften vorherrschend seyn, welche tausendjährige oder eintägige, kirchliche oder sonstige, Vorurtheile bekämpfen wollen. VII. *Zeitbemerkungen*. Wichtigeres und Unwichtigeres unter einander. No. 6 hätte als eine besondere Abhandlung gegeben werden sollen. Sie enthält *Vorbereitungen zu einer protestantisch-evangelischen Generalsynode in Baiern*.

IV B. 1 H. I. *Themata zu einer für rein-katholische und protestantische Kirchen und Staaten wichtigen Preisaufgabe*. Nämlich der: „Warum liefert die Geschichte kein Beyspiel, dass in einem protestantischen Staate eine Revolution von Unten herauf entstanden wäre?" Die Veranlassung zu dieser Nummer ist Hn. *v. Hallers* bekannte Behauptung, dass die Reformation des 16 Jahrhunderts das vollkommene Bild und der Vorläufer der politischen Revolutionen unserer Tage sey. II. *Ein militärischer Friedensgedanke, und für allgemeine Zufriedenheit*. Dieser Gedanke ist: die grossen Mächte in Europa sollten sich das Wort geben, ihre Heere verhältnissmässig gleich zu vermindern. Das *Für* und *Wider* wird beleuchtet. III. *Zu theuer lebt, wer vom Borgen lebt*. Es werden hier die Staatsschulden der meisten europäischen Mächte zusammengestellt. IV. *Die freye evangelische Kirche*. Mehrere Stellen aus *Krummachers* Gedicht von gleicher Aufschrift werden von dem Herausg. und auf *seine* Weise beleuchtet und berichtigt. V. *Ablösungsgründe bey Zehenden und Theilgebühren, oder bey Abgaben, welche in einer Quote des Brutto-Ertrags bestehen*. Gehört zu den schon angezeigten Abhandlungen des Hn. *v. Seemann*, und ist mit gleicher Gründlichkeit und Erschöpfung seines Gegenstandes vorgetragen, wie jene. Rec. hat vielfach dieselben bitteren Erfahrungen gemacht, von denen hier geredet wird, und noch mehr dergleichen in dickbäuchigen Acten gelesen. Vorzüglich dankenswerth ist S. 53 ff. die Zusammenstellung der Gründe für die Zehendabgabe und ihre Beleuchtung. — VI. *Zur Lebensgeschichte des vormaligen herz. wirtemb. Principalministers, Graf von Montmartin*. Von einem Nachkommen desselben, dem würdigen Hn. Grafen *v. Dürkheim-Montmartin*, mitgetheilt. Das Meiste schien uns doch nicht bedeutend genug, um in einer so inhaltreichen Zeitschrift, wie *Sophronizon* ist, seine rechte Stelle zu finden. Auch sieht man VII. dem *Schreiben an Se. Exc., den Hn. Grafen v. Dürkheim*, aus der Feder des Herausg., das schwer gewordene Gebären dieses Kindleins gar zu merklich an. VIII. *Zeitbemerkungen und Gedankenspiele*. Diese für eine Zeitschrift ganz geeignete Nummer verdient eine Fortsetzung in allen künftigen Heften. Geistreich, wie sie hier erscheint, wird sie alle Leser anziehen.

IV B. 4 H. I. *Einige ungedruckte Briefe von Gellert*. Durch Inhalt und Sprache des classischen Schriftstellers würdig. Es sind ihrer leider nur zwey. II. *Fürbitte für Studierfreyheit und den Privatunterricht*. In Hohenlohe-Sigmaringen war 1812 der Privatunterricht mit Umgehung der öffentlichen Lehranstalten verboten worden, weil die Anzahl der Studierenden dadurch unverhältnissmässig zugenommen habe. Es werden hierüber Glossen gemacht, denen sich leicht Vieles entgegensetzen liesse. II. *Von psychischen Wundern; nebst Acten über eine öffentliche plötzliche Heilung eines 8 Jahre lang contracten 26jährigen Mädchens zu Leonberg im Würtembergischen*. Es war zu erwarten, dass *Sophronizon* von den Wunderthaten 1821, diesem merkwürdigen Zeichen der Zeit, Notiz nehmen würde, und zwar auf seine eigene Weise. Dieses geschieht nun hier. Wir haben die Acten über die Heilung eines Mädchens durch eine Predigt des Sup. *Rauwmaier* 1644, sowie die zugegebenen Worte des Hn. D. *Paulus*, denen wir durchaus beystimmen, mit besonderem Vergnügen gelesen. IV — V. *Astronomische und andere hohe Entdeckungen eines Somnambulismus zu Stuttgart auf Reisen in den Mond und die Juno. Ein Nubem pro Junone*. Kritiken über *Römers ausführl. histor. Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambüle* u. s. w., Stuttgart, 1821, mit denen wir uns hier nicht beschäftigen dürfen. Sie werden ihre Leser finden. VI. *Wie sich Shakespeare an den römischen Katholicismus anschloss!* (*Bemerkung zu Shakespeares König Johann III*, 1.) Ein Wort, durch eine Äusserung *F. Schlegels* veranlasst. — „Nicht ein Hauch von einem Kirchenthumsgeiste kam zu *S's*. geistigen Eigenschaften hinzu, als er seine Schauspiele schuf." So schliesst treffend Hr. Prof. *H. Voss* d. J. diesen kleinen Aufsatz, den der Herausg. noch mit einer trefflichen Anmerkung bereichert hat. VII. *Evangelisch protestantische Ansichten und Notizen aus Rheinbaiern*. Auszüge aus den von uns recensirten Reformationspredigten des Hn. D. *Schulz* und Hn. D. *Müller* zu Speyer, 1821. VIII. *Zeitbemerkungen und Gedankenspiele*. Wir hätten deren mehrere gewünscht, sowie wir überhaupt mit Verlangen der ununterterbrochenen Fortsetzung dieser ihrem wichtigen Zwecke vollkommen genügenden Zeitschrift entgegensehen.

Xyz.

Halberstadt, in Voglers Buch- und Kunst-Handlung: *Alruna, oder Denkwürdigkeiten der Vorzeit*, von *Fr. G. Ch. von I....* Erster, zweyter und dritter Theil. 1819. 153, 159 u. 138 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorerinnerung sagt der Vf.: „Das dunkele Alterthum, welches so manchen interessanten Gegenstand in Ungewissheit hüllt, ist an Nachrichten über anziehende Denkmähler der entfernten Vorwelt im Ganzen sehr unreichhaltig; sollte ich daher mit meinen Abhandlungen über Überbleibsel des Alterthums nicht allgemein Genüge leisten: so wird die Unvollkommenheit der Quellen, aus denen ich zu schöpfen Gelegenheit hatte, als ein zureichender Entschuldigungsgrund, unfehlbar einige Rücksicht verdienen." — Der Inhalt weist folgende Mittheilungen nach: Band I. Das Schloss Plesse bey Bowenden, der Rabenstein oder Regenstein, Hennig von Hackelnberg, Gründung des Klosters Wienhausen, Fehde Brünings von Alten, die

Wartburg oder Kunigunde von Haiburg, die Staufenburg oder Eva von Trott, Herzog Wilhelm von Celle, die Sternritter, die weisse Frau, die Kelle bey Werra, unweit Ellrich. Band II. Woher Quedlinburg den Namen habe, der Püstrich, die Heimburg im Fürstenthum Blankenburg, die Lippoldshöhle bey Brunkensen, die Veste Homburg, das Stift Katlenburg, die Heinrichsburg im Amte Gernrode, die Dennershöhle bey Hyseburg im Magdeburgischen (soll heissen: die Danielshöhle bey Huiseburg im Halberstädtischen). — Band III. Das Monument bey Schloss Ridlingen, Rudolph von Diepholz, die Asseburg, der Kinderauszug in Hameln, die Verehrung des Krode auf der Harzburg, Gründung des Klosters Elstorf unweit Lüneburg, die Veste Greifenstein, die Quastenburg, die Gleichen, der Kyffhäuser. — Alles Gegenstände, von welchen berichtend der Erzähler nur das schon vorhandene Interesse zu benutzen braucht, um den Leser für sich zu gewinnen; doch hieran, wie an die billigsten Federungen, die man an einen Schriftsteller machen kann, ist gar nicht zu gedenken; vergeblich sucht man hier genaue Zusammenstellung der historischen Quellen, welche von den gewählten Thematen berichten, vergeblich ansprechende Erzählung der im Munde des Volkes lebenden Kunden und Sagen, vergeblich eine verständige Zeichung der Localität, an welche sich jene knüpfen, vergebens Alles, was Geist und Herz erfreuen kann. Wenn der Vf. in den Bemerkungen auf seine Quellen verweist, zeigt er, wie schlimm es überall mit ihm bestellt ist, z. B. Bd. III S. 72 Anmerk. a): „Die mit Karl dem Grossen gleichzeitig lebenden Geschichtschreiber und Annalisten erwähnen des Krode nicht, unerachtet *Karl d. Gr. im J. 780*, während seiner Feldzüge in Sachsen und Ostphalen, den Gottesdienst desselben zerstörte, wie uns *Tacitus Germ. C. X* mit Mehrerem erzählt."

G. H. Z.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Meissner: *De Theramenis, Critiae, et Thrasybuli, virorum tempore belli Peloponnesiaci inter Graecos illustrium, rebus et ingenio* commentatiuncula ab *Ed. Ph. Hinrichs*, Hamburgensi, sub discessum e gymnasio patrio scripta. 1820. 69 S. gr. 4.

Diese kleine Schrift, durch die sich, wie schon der Titel sagt, der Vf. beym Abgange vom Hamburger Gymnasium habilitiren will, ist ihrem Zwecke sehr angemessen. Natürlich kann man keine in *jeder* Rücksicht genügende Forschung und Darstellung erwarten; aber als das Werk eines abgehenden Schülers leistet sie Alles, was man erwarten kann. Was zuerst die Latinität betrifft: so ist sie von gröbern Fehlern frey, da man nach der Festigkeit der Schreibart im Übrigen Einzelnes, wie S. 10 *potestas* für *potestate*, auf Rechnung des Buchdruckers setzen muss. An f. g. geringern Fehlern hingegen fehlt es nicht, wie z. B. an dem bey Allen, die erst anfangen, ihren Stil zu bilden, so häufigen Suchen nach seltenen Formen, z. B. auf derselben S. *sancivit*; an Wörtern des silbernen Zeitalters, und selbst neuen, unter denen des goldenen, wie S. 12 *quadantenus*, S. 5 *irremissus*; an unrichtiger Wortstellung und Betonung, z. B. S. 18 *domesticam etiam*; an verfehlter Verbindung der Wörter, wie S. 5 *eadem cum illis aetate flor.*; S. 12 *dato jussu*, wofür sich schwerlich Stellen finden lassen, und welches vielleicht nach Missverstand der Stelle *Ov. am.* 3, 8, 34 geschrieben ist; an unrichtigem, oder doch erst in späteren Zeiten üblich gewordenem Gebrauche von sonst guten Wörtern, wie S. 7, 9 und oft, *nimirum* und *scilicet*. Solche Dinge, deren Zahl sich leicht vermehren liesse, sind in einer Schrift, wie diese ist, eher angenehm, als unangenehm, da sie beweisen, dass diese wirklich Werk des Schülers, nicht des Lehrers, ist; aber ein grosser Übelstand ist es, dass in den Griechisch angeführten Stellen überall die Accente fehlen.

Die Lebensbeschreibungen der drey Männer selbst sind in die Geschichte des Peloponnesischen Kriegs verwebt, wodurch allerdings die Deutlichkeit vermehrt, aber auch, besonders weil bey dem Tode eines Jeden fast Alles, was von ihm vorgekommen war, wiederholt wird, oft grosse Weitschweifigkeit herbeygeführt worden ist. Die Citate stehen unter dem Texte, längere Anmerkungen hinten, von S. 53 an. In Hinsicht der Darstellung des Ganzen hätte Rec. etwas weniger Declamation gewünscht. Was die Sachen selbst betrifft: so räumt vielleicht der Vf. in Hinsicht der Zuverlässigkeit dem Xenophon etwas zu viel ein, sowohl S. 6, wo von den Quellen die Rede ist, als durch die ganze Schrift, da er doch in einigen Stücken offenbar parteyisch für die Spartaner ist. — Rec. kommt noch auf einige Einzelheiten. S. 12. 15, und in den *animadvv.* S. 56, setzt Hr. *H.* die Verschiedenheit der beiden Thrasybule aus einander, und führt viele Gelehrte an, die sie irrig verwechselt haben, so dass es das Ansehen gewinnt, als wenn der Unterschied hier zuerst angegeben wäre; er bemerkt aber nicht, dass schon längst *Blankenburg* zum *Gillies* auf diesen doppelten Thrasybul aufmerksam gemacht hat. — S. 17. 19 und 57 setzt der Vf. recht gut aus einander, dass Thrasybul wahrscheinlich nicht an der Anklage seiner Mitfeldherren Theil genommen habe. — In der Beurtheilung des Theramenes, S. 29 — 31, scheint Hr. *H.*, als er anfing, zu schreiben, selbst noch zu keinem ganz festen Resultate gekommen zu seyn. Daher manches Schwankende. Am Ende aber sagt er richtig: *Profecto non inconstanti et mutabili Theramenes erat animo, sed inconstantiam quandam simulans homines leves et inconstantes decipere volebat, ut per eos consilia sua perficeret.* — Ebendaselbst (S. 31 Anm.) wird es erst durch die bekannte Stelle des Plutarch bewiesen, dass der Cothurnus des Theramenes zum Sprichwort geworden sey, da doch schon in des *Erasmus* Adagien ein eigener Artikel (Chil. I Cent. 1 No. 94) von diesem Sprichwort handelt. — S. 39 wird Lysander *nobiliori indole praeditus* genannt, und S. 20 sqq. die Art, wie Athen von Sparta nach der Einnahme behandelt ward, sowie das Betragen des Theramenes bey Vermittelung des

Friedens als höchſt edel und großmüthig geſchildert. Rec. muſs geſtehen, daſs er ſich von beiden ſo wenig hat überzeugen können, daſs er ſich kaum des Lächelns enthalten kann, da ihm Lyſander immer als ein Mann vorgekommen iſt, der zwar ſehr liſtig, aber aller Schlechtigkeit voll war, ſowie er auch dem Betragen beſonders des Theramenes eher die entgegengeſetzten Prädicate, als eben dieſe, geben möchte. — Auch die groſse, faſt möchte Rec. ſagen, übergroſse Verehrung gegen den Sokrates ſcheint den Vf. zu einigen Behauptungen verleitet zu haben, die ſich ſchwerlich erweiſen laſſen. Plutarch ſagt im Anfange des Lebens des Iſokrates, dieſer ſey ein Schüler des Theramenes geweſen, und er allein habe es, als dieſer vom Kritias angeklagt wurde, gewagt, hervorzutreten, um ihn zu vertheidigen. Dieſe Erzählung enthält, wie es Rec. ſcheint, nichts Unglaubliches, und Erſteres wird beſtätigt durch den Schol. zu Ariſtoph. Ran. 548, und Suidas im Artikel Iſokrates. Diodor hingegen berichtet ſehr ausführlich an der von Hn. *H.* angeführten Stelle, XIV, 5, daſſelbe vom Sokrates, „der ſein Lehrer geweſen ſey," nur daſs er dieſem zwey Begleiter giebt, und ſich über die Bildung des Theramenes durch Sokrates verbreitet. Hr. *H.* will S. 59 beide Erzählungen mit einander vereinigen, indem er den Iſokrates für einen der beiden Begleiter des Sokrates hält. So wäre freylich leicht geholfen; aber wo iſt eine hiſtoriſche Kritik, die ein ſolches Verfahren billigte? Emendirt kann nicht werden beym Plutarch, weil die Erzählung im Leben des Iſokrates vorkommt, bey Diodor nicht nur wegen der öfteren Wiederholung deſſelben Namens, ſondern beſonders wegen des Räſonnements über den Einfluſs der Sokratiſchen Lehren. Offenbar iſt indeſſen eine von beiden Erzählungen aus der Namensähnlichkeit entſprungen, und es fragt ſich nur, welche. Hr. *H.* nimmt ohne Bedenken aus Liebe zum Sokrates mit *Luzac* die Erzählung des Diodor als wahr an. Wir haben aber hier nur wenige Spuren, die zur Gewiſsheit führen können, beſonders im Charakter beider Schriftſteller; Plutarch iſt Sammler, und zwar ein leichtgläubiger, der vieles Falſche hat, aber in der Regel nur nach Autorität. Es folgt alſo, daſs ſein Bericht nicht von ihm ſelbſt herrührt, ſondern daſs er ihn vorfand. Diodor iſt ebenſo leichtgläubig, dabey höchſt ungenau, und hat die Gewohnheit, da, wo er keine beſtimmten hiſtoriſchen Data hat, nach eigenem Gutdünken die Sache rhetoriſch auszuſchmücken. Dieſs beweiſen unter Anderem manche ſeiner Schlachtbeſchreibungen, die theils durch die Unmöglichkeit eines ſolchen Herganges, theils durch Zeugniſſe des Thucydides und Xenophon widerlegt werden. Das Gepräge einer ſolchen Ausſchmückung trägt dieſe ganze Erzählung, wie dieſs Jeder finden wird, der den Charakter dieſes Schriftſtellers kennt. Hiezu kommt, daſs Theramenes nirgends, wenn man dieſe Stelle ausnimmt, ein Schüler des Sokrates, immer nur des *Prodicus*, genannt wird, welches unglaublich wäre, wenn er ihn wirklich gehört hätte; und ebenſo wenig wird irgendwo dieſe Vertheidigungsrede des Sokrates angeführt, da von ſeiner Vertheidigung der Arginuſiſchen Feldherren alle Schriftſteller voll ſind. Was iſt alſo natürlicher, als daſs Diodor bey ſeiner flüchtigen Benutzung der Quellen den Namen falſch las, und gleich nach Gewohnheit einen Roman ausſpann, der ihm Gelegenheit gab, mehr Worte zu machen? Wenigſtens ſcheint Rec. aus dem Bisherigen zu folgen, daſs die Bildung des Theramenes durch Sokrates etwas ſo Ungewiſſes und ſo Unwahrſcheinliches iſt, daſs Hr. *H.* nicht hätte überall, z. B. S. 30, Jenen, als wenn es etwas Unbezweifeltes wäre, als einen praktiſchen Sokratiker ſchildern dürfen, zumal da z. B. in ſeinem Benehmen im Tode keine Spur von ſolchen Gedanken, als der Vf. ihm eingiebt, an die Unſterblichkeit der Seele u. ſ. w., ſondern nur von nothgedrungener Reſignation und verhaltenem Grimme gegen ſeinen Feind, an dem er ſich nicht mehr rächen konnte, ſich findet, und überhaupt die ganze Lehrede auf ſeine ſokratiſche Handlungsweiſe ſo gezwungen ausfällt, daſs ſie faſt ironiſch zu ſeyn ſcheint. — Übrigens iſt, wie geſagt, die Abhandlung *in ihrer Art* vortrefflich, und der Vf. macht ſeinem ausgezeichneten und verdienten Lehrer, dem Hn. Dr. *Gurlitt*, viele Ehre. Sehr zu wünſchen wäre es, daſs wir von Zeit zu Zeit von *allen* beſſeren Schulen ähnliche Arbeiten erhielten, und daſs die auf vielen Schulen ſo zahlreichen und bedeutenden Stipendien zu Preisaufgaben verwandt würden. Gewiſs würden auch viele andere Schulen Arbeiten liefern, die denen der allerdings ausgezeichneten Hamburgiſchen nicht nachſtänden.

G. F.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Weygand: *Etwas zur Feyer des erſten Jubiläums der beiden Silbermanniſchen Orgeln in Rötha.* Herausgegeben von *Johann Ludwig Ritter*, Oberpf. und Adj. der Ephorie Leipzig. 1821. 32 S. 8. (3 gr.)

Dieſe wenigen Blätter verdienen durch ihren Zweck und ihren Inhalt eine recht weite Verbreitung. Beſonders ſind ſie Predigern zu empfehlen, die in dem Streben, jede würdige Veranlaſſung zur Erweckung des Sinnes für Kirchthum, und dadurch für Religion, zu benutzen, ſich gern aufgemuntert und beſtärkt ſehen. Nach — ſehr dankenswerthen und belehrenden — Notizen über die Silbermanniſchen Orgeln überhaupt, und die Orgeln zu *Rötha* insbeſondere, folgt das Directorium zur Jubelfeyer, und die von dem Herausg. dabey gehaltene Predigt, über 5 Moſ. 25, 12, die ſehr ſchlicht, aber dem Gegenſtande vollkommen angemeſſen iſt.

Kg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

PHILOSOPHIE.

Heidelberg, b. Oswald: *Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse.* Zum Gebrauche seiner Vorlesungen, von Dr. *Georg Wilhelm Friedrich Hegel*, Prof. der Philos. an der Universität Heidelberg (jetzt in Berlin). 1817. XVI u. 288 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Rec. übernimmt blofs darum noch so lange nach der Erscheinung dieses Werkes eine Beurtheilung desselben, weil er sich in seiner Erwartung, anderswoher eine tiefer eingehende Würdigung der hier aufgestellten Ansichten zu vernehmen, bisher nicht ganz befriedigt sah. Er muss übrigens glauben, dass es zur Beglaubigung seines Urtheils Einiges beytragen werde, wenn er versichert, dass er niemals zu dem Vf. in irgend einem Verhältnisse, weder in dem der Freundschaft, noch in dem der Gegnerschaft, gestanden, und dass ihm nur die reinste Begeisterung für die Wissenschaft das eingegeben hat, was er im Folgenden sagt.

Wie Philosophie nicht etwas Gegebenes ist, das von dem Subjecte nur in eine gewisse Ordnung gebracht wird: so hat auch der Beurtheiler eines philosophischen Systems das doppelte Geschäft, sowohl die ausgesprochene Weltansicht, als auch die Form, in welcher dieselbe erscheint, zu prüfen. Vornehmlich fühlt man die Nothwendigkeit dieser Scheidung und doppelten Rücksicht recht dringend bey der Beurtheilung einer Schrift des Vfs., der sein eigenthümliches Verdienst darein setzt, der Philosophie eine neue Form gegeben zu haben. Wir glauben daher, die Bedeutung dieser Schrift und überhaupt der *Hegel*'schen Bestrebungen für den wissenschaftlichen Geist der neueren Zeit nicht besser würdigen zu können, als indem wir vorerst einige Worte über die Weltansicht selbst, die hier aufgestellt wird, vorausschicken, und dann erst versuchen, das Verdienst des Vfs. um die Form und Methode der Philosophie in gehöriges Licht zu setzen.

Was das System des Vfs. selbst betrifft: so können wir darin keine Verschiedenheit von der Weltansicht entdecken, die sich in Deutschland, seit ein so eminenter Geist, wie *Schelling*, sich zu ihr bekannte, fast überall der denkenden Köpfe bemächtigt hat. Hr. *H.* kann in der Geschichte der Philosophie nur für einen Jünger *Schellings* gelten, mit welcher Behauptung wir ihm aber seine Originalität in anderer Hinsicht nicht absprechen wollen. Auch in der vorliegenden Schrift ist diese Jüngerschaft so unverkennbar, dass oft sogar Definitionen, die *Schelling* gegeben, fast mit denselben Worten wiederkehren. So heisst es z. B. bey dem Ersten (s. Ideen zu einer Philosophie der Natur. 2te Aufl. S. 260): „Die Zeitlichkeit ist in Ansehung eines jeden Dinges eben dadurch gesetzt, dass es nicht Alles, was es seinem Wesen oder der Idee nach seyn kann, in der That und der Form oder Wirklichkeit nach ist." Hr. *H.* sagt S. 135: „Zeitlich ist, was nicht, wie der Begriff (bey *Sch.* die Idee) an ihm (soll heissen: sich) selbst die reine Negativität ist, sondern diese als sein allgemeines Wesen zwar in sich hat, aber ihm nicht absolut gemäss ist" u. s. w. Doch *cuique suum!* Auch das Eigenthümliche unseres Vfs. wollen wir in scharfer Begrenzung herausheben, glauben aber, dieses nicht besser zu können, als indem wir es im Verhältnisse zu den vorausgegangenen verwandten Bestrebungen darstellen. Als die Sonne am Himmel der neueren deutschen Philosophie, um den alle bewunderten Lichter, zum Theil in kometenartiger Bahn gravitiren, ist immerhin *Kant* zu betrachten. Dieser wurde dadurch, dass er Raum und Zeit als subjective Anschauungsmittel erkannte, sogar wider seinen Willen, Stifter des neueren Idealismus. Ihm blieb das Ding-an-sich als ein irrationaler Rest übrig, welchen nach ihm *Fichte* dadurch ausglich, dass er jenes in der Ichheit zu erkennen vermeinte. Der Idealismus ist das als System, was nach der gemeinen Ansicht die Seele ohne Leib ist; und man kann vom Idealisten im vollen Sinne des Wortes sagen, dass er, der Welt abgestorben, unter den Schatten seiner Ichheit spuke. Ohnehin zerstört sich dieses System in seiner eigenen Folgentreue. Um die Freyheit zu retten, verlegt der Idealist die beschränkenden Formen der objectiven Welt in das Ich, das aber eben darum, mit nothwendigen Formen belastet, seiner Freyheit verlustig geht. Kein Wunder, dass ein so kräftiger, vielseitig gebildeter Geist, wie *Schelling*, auf die Länge sich nicht mit diesem Systeme vertragen konnte. Ungeachtet der Frage *Fichte's* (Wissenschaftsl. 2te Aufl. S. 14): was *Spinoza* berechtigt habe, über das im empirischen Bewusstseyn gegebene reine Bewusstseyn hinauszugehen, trat *Schelling* in die Fussstapfen des Letzten. Er machte das Absolute zum Standpuncte der Philosophie, oder vielmehr, er nahm das An-sich der Seele, rein von aller Bestimmtheit gedacht, für das Absolute, gleich seinem Meister, der da sagt: *mens nostra, quatenus se sub aeternitatis specie cognoscit, eatenus Dei cognitionem necessario habet, scitque se in Deo esse et per Deum concipi.* Da nun doch von einer Erkenntnissart des Absoluten zu reden war: so wurde er

ganz natürlich von *Spinoza* auf die intellectuelle Anſchauung geleitet, die er übrigens, wie Rec. ſich anheiſchig macht, aus ſeinen Schriften zu beweiſen, Anfangs ſelbſt miſsverſtand. Anſchauung wurde dieſes Erkennen genannt, weil es nur das An-ſich der Seele ſeyn konnte, das aber nach ihm zu dem Abſoluten in unmittelbarem Verhältniſs ſteht; intellectuell aber, weil es Vernunftanſchauung und als Erkenntniſs abſolut Eins mit dem Gegenſtande ſey. Allerdings läſst ſich das concrete Ich des Bewuſstſeyns dialektiſch zu dem Puncte hintreiben, wo es die einfache Nacht ſeines Weſens vor ſich hat. Allein es von aller Beſtimmtheit befreyen, welche es im Bewuſstſeyn erleidet, kraft deren es Ich iſt, heiſst es überhaupt auflöſen; es bleibt dann nicht mehr als Ich. Wenn man aber auch dieſe reine Weſenheit des Ich, die Ausdrücke, wie *Fichte*, der ſogar ſagte: das Ich ſetze ſich ſelbſt!! nicht genau nehmend, unter den Namen *reines Ich*, *abſolutes Bewuſstſeyn*, *reines Wiſſen* u. ſ. w., die ſich eigentlich *in adjecto* contradiciren, feſthält: ſo iſt es dem empiriſchen Bewuſstſeyn in dieſer Unbeſtimmtheit ſchlechthin unbekannt. Die intellectuelle Anſchauung iſt dann ein ganz willkührlicher particulärer Zuſtand, den als Standpunct der Philoſophie anzuerkennen man Niemand nöthigen kann. So unmittelbar, wie *Schelling* die Erhebung zu dieſem Standpuncte verlangte, war ſeine Foderung ohnehin ein ſubjectives Poſtulat, dem ſich Niemand zu unterziehen brauchte. Es konnte, da einmal ein ſo particulärer Zuſtand als Standpunct der Philoſophie ausgeſprochen war, an Sonderbarkeiten nicht fehlen. Gleichwie nämlich, wenn an einem Orte ein Meiſter der Töne ſich hören läſst, Alt und Jung, wie von wahrem Schwindel ergriffen, zu klimpern anhebt: ſo giebt es auch in der Wiſſenſchaft Leute, die, obwohl für das Licht der Ideen blind, von dem ſüſsen Schalle des Neuen gelockt, ſich unaufhaltbar und unabwehrbar hinzudrängen, um nachzumachen, was ein Meiſter thut. Alſo war auch des intellectuellen Anſchauens kein Ende. Was aber die Sache vollends ins Poſſenhafte ſpielte, war die Art, wie Mancher die intellectuelle Anſchauung verſtand. Der Eine vermeinte in ihr eine Identität, in der ſich Seyn und Denken, wie Weiſs und Schwarz in einem niederträchtigen Grau, vereinige; der Andere gedachte dieſe Einheit vor dem *inneren Sinne* (!) zu Geſicht zu bekommen; nur Wenige waren ſo aufrichtig, zu geſtehen, daſs ihnen dieſe Erkenntniſsart völlig unbekannt ſey. *Schelling* trägt freylich die Schuld dieſer Thorheiten nicht, die er nur veranlaſste; aber auch er wurde zu der ſeltſamen Behauptung fortgetrieben, daſs Philoſophie nur das Eigenthum mit beſonderen Anlagen begabter Geiſter ſeyn könne, da es doch ſchon im Begriffe derſelben liegt, allgemeine Wiſſenſchaft zu ſeyn. Gerade in dieſem Puncte, in der Meinung über die Erkenntniſsart der Philoſophie, ging Hr. *H.*, wie es von einem beſonnenen Denker zu erwarten war, von *Schelling* ab. Hiemit iſt die durchgängige Differenz in den Syſtemen beider gegeben. In der Weltanſicht ſtimmen beide überein, ihre Methode aber ſteht ſich *diametraliter* entgegen. *Schelling* hält die Erkenntniſs durch intellectuelle Anſchauung für die höchſte; Hr. *H.* aber verlangt die Erkenntniſs durch den Begriff. Bey dem Erſten iſt, wie bey *Spinoza*, das Abſolute ein Unmittelbares, bey dem Letzten *Reſultat*. Wenn nun Hr. *H.* das Denken in eigentlicher Bedeutung nähme: ſo würde man ſagen müſſen, daſs er ebenſo hoch über *Schelling* ſtehe, als das Denken herrlicher iſt, denn das Anſchauen.

Da Hr. *H.* einmal den Begriff für das Höchſte erkannt hatte: ſo wurde er ſehr natürlich auf die philoſophiſche Methode geführt, die ihm eigenthümlich iſt. Er gab ſo der Philoſophie eine Form, die er für eine Entdeckung der neueren Zeit, d. i. wohl ſeine eigene, ausgiebt, und von der er laut der Vorrede hofft, daſs ſie als die einzig wahrhafte, mit dem Inhalt identiſche, werde anerkannt werden. Rec. geſteht unverholen, daſs ihn Verſicherungen der Art, wie daſs die *einzig und allein* wahrhafte Form der Philoſophie endlich in einem benannten Jahre des Heils da oder dort ans Licht gebracht worden, nachdem man ſie ſchon ſo oft gehört hat, miſstrauiſch finden, um ſo mehr, da er bisher des Glaubens geweſen iſt, daſs ein geſunder, kräftiger Geiſt ſich in den verſchiedenſten Moden und Methoden die Welt und ihre Verhältniſſe leichter klar machen könne, als man oft meint; ja Rec. weiſs nicht einmal, ob viel damit gewonnen wäre, wenn ſo ein allgemeiner Leiſten erfunden würde, über den man eine Wiſſenſchaft in alle Ewigkeit zu ſchlagen hätte, und man ſo dem Geiſte das Element verhärtete, in dem er bisher frey und froh ſich bewegen durfte. Doch ſoll dieſs Rec. nicht abhalten, die Methode des Vfs., die ſchon darum intereſſant iſt, weil ſie als die mit dem Inhalt identiſche, die objective, erkannt werden ſoll, während der Vf., ein Subject, in ihr ſeine Wiſſenſchaft entwickelt hat, gewiſſenhaft zu prüfen.

Nach Hn. *H.* iſt die *abſolute* Idee die Identität der *theoretiſchen* und *praktiſchen*, der Begriff, dem der Begriff, als ſolcher, der Gegenſtand, oder dem das Object der Begriff iſt, der *vernünftige* (?) Begriff. Dieſe abſolute Idee iſt nach ihm allein Seyn, Leben, Wahrheit und alle Wahrheit; alles Übrige aber Irrthum, Trübheit, Meinung, Streben und Vergänglichkeit. „Für ſich iſt die *abſolute Idee*, weil kein Übergehen, noch Vorausſetzen, und überhaupt keine Beſtimmtheit, welche nicht flüſſig und durchſichtig wäre, in ihr iſt, die *reine Form*, die ihren *Inhalt* als ſich ſelbſt anſchaut. Sie iſt ſich *Inhalt*, in ſofern ſie das ideelle Unterſcheiden ihrer ſelbſt von ſich, und das eine der Unterſchiedenen die Identität mit ſich iſt, in der aber die Totalität der Form als Beſtimmung enthalten iſt. Dieſer Inhalt iſt das *Logiſche*. Als *Form* bleibt ihr nichts, als die *Methode* dieſes Inhalts." Die Momente jedes logiſch Reellen ſind nach ihm: a) das *Abſtracte* oder *Verſtändige* (?), durch welches das concrete Unmittelbare zwar getrennt und in ein Verhältniſs zu einander geſetzt, aber auch in ſeinem iſolirten Beſtehen erhalten wird; b) das *Dialektiſche* oder *Negativ-vernünftige* (?), in dem ſich ſolche Beſtimmungen aufheben, und in ihr Entgegengeſetztes übergehen; c) das *Speculative* oder *Poſitiv-vernünftige* (?), welches die Einheit der Beſtimmungen in ihrer Entgegenſetzung auffaſst. — Doch wir glauben für die mit der Terminologie des Vf. nicht Vertrauten das Weſen dieſer ſeiner Methode klarer in einer Geſchichte der ihr vorhergehenden Bedingungen darſtellen zu können. Die Triplicität des Begriffes war ſchon früh aufgefun-

dem; sie wurde wohl in der *Kantischen* Philosophie ausgesprochen; doch blieb sie dort, wie wenigstens der Vf. meint, mehr todtes Schema, als dass sie in ihrer ewigen Bedeutung erfasst und begriffen worden wäre. Ohne diese Ahnung zu verlieren; ohne sie aber auch zum Gedanken zu verklären, wandte die Naturphilosophie symbolisirend den Magnetismus auf die Bestimmungen des Begriffes an. Selbst Subjectivitäts-Philosophen werden nicht in Abrede stellen können, dass in der Natur des Magneten, dessen Pole ebenfalls nur ein ideelles Seyn haben, die des Begriffes sich auf eine merkwürdige Weise darstellt; wie man denn auch die Elektricität das reelle Urtheil, den Galvanismus einen reellen Schluss, genannt hat. Veranlassung war also allerdings da, den Magneten als Symbol des Begriffes anzuwenden; aber dieser Schematismus wurde bald so missbraucht, dass lose Leute die weltberühmte Polarität zum Stichblatt ihres Witzes machten. Auch in dieser Hinsicht verdient der Vf. das Lob, dass er, allem Formelnwesen dieser Art unhold, den Begriff in der Wahrheit zu fassen sucht. Eine Abhandlung des unsterblichen *Kant:* „Versuch, den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen," hat übrigens nach des Rec. Überzeugung den Vf. auf seine Methode geführt. Der Königsberger Weise machte dort auf den Unterschied des *nihil privativum* und des *nihil negativum* aufmerksam; zeigte, dass bey einer Realopposition das Eine der Entgegengesetzten nicht das contradictorische Gegentheil des Anderen, und wenn dieses positiv, jenes nicht die blosse Verneinung (Privation), sondern als etwas Bejahendes ihm entgegengesetzt sey. Was hier *Kant* dargestellt hat, macht eigentlich das dialektische Moment in der Methode des Vf. aus. Nach ihm hat die Dialektik (wie uneigentlich wird hier diess Wort genommen!) nicht bloss ein negatives Resultat; sondern indem das erste Allgemeine, das Unmittelbare, sich als das Andere seiner selbst zeigt, so ist das Letzte nicht sowohl das leere Nichts, die Privation, als vielmehr das Negative desselben, das auch positiv ist. Indem es nun das Negative des *Unmittelbaren* ist, hat es die Bestimmtheit des *Vermittelten*, und trägt den Inhalt und die Bestimmtheit des Ersten noch in sich. Aber hiebey bleibt der Vf. nicht stehen, behauptend, das zweyte Negative, das Negative des Negativen, hebe den Widerspruch, in dem das *Andere* zu seinem eigenen *Anderen* steht, auf, und sey ein neuer Begriff, der aber reicher als die vorhergehenden, diese als Momente in sich befasse. „Die Bestimmtheit aber, welche Resultat war, ist um der Form der Einfachheit willen, in welche sie zusammengegangen, selbst ein neuer Anfang; indem er von seinem vorhergehenden durch eben diese Bestimmtheit unterschieden ist, so wälzt sich das Erkennen von Inhalt zu Inhalt fort."

Was nun endlich den Standpunct betrifft, nach dem man bey philosophischen Systemen zu fragen pflegt; so kann in einem gewissen Sinne davon gar nicht bey einem Philosophen die Rede seyn, der die von ihm dargestellte Methode für die mit dem Inhalt identische erklärt. Das Wort in einem anderen Sinne genommen, so hat der Vf. das *absolute Denken* als den Standpunct und das Element der Philosophie ausgesprochen. Ihm ist die Philosophie Wissenschaft der Vernunft, die sich in Allem weiss, in welcher der Begriff die ihm schlechthin angemessene Realisation hat, sich in der objectiven Welt, diese aber in sich erkennt. Schlecht und unvollkommen ist nach ihm das Verstandes-Erkennen (der Vf. schreibt mitunter das *verständige!*), das die Voraussetzung einer vorgefundenen Welt hat.

Rec. glaubt in diesen Umrissen das Eigenthümliche des Vfs. wahr und getreu dargelegt zu haben. Man pflegt nun von dem Beurtheiler eines philosophischen Systems entweder Beystimmung oder Widerlegung zu erwarten, gehet aber dabey von der Voraussetzung aus, dass ein System entweder absolut wahr oder absolut falsch seyn müsse, einer Voraussetzung, die Rec. so lange nicht gelten lässt, bis er sich überredet haben wird, dass in eines Menschen Kopfe das System der Wahrheit sich von aller Subjectivität ungetrübt gestalten könne. — Was vorerst die Weltansicht betrifft, die Hr. *H.* ausgesprochen hat: so gehört sie weder der neuern Zeit, noch insbesondere ihm eigenthümlich an. Schon *Parmenides* hat das Wesentliche derselben in den Worten: Χρὴ τὸ λέγειν τὸ νοεῖν τὸ ὂν ἔμμεναι, die *Simplicius* also erklärt: Τὸ πάντων ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν εἶναι λόγον τὸν τοῦ ὄντος ὁ Παρμενίδης φησὶν ἐν τούτοις" sehr bestimmt ausgesagt. Rec. selbst muss sie für die der reinen Vernunft erklären.

Was die Methode des Vfs. betrifft, so gebührt ihm die Anerkennung, dass er, alles Symbolisiren und Schematisiren verschmähend, sich an den Begriff selbst gehalten hat. Übrigens ist das *Wesentliche* derselben so neu nicht, als es scheinen möchte. Man hat vor ihm geschlossen, seine Sätze in Thesis, Antithesis und Synthesis geordnet, construirt, ein neuer Philosoph hat sogar sittliche Verhältnisse mit dem *Hebel!!* dargestellt, ist also doch immer von der Triplicität des Begriffes ausgegangen. Man hat so Wahres und Falsches dargestellt, und dasselbe kann nach der Methode des Vfs. geschehen. Was übrigens von der ganzen Objectivität dieser Methode, was von Behauptungen, wie die: Jedes Ding ist ein Urtheil, in dem sich ein Allgemeines besondert, zu halten ist, gedenkt Rec. bey anderer Gelegenheit, um nicht den Vorwurf, dass er in einzelnen unbegründeten Sätzen polemisire, auf sich zu laden, ausführlich zu zeigen. Offenbar ist es doch Selbsttäuschung, Abstractionen des subjectiven Denkens in der Natur, die überhaupt nur von Einzelwesen weiss, finden zu wollen. Was die etymologische Begründung seiner Behauptung betrifft: so mag die Widerlegung einstweilen hier ihren Platz finden. S. 85 sagt der Vf.: „Die *etymologische* Bedeutung des *Urtheils* in unserer Sprache ist tiefer, und drückt die Einheit des Begriffs als das Erste, und dessen Unterscheidung als die *ursprüngliche* Theilung aus, was das Urtheil in Wahrheit ist." Welche etymologische Kunst! Jeder, der die deutsche Sprache studiert hat, weiss, dass in vielen Wörtern, wie *Urtheil*, *Urlaub* (von erlauben) u. a., das *ur* statt *er* stehet; wer es aber, wie der Vf., nicht weiss, kann sich durch Nachlesen in den älteren Schriftdenkmälern unserer Sprache, z. B. bey *Docen* (*Miscell.* I. 9, wo *irteilet* und bald darauf *verteilet* steht) davon überzeugen. *Urtheil* ist also ungefähr soviel als *Erlass*, *Bescheid*, und bezeichnet seiner Urbedeutung nach den Ausspruch, der vom Richter *ertheilt* wird, hernach bezeichnet es auch einen ähnlichen Act des subjectiven Denkens. — Über-

haupt iſt bey dem Vf. die Lehre vom Urtheil in der mangelhaften Geſtalt geblieben, die ſie von *Kant* empfangen, und doch — was ſoll man dazu ſagen? — bewegt ſich die Methode ganz bequem hindurch. S. 89 wird das disjunctive Urtheil mit dem diviſiven verwechſelt; denn wenn es heiſst: es ſey dasjenige Urtheil, welches daſſelbe Allgemeine zu ſeinen beiden Seiten habe, das eine Mal als ſolches, das andere Mal als die Totalität ſeiner ſich ausſchlieſsenden Beſonderung, oder allgemein gewordenen Einzelheit: ſo iſt offenbar das diviſive Urtheil gemeint, deſſen Copula *theils — theils*, während die des disjunctiven *entweder — oder*, iſt. Hierin irrte auch *Kant*. So iſt z. B. das Urtheil: *die Raubvögel ſind entweder Falken, oder Geyer, oder Eulen, oder Würger*, offenbar widerſinnig, da die Raubvögel (das Allgemeine) theils *Falken*, theils *Geyer* u. ſ. w. ſind; während hingegen *ein Raubvogel* oder *Raubvögel* (das Einzele oder Beſondere) *entweder ein Falke* (Falken) *oder ein Geyer* (Geyer) u. ſ. w. iſt oder ſind. — Höchſt merkwürdig iſt ferner die Art, wie des Vfs. Dialektik ſich an den ſogenanten Denkgeſetzen zerarbeitet, um dieſelben in Fluſs zu bringen. Um hier in der Kürze eine Probe zu geben, heben wir das heraus, was gleich vorn S. 52 über den Satz der Identität geſagt wird. Dieſer Satz iſt nach Rec. Überzeugung, wie auch ſchon das Gleichheitszeichen ausweiſt, bloſs mathematiſcher Natur, und wie alle mathematiſchen Grundſätze ohne Inhalt, und dem Denker ſchlechthin unbeweglich. Wenn man überhaupt die Natur mathematiſcher Sätze genauer unterſuchte, ſo würde man finden, daſs ſie ihre Gewiſsheit eben ihrer Starrheit, dem Umſtande verdanken, daſs ſie keinen Inhalt haben, an dem das Denken ſie ergreifen kann. Alſo auch der Satz A = A, jede Gröſse iſt ſich ſelbſt gleich. Es wird ſich bey dieſem Satze keinesweges, wie Hr. *H.* meint, auf die Erfahrung eines jeden Bewuſstſeyns berufen; ſondern er wird nur darum mit ſo groſser Zuverſicht ausgeſprochen, weil man gewiſs iſt, daſs er ſich wegen ſeiner Armuth und Leerheit von dem Denken nicht antaſten läſst. Hr. *H.* ſagt nun, es ſey die eigene Gedankenloſigkeit der Abſtraction, daſs ſie Sätze neben einander ſtelle, die ſich geradezu widerſprechen, wie dieſs der Fall ſey mit dem Satze der Identität und dem, daſs es nicht zwey Dinge giebt, die einander völlig gleich ſeyen. Man darf indeſſen nur das ſonderbare Spiel, das er, die Univerſalität mit der Totalität verwechſelnd, mit dem Worte „*Alles*" treibt, näher ins Auge faſſen, um ſich zu überzeugen, daſs er, wie weiland der fahrende Ritter gegen die Windmühlen, gegen eigene Erdichtungen kämpft. Der Satz S. 56: „A ſoll entweder + A oder − A ſeyn; damit iſt ſchon das Dritte, das A ausgeſprochen, welches weder + noch − iſt, und das ebenſo wohl auch als + A und als − A geſetzt iſt," iſt vollends ohne Sinn. Wahrſcheinlich hat ſich indeſſen der Setzer, vielleicht auf den Standpunct des abſoluten Denkens verirrt, in den Schriftzeichen vergriffen.

Was dem Vf. beſonders zum Vorwurfe gereichen muſs, iſt der Miſsbrauch und die gänzliche Vernachläſſigung der Sprache, in welcher er ſchreibt. Die Sprache iſt in neueren Zeiten von Philoſophen vielfältig miſshandelt worden, aber über unſeren Vf. hat es in der That noch Keiner gebracht; daher denn auch die Dunkelheit ſeiner Schriften, über welche Manche klagen. Unbedenklich trägt er die Ausdrücke des ſubjectiven Denkens auf das Objective über, und wiederum iſt er hier in der Wahl der Ausdrücke gar nicht verlegen. So verſteht es gewiſs Jeder, der nur ſein Griechiſch gelernt hat, wenn man ihm ſagt, Anaxagoras habe den νοῦς zum Princip der Welt gemacht; wer aber könnte noch den Sinn finden, wenn man, mit dem Vf. verdeutſchend, ſagen wollte, der *Gedanke*, alſo ein Act des ſubjectiven Denkens, ſey das Princip der Welt! Daſs der Vf. ſich mehrmals annimmt, als müſſe es ſo ſeyn, kümmert wenigſtens Rec., der auch zu wiſſen meint, wie es ſeyn muſs, ſehr wenig. Sage man auch nicht, daſs der Vf. über der Bewältigung des Stoffes die Form vernachläſſigt habe; wir verlangen von dem Philoſophen, der unſer Vertrauen gewinnen will, Genauigkeit in der Beſtimmung ſeiner Gedanken bis zu den leiſeſten Färbungen deſſelben.

Wir kommen nun noch in wenigen Worten auf das Lehrbuch ſelbſt zurück. Daſſelbe giebt eine Überſicht der geſammten Philoſophie, namentlich zuerſt der Logik, als der allgemeinen Wiſſenſchaft, dann der Philoſophie der Natur und des Geiſtes. Erſchöpfende Darſtellung der Lehren iſt hier natürlich nicht zu ſuchen, doch wird auch der geübtere Denker reichhaltigen Stoff zu weiterem Nachdenken finden. Tiefgedachtes, Gründliches, Wahres wird man neben Oberflächlichem, Einſeitigem und Falſchem entdecken; namentlich rechnet Rec. zu dem Letzten Alles, was der Vf. über *Krankheit*, und *über den ſubjectiven Geiſt* ſagt. Sätze, wie: „Arzneymittel müſſen überhaupt (!) als etwas *Unverdauliches* betrachtet werden," und andere ſind eigentlich zu den Gemeinſprüchen zu rechnen, die manchmal paſſen, und manchmal nicht. Das Buch ſelbſt iſt durch viele Druckfehler entſtellt.

Was zuletzt noch die Bedeutung der Strebungen des Vfs. für Wiſſenſchaft überhaupt betrifft: ſo bedauert Rec. aufrichtig, daſs ſie ſo wenigen Einfluſs gewinnen, und der Natur der Sache nach nur gewinnen können. Schon durch ſeine Sprache hat ſich Hr. *H.* zu ſehr particulariſirt, als daſs ſeine Anſichten Eingang in das Leben finden könnten. *Kant* und *Schelling* wählten ihre Kunſtwörter aus todten Sprachen, wobey ſie viel weniger zu befürchten hatten, als Hr. *H.*, der, die Wörter der lebenden Sprache von dem Etymon losreiſsend, ſie in einer Bedeutung nimmt, wie auſser ihm Niemand. Nicht beſſer ergeht es bey ihm ausländiſchen Wörtern. Wie würde ſich Ariſtoteles wundern, wenn er, von den Todten erſtehend, vernähme, was bey dem Vf. *Logik*, *Dialektik* u. a. Wörter bezeichnen! Zum Theil gewiſs darum konnte ſich eine Zeitſchrift, die *Hegel*'ſche Philoſophie ins Leben einführen ſollte, nur ein halbes Jahr erhalten. Und doch that es vielleicht nie mehr Noth, daſs Philoſophie gehegt und gepflegt werde, daſs ein urkräftiger Denker, wie der Vf. ſonder allen Zweifel iſt, die energiſchen Köpfe der Nation um ſich vereinige, als in unſeren Tagen, wo das Nebeln und Schwebeln in Leben und Wiſſenſchaft überhand nimmt, wo der Unſinn ſich wie Tiefſinn gebehrdet; wo jeſuitiſche Schreyer ſich nicht entblöden, der Menſchheit ins Angeſicht die Vernunft zu läſtern, die doch das Band iſt, das ſie an die Gottheit bindet.

E. r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 2.

ÖKONOMIE.

ROSTOCK, b. Stiller: *Neue Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft.* Herausgegeben von *Franz Christian Lorenz Karsten,* grossherzogl. Prof. der Ökonomie zu Rostock u. s. w. *Fünften Jahrganges erste u. zweyte Hälfte.* 1818. Mit zwey Vorreden, jede XVI u. Jahrg. 788 S. *Sechsten Jahrganges erste u. zweyte Hälfte.* 1819. VIII u. XIV Vorr. u. 802 S. 8. (6 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1819. No. 97 ff.]

Das Lob, welches den vorhergehenden Jahrgängen dieser Zeitschrift von einem anderen Recensenten schon beygelegt worden ist, verdient diese Fortsetzung, da sich dieselbe ein hohes Ziel gesetzt hat, in noch höherem Grade. Ungemein erfreulich war es Rec., als er schon in der Vorrede zu dieser Schrift vernahm, dass die Mecklenburgische Landwirthschafts - Gesellschaft ihren Wirkungskreis erweitert, und sich in einen *patriotischen Verein* verwandelt habe, welcher das Wohl des Vaterlandes zum Hauptzwecke hat. Er dachte sogleich an die *Fellenberg*'sche Idee, zu welcher *Fellenberg* durch seine vortreffliche Anstalt sich zuerst den Weg bahnte, und zugleich bewies, dass Menschenwohl und Menschenbildung die Basis der gesammten Landwirthschaft sey, und dass man ohne dieselben zur höheren Landwirthschaft nicht gelangen könne. Eben dasselbe haben auch die Mecklenburgischen Landwirthe aus eigener Erfahrung erkannt. Nachdem von den Landständen auf ihrem letzten Landtage der Beschluss abgefasst worden, dass die Leibeigenschaft unter ihnen abgeschafft werden sollte, hat der Verein es sich zur Pflicht gemacht, damit durch diese grosse Veränderung die allgemeine Wohlfahrt und das Glück dieser Menschen nicht gestört werde, für zweckmässigen Unterricht der Jugend und Armenpflege zu sorgen. Denn Jeder befürchtet, dass bey der überaus grossen Rohheit dieser Menschenclasse mit ihnen wenig anzufangen seyn dürfte, wenn ihnen im Anfange nicht Einhalt gethan, und eine bessere Richtung zum allgemeinen Besten gegeben würde.

Es ist nicht zu leugnen, dass Gesellschaften, die ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen haben, mit vereinten Kräften das allgemeine Beste befördern können, und daher von grossem Nutzen sind. Nur neuerlich hat man angefangen, den Nutzen der ökonomischen Gesellschaften zu bezweifeln, vielleicht bey manchen nicht mit Unrecht. Möchten diejenigen, welche in diesen Verdacht gerathen sind, an der Mecklenburgischen Landwirthschafts - Gesellschaft ein Beyspiel nehmen, und das Ziel von einer Zeit zur anderen, je nachdem es die Nothdurft oder das Wohl ihres Vaterlandes erheischt, höher stecken lernen, dann würde gewiss auch bey ihnen neues Leben und neue Thätigkeit unter den Mitgliedern erwachen. Weil aber die Mitglieder einer Gesellschaft in ihrer Thätigkeit bald nachzulassen anfangen, wenn sie nicht öfters angeregt und ermuntert werden: so muss der Secretär derselben durch seine Thätigkeit alle Glieder in Bewegung erhalten. Ein solcher ist Hr. *Karsten,* erster Secretär des Mecklenburgischen patriotischen Vereins, welcher in allen Zweigen der Landwirthschaft die Thätigkeit der Mitglieder zu erwecken und zu erhalten versteht.

Die Hauptgegenstände der Abhandlungen in dieser Zeitschrift sind: 1) Die Aufhebung der Leibeigenschaft, wo man sich gegenseitig über die neuen Verhältnisse berathet, und welche Einrichtungen wegen der Landwirthschaft zu treffen nöthig seyn möchten. 2) Die allgemeine Verbesserung des sämmtlichen Schulwesens, wo die Mitglieder zu Vorschlägen aufgefodert werden; besonders wünscht man sie sehnlich von der Art, dass auch Industrieschulen damit am besten in Verbindung zu bringen seyn möchten. 3) Das Mergeln, welches in Mecklenburg an der Tagesordnung ist, dominirt vorzüglich über alle Gegenstände. Diese Lehre ist vorzüglich durch die Hnn. *Gerke* und *Nolte* von Neuem aufgeregt worden, indem sie sich über die Wirkung des Mergels nach ihren verschiedenen Meinungen nicht vereinigen können. Rec. hat zwar die Abhandlung des Hn. Dr. *Gerke* nicht gelesen, da sie in dem ersten Jahrgange enthalten seyn soll; soviel er aber aus den verschiedenen Abhandlungen, die sich auf dieselbe beziehen, ersieht, hat Hr. Dr. *G.* die alte, von der Reiztheorie hergenommene Meinung gänzlich verworfen, so, dass man nicht mehr zu fürchten Ursache hat, der Mergel mache reiche Väter, aber arme Kinder. Den Grund für seine Meinung leitet er wohl von dem Ursprunge des Mergels ab. Nun ist die Aufmerksamkeit Aller, die ein Interesse dabey finden, auf diesen Punct gerichtet, und man wünscht, zu erfahren, welche von beiden Parteyen wohl siegen werde, da von beiden Seiten noch *pro* und *contra* gestritten wird.

4) Dass der Ackerbau in Aufnahme gebracht seyn muss, kann man schon aus dem [illegible] [illegible] Gebrauche des Mergels schliessen. Die Felder liegen in Mecklenburg nicht mehr in 9, 10, 11 und 12 Schlägen; die gewöhnliche Eintheilung besteht in der Zahl 7, doch macht man auch 5, 6 und 8 Schläge: aber von Wechselwirthschaft hört man noch nicht viel. Vermuthlich werden sie bis jetzt noch durch ihre Holländereyen davon abgehalten. Bey den Ackerwerkzeugen ist es aber Rec. vorgekommen, als wenn sie den Unterschied des Pfluges und des Hakens und den richtigen Gebrauch noch zu wenig verständen, und als ob beide Instrumente sowohl vom Stellmacher, als vom Schmide, ganz ungeschickt verfertigt würden. Freylich, wenn der Landwirth den Pflug und den Haken nicht selbst in die Hand nimmt, und denselben richtig stellen, oder ihm eine bessere Einrichtung geben lernt, sondern Alles der ungeschickten Faust roher Knechte überlassen muss: dann darf man sich nicht wundern, wenn das arme Vieh stundenlang halb zu Tode gemartert wird, ohne dass darum die Arbeit sehr gefördert würde. 5) Über Viehzucht hätte Rec. mehr erwartet. Von der Pferdezucht erfährt man nichts; von den Holländereyen hört man nur, dass die Pächter derselben das Rindvieh oft so verhungern lassen, dass es im Frühjahr bey den Schwänzen aufgehoben werden müsste. Man hofft aber, dass die sich immer mehr verbreitende spanische Schaafzucht, über welche man so manche Frage aufgeworfen hat, in wiefern sie wohl der zeitherigen Landwirthschaft Schaden bringen möchte, eine wohlthätige Veränderung und Veredlung der Rindviehzucht nach sich ziehen werde. Den Grund hievon leitet man also ab: indem die veredelte Schaafzucht sich auf Kosten der Holländereyen ausbreitete, müssten die Pachtungen von den Holländern, wenn sich die Kopfzahl so sehr verminderte, endlich ganz aufgegeben werden; die Eigenthümer aber würden, wenn sie sich ihres Rindviehes selbst annehmen sollten, bey dergleichen unedlem und verdorbenem Viehe, im Verhältnisse zu ihrer Schäfereynutzung, ihre Rechnung nicht finden. Sie würden folglich, soviel ihnen davon in ihrer Wirthschaft unentbehrlich wäre, mit veredeltem und gut genährtem Viehe vertauschen. 6) Auch über Strassenverbesserung sammelt man fleissig solche Abhandlungen, welche gute Vorschläge enthalten. Da im Mecklenburgischen die Strassen so grundlos sind, dass die Fuhrleute öfters liegen bleiben müssen, das Fuhrwerk zerbrochen wird u. s. w.: so denke man sich, wie schlimm der dortige Landwirth mit seinen rohen Knechten daran ist, wenn er dieselben mit seinem Viehe auf solche Strassen schicken muss, um die Früchte in die Städte zu verfahren. Darum sieht sich der Verein genöthigt, die Mitglieder aufzufodern, Vorschläge über Strassenverbesserung einzuschicken. — Wir führen nun einige der vorzüglichsten Abhandlungen aus den beiden Jahrgängen an, können uns aber nur auf diejenigen einlassen, welche die Volksbildung und das Schulwesen betreffen, weil diess neue und wichtigere Gegenstände in dieser Zeitschrift sind.

Fünfter Jahrgang, erste Hälfte. Den Anfang machen die Statuten des patriotischen Vereins. Für beide Herzogthümer sind [illegible] Districte festgesetzt; jede Districtversammlung hat ihre besondere Stadt, wo sie gehalten wird, und alle sind dem Hauptdirectorium untergeordnet. Die Überschrift zu der Abhandlung S. 53: *Warum haben wir noch keinen Wollhandel?* — ist dem Inhalte nicht angemessen. Denn der Vf. spricht von dem hohen Ertrage der veredelten Schaafzucht, und zeigt, wie sie auch für Mecklenburg von grossem Nutzen werden könnte. Die Mittel dazu wären: eine Stammschäferey für das Land, und die Errichtung eines Wollmarkts, welche der Staat in Wirksamkeit bringen sollte. Der Vf. des Beytrages zur Verbesserung der Wege für Mecklenburg S. 83 zeigt nicht nur seine hiezu erfoderlichen Kenntnisse, sondern seine Vorschläge beweisen auch, dass er patriotisch das allgemeine Beste seines Vaterlandes zur Absicht hat. Aber die Abhandlung: *Über die Verbesserung und Verschlechterung des Ackers durch Mergel*, S. 129, genügte uns nicht, weil der Vf. seinem Gegner, dem Hn. Dr. *Gerke*, wohl theoretische, aber keine praktischen Beweise vorgelegt hat. Was helfen alle auf Chemie gestützten Theorieen, wenn sie nicht durch Facta bewiesen sind? S. 209. Beschreibung eines Steinhebers und einer verbesserten Mergelkarre, mit sauberen Kupfern. S. 271 tadelt der Vf., dass der Haken gerade in solchen Gegenden, wo er nöthig ist, nicht gekannt wird, und kämpft gegen die Vorurtheile. S. 324. Eine Menge Klagen über Ruchlosigkeit der Knechte, welche nach der Zustimmung des Redacteurs nicht übertrieben, sondern leider mehr, als zu sehr gegründet zu seyn scheinen. Den Grund des Sittenverderbens sucht man in der Leibeigenschaft und dem schlechten Schulunterrichte. Bis zu vorgeschlagenen heilsamen Mitteln hat man aber noch nicht vorschreiten können, indem man nur den Wunsch äussert, dass man mit diesen Klagen nur einige Aufmerksamkeit erregen möchte.

Zweyte Hälfte. S. 402 stösst der Leser auf eine gelehrte kritische Abhandlung vom Hn. D. *Nolte*, welche sich auf eine im 4ten Jahrgange, 2te Hälfte, 1817, S. 609 f. enthaltene, den Mergel betreffende, Abhandlung des Hn. D. *Gerke* bezieht. Rec. kann nicht unterlassen, davon eine Stelle auszuheben, um zu zeigen, mit welcher Hochachtung der Vf. seinem Gegner begegnet: „Zu der Zahl der vorzüglichsten Männer Mecklenburgs, die als denkende Landwirthe allgemein geschätzt und geachtet sind, und mit so vieler Liberalität das Ihrige zur Vervollkommnung der Ackerbaukunde beytragen, gehört denn auch mit allem Rechte der geschätzte, in und ausser Mecklenburg als denkender rationeller Landwirth in hohem Rufe stehende Verfasser der im Obigen bemerkten Abhandlung über den Mergel, worin derselbe eine Theorie aufstellt, die, obwohl ingeniös entworfen, doch schwerlich gegen alle Einwürfe stark genug gedeckt seyn wird, um, wie Hn. Prof. *Karsten* in der Vorrede zu jenem Stücke der Annalen sagt, den *Schlussstein* zu diesem Gebäude der durch Hn. *Uffhausen* zu[illegible] für Mecklenburg [illegible] über die nützliche Anwendung des Mergels hinzuzufügen, dass [illegible], [illegible]

gen alle Widersprüche gesichert, der Ewigkeit trotzen können. Ein grosses und gewichtiges Wort, welches jedoch den Wunsch gebiert, es möge fortan so fest und unerschütterlich als Dogma dastehen, als jener Grund- und Schluss-Stein des Hn. D. *Gerke* in den bisher schwankenden Gebäude der gesammten Landwirthschaftskunde." S. 516 enthält ein Beyspiel von einer durch den Vf. verbesserten Dorfschule. Der Bericht über die Dorfschule zu Dutzow wird durch das Vorwort des Hn. Redacteurs als ein höchst beachtungswürdiger Gegenstand vorgestellt. Er stellt dem Vereine die grossen Schwierigkeiten vor, mit welchen er in den Kampf tritt, und bemerkt, dass ohne Beharrlichkeit schon manchmal die dazu verwendeten Kräfte umsonst angewendet worden wären, wenn der Sieg sich auf spätere Zeit verzögerte, als man sich voraus gedacht hatte. Rec. fand bey dieser neuen Einrichtung, dass Knaben und Mädchen unter einander sassen, welches man in zahlreicheren Schulen ungern zulässt. Zu den früheren Abhandlungen über den Mergel bringt Hr. D. *Nolte* S. 571 noch einen Nachtrag, in welchem er der Theorie des Hn. D. *Gerke* entgegen aus der Schrift des berühmten Geologen *Steffens* zu beweisen sucht, dass der Mergel seiner Natur nach nicht animalischen Ursprunges sey, sondern von den Trümmern eines ungeheueren Kreidegebirges herrühre, welches sich, im wahrscheinlichen früheren Zusammenhange mit den englischen Kreidebirgen, über ganz Seeland, Norwegen, Schweden, Lappland und Finnland erstreckte, und wovon noch hin und wieder, zumal auf Seeland und der Insel Moen, sowie im gegenüber liegenden Schweden, die Überreste hervortreten. Nach S. 597 wurde dem Hn. Prof. *Seger* von der Gadebuscher Districtsversammlung die Frage aufgeworfen: Wie sind unsere Dorfschulen zu verbessern? Die darüber geschriebene Abhandlung ist meisterhaft, und besteht aus 3 Hauptabtheilungen. Die erste handelt von den Landschulen, wie sie jetzt sind; die zweyte von der hohen Nothwendigkeit ihrer Verbesserung; und die dritte von der Art und Weise ihrer Verbesserung. Bey Schilderung der Dorfschulen wird mancher Leser meinen, dass es wohl kaum zu Luthers Zeiten schlechter ausgesehen haben könnte. Aber die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung ist auch den hohen Ständen recht dringend ans Herz gelegt worden. Die dritte Hauptabtheilung begreift 7 Glieder unter sich. Die Landschulen werden nämlich berücksichtigt: 1) nach ihrer äusseren, und 2) nach ihrer inneren Einrichtung. Es werden aber dieselben in *niedere* und *Hoch-Schulen* eingetheilt. Hochschulen nennt der Vf. die Schulen des Kirch- und Pfarr-Orts, welche zuletzt auch die Kinder aus den eingepfarrten Orten des Kirchspiels, wenn sie zum heil. Abendmahle gehen sollen, besuchen müssen. Jeder Ort müsse seine eigene Schule haben; wo diese fehlt, da stellen sich wegen der schlechten Wege oft gewaltige Hindernisse in den Weg. Der Vf. hat dabey auch die grosse Dürftigkeit und das Elend der armen Kinder mit berücksichtigt. Von der inneren Einrichtung geht er 3) zu dem Lehrer über, welcher, besonders für die Hochschule, aus dem Seminar seyn soll. 4) Von der Art, wie die Schulstunden zu halten, und die Lehrgegenstände zweckdienlich zu vertheilen sind. Hier sagt der Vf.: „Während der ganzen Schulzeit sind sie (die Kinder) nicht vom Hause der Eltern zu entfernen; und der Obrigkeit (hört! hört!) heilige Pflicht ist es, dafür zu sorgen, dass die Eltern in solchen äusserlichen Verhältnissen stehen, dass sie im Stande sind, ihre Kinder theils zu ernähren, theils sie zur Schule schicken zu können." Von Eintheilung der Schulstunden nach Classen oder Classenabtheilung ist nichts erwähnt. 5) Von den Hülfsmitteln beym Unterrichte in Landschulen. Wenn der Vf. die ehrwürdige Bibel nicht in den Dorfschulen durch gedankenloses Lesen oder Herstottern missbrauchen lassen will: so hätte Rec. dagegen nichts einzuwenden; wenn er aber des Missbrauches wegen dieses Buch, welches Luther nicht zu entweihen glaubte, wenn er es den gemeinen Leuten zu lesen in die Hände gäbe, die doch auch nicht besser lesen gelernt hatten, und welches doch bey dem Religionsunterrichte als die Quelle alles Religionswahrheiten zum Grunde gelegt werden muss, ganz aus den Schulen verweisen will: so kann ihm Rec. unmöglich beystimmen. Und soll denn das bessere Lesenlernen, und das Lesen mit Verknüpfung richtiger Begriffe, nicht mit in den neuen Plan der Schulenverbesserung aufgenommen werden? 6) Lohn und Strafe. Die mit grosser Humanität entworfenen Regeln sind zwar sehr gut und zweckmässig für die Verhältnisse des Vfs. beym Privatunterrichte der Kinder, und bestimmen den Schullehrer zu einem gerechten Verfahren bey Belohnungen und Bestrafungen; besonders beschränken sie ihn dahin, dass er keinen Stock zum Strafmittel gebrauchen soll, womit zuweilen in der Hitze zu hart gestraft werden könnte: aber für Dorfschulen, und besonders für Kinder roher Eltern, sind die meisten im Ganzen genommen unzureichend. 7) Vom Schulrathe. Derselbe besteht aus mehreren Personen, und bildet dasjenige Collegium, welches sich mit allen Schulangelegenheiten zu beschäftigen hat. Der Kirchenpatron hat unter ihnen den Vorsitz. Alle Schullehrer sollen gleiche Besoldung haben, die ihnen aus der Landescasse gereicht werden soll. Aber was sollte dann diejenigen zum Eifer anspornen, die in ihren Kenntnissen gegen Andere noch zurück sind?

Sechster Jahrgang, erste Hälfte. S. 1: *Über die Einrichtung der Landschulen, mit einem Vorwort des Redacteurs.* In dieser Abhandlung will der Vf. erst ein reines Bild von dem ganzen Schulwesen entwerfen, danach, meint er, würde sich das Mangelhafte der Landschulen hervorheben und verbessern lassen. Das erste Erfoderniss sey: I. Der Lehrer muss im Stande seyn, zu lehren, und also schon die Bildung haben, die er hervorbringen soll. Hiezu wird 1) ein Schulmeister-Seminarium erfodert, wo der vierte Theil von den Seminaristen kostfrey seyn soll, die übrigen drey Theile müssten eigenes Vermögen besitzen, und alle sollen drey Jahre im Seminar bleiben. Nach dieser Zeit sollen auch die Lehrgegenstände in drey Cursus vertheilt seyn. Der Lehrer muss 2) die nöthigen Mittel zu einem anständigen Leben erhalten, und der Nahrungssorgen mög-

sicht überhoben seyn. — Hiezu gehört a) eine Schulwohnung. Die Erhaltung der inneren Theile des Hauses dem Schullehrer aufzubürden, hält Rec. für unbillig. b) Besoldung. c) Sicherung des Schullehrers wegen der Versorgung der Seinigen nach seinem Tode. d) Unterstützung des Schullehrers von Seiten der Eltern, des Predigers und der Obrigkeit. II. Die Gegenstände des Unterrichts selbst. — Das Lesen, Schreiben, Auswendiglernen, Rechnen und geometrische Anschauungslehre, biblische Geschichte, Religion und Moral, Singen, vaterländische Geschichte; nebenbey Geographie und Weltgeschichte. Naturgeschichte und Naturlehre, meint der Vf., möchte zu weit führen, und überflüssig (?) seyn. Rec. hätte gemeint, dass Naturgeschichte von den Hausthieren und Naturlehre zur Unterdrückung des Aberglaubens gerade nothwendiger sind, als andere Wissenschaften, welche mehr für Bürger- als für Dorf-Schulen nöthig seyn möchten; und die deutsche Sprachlehre, die zur Bildung des Verstandes so ungemein viel beyträgt, — wie nothwendig ist sie nicht in Schulen! Der letzte wichtigere Punct betrifft III. die Mittel, die Landschulen mit dem angegebenen Lehrer und den Unterrichtsgegenständen immer in gutem Fortgange zu erhalten, damit der letzte Zweck erreicht werde. 1) Der Unterricht muss fortwährend seyn. 2) Belohnungen und Strafen sind weise und zweckmässig. 3) Öffentliche Prüfungen. Dass der Schullehrer dabey öffentlich zu tadeln sey, hält Rec. nicht für erlaubt. Von seinen Fehlern kann nur öffentlich zu sprechen erlaubt seyn, wenn er seines Amtes entsetzt werden soll. 4) Aufsicht über den Schullehrer und das ganze Schulwesen. a) Der Prediger der Gemeinen hat die erste Aufsicht über die Schulen des Kirchspiels. b) Der Schulrath, eine nöthige Behörde, um die Schulen auf dem vorgezeichneten Wege zu erhalten. Beiden hat der Vf. Anweisung zu heilsamer Wirkung gegeben. Aber warum soll der Schullehrer S. 35 wöchentlich mit einer Tabelle belästiget werden? Braucht er seine Zeit nicht nothwendiger zur Vorbereitung und zur Erholung? c) Schulinspectoren sollen vom Landesherrn aus Religionslehrern oder Staatsdienern commissorisch ernannt werden. — 5) Der Geldfonds. Dieser zerfällt 1) in einen Centralschulfonds, aus welchem alle Besoldungen der Schullehrer fliessen, und 2) in einen Schulfonds, welcher vom Schulrathe verwaltet wird. Beyträge geben die Mitglieder der Gemeine, und er wird auf Tische, Bänke, Tafeln, Belohnungen, Bücher u. s. w. verwendet. — In einer anderen Abhandlung S. 58 wird die Frage aufgeworfen: *Darf die veredelte Schafzucht die Aufmerksamkeit auf die Cultur unseres Bodens verdrängen? — Und wie können wir letzteren zum höheren Ertrage bringen?* Der Vf. führt seine Gründe an, und meint, dass man der veredelten Schafzucht die Cultur des Bodens nicht aufopfern soll; er lehrt, wie durch Fruchtwechselwirthschaft der Ertrag erhöhet werden könnte. Ganz recht meint er S. 60, dass eine einzige schlechte Bestellung ein nicht zu verbessernder Schade für mehrere nacheinander folgende Saaten sey. Die Folgen sind: Verquecken und Misswachs. Der Vf. von der Abhandlung S. 69 vergleicht den Mecklenburgischen Haken mit dem Pfluge und schreibt, dass man den Pflug daselbst gar nicht kenne, sondern Alles mit dem Haken arbeite, daher die Ackerarbeit, wenn sie gut gemacht werden sollte, ungemeine Kraftanstrengung koste. Er liess daher Versuche mit dem Pfluge machen, welchen er sich von einem Nutzholzarbeiter, welcher aus einer Gegend gebürtig war, wo mit Pflügen gearbeitet wird, bauen liess. Derselbe musste auch dem Schmid das Modell der Eisen in Holz ausarbeiten. Aber die Ackersleute, welche noch keinen Pflug gesehen haben mochten, auch, wie der Vf. selbst, nicht verstanden, wie der Pflug zu stellen sey, konnten nichts damit anfangen, bis sie einige Tage lang sich und das Vieh tüchtig abgemartert hatten, wo sie dann, da der Vf. darauf bestand, sich in die Stellung und Führung finden lernten. Wenn aber der Vf. nunmehr, da seine Leute und sein Vieh völlig eingerichtet sind, dem Pflug den Haken vorziehen will: so besitzt er wohl weder von dem Pfluge, noch von dem Haken, richtige Kenntnisse, da beide wechselseitig gebraucht nur eine vollkommene Ackerarbeit geben. Ein anderer Vf. S. 292 sagt von dem Vorigen das Gegentheil, dass Haken und Pflug in Mecklenburg angewandt werden sollen; daselbst gebe es dreyerley Haken. Wer hat nun Recht?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFT. *Berlin*, in Commission b. Oehmigke: *Winke für deutsche Prediger und solche, die es werden wollen, grösstentheils von Kanzelrednern anderer Nationen;* nebst *Pascal's* Gedanken über Religion. Zum Besten der *Wadzeckschen* Anstalt für zwölf Unmündige, deren Mütter Wartung, Pflege und Beköstigung nicht selbst übernehmen können, und der damit verbundenen Armenschule. 1820. 57 S. 8. (brochirt 6 gr.)

Was diese Schrift giebt, sagt der Titel, und der Herausgeber bescheidet sich, dass ihm bey derselben ausser dem Sammeln, Ordnen und Übersetzen ein nur sehr geringes Verdienst zukomme. Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass manches Gute und Beherzigungswerthe darin enthalten ist, obwohl durchaus nichts, was deutschen Predigern nicht schon bekannt seyn sollte. — Um des wohlthätigen Zwecks willen, der dadurch befördert werden soll, wünschen wir ihr viele Käufer.

—†m†—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 2.

ÖKONOMIE.

Rostock, b. Stiller: *Neue Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft.* Herausgegeben von *Franz Christian Lorenz Karsten* u. s. w. *Fünfter und Sechster Jahrgang.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyte Hälfte. Mit einer sehr aufmunternden Vorrede. Bey Annäherung der Zeit, wo die Leibeigenschaft ihr Ende erreicht, hält man es für seine grösste Pflicht, die wichtigen Folgen zu erwägen, welche aus dieser Veränderung hervorgehen werden. Der Vf. hat die Beyspiele anderer Länder vor Augen, und ermisst nach denselben die gegenseitigen Verhältnisse nach Beschaffenheit der örtlichen Verfassungen und dem Nationalsinne dieser Menschenclasse, und bestrebt sich aufs eifrigste, Alles in der ersten Einrichtung so fest und weise zu begründen, dass für künftige Zeiten das allgemeine Wohl daraus entspringen kann. Rec. hat treffende Wahrheiten gefunden. Möchte dieses Bestreben so gelingen, dass nicht, wie in anderen Ländern, diese Menschenclasse bey der erlangten Freyheit der Armuth Preis gegeben werde, welches weit drückender ist, als die Leibeigenschaft. Die Ansichten des Vfs. über die künftigen Verhältnisse der Tagelöhner auf dem Lande zur Gutsherrschaft sind der Freyheit angemessener, als die Abhandlung gleiches Inhalts, welche dieser unmittelbar vorausging, und zu viel Eigennutz blicken liess. Der Vf. von der Abhandlung S. 438 hat viele Erfahrungen über den Mergel, und pflichtet dem D. *Gerke* bey, verwirft die Reiztheorie, und hegt die Meinung, man könnte mit dem Mergel nichts verderben, noch den Acker ausmergeln. S. 511. Ansichten vom Mergel von Hn. *Rixen* zu Knoop. Dieser lässt den Mergel durch Anschlämmung im Wasser entstehen, womit sich auch animalische und vegetabilische Theile vermischen sollen. Demnach bestünde der Mergel aus Kalk und Humus; folglich lässt Hr. *Rixen* den Kalk im Mergel reizen, und den Humus nähren. S. 613 wird von einem anderen Vf. die Bemerkung gemacht, dass man das Knaulgras als einen Ersatz des rothen Klees zu betrachten habe, weil es gut nachwachse. Ingleichen, dass die Fortpflanzung des Fioringrases ohne Mühe geschehe, wenn man dasselbe zu Hechsel schneide, und im October im feuchten Herbst über die Kornsaat ausstreue. S. 632 wird von einem Anderen der Mecklenburgische Haken (welcher von den S. 292 angegebenen drey Haken ist nun dieser?) wegen seiner Universalität gerühmt, dass er den Vorrang vor dem Pfluge habe. Der Vf. von S. 600 verbesserte eine sumpfige Wiese, welche zum Grunde Torferde hatte. Er besäete das verbesserte Land mit Buchweizen und weissem Klee. Im dritten Sommer, wo der Klee von edleren Weidegräsern etwas verdrängt wurde, will er in den Niederungen bemerkt haben, dass daselbst das Fioringras, und auf den höheren Stellen Thimotheegras in Menge gewachsen sey, ohne irgend etwas davon gesäet zu haben. Ein Beweis, sagt der Vf., von der rastlosen Thätigkeit der Natur und ihrem stets regsamen Schaffungstriebe, die alle diese edleren Graspflanzen ohne menschliches Zuthun von selbst entstehen lässt, wenn nur die Umstände dem Wachsthum und dem Gedeihen derselben zusagen. Das Gutachten des Teterower Districts enthält S. 727 Vorsichtsmassregeln, welche die freygelassenen Unterthanen beynahe eben wieder auf die Leibeigenschaft beschränken. Dagegen ist S. 737 eine humane Abhandlung über das Verhältniss der Tagelöhner zu ihrer Gutsherrschaft. Möchten alle Herrschaften mit ihren Unterthanen so menschlich und weise verfahren!

Ks.

Leipzig u. Berlin, in der Maurerschen Buchhandl.: *Archiv der deutschen Landwirthschaft.* Herausgegeben von *Friedrich Pohl*, ordentlichem Professor der Ökonomie und Technologie zu Leipzig (vormals Ökonomie-Inspector) u. s. w. Ein und Zwanzigster Band. July bis December 1821. 664 S.

Leipzig, in der Hinrichsschen Buchhandl.: *Archiv der deutschen Landwirthschaft.* Herausgegeben von *Friedrich Pohl*, ordentl. Prof. der Ökonomie und Technologie zu Leipzig (vormals Ökonomie-Inspector) u. s. w. Zwey und Zwanzigster Band. Januar bis Juny 1822. 632 S. 8. (Der Jahrg. 4 Rthlr. 12 gr.)

Was dieser Zeitschrift im Allgemeinen zum Lobe gereicht, darüber haben wir uns schon in einer Recension in No. 188 dieser A. L. Z. vorigen Jahres erklärt. Was aber den zwey und zwanzigsten Band betrifft: so

hat sie durch denselben sowohl äusserlich an typographischer Schönheit, als innerlich durch gehaltreiche Abhandlungen und deren Mannichfaltigkeit, gewonnen. Als eine neue Rubrik kommt der Holzbau oder die wilde Baumzucht hinzu, was man von Seiten vieler Leser gewünscht hatte. Herausgeber und Verleger haben sich bestrebt, Alles zu thun, was eine gefällige Aufnahme befördern kann. Auch verdient noch bemerkt zu werden, dass die Wissenschaft der *Agronomie*, welche bisher nur an der Hand der Chemie geleitet wurde, in diesem Bande eine neue Richtung zu nehmen scheint, welche sowohl den Landwirth, als den Forstmann, interessiren muss. Wir fahren fort, auch in diesen beiden Bänden nur die merkwürdigsten Abhandlungen anzuführen.

Ein und zwanzigster Band. August. No. I führt Hr. *Brandenburg* gerechte Beschwerde über die in öffentlichen Anzeigen von Kauf, Tausch, Pachtung der Rittergüter, Kapitalgesuchen u. s. w., so oft vorkommende Klausel: „Alle Unterhändler werden verbeten" —. Die Unterhändler werden hier, wegen des Unterschiedes ihrer dazu erfoderlichen Kenntnisse in zwey Classen getheit. Den einen Theil nennt der Herausg. in der Anm. S. 114 einen Tross. Hr. *B.* aber hält es S. 116 für ungerecht, den anderen Theil um dieser willen öffentlich zu compromittiren und verdächtig zu machen. No. III. Den Cichorienkaffee soll eine *Dame*, die Gemahlin des Braunschweigischen Majors *v. Heine*, eine geborne Gräfin *v. Rantrov*, erfunden haben. Die Cichorie wird jetzt zum Anbau in Sachsen von Hn. *Berg* empfohlen. No. IV hat der Herausg. die Düngung durch Überschlämmung beschrieben, und empfiehlt, Schlammfänge anzulegen. *September.* No. I. Geschichte des *Gugenmus*, seine Verdienste um den Krapp- und Kleebau und um die Viehzucht. No. II. Ein Beytrag zur Geschichte der Bienenwirthschaft, von Hn. *Berg*. Nach S. 226 sind ehedem von dem Ertrage der Bienen Kirchen erbaut worden. — Liegt nun der so reiche Ertrag in jenen Zeitumständen oder in zweckmässigerer Behandlung? Wer kann diess beantworten! No. III. Die Rindviehzucht auf ihrem gegenwärtigen Standpuncte, vom *Herausg.* (im Verhältniss gegen die Pferde- und Schaf-Zucht). No. X. Von den Kühen, als Zugthieren, von Dems. Rec. stimmt dem Vf. darin vollkommen bey, dass unter gewissen Bedingungen der Vorzug der Ochsen vor den Kühen wegfalle. Wie nützlich dürfte es seyn, wenn Dorfgemeinden bisweilen einen solchen Aufsatz zu lesen bekämen! *October.* No. I. *Eyrichs* Verdienste um die Bienenzucht. Er war Stifter der fränkischen Gesellschaft. No. III. Beweise der Nachtheile des Behütens der Wiesen im Frühlinge. Von einem fremden, in Leipzig verweilenden, Landwirthe. Rec. hält nach seiner Einsicht diese Abhandlung für ein wahres Meisterstück, sowohl in Hinsicht des ungekünstelten Vortrags, als auch der Materialien, welche der Vf. sehr gut zusammengestellt, und ganz erschöpft hat. Da hier Nutzen und Schaden in das hellste Licht gestellt sind: so sollte man denken, dass in Sachsen von nun an unmöglich noch eine so schädliche, dem ganzen Lande so sehr nachtheilige, Einrichtung geduldet werden könnte. Ein eben so gemeinnütziger Aufsatz ist auch der No. VI, wegen Herstellung guter Wirthschaftswege. Es ist sehr passend, was der Herausg. in einer Anmerkung von einem anderen Schriftsteller angeführt hat, dass nämlich die Wege eines Dorfes eine nicht zu leugnende physiognomische Ähnlichkeit mit den Dorfgerichten und Ämtern des Bezirks hätten; und wo schlechte Dorfwege wären, da fehlte es sicher an Reinlichkeitssinn, Ordnungsliebe, Einsicht oder Thätigkeit. Rec. wünscht recht sehr, dass dieser Aufsatz bey versammelten Dorfgemeinden vorgelesen, und immer wiederholt werden möchte. *November.* No. I. *Bogsh* hat sich Verdienste um den Gartenbau und die Bienenzucht erworben. Es war sehr schicklich, dass No. II die Geschichte des Getreidehandels dem Aufsatze unter No. III voraus ging, welcher eine Vergleichung der Theuerungsjahre 1771 und 1772 mit den 1816 und 1817 enthält; wobey aber Rec. bemerkt, dass in jenen Jahren Fleisch und Reis sehr wohlfeil waren, was aber in den letzten Jahren der Theuerung nicht der Fall war. *December.* No. I. Von *J. F. Stahls* Verdiensten. Er wird unter die merkwürdigsten Cameralisten des vorigen Jahrhunderts gerechnet. No. II. Beytrag zur geschichtlichen Kenntniss des Düngers. Der Vf. eifert dagegen, dass dem alten Düngerprincip, welches der Meinung nach aus Salpeter und Öl bestehe, noch sehr achtungswerthe Landwirthe und selbst Gelehrte anhängen, und macht dagegen bekannt, dass der im Wasser auflösliche Extractivstoff es sey, welcher die Nahrung der Pflanzen ausmache. Rec. wünscht, der Vf. hätte die Nachtheile und Vortheile in der praktischen Landwirthschaft gezeigt, damit der Leser eingesehen hätte, dass wegen der dadurch nothwendig gewordenen Einrichtung wirklich ein Unterschied entstehe. Rec. hat schon viele solcher Düngerprincipe in der theoretischen Landwirthschaft erlebt; aber in den praktischen Einrichtungen keine Veränderung oder Verbesserung, die sich darauf bezogen hätte, bemerken können. Also dürfte wohl Jeder ohne Schaden bey seiner Meinung bleiben, da der Mist, so lange ihn noch Niemand extrahiren gelernt hat, wodurch die beschwerlichen Düngerfuhren erspart werden könnten, unter allen das kräftigste Düngerprincip bleiben wird. No. V. Die mit grosser Aufmerksamkeit gesammelten Bemerkungen über den Tabaksbau von Hn. *Mühlner* in Stötteritz sind gewiss für jeden Liebhaber des Tabaksbaues höchst interessant. Ebenso ist in No. VI. dessen geschichtlicher Nachtrag über den Verkehr mit Gänsen in Sachsen sehr unterhaltend. Möchte der Vf. mehrere Aufsätze für diese Zeitschrift liefern.

Zwey und zwanzigster Band. Januar. No. I. Des Oberforst- und Jägermeisters *von Zanthier* Geschichte und Verdienste. No. II. Ein lehrreicher Beytrag zur Bodenkenntniss, vom *Herausg.* In demselben zeigt er die Vortheile, welche die praktische Landwirthschaft aus der Bodenkenntniss gewonnen hat, seitdem sie zu einer eigenen Wissenschaft erhoben ist. Dann zeigt er

2) seinen Mitarbeitern, wo für sie ein neues Feld zu weiteren Erfahrungen in dieser Wissenschaft noch übrig sey. Er wünscht, dass man seine Aufmerksamkeit auf die Bildung der Ackerkrume, und namentlich auf ihre Entstehungsart, richten solle; ob sie aus verwitterten Fossilien an Ort und Stelle entstanden, oder ob die Stoffe von fern her durch Wasser angeschwemmt worden, dabey soll man das Alter der Krume nicht übersehen. Eben diese Richtung haben auch die Mecklenburger bey ihren Untersuchungen mit dem Mergel angenommen, und unfehlbar wird die Agronomie noch viel Licht dadurch gewinnen. No. III. Eine vortreffliche Anleitung zur Verfertigung fester Tennen, von Hn. *Berg*. No. IV. Eine schöne Abhandlung von Hn. *Opitz*, über den Wechsel der Fruchtpreise in ökonomisch-statistischer Hinsicht, und in besonderer Beziehung auf Sachsen. Hiezu wählte er folgende Eintheilung: 1) Welches sind die Ursachen vom Fallen und Steigen der Fruchtpreise? 2) Welches waren die Folgen in der Vergangenheit, und 3) was dürften uns diese Betrachtungen für die Zukunft fürchten und wünschen lassen? *Februar*. No. I. Biographie des Hn. *v. Lange*, königl. dän. Hofjägermeister. Er wird hier der Vater der regelmäsigen Forstwissenschaft genannt. No. IV. Ein kleiner, aber interessanter, Aufsatz über den Blattausfresser, von Hn. Prof. *Hempel*. No. XIII. Der *Herausg.* beweist hier, wo er über die Veränderung der Ackerkrume schreibt, die Veränderlichkeit der Grunderden, welche er von verwitterten Felsenmassen ableitet, auf folgende Art: „Wenn Felsenmassen verwittern, so finden wir darin auch den nächsten Grund zur Annahme, dass die einzelnen Theile derselben, welche die Grunderde der Krume ausmachen, selbst der Verwitterung unterworfen seyn müssen." Das ist richtig! *März*. No. I. *Sam. Teschedik*, Prediger in Ungern, erwarb sich seinen ausgebreiteten Ruhm durch Anlegung zweyer merkwürdiger Institute, einer Industrieschule und einer ökonomischen Lehranstalt. No. IV. Über das Torfwesen im sächsischen Erzgebirge schreibt der Hr. Oberförster *Thiersch* zu Eibenstock, dass daselbst grosse Torflager vorhanden wären, von welchen aber zur Zeit, ungeachtet der Spuren von manchen hiezu getroffenen früheren Anstalten, noch kein Gebrauch gemacht worden sey, da dieselben immer wieder hätten eingehen müssen. Hiezu hat der *Herausg.* eine Übersicht der Geschichte und Literatur des Torfwesens S. 229 beygefügt, die für diesen Theil der Wissenschaft manchem Leser sehr willkommen seyn wird. No. VIII. Ein neuer Grabenzieher, dargestellt nebst einer Kupfertafel von Hn. *Kümmell*. No. IX empfiehlt Hr. M. *Engel* zum Nutzen den stärkeren Anbau des Stachelbeerstrauchs, wegen des angenehmen weinartigen Getränkes, welches man aus seinen Beeren bereiten kann. Der *Herausg.* bekräftigt diess nicht nur in einer Beylage, sondern ermuntert auch, auf den Anbau dieses nützlichen Strauches bedacht zu seyn, durch ein Beyspiel eines Gärtners, welcher jährlich über 200 Thaler von etwa 30 Ruthen Land einnimmt.

April. No. I. Der Prof. *Hirschfeld* in Kiel hat das Verdienst, die Gartenkunst zuerst geordnet, und in wissenschaftliche Form gebracht zu haben. Er wird Schöpfer der wissenschaftlichen Gartenkunst in Deutschland genannt. No. II folgt eine Anleitung zur Knochendüngung, vom *Herausg.* Er spricht sehr nachdrücklich von der Wirkung, wenn dieselben, zu Mehl zermalmt, auf das Land gestreut würden, und behauptet, dass in grossen Städten eine solche Düngerfabrication mit grossem Nutzen angelegt, und das Material aufs Land verkauft werden könnte. No. III. Die Abschätzung der Feldraine in der Cupsaaler Flur, von Hn. *Blücher*, ist ein musterhafter, lehrreicher Beytrag. Hier hat abermals eine durch die Hutungsgerechtigkeit verblendete Gemeinde einen Streit über eine Sache erheben, welche am Werthe 19 gr. 8 pf. betrug. Sollte daher ein solcher Aufsatz nicht wohlthätig wirken, wenn er bey Gemeindeversammlungen vorgelesen und erklärt würde? No. IV kommt ein Aufsatz vor mit folgender merkwürdigen Überschrift: „Höchst wichtiger unmassgeblicher Vorschlag." Dieser besteht darin, dass in Sachsen eine Gesellschaft sich vereinigen möchte, deren ausschliesslicher Zweck die *ökonomisch-mineralogische Untersuchung des Vaterlandes* wäre. Denn der Vf. hofft, dass dadurch grosse Schätze, wenn auch nur von Kalk, Gyps, Mergel und Steinkohlen, zum allgemeinen Besten entdeckt, und zu Tage gefördert werden könnten. Der *Herausg.*, von dieser Idee ergriffen, hat hiezu No. V eine Beylage gegeben, und treibt den Leser an, diesem Vereine, zu welchem er selbst als Mitglied sich schon bekennt, beyzutreten. Zum Beweis, wie erheblich diese Sache sey, wird ausser vielen Beyspielen die Oppelsdorfer Schwefelkohle angeführt, welche dem Besitzer des Schwefelkohlenbergwerks bereits jährlich auf 2300 Rthlr. reinen Gewinn einbringen soll. No. VII. Diese Abhandlung, über die Zerstörung der Gebirge, Bildung der Bodenarten und der aufgeschwemmten Lagen, ist sehr unterhaltend und lehrreich. *May*. No. I. *Wolf Helmhard von Hohbergs* Verdienste um die Landwirthschaft. No. III. Einfluss der Wälder auf das Klima einer Gegend und die Production der landwirthschaftlichen Pflanzen, Thiere und Menschen. Vom Prof. *Friedr. Pohl*. Gewährt eine angenehme Lectüre. No. IV. Beytrag und Ansicht zur Bodenkenntniss. Ein Sendschreiben an den Herausg. Von Hn. Ökonomiecommissär *Schilling*. Ein lehrreicher Beytrag, welcher die neue agronomische Ansicht befördert. Hiezu No. V, eine Beylage desselben Inhalts. *Juny*. No. I. *Pfannenschmidts* Verdienste um die Krappfärberey und den Anbau des Krapps. No. III. Zur Kenntniss der Gebirgsmassen. Diese Abhandlung enthält eine Eintheilung der Gebirge und eine Beschreibung des Inhalts derselben. No. IV. Über die Eigenthümlichkeiten der Gebirgswirthschaften. Dient zur Unterhaltung. No. VIII. Einige Bemerkungen über Bildung junger Forstmänner und Forsteinrichtungen. Veranlasst durch eine unlängst im Buchhandel erschienene Schrift, „die Reformation der Forst-

wissenschaft und die kanonischen Lehren derselben" betitelt. No. IX macht Hr. Prof. *Pohl* bekannt, dass die Gerber und Färber sich an ihn gewendet hätten, er solle die Landwirthe zum Anbau der *Tormentill* in Menge veranlassen, um ihnen einen Gerbestoff zu liefern, den sie in sehr grosser Menge gebrauchen. Da der Anbau der Tormentill — sagt Hr. *P.* — zur Zeit noch nicht bekannt ist: so lässt sich wohl auch keine Berechnung aufstellen, um das Vortheilhafte des Anbaues selbst zu beweisen. Er bemerkt ferner, dass es zum Anbaue an Saamen und Pflanzen mangeln, und man vergeblich in den Sämereyhandlungen danach fragen würde, und sagt: „Mein Rath wäre, dass ein Ökonom, welcher in einer Gegend wohnt, wo die Lohgerberey getrieben wird, und die Eichenrinde nicht mehr für einen geringen Preis zu haben ist, den Anbau der Pflanze im Kleinen auf seine Hand anfinge" u. s. w. Dieser Versuch eignete sich freylich, wie der Vf. auch schon geäussert hat, mehr für den Gärtner, als den Landwirth.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, in der Waltherschen Hofbuchhandlung: *Predigt zur Jubelfeyer des Regierungsantrittes* Sr. Majestät, des Königs von Sachsen, am 18 Sonntage nach dem Dreyeinigkeitsfeste 1818 zu Dresden gehalten von dem Oberhofprediger Dr. *Christoph Friedrich Ammon*. 45 S. 8. (3 gr.)

Von dieser Predigt gilt Alles, was über die Predigtsammlung des Vfs. in unserer A. L. Z. 1821. No. 115 u. 116 bemerkt ward. Der Eingang ist an sich nicht tadelnswürdig, spricht sich vielmehr über den Gegenstand des Festes würdig und zweckmäsig aus; aber er führt nicht zum Thema, sondern dreht und zwingt es herbey. Dieses Thema: *„Wie wichtig es sey, das treue Bild eines religiösen Fürsten mit stiller Ehrfurcht zu betrachten,"* entnimmt er dem Texte, Sprüch. Sal. 20, 18: „Fromm und wahrhaftig seyn behütet den König, und sein Thron besteht durch Frömmigkeit," da es gar in ihm nicht liegt, auf eine nur gezwungene Weise; im Texte liegt der Hauptsatz: „Dass Frömmigkeit und Wahrhaftigkeit Könige behüte und Throne sichere." Wie trefflich und anwendbar sowohl auf den ehrwürdigen sächsischen König, als auch auf sein wackeres Volk, liess sich diess erörtern! — Dem Vf. gefiel es aber, jenes andere aufzustellen, und er bringt, wie gewöhnlich, eine Menge Worte in demselben zusammen, nach welchem er hätte zeigen sollen: welches das Bild eines religiösen Fürsten; ferner, dass es *treu* sey; was es heisse: es mit stiller Ehrfurcht betrachten; und warum uns diess wichtig seyn müsse. Doch er zerlegt es nur in zwey Theile, so dass er in dem ersten das treue Bild in seinen Hauptzügen zu entwerfen, in dem zweyten aber zu zeigen verspricht, wie wichtig es gerade heute für uns sey, bey ihm mit stiller Ehrfurcht zu verweilen. Das Bild eines religiösen Fürsten, das er zeichnet, ist indessen nichts weniger, als treu; die vier Hauptzüge desselben sind: „dass er in seinem Berufe Alles mit Religion leitet, aber nicht beherrscht — (was viel zu kurz und unbefriedigend erörtert ist); die Freyheit des Rechts schützt; überall ein treuer Pfleger der öffentlichen Wohlfahrt ist, und das ihm anvertraute Volk besonders durch das Beyspiel seiner Tugenden zu veredeln strebt." Wer sieht aber nicht, dass man besonders die drey letzten Stücke auch, wie selbst die Erfahrung gelehrt hat, von einem Fürsten rühmen kann, von dem man doch nicht eben Religiosität rühmen darf? — Mithin ist *nicht* das Bild eines *religiösen* Fürsten entworfen. — In den zweyten Theil schiebt der Vf. Etwas, das er im Thema selbst nicht aussprach, nämlich, warum es *gerade heute* wichtig sey u. s. w., und „das Betrachten mit stiller Ehrfurcht" selbst bleibt unerörtert. Man höre, warum diess gerade *heute* so wichtig sey; nämlich: 1) weil wir mit voller Sicherheit wissen, wo wir es finden (statt: weil heute der Regent, von dem diess Bild genommen ist, das Jubelfest seiner Regierung feyert); 2) weil diese Betrachtung zugleich die würdigsten Gefühle der Dankbarkeit in unserer Brust erweckt (aber kann man es nicht darum auch an anderen Tagen betrachten?); 3) auch die Empfindungen der treuesten Liebe (was mit dem vorigen Puncte besser hätte verbunden werden können); 4) weil sie unseren frommen Wünschen einen sicheren Weg zum frohen Ziele bahnt, welcher dunkel ausgesprochene Gedanke kein anderer ist, als der: weil sich diese Betrachtung am besten mit unseren heute darzubringenden Wünschen verbinden lässt. — Übrigens ehrt Rec. den mit Recht gepriesenen König sehr hoch, und er würde noch mehr, als der Vf., von ihm gerühmt, aber doch Manches nicht auf der Kanzel gesagt haben, was bloss für die Cabinetter, oder auch nur für die Geschichte, gehört. Ein Prediger kommt immer ins Gedränge, wenn er seinen religiösen Vorträgen eigentliche *politica* einmischt.

Dresden, in der Walther'schen Hofbuchhandlung: *Predigt zur Jubelfeyer der Vermählung Sr. Majestät des Königs von Sachsen*, am zweyten Sonnt. n. d. F. der Ersch. Christi, 1819 zu Dresden gehalten von dem Oberhofpr. Dr. *C. F. Ammon*. 52 S. 8. (3 gr.)

Der Vf. nimmt in einem kurzen Vorberichte besonders die Nachsicht seiner Leser in Anspruch, weil er diese Predigt als ein Genesender unter schmerzlichen Gefühlen des Körpers niedergeschrieben habe. Und da man diess wirklich beym Lesen derselben wohl bemerkt: so will Rec., ohne etwas weiter darüber zu bemerken, nur die Hauptsätze derselben angeben. Sie ist über das gewöhnliche Evangelium des 2 Epiph. Sonntags gehalten, das sich allerdings trefflich dazu eignete. Ihr Hauptsatz ist *die Theilnahme an der Jubelfeyer der Vermählung des Königs* selbst, und diese wird als eine Theilnahme der Rührung, der Achtung, der Hochschätzung, der Aufmersamkeit auf den Wechsel unserer (?) Schicksale, der Dankbarkeit und der frohen Hoffnung und Zuversicht dargestellt. — Die Predigt hat übrigens manche wohlgelungene Stelle, und besonders hat Rec. gefallen, *was* und *wie* über den Wechsel der Schicksale, welchen die erhabene Königsfamilie erfahren hat, gesprochen wird.

F. Q.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

TECHNOLOGIE.

1) Berlin, b. den Gebr. Gädicke: *Abbildung und Beschreibung zweyer neuer sehr zweckmäfsiger Branntweinbrenngeräthe*, von *Johann Friedrich Dorn*. 1819. 16 S. gr. 8. mit 2 Kupfertafeln. (12 gr.)

2) Berlin, b. Amelang: *Chemische Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrication*, oder praktisch-theoretische Anleitung zur rationellen Kenntnifs und Fabrication der einfachen und doppelten Branntweine, der Creme's, der Öle, der Elixire, der Ratafia's und der übrigen feinen Liqueure. Von *Sigism. Friedr. Hermbstädt*. 1819. XVI u. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

3) Frankfurt a. d. O., in der Hoffmann'schen Buchhandlung: *Neuester Destillirapparat für Branntweinbrenner*. Nach *Henry Trittons* patentirter Erfindung frey bearbeitet. Mit einer Kupfertafel. 1819. 52 S. 8. (8 gr.)

4) Berlin, in der Sander'schen Buchhandlung: *Abhandlung technischen Inhalts*. Von *Johann Christian Hoffmann*. Erste Abtheilung. 1) *Neue Ansichten in der Bierbrauerey*. 2) *Neue Ansichten in der Branntweinbrennerey*. 3) *Beschreibung einer horizontalen Windmühle*.

Auch unter dem Titel: *Neue Ansichten in der Bierbrauerey und Branntweinbrennerey*. Von *Johann Christian Hoffmann*. Mit 4 Kupfertafeln. 1819. XIV u. 164 S. gr. 8. (18 gr.)

5) Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Das Ganze der Destillirkunst*, oder der auf zwanzigjährigen strengen praktischen Grundsätzen beruhende wohlerfahrene Parfumeur und Destillateur, worin nach einer leichtfafslichen, auf feststehenden Vermenge- und Berechnungs-Regeln gegründeten Methode gelehrt wird, die beliebtesten spirituösen Wasser, sowie die dazu erfoderlichen Öle, Extracte, Essenzen und dergleichen vorzubereiten und ächt herzustellen; desgleichen die französischen, Breslauer, Danziger, Berliner, Stettiner, Warschauer Liqueure; feine doppelte Branntweine, englische Wasser, Arak, Rum, Cognak und Franzbranntwein zu verfertigen; nebst einem Anhange über die Verfertigung verschiedener Essenzen, Elixire, Tincturen, Balsame, Fruchtsäfte; das Einmachen der Früchte; die Bereitung warmer und kalter Getränke und des Scherbets. Für Parfumeurs, Destillateurs, Branntweinbrenner und Schenker, sowie überhaupt für Alle, welche sich damit beschäftigen wollen. Als lange bewahrte Geheimnisse aufrichtig dargestellt von *Carl Wilh. Schmidt*. 1818. XXXV u. 472 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

6) Helmstädt, in der Fleckeisenschen Buchhandl.: *Der Getränkefertiger, oder Anweisung, alle nur möglichen wohlschmeckenden und stärkenden Getränke zu bereiten*. Ein Anhang zu jedem Kochbuche. 1819. 94 S. 8. (8 gr.)

Es giebt kaum eine Kunst, über welche mehr geschrieben worden wäre, als über die Kunst, zu destilliren und geistige Getränke zu bereiten. Selbst gelehrte Männer haben sie zum Gegenstande ihrer Beschäftigung gemacht, dieselbe ganz wissenschaftlich behandelt, und in der That Resultate hervorgebracht, welche überraschend sind, so dafs man glauben sollte, sie sey keiner Erweiterung und höheren Vollendung mehr fähig. Zeit, Brennmaterial, Arbeitslohn und Kosten, sind ungemein abgekürzt. Die Brennapparate haben zum Theil eine Einrichtung erhalten, welche mit einem Räderwerke zu vergleichen ist, welches nur aufgezogen zu werden braucht, um für eine gewisse Zeit ununterbrochen wirksam zu seyn; dabey ist zugleich darauf gesehen, dafs auch die nicht zur Wirksamkeit gelangende Wärme benutzt werde; und dennoch erscheinen in jedem Jahre über diesen Gegenstand neue Schriften, dennoch lassen sich Verbesserungen und neue Einrichtungen hinzufügen. Freylich haben Localverhältnisse, die Productionen des Landes und Staatsverfassungen, sofern daraus ergiebige Einkünfte entstehen, hierauf einen grofsen Einflufs, und was in dem einen Lande für vollkommen gehalten werden kann, ist es darum noch nicht immer in dem anderen.

No. 1. In Beziehung auf Vervollkommnung der Brenngeräthe für Branntwein aus Getreide und Kartoffeln gehört Hn. *Dorn's* Schrift zu den vorzüglichsten, indem die hier beschriebene und abgebildete Vor-

richtung nicht nur unmittelbar aus der Maische reinen Branntwein gewährt, und das Luttern unnöthig macht, sondern auch viel Zeit, Brennmaterial und Arbeitslohn erspart wird, bey einiger Sachkenntnifs kein Unglücksfall zu befürchten ist, und der Arbeiter sein Tagewerk, ohne die Blase zu öffnen, ununterbrochen fortsetzen kann. Die erste Idee zur Ausführung dieses Blasengeräthes gab der durch den schwedischen Technologen, Hn. Prof. *Schwarz*, beschriebene sogenannte Schwedische Helm, der jedoch in Rufsland erfunden seyn soll; allein durch die *Dorn*'sche Verbesserung hat derselbe eine ganz andere Gestalt erhalten. Die Einrichtung ist im Wesentlichen folgende: In einem mit Feuerzügen versehenen und Feuermanteln in Verbindung stehenden Ofen ruht die ganz flache Blase, aus welcher sich der erste Helm, der sich in einen doppelten Conus endigt, erhebt. Die aus der Blase aufsteigenden Dämpfe sind genöthigt, mittelst des Conus in einen, ihn umgebenden, Maischenwärmer zu treten, die Maische zu erwärmen, und mit doppeltem Branntweingehalt in den zweyten (Schwedischen) Helm, welcher aus drey über einander liegenden tellerförmigen Gefäfsen besteht, zu steigen. Hier werden die geistigen Dämpfe durch Wasser, welches von der obersten Etage durch die unteren fliesst, zersetzt, indem ihr Wassergehalt zurückfliesst, die spirituösen Theile aber durch einen zweyten Maischenwärmer in das Kühlfass gelangen, und ablaufen. Wenn die Blase mittelst eines Hahnenzugs von der Schlampe befreyt ist: so fliesst, wie bekannt, die Maische aus dem einen Gefäfse in das andere.

Wäre auf jene Einrichtung das Princip angewandt, nach welchem No. 3 construirt ist: so würde man noch viel überraschendere Resultate erhalten. *Smithson Tennant* war der Erste, welcher den Lehrsatz, dafs die Flüssigkeiten unter vermindertem Luftdrucke bey einer sehr niedrigen Temperatur verdunsten, zuerst auf die Destillation praktisch anwendete, und *Henry Trittson* hat diesen Apparat, welcher sich zu London in der Fabrik No. 63, *Whitechapel*, befindet, dieser Schrift zufolge, mit sehr glücklichem Erfolge ausgeführt, und dadurch die Holzconsumtion bedeutend vermindert. Die Blasengeräthschaft besteht aus einem breiten, niedrigen Kessel, welcher mit zwey tonnenförmigen, in Kühlfässern ruhenden, kupfernen Vorlagen communicirt. Der ganze Apparat ist so gebaut, dafs er mittelst einer Pumpe luftleer gemacht werden kann. Mit dem Blasenkessel steht ferner ein Maischenwärmer in Verbindung, welcher ungefähr die Stelle der Sicherheitsröhre einer Retorte, durch welche Flüssigkeiten in dieselbe gelangen, vertritt. Bey dieser Einrichtung ist der Blasenkessel von einem zweyten, mit Wasser angefüllten Behälter umgeben, wodurch es möglich wird, dafs sich die Maische im Maischenwärmer erwärmt. Auch diese Vorrichtung ist sehr sinnreich, und verdient, in Deutschland praktisch geprüft zu werden, um ihre Wirkung und die Stärke des Productes kennen zu lernen. Nur setzt deren Anfertigung sehr geschickte Kupferschmide voraus.

No. 2 ist Allen denen gewidmet, welche sich mit der Kunst der Liqueurfabrication auf wissenschaftlichem Wege beschäftigen, und überhaupt dieselbe gründlich praktisch und theoretisch kennen lernen wollen. Der Name des Vfs. bürgt schon dafür, dafs dieser Zweck nicht verfehlt werde, wenn auch die Vorschriften zur Zusammensetzung der Liqueure nicht immer die Probe der Ächtheit aushalten sollten. Die französischen Liqueure sind nach *Demachy's* und *Dubuisson's Art du destillateur liquoriste;* die in Deutschland gebräuchlichen Sorten meistens aus anderen Schriften entlehnt. Die Reichhaltigkeit des Inhalts gestattet nicht, diesen genauer zu zerlegen.

No. 4 gehört zu den Arbeiten, welche mehr versprechen, als sie wirklich leisten. Der Vf. erscheint zwar als ein Mann, der über Brauerey und Brennerey nachdenkt, und wirklich den Weg der Verbesserung mit Aufmerksamkeit und Umsicht betritt; allein er vollendet nie eine Sache gründlich, und läfst den Leser unbefriedigt. Überhaupt enthält dieses Buch mehr Vorschläge, als praktisch ausgeführte und durch den Gebrauch bewährte Gegenstände. Zuerst geht der Vf. das Ganze der Bierbrauerey durch. Er beginnt sogleich mit unvollendeten Erzählungen der Geschichte, und bemerkt S. 6, dafs die Gerste wahrscheinlich keinen Kleber enthalte, obgleich *Einhof's* Versuche hinlänglich bekannt geworden sind. S. 11 folgen eigene Untersuchungen verschiedener Malzsorten, von denen die erste wenigstens unrichtig summirt ist. — S. 9. *Vom Malzen.* Der Vf. bemerkt zwar sehr richtig, dafs das Getreide weder zu lang, noch zu kurz auswachsen müsse; allein wo die Grenze sey, findet man nicht. S. 14 giebt er eine Theorie, warum gedörrtes Malz dauerhafteres Bier gebe, als Luftmalz; allein weil darüber die beweisenden Versuche fehlen: so erhalten wir auch hierüber keinen hinreichenden Aufschlufs. — S. 17 wird die Temperatur, bey welcher das Malz zur Würze umgewandelt werden muss, auf 30 bis 40° R. festgesetzt, weil bey höherer Temperatur die dem Biere nachtheilige Stärke aufgelöst werden könnte. Die Extraction selbst soll in 12 Fufs hohen und 5 Fufs weiten Bottigen geschehen, weil die gewöhnlichen weiteren Bottige einer gleichförmigen Auflösung nachtheilig seyen. Die Würze läfst der Vf. darauf kochen, und dann erst auf Kühlstöcke bringen. Durch das Kochen glaubt er eine Umwandlung der Stärke in Schleimzucker zu bewirken, und dadurch das Bier haltbarer zu machen. Daher empfiehlt er noch besonders den Gebrauch der Schwefelsäure. Die Kühlschiffe sollen, um alle Gelegenheit zum Sauerwerden zu verhindern, aus Zink oder Kupfer verfertigt seyn. (Sollte diefs der Gesundheit nicht nachtheilig seyn?) — Die Art, wie er die Extraction der Würze bewirkt, macht es seiner Meinung nach möglich, die Brennerey mit der Brauerey zu verbinden, indem nämlich das von dem Schleimzucker befreyte Malz durch heisseres Wasser auch von der Stärke befreyt, und das Stärkewasser (also eine Flüssigkeit, die geradezu in Essig übergeht) zum Einmaischen des Branntweinschrots benutzt

werden könne. Der letzte Abschnitt über die Bestandtheile des Bieres ist unbedeutend. II. *Neue Ansichten in der Brauerey.* Über die Dampferhitzung, womit der Vf. beginnt, finden wir hier dieselben Berechnungen, welche andere Schriften geliefert haben, zu folge welcher bey der Dampfdestillation keine Holzersparniss Statt findet. Es wird zugleich gezeigt, dass letztere nur scheinbar sey, und von der besseren Construction der neueren Destillirgeräthe herrühre. Nur bey der Destillation der Weine, und der zusammengesetzteren Dampfdestillation, d. i., wenn mit dem Dampfkessel mehrere communicirende Gefäfse in Verbindung treten, so dass der Dampf von einem Gefäfse in das andere tritt, sey Holzersparung möglich. Hierauf gründet sich nun die Construction verschiedener hier beschriebener Destillirgeräthe, von denen wenigstens diejenigen, welche ganz aus Holz verfertiget werden sollen, und aus einem Blasenkessel, vier anderen cylindrischen Gefäfsen, dem Kühlfasse u. s. w. zusammengesetzt sind, nicht nur wegen des Materials, sondern auch wegen des ungeheuren Raums, den dieselben einnehmen dürften, schon verwerflich, die übrigen aber der *Dornschen* Einrichtung ohne Zweifel nachstehen, und praktisch noch gar nicht geprüft sind. — S. 118—20 untersucht derselbe *Hermbstädt's* Destillirapparat und den Maischerwärmer, und macht Vorschläge zur Verbesserung derselben. S. 128. Von der Dimension der Blase und deren Form. Die ganz flachen Blasenkessel werden hier verworfen. Wenn im Allgemeinen Hr. *H.* auch darin recht hat, so werden sich die Brenner wegen des Blasenzinses doch besser bey ganz flachen Blasen befinden, weil der Satz immer anwendbar bleibt, dass die Verdunstung im geraden Verhältnisse steht mit der Oberfläche der Flüssigkeit. Den Blasenhelm giebt der Vf. offenbar zu klein an. S. 156 folgt die Beschreibung eines neuen Destillirapparates für Getreidemaische mit Vorwärmer und Dephlegmirapparat. Er besteht aus einem kupfernen Vorwärmer, einem Blasenkessel, drey oder mehreren Dephlegmirgefäfsen und dem Kühlfasse, und ist eigentlich als eine Vervollkommnung der älteren Geräthe mit Kugeln zu betrachten. Er ist zu sehr zusammengesetzt, und nimmt zu viel Raum ein, als dass man sich davon grofsen Nutzen versprechen könnte. Demungeachtet wünschen wir sehr, dass der Vf. vergleichende Prüfungen damit anstellen möge, um das Wahre durch die Erfahrung zu finden. Ob aber je der Vorschlag des Vfs., aus Bier Branntwein zu brennen, um auch die einfache Dampferwärmung auszuüben, ausführbar sey, möchten wir bezweifeln; denn welchen Raum, welche Gefäfse und welche Arbeit, würde dieses nicht erfodern! — Wenn wir demnach des Vfs. Vorschlägen auch nicht immer beypflichten können: so sollen diese Bemerkungen doch keinesweges von dem Lesen dieser Schrift abschrecken; im Gegentheil wird der Destillirlustige darin viel Gutes und Gelegenheit finden, seine Kunst zu erweitern.

Den Beschluss dieser Schrift macht die Beschreibung und Abbildung einer horizontalen Windmühle, welche schon 1803 durch die Annalen der Gewerbkunde bekannt geworden ist, und die aus dem Grunde, weil sie nie nach dem Winde gestellt zu werden braucht, auf jedem Gebäude anzubringen, einfach und nicht kostspielig ist, in vielen Fällen Vortheil gewähren dürfte, wenn übrigens horizontale Windmühlen auch den viel wirksameren vertikalen Windmühlen nachstehen, wie schon Hr. *Langsdorff* in seiner Grundl. der mechanischen Wissenschaften hinlänglich bewiesen hat.

Auch No. 5 gehört zu den Büchern, deren Titel mehr versprechen, als sie liefern. Zwar ist der durch mancherley Schriften über Destillation bekannte Vf. sehr unterrichtet, und es werden auch von ihm oft sehr gute Bemerkungen, zu welchen leider Unordnungen in den Brennereyen Veranlassung geben, beygebracht; allein eben so oft werden von ihm auch ganz unbedeutende Dinge erwähnt, und Vorschriften gegeben, die er unmöglich geprüft haben kann, auch veraltete Compositionen aus den Schriften der Alchemisten entlehnt. Wenn sich daher der Destillateur und Parfumeur durch sein Büchlein auch bilden können, so wird es ihnen doch gewiss sehr schwer werden, das Gute von dem zu sehr damit vermengten Schlechten zu sondern. Wie kann man z. B. den oft so rohen Brennern und Destillateurs wohl empfehlen, das Wasser durch ätzende Barytauflösung zu reinigen? Ist denn ganz klares Flusswasser zur Destillation der Liqueure nicht vollkommen hinlänglich? Aufserdem hat ja aber auch jeder Destillateur eine Blase, die ihm destillirtes Wasser in Menge gewährt. — S. 113 u. s. w. wird von der Mischung der Pflanzen gehandelt, und da heifst es: „Alle Pflanzen enthalten Wasser-, Kohlen- und Sauer-Stoff, welche bey der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre im Gleichgewicht mit einander sind, d. h. die Pflanzen enthalten weder Öl, noch Wasser, noch kohlensaures Gas.“ Und S. 114. „Es giebt zwey Methoden, die Pflanzen zu zerlegen, durch Feuer und Wasser, und unter diesen beiden Methoden ist die letzte fehlerhaft, da nach *Hombergs* Versuchen Kohl und Schierling ganz gleiche Bestandtheile geben.“ Doch genug hievon. Eben so sind die Vorschriften zur Bereitung der Essenzen, Parfum's, Tincturen u. s. w. zuweilen schlecht. *Eau de Cologne* z. B. soll aus 12 M. Rumspiritus, 4 M. Wasser, 16 Loth Orangenblüthe, 8 Loth Citronenschalen, 1 L. Muskatennüssen, 4 L. Coriander, 1 L. Nelken, 1 L. Zimmet, ½ L. Angelika, ½ L. Rosmarinöl, 5 L. Bergamotöl und 6 L. Citronenöl bereitet werden, welches schwerlich ganz ächtes Cölner Wasser gewährt. — S. 263 wird bemerkt, dass ächter Westindischer Rum oft einen baumölähnlichen Beygeruch habe, und solcher Rum lasse sich durch Vermischung des künstlichen Rums mit Baumöl nachmachen. — S. 436 findet der Leser Korallentinctur aus rothen Korallen und Citronensaft. S. 451 Arquebusaden aus mehr, als 50 bis 60 Kräutern zusammengesetzt u. d. gl. M. Übrigens enthält das Buch auch

viele gute Compositionen zur Darstellung der gebräuchlichen und veralteten Liqueurs, Wasser, Essenzen u. s. w., und wenn demselben ein Register hinzugefügt wäre, so würde manchem Leser damit noch mehr gedient seyn.

No. 6 wird den Liebhabern süsser und erfrischender Getränke willkommen seyn, indem darin deutliche und leicht nachzuahmende Vorschriften ohne Prunk aufgestellt werden. Das Büchlein enthält 1) Frühgetränke, 2) Abendgetränke, 3) kühlende Getränke, 4) weinartige Getränke. Nur sehr selten stösst der Leser auf schlechte Zubereitungen, z. B. S. 17 Burgunderwein zum Frühstück, welcher auf die Art bereitet werden soll, dass man Burgunderwein mit Zucker und Gewürzen in einer Casserolle so lange siedet, bis er von selbst zu brennen anfängt. In diesem Falle würde der Wirth wohl seinen schönen Wein vergebens opfern, und die Gäste würden in die Verlegenheit gerathen, mit leerem Magen davon zu gehen.

J. A.

PÄDAGOGIK.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Vorlegeblätter zum Tafelrechnen, mit besonderer Berücksichtigung der neuen preussischen Scheidemünze.* Für Lehrer in Land- und Bürger-Schulen. Von *H. F. Fr. Sickel*, Lehrer an der höheren Töchterschule zu Magdeburg. 1822. Quer 8. (16 gr.)

Diese Vorlegeblätter (deren 88 sind; die Erläuterung zu denselben umfasst 60 Seiten) haben vor den bisher erschienenen viel Vorzügliches. 1) Sie berücksichtigen besonders die neue preussische Scheidemünze, da es nothwendig ist, dass der Schüler mit dieser neuen, in Schlesien längst üblichen, Eintheilung des Thalers und den daraus hervorgehenden Zahlenverhältnissen ebenso bekannt werde, wie er es mit der bisher üblichen Scheidemünze war. Es ist überhaupt für den Bürger, besonders für den handeltreibenden, von grosser Wichtigkeit, dass er mit der Beschaffenheit des europäischen Münzwesens, mit den Verhältnissen der verschiedenen Münzsorten zu einander, und mit dem Gehalte des vaterländischen Geldes, recht bekannt werde. Die völlige Unkunde desselben, sogar unter den Gebildeten, hat so viele verkehrte und ungerechte Urtheile über das neue preussische Münzgesetz vom 30 Sept. 1821 veranlasst. Wir würden es deshalb sehr gern gesehen haben, wenn Hr. S. seinen Schülern in der Einleitung eine Anweisung zum richtigen Verständniss des preussischen Münzfusses gegeben hätte, und zwar mit einer so einfachen, evidenten Klarheit, wie es in unserer A. L. Z. Erg. Bl. 1822. No. 33 u. 34 von einem unserer geehrten Mitarbeiter geschehen ist. 2) Sind die Aufgaben sehr zweckmässig gewählt, sehr [illegible], selbst manche gemeinnützige Kenntnisse befördernd. Bey den Waaren ist auf den jetzigen ungefähren Preis Rücksicht genommen — was freylich sehr wandelbar, und selbst nach verschiedenen Gegenden und Provinzen sehr verschieden ist. 3) Alle Aufgaben, mit Ausnahme sehr weniger, welche aus früheren Lehrbüchern entlehnt sind, sind neu gefertigt. Einen Theil der Arbeit, nämlich die Ausarbeitung und Berechnung der Tafeln, welche die Multiplication und Division mit ungleichbenannten Zahlen umfassen, hatte Hr. *Juensch* (Lehrer an der höheren Töchterschule zu Magdeburg) übernommen. Alles Übrige hat der Vf. mehrmals und auf verschiedene Weise berechnet, so dass er für die Richtigkeit der Ergebnisse einstehen zu können glaubt. Diejenigen Exempel, welche Rec. nachgerechnet, waren ganz richtig; auch hat er keine Druckfehler entdeckt, was bey einem Werke dieser Art sehr verdienstlich ist. 4) Besonderer Fleiss ist auf die Bruchrechnungen und auf die, welche sich auf die Lehre von den geometrischen Proportionen gründet, gewandt, und Alles in einer den Verstand bildenden und das Nachdenken weckenden Methode. Die eingestreuten Winke für die Lehrer erfassen das Wesentliche kurz und bestimmt, und werden dadurch wahrhaft lehrreich. 5) Die Grundrechnungsarten in Brüchen sind die beste Vorbereitung auf die Lösung der Aufgaben, bey denen die Lehre von den geometrischen Verhältnissen in Anwendung gebracht werden soll. Diese sind nach ihrer Stufenfolge methodisch geordnet. Die Exempel machen die wichtigsten Regeln dieser Gleichungen sehr anschaulich und einleuchtend, und verhindern das mechanische gedankenlose Rechnen. 6) Überall ist angedeutet, wie die Rechnung vereinfacht, und auf wenige Zahlen zurückgebracht werden könne. Darum sieht man hier Exempel, die sonst wohl 3 bis 4 Seiten einnehmen würden, auf *Einer* Seite zusammen, ohne dass darüber die Verständlichkeit und leichte Übersicht verloren gegangen wäre. 7) Der Mischungsregel ist nur gelegentlich Erwähnung geschehen. Zwar kommen Aufgaben dieser Art auch im gemeinen Leben nicht selten vor; aber die Gründe des Verfahrens können in Bürgerschulen nicht gelehrt werden, indem diese Rechnungsart der Algebra angehört. Doch wird auch hier die Form und Probe eines richtigen Verfahrens angegeben. 8) Die vermischten Aufgaben, mit welchen der Vf. die Tafeln beschliesst, sollen dem Schüler die früher erlernten Regeln und Vortheile beym Rechnen ins Gedächtniss zurückrufen. Sie beziehen sich meistentheils auf naturgeschichtliche Gegenstände, und sind fast sämmtlich mittelst der Regel de Tri zu lösen. — Aus allen diesen Gründen können wir vorliegende Tafeln (die zusammen 2000 Aufgaben enthalten) zum Schulgebrauche bestens empfehlen.

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

THEOLOGIE.

Darmstadt, b. Leske: *Monatsschrift für Predigerwissenschaften.* Herausgegeben von Dr. *Ernst Zimmermann*, grofsherzogl. heff. Hofprediger in Darmftadt. *Ersten* Bandes 5tes u. 6tes St. Nov. Dec. 1821. S. 457 — 688. *Zweyten* Bandes 1 — 6tes St. Jan. — Jun. 1822. VIII u. 716 S. 8. (Jeder Band 2 Rthlr.)

[*Von zwey Recensenten.*]

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 103. 104.]

Ersten Bandes 5tes u. 6tes St. *Über die Ächtheit des Johanneischen Evangeliums.* Einige Bemerkungen gegen Hn. Dr. *Bretschneiders Probabilia de Evang. et Epist. Joannis Apostoli indole et origine.* Von *Ernst Sartorius*, Prof. zu Marburg. Da der Vf. S. 482 felbst bemerkt, dafs fast alle Recenfionen der *Bretschneider*'schen Schrift für den Hauptinhalt derselben ungünstig ausgefallen, auch von Prof. *Zwesten* und Mag. *Stein* die von *Br.* erhobenen Zweifel gegen die Authentie des Evangeliums Johannis ausführlich widerlegt worden wären: so hätte es kaum des Aufwandes von Zeit und Mühe bedurft, der hier gemacht worden ist, dem Kanon ein Buch zu retten, das eigentlich noch nicht in Gefahr schwebte, um einer oder zweyer Stimmen willen seinen übrigens allgemein anerkannten Werth zu verlieren. Gegen die *criteria interna* sollte doch Hr. *S.* nicht soviel Eingenommenheit zu erkennen geben, als S. 459 geschieht: da sie nicht selten den *criteriis externis* noch vorzuziehen sind. Ist es, wie der Vf. sagt, „nicht absolut unmöglich, dass ein Apostel auch eine werthlose Schrift verfasst habe:" so ist es ebenso wohl möglich, dafs manche äufsere Gründe oder Zeugnisse für die Authentie eines neutestamentlichen Buches zu sprechen scheinen, und dafs diese gleichwohl, das Buch von dem Lichte einer gesunden höheren Kritik beleuchtet, sehr zweifelhaft wird, wo nicht gar verschwindet. Was das in Rede stehende Evangelium betrifft: so versichert Rec. aufrichtig, dafs, was Dr. *Br.*, Dr. *Paulus* u. A. gegen die Ächtheit desselben geltend zu machen gesucht haben, in seiner auf Sprache, Ton, Herzlichkeit der Einkleidung und selbst Vieles von dem Inhalte dieser kanonischen Schrift gebauten Überzeugung nichts hat ändern können: womit jedoch nicht in Abrede gestellt seyn soll, dafs der Vf. auch die äufseren Zeugnisse für die Ächtheit des Buches wider die Gegner derselben gründlich und einleuchtend vertheidigt hat. — Des Pfarrers *Matthias dogmatische Aphorismen* werden S. 485 — 519 fortgesetzt, und über *Gesetz*, *Erlösung*, *Wunder*, *Menschwerdung und Geburt*, *Leiden und Tod Christi*, dessen *Auferstehung*, *Himmelfahrt* und *Verdienst*, über *Glaube* und *Liebe*, Vieles gesagt, woraus man des Vfs. Ansichten dieser Gegenstände kennen lernt, wovon sich aber die christliche Dogmatik selbst, als Wissenschaft betrachtet, keinen grofsen Gewinn zu versprechen hat. Als Probe dieser sogenannten *Aphorismen* (die aber zum Theil über Einen Gegenstand auf vielen Seiten sich verbreiten) stehe hier des Vfs. Lehre vom *Verdienste Christi*: „In wiefern nun Christus nicht um seinetwillen, sondern um unsertwillen, und nicht, *weil* er mufste (also *mufste* er doch?), sondern weil er wollte (läfst sich nicht *müssen* und *wollen* auch vereint denken?), also ohne Zwang und wie freywillig, so aus Liebe, das irdische Leben annahm, im irdischen Leben wirkte, litt und starb (im Leben starb?), zum Leben wiederkehrte, und uns zu gut im Himmel ist; in wiefern durch ihn unsere Vernunft zurechtgewiesen wurde, und unsere Freyheit Kraft erhielt; in wiefern uns also durch ihm Etwas geworden ist, was uns ohne ihn nicht allein nicht geworden wäre, sondern uns auch durch keinen Anderen, als durch ihn, hätte werden können: *so besteht hierin* (wie pafst das mit allen den *Inwieferns* zusammen?) das Verdienst Jesu, woran wir Alle unseren Antheil haben." (S. 499.) Auch hiemit sind diese widerlich ausgedehnten sogenannten Aphorismen noch nicht geendigt. — *Das heilige Abendmahl*, *eine zeitgemäfse* (? durch die Zeit veranlafste) *Untersuchung*, von *E. E. Wickenhöfer*, Pf. zu Grofsgerau. Der Vf. erklärt sich in Betreff der Frage: ob der *mysteriöse* oder der *geistig-symbolische* Sinn des h. Abendmahls und der Einsetzungsworte Jesu der *richtige* sey, mit siegenden Gründen für den Letzten. Er nähert sich also in seiner Ansicht der in diesen Blättern bereits mitgetheilten Darstellung des Pr. *Sartorius*, und schliefst sich auch in anderem Betrachte den aufgeklärten Theologen lutherischer Confession an, welche, wie z. B. *Klemm*, *Matth. Pfaff*, Dr. *Gabler*, Dr. *Ammon* u. A. m., rückhaltlos zugeben, dafs die sogenannten Reformirten mit den Lutheranern in den Hauptlehren der christlichen Religion einverstanden sind, und dieselbe Heilsordnung

haben. Hr. *W.* hat sich durch seine kurze, aber körnige und gediegene, Abhandlung den Anspruch auf einen ehrenvollen Platz unter den übrigen Mitarbeitern an dieser Monatsschrift erworben. *Über die Ächtheit der neutestamentlichen Briefe des Apostels Paulus im Allgemeinen.* Eine historisch-kritische Abhandlung von *Joh. Jac. Kromm*, evang. Prediger zu Gelnhaar. Neues hat der Vf. über seinen Gegenstand nicht beygebracht; was aber die besten Theologen älterer und neuerer Zeit für die Authentie der 13 dem Apostel Paulus zugeschriebenen Briefe (indem der 14te, oder der Brief an die Hebräer, bis jetzt noch unaufgelöste Zweifel über die Person seines Vfs. zuläfst) Gründliches erörtert haben, das findet man hier in Kürze, mit Ordnung und auf eine einleuchtende Art zusammengestellt. Mit Recht legt Hr. *Kr.* S. 553 f. auf die *inneren* Gründe für die Ächtheit der Paulinischen Briefe ein hohes Gewicht, da man von diesen vorzüglich bey den Schriften eines Vfs., von dem noch so viele Erzeugnisse seines Geistes vorhanden sind, die also leicht mit einander verglichen werden können, mit grosser Sicherheit Gebrauch machen kann. Dafs man es, wie der Herausg. S. 554 sagt, in der Anwendung der höheren Kritik übertreiben kann, das nimmt doch der ruhigen und besonnenen Anwendung derselben nichts von ihrem Werthe. Bey den erst in neueren Zeiten von *Schleiermacher* erhobenen Zweifeln gegen die Ächtheit des 1 Br. P. an d. Timoth. verweist der Vf. auf *H. Planck*, und tritt dessen Bemerkungen u. s. w., Göttingen, 1808, bey. Hr. *Kr.* verräth in seiner Abhandlung nicht nur viele Belesenheit, sondern zugleich jenen richtigen und gemessenen Tact, der zu kritischen Untersuchungen, vorzüglich über den inneren Werth kanonischer Schriften, so treue und gute Dienste leistet. Möchte er die Monatsschrift mit mehreren ähnlichen Arbeiten beschenken! — Unter den *praktischen Arbeiten* zeichnet Rec. des Pf. *Fr. Bergmanns* in Zwingenberg *Rede bey der Communion eines zum Tode verurtheilten Missethäters* aus, S. 577 — 583. Der Vf. versteht sich trefflich darauf, den Ernst, welcher dem Verkündiger des Evangeliums, zumal bey einer solchen Veranlassung, zukommt, mit der Schonung und dem Troste zu verbinden, auf welchen Jeder, auch der Verbrecher, Anspruch hat. — Als *historische Nachricht* wird u. A. S. 667 f. eine *Verfügung des Kirchen- und Schul-Rathes der Provinz Starkenburg* in Betreff der *Aufhebung der Fornicationsstrafen* und ihres Einflusses auf die *kirchliche* Behandlung dieses Gegenstandes, d. d. Darmstadt, 13 Sept. 1821, mitgetheilt. „Nach dem Geiste jenes Gesetzes fallen alle Strafgelder und sonstige Geldabgaben weg, welche wegen aufsereheliches Beyschlafes an Stiftungen, Kirchenkasten, Geistliche — entrichtet wurden; Entschädigungen können dafür *nicht* verlangt werden, weil die *auf eine bestimmte Geschäftsverrichtung* berechneten zufälligen Einkünfte durch die gesetzliche Nothwendigkeit des Geschäftes selbst bedingt sind, und mithin nach dem Ermessen des Gesetzgebers vermehrt oder vermindert werden können" u. s. w. Gleichwohl soll hiedurch, wie aus dem Folgenden S. 669 f. erhellt, die Wirksamkeit des Geistlichen nicht beschränkt, nur auf den richtigen Standpunct zurückgeführt werden. „Durch die Aufhebung des Strafgesetzes werden im Gegentheil *jene Ansprüche noch erhöht*, *welche der Staat* (die Kirche bleibt hier unerwähnt) *an die Religionslehrer zu machen sich für berechtigt halten darf.*" Kirchliche Besserungsmittel sind auch bey Fornicanten in Anwendung zu bringen, und dürfen, nach Bewandnifs der Umstände, bis zur Vorladung vor das Presbyterium und die Excommunication ausgedehnt werden: doch kann jene *nur* mit Genehmigung des betreffenden *Inspectors* geschehen, diese *nur* auf *dessen* Bericht „von Uns," dem Kirchen- und Schul-Rathe, verfügt werden. Auch müssen die kirchlichen Besserungsmittel in diesen Fällen „*nach dem Grade der Unsittlichkeit der Handlung* (des unehelichen Beyschlafs) in *Vergleichung* mit anderen *Verletzungen der Sittlichkeit* (wahrlich, eine schwere Aufgabe, bey welcher den grofsherzogl. hessischen Predigern ein schärferes moralisches Augenmafs und eine speciellere Bekanntschaft mit den Privathandlungen und Gesinnungen ihrer Pfarrkinder zugetraut wird, als man wohl in der Regel antrifft!) abgemessen werden." S. 670. (Sonach gehört der Gebrauch kirchlicher Besserungsmittel in Fornicationsfällen für die hess. Prediger nun nicht mehr zu den *bestimmten*, sondern zu den *unbestimmten*, Geschäftsverrichtungen derselben, für welche ihnen eben um defswillen, zufolge dieser Verfügung, keine Einnahme mehr zukommt. Die hess. Prediger, wenn sie mit Rec. das Gefühl der Widerlichkeit und Unschicklichkeit *dieser* Einnahme theilen, werden sich ohne Zweifel freuen, ihrer los zu werden; aber in der Art, wie sie ihrer los werden, scheint doch etwas Eigenes zu liegen. Auf der Einen Seite *erhöht* der Staat seine Ansprüche auf der Prediger Wirksamkeit — auf der anderen *vermindert* der Staat, ohne Entschädigung, ihre bisherigen Einkünfte — beides in Einer und eben derselben Beziehung! Wünschen mufs man den hess. Predigern, dafs nicht etwa früher oder später einmal auch hinsichtlich der Taufe, Katechisation, Confirmation, Eideserklärungen, Proclamation, Copulation, Beerdigung u. s. f. gewisse Veränderungen festgesetzt, und sie nur zu den *unbestimmten*, und folglich *unentgeltlichen* Geschäftsverrichtungen gezählt werden mögen! Viel möchte dann manchem Prediger, wenn ihm, wie im berührten Falle, die Entschädigung verweigert würde, eben nicht übrig bleiben.) Unter den *Miscellen* erscheint S. 677 die *Aufgabe* in Beziehung auf die landesherrliche Aufhebung der sogenannten Fornicationsstrafen: „*zu untersuchen, welchen Einfluss die, seit etwa einem Jahrhunderte nach und nach eingetretene Milderung der Fornicationsstrafen auf die herrschende Sittlichkeit äufserte,*" und darüber *die Geburtsregister* nachzuschlagen. Lebte der Herausgeber, wie Rec., in einem Lande, welches 7 Jahre lang dem Franzosenscepter unterworfen war, und wo während dessen alle Fornicationsstrafen, Privatbusse, Nachforschung der Vaterschaft bey unehelichen Geburten u. s. w. aufhörten: so bedürfte es für ihn zu jenem Zwecke nicht des Nachschlagens der Taufregister von

einem Jahrhundert, sondern nur von jenen 7 Jahren (1807 — 1814). Rec. könnte es aus seinem Kirchenbuche beweisen, dass sich in dieser Zeit, obgleich sein Vaterland niemals der Kriegsschauplatz und nur höchst selten auf einzelne Tage der Aufenthaltsort durchziehenden Militärs war, die Zahl unehelicher Geburten gegen deren Zahl in früheren Jahren ungefähr wie 3, ja wie 4, zu 1 verhielt. Keiner Dienstmagd, keiner Tagelöhnerin konnte man mehr habhaft werden, ohne ihr, die Frucht ihrer Liebe auf dem Arme mitzubringen, einzuräumen. Gott! wie gabs damals der lieben Kinderchen so viele — die aber jetzt fast alle vater- und brodlos umherirren, und, wenn nicht eben dem Staate, oder dessen Repräsentanten, doch dem grossen Publicum, dem Armenwesen, den Polizeyanstalten, als junge Bettler und Diebe zur Last fallen. Man scheint in der Nachsicht gegen die Väter unehelicher Kinder unerwogen zu lassen, dass den Müttern unter den Menschen selten das Gefühl der Henne gegen ihre Küchlein eigen ist; und darum ist es so unglaublich nicht, was Rec. ehrlich betheuert wurde, dass man bey der Reinigung eines Kanals in der vaterländischen Residenz, wovon man früherhin selten Ein Beyspiel hatte, 15 Gerippe neugeborener Kinder gefunden habe. Gewiss veranlasste die *öffentliche Busse* in den alten, finsteren Zeiten manchen Kindermord; aber höchst wahrscheinlich wird eine allzu nachsichtige Behandlung des unehelichen Beyschlafs, zumal in Zeiten der Theuerung, deren noch mehrere zur Folge haben.

Band 2. *St.* 1. In der Vorrede bemerkt Hr. Dr. Z., dass auch ausserhalb Hessen mehrere Mitarbeiter beygetreten wären. Er verbittet sich allzu ausführliche Aufsätze, und erklärt, überall keine Aufsätze *mystischen* Inhaltes künftig aufnehmen zu wollen, u. s. w. Was das Letzte betrifft: so möchte es doch schwer, oder vielmehr unmöglich seyn, *Theologie* von der *Mystik*, jenes Wort im vollen, dieses im reinen Sinne genommen, so ganz von einander zu scheiden. Aber es ist lobenswerth, wenn der Herausg. dem Unfuge, den manche Schüler der naturphilosophischen Mystik neuerer Zeit treiben, sein Ohr und sein Journal verschliesst. *Beyträge zu den christlichen Alterthümern*, von *Friedr. Ferd. Mosebach*, Pf. zu Bardenbach. S. 9 — 74. Der Vf. schränkt sich hier nur auf die *Ordalien*, oder Gottesgerichte, ein, beschreibt von ihnen die h. Abendmahls-, die Wasser-, die Kreuzes-, die verschiedenen Feuer-Proben, nebst dem Käse- und Brod-Gericht, und dem Zweykampfe, übergeht aber die Bahrprobe, die sich eigentlich am längsten erhalten hat, und von welcher etwas Ähnliches, jedoch mit Entfernung der abergläubischen Vorstellungen und Anwendungen, noch heutiges Tages statt findet. Mit vieler Belesenheit über seinen Gegenstand verbindet Hr. *M.* einen angenehmen Vortrag; und obgleich die Abhandlung nichts eigentlich Neues enthält: so stellt sie doch das Bekannte der Sache so richtig und vollständig dar, dass sie Rec. mit Vergnügen gelesen hat, und er kein Bedenken trägt, den Vf. zu ähnlichen Aufsätzen über kirchliche Alterthümer anderer Art aufzufodern: denen jedoch etwas mehr Bündigkeit und weniger Ausführlichkeit, als der vorstehende hat, zu wünschen ist. *Noch eine Ansicht der Einsetzungsworte des h. Abendmahls*, von *Alex. Weinrich*, Superint. der Synode zu Wetzlar. S. 74 — 86. Ohne eben mit Hn. *Sartorius* zu Marburg im Widerspruch zu stehen, benutzt doch Hr. *W.* die Worte Christi Joh. 6, 63 zu einer Ansicht von dem heil. Mahle, der gewiss kein denkender Protestant, er gehöre nun zur lutherischen oder zur reformirten Confession, seine Zustimmung versagen wird. Er stellt nämlich den Genuss nicht bloss als ein heilsames Erinnerungsmittel an den Erlöser, sondern zugleich als eine Sache dar, „woran ein *reelles*, geistiges Gut für den Christen, nämlich alles das Beseligende, was aus der Vereinigung mit Gott und seinem Gesandten entspringt, neue Stärkung zur Tugend, Ruhe der Seelen, Freudigkeit zu Gott, Leben und Seelenheil, geknüpft ist," u. s. w. (S. 85.) „Als blosses Erinnerungsmittel betrachtet (dafür wird es aber auch von der reformirten Kirche *nicht* erklärt), ist es *weniger* — und als Genuss des wahren Leibes und Blutes Jesu, in, mit, und unter dem Brod und Wein betrachtet, ist das Abendmahl des Herrn *mehr*, als der Geist will, der aus den Worten des Stifters hervorgeht. Von einer wesentlichen Verwandlung des Brodes und Weines aber kann ohnehin bey Menschen, die von Autoritätsglauben nicht gefesselt sind, keine Rede seyn." Die *Sartorius*sche Vorstellung von einer *repräsentativen* Eigenschaft der äusseren Zeichen im h. Abendmahle hält unser Vf. für unschädlich, und selbst für nützlich, aber nicht für wesentlich nothwendig bey Christen, denen einmal der Glaube an leibliche Gegenwart Christi im *h. Abendmahl* kein absolutes Bedürfniss ist, um es fruchtbar zu geniessen. Dem Rec. sind solche *ausgleichende* Abhandlungen, wie er diese von *Weinrich* und die frühere von *Sartorius*, nennen möchte, immer willkommen; sie beweisen wenigstens so viel, dass es nicht an *Geistlichen* fehlt, welche zu der Protestantenunion willig die Hand bieten. Aber er muss leider! hinzufügen, dass es in beiden Hessen (Kassel und Darmstadt), soweit seine Kenntniss von beiden Ländern reicht, nicht etwa, welches Achtung verdienen würde, die Verschiedenheit in Meinungen, im Glauben, in Gebräuchen, ist, was diese Union erschwert, oder wenigstens verspätet: nein! dass es leider ganz andere Dinge, dass es z. B. die Besorgnisse, etwas von Kirchengütern, an Pastoraleinkünften, an dem Rechte, diese, jene einträgliche Pfründe zu vergeben u. dgl. zu seyn scheinen, welche dem Fortgange der guten Sache im Wege stehen. Kommt hiezu noch das, aus keiner *lauteren* Quelle entspringende, Bestreben, alte, verjährte, längst vergessene Unbilden zwischen Reformirten und Lutheranern (wie z. B. im Schmalkaldischen) gerade jetzt wieder öffentlich zur Sprache zu bringen: so darf man sich nicht sehr darüber wundern, wenn man in diesem Puncte, wie in manchem anderen, in Hessen hinter dem Zeitalter zurückbleibt. In *Marburg* ist in der neuesten Zeit Vieles geschehen, um dem Vorurtheile zu begegnen, als ob z. B. die Landesregierung, die Hochschule, und in dieser die theologische Facultät,

das Pädagogium u. f. w. aus lauter reformirten Gliedern bestehen müsste; auch zu *Kassel* hat man dem vormals nur aus reformirten Beysitzern bestehenden Consistorium Lutheraner hinzugethan: aber — warum hat es hiebey sein Bewenden? Was steht dem Schritte der völligen Ausgleichung, oder des vollen Vereines, noch immer im Wege? Öffentlich und rückhaltslos sollte man sie nennen, die Namen derer, die aus Bedenklichkeit, Engherzigkeit, oder — Egoismus, der guten Sache und ihrer Vollendung noch immer hinderlich sind. — Die *literarischen Anzeigen* dieses Heftes enthalten unter Anderem den Anfang einer *beurtheilenden Anzeige der auf den deutschen protestantischen Universitäten erschienenen theologischen Programmen und Dissertationen*, deren Fortsetzung zu wünschen ist, wenn sie, wie dieser Anfang, nur aus einer *zusammengedrängten Übersicht* besteht, und alle Ausführlichkeit, die sich in bloss kritische Blätter besser schickt, darin vermieden wird. — Unter den *Miscellen* befindet sich ein Aufsatz *über geistliche Titulaturen*, worin das erbärmliche Titelwesen, in welchem wir Deutschen, nach der richtigen Bemerkung des Vfs., die meisten unserer Schwesternationen noch gar sehr überbieten, und das, ohne Zweifel als Folge der vielen neugewordenen Souverainitäten, in den allerneuesten Zeiten zu einem vorher nie erhörten Grad gestiegen ist, in Beziehung auf den geistlichen Stand recht treffend persiflirt wird. Der Vf. hat Recht, zu sagen: „Der Begriff des evangelischen Geistlichen schliesst allen Rangunterschied aus. Wir sind allesammt Diener Eines Herrn, und eben darum sammt und sonders nichts mehr und nichts weniger, als Brüder in Christo, und zwar *gleiche* Brüder, mögen wir nun einer kleinen ärmlichen Dorfgemeine vorstehen, oder in volkreichen Städten und an glänzenden Fürstenhöfen, das Evangelium verkündigen. Warum wollen wir also nicht Alle, vom evangelischen Bischofe an bis zum Diakonus oder Mitprediger hinab, uns bloss mit dem christlichen Brudernamen — begrüssen?“ S. 127. So gegründet dieses an sich ist, so vermuthet Rec. doch — und seine Vermuthung stützt sich auf die Beschaffenheit des dermaligen Zeitgeistes — dass, wenn es wirklich dahin käme, wohin es der Vf. haben will, der arme Landprediger dadurch keines Weges zur äusseren Würde eines Bischofes u. s. w. hinauf, umgekehrt, dieser sehr bald zu der Vergessenheit und Nichtachtung eines armen Landpredigers hinab steigen würde; mit anderen Worten: dass die Resignation der höheren Geistlichkeit in den Augen der Welt für eine Entsagung aller Ansprüche auf äussere Achtung (die die Welt, wie sie ist, von der inneren selten oder nie zu trennen pflegt) gelten würde. Und also möge es, bis der Zeitgeist selbst ein anderer wird, um den Rest von äusserer Achtung, den die Geistlichkeit im Ganzen genommen noch hat, zu retten, so bleiben, wie es dermalen ist! —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Stuttgart*, b. Steinkopf: *Der christliche Kranken-Freund.* Evangelische Geistes- und Herzens-Nahrung für Kranke und Sterbende, und ihre Freunde. 1822. XII u. 400 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel: *Glaube, Liebe, Hoffnung, am Kranken- und Sterbe-Bette des Christen.*

Die Leser, die für sich oder für ihre kranken Freunde von diesem Buche Gebrauch machen wollen, finden darin *zuerst* S. 1—64 eine grosse Anzahl der kernhaftesten *Bibelsprüche*, unter 20 Abtheilungen gebracht, und besonders S. 70 ff. sehr sinnreich zusammengestellt; *ferner* S. 85—369 eine Menge (nämlich 323) kurze *Gebete*, darunter viele gereimte, ebenfalls in 13 schickliche Abschnitte geordnet, und jedes Gebet an einen biblischen Spruch angeknüpft; *dann* bis zum Schlusse *letzte Seufzer* für Sterbende, und Erhebungen des Herzens zu verschiedenen Tageszeiten. Die Gebete sind aus älteren und neueren bekannten Andachtsbüchern ausgehoben, und zum Theil verbessert; eigene scheint der Herausgeber nicht hinzugefügt zu haben. Sie sind hauptsächlich auf den gemeinen Mann berechnet, und werden durch ihre Kürze, die hier eine Hauptsache ist, so wie durch Mannichfaltigkeit des Inhaltes und des Tones, gewiss allen solchen Leidenden willkommen seyn, ihnen Trost, Erheiterung, Kraft geben, und die Ergebung in ihr Schicksal erleichtern. Jedoch sind wir mit der Auswahl der poëtischen Andachten weniger, als mit den übrigen, zufrieden, da so leicht etwas *Vortreffliches* hier zu geben war, und dagegen nur eine gereimte Prosa im Geiste älterer Andachtsbücher gegeben worden ist. — Rec. möchte dieses Buch auch Predigern empfehlen, die oft an Krankenbette gerufen werden, um daraus Stoff zu Unterredungen mit Kranken zu sammeln.

Xμε.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Andachtsbuch für die heranblühende Jugend.* Von Dr. *Friedrich Wilh. Philipp Ammon*, kön. Pref. u. Stadtpfarrer zu Erlangen. 1822. 230 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Buch, welches wir unbedenklich Eltern und jungen Leuten empfehlen können. In einer reinen, einfachen und fasslichen Sprache, und in einer angemessenen Abwechselung von Gebeten, Liedern, Betrachtungen, auch bloss (S. 16) biblischen Sprüchen, finden sich hier alle *auf das jugendliche Gemüth zu wirken fähigen* Wahrheiten aufgestellt, und grossentheils auf eine eindringende Weise, die alle Schwärmerey ausschliesst, behandelt. Alle wichtigen Tageszeiten, christliche Festtage, alle besonderen in dem Jugendleben vorkommenden Ereignisse, Freuden und Leiden, werden benutzt, um in ihren Stunden Geist und Herz auf das, was einzig Noth ist, hinzuweisen. Einige Flecken, Übereilungen der Feder (z. B. S 29 „*Ich kann mir es nicht verhehlen*, dass sich oft meine Augen mit Thränen füllen“); sprachwidrige Wörter (z. B. S. 45 „*Prüfungsschichten.*); unrichtige Gedanken (z. B. S. 16 der Schluss des Gebetes: „*Ich kann heute nicht sündigen*“), und unrichtige Data aus der Geschichte (z. B. S. 95 steht: „Nicht lange nach seiner Reise nach Rom zum Lehrer auf der Hochschule Wittenberg berufen, musste Luther u. s. w.“ Dieses war schon 1508 geschehen, und die Reise ging 1510 vor sich.), wird Hr. *A.* ohne uns schon entdeckt haben. Rühmend müssen wir noch der trefflichen *Strophen* des Hn. Stadtpfarrers *Neuffer* in Ulm zu dem sinnigen Kupferstiche gedenken.

Xμε.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1822.

THEOLOGIE.

Darmstadt, b. Leske: *Monatsschrift für Predigerwissenschaften.* Herausgegeben von Dr. *Ernst Zimmermann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweytes und *viertes* Heft. *Beytrag zu einer Untersuchung über die Ursachen des verminderten Ansehens des geistlichen Standes in unseren Tagen.* Von einem hessischen Geistlichen. S. 153 — 176. Hiezu gehört: *Ist es weise und gerecht, die Geistlichen im Allgemeinen der Nichtswürdigkeit anzuklagen?* Von *Alethophilos.* Mit einem Vorworte des Herausg. und Gegenbemerkungen von *Ch.* S. 369 — 389. Die Mehrseitigkeit aller Dinge in der Welt kennt Jedermann; auch ist es eine zwar etwas plumpe, aber doch Wahrheit enthaltende, sprichwörtliche Redensart, dass Niemand sich gern die Nase aus dem Gesichte schneiden, oder vor Jedermanns Augen sich selbst schänden, lässt. Gingen die schriftstellernden Glieder *aller* Stände mit der Offenheit zu Werke, woran es viele Glieder des *geistlichen* Standes nicht fehlen lassen: so würde es zu billigen seyn, wenn die Letzten auch das, was Einzelnen unter ihnen zur Schande gereicht, treu und offenherzig dem Publicum mittheilten. Das ist aber *nicht* der Fall. Achten, fast bewundern, muss man den (f. v. v.) *Esprit de corps*, welcher z. B. *Juristen, Cameralisten, Militärs* u. s. w. beseelt, und der es ihnen *nicht* gestattet, Dinge öffentlich zur Sprache zu bringen, welche ihrem *Stande* keine Ehre machen würden. Manche Geistliche sind in dem Puncte viel offenherziger; kennen sie Individuen ihres Standes, die diesem Schande bringen: so erheben sie darüber ein Geschrey, das selbst dem Knaben, wenn er nur lesen kann, nicht entgeht. *Dieses*, nicht die schlechten Individuen, deren es in *allen* Ständen, und in dem *geistlichen*, nach Rec. Erfahrung, heutiges Tages weniger, als in irgend einem Stande, giebt, trägt zur Verminderung des Ansehens des geistlichen *Standes* bey. Wenn sich erst die Einzelwesen eines Vereins unter einander verachten, anfeinden, öffentlich anklagen: dann ist es gar bald um den Verein selbst, oder um die Achtung des Ganzen, als solchen, geschehen! *So*, und nicht besser, steht es jetzt in manchem protestantischen Lande um den *geistlichen* Stand: kein Wunder, wenn er in dem Ansehen, und mit ihm, in der heilsamen Wirksamkeit, immer tiefer sinkt! Hätte Hr. *Ch.*, der Vf. des ersten Aufsatzes, der uns ebenso, wie der sich so nennende *Wahrheitsfreund*, der Vf. des zweyten Aufsatzes, ganz unbekannt ist, entweder die schlechten Subjecte, deren Schändlichkeit er hier aufdeckt, ihren Vorgesetzten geradehin angezeigt, oder, wenn ihm das Anzeigegeschäft zuwider ist, sich selbst und die Nichtswürdigen, von denen er handelt, rückhaltslos genannt: so gab er wenigstens keinen Anlass zu grundlosem Verdachte gegen Unschuldige, er schonte des Standes, und wurde ohne Zweifel das Werkzeug, diesen von einigen höchst verächtlichen Miethlingen zu reinigen. Dass er dagegen die Namen derselben verschweigt, und nur ihre Untugenden an das Licht zieht: das kann Rec. so wenig billigen, dass er vielmehr den Äusserungen des *Alethophilos* fast in allen Puncten beystimmt, und nur in dem Einen Stücke von ihm abweicht, wo er Hn. *Ch.* beschuldigt, er habe die Geistlichen *im Allgemeinen* der Nichtswürdigkeit angeklagt. Diess hat Hr. *Ch.*, der wohl zu unterscheiden weiss, und dessen wahre und gute Meinung in dem ganzen Abschnitte kaum zu verkennen ist, nicht gethan. Hr. Dr. Z. erscheint in seinen Anmerkungen zum ersten, und den Gegenbemerkungen zum letzten Aufsatze als Vermittler zwischen *Ch.* und *Alethophilos*, und nimmt sich, wie billig und recht, eines *Standes* an, der dadurch, dass er, wie alle anderen Stände, von manchen Unwürdigen bekleidet wird, nichts von seiner Achtungswürdigkeit, an sich selbst betrachtet, verliert. *Das Verhältniss Gottes zur Menschheit, nach der eigenthümlichen Darstellung des Christenthums*, von *Ernst Zimmermann.* S. 129 — 153. Dass Gott der Menschen Vater, diese Gottes Kinder, und folglich sie unter einander Brüder und Schwestern sind: diese drey Sätze stellt der Vf. als ächtchristlich dar, und benutzt dazu seine Belesenheit in den biblischen und in den alten classischen Schriften auf eine Weise, die von seiner vergleichenden religiös-moralischen Anthologie, wenn er sie dem Publicum noch mittheilen sollte, etwas Gutes hoffen lässt. Der *Versuch einer Zergliederung des fünften*, sonst vierten, *Gebotes in katechetischer Form*, vom Pf. *Zülch* zu Hessen-Philippsthal, S. 177 ff., mag eine erträgliche Conventsarbeit seyn: des Druckes hätte sie Rec., als Vf. und als Herausg., nicht werth geachtet. Die *Rede bey Einweihung eines neuen Kirch-(Todten-) Hofes*, vom Pf. *Lemp* zu Useborn, ist gemüthlich, schön und

passend. Noch Ein Mal tritt Hr. Prof. *Sartorius* zu Marburg in seinem: *Noch ein Wort über die evangelische Kirchenunion, insbesondere in Kurhessen*, S. 361 ff., als Freund und Vertheidiger derselben auf; und Rec. freut sich, auch in diesem Aufsatze in ihm den Mann zu finden, der es mit der guten Sache ehrlich meint. Er erinnert mit Recht daran, dass in dem *Colloquio Marpurgensi*, 1529, dem einzigen öffentlichen und bedeutenden Versuche, der in der Reformationszeit zur Vereinigung der beiden Parteyen gemacht wurde, *Luther*, *J. Jonas*, *Melanchthon*, *A. Osiander*, *St. Agricola*, *J. Brentius* von der einen, und *J. Oecolampadius*, *H. Zwingel*, *M. Bucerus*, *C. Hedio* von der anderen Seite, über *vierzehn* Streitpuncte einig geworden, und allein über den *funfzehnten*, den vom h. Abendmahle, sich *nur zum Theil* haben vergleichen können. Aber auch über den letzten Punct war man in sofern einig, „dass das h. Mahl ein Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi sey, dass bey demselben beide Gestalten zu gebrauchen, und dass es nicht, gleich der Messe, als ein Werk zu betrachten sey, wodurch wir von Gott Gnade verdienen, oder wodurch wir Gott einen Dienst erzeigen, sondern vielmehr als ein Brauch, wodurch Gott uns gleichsam einen Dienst leiste, indem er durch die sinnlich-sichtbaren Bestätigungszeichen der Verheissungen seines Wortes unsere Schwachheit zum Glauben an seine Gnade zu bewegen und zu stärken sucht.“ Und was selbst den unentschieden gelassenen Punct: „*ob nämlich der wahre Leib und* (das) *Blut Christi leiblich im Brod und Wein sey?*“ betrifft: so sagt der grosse Reformator, oder vielmehr Alle, welche das, jenes Marburger Colloquium angehende, Actenstück (s. *Planks* Gesch. d. prot. Lehrbegr. Th. 2. Note 254) unterschrieben haben: „es soll in jener Hinsicht dennoch ein Theil gegen den anderen christliche Liebe, sofern jedes Gewissen es immer leiden kann, erzeigen, und Gott, den Allmächtigen, fleissig bitten, dass er uns durch seinen Geist *den rechten Verstand* bestätigen wolle.“ Aber dieser rechte Verstand, der zu des guten Luthers Zeit noch als der Haupt-*nervus rerum gerendarum* in dieser Angelegenheit betrachtet werden durfte, scheint nun 300 Jahre später einem anderen *nervo rerum gerendarum* entweder nachzustehen, oder, wenigstens in Kurhessen, noch immer zu den *piis desideriis* zu gehören. Die Generalsynode nämlich, von welcher der Herausg. in einer Anmerkung sagt, dass sie „äusserem Vernehmen nach schon im May 1822 zu Cassel zusammenkommen werde,“ ist noch jetzt, im Sept. d. J., *nicht* zusammen gekommen, weil es, nach Rec. äusserem Vernehmen, an dem anderen *nervo rerum gerendarum*, an dem *Gelde*, zur Bestreitung der zu einer solchen Synode unvermeidlichen Kosten gebricht! Bis dieses zusammenkommt, oder bis andere, möglicherweise obwaltende, Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt worden sind, ist es immer lobenswerth und verdienstlich, wenn Männer von Einsicht und dem besten Willen, wie Hr. *Sartorius*, durch zeitgemässe Abhandlungen darauf hinarbeiten, die innere Vereinigung je mehr und mehr zu begründen, um so die äussere je mehr und mehr zu erleichtern. An *Sartorius*, soviel sieht man, liegt es nicht, wenn die Stadt Marburg, so wie sie die *Erste* war, wo die Vereinigung officiell und feyerlich versucht wurde, nun zu den *Letzten* gehören sollte, wo sie wirklich zu Stande kommt. — Zwey *Confirmationsreden*, von dem *Herausg.*, die Eine bey der Confirmation des Prinzen Ludwig von Hessen, die Andere bey der Confirmation von des Prinzen Jugendgenossen, Hn. v. Throta, S. 435 ff., gehören zu den gehaltvollsten praktischen Arbeiten, welche das Journal liefert.

Drittes Heft. Über Ironie in den Lehrvorträgen Jesu, von dem Dr. u. Prof. *G. B. Winer* zu Leipzig. S. 249 ff. Diese sehr schätzbare Abhandlung wird gewiss hier mit demselben Nutzen gelesen werden, welchen sie schon früher, da sie als Einladungsschrift zu der, unter Leitung des Vfs. stehenden, exegetischen Gesellschaft erschien, stiftete. *Beytrag zur Geschichte des evangelischen Strafamtes*. Ein Versuch von *G. G.* S. 271 ff. Sowie alle Geschichtkenntniss gegen Einseitigkeit, Vorurtheil und Unduldsamkeit verwahrt: so giebt auch, wie der Vf. mit Recht bemerkt, die Kenntniss der Geschichte des evangelischen Strafamtes dem Prediger ein Erleichterungsmittel, den sittlichen Zustand der Vorzeit, und den seines eigenen Zeitalters, richtiger zu würdigen, und zugleich durch Anschauung der Fehlgriffe, sowie der rechten Art im Bestrafen, den richtigen Tact sich anzueignen. Hr. *G. G.* lässt diese Geschichte in 4 Perioden zerfallen, nämlich von Luther bis zu Ende des 30jährigen Krieges, von da bis *Spener*, von diesem bis *Mosheim*, und so bis in unsere Zeit. Nur von Luther und C. Aquila werden Beyspiele angeführt. Der Vf. warnt mit Grund, Luthers Dreistigkeit im Bestrafen der Fürsten und Oberen seiner Zeit, welche damals in Form und Materie ganz passend war, nicht zum Muster der Nachbildung zu nehmen; doch verstehe man das nicht so, als ob damit das Weibische, Süssliche, Bettelnde, was manchen heutigen Predigten eigen ist, gerechtfertigt würde. Wollte Gott, man hätte sich in Sprache, Ton und Inhalt des Predigens nicht allzu weit von Luthers Art entfernt: es würde besser um das Ansehen der Religion und die Kraft der Predigt stehen!

Fünftes Heft. Über den Verfall und die Wiederherstellung der öffentlichen Gottesverehrung in der evangelischen Kirche. S. 473 ff. Gut gemeint, aber durchaus nicht neu, sind des Vfs. Bemerkungen, Wünsche und Vorschläge. Er wundert sich S. 503 darüber, dass selbst deutsche protestantische Fürsten der katholischen Geistlichkeit in ihren Staaten einen weit höheren Rang beylegen, als der von ihrer eigenen Kirche, und fragt: ob dadurch nicht der evangelischen Kirche von der ihr gebührenden Achtung zu viel vergeben werde? Antwort: Gewiss! Aber wer ist Schuld daran? Antw. Nicht Wenige der protestantischen, besonders der höheren, Geistlichkeit selbst, denen, *um nur ihre Familien an das Bret zu bringen* u. s. w., das Schmeicheln, Kriechen, Betteln lieber ist, als das Handeln und Predigen in eines Luthers, Aquilas u. A. Geist und Kraft. — *Beleuchtung der neuen Kirchen-*

verfassung in Baden u. f. w., vom Stadtpf. *Hüffel* zu Friedberg. S. 506 ff. Diese Verfassung kann jetzt als bekannt vorausgesetzt werden. Die Beleuchtung derselben zeugt von des Vfs. gesundem Urtheile, ausgebreiteter Erfahrung in Kirchensachen und einem warmen Eifer für das, was der Kirche noth thut. In seine Äusserung *gegen* das bedeutungsvolle Wort „*protestantisch*" und *für* den tautologischen Ausdruck „*evangelisch-christlich*" kann Rec. nicht stimmen. Das Gebet, womit Pf. *Zimmers Kirchweihpredigt zu Worms*, den 29 Jul. 1821 gehalten, schliesst, enthält S. 550 eine kräftige, salbungsvolle Fürbitte für „unsere armen, bedrängten, um Jesu willen grausam verfolgten und (ge-) misshandelten Brüder in Osten" u. s. w.

An der Spitze des *sechsten Hefts* steht eine sehr gehaltvolle Abhandlung des Dr. *von Gehren* zu Felsberg in Kurhessen: *Über den Zwang im Kirchenwesen.* Rec. hat diese Abhandlung um so viel mehr mit wahrem Vergnügen gelesen, je mehr er mit dem würdigen Vf. derselben überzeugt ist, dass die protestantische Kirche zu ihrem Bestehen und wohlthätigen Wirken des Zwanges und der Zucht gegen ihre Glieder durchaus nicht entbehren kann. Gerade in dieser Zeitschrift war eine solche Darstellung der anderen Seite des hochwichtigen Gegenstandes um so wünschenswürdiger, weil in ihr (Band 1 H. 3) ein anderer Mitarbeiter als Gegner alles von Geistlichen auszuübenden kirchlichen Zwanges aufgetreten war. Auf eine besonnene Weise zeigt Hr. Dr. *v. G.*, mit freymüthiger Hinweisung auf die Gründe, durch welche sich Staatsmänner und Juristen angetrieben fühlen mögen, allem Kirchenzwange, und überhaupt allem Ansehen des Predigerstandes, entgegenzuarbeiten, dass der Zwang im Kirchenwesen nicht nur zulässig (wofür schon das 300jährige Bestehen desselben spreche), sondern unter den nöthigen Beschränkungen sogar nothwendig sey. Er behauptet, auf die Mittel hinweisend, deren der Erzieher sich bedienen muss, dass auch die *unsichtbare* Kirche nicht aller Zwangsmittel entbehren könne. Indessen ist Rec. hierin nicht mit dem Vf. einverstanden, und was er sagt, passt auch in der That bloss auf die sichtbare, als Erzieherin für die unsichtbare. Auch der Pädagog braucht ja bloss Zwangsmittel, um zur Humanität zu *erziehen.* Hätten seine Zöglinge dieses Ziel erreicht: so würden alle Zwangsmittel unnöthig seyn. Von der unsichtbaren Kirche heisst es: „Der Herr kennt die Seinen." Sie ist eine Idee, die durch die sichtbare Kirche immer mehr verwirklicht werden soll, und lässt keinen Gedanken an Zwang zu; sowie denn überall, wo von Zwang und Zucht der Kirche die Rede ist, nach Rec. Meinung, nur die sichtbare verstanden wird. Was aber der Vf. in Beziehung auf die unsichtbare Kirche gesagt hat, ist, wenn er uns diess Hinübertragen zur sichtbaren erlaubt, sehr treffend, und stellt eben durch jene Vergleichung mit der Erziehung die Wahrheit, dass die Kirche des Zwanges und der Zucht bedarf, sehr klar vor Augen. — Die Beschaffenheit der Zwangsmittel lässt er nach den Umständen und der individuellen Beschaffenheit der Gemeinden sich modificiren. — Auf eine überzeugende Art begegnet er den Vorwürfen, dass diess zur Hierarchie führen würde, sowie der Besorgniss, dass mit Zwangsmitteln Missbrauch getrieben werden möchte, und entkräftet die Einwürfe, die von Aussprüchen Jesu und Luthers hergenommen werden könnten.

Sehr treffend, aber auch niederschlagend, ist das Gemälde des kläglichen Zustandes alles kirchlichen Lebens in unserer Zeit, freymüthig die Hinweisung auf die Gründe dieses Verfalles, überzeugend die Darstellung, dass dieser mit der Zurücksetzung des geistlichen Standes gleichen Schrittes ging, und dass kirchliches Leben überhaupt sich nur dann aus seiner Lauheit und Erschlaffung erheben kann, wenn dem Geistlichen, wie jedem Anderen, das ihm zum Wirken auf seinem Posten nöthige Ansehen und der Kirche die Rechte einer Gesellschaft zurückgegeben werden. Man sieht es überall aus der ganzen Behandlung des Gegenstandes, dass der Vf. reiflich und allseitig über denselben nachgedacht hat. Rec. fühlt sich daher verpflichtet, zu einer Zeit, in welcher von Neuem einer der ersten Juristen Deutschlands (in Baiern) jedem Zwange der protestantischen Kirche mit allem Einflusse eines angesehenen Staatsbeamten entgegentritt, und dadurch sogar einer so wünschenswürdigen Vereinigung der beiden evangelischen Parteyen schadet, diese Abhandlung jedem Freunde des protestantischen Kirchenwesens recht sehr zu empfehlen. — Hätte es doch dem Vf. gefallen, mehr ins Einzelne zu gehen, oder möchte er sich entschliessen können, in einer besonderen Schrift das Verhältniss der Kirche und des Staates, die Einheit ihres Zweckes und ihre daraus fliessende innigste Verbindung zu Einem Ganzen, die aus unrichtigen Ansichten entstandene Opposition zwischen beiden, die Nothwendigkeit, dass die Kirche, in schwesterlichem Bunde mit dem Staate, in ihrem *Gebiete*, wie dieser in dem seinigen, *gebieten* müsse, und ebenso wenig sich Eingriffe in seine Rechte erlauben wolle, als ihm Eingriffe in die ihrigen gestatten dürfe u. s. w., ausführlicher zu zeigen. Bey allem Vortrefflichen, was man hier liest, ist es ohne Zweifel Folge der Kürze, auf welche eine Abhandlung in einer Zeitschrift beschränkt ist, dass nicht Alles gehörig geschieden und abgesondert erscheint. — Rec. bedauert, dass die Schranken des ihm gestatteten Raumes nicht erlauben, den in unserer Zeit überaus wichtigen Gegenstand weiter zu betrachten.

Sehr lesenswürdig und lehrreich ist auch die zweyte Abhandlung vom Hn. Herausgeber selbst: *Über das Wesen und die verschiedenen Formen der Hierarchie.* So wenig Hr. Dr. Z. in seinen diese Monatsschrift eröffnenden *Grundzügen einer evangelischen Kirchenverfassung* für die protestantische Geistlichkeit verlangt hatte (denn er macht ja darin alle kirchlichen Anordnungen und Verfügungen von der Genehmigung des Staats abhängig, da hingegen Rec., nach seiner Ansicht vom wechselseitigen Verhältnisse des Staats und der Kirche, dem Staate nur den Schutz der Kirche, aber keine, auch nicht die mindeste, eigentliche Herr-

schaft in ihrem Gebiete gestatten könnte): so ist er doch von Juristen und Staatsmännern eines hierarchischen Strebens beschuldigt worden. Er bestimmt, diese Beschuldigung von sich abweisend, den Begriff des Worts *Hierarchie* etymologisch und historisch genauer, stellt das von letzterer Seite verrufene Ungeheuer als *Ecclesiarchie* (Herrschaft der Kirche über den Staat) *Clerarchie* (Herrschaft des Clerus über die Laien) und *Hierarchie im engeren Sinne* (Herrschaft einzelner vorgesetzter Geistlichen über untergeordnete), dar, und zeigt, dass alle diese Arten der Herrschaft dem Protestantismus fremd seyen. Eine Presbyterial- und Synodal-Verfassung ist es, was er der protestantischen Kirche wünscht — ein Wunsch, in welchen gewiss jeder Freund des wahren Christenthums einstimmt. Übrigens scheint dem Rec. bey allen solchen Streitigkeiten über Staat und Kirche das πρῶτον ψεῦδος immer darin zu liegen, dass man den Staat und die Kirche als *zwey* verschiedene, wiewohl zu innigster Wechselwirkung verbundene, Gesellschaften darstellt. Warum nicht beide als *Eine* Gesellschaft, die sich nur in ihren innigst in einander greifenden und Ein Ganzes bildenden Verrichtungen getheilt hat? Dann könnte es dem Staate nie einfallen, die Kirche eines Strebens nach Eingriffen in seine Rechte und nach Hierarchie zu beschuldigen.

Wenn in der hierauf folgenden *Predigt am Geburtstage des Grossherzogs von Baden* (von M. *Schwarz*, D. der Phil. und Stadtpfarrer zu Weinheim) auch manches Einzelne gut dargestellt ist: so kann es doch nicht gefallen, dass der Hauptsatz: *das Bild eines guten Regenten* (angenommen, dass der Text Spr. 20, 28 durch denselben gut benutzt sey) *vor* denselben angekündigt, und diess Bild nicht sehr populär in den einzelnen Tugenden der Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe gezeichnet wird; der unverhältnissmässigen Ausführung und des gar zu wenig zum Herzen redenden Tons nicht zu gedenken. S. 672 und 673 von den Worten an: „Wohl schreyt mancher u. s. w.“ scheint es fast, als wenn durch Hinweisung des Zuhörers auf eigene Fehler die der Regierung nur bedeckt und entschuldigt werden sollten. Tautologieen und Ausdrücke wie: das Böse zum Guten, das Übel zum Besten umkehren; Thun und Handeln; des Herzogs *höchstseliger* Vater; und Behauptungen, wie die: dass nur Gott gerecht urtheilen und richten könne, inwiefern der Landesfürst seine Pflicht thue (wenn dadurch dem Bürger des Staats jedes Urtheil benommen werden soll) können nicht auf Beyfall Anspruch machen. Ebenso fällt es auf, dass das Bild eines guten Fürsten nur darum aufgestellt werden soll, damit man einsehe, wie schwer der Beruf eines Regenten sey, und nicht zugleich auch, damit der Unterthan seinen Fürsten neben dieses Bild stelle. Endlich im Gebete für einen *guten löbenswürdigen* Regenten am Geburtstage desselben darf (S. 675) das Herz nicht *„gebeugt“* seyn.

In der Rede bey der Taufe des erstgebornen Sohns des Erbgrafen von Görtz zu Schlitz, von *Schlez*, findet man schöne Gedanken in eindringlicher Sprache vorgetragen, wie man es von S. gewohnt ist; aber es muss auffallen, und verdient keine Nachahmung, dass in der ganzen Rede *nur das Kind* angeredet wird.

Die *literarischen Anzeigen* machen auch in allen diesen Heften mit manchem Interessanten der in das Gebiet dieser Zeitschrift gehörigen Literatur bekannt. Für die Mittheilung des merkwürdigen Actenstücks: *Neue Liturgie zum Hauptgottesdienste für die Hof- und Dom-Kirche zu Berlin*, wird jeder Leser dem Herausgeber danken. Ein Urtheil darüber gehört nicht hieher, würde aber gerade in einer Monatsschrift für *Prediger*wissenschaften ganz an seinem Orte seyn.

d. Ks ven. u. φχ.

HANNOVER, in der Hahnschen Hofbuchhandlung: *Unterhaltungen für nachdenkende Christen über die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens und des Lebens*, von **Johann Samuel Bail**, Kön. Preuss. Ober-Consistorialrathe, Superintendenten und erstem Prediger zu Glogau. Dritter Theil. 1819. VIII u. 255 S. 8. (18 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1820. No. 51.]

Auch dieser dritte Theil, mit welchem dieses sehr zweckmässige Erbauungsbuch beschlossen worden, hat die Einrichtung der beiden ersten Theile. Zuerst werden die Wahrheiten selbst in kurzen, jedoch gründlichen, Betrachtungen entwickelt und dargestellt, dann folgen die beweisenden oder erläuternden Bibelstellen, mit beygefügter kurzer Erklärung dunkler Ausdrücke. Der Betrachtungen in diesem Theile sind neunzehen, von welchen sieben den öffentlichen Gottesdienst betreffen. Dass der Vf. sich darüber etwas weitläuftig geäussert hat, wird ihm jeder Freund der öffentlichen Gottesverehrung Dank wissen, und seine Worte, als Worte in dieser Zeit der Kirchenscheu zur rechten Zeit geredet, höchlich billigen. Auf die Betrachtungen folgt ein geistvolles Gedicht, in welchem die wohlthätige Wirksamkeit Jesu auf Erden besungen wird. Als Anhang sind noch zwey Abschnitte: eine kurze Geschichte des Ursprungs und der allmählichen Erweiterung unseres Bibelbuchs und — von dem Verdienst der Bibel um die religiöse und sittliche Bildung der Menschheit beygefügt. Den Beschluss macht auch bey diesem Theil eine Auswahl geistlicher Lieder. Mit allem Rechte kann Rec. dieses Erbauungsbuch als vorzüglich empfehlen. Es wäre übrigens sehr zu wünschen, dass auf ähnliche Weise die christliche Sittenlehre, oder wenigstens einige Theile derselben, behandelt würden.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ERDBESCHREIBUNG.

Bern, b. Burgdörfer: *Kleine Reisen in der Schweiz für die Jugend*, beschrieben von *Fr. Meisner*, Prof. der Naturgeschichte in Bern. *Zweytes Bändchen*. Mit Kupfern. 1822. 251 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Reise durch das Berner-Oberland nach Unterwalden, für die Jugend* beschrieben von *Fr. Meisner* u. s. w.

Das Lob, welches Rec. dem ersten, von diesem zweyten übrigens unabhängigen, Bändchen dieser kleinen Reisen in No. 39 dieser Blätter, Jahrg. 1820, ertheilt hat, darf er mit vollem Rechte auch auf dieses Bändchen übertragen; wesshalb er auf jene Beurtheilung verweist. Die Schweizer müssen dem Vf. dafür danken, dass er in diesen Reisen, die hoffentlich in die Hände mancher, einst zu Vorstehern ihres Landes bestimmter, Jünglinge kommen werden, „neben Unterhaltung und Belehrung auch den Zweck hat, ihre Aufmerksamkeit auf einige Umstände in der vaterländischen Natur zu richten, welche mannichfache Noth und grosses Verderben schon veranlasst haben, und noch künftig veranlassen können;" wer weiss, welche Keime hiedurch geweckt werden, welche Früchte sie einst tragen mögen, die ohnediess vielleicht nie hervorgerufen worden wären. — Die ganze Reise dauert sechs Tage, von Bern nach Thun, über den See nach Interlachen, durch das Lauterbrunner Thal, dann über die Wengenalp nach Grindelwald, über die grosse Scheidek nach Meyringen, und von da über den Brünig nach Stanz — ein Weg, der von Manchen, die nicht lange Zeit in den schweizerischen Hochgebirgen verweilen können, und doch das Merkwürdigste, das dieselben enthalten, sehen wollen, gewählt wird. Die grosse Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche sich auf dieser kurzen Strecke dem beobachtenden Wanderer darbietet, giebt Stoff zu vielen zweckmässigen und angenehmen Belehrungen; z. B. das Geräusch, welches bisweilen über Waldgegenden her gehört wird, und unter der Benennung des wüthenden Heeres so manche Erzählung unter dem Volke veranlasst, soll nach der Beobachtung eines Jägers von grossen Nachteulen herrühren, die in solchen Waldgegenden hausen, und sich manchmal mit seltsamen Geschrey in den Lüften verfolgen. Ein beherzter Jäger, der einmal das wüthende Heer über sich hörte, schoss blindlings dahin, woher das Getöse kam, und — ein grosser Ohrenkauz fiel herab, womit die wilde Jagd plötzlich verstummte. Beym Anblicke der Aar erklärt der Lehrer die Ursachen ihrer Krümmungen und der von ihr angerichteten Verwüstungen; bey dem Aufsuchen von Versteinerungen die Gebirgsformationen; die Einkehr in eine Töpferwerkstätte führt zur Beschreibung, wie Töpferwaaren verfertigt werden; der Thunersee giebt Anlass, von dem Nutzen der Seen zu reden, und der Kanal, der die Lütschine in den Brienzersee leitet, das grosse Linthunternehmen zu beschreiben. Dann folgt viel Anziehendes über Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Einwohner des seltener besuchten hintersten Theils des Lauterbrunnerthales. Ferner von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Alpenwälder, ein in neuerer Zeit vielfältig in Anregung gebrachter, höchst wichtiger Gegenstand; — über die Alpenregion und ihre Pflanzen, — von den Sennhütten, der Käsebereitung, dem Leben der Älpler, das wahrlich mit einem geträumten arkadischen Hirtenleben nicht die mindeste Ähnlichkeit hat; — von Entstehung, Natur und Beschaffenheit der Gletscher, die am Ende des 16 Jahrhunderts in der ganzen Schweiz ungewöhnlich zugenommen, und damals den höchsten Punct ihres Wachsthumes erreicht zu haben scheinen. Lawinen sind oft ihre Keime, und der Vf. spricht S. 175 von einem durch alljährlich herabfallende Lawinen unter den Augen der Anwohner sich bildenden, seit 10 Jahren schon dermassen gewachsenen Gletscheransatze, welcher, wenn auch die wärmsten Sommer folgen sollten, schwerlich weggeschmolzen werden könne. Von dem schauerlichen Abentheuer, welches dem ehemaligen Wirth in Grindelwald begegnete, findet man auch in anderen Gegenden der Gletscherwelt Beyspiele.

Dieses und Ähnliches ist kürzlich der Inhalt des Buches, welches, laut der Vorrede, als eine neue Ausgabe von des Vfs. im J. 1801 herausgegebenen „Alpenreise" angesehen werden kann. Alles ist in einem angenehmen, fliessenden Stile vorgetragen, und wir glauben, den sichersten Beweis für die Güte einer Schrift für die Jugend darin suchen zu dürfen, dass auch ältere Personen durch dieselbe Vergnügen und Belehrung finden, was bey dieser der Fall ist.

P. T.

AARAU, b. Sauerländer: *Nachträge und Berichtigungen zu dem geographiſch-ſtatiſtiſchen Handlexikon der Schweiz für Reiſende und Geſchäftsmänner.* Im Vereine mit Vaterlandsfreunden herausgegeben von *Markus Lutz* u. ſ. w. 1822. 120 S. 8.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 121.]

Schneller, als man es erwarten durfte, hat der thätige Vf. des „Handwörterbuches" ſeine zahlreichen Nachträge (nur der Buchſtabe *A* enthält 77 Artikel) geliefert, welche theils Berichtigung irriger Angaben, theils Erweiterung des Gegebenen (wovon jedoch nicht Alles gleich nothwendig ſcheint), theils vorher Übergangenes, wenn es auch minder erheblich, doch der Vollſtändigkeit wegen erfoderlich war, enthalten. Nichtſchweizeriſche Grenzdörfer, wie *Altenburg*, *Bourglibre*, *Jeſtetten*, hätten wohl wegbleiben können. Bey *Egliſau* ſind auch die etwa ſeit einem Jahre unternommenen, bis jetzt aber noch immer ohne Reſultat gebliebenen, Bohrverſuche zu Auffindung von Salzquellen erwähnt. In dem Artikel: *Incamerationen*, herrſcht eine ſeltſame Begriffsverwirrung; der Vf. zählt dazu 1) die in Deutſchland gelegenen Herrſchaften ſchweizeriſcher Klöſter, die durch den Hauptſchluſs der auſserordentlichen Reichsdeputation vom 25 Nov. 1802 — mithin durch einen von der damaligen helvetiſchen Regierung anerkannten Staatsvertrag — abgetreten worden ſind, wie Hirſchlatt, Glatt, S. Gerold u. a. (vgl. §. 10, 12 u. 29 des Hauptſchluſſes); 2) die Herrſchaftsrechte, welche den Klöſtern da genommen worden ſind, wo ihre Privatbeſitzungen und Einkünfte unangetaſtet blieben, wie z. B. die des Kloſters Rheinau zu Jeſtetten, Ofteringen u. dgl.; 3) die eigentlichen Incamerationen, die durch einen einſeitigen Gewaltſtreich der öſterreichiſchen Regierung im J. 1804 alle in den vorderöſterreichiſchen Landen gelegenen Beſitzungen und Einkünfte ſchweizeriſcher geiſtlicher und milder Stiftungen mit Sequeſter belegten — worüber aber nach langen Unterhandlungen vor etwa einem Jahre mit Baden ein Vertrag abgeſchloſſen wurde. Der Zuſatz zu dem Art. *Schweiz* hätte als eine nichtsſagende Tirade füglich wegbleiben können. Sollte beym Art. *Engelberg* der Vf. die *hiſtoria lombardica* für ein Geſchichtswerk gehalten haben?

P. T.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Joh. Jac. Ferbers*, königl. preuſſ. Oberbergrathes u. ſ. w., *Relation von der ihm aufgetragenen mineralogiſchen, berg- und hüttenmänniſchen Reiſe durch einige polniſche Provinzen.* Nach ſeinem Tode herausgegeben von *J. C. W. Voigt*, Herzogl. Sachſ. Weimar. Bergrath. 1804. X u. 140 S. 8. (12 gr.)

Der treffliche Mineralog und Metallurg *Ferber* wurde vom Könige von Polen über verſchiedene Gegenſtände des Bergbaues ſchriftlich zu Rathe gezogen, über die er nicht wohl gründlich berichten konnte, ohne an Ort und Stelle eine Beſichtigung des Geſteins und anderer Umſtände anzuſtellen. Dieſe Beſichtigung wurde ihm daher auch im J. 1780 aufgetragen, und er begann und beendigte dieſelbe im folgenden Jahre. Die Unterſuchung erſtreckt ſich über einige Gegenden dieſſeits der Weichſel. Da das Wieliczkaer Salzwerk durch die kaiſerlichen Occupationen von Polen getrennt war: ſo wünſchte der König das Flötz dieſſeits der Weichſel auszurichten. Über die Möglichkeit und den Nutzen dieſes Unternehmens muſste nun der Vf., der damals Prof. der Naturlehre in Mietau war, Bericht erſtatten, und dieſer Bericht macht einen Theil dieſes Buches aus. Daſs er bey dieſer Gelegenheit auch die ſehr in Abnahme gerathenen und ſonſt ſo reichen und ergiebigen Zechen der Olkuſzer Gewerke hat bereiſen und befahren müſſen, iſt ſehr wahrſcheinlich, da der Bericht über dieſe in dem kleinen Werke beynahe den gröſsten Theil einnimmt. Rec. würde gern einen kleinen Auszug aus dieſer intereſſanten Schrift mittheilen; allein ſie eignet ſich dazu nicht, und wir können nur die Leſer verſichern, daſs dieſes Werk den übrigen gehaltreichen Schriften des Vfs. nicht nachſteht. Hr. *Voigt* verdient daher den wärmſten Dank, daſs er dieſes Manuſcript dem Publicum mitgetheilt hat.

♂

FREYMAURERSCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Schöne: *Drey einfache Grundbegriffe der älteſten und einzig ächt gebliebenen Freymaurerey.* Aus den kürzlich auf Cypern ausgegrabenen Überreſten des Tempelordens entnommen. Nebſt einer heiligen Reliquie: „*Der Charakter des Maurerbundes*" und einem Schluſsgebete des Autors, worin der Zweck des Ordens, in welchem alle Hieroglyphen ſich auflöſen, endlich einmal deutlich ausgeſprochen iſt. Vom Grafen *C...nos.* u. ſ. w.

Obwohl Rec. ſchon vor mehr als dreyſsig Jahren, da er die Maurerey ziemlich zu kennen glaubt, gegen alle ſolche Schriften miſstrauiſch geworden iſt, und trotz der hochtrabenden Verſprechungen auf Titeln und in Vorberichten ſelten etwas fand, was er nicht zuvor ſchon gründlicher wuſste: ſo lieſs er ſich doch durch eine öffentliche Anzeige, welche verſicherte, daſs noch nie ſo offen und frey über den Gegenſtand der Maurerey geſprochen worden, als in dieſer Schrift, verführen, ſich ſolche anzuſchaffen, und mit einiger Erwartung in die Hand zu nehmen; aber ſchon der illuminirte Umſchlag fiel ihm auf. Da ſieht man auf der Vorderſeite einen Hügel mit einem Strauch von rothen und weiſsen Roſen, und mit einem Akazienzweig bepflanzt, ein weiſses langes Kreuz, deſſen oberer Theil von einer ſtrahlenden Dornenkrone umſchlungen iſt. Weiter unten in einem grünen Kreiſe erſcheinen die Namen Pompiel, Joviel, Gabriel, Oriel und endlich in rother Farbe: Saturiel, nebſt myſtiſchen Sinnbildern. Die Rückſeite zeigt ein verſchlungenes Dreyeck, an jedem der ſechs Spitzen befindet ſich ein Stern. Kreuzbalken erſcheinen an dem Kreiſe, der das doppelte Dreyeck umgiebt, und endlich am Rü-

oben des Einbandes windet sich die alte Schlange, mit dem bekannten Apfel zwischen den Zähnen, hinauf. Nun errieth Rec. sogleich den Inhalt: Jesuitisch-frömmelndes, rosenkreuzerisches Gewäsche. Er würde von dieser Erbärmlichkeit gänzlich schweigen, wenn er es nicht für heilige Pflicht hielte, besonders in unseren Tagen, in denen blinder Glaube, Herabsetzung gesunder Menschenvernunft, schale Andächteley und ähnliche Übel, wieder epidemisch zu werden scheinen, vor solchem Unsinne zu warnen, und die gemissbrauchte Maurerey von Vorwürfen zu retten, die ihr nach solcher Ansicht jeder Vernünftige machen müsste.

Wir wollen einige auffallende Stellen ausheben, und dann den Leser selbst urtheilen lassen, wess Geistes Kind der Verfasser dieses schalen Machwerkes sey. *Vorerinnerung*, S. 5. „Glaube giebt geistiges Leben. Religion und Maurerey ist (sind) der *Löffel*, worin wir Geistigtodte *den Lebenstropfen allein einnehmen können*. Kirche und maurerisches System ist der mannichfaltige Behälter, in welchem der eben so verschiedenartige Religions- und Maurer-Baum gepflanzt, und durch die Gärtner, Priester und Logenmeister, entweder mit dem Lebenswasser, Moralwasser oder Giftwasser, begossen und genährt wird." — Weiter: „Adam und Eva haben in Gesellschaft der alten Schlange das erste Abendmahl genossen, und durch den Glauben an dieselbe *magnetisch* Satans Leib und Saft wesentlich eingesogen." — Ferner: „Nur in der Bibel findet der Christ und Maurer den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur, zum Arcan der Arcane." — Hierauf folgt die Einleitung, überschrieben: „*An meine Brüder Freymaurer. Jesus ist Gott.*" S. 7 heisst es von dem schon in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „*Hirtenbrief an die Freymaurer alten Systems*": es sey ein Werk „dessen Verfasser er, der Graf *C—nos*, nicht werth sey, die Schuhriemen aufzulösen." (Also wohl gar ein Johannes und Christus? Schade, dass hier der grosse Meister vor dem Vorläufer gekommen ist.) Man lese weiter S. 8: „Es giebt kein ander Geheimniss, als den einfachen Begriff der *dreyeinigen Gottheit Jesu* und seiner Menschwerdung (der dreyeinigen Menschwerdung??); kein anderes Heilmittel, als den Genuss des heil. Abendmahls, und zwar nicht bloss als kahle Gedächtnissfeyer, sondern im festen Glauben, dass wir den verklärten *Lichtleib*, die *magnetische Hülle* im Brod, und die *allbelebende Quintessenz*, das *fünfte Element*, den göttlichen Geist im Weine, empfangen, und unserem Ich wesentlich einverleiben." (Wir sagen hierüber nichts, als mit dem seligen *Hermes*: Ruhe wohl, in deinem Glauben!) „Verbrennt, ruft der Vf. den Brüdern Freymaurern zu, — verbrennt gleich dem weisen (?) Omar zu Alexandrien euere Bibliotheken, rufet demüthig den weisen Meister an, dass seine rein in der Bibel enthaltene Lehre auch klar [illegible] einleuchtend werde." Und so geht es mit Berufungen auf *Jung-Stilling*, *Thomas von Kempis*, *Eckhardshausen* und dem Exjesuiten *Sailer* u. A. m. in einem fort. Die *drey Begriffe* der ältesten und einzig ächt übrig gebliebenen seyn sollenden Freymaurerey sollen nun folgende seyn: I. *Gott und der Erstgeborne alles Geschöpfs.* II. *Die drey Ichheiten der einigen Gottheit und besonders der Eingeborene und Erstgeborene Gottes.* III. *Der heilige Geist.* In Hinsicht des Letzteren heisst es: „es ist unnöthig, sich denselben als Mannsperson zu denken." (Kann man sich überhaupt einen *Geist* männlich oder weiblich denken?) „Nirgend ist der heilige Geist als menschliche Figur erschienen." (Doch, doch! in dem angebrannten Gehirn der schwärmerischen Nonne Crescentia Höss zu Kaufbeuern. M. s. Berlinische Monatsschrift Dec. 1787. Dieser erschien er, wie ihr Biograph erzählt, als ein schöner Jüngling.) Diese drey Begriffe werden nun in einzelnen Abschnitten nach dem crassesten Mysticismus zergliedert; wer aber in seinem Leben auch nur einmal eine Loge gesehen hätte, müsste bekennen, dass er von solchen Dingen darin nichts gehört habe. Wie konnte also der Vf. — gegen das A. B. C. der Freymaurerey — dass in ihr nichts von Religion gelehrt werde, sich so versündigen, dass er ihr seinen Rosenkreuzerischen Unsinn aufbürdete, und ihn als die höchste Enthüllung aller maurerischen Hieroglyphen anzugeben wagte? Und wer sollte es vollends glauben, wenn er es nicht mit Augen sähe, dass mit S. 63 ein „*Hirtenbrief an den Fürsten Hohenlohe*," der mit dem Titel: „*Erleuchteter Fürst! Gesalbter Priester des Herrn!*" angeredet wird, beginnt. Ihm wird gerathen, seine Perlen nicht vor die Säue zu werfen, sondern, „*um die Ehre Gottes zu retten* (!!!), die Gegend, in welcher er wohne, zu verlassen, dem Publicum *Stillings* vortreffliche (?) Schrift: Theobald, oder die Schwärmer, fleissig zu lesen (warum nicht lieber die Bibel?) anzuempfehlen, und nur erst dann sich der ihm von Gott verliehenen Gabe wieder zu bedienen, wenn ihn der Herr im Innern aufrufe, oder ihm diesen oder jenen Einzelnen zur Heilung selbst entgegen führe" u. s. w. Wir übergehen das Capitel „von den Herrnhuthern," sowie den Nachtrag und das „Schlussgebet," worin die Neologen, Vernunft-Aufklärer und Andere, „die durch irdisches Licht verfinstern," abgekanzelt werden, sowie in dem ganzen Büchlein der gesunden Menschenvernunft gräslich Hohn gesprochen wird.

Solche Schwärmereyen, Absurditäten und Erbärmlichkeiten enthält nun eine Schrift, welche die irregegangenen Freymaurer auf den rechten Weg bringen, und ihnen die einzige Quelle eröffnen soll, um daraus Weisheit zu schöpfen. Wenn es wahr ist, dass — wie die Rede geht — Tausende von Exemplarien dieser Schrift verkauft worden seyen: so bedauern wir innigst, dass das gutwillige Publicum abermals getäuscht, das schönste Geschenk Gottes, die gesunde Vernunft, von einem rosenkreuzerischen Phantasten geschmähet, blinder Glaube und mystischer Unsinn als Grundprincip einer Verbindung aufgestellt worden ist, die es in keiner Hinsicht verdient hat. Rec. erinnert sich nicht, in langer Zeit etwas gelesen zu haben, das ihn mit solcher Indignation erfüllt hätte.

W. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Felsecker: *Über Uferbefestigungen, Reinigung der Flüsse; (,) Wiesenwässerungen* u. s. w., als wichtige Theile der landwirthschaftlichen Wasserbaukunst u. s. w., von *J. C. W. v. Scheurl.* 1804. XII u. 131 S. 8. m. K. (10 gr.)

Der Vf. theilt sein Werk in vier Abtheilungen, und diese enthalten wieder in Allem 9 Abhandlungen. In der ersten Abtheilung handelt die Einleitung, als die erste Abhandlung, von Uferbefestigungen und Einreissungen der Flüsse, und ist eine Aufzählung der mancherley Arten von Nachtheilen, welche Versandungen, Verschlämmungen u. dgl. den Teichen und Flüssen bringen. Dann folgt das Verfahren bey dreyerley Arten Ufereinreissungen: 1) durch Krümmungen, 2) durch Unterspülen, und 3) durch oben Herabstürzen. Der Vf. zeigt nun sehr gut und zweckmässig, wie jede dieser Uferbeschädigungen wieder ausgebessert und hergestellt, auch weiterem Schaden vorgebaut werden könne. Die 2te Abhandlung erklärt als Gegenstände des Wasserbaues die Faschinen, die verschiedenen Flechtzeuge und Pfähle, und giebt einige sehr nützliche Fingerzeige, wie Flüsse und Bäche rein zu halten seyen. Die 3te Abhandlung giebt Anleitung, die nachtheiligen Krümmungen der Flüsse zu ebnen, oder vielmehr dem Flusse einen geraderen Lauf zu geben, bey welcher Gelegenheit dann der Vf. die schädlichen und nöthigen Serpentinen erklärt, auch von der besten Richtung und dem besten Winkel spricht, in welchem ein Fluss in den anderen fällt. 4te Abhandlung: Von Sandbänken, Inseln, deren Abtragung u. s. w. 5te Abhandlung: Von Fischteichen, Unterhaltung, Aushebung u. s. w. der Wiesen. Der Vf. ist der sehr richtigen Meinung, dass ein Teich weit mehr Nutzen gewähre, und die Fischung auch vortheilhafter sey, wenn er zwey oder drey Jahre besäet werde; und setzt nun sehr gut aus einander, unter welchen Bedingungen dieses nur, und wie es am vortheilhaftesten geschehen müsse; er zeigt dann das Verfahren beym Ablassen der Teiche, die man zu Acker- oder Wiesen-Land nutzen will, und zählt die erfoderlichen Eigenschaften eines guten Fischteiches auf. Die 6te Abhandlung setzt die verschiedenen Teichnutzungen aus einander, und der Vf. theilt hier die Teiche oder Weyher in 1) Laichweyher zur Sommerzucht, und 2) in Brut-, und 3) Besatzungs-Weyher. In die Laichweyher kommen zum Streichen zu 2 oder 3 Stück Rögnern 6 Stück gut ausgewachsene, 4 oder 5jährige Milcher, heisst es S. 76. Der Vf. hätte hiebey aber doch wohl aufs Locale einige Rücksicht nehmen, und diese Regel nicht so geradezu geben sollen: denn die Beschaffenheit des Bodens des Teiches verändert hier zu viel. Im Holsteinischen hat man z. B. eine ganz andere Norm, als man im Nürnbergischen hat. Was nun noch über die Lage der Teiche und die Erhaltung ihrer Dämme gesagt wird, ist sehr gut und schätzenswerth. Über die Wiesenwässerungen, Wiesengräben und Sumpfaustrocknungen sagt der Vf. im 7ten Abschnitte manches Gute: indess ist dieser Gegenstand so schwierig, dass man auf den wenigen Seiten nicht viel darüber erwarten kann. Rec. wünscht aber recht sehr, dass jeder Ökonom den in der Note *) S. 92 gegebenen Rath benutzen möge. Wie vortrefflich würde es dann schon nach 6 Jahren um unsere Wiesen und unsere Viehzucht stehen! Denn diese beruht doch grösstentheils mit auf jenen. Auch was vom Austrockenen der Sümpfe gesagt wird, enthält Manches, das Nachahmung verdient. Die 8te Abhandlung, von Seen, deren Verbesserung durch Verkleinerung oder gänzliche Austrocknung, enthält, wie die vorigen, in gedrängter Kürze viel Nützliches und Nachahmenswerthes. Die 9te handelt vom Mühlenwesen; sie scheint eine Zugabe zum Ganzen zu seyn, und ist von unbedeutendem Werthe; das Ganze aber ist ungeachtet seiner geringen Bogenzahl für jeden Ökonomen und Landmann sehr nützlich; nur Schade, dass die Schreibart schlecht, und durch ein Heer von Schreib- oder Druck-Fehlern noch mehr entstellt ist. Die dabey befindliche Kupferplatte ist deutlich und gut, und Rec. empfiehlt Jedem, der mit Uferbefriedigung u. dgl. zu thun hat, dieses Büchelchen recht sehr. Druck und Papier sind gut, und der Preis gewiss sehr billig.

♂

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, in der Maurerschen Buchhandlung: *Die drey denkwürdigen Tage, der* 18 *Oct.* 1813, *der* 31 *März* 1814, *der* 18 *Jun.* 1815. Für Schulen beschrieben, mit einer einleitenden Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit der französischen Revolution, von *P. Vogel*, einer Schule in der Luisenparochie zu Berlin (Lehrer oder Vorsteher?) 1818. 74 S. 8. (6 gr.)

Es ist kein unglücklicher Gedanke, die merkwürdigsten Ereignisse seit dem Anfange der französischen Revolution 1789 bis zum zweyten Frieden in Paris, den 21 Nov. 1815, für Schulen zusammenzustellen. Denn die neuesten Begebenheiten der Geschichte erwecken das meiste Interesse, und wirken am besten das, was man durch den Vortrag der Geschichte bewirken will. An der gegenwärtigen Bearbeitung ist nur die Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse der französischen Revolution gar zu kurz ausgefallen. Es soll freylich nach des Vfs. Absicht nur so viel von der französischen Revolution gesagt werden, als zum Verständniss der drey denkwürdigen Tage nöthig ist; aber wer die Ereignisse der französischen Revolution bis zur Flucht der Franzosen aus Russland auf 11 Octavseiten beschreibt, lässt gewiss seine Leser unbefriedigt, wenn auch diese Beschreibung nur als Einleitung zu einer anderen Geschichte gelten soll. Die Beschreibung der drey denkwürdigen Tage hingegen ist sehr zweckmässig, zwar kurz, aber verständlich. Schullehrer werden dieses Buch als Leitfaden beym Vortrage dieser Geschichte sehr gut brauchen können.

I.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Reimer: *Ulrichi ab Hutten*, Equitis Germani, *Opera quae extant omnia*. Collegit, variisque annotationibus illustravit *Ernestus Josephus Münch*, in Schola Argoviensi publica Professor. Tomus primus. Nebenan mit dem deutschen Titel: *Des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämmtliche Werke*, gesammelt und mit den erforderlichen Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von *Ernst Joseph Hermann Münch*. Erster Theil. 1821. 8.

Seitdem der verewigte *Herder* im fünften Bande seiner „zerstreuten Blätter" zum zweytenmal zur Herausgabe der sämmtlichen Werke *Ulrichs von Hutten* ermunterte, und die damals ins Publicum gegebene Subscriptionsanzeige des Hn. *Wagenseil* empfahl, dann später, wiewohl auch vergebens, die Jacobäersche Buchhandlung in Leipzig Hoffnung machte, durch ihre Mithülfe zum Ziel zu gelangen, wagte es Niemand mehr, zu hoffen, dass ein neuer Versuch gelingen werde. Nun tritt Hr. Prof. *M.* zu Arau mit einem ersten Bande einer solchen Sammlung auf, und wie verlautet, will der patriotisch gesinnte Verleger bis zum Ende ausharren. Wenn diese Ausgabe zu Stande kommt, so verdient die Bemühung des Herausgebers sowohl, als des Verlegers Aufopferung, dankbare Anerkennung, wenn auch noch manche Foderung unerfüllt bleiben sollte, welche die Kritik mit allem Rechte machen könnte. Dass dieser der Fall seyn wird, zeigt uns dieser erste Band. Noch scheinen die Kenntnisse des jungen Mannes, der dieses Werk unternommen hat, sowohl rücksichtlich der Kirchen-, als Literar-Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts zu oberflächlich; noch ist sein teutscher Stil zu ungebildet, und schmeckt zu sehr nach der bald vergessenen Genie-Epoche, — noch macht er sich zu vieler Übereilungen schuldig, und kennt bey weitem nicht Alles, was seinen Autor erläutert. Allein wir wollen ihn darum von dem betretenen Wege nicht abschrecken, sondern hoffen, dass das, was wir erinnern zu müssen glaubten, ihn ermuntern werde, künftig in dem und jenem besser auf sich selbst Acht zu haben.

Der Inhalt dieses ersten Bandes ist folgender. *Einleitung.* I. Chronologisches Verzeichniss der sämmtlichen Schriften Huttens. II. Verzeichniss der verschiedenen Bildnisse desselben. III. Dessen Dichter-Diplom. IV. Urtheile von Zeitgenossen und späteren Schriftstellern über Huttens Verdienste und Charakter. V. Fortsetzung der Urtheile. Biographieen und Notizen über sein Leben und seinen Charakter aus neueren Zeiten. VI. Verzeichniss der Ausgaben seiner Werke und der Übersetzungen derselben. Recensionen Huttenscher Schriften. VII. Blumen auf Huttens Grab, von alten und neuen Schriftstellern gestreut. VIII. *Opera.* 1) *Carmina juvenilia.* 2) *In Wedegum Loetz et filium ejus Henningum, Querelarum libri duo.* 3) *De arte versificatoria.* 4) *Croti Rubiani ad Ulr. Huttenum Epistola.* 5) *Ad Maximilianum Caesarem in Venetos, exhortatorium.* 6) *Epistola ad Pachum.* 7) *Nemo, Editio prima.* 8) *Vir bonus.* 9) *Ad Caesarem Maximilianum, Epigrammata.* 10) *De Piscatura Venetorum, Carmen heroicum.* 11) *Marcus, Heroicum.* 12) *Quod ab illa antiquitus germanorum claritudine nondum degenerarint nostrates.* 13) *Pro ara Coritiana, Epigrammata.* 14) *Ad Crotum Rubianum de statu romano.* 15) *In tempora Julii, Satyra.* — 16) *In laudem Alberti, Archiep. Mogunt. Panegyricus.* — 17) Beylagen.

Wenn nun Rec., wie er bereits bekannte, weit entfernt ist, das Verdienst zu verkennen, das sich ein Herausgeber *Huttenscher* Werke um unsere Literatur erwirbt; — wenn er einem jungen Manne recht gern etwas nachsieht, und ihn gewiss weniger strenge beurtheilt, als er einen reiferen beurtheilen würde: so muss er doch über diesen ersten Band einige Bemerkungen machen, von denen er wünschen möchte, dass sie dem Hn. Prof. *M.* selbst nicht entgangen wären. Derselbe versprach in der Subscriptions-Anzeige, zwey Abhandlungen voranzuschicken: 1) *Übersicht des Zustandes der europäischen überhaupt, und der deutschen Literatur insbesondere, unter Maximilian I und in der ersten Hälfte der Regierung Karls V, oder: Huttens Zeitalter,* und 2) *Historisch-chronologischer Überblick dessen, was von Huttens Schriften oder über ihn und letztere durch neuere Schriftsteller zu uns gekommen ist.* Mit einer Darstellung des Zustandes der Literatur jenes merkwürdigen Zeitpunctes würde es wohl nicht gethan gewesen seyn: denn um sich zum ganzen Genuss der Huttenschen Schriften vorzubereiten, und in die gehörige Stimmung zu versetzen, müsste auch das gesellige Leben jener Zeit, die Lage des Handels, die Beschaffenheit der

Sitten, der Religion, der politischen Verfassung Europa's und besonders Deutschlands mit umfassendem Kennerblick geschildert seyn. Diese Abhandlung (No. 1) ist jedoch weggeblieben, und wird späterhin versprochen. Diess war nicht wohlgethan, und die erwähnte Schilderung hätte billig den Werken vorausgehen sollen, ja vielleicht hätte eine vollständige Lebens- und Charakter-Darstellung des Schriftstellers sich zum Eingang noch besser geschickt. Aus der „historisch-chronologischen Übersicht" ist ein trockener Bücherkatalog geworden, der weder vollständig, noch mit derjenigen Kritik verfasst ist, die wir erwartet haben. Der Abdruck des Huttenschen Dichter-Diploms war wohl eine unnöthige Zugabe; denn wenn auch die Ehre der Zuerkennung des poetischen Lorbeerkranzes damals mehr war, als in der Folge, so war sie doch nie von so hoher Wichtigkeit, dass ein Diplom über diese Ceremonie noch nach mehr, als dreyhundert Jahren neu abgedruckt zu werden verdiente. Nicht weniger überflüssig dünken uns die „*Judicia et testimonia*" über Hutten, die — manches Geringfügige ohnehin abgerechnet — gerade aussehen, wie die Gratulations-Episteln und Zeugnisse vor akademischen Probeschriften, die noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts Mode waren. Zudem fehlt gerade eins der wichtigsten Zeugnisse, nämlich das, welches in der Vorrede zu *Erasmus* Neuem Testamente steht. Unter den deutschen Oden auf Hutten hätte *Wagenseils* Ode angeführt zu werden verdient. Sie steht im zweyten Bändchen seiner Gedichte, und ist von der Allgemeinen deutschen Bibliothek als vorzüglich ausgezeichnet worden. Statt jener Zeugnisse, Urtheile, Grabschriften u. s. w. hätten wir lieber gesehen, wenn Hr. *M.*, welcher sagt, er habe mehrere Ausgaben der Schriften seines Autors gegen einander verglichen, uns ein kritisches Verzeichniss derselben mitgetheilt, die Abweichungen gezeigt, und die Ursachen der gewählten Leseart angegeben hätte. So wie die Sache jetzt steht, müssen wir bloss *glauben*, er habe die beste angenommen. Jenes wäre für Gelehrte von Nutzen gewesen; und diese sind es denn doch, die man als Leser von Huttens — grösstentheils lateinischen — Schriften voraussetzen darf, ob wir gleich mit Vergnügen bemerkt haben, dass sogar die Namen einiger Damen in der Subscribentenliste stehen. — Im Verzeichniss der Bildnisse Huttens vermisst Rec. das im Deutschen Merkur von 1776 und das in *Mosers* patriotischem Archiv. — *Christs Commentarius de scriptis, moribus et imaginibus Ulr. de Hutten* hätte — so wie *Panzer*: „über Hutten in literarischer Hinsicht" — schon unter den Biographieen, und nicht erst unter der Rubrik: „Vermischte literarisch-biographische Notizen," bemerkt werden sollen. — Die Anmerkungen des verstorbenen *am Ende* über Hutten im „literarischen Anzeiger" sind bloss dem unzuverlässigen *Sattler* nachgeholt, und verdienten nichts weniger, als das Prädicat „*scharfsinnig.*" — Das Bild bey *Mohnike's* Abdruck des „*Vir bonus*" ist nicht, wie es S. 156 heisst, ein Kupferstich, sondern ein Holzschnitt. Der Titel des *Burkhard*'schen Commentars ist unrichtig angegeben (No. V. S. LXIX), und heisst: „*Equitis et animi et ingenii viribus praestantissimi Ulrichi de Hutten ad B. Pirkheymer, Patric. Norimb. Epistola, qua et vitae suae rationem, et temporum, in quae aetas ipsius incidit, conditionem luculenter descripsit. In lucem denuo protulit et Commentarium, quo illustris hujus equitis fata et merita exponuntur, subjecit Jacobus Burkhard.*" Ebendaselbst ist das Urtheil über *Wielands* kurze Charakteristik Huttens sehr absprechend, und seine Ansicht wird sogar *pedantisch* genannt; aber bey aller Achtung vor Hn. *M.* kann ein unbefangener Beurtheiler sich schwerlich des Gedankens erwehren: er habe sich zuweilen einer Übereilung schuldig gemacht, und, wie *Herder* es nicht unpassend nennt, manchmal einen „Eulenspiegelstreich" begangen. Ist es also Verbrechen, wenn ein alter, gesetzter und besonnener Mann, wie *Wieland*, ebenso denkt? Musste er aber darum, weil er in Manchem anders dachte, als Hr. *M.*, der doch selbst von Übereilungen und Eulenspiegelstreichen spricht, noch nach seinem Tode geschmäht, und mit einem mitleidigen Seitenblicke gelohnt werden, dass er — in der weiland Geniesprache zu reden — „all den hohen Sinn nicht fassen wollte"? Noch ärger geht es dem armen *Stolz* wegen des Commentars zu seiner Übersetzung der *Expostulatio cum Erasmo Roterodamo*" und des Letzten „*Spongia adversus adspergines Hutteni,*" weil er beide Männer ziemlich unparteyisch gegen einander abwog, und nur nicht Alles gut heissen wollte, was der ergrimmte Hutten gethan und gesagt hatte. — *Wagners* gedrängte „Geschichte von Huttens Zeitalter und Leben" erhält dagegen grosses Lob, und gerade in diesem Aufsatze hat Rec. am wenigsten gefunden, was er suchte. Auch *Meiners* Leben Huttens hat des Hn. Prof. Beyfall nicht, sondern ist ihm, wenn gleich „eine reiche Fundgrube für Huttens künftigen Biographen," — doch „ein verworrenes, planloses Ding, aus dessen labyrinthischen Gängen man sich ohne Verwirrung kaum herausfindet." Er nimmt es *Meiners* sehr übel, dass er „so vornehm" gegen den jüngeren *Schubart* gethan, und gesagt habe: eine solche Arbeit (wie *Schubarts* Leben Huttens) mache einem jungen Manne immer Ehre, indem sie Hr. *M.* selbst für „die bündigste und Huttens Geist am meisten befreundete Biographie" hält. Ein wenig mehr Bescheidenheit gegen ältere verdiente Schriftsteller würde dem Vf. nicht übel stehen. — Unter die vielfältigen Übereilungen gehört wohl auch, wenn es S. LXXVII heisst: „*Wagenseil* hat, wenn ich nicht irre, im Reformationsalmanach 1818 eine zweyte Lebensbeschreibung Huttens geliefert" — denn da das dort befindliche Bildniss Huttens das beste heisst: so muss Hr. *M.* wohl auch jene Skizze gesehen haben. Für eine eigentliche „Lebensbeschreibung" wird es Hr. *M.* selbst schwerlich halten.

Da wir über den Text derjenigen Stücke, welche im ersten Bande gesammelt sind, aus bereits angeführtem Grunde nichts sagen können: so beschränken wir

uns auf folgende Bemerkungen. — Was soll S. 79 „diplomatischer Titel“ heissen? Man sagt wohl, es sey Etwas *mit diplomatischer Genauigkeit* abgedruckt, oder angegeben, aber „einen diplomatischen Titel haben“ kann man nur von gewissen Personen, die damit begabt sind, sagen. — Ist S. 165 „*Exhortatoria*“ durch „*Mahngedicht*“ wohl richtig und verständlich übersetzt? Warum nicht lieber „*Aufruf*“ oder „*Ermunterung*“? — *Vorwort* S. XV: „Drang der Begebenheiten, Sturm der Zeit“ u. s. w. sind ächte Ausdrücke aus jener Periode, in welcher *Lessing* sagte: „Wer mir sagt, dass ich ein Genie sey, dem gebe ich eine Ohrfeige, von der er glaubt, es seyen ihrer zwey.“ — Ebendaselbst: „Mannichfaltigkeit der Verlagsorte“ ist sehr unrichtig ausgedrückt. *Huttens* meiste Schriften wurden auf Reckelberg, Ebernburg und zu Mainz gedruckt; wenige zu Augsburg oder Fulda. — Warum schreibt Hr. *M.* immer *so*, statt: *der*, *die*, *welcher* oder *welche?* z. B. „einer der grössten Männer, *so* (d. i. *welche*) gelebt haben.“ Warum „*literärisch*“ statt *literarisch?* — „So zwar“ statt: *so*, *dass?* — Was soll „feuerglühend“ heissen? Erst wenn das Feuer ausgebrannt ist, zeigt sich eine Gluth. — „Was die Anmerkungen selbst betrifft, so habe ich“ u. s. w., statt: „die Anmerkungen selbst habe ich so kurz als möglich“ u. s. w. S. XX „von daselbst“ soll heissen: *von dort.* S. XXI: „Schicksal — was die der Wagenseilschen Edition traf“ ist höchst undeutsch, und sollte heissen: „das die — Ausgabe traf,“ wenigstens gehört das „*der*“ schlechterdings nicht hinein. S. XVII. „*Chrestomathia Huttenians.*“ Rec. ist nicht unbekannt, dass vor mehreren Jahren eine solche von einem gewissen Gelehrten da und dort — aber vergebens — angeboten wurde. Selbst *Campe*, damals in Braunschweig, der doch im Schul- und Erziehungs-Fache bekanntlich grosses Ansehen hatte, und ein solches Buch für die Schulen des nördlichen Deutschlands leicht hätte empfehlen können, war zu einer Mitwirkung nicht zu gewinnen. Auch Andere wollten sich dazu lieber der alten Classiker bedienen, und hatten nicht Unrecht. — S. XIX. „Von Pontius zu Pilatus geschickt“ — gar zu gemeine Redensart. — „Ich war gewillt“ statt: *Ich war Willens.* — Wenn nach S. XXII *Meiners* Huttens Werke in chronologischer Ordnung herausgeben wollte: so hatte er gewiss nicht im Sinne, sie so bunt und kraus durch einander zu werfen, so dass sie wie die Fische im Teiche unter einander schwimmen sollten, wie bey Hn. *M's.* Ausgabe. Wahrscheinlich hätte er wenigstens die poetischen Werke von den prosaischen gesondert, vielleicht die letzten in Reden, Gespräche, Briefe u. s. w. abgetheilt, und jede Abtheilung streng chronologisch geordnet. Wenn diese verschiedenen Arten und Muster der gebundenen und ungebundenen Rede und Form so gemischt werden sollen: so ist es wenigstens nicht ästhetisch schön, und [illegible] braucht eben nicht, wie Hr. *M.* meint, ein [illegible]s mechanischer Philolog“ zu seyn, um eine natürliche Ordnung besser, als eine Unordnung zu finden. Durch einen solchen Mischmasch erhält der Leser ein buntes Allerley, das ihn eher verwirren, als ihm einen festen Standpunct geben wird, den Geist seines Autors zu fassen, und in jeglicher Form sein Auszeichnendes zu bewundern. Sollte es denn in der That wünschenswerth seyn, erst ein Epigramm, dann eine grosse Rede, jetzt einen Brief, darauf ein Gespräch, dann wieder Briefe (die gar nicht aus einander gerissen werden sollten) zu finden, und zuletzt kaum zu wissen, was man gelesen habe? Wir können uns ein für allemal mit dieser Mischung nicht befreunden. — S. XXIII sq. „Alle diese Schriften sind *lebendige Urkunden der Gedichte*“ u. s. w. Diese Stelle ist Rec. völlig unverständlich, denn was sollen die ausgehobenen Worte sagen? — Gegen den Vorwurf, den Hr. *M.* nach S. XXIV erwartet, dass er nämlich seine Anmerkungen, Erläuterungen u. s. w. nicht lateinisch geschrieben habe, hat er sich offenbar nicht gereinigt. Sollen *Huttens* Werke auch dem Auslande bekannt werden — und wem sind historische und literarische Erläuterungen nöthiger, als diesem? — so mussten diese letzten in einer Sprache geschrieben werden, deren Kenntniss man von Jedem, der sich zum Stande der Gelehrten zählt, billig fodert. Dass die Ausländer, um die Anmerkungen des Hn. *M.* lesen und verstehen zu können — die übrigens eben nicht sehr tief geschöpft sind — deutsch lernen sollen, ist wahrlich zu viel verlangt. Wollten sie sich diese Mühe nicht verdriessen lassen: so hätte sich Mancher längst dazu entschliessen müssen, was manche unserer — besonders wissenschaftlichen — Werke ihm längst hätten annehmlich machen sollen. Hat doch selbst der berühmte *Robertson*, der eine grosse Periode der deutschen Geschichte (Karls V Regierung) bearbeitete, unsere Sprache nicht verstanden. Zwar bedauerte er es, machte aber doch keine Anstalt, das Versäumte nachzuholen; und so wird es grossentheils noch ferner bleiben. S. XXVI findet sich eine neue Probe, wie gern Hr. *M.* keck absprecht, denn hier heisst es: „Längere Zeit bin ich hinsichtlich jener Schriften in Zweifel gestanden, welche von Vielen *Ulrich von Hutten* zugeschrieben, von Anderen bezweifelt, oder gar ihm abgesprochen werden, wie z. B. bey den *Epistol. obscur. viror.*, jener berühmten Nationalsatyre, so (die) man bisher als von *Hutten*, wenigstens grösstentheils, geschrieben glaubte, und welche ihm weder die 2 Briefe an *Richard Crocus*, noch *Ch. G. Müllers* kritisches Urtheil darüber, abzusprechen hinreichend sind.“ Wir wünschten sehr, dass Hr. *M.* so vielen kritischen Sinn in seinen Urtheilen bewiesen hätte, als *Müller*, dessen Schrift er sogar nicht einmal gesehen zu haben scheint: denn er könnte sonst unmöglich so zuversichtlich absprechen; sowie ihm *Mohnikes* Aufsätze über *Wilh. Angst* und *Andalini*, in *Ersch* und *Grubers* neuer Encyklopädie u. s. w., gänzlich unbekannt geblieben seyn müssen. Die Äusserungen dieses kenntnissreichen Mannes sollten Hn. *M.* wohl abhalten, sowohl die *Ep. obsc. vir.*, als den Dialog „*Julius*“ unter den *Huttenianis* wieder abdrucken zu lassen. Der letzte gehört nicht einmal unter die *dubia*, wie hinreichend bewiesen ist. S. XXVIII. Wenn nach Hn. *M's.* eigenem Urtheile Manches unter den „*Judiciis et testimoniis*“ unter die „*gesudelten Votivtäfelchen*“ gehört,

warum — fragt man billig — liefs er folches Zeug abdrucken? — XXIX. „Da von nirgendher eine Stimme dafür erschall" (nämlich für die Herausgabe der sämmtlichen Werke) ist unrichtig. Bis auf die neuesten Zeiten ist es oft genug, aber immer vergebens, geschehen. S. XXXV. „*Joannis Reuchlini Triumphus.*" Es leidet (nach *Mohnike*) noch einen grofsen Zweifel, ob dieses Gedicht Hutten angehöre; aber rücksichtlich der S. XXXVI angeführten zwey Reden ist es wohl ausgemacht, dafs sie nicht seine Arbeit sind. Hr. *M.* will, wie er sagt, das Gegentheil beweisen, und wir müssen es erwarten: indessen wird es ihm schwer werden, einen überzeugenden Beweis zu führen, da so Vieles dagegen spricht. S. XXXIX. „*Barth. Cambergensem*" ist wohl ein Druckfehler, und sollte „*Bambergensem*" heissen, indessen ist es unter den Erraten nicht bemerkt. — S. XL. Wie kommt *Erasmi* „*Spongia*" und alle unter 1524 angeführten Schriften unter Huttens Werke? Und warum ist *Philaletis — Dialogus* nicht unter die *dubia* gesetzt, oder vielmehr gar verworfen? — S. XLII. „Schriften, welche Hutten mit grofser Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden." Gerade das Gegentheil; nicht von einer einzigen läfst es sich wahrscheinlich machen. Wir bitten Hn. *M.*, nicht gar zu freygebig zu seyn, und entweder selbst mit der nöthigen Strenge zu untersuchen, ehe er solche Flugblätter auf Huttens Namen schreibt, und wieder zum Abdrucke bestimmt, oder nachzulesen, was Leute, die in der Literargeschichte des XVI Jahrhunderts bewanderter sind, bereits gesagt haben, und nach solchen Äusserungen seine etwas vorschnellen Urtheile zu berichtigen. — Die „Beylagen" S. 311 ff. sind blofse Auszüge aus *Mohnikes* Commentar über die *Querelas contra Lossium*, zum Theil wörtlich, zum Theil aber abgekürzt, abgedruckt. Diese reichhaltige Quelle hätte wohl mit Dank genannt werden sollen. Der Rubrik No. VI: „Verzeichnifs der Ausgaben, Übersetzungen, Recensionen, literarischen Notizen, so (welche) bisher von und über Huttensche Schriften erschienen sind," entspricht der Inhalt keineswegs, und man brauchte kein grofser Kenner zu seyn, um das Mangelhafte und Leere auf den ersten Blick zu bemerken.

Rec. bedauert, dafs diese Ausgabe der Werke eines der merkwürdigsten deutschen Männer aus der Reformationsperiode abermals in zu jugendliche Hände gerathen ist. Wenn auch das Ganze, wie wir hoffen und wünschen wollen, zu Stande kommt: so dürfen wir, wie es scheint, zwar „*Opera omnia*" erwarten, aber eine kritisch vollendete Ausgabe wird immer noch frommer Wunsch bleiben. Hr. *M.* ist nicht vorbereitet genug an seine Arbeit gegangen, und wenn wir gewifs seinem guten Willen alles Lob ertheilen: so kann uns das für die vielen Unvollkommenheiten, die seinem Werke ankleben, darum nicht blind machen. Möchte er mit der Herausgabe der folgenden Theile weniger eilen, und sie reifer werden lassen, weniger aufs Gerathewohl, und nur erst nach genauer Überlegung, Etwas niederschreiben. Hutten verdient es schon, dafs ein Herausgeber seiner Werke sich keine Mühe verdriessen lasse, etwas möglichst Vollendetes zu liefern. Der Schwarzischen Officin in Schafhausen machen Druck und Papier alle Ehre. Beides fehlte der Leipziger Ausgabe von 1783; auch hat die neue vor jener voraus, dafs man weit weniger auffallende Druckfehler in ihr findet, wenn sie gleich auch fehlerfreyer seyn könnte und sollte.

Dem Vernehmen nach soll Hr. Regierungsrath *Wagenseil* zu Augsburg sein „Leben Ulrichs von Hutten," zu welchem er — nach dem Reformationsalmanach für 1818 — seit 40 Jahren die Materialien gesammelt hat, vollendet haben. Wir wünschen, dafs dieses bald gedruckt werde; denn nach einer solchen beharrlichen Vorbereitung glauben wir von diesem mit Hutten und seinen Werken innig vertrauten Schriftsteller etwas Lebenswerthes erwarten zu dürfen.

O. A. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Mainz*, in der Hofbuchdruckerey: *Ist der Wucher ein Product der Handelsfreyheit? Und welche Mafsregeln sind wohl die wirksamsten, um den noch fortbestehenden Fruchtwucher gänzlich zu lähmen?* Aus staatsrechtlichen Grundsätzen erläutert von *B. Bölges.* (Ohne Jahrzahl). 40 S. 8. (5 gr.)

Der Vf. beginnt mit der ganz richtigen Bemerkung, dafs die Napoleonische Continentalsperre theils durch die Verbreitung der Surrogate der Colonialwaaren, theils durch Erhöhung der Industrie für den Continent, und insbesondere für Deutschland, auch wohlthätig geworden sey, und giebt dann Definitionen von Nationalwohl, Nationalwohlstand, Nationalvermögen, Nationalreichthum u. s. w. Nach manchen sehr seichten Räsonnements über Activ- und Passiv-Handel kommt dann der Vf. endlich auf die Lösung seiner Aufgabe; und diese fafst sich denn *dahin* zusammen: 1) Dafs in Zeiten der Theuerung zwischen dem höchsten und gewöhnlichen Preise der Getreide ein Mittelpreis (das Robespierrische Maximum!) von der Regierung bestimmt, und 2) dafs Districts- und Local-Magazine angelegt werden sollen. Dafs diefs Alles nichts Neues, dafs alle dergleichen Vorschläge unausführbar seyen, und dafs gerade das Einmischen der Regierung in den Getreidehandel die Theuerung hervorbringe, wie sich in den letzten Jahren vorzüglich in Baiern traurig genug ausgewiesen hat, sind so bekannte Sachen, dafs wir uns dabey nicht länger aufhalten wollen. Wir bemerken also nur: Der Vf. mag es mit dieser Schrift recht herzlich gut gemeint haben, aber zum staatswirthschaftlichen Schriftsteller fehlt ihm ebenso sehr Geschäftskenntnifs, als philosophischer Blick. Die ganze Schrift enthält auch nicht eine einzige neue Ansicht, und ist übrigens in einem schwerfälligen Stile geschrieben: sie hätte also, wenn nicht die Armen, für welche der Ertrag bestimmt seyn sollte, Vortheil davon gezogen hätten, gar wohl ungedruckt bleiben können.

J. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

ARCHÄOLOGIE.

1) KOPENHAGEN, b. Schulz: *Symbola veteris ecclesiae artis operibus expressa.* Programma, quo inaugurationem Rev. Episcopi Ripensis Jani Mich. Hertz — Domin. XXII. p. Triuit. in aede Fridericiana solemni ritu peragendam indicit D. *Fridericus Münter*, Selandiae Ordinumque Reg. Equestr. Episcopus etc. 1819. 36 S. 4.

2) WIESBADEN, b. Schellenberg: *Inscriptiones Graecae, quas Lipsanotheca quaedam magna continet, quae Weilburgi asservatur*, iterum multo emendatius editae et annotationibus illustratae. Programma, quo Solemnia annua Gymnasii Weilburgensis d. 20 — 22 Mart. MDCCCXX celebranda indicit *Joannes Phil. Krebsius*, Philos. Doct. Gymnasii Prof. Graec. ac Lat. Lit. 1820. 51 S. 4. (Mit 3 lithographirten Blättern Schrift-Proben.)

Je seltener Schriften dieses Inhaltes und Werthes sind, desto mehr Pflicht ist es, das Publicum darauf aufmerksam zu machen, damit sie nicht unter der grossen Masse kleiner Gelegenheits-Schriften sich verlieren. Wenn auch, bey der grossen Vernachlässigung, welche die christliche Kunst-Geschichte so lange und so unverdient erfuhr, nicht auf einmal eine grosse Ausbeute zu erwarten ist: so muss man doch den Weg, durch einzelne Untersuchungen einer künftigen Total-Bearbeitung vorzuarbeiten, als den zum rechten Ziele führenden betrachten. Und aus diesem Gesichtspuncte sind die beiden vor uns liegenden Schriften, zwar klein an Umfang, aber reich an interessanten Bemerkungen, für den Freund dieses Studiums eine erfreuliche Erscheinung.

Der wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit und rastlosen Thätigkeit schon längst berühmte Vf. von No. 1, welchen Rec. so gern als seinen Landsmann begrüsst, hat den Versuch gemacht, diejenigen christlichen Symbole, welche auf alten Denkmälern und Kunstwerken am häufigsten vorkommen, zu erklären. Er hat diess mit Einsicht, Sachkenntniss und Kritik geleistet; und Rec. hätte sehr gewünscht, dass Hr. *M.* sich mit grösserer Ausführlichkeit über diese Gegenstände verbreitet hätte, über welche er, bey dem Reichthume seiner Kentnisse und Sammlungen in diesem Fache, gewiss vor vielen Anderen ein competentes Urtheil hat. Indess wollen wir auch das Wenige, das hier gegeben wird, dankbar und in der Hoffnung, dass der Vf. künftig diese Forschungen in einem weiteren Kreise fortsetzen werde, annehmen.

Nach einer kurzen Vorerinnerung über die Wichtigkeit und die Quellen der christlichen Kunstgeschichte werden S. 5 — 32 folgende Symbole erläutert. I. *Agnus.* Die erste bestimmte Vorstellung von Jesus unter dem Bilde des Lammes, mit Beziehung auf Joh. I, 29. u. Apokal. V, 6, findet man bey *Paulinus Nolan. ep.* 32. *p.* 208. Wenn es S. 5 heisst: „*Inprimis vero hujusmodi picturae Christianis placuisse videntur antiquiori tempore, cum imago Christi cruci nondum fuerit addita, quam vero deinceps in Oriente Synodus quinisexta a. 692 agni figurae praetulit*“: so ist diess so ausgedrückt, dass es leicht ein Missverständniss veranlassen könnte. Allerdings verbot das *Concil. Trullan. II. a.* 692. *can.* 82. (*Harduin. Concil. T. III. p.* 1689) die „alte Gewohnheit, Christus, unseren Gott, in der Gestalt eines Lammes abzubilden“; allein es erwähnte so wenig des *Kreuzes*, oder des *Crucifixes*, dass vielmehr diese Darstellung erst nach einigen Jahrhunderten, unter den heftigsten Widersprüchen, zuerst in Constantinopel, eingeführt werden konnte. Hier wurde es für anständiger und zur Hervorbringung gottseliger Gefühle geeigneter erklärt, unseren Heiland in der *Gestalt eines vollkommenen Menschen* vorzustellen. II. *Ancora.* Gewöhnlich in Verbindung mit einem Schiffe (*ecclesia*) und mit Fischen, oder dem Worte ἰχθυς (*spes ecclesiae*). *III. Arca.* Schon Tertullianus nennt die Kirche *arcam figuratam*, und Cyprianus hat diese Vorstellung allgemein gemacht. Viele Gemälde stellen Noah im Schiffe, die Taube erwartend, vor; doch findet man auch ein segelndes Schiff mit der auf dem Maste sitzenden Taube. IV. *Bos.* In Ansehung dieses seltenen Symbols, mit Beziehung auf 5 Mos. 25, 4 und 1 Cor. IX, 9. 1 Tim. V, 18, wird auf *Aringhii Roma subt.* verwiesen. Wir vermissen die Beziehung auf Jes. 1, 5 und auf das bekannte Emblem des Ap. Lukas. V. *Candelabrum.* Der Candelaber bezieht sich

theils auf das Licht der Welt, Joh. VIII, 12 (weshalb *Christus* auch *Lucifer* heisst), theils auf die Kirche, nach Apok. I, 20. VI. *Calix.* Der *Calix eucharisticus* kommt seltener vor, desto häufiger aber das Bild des Johannes mit dem von einer Schlange umwundenen Kelche in der Hand, was in der Legende vom Giftbecher seinen Grund hat. Ganz unrichtig war es (muss Rec. bemerken), dass man diesen Becher für einen *Abendmahls-Kelch* erklärte, da bekanntlich gerade Johannes von der Einsetzung des Abendmahls gar nichts berichtet. VII. *Cervus.* Uns scheint die Beziehung auf Ps. 41, 2 die einzig richtige Deutung zu seyn, aber nicht auf Christus, sondern auf den nach dem ὕδωρ ζῶν dürstenden Christen. Desshalb findet man ja auch das Bild vornämlich als Grab-Gemälde. VIII. *Christi nomen.* Aus der nicht angeführten Abhandlung: *Jo Burkh. Mencken: de Monogrammate (ante Christum et post Christum). Lips.* 1696. 4. hätte sich mehr Interessantes über diesen Punct beybringen lassen. IX. *Columba.* Wir vermissen Vieles, was in *E. F. Wernsdorf's* zwey zahlreichen Abhandlungen: *de simulacro Columbae. Viteb.* 1773 und *de Columba auriculae Gregorii M. adhaerente.* 1780. 4., angeführt wird. X. *Corona.* XI. *Crux.* Hiebey verdient die meiste Aufmerksamkeit, was gegen *v. Hammer's* verwirrende Erklärung (im *Baphomet*) erinnert wird. Ähnliche Erinnerungen gegen die Hyperkritik dieses Gelehrten sind hin und wieder eingestreut. XII. *Currus.* Die gegebene Deutung dürfte schwerlich befriedigen. An 1 Kön. II, 12 dürfte eher zu denken seyn. XIII. *Domus.* Die Erklärung von der Kirche, ist natürlicher, als von Christus. XIV. *Equi.* Am häufigsten als Sepulcral-Symbol. *Imago equorum currentium, ut et bigarum et quadrigarum, hominis sunt symbola properantis ad metam.* Würde besser mit No. XII. verbunden. XV. *Evangelistae.* Das Bekannte über die Attribute und Embleme der vier Evangelisten. Von *Sannazar's* schöner Dichtung finden wir nichts erwähnt. XVI. *Gallus.* Bild der Wachsamkeit und Erinnerung an den Ap. Petrus. Wir vermissen die Beziehung auf *Galli cantum* beym Prudentius, und die Vorstellung, nach welcher der Hahn ein Dämon ist, wie bey den Arabern und Persern *Dik-el dschin.* XVII. *Olea.* XVIII. *Palma.* Beide Bäume verbunden als Symbol des Friedens und des Sieges. XIX. *Pastor bonus.* Schon *Tertull. de pudicit.* c. 7. 10 erwähnt (obgleich missbilligend) dieses Bildes an Abendmahls-Kelchen. Man findet dasselbe am häufigsten und in den verschiedensten Umgebungen und Gruppirungen. XX. *Pavo.* Als „*symbolum immortalitatis*", Rec. konnte sich noch nicht davon überzeugen, da er im christl. Alterthume dafür stets den Vogel Phönix findet. Bey orient. Gemälden möchte man an den islamit. Himmels-Pfau (*Thaus bag behischt*) denken. XXI. *Pedes.* Bald *unus pes*, bald *planta unius vel duorum pedum*, mit dem Beysatz: *in Deo*, als ἴχνια χριστοῦ im alten Hymnus und 1 Petr. II, 21. XXII. *Petra.* Der Moses-Felsen, aus welchem süsses Wasser quillt, was schon Hieronymus auf Christus anwendet. Vgl. 1 Cor. X, 4. XXIII. *Pisces.* Fast noch gewöhnlicher, als No. XIX. Die Deutung aus der Geschichte des Tobias (S. 32) ist wohl zu weit hergeholt, da Matth. IV, 19. Marc. I, 17. Luc. V, 2 ff. u. a. weit näher liegen. XXIV. *Vitis.* Die einfachste Erklärung ist Joh. XV, 4 ff. gegeben.

Diess ist der mannichfaltige Inhalt einer Abhandlung, welche, wenn man auch Vieles noch vermisst, doch schöne Erklärungen und Andeutungen enthält, und den Wunsch, ähnliche Untersuchungen vom Vf. zu erhalten, rege macht.

Wenn schon die No. 2 beschriebene Lipsanothek unter die merkwürdigeren Kunstdenkmäler, welche wir in dieser Art besitzen, gehört: so verdient gewiss die Erscheinung eines solchen Schul-Programm's eben so selten und merkwürdig genannt zu werden. Es war ein recht glücklicher Gedanke, dass Hr. *K.*, von Geburt und Bildung ein Sachse, und einer der verdienstvollsten Lehrer an dem mit Recht berühmten Weilburger Gymnasium, das in seinem Wohnorte befindliche Kunstwerk, wovon schon in *Brower's Antiquitat. et Anal. Trevirens. Leodiae,* 1670. *T. II. p.* 101 *seqq.* eine Beschreibung gegeben ist, einer neuen, weit sorgfältigeren, sachkundigeren und gelehrteren Erklärung würdigte. Dem wackeren Schulmanne gebührt dafür der Dank der Gelehrten und die Aufmunterung zu ähnlichen schätzbaren Arbeiten.

Der seit 1803 in Weilburg befindliche kostbare Reliquien-Kasten stammt von der berüchtigten *Plünderung Constantinopels durch die Lateiner* (im J. 1204) ab, und ist von dem Trierschen Ritter *Henricus de Ulmena* im J. 1207 dem *Stubner-Kloster* an der Mosel geschenkt worden. Hier wurde derselbe bis zur Invasion der Franzosen im J. 1794 aufbewahrt, wo er mit anderen Kostbarkeiten über den Rhein geflüchtet, und so den Neu-Vandalen entzogen wurde. Der Vf. hat die in diesem Kunst-Kasten aufbewahrten schönen Christus-, Marien-, Apostel- und Heiligen-Bilder näher beschrieben, und vorzüglich die dabey befindlichen Inschriften mit grösster Sorgfalt erläutert.

Da Rec. dem Vf. nicht ins Einzelne folgen kann, ohne dieser Anzeige eine zu grosse Ausdehnung zu geben: so will er nur ein Paar Bemerkungen, welche theils das Ganze, theils das Einzelne, betreffen, hinzufügen. Schon die Art und Weise, wie hier auf dem Operimente die beiden heiligen Familien zusammengestellt sind, ist merkwürdig und lehrreich. Ausser dem auf dem Mittel-Grunde befindlichen *Bilde Christi* (in der Stellung auf dem Throne, in der Linken ein Buch haltend, die Rechte etwas erhebend „*tanquam docturus pedesque scabello insistens.*" — Rec. möchte die von *du Fresne* von ähnlichen Bildern gegebene Erklärung: *tanquam benedictionem impartiens*, doch nicht, wie S. 6, so geradezu tadeln) ist der Heiland von *Maria, Johannes d. Täufer* und

den beiden Erzengeln *Michael* und *Gabriel* umgeben. Dann folgen als Begleitungs-Bilder zu beiden Seiten: der h. *Jakobus*, *Johannes* (ὁ θεολογος), *Paulus*, *Petrus*, *Andreas*, *Marcus*, *Bartholomäus*, *Thomas*, *Lucas*, *Matthäus*, *Philippus*, *Simon* (wohl Simon-Judä?). Schon die Ordnung und Reihen-Folge ist zu beachten, und weiset auf einen orientalischen Ursprung hin. Im Occident pflegt die Apostel-Ordnung eine andere zu seyn. Auch dass hier *Marcus* und *Lucas* in der Apostel-Reihe stehen, ist wohl zu bemerken, und dient zum Beweise, dass das Alterthum von der Unterscheidung der neueren Kritik, welche *Evangelisten* und *Apostel* zu trennen vorschreibt, nichts gewusst habe. In der Erklärung S. 9. 10 wird der Beyname des Apost. Johannes: ὁ Θεολογος, zwar richtig erklärt, aber nicht bemerkt, dass er aus der Apokalypse entlehnt sey, was doch in mancher Hinsicht wichtig ist.

Die am Rande befindlichen *Heiligen-Bilder* werden in folgender Ordnung gegeben: 1) Ὁ ἅγιος Θεόδορος. 2) — — Ευστάχιος. 3) — — Βασίλειος. 4) — — Ιωάννης ὁ κήρυξ. 5) — — Γεόργιος (Γεώργιος). 6) — — Νικόλαος. 7) — — Γεόργιος. Auch hiebey hat Hr. *K.* mehrere treffende Bemerkungen aus der kirchlichen Heiligen-Geschichte beygefügt. Doch will uns Einiges nicht genügen. No. 4 soll seyn: Ὁ ἅγιος Ιωάννης ὁ κήρυξ, und es heisst darüber S. 10: „*Joannes Baptista bis in hoc optimorum hominum conventu nominatur, primum nomine* πρόδρομος, *deinde nomine* ὁ κήρυξ, *quod utrumque ejus nomen est vulgatissimum, non solum quia, quod Evangelistae indicant, Jesu Christi adventum in has terras praenuntiaverat, sed etiam quia, quod scriptores addunt, Christi adventum etiam in inferos praenuntiarat*" Auch das Letzte ist richtig, und Rec. besitzt eine Rede des *Eusebius Emisenus*: περὶ τῆς παρουσίας Ιωάννου ἐν τῷ ᾅδῃ u. s. w., wodurch das, was aus *Nicephorus Callistus* angeführt wird, seine Bestätigung erhält. Aber wie kann dieses Doppelt-Prädicat zu einer artistischen Doppelt-Darstellung berechtigen? Und wie kommt der Täufer in *diese* Heiligen-Gesellschaft? Wir vermuthen daher, dass hier ein anderer *Johannes* gemeint sey, und zwar ὁ ἅγιος Ιωάννης ὁ στρατιώτης, welcher als Märtyrer in grossem Ansehen stand, und dessen Gedächtnissfeyer in der griech. orient. Kirche am 30 July begangen wird. In dem vor uns liegenden *Synaxar. Gr. Venet.* 1630 finden wir für diesen Tag: Μνήμη τοῦ μακαρίου Ιωάννου τοῦ στρατιώτου; und in dem *Menologio Constant. edit. Morcelli* [illegible]m. 1788. 4. T. II S. 179 finden wir: Ἡ ἄθλησις τοῦ [illegible]γίου Ιωάννου τοῦ στρατιώτου. Sollte indess, was wir nicht zu beurtheilen vermögen, das angegebene Κρυς (mit Uncialen) gar zu deutlich seyn: so würden wir eher an *Joannes Damascenus* denken, welcher den Beynamen ὁ Κυρινος führt, und am 29 November seine Μνήμη hat. Das zweyte Γεόργιος (die Griechen schreiben sonst immer Γεώργιος) ist uns ebenfalls anstössig, und es muss, wenn nicht *Gregorius* dafür zu substituiren ist, auf jeden Fall noch ein anderer h. Georgius (deren die Griechen drey haben, wie die Menologien zeigen) angenommen werden. — So viel, um unsere Aufmerksamkeit auf diese gehaltreiche Monographie zu bezeugen.

Nv.

JUGENDSCHRIFTEN.

DESSAU, b. Schlieder: *Hebräisches Elementar-Buch*, zum bessern und stufengemässern Erlernen des Hebräischen und Rabbinischen, nebst einem vollständigen Wortregister. Für Schul- und Privatunterricht. Von *J. Wolf* und *G. Salomon*, Lehrern an der Franz-Schule zu Dessau. 1819. X u. 149 S. 8.

Die *Olivier*'sche Laut-Methode wird, so viel Rec. weiss, hier zuerst auf die *hebräische Sprache* angewendet, und wir glauben, dass, unter Leitung eines geschickten Lehrers, der so schwierige Lese-Unterricht im Hebräischen und Rabbinischen sehr gut von Statten gehen werde. Mangelt aber ein solcher, so wird er noch mehr, als im Deutschen, in Tändeley und Spielerey ausarten. Dass die beiden Vff. schon seit einer Reihe von Jahren den hebräischen Unterricht in der israelitischen Schule zu Dessau mit Erfolg und Nutzen geleitet haben, bezeugt die beygedruckte Erklärung des Schulen-Directors *Dav. Fränkel*, sowie man sich auch aus Plan, Anlage und Inhalt dieses Elementarbuchs überzeugen kann, dass sie mit dem, was der Jugend hiebey Noth ist, wohl bekannt sind. Das Ganze besteht aus folgenden Abtheilungen: I) Leseübungen mit beygefügten Tablaturen. II) Anleitung zum Übersetzen, in der Absicht, um die ersten und wichtigsten Sprachregeln bekannt zu machen. Nach Rec. Einsicht würde dieser Abschnitt besser den Beschluss machen. III) Auszug aus der heiligen Geschichte. Die Auswahl ist verständig, und die untergelegten Anmerkungen, kurze Erklärungen und Paränesen enthaltend, sind zweckmässig für die Jugend. IV) Anleitung zum Lesen des Rabbinischen. Die ausgewählten Lese-Stücke sind aus dem Talmud und den besseren rabbinischen Schriften mit Überlegung mitgetheilt. V) Anweisung zum Erlernen des sogenannten Jüdisch-Deutschen.

Diese Schrift ist für Schüler von 5 — 10 Jahren bestimmt. Für das spätere Alter wollen die Herausgeber nächstens durch einen zweyten Lehrcursus sorgen.

mcr.

NÜRNBERG, in der Zehschen Buchhandl.: *Der neue holsteinische Robinson, oder Entdeckung und Bevölkerung der Insel Angely.* Ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. Herausgegeben von *K. A. G. von Egloffstein.* Gegenstück zu Campe's Robinson. Mit Titel-

kupfer und 8 illuminirten Tafeln. 1822. IV u. 288 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (Ohne Kupfer 21 gr.)

Dieses Buch kann als eine glückliche Variation des fast unerschöpflichen Themas empfohlen werden, welches in der Grundidee des Robinson liegt. Es ist hier eine holsteinische Prediger-Familie, welche sich aus dem Schiffbruche auf eine unbewohnte fruchtbare Insel des indischen Meeres rettet. Mit dem Unterhaltenden ist überall das Belehrende verknüpft, und die Schilderungen können um so treuer seyn, da sie auf Selbstanschauung beruhen. Der Vf. lebte nämlich laut der Vorrede zwölf Jahre in Ostindien. Einige Sprachunrichtigkeiten hätten vermieden werden sollen.

ef.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Merseburg*, in der Regierungsbuchdruckerey: *Zwey öffentliche Vorträge* nach dem Brandunglücke zu Peosen, in der Kirche daselbst am 12 Sonntage n. Trin. 1822 gehalten, und zur Unterstützung derer, die dieses Unglück traf, herausgegeben von *Fried. August Lobeck*, Pfarrer in Peosen, und *Gottfr. Aug. Lobeck*, Pfarrer in Geuneu. 23 S. 8. u. IV.

Zwey geistliche Vorträge, der Veranlassung, des Inhalts und der Darstellung, sowie des Umstandes wegen, dass zwey durch Natur und Gesinnung innig verbundene Brüder, sich über Einen Gegenstand, jedoch beide auf eigenthümliche Weise, aussprechen, einer weiteren Bekanntmachung nicht unwerth. Das am 20 Aug. d. J. das Dorf Peosen hart betroffene Feuerunglück, welches ausser 20 Häusern, auch das Pfarr- und Schulhaus hinwegraffte, veranlasste den Vf. der voranstehenden Predigt über Jes. 43. 2. u. Ps. 66, 12. folgenden Satz aufzustellen: Auf dem Gange ins Feuer und aus dem Feuer war Gott bey uns: insofern er uns 1) diesen schweren Gang gehen liess, und 2) denselben überwinden half. Das erste wird überhaupt aus dem Leben, den Erfahrungen, die uns an die Macht des Schicksals erinnern, insbesondere aus den Drangsalen des letzten Kriegs u. s. w., auf eine wahrhaft rührende, aber stets religiöse, Weise entwickelt; in dem zweyten werden die wunderbare Erhaltung so Vieler, der Schutz des mitten in der Gefahr befindlichen Tempels, mit dankbarer Rührung erwähnt, die mannichfaltigen Beweise der Menschenliebe gerühmt, und das Ganze ist von nützlichen Anwendungen für das Leben begleitet. Eine Probe der Darstellung in diesem Vortrage sey die Stelle S. 12: „Einem Einzigen blieb der Ausgang aus den Flammen für diese Welt verschlossen; unter den Trümmern eines brennenden Hauses fand er aber den Weg durch die Todesthäler zu einer besseren Welt, den Heimgang in des Vaters Haus, wo weder Sturmglocke, noch Todenglocke ertönt, wo der Kummervollen Klage und des Weinenden ächzende Stimme nicht mehr gehört wird“.

Der Vf. der folgenden Rede spricht darin: *Worte des Trostes, des Dankes und der christlichen Fürbitte*, nach Anleitung der Worte: der Herr hat mich gesandt, den Elenden zu predigen — auf eine rührende, erhebende und ermunternde Weise aus. Welch' eine süsse Wehmuth mochte die Brust des Redners durchbeben, als er die Worte sprach: „Ach! ein hartes Schicksal hat dich betroffen, *Peosen, du gutes Peosen*, an das mich so viele alte und neue Bande der Liebe und Freundschaft fesseln, und das meinem Herzen stets theuer und unvergesslich bleiben wird, — ein hartes Schicksal hat dich betroffen. Zum fünftenmal hat dich der Herr mit Feuer heimgesucht, seit dem ich aus deiner Mitte geschieden bin. Ich sehe mich nach meinem Vaterhause um, nach dem Hause, wo ich die längst verflossenen Jahre meiner Jugend verlebte, und — ich kenne die Stätte nicht mehr, wo es gestanden hat u. s. w. Welcher Trost war es für die Verunglückten, als sie der Redner an die Engel in Menschengestalt, die zahlreichen Freunde in der Noth, erinnerte. Welche Demuth gegen Gott und dankbare Freude musste die Herzen der Geretteten und Glücklichen durchdringen, welche dringende Auffoderung zur Mildthätigkeit mussten sie fühlen, als sie hörten: „der Gang aus dem brennenden Hause ist ein schwerer Gang; ein Gang ins Elend, ein Gang in die Wüste, ein Gang durchs tiefe Meer der bittern Sorgen. Und sie sind mitten unter uns, die diesen Gang gehen mussten. Ach! eilet ihnen zu Hülfe, ihr Alle, die ihr noch sicher in euern Häusern wohnt! Lasst sie nicht sinken, reicht ihnen die Bruderhand, und beweist euch an ihnen, als wahre Freunde in der Noth“. Möge der von dem Vf. beabsichtigte, wohlthätige Zweck dieser Vorträge, durch Herausgabe derselben etwas zur Minderung der traurigen Lage der Verunglückten beyzutragen, nach Wunsche erreicht werden!

M. R.

Altenburg, b. Hahn: *Neue Mittheilung an Prediger und Schullehrer*, aus dem Gebiethe (Gebiete) der Theologie und des Bibelstudiums, berechnet für Kirche, Schule und Studierstube. Herausgegeben von M. *T. W. Hildebrand*, Diaconus an der Hauptkirche St. Mariä in Zwickau. Ersten Bandes 1stes Stück. 1821. 94 S. 8. (6 gr.)

Diese neue theologisch-praktische Schrift soll zunächst Alles, was in das Gebiet der Theologie gehört, mit strenger Hinsicht auf das praktische Studium und die amtliche Thätigkeit des Predigers und Schullehrers, berühren. Die einzelnen Abhandlungen sollen alle eine praktische Tendenz haben, mögen sie sich nun auf Dogmatik, Moral oder Kirchengeschichte beziehen. Bisweilen sollen auch Biographieen, Charakteristiken, alte Briefe und Urkunden mitgetheilt werden. Prediger und Schullehrer will man in gleichem Grade beachten. In den zu liefernden Materialien und Dispositionen zu Predigten und andern Amtsreden will der Herausgeber hauptsächlich auf das Rücksicht nehmen, was in der homiletischen Literatur immer noch Lücken hat. Das Bedürfniss der Zeit soll immer im Auge behalten werden. — Von dem Vielversprochenen liefert das erste Heft wenig, und auch diess Wenige könnte gediegener, gehaltvoller und mit grösserer Sorgfalt ausgewählt seyn. Unter dem Artikel *Katechetik* findet man einen wenig genügenden Commentar über das erste Hauptstück des kleinen lutherischen Katechismus, als Leitfaden beym Religionsunterricht. Auf die Methodik des Unterrichts ist dabey gar keine Rücksicht genommen. Der *homiletische* Abschnitt enthält Dispositionen zu Predigten über die Hauptstücke des luther. kl. Katechismus und einige Erläuterungen, homiletisch-praktische Ideen und Predigtentwürfe zu den, auf die zwey Busstage des Jahres 1821 in Sachsen [illegible]neten, Texten. Die Themata sind etwas gesucht, [illegible] die Dispositionen gekünstelt, ohne fruchtbar und ideenreich zu seyn. S. 57 ist „eines *jedes* Menschen“ wohl nur ein Druckfehler. Die *Liturgik* enthält Parallelen zu den Sonn- und Festtags-Perikopen, die mit vieler Einsicht und Bibelkunde ausgewählt sind, und zu einer fruchtbaren und lehrreichen Benutzung und Anwendung der Evangelien dienen können. Den Beschluss macht eine alphabetische Angabe der neuesten theologischen Schriften, die jedoch bloss Büchertitel enthält.

R. d. e. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 2.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Ausführliche Schreibungslehre der teutschen Sprache (,) für Denkende, vornehmlich für Schriftsteller, Lehrer und Beamte;* durchaus neu bearbeitet von Dr. *Joh. Gottlieb Radlof*, öffentlicher (öffentlichem) Professor in der philosophischen Facultät an der königl. preussischen Rhein-Universität u. s. w. Nebst zwey Schrifttafeln. 1820. XXIV u. 602 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Orthographik, oder, wie sie der Vf. nennt, die Schreibungslehre, gehört unter diejenigen Wissenschaften, die bey uns von Messe zu Messe in einer nicht geringen Anzahl neuer Bearbeitungen erscheinen, und dennoch aus dem Zustande der grössten Unvollkommenheit sich nicht erheben. Der grössere Theil der Sprachlehrer huldigte bisher demjenigen, was *Adelung* in dieser Hinsicht aufgestellt hat; musste aber auch hier eine strengwissenschaftliche Begründung, die überhaupt so vielen sprachlehrlichen Arbeiten dieses Gelehrten abgeht, schmerzlich vermissen. Seit dem Ableben *Adelung's* ist durch die in jugendlicher Frische wirksamen Gelehrtenvereine, und durch die Strebungen einzelner Forscher, für deutsche Sprache sehr viel geschehen; die Orthographie aber hat fast gar nichts gewonnen. Hr. *Radlof*, der sich schon durch andere Schriften als einen gründlichen Sprachforscher ausgewiesen, kann darum auf den Dank des Publicums rechnen, dass er diesen Theil der Sprachlehre einer neuen und ausführlichen Bearbeitung unterworfen hat. Diese Bearbeitung selbst kann schon um ihrer Ausführlichkeit, um der geschichtlichen Begründung willen, die ihr der Vf. durchgängig zu geben versucht hat, mit keiner von den Darstellungen verglichen werden, welche die Orthographie seit *Adelung* erfahren hat; ja, sie möchte sogar in mancher Hinsicht über den Leistungen dieses Sprachgelehrten stehen. Gleichwohl ist es dem Vf. nicht gelungen, diesen Theil der Sprachkunde aus seinem bisherigen Aggregatzustande zu erheben, und in einem in sich selbst abgeschlossenen, sich selbst tragenden, System darzustellen. Hätte der Vf. dieses Ziel sich vorgesteckt und mit Sicherheit erreichen wollen: so hätte er vor Allem die Anzahl und Wesenheit der in der menschlichen, und dann in der deutschen, Sprache befindlichen Laute mit Nothwendigkeit zu bestimmen, dann die unwandelbaren Gesetze, die dem Bau der Sylben zu Grunde liegen, zu entwickeln suchen müssen. Wenn hierauf die Zeichen der empirischen Schrift mit den Lauten verglichen, und so der Mangel und theilweise Überfluss der ersten deutlich aus einander gesetzt worden wären; wenn endlich das Princip, dass die Schriftzeichen den Laut treu und begrenzt darstellen müssen, das aller schriftlichen Aufzeichnung der Sprache von jeher zu Grunde gelegen hat, und noch liegt, obwohl es in einzelnen Sprachen nicht immer consequent durchgeführt ist, hier mit Bewusstseyn ausgesprochen und vorangestellt worden wäre: so würde sich eine Reihe von Gesetzen und Regeln haben entwickeln lassen, nach denen es leicht gewesen wäre, über zweifelhafte Wortformen da, wo geschichtliche Gründe nicht ausreichen, mit Sicherheit zu bestimmen, überhaupt das ganze Gebäude der Schriftsprache auf festen Grundsäulen zu erbauen. Eines der ersten und wichtigsten Gesetze des Sylbenbaues, das der Vf. ganz übersehen hat, das aber als nothwendiges und allgemeines durch alle empirische Sprachen, obwohl freylich bald mehr, bald minder durchgeführt, walten muss, würde sich dem Vf. dann von selbst dargeboten haben, nämlich: dass nur solche Laute zusammengefasst (in einer συλλαβή begriffen) werden dürfen, die sich wieder zu einer Einheit des Lautes nach dem Geiste der individuellen Sprache verflössen lassen. Aus diesem allgemeinen Gesetzte folgt dann das besondere: dass sich nach dem antretenden Endlaute der vorhergehende richten, wenn jener hart ist, dieser gehärtet, wenn jener aber weich ist, dieser weich ausgesprochen werden muss. Die Regeln für die Schrift ergeben sich nach dem oben angezogenen Grundsatze von selbst: vor der *tenuis* muss das Zeichen einer *tenuis*, vor der *media* das der *media* stehen, mit Ausnahme des Falles, wo der Stimmlaut oder das stumme *e* (das Schwa), dessen Wesenheit der Vf. abermals nicht kannte, stehen oder wegbleiben kann. So erklärt es sich dann, warum man *Haube*, und doch nicht *Haubt*, sondern *Haupt*, *Magd* und *Macht*, *Jagd* und *Jacht*, *schneiden*, und doch *Schnitt*, *liebet* und *liebt* u. s. w. schreiben muss. — Doch wir schreiten zur Darlegung

der einzelnen Theile des Werks selbst, das überhaupt in acht Abschnitte zerfällt.

Der *erste* dieser Abschnitte enthält: *die* kurze Geschichte der Schreibekunst unter den Altdeutschen, seit der ersten Einwanderung dieser bis zu Karl dem Grossen. Der Vf. hat hier mit Beruf und Sachkenntniss gearbeitet; doch fehlt es nicht an unbegründeten Behauptungen, wie z. B. die ist, *Hermes* sey von den Hebräern *Seth* genannt worden. S. 13 wird gesagt, unser *melden* stamme von dem gothischen *gameljan*, was eigentlich bestimmter heissen sollte, es sey mit selbigem verwandt; denn *melden* ist ein altes Doppelwort aus *mal* (*signum*) und *thun* (*facere*), und heisst also: *die Anzeige machen.* — *Schreiben* soll nach dem Vf. urdeutsch seyn; was wir sehr bezweifeln müssen. Dass es nach der starken Abwandlungsweise geht, beweist nichts, da diess ja auch der Fall bey dem unbestreitbar nicht urdeutschen *preisen* ist. — Demjenigen, was S. 63—66 für die Beybehaltung unserer jetzigen Schreibzüge gesagt ist, stimmen wir ganz bey. — Der *zweyte Abschn.* stellt den Umfang und die Grundsätze der Schreibungslehre auf. Vornehmlich von diesem gilt dasjenige, was wir im Anfange unserer Beurtheilung von dem Mangel einer eigentlich wissenschaftlichen Begründung gesagt haben. Doch müssen wir dem Vf. das Verdienst lassen, dass er die bekannten Schreibgesetze und deren Verhältniss zu einander mit Klarheit dargestellt hat. Im vierten Hauptstück dieses Abschn., das von den Stamm- und abgeleiteten Wörtern handelt, werden die Wörter der Sprache unterschieden in *Wurzelwörter*, oder in solche, von denen andere Wörter nach dunkelen und veralteten Formweisen abgeleitet sind; in *Stammwörter*, von denen andere Wörter nach noch bekannten Formweisen abgeleitet sind oder werden; und in *abgeleitete* oder *Sprosswörter*, welche von den Stammwörtern gebildet sind, und oft noch neue Ableitungen erlauben. Diese Unterscheidung und Begriffsbestimmung ist zwar dem bisherigen Sprachgebrauch der Grammatiker, die alle Wörter der *species* nach in Stamm- und abgeleitete eintheilten, und entweder Wurzelwort für Stammwort identisch nahmen, oder nur so unterschieden, dass ihnen das Stammwort ohne Beziehung auf das abgeleitete Wurzelwort hiess, keinesweges gemäss; doch verdient dieselbe unseres Erachtens sowohl um des inneren Vorzugs willen, dass die Vergleichung übereinstimmend ist, als auch des Äusseren wegen, dass sie eine neue, zweckmässige Abtheilung der primitiven Wörter an die Hand giebt, alle Empfehlung. Es wird dann die richtige Schreibung mancher Wortgeforme nach den aufgestellten Grundsätzen, grösstentheils in Übereinstimmung mit *Adelung*, angegeben. *Störrig* leitet der Vf. S. 109 von *starr* ab, und hält darum die Schreibung: *stärrig* für richtiger; wir glauben indessen, dass der Stamm dieses Wortes das veraltete *Store* (*truncus*) ist, wofür auch der Umstand spricht, dass in manchen Mundarten, wie in der rheinländischen und westerwäldischen, *stockig* für homonym mit *störrig* gilt. Die Unterscheidungen von *betrieglich* d. i. betriegbar, und *betrüglich* d. i. mit Betrug; *bindig*, was bindet, von *binden*, und *bündig*, von Bund u. a. haben unseren unbedingten Beyfall. Überhaupt wird man in demjenigen, was der Vf. in diesem Abschnitt noch ferner von der Veränderung des Bedeutnisses (so sagt der Vf. für Bedeutung), angezeigt durch den Ton, von ähnlich- und gleichlautenden Wörtern, von der Schreibung deutscher Eigennamen u. s. w. sagt, eine Menge scharfsinniger Bemerkungen, tief aus dem Wesen der Sprache gegriffener Unterscheidungen finden. Vornehmlich ist das Hauptstück von der Schreibung fremder Wörter meisterhaft ausgeführt. Der Vf. unterscheidet dieselben ganz richtig in *eingebürgerte* d. i. in die Sprache aufgenommene, und *gastliche* d. i. solche, die aus Mangel eines heimischen Ausdruckes entlehnt, aber nicht aufgenommen sind. Doch hat derselbe kein bestimmtes Princip aufgestellt, nach welchem in dem einzelnen Falle zu beurtheilen ist, ob ein Wort für eingebürgert, oder für bloss gastlich gilt; wesshalb wir dasselbe hier nachtragen wollen. Die lebende Sprache ist einem Organismus (Gliederthum) zu vergleichen, und für den Puls ihres Lebens die *Ableitung* zu nehmen. Das untrügliche Kennzeichen nun, ob sich der Organismus der Sprache ein fremdes Wort assimilirt habe, besteht darin, dass sich von demselben mit ursprünglich deutschen Ansylben oder durch Umlautung neue Wörter bilden lassen. So ist z. B. *dichten* ganz von dem Leben unserer Sprache durchdrungen, obwohl es von *dictare* abstammt, das im Mittelalter die Bedeutung von *componere* hatte, wie u. A. *Markulf* (*In epistola ad formularum lib. I*) sagt: *Viros eloquentissimos ac rhetores et ad dictandum peritos etc.*, weil das alte *scof* (S. *Doceni Gloss. theot. lat.*), das neben *shepbare* (Schöpfer), von *schaffen*, bestand, gänzlich ausser Gebrauch gekommen ist. Das Wort *Insel* dagegen hat neben *Eiland* das Bürgerrecht in unserer Sprache noch nicht erwerben können. — Der *dritte Abschnitt*, die Schriftzeichen-Lehre im Allgemeinen enthaltend, hat uns am wenigsten befriedigt. Der Vf. zählt u. A. nur 26 einfache Laute im Teutschen, da uns deren doch 34 bekannt sind. — Der *vierte Abschnitt* behandelt dann die Selbstlauter (Vocale). Die Ausführung dieser Lehre ist gelungen zu nennen; nur begreifen wir, offen gestanden, nicht, wie der Vf. als historischer Grammatiker sich für die Beybehaltung des Y im Deutschen erklären konnte. Um einen eigenthümlichen Laut der deutschen Sprache ausdrücken zu können, nahm *Ottfried*, wie er selbst in der Vorrede zu seinen Evangelien sagt, das griechische [illegible]silon unter die deutschen Buchstaben auf. Wie man die Vergleichung der Rune Iis (Eis), dann der älteren Schriften, und der jetzigen Schreibweise der Dänen, Engländer, Holländer u. s. w. lehrt, war dieser Laut *ei*. Diesen alten Dienst hat das Y verloren, weil Niemand mehr Tyd, Rych u. s. w. für Zeit, Reich u. s. w. schreibt; wozu es nun noch beybehalten? Etwa um gleichlautende Wörter wie sein (*suus*) und seyn (*esse*), mein (*meus*) und *meinen* (*putare*) zu unterscheiden?

Aber diese Wörter sind stammverwandt, und solche Unterscheidungen machen nach *Grimm* (Deutsch. Gramm. 2 Aufl. S. 524) nur die unhistorischen Grammatiker. — Warum der Vf. das *Kissen* für *Küssen* (*cuscino*) schreiben will, begreifen wir nicht. *Spritzen* läßt sich eben sowohl vertheidigen, wie *sprützen*, indem eher Lautwandlung, als Umlautung, anzunehmen ist. *Hülfe* ist allerdings richtiger, als *Hilfe*, da sich noch in Druckschriften des siebenzehnten Jahrh. das Stammwort *Hulf* findet, zu dem es sich wie *Schürze* zu *Schurz* verhält. — Der Gegenstand des *fünften Abschn.* sind die Mitlauter (Consonanten). Dieser Abschn. ist ebenfalls mit einer historischen Genauigkeit, mit einem Scharfsinne bearbeitet, die wenig zu wünschen übrig lassen. Wenn wir uns daher einige Gegenbemerkungen erlauben, so geschieht diess weniger, um den Vf. zurecht zu weisen, als vielmehr um ihm unsere Achtung und die Aufmerksamkeit zu bezeugen, mit der wir sein Werk durchgelesen haben. Gleich S. 241 ist uns aufgefallen, dass der Vf., wahrscheinlich durch die in der Anm. angeführten Sprachlehrer verleitet, einen gradverschiedenen Laut des f und v annimmt. Warum sollte aber in Wörtern, die offenbar von einander abstammen, wie *folgen*, *Gefolge*, *Volk*, mittelalt. *Folk*, dän. *Folk* u. s. w.; wie *vor* und *für*, althocht. *uore* und *uuori*, dän. *for*, schwed. *för*, engl. *for* u. s. w.; wie *vor* und *fördern* u. v. a. eine Gradverschiedenheit des Lautes Statt haben? Es müsste ja dem Vf. aus der Geschichte unserer Sprache nur zu wohl bekannt seyn, dass das doppelte Schriftzeichen für einen Laut nur ein Luxus unserer Schrift ist. *Lavete* S. 243 ist falsch, da *l'affut* nur *Lafete* gestattet. Der daselbst angeführte Grund für die Schreibung *vest* (*fixus*) reicht nicht aus, da das Wort zu der Familie von *fassen* gehört. Was S. 262 — 266 über den Unterschied der Endsylben — *ig* und — *lich* gesagt ist, glauben wir den Sprachlehrern zu ganz besonderer Beachtung empfehlen zu müssen, da hierin *Adelung* von einer irrigen Ansicht ausging, und viele unrichtige Wortformen in unsere Schriftsprache eingeschwärzt hat. Was der Vf. dagegen sagt, hat volle geschichtliche Wahrheit. Sehr ausführlich hat derselbe von S. 308 — 338 die Frage behandelt: ob wir *teutsch* oder *deutsch* zu schreiben haben, und selbige zu Gunsten des *t* beantwortet. Wir stimmen dem Urtheile des Vfs. unbedingt bey, halten aber die ganze Sache für sehr unwichtig. Überhaupt sollte man Fragen dieser Art in Deutschland nur mit einer gewissen Vorsichtigkeit behandeln. Wirft man sie einmal auf, so [illegible]gen deutsche Gelehrte nach der ihnen eigenthü[illegible]chen, von Ausländern oft bespöttelten, Weise so viele Gründe dafür und dawider vor, dass der Wald vor Bäumen nicht mehr zu sehen ist. *Exempla sunt odiosa!* — Der *sechste Abschnitt* enthält die Lehre von der Sylben- und Wörter-Schreibung. Wenn wir auch in dem ersten Hauptst., das von der Tonbezeichnung handelt, eine genauere Unterscheidung derjenigen Eigenschaft der Sylben, nach der sie gedehnt oder geschärft sind, von den anderen, nach denen sie, als messbare Grössen, der Währung in der Zeit (Protension) nach *lange* und *kurze*, der Innigkeit oder Intension nach *gehobene* und *gesenkte*, der Schwebung oder Extension nach *hohe* und *tiefe* sind, gern gesehen hätten, damit Verwechselungen vorgebeugt worden wäre: so wollen wir doch die Unterlassung derselben dem Vf. um so weniger zum Vorwurf machen, je mehr uns die Behandlung der Lehre von Dehnung und Schärfung der Sylben in allen Stücken befriedigt hat. Der Vorschlag, den der Vf. im zweyten Hauptst. zu einer Abtheilung der Sylben nach der Stammkunde macht, versteht sich eigentlich auf dem gegenwärtigen Standpunct der Sprachlehre von selbst. Wie darf man Buchstaben, die zur Darstellung eines einheitlichen Lautes, was denn doch die Sylbe ist, dienen sollen, in der Schrift auseinander reissen? In dem dritten Hauptst. schlägt der Vf. einen dreyfachen Worttrennel vor; wir halten indessen einen zweyfachen, den Bindestrich (-) und den doppelten Worttrennel (=) für hinreichend, alle Verhältnisse der Decomposition darzustellen, indem der letzte in allen Fällen den Dienst des vom Vf. beliebten dritten („) versehen kann. Das Hauptst. von der Zusammenschreibung der Wörter endlich enthält einen wahren Schatz von scharfsinnigen grammatischen Bemerkungen, den wir eben seines Reichthums wegen nicht in Auszügen geben, sondern nur zu angelegentlichem Studium empfehlen können. — Der *siebente Abschn.*, von der Auszeichnung der Wörter, ist mit gleicher Gründlichkeit, wie die vorhergehenden, gearbeitet. Vornehmlich hat die Art, wie der Vf. die grossen Anfangsbuchstaben in Schutz nimmt, unseren ungetheilten Beyfall. *Jac. Grimm* glaubte noch neuerlich dieselben verbannen zu müssen, weil sie in früheren Zeiten unserer Sprache unbekannt gewesen!! Als ob wir einmal gar nicht weiter gehen dürften, als unsere Altvorderen! — Der *achte* und letzte Abschn. behandelt dann die Satz-Zeichen. Wir haben unseres Wissens in der Beurtheilung der vorhergehenden Abschnitte dem Verdienste des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; mit eben dieser Offenheit gestehen wir aber auch, dass uns die Theorie der Satz-Zeichnung, die der Vf. hier aufgestellt hat, ganz unbefriedigt lässt. Es sind hier Regeln gegeben, die gerade nicht durchgehends unrichtig sind, aber unter sich schlechthin keinen Zusammenhang haben, gar kein höchstes Princip durchblicken lassen. Bey einer logisch geordneten, fest bestimmten, Lehre von den Sätzen und Sätzgefügen, die kürzlich mehrere Sprachlehrer zu geben versucht haben, versteht sich die Lehre von der Satz-Zeichnung, nicht nach logischen, nicht nach metrischen, sondern eben nach sprachlehrlichen Grundsätzen ganz von selbst. Die Beurtheilung der Ansichten des Vfs. in dieser Hinsicht versparen wir bis zur Erscheinung der von ihm verheissenen Grammatik. Wie der Gegenstand hier behandelt ist, ganz empirisch, abgerissen, unvollständig, kann man gar keine nähere Beurtheilung unternehmen, ohne die Lehre selbst umfänglich zu ent-

wickeln, was uns der Raum dieser Blätter verbietet. Wir können aus der Darstellung des Vfs. nicht einmal abnehmen, wie er Satz und Periode unterscheidet; von den verschiedenen Arten der Perioden, beyordnenden, einordnenden, unterordnenden, die doch eine verschiedene Interpunction erfodern, wie auch von den verkürzten Sätzen, ist gar nicht die Rede.

Zur grossen Unzier gereicht dem Buch die Vorrede, in welcher achtungswürdige Gelehrte auf eine höchst unschickliche Weise angegriffen werden. Auch der Druckfehler sind nicht wenige. F*r.

LITERATURGESCHICHTE.

LEMGO, in der Meyerschen Hofbuchhandlung: *Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert*, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten. Von *Johann Georg Meusel*. Sechster Band.

Auch unter dem Titel:

Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*. Fortgesetzt von *Johann Georg Meusel*. Achtzehnter Band. Fünfte durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1821. VIII u. 870 S. (3 Rthlr.)

Es ist für dieses höchst verdienstliche, unserem Vaterlande zu grosser Ehre gereichende, Werk ein Glück zu nennen, dass der sel. *Meusel* noch bey seinen Lebzeiten tüchtigen Männern ein solches Interesse für dasselbe erweckt hatte, dass auch nach seinem, am 19 Sept. 1821 erfolgten, Tode für eine würdige Fortsetzung und Vollendung gesorgt war. Der unermüdliche Literator, Hr. Prof. *Ersch* in Halle, war eigentlich zum Fortsetzer des Werks von dem nun verstorbenen, trefflichen Vf. bestimmt; allein er hat sich mit Hn. Advocat *Lindner* in Dresden, der schon seit längerer Zeit einer der eifrigsten Beförderer des Werkes, vorzüglich in Sachsen, gewesen war, zu wahrem Vortheil des Werks selbst verbunden; und Hn. *Lindner* verdanken wir vorzüglich die Durchsicht und Verbesserung der in diesem Bande enthaltenen Buchstaben I — N. Derselbe hat auch die Ausarbeitung der noch fehlenden zwey Bände O — Z übernommen. Überhaupt soll diese Fortsetzung überall möglichst die Bücherkunde bis zum Schlusse des J. 1820 umfassen, und durch einen, vielleicht noch dem achten Bande beyzufügenden, Nachtrag die in dieser Hinsicht bemerkbaren Lücken der früheren Bände bis zu diesem Jahre ausfüllen, um endlich einmal für die Fortsetzungen des Werkes eine bestimmte Periode, die eines Jahrzehends, zu gewinnen.

Anstatt daher in diesen Blättern zur Ausfüllung dieser Lücken selbst etwas beyzutragen, in der ungewissen Hoffnung, ob den Herausgebern, welche dieselben vielleicht längst kennen, und schon ausgefüllt haben, damit gedient seyn möchte, wollen wir vielmehr Alle, denen die Vollendung und möglichste Vervollständigung eines solchen Werkes am Herzen liegt, gern auffodern, ihre Beyträge und Berichtigungen den Herausgebern unmittelbar mitzutheilen. Das Werk wird, auch wenn es viel lückenhafter wäre, als es wirklich ist, *Meusels* Namen in dankbarem Andenken bey der Nachwelt erhalten; der Universität *Erlangen* wird es in den akademischen Annalen zu fortwährendem hohem Ruhme gereichen, dass in ihrem Schooss zwey Literatoren, *Meusel* und *Harles*, deren Sammlerfleiss, bey so manchen Mängeln ihrer Arbeiten, zur Zeit von keinem Gelehrten übertroffen worden, sich gleichzeitig um die gelehrte Welt vielfach verdient gemacht haben. Aber auch der wackern Verlagshandlung gebührt Anerkennung und Dank für die rühmliche Ausdauer bey einem so bändereich gewordenen Werke, dessen Ertrag freylich nicht auf den ersten oder zweyten Mess-Ausflug berechnet werden durfte. E.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Venedig*, b. Pasquali u. Curti: *Squarci di Eloquenza di celebri moderni autori Italiani* raccolti ad uso della studiosa gioventù dalli Sacerdoti fratelli *Anton' Angelo e Marcantonio Cavanis*. 1815. 1814. Vol. I. 132 S. Vol. II. 127 S. Vol III. 140 S. 8. (4 Franken.)

Die Herausgeber wählten nur abgebrochene Stücke aus neueren ital. Predigten, statt einige wenigstens ganz mitzutheilen, damit ihre Schüler noch ausser dem Stile, der sich nach solchem Gemengsel doch nicht bilden lässt, auch gelernt hätten, auf die Entwickelung und Durchführung eines gegebenen Thema's zu achten. Für Ausländer ist diese Sammlung einzig zu dem Behufe brauchbar, sich einen Begriff von dem sonderbaren Pathos und Bathos italiänischer Kanzelredner zu verschaffen.

Como, b. Caprani: *Scelta d'Orazioni italiane di vari Autori* fatta per uso del collegio Gallio di Como. 1815 I Vol. 450 S. II Vol. 444 S. 8.

Diese Sammlung enthält sieben und dreyssig Reden von *Landini*, *Tolommei*, *Speroni*, *Varchi*, *Della Casa*, *B. Cavalcanti*, *Collio*, *Frangipane*, *Davanzali*, *Paruta*, *Salviati*, *Minerbetti*, *Guiducci Dati*, *Salviai*, *Zanotti*, *Stellini*, *Cecchetti*, *Barotti*, *Gozzi*, *Giano*, *Roberti*; meist Mittelgut, selbst schlechter Wortkram, so dass nur das Wenigste für Jugendbildung geeignet scheint. Merkwürdig ist, dass man kein Bedenken erregte, Reden, wie von *Casa* gegen Karl V, *Cavalcanti* an die Florentinische Landwehr beym letzten Kampfe für die Selbstständigkeit, *Paruta* auf die in der Seeschlacht bey Curzolari 1571 gefallenen Venetianer, eine glückliche Nachahmung der griechischen Epitaphien, die von *Giano* bey der Krönung eines Doge von Genua, in welchen allen ein freyer Geist athmet, italiänischen Jünglingen in die Hände zu geben.

Venedig, b. Bernardi: *Lettere descrittive scelte da celebri Italiani* alla studiosa gioventu proposte da *Bartolommeo Gamba*, R. Ispettore alla stampa e libraria nel dipart. dell Advialico. 1815. 312 S. 8. (2 Frank.)

Diese Sammlung, welche meist sehr unterhaltende Briefe *Petrarca's*, *Bembo's*, *Bonfadio's*, *Tolomei's*, *Caro's*, *Gradnuigo's*, *Dolce's*, *Melchiori's*, *Guazzo's*, *Bentivoglio's*, *Galilei's*, *Stedi's*, *Magalolci's* u. s. w. enthält, ist in jeder Hinsicht vorzüglicher, als die von *Nardini* veranstaltete, und wenn wir nicht irren, auch in Deutschland nachgedruckte, ob sie sich gleich nur auf eine Gattung, die beschreibende, beschränkt.

Mit voller Überzeugung kann Rec. dieses Büchlein Jedem anempfehlen, der im Italiänischen Unterricht ertheilt, oder selbst eine leichtere Lectüre vorzunehmen wünscht. v. O.

